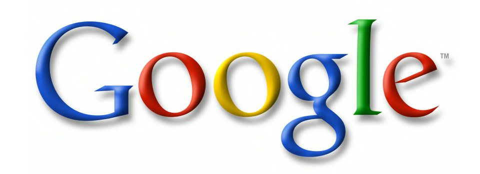
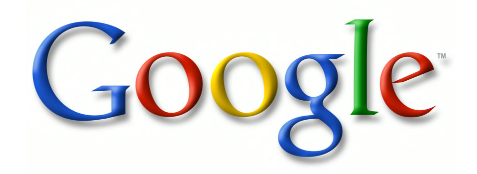

Google




DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.

Ludwig Häusser's

gesammelte Schriften.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Häusser.

Zweiter Band.

Zur Geschichts-Literatur.

Berlin,
Weidmannsche Buchhandlung
1870.



Inhalt des zweiten Bandes.

Erste Abtheilung.

Zur Geschichts-Literatur.

Macaulay's Geschichte Englands.*)

(Allgemeine Zeitung 11. u. 12. August 1849 Beilage Nr. 223. u. 224.)

Wir haben hier ein Werk vor uns liegen wie ihrer die historische Literatur unserer Tage nicht viele hervorbringt: ein geschichtliches Gemälde im wahrhaft großen Stil, wo sich der scharfsichtige Fleiß des Forschers mit dem gereiften Urtheil des Staatsmannes und der Meisterschaft des Darstellers zu einem glücklichen und wahrhaft classischen Ganzen verbindet. Eine Geschichte die uns die Entwicklung der britischen Freiheit und Größe, das reiche und bewegte Drama seit der Herrschaft der Stuarts, die Perioden Cromwells und Wilhelms III. mit so viel neuem und anziehendem Detail vorüberführte, die aus Bibliotheken, Archiven, Privatsammlungen und Familienaufzeichnungen eine solche Fülle wichtigen und zum großen Theil unbekannten Materials ans Licht brächte, würde auch ohne weiteres Verdienst zu jeder Zeit die Aufmerksamkeit historischer Forscher auf sich lenken müssen. Wie viel mehr wenn dieß alles so ohne sichtbare Mühe des Forschens durch die überlegene Virtuosität der Anordnung und Verarbeitung zu einem reichen und harmonischen Kunstwerk verwebt ist, wenn uns zugleich die Meisterschaft der Darstellung und psychologischen Charakteristik gefesselt hält, das fertige und ernste Urtheil des Staatsmannes überall anzieht und belehrt.

Wer einen so verworrenen und massenhaften Stoff so glücklich bemeistert, und den innern Entwicklungsgang einer großen und bewegten Zeit so einfach und ohne allen gesuchten Pragmatismus vorüberzuführen weiß, hat schon damit für seinen Beruf zum Geschichtschreiber ein hinlängliches Probestück abgelegt. Man wird bei Macaulay noch mehr finden. Es ist keine einigermaßen bedeutende Per-

---

*) Die Geschichte Englands seit dem Regierungsantritt Jacobs II. Von Thomas Babington Macaulay. Uebersetzt von Professor Fr. Bülau.

sönlichkeit in dem großen Drama, von den Stuart'schen Königen, Cromwell, Marlborough und Wilhelm III. an bis zu den leitenden Staatsmännern, Parteiführern und Intriganten herab, die uns nicht mit einer wahren Virtuosität von feiner und scharfer psychologischen Darstellungsgabe vor Augen geführt würde — überall eine Kenntniß der Menschen und Verhältnisse wie man sie aus Urkunden uud Büchern allein nicht schöpft, wie sie nur aus der unmittelbaren Anschauung großer politischer Zustände gewonnen wird. Mit diesem Vorzug zu wetteifern wird uns Deutschen fürs erste noch nicht vergönnt sein; wir müssen darum für jetzt jenen großen glücklichen Staat noch beneiden in welchem dem forschenden und betrachtenden Geist gestattet ist an der unmittelbaren Anschauung eines mächtigen und reichen Lebens sich zu bilden, und wo es dem praktischen, politischen Geschäftsmann vergönnt ist nach voller Befriedigung an der Gegenwart sich zugleich an der unbefangenen Beschauung vergangener Zeiten Belehrung und Erholung zu suchen.

Der Uebersetzer des Werkes, der sich die dankenswerthe Mühe genommen hat es der deutschen Lesewelt allgemein zugänglich zu machen, rühmt in der Vorrede daß ihm die Uebersetzung ein erquickender Genuß gewesen, denn er habe in dem Buch alles gefunden was anderwärts so bitter vermißt werde: völlige Klarheit und Sicherheit, antike Ruhe, freudige Zuversicht und dem tiefen Freiheitsbewußtsein die edelste sittliche Weihe gesellt. Ein ähnliches Gefühl wird jeden Leser ergreifen; er wird in der wüsten und verworrenen Zeit sich gern an einer solchen historischen Betrachtung belehren, erfrischen und wahrhaft aufrichten. Gerade unter diesem Gesichtspunkte wünschen wir dem Werke Macaulay's in Deutschland recht viele und fleißige Leser; es wird in jedem denkenden Mann einen tiefen Stachel zurücklassen, im Einzelnen wohl herabstimmen und niederschlagen, aber im Großen und Ganzen nur erheben, Hoffnung und Wetteifer im edelsten Sinne wecken. Zu lange haben wir uns an den Producten französischer Geschichtschreibung gesättigt, wo eine glänzende Darstellungsgabe den traurigen und zerfahrenen Inhalt verdeckt; zu lange die fatalistische Betrachtungsweise revolutionärer Historiographie und Apologetik in uns aufgenommen, und ein Theil unserer heranwachsenden Generation hat sich ihre ganze sittliche und politische Anschauungsweise durch die revolutionäre Sophistik und Dialektik so verwirren und verderben lassen, daß ein Theil der Verirrungen dieser Tage mehr auf Rechnung

unserer literarischen Beschäftigungen als wirklicher und ursprünglicher revolutionärer Anlagen zu setzen ist.

Hier begegnen wir nun einem gereiften und mannhaften Geschichtschreiber eines gereiften und stolzen Volkes, das auch Zustände wie die unsrigen durchlebt hat, dem sie aber als abgeschlossene Perioden politischer Jugend nur noch den Reiz der geschichtlichen Belehrung gewähren. Gerade die Zeit die Macaulay in den beiden vorliegenden Bänden schildert, zeigt uns fast ähnliche chaotische Wirren wie sie heute auf dem Festland sind: monarchischen Trotz und Verblendung, Grundsatzlosigkeit und Intrigue, große Lagen und kleine Menschen, Parteisucht und schnöden Egoismus, Verschwörung oben und unten, Demoralisation auf allen Seiten, fanatischen und demagogischen Unsinn in Hülle und Fülle. Und damals wie heute bewährt sich Macaulay's Wort: in jedem Zeitalter sind die schlechtesten Probestücke der Menschennatur unter Demagogen zu finden. Aber das alles liegt abgeschlossen als eine Fundgrube reicher Erfahrungen hinter dem Volk und seinem Geschichtschreiber; die trüben Zustände sind überwunden, und je schärfer und düsterer sie der Historiker zeichnet, mit um so größerer Befriedigung kann er bei den Ergebnissen der 160 Jahre welche die Gegenwart von jener Zeit trennen, seine Betrachtung verweilen lassen. Er kann mit Beruhigung sagen; es ist unbillig und undankbar von uns daß wir beständig mit einem Zustand unzufrieden sind der sich beständig verbessert. Aber fürwahr eben deßhalb findet beständiger Fortschritt statt, weil beständige Unzufriedenheit besteht. Wären wir durch die Gegenwart vollkommen befriedigt, so würden wir aufhören zu erfinden, zu arbeiten und mit Rücksicht auf die Zukunft zu sparen. Und es ist natürlich daß wir, von der Gegenwart unbefriedigt, eine zu günstige Ansicht von der Vergangenheit fassen.

Wir stehen, fügt Macaulay hinzu, in Wahrheit unter einer ähnlichen Täuschung wie die welche den Reisenden in der arabischen Wüste verführt. Unter der Karawane ist alles trocken und kahl, aber weit voraus und weit im Hintergrund ist der Schein erfrischender Wasser. Die Pilger eilen fort und finden nichts als Sand, wo sie eine Stunde vorher einen See gesehen hatten. Sie wenden ihre Augen zurück und sehen einen See wo sie eine Stunde vorher sich durch Sand hindurchquälten. Eine ähnliche Täuschung scheint die Nationen auf jedem Stadium des langen Vorschritts von Armuth und Barbarei zu den höchsten Stufen des Reichthums und der Gesittung

heimzusuchen. Aber wenn wir das Luftbild mit Entschlossenheit rückwärts jagen, so werden wir finden daß es vor uns in die Regionen fabelhaften Alterthums zurückweicht. Es ist jetzt Mode. das goldene Zeitalter Englands in eine Zeit zu verlegen wo der hohe Adel Bequemlichkeiten entbehrte deren Mangel dem modernen Lakaien unerträglich sein würde, wo Pächter und Krämer von Broden frühstückten deren bloßer Anblick einen Tumult in einem modernen Arbeitshause erregen würde, wo die Menschen in der reinsten Landluft schneller starben als sie jetzt in den verpesteten Gäßchen unserer Städte sterben, und wo die Menschen in den Gäßchen unserer Städte schneller starben als sie jetzt auf der Küste von Guiana sterben. Auch wir werden an unserem Theil übertroffen und an unserem Theil beneidet werden.

Wann ein solcher Glaube an die stete Vervollkommnung menschlicher Dinge sich unseres Volkes und der lebenden Generation bemächtigen wird, steht noch im Ungewissen; einstweilen können wir aber in dem Studium dieses Werkes Zustände und eine Entwicklung kennen lernen die eine so optimistische Betrachtung rechtfertigt. Die Mittel womit ein Volk sich aus einer so herben Lage wie die im 17ten Jahrhundert war herausarbeitet, die Gesinnung womit es seine Freiheit und seine Macht errang und behauptete, erfahren wir hier und können uns daran spiegeln. An diesem großen Egoismus eines mächtigen Volkes können wir unsern kleinen und kleinlichen Egoismus, der uns allerwärts im Wege steht, zügeln lernen; von diesem selbstbewußten Stolze, wie ihn der Geschichtschreiber allenthalben ausspricht, können wir mit Beschämung lernen, aber auch von dem Patriotismus womit das Auge des Briten überall nur Britannien und britische Interessen wahrnimmt, würde es uns gut anstehen etwas zu lernen. Einer der größten Vorzüge von Macaulay's Werk besteht unstreitig theils in der wahrhaften und ächten Objectivität womit er vergangene Zustände in einem treuen und ungeschminkten Bild aufführt, theils in der vollendeten Unbefangenheit womit er Parteien und Ansichten der widerstrebendsten Art in ihr richtiges Verhältniß bringt. Wie wahr und treffend faßt Macaulay, der anglicanische Protestant, die geschichtlichen Verdienste des mittelalterlichen Katholicismus, oder die Eigenthümlichkeit der Puritaner oder die Schwächen seiner eigenen Staatskirche auf; wie unparteiisch läßt er, der Whig, dem Streben und Thun der Tories Gerechtigkeit widerfahren. Nur das sittlich Verworfene und Faule wird unerbittlich beurtheilt, und der patriotische Stolz auf ein

Talent wie Marlborough hindert den Geschichtschreiber keinen Augenblick die Schlechtigkeiten des Menschen ohne Schonung aufzudecken.

Die patriotische, die ächt englische Gesinnung ist das Einzige was er allen Parteien zum Gebote macht. Daß die letzten Stuarts jesuitisch und despotisch dachten und handelten, würde Macaulay durch Erziehung und Entwicklung erklärt und fast entschuldigt finden; aber daß sie sich vor Frankreich erniedrigten, ist ihr unverzeihliches Verbrechen. Daß ein Theil der Royalisten dem römischen Katholicismus angehörte, scheint dem Geschichtschreiber eine sehr gleichgültige Sache; er glaubt es sei mit mehr Klugheit selbst einem Stuart möglich gewesen ihre rechtliche Gleichstellung zu erlangen — aber daß sie zum Theil Apostaten ihrer politischen Ueberzeugung, Feinde der englischen Freiheit und Macht waren, bricht in seinen Augen über sie den Stab. Mit einem gewissen Behagen hebt der Geschichtschreiber überall hervor daß die große Mehrzahl der Tories zwar ängstlich conservativ und gut royalistisch gesinnt, aber nicht höfisch und servil war; daß sie zwar nach Kräften die königliche Politik unterstützten, aber zu Einem nicht zu bringen waren, zur Billigung einer Staatskunst die das nationale Ehrgefühl verletzte. Es freut ihn als Engländer daß auch die feindlichsten Parteien in diesem einem Punkte sich die Hand reichen und alle die kleinen Zwiste, confessioneller und factiöser Art, vor diesem Lebenspunkte verschwinden.

In Einem zeigen von Anfang an Whigs und Tories allerdings eine innige Verwandtschaft: in der ächt conservativen Ader die beide mit einander gemein haben. Auch der Whiggismus, nachdem einmal die Tage der revolutionären Gewalt genossen waren, wurde den Eindruck nie los den diese Schreckenszeit auf alle Parteien machte, und dem die Stuarts ihre Erhebung und ihre fast dreißigjährige ungestörte Herrschaft zu verdanken hatten; auch er war den Ultras zur Linken schon zur Zeit wo seine Wege von den toryistischen noch weit abzuweichen scheinen, ebenso innerlich fremd wie denen zur Rechten. Es beruht dieß auf dem nationalen angebornen Charakterzug des englischen Volkes, wie er sich auch in der vorliegenden Geschichte an sehr vielen Stellen geltend macht: anhänglich ans Bestehende, voll Abneigung gegen revolutionäre Zufälle und Gewaltsamkeiten, ist die Nation von einer scharfsichtig spähenden Eifersucht, wo es nur irgend gilt, ein bedrohtes oder angetastetes Recht zu vertheidigen. Es bedurfte der ganzen wahnsinnigen Verblendung des letzten stuartischen Königs und seiner Rath-

geber, der wahrhaft raffinirten Verletzung aller hergebrachten Vorstellungen in Politik und Kirche, um die Engländer zu dem Aeußersten zu bringen, das die Revolution von 1688 hervorruft. Die Sorgfalt womit unser Geschichtschreiber dieß überall hervorhebt, das eifrige Bemühen womit er zu zeigen sucht daß man in der Umwälzung von 1688 jeden revolutionären und rechtsverletzenden Schritt nach Kräften zu meiden suchte, ist an einem Whig wie Macaulay überaus bezeichnend.

Die beiden ersten Abschnitte des Buches fassen in einer meisterhaften Uebersicht die Geschichte der politischen Entwicklung Englands bis zum Tode Karls II. zusammen; stets mit der vorwiegenden Rücksicht auf die Gestalt der Staatsverfassung und die ihr eigenthümlichen und unterscheidenden Züge. Von dem Moment an wo durch christlichen Einfluß das barbarische Chaos in Britannien sich anfing zu entwirren und zu gestalten bis zu den letzten Tagen Karls II., wird uns hier die Quintessenz der politischen Entwicklung Englands auf wenig hundert Seiten zusammengestellt, überall mit der bestimmten Beziehung auf den Hauptstoff des Werkes, und stets von dem lichtvollen, weitblickenden Standpunkt eines Staatsmannes aufgefaßt. Nirgends Parteibefangenheit, nirgends die alten überlieferten Vorurtheile englischen Hochkirchenthums oder des englischen Deismus. So hebt Macaulay gleich anfangs die trefflichen Wirkungen hervor welche das Eindringen des Christenthums und selbst der Hierarchie auf die Entwicklung der angelsächsischen Zeit geübt hat, und macht dabei die sehr richtige Bemerkung: diese Erzählungen haben bittere Aeußerungen der Verachtung bei einigen Schriftstellern hervorgerufen die, während sie sich des Freisinns rühmten, in Wahrheit so engherzig waren als irgend ein Mönch der finsteren Jahrhunderte, und die gewohnt waren an alle Vorgänge in der Geschichte der Welt den in der Pariser Gesellschaft des 18ten Jahrhunderts erfaßten Maaßstab zu legen. Mit wahrhaft staatsmännischem nüchternen Auge sieht er die Entwicklung des Mittelalters an, die uns romantische Liebhaberei bald als das unerreichte Ideal menschlicher Entwicklung zeichnet, oder die in den Augen des blöden Deismus als verrufene Irrwege der Verfinsterung erscheinen; in Zeiten, sagt er, wo die Staatsmänner unfähig waren umfassende politische Combinationen zu bilden, war es besser daß die christlichen Völker erhoben und vereinigt wurden für die Wiedererlangung des heiligen Grabes, als wenn sie, eins nach dem andern, von der mohammedanischen Macht überwältigt worden wären. Welchen Tadel man auch, in einer späteren

Zeit, mit Recht über die Schlaffheit und Ueppigkeit religiöser Orden verhängt hat, es war sicherlich gut daß es in einem Zeitalter der Unwissenheit ruhige Klöster und Gärten gab in denen die Künste des Friedens in Sicherheit gepflegt werden konnten, in denen edle und dem Nachdenken ergebene Gemüther ein Asyl finden konnten, in denen der eine Bruder sich mit einer Abschrift der Aeneide des Virgil beschäftigen, der andere sich in die Analysen des Aristoteles vertiefen konnte, in welchen das künstlerische Genie ein Martyrologium ausmalen, oder ein Crucifix ausschneiden, und in welchen der Sinn für Naturwissenschaft Versuche über die Eigenschaften der Pflanzen und Mineralien anstellen konnte. Wären nicht solche Zufluchtsstätten hie und da unter den Hütten eines elenden Landvolkes und den Burgen eines gewaltthätigen Adels verstreut gewesen, so würde die europäische Gesellschaft lediglich aus Lastthieren und Raubthieren bestanden haben.

Wie stark und unvertilgbar in jedem ächten Engländer das Nationalgefühl durchschlägt, beweist Macaulay's Urtheil über die Zeit der normännischen Herrschaft. In den meisten Gemüthern, sagt er, besteht eine so starke Neigung die Größe eines Souveräns für identisch mit der Größe der von ihm beherrschten Nation zu halten, daß fast jeder englische Geschichtschreiber sich mit einem Gefühl der freudigsten Erhebung über die Macht und den Glanz der fremden Gebiete des Landes verbreitet, und den Verfall dieser Macht und dieses Glanzes als ein Unglück für unser Land beklagt hat. Das ist in Wahrheit ebenso ungereimt als wenn ein haytischer Neger unserer Tage mit nationalem Stolz bei der Größe Ludwigs XIV. verweilen und von Blenheim und Ramillies mit patriotischem Bedauern und Beschämung sprechen wollte: der Eroberer und seine Nachkommen bis zur vierten Generation waren keine Engländer; die meisten von ihnen waren in Frankreich geboren; sie verbrachten den größten Theil ihres Lebens in Frankreich; ihre gewöhnliche Sprache war die französische; fast jedes hohe Amt wurde mit Franzosen besetzt; jede Erwerbung die sie auf dem Festlande machten, entfernte sie mehr und mehr von der Bevölkerung unserer Insel. Wäre es den Plantagenets gelungen, wie es einmal wahrscheinlich schien, ganz Frankreich unter ihrer Herrschaft zu vereinigen, so ist es wahrscheinlich daß England niemals ein unabhängiges Bestehen gehabt haben würde.

Macaulay sieht daher die Vertreibung der Normannen aus Frankreich für ein nationales Glück für England an, indem dadurch die

normännischen Edeln genöthigt wurden die Wahl zwischen der Insel und dem Festland zu treffen, und gezwungen waren England als ihr Vaterland und die Engländer als ihre Landsleute zu betrachten. Die Urenkel derer die unter Wilhelm, und die Urenkel derer die unter Harold gefochten, fingen an sich einander in Freundschaft zu nähern, und das erste Pfand ihrer Aussöhnung war die Magna Charta, durch ihre vereinigten Anstrengungen erworben und für ihr gemeinsames Wohl entworfen. Hier, sagt er, beginnt die Geschichte des englischen Volkes. Die Geschichte der vorhergehenden Begebenheiten ist die Geschichte der Unbilden welche verschiedene Stämme verübt und erduldet, die allerdings alle auf englischem Boden wohnten, aber einander mit einer Abneigung betrachteten wir sie kaum jemals unter durch physische Schranken geschiedenen Gesellschaften bestanden hat. Gewiß ist daß wie Johann König ward der Unterschied zwischen Sachsen und Normannen stark hervortrat, und daß er vor dem Ende der Regierung seines Enkels fast verschwunden war. In der Zeit Richards I. war die gewöhnliche Verwünschung eines normannischen Edelmanns: „Mag ich zum Engländer werden!“ Seine gewöhnliche Form einer unwilligen Weigerung war: „Haltet Ihr mich für einen Engländer?“ Hundert Jahre später war der Nachkomme solch eines Edelmanns stolz auf den englischen Namen. Im Laufe der Zeit verwischten sich die Racenunterschiede und die Gegensätze von Freiheit und Unfreiheit; das Sklaventhum und die Uebel welche das Sklaventhum jederzeit begleiten, waren in schnellem Abzug. Es ist bemerkenswerth, sagt Macaulay, daß die beiden größten und heilsamsten socialen Revolutionen die in England stattgefunden haben, die Revolutiou welche im 13ten Jahrhundert der Tyrannei von Volk über Volk, und die Revolution welche einige Generationen später dem Eigenthumsrechte von Mensch an Mensch ein Ende machte, stillschweigend und unbemerklich ins Werk gesetzt wurden. Sie erregten bei gleichzeitigen Beobachtern keine Bewunderung, und haben von den Geschichtschreibern nur ein sehr kärgliches Maß der Aufmerksamkeit erfahren. Sie wurden weder durch gesetzliche Anordnungen noch durch physische Kraft bewirkt. Moralische Ursachen verwischten geräuschlos erst den Unterschied zwischen dem Normannen und dem Sachsen, und dann den Unterschied zwischen Herrn und Sklaven.

Die Entwicklungs-Geschichte der englischen Verfassung ist durch Parteigeist vielfach getrübt worden; jede Partei suchte aus den Vorfällen und Urkunden des Mittelalters die ihr günstigen Stellen heraus,

und machte darnach ihr System zurecht. Da es sich nicht um eine speculative Materie handelte, sondern um eine solche die in einem unmittelbaren und praktischen Zusammenhang mit den aufregendsten Streitfragen der Zeit stand, war es begreiflich daß die Schriftsteller in der Regel die Stimmung nicht von Richtern, sondern von zornigen und unredlichen Advocaten gezeigt haben. Während einer langen Reihe von Jahren suchte jeder whiggistische Geschichtschreiber zu berechnen daß das alte englische Regiment republicanisch, jeder toristische daß es despotisch gewesen sei. Macaulay zeigt die Aehnlichkeit und Verschiedenheit des englischen Staatswesens mit den übrigen mittelalterlichen Monarchien, den Zusammenhang mit Rom und dem alten Germanien, schildert die mächtige und hochstehende Gewalt des Königthums, und hebt die drei verfassungsmäßigen Grundsätze hervor, die so alt sind daß niemand sagen kann wann sie zu gelten anfingen, und so mächtig waren daß ihre natürliche Entwicklung den gegenwärtigen Zustand der Dinge hervorgebracht hat. Erstens, der König konnte ohne die Zustimmung seines Parlaments kein Gesetz geben. Zweitens, er konnte ohne die Zustimmung seines Parlaments keine Steuer auflegen. Drittens, er war verbunden die ausführende Verwaltung nach den Gesetzen des Landes zu führen, und wenn er die Gesetze brach, so waren seine Rathgeber und Agenten verantwortlich. Kein redlicher Tory, sagt Macaulay, wird läugnen daß diese Grundsätze vor 500 Jahren die Autorität von Grundgesetzen erlangt hatten. Auf der andern Seite wird kein redlicher Whig behaupten daß sie in einer spätern Periode von aller Zweideutigkeit gereinigt, oder in allen Consequenzen befolgt gewesen seien. Eine mittelalterliche Verfassung wurde nicht wie eine Verfassung des 18ten oder 19ten Jahrhunderts durch einen einzigen Act in ihrem Ganzen geschaffen und in einer einzigen Urkunde vollständig aufgestellt. Nur in einem verfeinerten und speculativen Zeitalter wird das Staatswesen in ein System gebracht. In ungebildeten Gesellschaften gleicht der Vorschritt des Staats dem Vorschritt der Sprache und Verskunst. Auch ungebildete Gesellschaften haben eine Sprache, und oft eine reiche und energische, aber sie haben keine wissenschaftliche Grammatik, keine Definition von Nenn- und Zeitwörtern, keine Namen für die Beugungen, die Modi, die Tempora und die Laute. Wie die Beredsamkeit älter ist als die Syntaxis, und der Gesang älter als die Prosodie, so kann der Staat bereits auf einer hohen Stufe der Trefflichkeit stehen, lange bevor die

Gränzen der gesetzgebenden, ausführenden und richterlichen Gewalt mit Bestimmtheit bezeichnet sind.

Ueber den Unterschied der Zeiten wo man rasch mit der Faust sein Recht suchte und zwischen der Gegenwart macht Macaulay eine feine und charakteristische Bemerkung. Er weist darauf hin daß damals wo man den Zügel der physischen Stärke gegen die königliche Gewalt anwenden konnte, man ihr leichter einige Ueberschreitungen habe nachsehen dürfen; denn noch habe das Volk den Gebrauch der Waffen nicht verlernt gehabt. Heutzutage ist das anders; wenige Regimenter von Haustruppen reichen hin all die unzufriedenen Geister einer großen Hauptstadt in Furcht zu halten; auch hat die fortwährende Zunahme des Wohlstandes die Wirkung gehabt denkenden Männern den Aufstand weit furchtbarer erscheinen zu lassen als eine schlechte Verwaltung. Unermeßliche Summen sind auf Werke verwendet worden die bei dem Ausbruch eines Aufruhrs in wenig Stunden zu Grunde gehen könnten. Die in den Läden und Speichern von London allein aufgehäufte Masse von beweglichem Vermögen übersteigt diejenige hundertfach welche die ganze Insel in den Tagen der Plantagenets enthielt, und wenn die Regierung durch physische Stärke umgestürzt würde, so würde all dieses bewegliche Vermögen der drohenden Gefahr der Plünderung und Zerstörung ausgesetzt sein. Noch größer würde die Gefahr für den öffentlichen Credit sein, vou welchem Tausende von Familien mit ihrem Unterhalt unmittelbar abhängen, und mit welchem der Credit der ganzen Handelswelt unzertrennlich verbunden ist. Macaulay kommt zu dem natürlichen Schluß: Da wir nicht, ohne die Gefahr von Uebeln vor denen die Phantasie zurückbebt, die physische Gewalt als Zügel gegen schlechte Regierung anwenden können, so ist es augenscheinlich für uns Weisheit alle verfassungsmäßigen Zügel gegen schlechte Verwaltung fortwährend im höchsten Stande der Wirksamkeit zu halten, mit Eifersucht die ersten Anfänge von Uebergriffen zu bewacheu und selbst an sich arglose Unregelmäßigkeiten nicht ungerügt vorüberzulassen, damit sie nicht die Kraft von Vorgängen erhalten.

Während sich so die Grundlagen eines verfassungsmäßigen Rechtszustandes befestigt hatten, traten die kirchlichen Umwälzungen des 16ten Jahrhunderts ein, und warfen England in eine Reihe von Erschütterungen die mit dem Triumph der verfassungsmäßigen Rechte über die absolute Gewalt des Königthums endeten. Macaulay, wie er früher die wohlthätigen Wirkungen der mittelalterlichen Hierarchie

hervorgehoben, so schildert er jetzt nüchtern und praktisch die Nachtheile ihres Verfalls, wie sie sich bis heute da nachweisen lassen wo der hierarchische Geist jeden entgegengesetzten Einfluß abzuwehren vermochte. Für England selbst, meint er, sei es schwer zu sagen ob es der römisch-katholischen Religion oder der Reformation mehr verdanke. In Betreff der Vermischung der Volksstämme und der Abschaffung der Leibeigenschaft ist es hauptsächlich dem Einfluß verpflichtet welchen der Klerus des Mittelalters über die Laienschaft ausübte. In Betreff der politischen und geistigen Freiheit und all der Segnungen welche politische und geistige Freiheit in ihrem Gefolge gebracht haben, ist es hauptsächlich der großen Empörung der Laienschaft gegen den Klerus verpflichtet. Vortrefflich zeigt er wie in dem Kampfe der bald ausbrach, die Regierung den Beistand der Protestanten brauchte, und die Protestanten ihrerseits den Schutz der Regierung brauchten. So kam die Einigung zu Stande deren Frucht die englische Kirche war. Der Mann, sagt Macaulay, welcher den Hauptantheil an Festsetzung der Bedingungen jenes Bündnisses hatte aus welchem die anglicanische Kirche hervorging, war Thomas Cranmer. Er war der Repräsentant von beiden Parteien; er war zugleich Theolog und Staatsmann. In seiner Eigenschaft als Theolog war er völlig bereit so weit im Wege der Aenderung zu gehen als irgend ein schweizerischer oder schottischer Reformer. In seiner Eigenschaft als Staatsmann wünschte er jene Organisation zu bewahren die durch manche Jahrhunderte den Zwecken der römischen Bischöfe bewunderungswürdig gedient hatte, und von der sich jetzt erwarten ließ daß sie den Zwecken der englischen Könige und ihrer Minister ebenso gut entsprechen werde. Heute noch bewahren die Verfassung, die Lehren und der Gottesdienst der Kirche die sichtbaren Zeichen des Compromisses aus dem sie entsprang; sie nimmt eine mittlere Stellung zwischen den Kirchen von Rom und Genf ein.

In gedrängten aber kräftigen Zügen faßt der englische Geschichtschreiber die politischen und kirchlichen Umwälzungen zusammen welche die stürmische Periode des 16ten Jahrhunderts, namentlich die Regierungen Heinrichs VIII. und Elisabeths, gebracht hat; auch bei Jacob I. verweilt er nicht lange, erst die Regierung Karls und die revolutionären Erschütterungen deren Zeuge sie ist, beschäftigten ihn ausführlicher. Ueber Jacob I. macht er eine Bemerkung die den freiheitstolzen Engländer ganz charakterisirt. Wenn seine Verwaltung geschickt und glänzend gewesen wäre, sagt er, so würde sie wahrscheinlich unheilvoll für

unser Land gewesen sein. Er kam in einem kritischen Augenblick auf den Thron; die Zeit rückte schnell heran wo entweder der König absolut werden, oder das Parlament die ganze ausführende Gewalt unter seinen Einfluß ziehen mußte. Wäre er, wie Heinrich IV., wie Moriz von Nassau, oder wie Gustav Adolf, ein tapferer, thätiger und staatskluger Regent gewesen, hätte er sich an die Spitze der Protestanten Europa's gestellt, hätte er große Siege über Tilly und Spinola gewonnen, hätte er Westminster mit der Beute bayrischer Klöster und flämischer Kathedralen geschmückt, hätte er österreichische und castilische Banner in der St. Paulskirche aufgehängt, das englische Parlament würde bald nicht mehr als ein Name gewesen sein. Macaulay sieht es daher als ein Glück für England an daß gerade am Vorabend des entscheidenden Kampfes zwischen König und Parlement, der Welt das Königthum stammelnd, geifernd, unmännliche Thränen vergießend, vor einem gezogenen Schwerte zitternd und abwechselnd in dem Stil eines Possenreißers und eines Schulfuchses sprechend gezeigt werden sollte. Er segnet die Unklugheit Jacobs die, statt in der Art großer Regenten Gewaltschritte durch populäre Formen zu maskiren, das directe Gegentheil davon that, die Parlamente in Zorn und Unruhe setzte, ihnen drohte uud gebieterisch zürnte, und doch wieder vor ihnen zitterte und nachgab wenn sie sich zum trotzigen Widerstande hinreißen ließen.

Eine meisterhafte Skizze schildert uns die Zeiten Karls I., die Erhebung der Puritaner, die Herrschaft Cromwells, dessen eiserne Züge er nicht mildert, dessen Größe er aber mit aller Wärme des Patrioten anerkennt, denn der Protector hatte England groß und unabhängig gemacht. Er weist in den innern Maßregeln die weitschauende politische Erfahrung des Protectors sehr gut nach, und deutet mit Stolz darauf hin daß unter ihm England aus einem Staate zweiten und dritten Ranges auf einmal zu einer Macht ward welche den Niederlanden Friedensbedingungen vorschrieb, den gemeinsamen Schimpf der Christenheit an den Piraten der Barbaresken rächte, sich einer der schönsten westindischen Inseln bemächtigte, an der flämischen Küste Dünkirchen erwarb, den Ocean zu beherrschen anfing und an der Spitze des Protestantischen Interesse stand. Die Cavaliere, sagt er, konnten sich kaum des Wunsches erwehren daß der welcher so viel zur Erhebung des Ruhmes der Nation gethan habe, ein berechtigter König gewesen sein möchte, und die Republicaner waren gezwungen zu gestehen daß der Tyrann niemanden als sich gestattete seinem Vaterland Unrecht

zu thun, und daß er ihm zwar Freiheit geraubt, aber ihm wenigstens Ruhm dafür gegeben habe.

Mit des Protectors Tode freilich hörte dieß Uebergewicht auf. Die Ohnmacht Richard Cromwells weckte bald den rivalisirenden Ehrgeiz der Soldatenführer und bedrohte England mit einem militärischen Terrorismus; dieß förderte die Restauration. Macaulay kann in den Tadel nicht einstimmen der über die Wiedereinsetzung der Königsdynastie laut geworden ist; England war in drohender Gefahr unter die Tyrannei einer Folge kleiner Männer zu fallen die durch militärische Laune erhoben und gestürzt wurden, es war daher die erste Pflicht des Patrioten das Land von der Herrschaft der Soldaten zu befreien. Unsere Vorfahren, sagt Macaulay, benutzten diesen Augenblick gut; sie vergaßen alte Beleidigungen, legten kleine Scrupel bei Seite, verschoben auf eine geeignetere Zeit allen Streit über die Reformen deren unsere Institutionen bedurften, und hielten, Cavaliere und Rundköpfe, Bischöfliche und Presbyterianer, in fester Einigung für die alten Gesetze des Landes gegen militärischen Despotismus zusammen. Die genaue Vertheilung der Macht zwischen König, Lords und Gemeinen mochte billig aufgeschoben werden, bis es entschieden war ob England von König, Lords und Gemeinen, oder von Cuirassieren und Lanzenträgern regiert werden sollte.

Die angeborene Abneigung des Engländers gegen Militärdespotie erklärt auch die überstürzende Loyalität womit man dem restaurirten König entgegenkam; es war eine Reaction im Volk eingetreten, von ebenso leidenschaftlichem und hartnäckigem royalistischen Gepräge wie früher unter Karl I. der puritanische Geist die Nation beherrscht hatte. Unser Geschichtschreiber schildert dieß alles: die überwiegende Gewalt die dem wiederhergestellten Königthum gegönnt war, den Mißbrauch den es damit trieb, und den wieder aufglimmenden Streit zwischen Thron und Parlament ungemein anziehend; besonders aber widmet er einem Punkt eine vorwiegende Theilnahme, den sittlichen Zuständen während der Restauration. Er zeichnet die Frivolität des Hofes, der ganzen höheren Gesellschaft, die tiefe Sittenlosigkeit die schon einen guten Theil der Nation ergriffen hatte, und verbirgt die bittere Thatsache nicht: daß die Jahre wo die politische Macht der anglicanischen Hierarchie auf ihrem Gipfel stand, gerade die Jahre waren wo die Tugend der Nation auf der niedersten Stufe war. Namentlich hebt Macaulay den demoralisirenden Einfluß hervor den der Wechsel poli=

tischer und kirchlicher Systeme, die rasche Folge verschiedener Secten und Regierungen auf den politischen Charakter der leitenden und tonangebenden Classe geübt hatte. Nachdem er in einer vortrefflichen Skizze die politische Grundsatzlosigkeit und Gefügigkeit der Zeit gezeichnet, sagt er überaus wahr und treffend: Ein derartig gebildeter Staatsmann hat keinen Glauben an irgendeine Lehre, keinen Eifer für irgendeine Sache. Er hat so viele alte Institutionen hinwegraffen sehen, daß er keine Ehrfurcht für verjährtes Bestehen hat. Er hat so viele neue Institutionen, von denen viel erwartet worden war, bloße Enttäuschung hervorbringen sehen, daß er keine Hoffnung des Fortschrittes hegt. Er spottet ebenso über die welche ängstlich zu erhalten, wie über die welche eifrig zu verbessern beflissen sind. Es giebt nichts im Staat zu dessen Vertheidigung oder Zerstörung er nicht ohne einen Scrupel oder ein Erröthen mitwirken könnte. Treue für Meinungen und Freunde erscheint ihm als bloße Beschränktheit und querköpfiges Wesen; die Politik betrachtet er nicht als eine Wissenschaft deren Gegenstand das Glück der Menschheit ist, sondern als ein aufregendes Spiel, aus Zufall und Kunst zusammengesetzt, worin ein glücklicher Spieler ein Landgut, eine Adelskrone, vielleicht eine Königskrone gewinnen, und worin eine voreilige Bewegung zum Verlust von Glück und Leben führen kann.

Dieser Charakteristik der Zeit hat Macaulay einen eigenen Abschnitt voll des anziehendsten Details gewidmet, worin er Leben und Sitten der Periode schildert und dem heutigen England zur Vergleichung und Belehrung das Bild der Vorfahren vor Augen hält. Auch die deutsche Lesewelt wird mit lebhaftem Interesse diese Schilderung lesen, worin eine Fülle charakteristischer Notizen mit Ameisenfleiß aus den verschiedensten Quellen zusammengesucht und durch eine scharfsichtige Combination und durch eine anmuthige Darstellung zu einem Ganzen verflochten ist. Ueber den allgemeinen Gang der englischen Cultur, über Bevölkerung, Nationalreichthum, Steuerwesen, Ackerbau, Jagd und Industrie erfahren wir hier eine Menge merkwürdiger Einzelheiten. Daß England damals nicht viel über fünf Millionen Einwohner zählte, daß sein Heer erst im Entstehen, die Flotte in kläglichem Verfalle war, daß die größten Städte außer der Hauptstadt es kaum bis auf 30,000 Einwohner brachten, nnd das jährliche Einkommen der Krone anderthalb Millionen Pfund kaum erreichte, daß alle Bedürfnisse und Genüsse dazu im Verhältniß standen — dieß erklärt den zufriedenen Stolz womit der englische Geschichtschreiber auf die Gegenwart und den un=

geheuern Umschwung in Hülfsquellen und Mitteln des Behagens hinblickt. In der That zeigen die einzelnen statistischen Angaben über die verschiedenen Lebensthätigkeiten und ihren Ertrag den mächtigen Fortschritt in allen Dingen, auch wo es schlimmer geworden zu sein scheint. Macaulay läugnet z. B. entschieden daß das Loos der arbeitenden Classen sich verschlimmert habe; die Notizen die er mittheilt scheinen ihn zu dem Ausspruch zu berechtigen: je sorgfältiger wir die Geschichte der Vergangenheit untersuchen, desto mehr Grund werden wir finden von denen abzuweichen die sich einbilden unser Zeitalter sei an neuen socialen Uebeln fruchtbar gewesen. Das Wahre ist daß die Uebel, mit kaum einer Ausnahme, alt sind. Was neu ist, das ist die Einsicht die sie erkennt, und die Humanität die ihnen abhilft.

Macaulay läßt in dieser culturhistorischen Uebersicht nichts unberührt was für die wissenschaftliche und praktische Kenntniß der Volkszustände von Interesse sein kann; er führt uns in den Kreis der Landedelleute, des hohen und niedern Klerus, zeigt uns den Gegensatz der Landsassen und Städtebewohner, die Lage der nachmals so berühmten Fabrikstädte, lehrt uns den Zustand der Bäder, der Landstraßen und der Verkehrsmittel kennen. Die Hauptstadt, ihr Treiben, ihre Genüsse und Sammelpunkte, bis zur Polizei und Beleuchtung herab, wird uns aus einzelnen Zügen kenntlich, die das Späherauge des Geschichtschreibers aus den mannichfaltigsten Quellen zusammengelesen hat. Auch die Literatur, besonders die politische, bleibt nicht unberührt; namentlich gibt uns Macaulay über den damaligen Zustand der Tagespresse interessante Mittheilungen. Obwohl das nach der Restauration erlassene Censurgesetz 1679 erloschen war, und man so lange die Whigs mächtig waren etwas nachsichtiger verfuhr, so waren doch die Richter damals einstimmig der Meinung daß sich die Censurfreiheit nicht auf Zeitungen erstrecke. Die Blätter die indessen durch die Connivenz der Regierung damals ohne Censur erschienen (Protestant Intelligence, Current Intelligence, Domestic Intelligence, True News, London Mercure), erschienen nur zweimal wöchentlich, und die Masse des Stoffes in einem ganzen Jahrgang eines solchen Blattes war nicht größer als heutzutage in zwei Nummern der Times. Gegen Ende der Regierung Karls II. durfte nur noch die London Gazette erscheinen; sie enthielt gewöhnlich zwei oder drei Tory-Adressen, Nachrichten von zwei oder drei Beförderungen, einen Bericht von einem Scharmützel zwischen den kaiserlichen Truppen und den Janitscharen an der Donau,

eine Beschreibung eines Heerstraßenräubers, eine Ankündigung eines großen Hahnengefechts, und eine Ankündigung welche eine Belohnung für einen verlornen Hund enthielt. Das Ganze betrug etwa zwei Seiten von mäßiger Größe; doch enthielt sie nichts was dem Hofe mißfallen konnte, die wichtigsten parlamentarischen Debatten, die wichtigsten Staatsprocesse wurden mit Stillschweigen übergangen. Dafür dienten die Kaffeehäuser, die damals in London den Mittelpunkt der politischen Neuigkeiten ausmachten.

Von dieser Schilderung der innern englischen Zustände geht Macaulay zur Geschichte Jacobs II. über; an das anziehende Gemälde der sittlichen und socialen Verhältnisse der Nation wird eine treffliche Charakteristik der leitenden Personen angereiht. Jacob selbst, seine Rathgeber und Helfershelfer, namentlich der abscheuliche Jeffreys, der junge Marlborough, „dessen Ruf, seltsam aus Schmach und Glorie erwachsen später die ganze civilisirte Welt erfüllte", Wilhelm Penn, dessen sonst gerühmte Redlichkeit gegen die Verlockungen des Hofes und der eigenen Eitelkeit nicht überall schußfest blieb, die große Zahl von Staatsmännern und Parteiführern, deren nur wenige von dem sittlichen Roste der Zeit unberührt geblieben waren — sie alle werden in kräftigen, scharfgezeichneten Porträts an uns vorübergeführt. Ueber das Verhältniß zu Frankreich, das dem neuen König gleich anfangs eine reiche Geldspende schickte, gibt Macaulay interessante Details, die aus den Depeschen des französischen Gesandten (Barillon) an Ludwig XIV. genommen sind; wir erfahren daß die katholischen Mächte selbst, Spanien und den Papst nicht ausgenommen, ein offenes Einverständniß zwischen Jacob und dem Parlamente wünschten, nur damit er aus der pecuniären und politischen Abhängigkeit von Frankreich herauskomme, daß aber eben deßhalb Ludwig XIV. durch Geschenke und Mahnungen den König ganz zu sich herüberzuziehen und mit dem Parlament in völlige Spannung zu bringen suchte. Doch schien Jacob II., ungeachtet seines fanatischen Katholicismus, anfangs die englische Staatskirche schonen zu wollen; ließ er sich doch von den ketzerischen Geistlichen der Hochkirche zu Westminster krönen, empfing er doch von diesen falschen Propheten die Salbung und kniete nieder, während sie auf ihn herab jenen heiligen Geist riefen für dessen böswillige und verhärtete Feinde sie ihm galten. So sind, ruft Macaulay aus, die Widersprüche der menschlichen Natur, daß dieser Mann, der aus einem fanatischen Eifer für seine Religion drei Königreiche wegwarf, doch sich entschloß etwas vorzunehmen was

einem Act des Abfalls so ziemlich gleichkam, um nur das kindische Vergnügen nicht einzubüßen mit dem Tande bekleidet zu werden der das Symbol der königlichen Macht ist.

Freilich dauerte die Täuschung nicht lange, so sehr auch Jacob vor seiner Thronbesteigung bemüht war den Schein der Duldung anzunehmen. Er lernte die Gemeinplätze auswendig, welche alle Secten so geläufig wiederholen solange sie Unterdrückung leiden, und so leicht vergessen wenn sie im Stande sind diese zu erwiedern. Seine Thaten straften bald die Worte Lügen, und mit Intoleranz, Verfolgungen, Schreckensgerichten, Despotie im Innern, Verrath nach außen gelang es dem verblendeten König zuletzt — was wahrhaftig nicht leicht war — ein ultraloyales Parlament, einen ganz ergebenen Adel und eine ähnlich gesinnte Geistlichkeit, sammt einem Volke dem vor der Revolution graute, zum Abfall und zu der Umwälzung von 1688 hinüberzudrängen. Die Vorgänge die dieser Katastrophe vorausgehen, sind von unserm Geschichtschreiber mit allem Detail und aus Quellen geschildert die zum Theil ihm zuerst zugänglich waren; es ist das der bedeutendste und lehrreichste Theil der bis jetzt erschienenen Bände. Macaulay ist hier ganz in seinem Element; die Staatshändel und Debatten schildert er mit der Kunst und Sicherheit eines Mannes der in einer ähnlichen Schule aufgewachsen ist, die psychologischen Charakteristiken der Hauptpersonen, von Wilhelm von Oranien an bis zu einem Rochester, Clarendon und Jeffreys herab, reihen sich dem Besten an was wir auf diesem Gebiet besitzen. Die monarchischen und revolutionären Ultras unserer Tage könnten aus dieser Darstellung sich selber kennen lernen, wenn sie für solche Belehrung zugänglich wären. Mit welch malerischer Wahrheit sind z. B die Aufstände unter Argyle und Monmouth geschildert, diese thörichten Unternehmungen verblendeter Emigranten, die an Selbsttäuschung und Unkenntniß des Volkes so arg litten wie die Verschwörer unserer Tage. Die selbstgefällige Dummheit, sagt Macaulay, mit welcher sie darauf bestanden eine Armee zu organisiren, als wenn sie in Begriff gewesen wären eine Republik zu organisiren, würde unglaublich sein, wäre sie nicht offen und selbst ruhmredig von einem von ihnen selbst berichtet worden.

Auf der andern Seite ist es überaus belehrend zu verfolgen wie sich Jacob II., ursprünglich in einer festen und mächtigen Stellung, Schritt für Schritt aller Mittel seiner Macht beraubt. Die Reaction gegen die politischen und kirchlichen Rechte des Volkes, die Zurücksetzung

des Adels, der ganz unkluge Feldzug gegen den Klerus der Hochkirche, die Verletzung aller einheimischen und hergebrachten Gefühle im Volke, die Beleidigung der nationalen Ehre — das alles mußte zusammenkommen bis sich gegen Jacob eine Coalition aus allen den Elementen bildete die ihm von Anfang an entweder freundlich oder feindselig gewesen waren. Auf der einen Seite, sagt Macaulay, standen die Hydes und die Gesammtheit der toryistischen Kirchenmänner, Powis und alle die achtungswerthesten Lords und Gentlemen von dem eignen Glauben des Königs, die Generalstaaten, das Haus Oesterreich und der Papst. Auf der andern Seite waren einige wenige römisch-katholische Abenteurer von zerrüttetem Vermögen und beflecktem Rufe, unterstützt von Frankreich und den Jesuiten. Die Tories verbanden sich mit den gehaßten und gefürchteten Whigs, und gaben ihre Lehre vom leidenden Gehorsam preis. Gleichwohl war es nicht so leicht Jacob II. zu stürzen, wie Macaulay durch eine Menge von einzelnen Zügen nachweist; es gehörte dazu die ganze Umsicht und Feinheit Wilhelms III., der das conservative und nationale Gefühl im Volke meisterhaft zu schonen wußte; es gehörte dazu die Kopflosigkeit womit Jacob sich selbst und seine Sache hingab.

So kam jene ewig denkwürdige Revolution zu Stande, deren höchstes Lob, wie unser Geschichtschreiber sagt, darin besteht daß sie die letzte englische Revolution war. Was Macaulay am Abschluß dieser großen Periode mit Beziehung auf unsre neuere Entwicklung sagt, ist eines Staatsmannes würdig und verdient allerwärts unter den Regierenden und Regierten die größte Beherzigung. Macaulay findet die Revolutionen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts sehr begreiflich, da in den Staaten wo sie losbrachen keine Institutionen mehr übrig geblieben waren welche dem Unterthan wirksamen Schutz gegen den äußersten Frevel der Tyrannei geleistet hätten. Wir können uns nicht wundern daß, wenn es Menschen die so regiert worden gelang einer Regierung die sie längst im Stillen gehaßt hatten die höchste Gewalt zu entreißen, sie voll ungeduldigen Verlangens nach Zerstörung und unfähig zum Aufbau gewesen, daß sie durch jede schimmernde Neigung bethört worden sind, daß sie alle Titel, Ceremonien und Redensarten die mit dem alten System verknüpft worden waren geächtet, und daß sie, sich mit Widerwillen von ihren eignen nationalen Vorgängen und Ueberlieferungen abwendend, in den Schriften von Theoretikern nach Verfassungsgrundsätzen gesucht oder mit unwissender

und reizloser Affectation die Patrioten Athens und Roms nachgeäfft haben. Ebensowenig können wir uns wundern wenn der heftigen Bewegung des revolutionären Geistes eine ebenso heftige Reaction gefolgt ist, und die Verwirrung rasch einen strengeren Despotismus erzeugt hat als der aus dem sie entsprungen war.

Macaulay zweifelt nicht daran daß auch England Revolutionen der furchtbarsten Art, rohe und schlecht abgewogene Verfassungen in Menge erlebt haben würde, wenn die Monarchie eine starke Militärgewalt gehabt, das Recht der Besteuerung dem Volke entzogen, die Justiz corrumpirt, die Oeffentlichkeit unterdrückt, die gesetzgebende Gewalt an sich gezogen und sechs Generationen ohne eine einzige Parlamentssession gelassen hätte. Die Revolution die 1688 endete, war aber eine streng defensive und hatte Verjährung und Gesetzlichkeit auf ihrer Seite. Es ist sehr bezeichnend daß die Convention von 1688 sich darauf beschränkte die Grundgesetze des Reiches von Zweideutigkeit zu befreien, und die falsche Vorstellung zu beseitigen als sei die königliche Prärogative irgendetwas Erhabeneres und Heiligeres als jene Grundgesetze. Bis auf die einzelnen Vorgänge und Ceremonien behielt man die Anknüpfung an das Vergangene bei. Generationen sind nun vorübergegangen und kein weiser und patriotischer Engländer hat mehr auf gewaltsamen Widerstand gegen die bestehende Regierung gedacht. In allen redlichen und nachdenkenden Geistern besteht eine täglich durch Erfahrung gekräftigte Ueberzeugung daß das Mittel jede Verbesserung zu bewirken welche die Verfassung erfordert, innerhalb der Verfassung selbst zu finden ist.

Der Stolz ist gerechtfertigt womit der britische Geschichtschreiber in den Schlußworten des Abschnitts auf die Zustände des Festlandes hinweist wo Bürgerblut in Strömen geflossen, alle bösen Leidenschaften entfesselt sind. Furcht und Angst, sagt er, haben Millionen das Gesicht bewölkt und die Herzen niedergeschlagen; der Handel stockt und der Gewerbfleiß ist gelähmt worden. Die Reichen sind arm und die Armen sind ärmer geworden, Lehren die allen Wissenschaften, allen Künsten, aller Betriebsamkeit, allen häuslichen Liebeszügen feindlich sind, Lehren die wenn sie in Kraft träten, in 30 Jahren alles was 30 Jahrhunderte für die Menschheit gethan haben vernichten würden, sind von der Tribüne erklärt und durch das Schwert vertheidigt worden. Die ächtesten Freunde des Volks haben mit tiefer Sorge gestanden daß kostbarere Interessen als irgendwelche politische Rechte auf dem

Spiele ständen, und daß es nothwendig sein möge selbst die Freiheit zu opfern um die Civilisation zu retten. Macaulay verweist daneben mit aller Zufriedenheit auf England und schließt: Und wenn gefragt wird was diesen Unterschied zwischen uns und den andern bewirkt hat, so ist die Antwort: daß wir niemals verloren haben was andere wild und blindlings wieder zu gewinnen suchen. Weil wir im 17ten Jahrhunderte eine erhaltende Revolution gehabt haben, deßhalb haben wir im 19ten keine zerstörende Revolution gehabt. Weil wir inmitten der Knechtschaft Freiheit hatten, haben wir Ordnung inmitten der Anarchie. Für das Ansehen des Gesetzes, für die Sicherheit des Eigenthums, für den Frieden unserer Straßen, für das Glück unserer Herde gebührt unser Dank, nächst Ihm der nach seinem Gefallen Nationen erhebt und niederstürzt, dem langen Parlamente, der Convention und Wilhelm von Oranien.*)

---

*) In einer kurzen Besprechung der Uebersetzung Beselers (Allgem. Ztg. 27. März 1852 Blg. 87) findet sich folgende Stelle: Als gesunde Nahrung für Kopf und Herz bietet Beseler das Werk des englischen Staatsmannes und Geschichtschreibers, das mit Nutzen zu lesen nach seiner Ansicht gerade jetzt das deutsche Volk vorzugsweise in der Lage ist. „Die Nation, sagt er, hat sich zum erstenmal wieder selbst mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt; sie hat bittere Erfahrungen gemacht und ist vielfach enttäuscht worden. Was alles Lesen und Lernen nicht gewähren konnte, ist von uns in den letzten Jahren auf dem Markt des Lebens erworben: die Fähigkeit Thatsachen und Personen ohne angelernte Vorurtheile der Schule und ohne anerzogene Mattherzigkeit zu würdigen.“ In dieser nicht hoffnungslosen, vielmehr fast optimistischen Betrachtung der trüben Gegenwart läßt sich Beseler selbst nicht durch eine Parallele der gegenwärtigen Lage Großbritanniens und Deutschlands irre machen; er sieht dadurch nur seine Ansicht bestätigt: daß das deutsche Volk noch eine lange und mühevolle, aber glorreiche Bahn zu durchlaufen hat, daß wir aber in unserer geschichtlichen Entwickelung noch nicht viel weiter gelangt sind als die Engländer vor zwei Jahrhunderten.

Die Vergleichungen sind allerdings nahe genug gelegt, und wenn überhaupt aus geschichtlichen Erkenntnissen für die Gegenwart etwas zu lernen ist, so gibt jener Abschnitt der britischen Geschichte wenigstens das reichste Material dazu. Der langsam fortschreitende zähe Kampf des um jeden Buchstaben mühsam befestigten öffentlichen Rechts, die Rückschläge monarchischer und antimonarchischer Extreme, die natürliche Reaction und Abstumpfung der Gemüther nach dem Erstlingsgenuß der Revolution, der vollständige moralische Sieg der monarchischen Ordnung, und dann wieder der zähe, abschüssige Gang der Rücksichtslosen und Ungeduldigen unter denen welchen die Hut des Thrones anvertraut ist — das alles klingt uns wie Episoden aus

dem eignen Leben an, und jede Partei, jede Meinung unserer Tage vermag sich in der Geschichte jener Zeiten zu bespiegeln. Der heißblutige Reactionär kann, wenn ihm das Gehör noch nicht abgestumpft ist für solche Lectionen, aus der Geschichte Karls II. und Jacobs II. erlernen wir man es anfangen muß um ein royalistisch begeistertes, an der Revolution übersättigtes Volk binnen 25 Jahren für eine zweite Umwälzung groß zu ziehen; der Liberalismus und Gothaismus unserer Tage mag an dem Schicksal der Presbyterianer und ihrer Zwitterstellung zwischen dem Thron und der Revolution, an den gleich heftigen Anklagen die gegen sie von Cromwell und den Stuarts, von den Levellers und den Cavalieren, 1649 so gut wie 1660, erhoben worden sind, sich ein lehrreiches Seitenstück zu seiner eignen Geschichte aufsuchen, während die moderne Demokratie an den Puritanern jener Tage manche eigene Flecken corrigiren, aber noch viel mehr ihre weltfrembe Tugend erlernen könnte. Auch an den Verzweifelnden und Europamüden hat es in jenen Tagen nicht gefehlt: der Strom der mißvergnügten Auswanderung ist wohl zu jener Zeit verhältnißmäßig so groß in Britannien gewesen als heutzutage auf dem Festland, und es wird ein ewig denkwürdiges Zeugniß für die Wandelbarkeit menschlicher Dinge bleiben daß zur Zeit der höchsten Macht Karls I. und Straffords selbst ein eiserner Charakter wie Oliver Cromwell mit John Hampden und A. Hazlerigge sich entschließen konnte die alte Welt mit einer neuen Heimath zu vertauschen. Die siegreiche Gewalt soll den malcontenten Auswanderern das in unkluger Grausamkeit verwehrt haben — und ein Jahrzehnt später folgte der König seinem Minister auf das Blutgerüst, indeß der verzweifelnde Auswanderer von 1637 den leeren Königssitz der Stuarts bestieg.

Wir sehen aus den verschiedenen Auffassungen deutscher Schriftsteller daß keiner diese Geschichte betrachten konnte ohne zugleich, laut oder verstohlen, ein praktisches Postulat daran zu knüpfen. Hatte Dahlmann seine Hoffnung auf einen zweiten Wilhelm von Oranien gesetzt, so hat M. Carrière die größte Anerkennung für den „Zuchtmeister der Freiheit" (Cromwell), und wie viele haben sich an der monarchischen Weisheit der Jacob und Karl erbaut, und wohl den stillen Herzenswunsch in sich getragen: Ein Stuart für Deutschland. Wir halten unsere persönlichen Wünsche hier gern zurück, freuen uns nur der bezeichnenden Thatsache daß das Interesse an der englischen Revolutionsgeschichte (auf Kosten der früher allein begünstigten französischen) unter uns außerordentlich zugenommen hat, und wer wollte sich nicht darüber freuen daß wir lieber die Geschichte von 1625 bis 1688 als die Jahre 1789 bis 1794 studiren, uns lieber an Hampden und Cromwell als an Danton und Robespierre erbauen, lieber Macaulay als Thiers, Lamartine oder Louis Blanc lesen?

Lamartine's Geschichte der Revolution von 1848.

(Allgemeine Zeitung 9. September 1849. Beilage Nr. 252.)

Die Leser der Allgem. Zeitung haben dieß Werk schon vor einigen Wochen durch einen Auszug kennen lernen, welcher die Flucht Ludwig Philipps aus den Tuilerien mit dramatischer Lebendigkeit schildert, und uns zum erstenmale eine genaue Einsicht gibt in die Stimmungen und in die Lage in der sich der entthronte König in jenem entscheidenden Momente befand. Der Autor und sein neuestes Buch bieten indessen so viele wichtige und interessante Seiten daß es wohl gestattet ist ausführlicher auf das Ganze zurückzukommen. Ohnedieß hat das Werk ein ganz unmittelbares politisches Interesse neben dem historischen; es hat mit Memoiren mehr Aehnlichkeit als mit eigentlicher Geschichtschreibung, die Darstellung, auch wenn sie in einzelnen Episoden sich zu der ganzen Pracht und Schönheit geschichtlicher Schilderung erhebt, verläuft doch im wesentlichen in autobiographische Erinnerungen, oder gruppirt den ganzen Stoff um den Autor selbst und seine Erlebnisse. Auch läßt sich zwischen den Zeilen ohne Mühe das apologetische Bestreben herauslesen, das Wirken eines Mannes zu rechtfertigen der, wie wenige, in kurzer Zeit den Wechsel der Volkslaunen erfahren hat, der aus einem wenig populären isolirten Politiker plötzlich zum gefeierten und vergötterten Tribunen einer Revolution geworden ist, und dann von dieser Höhe wieder lautlos und unbeachtet in die anspruchlose Stellung eines Beobachters und Philosophen zurückfiel.

Wie dieß alles so gekommen ist, davon gibt uns die „Geschichte der Revolution von 1848" ein Bild von ganz unwillkürlicher Wahrheit und Treue. Jeder Zug in dem Buche zeichnet Lamartine wie er ist: und wenn es seine Absicht war auch die kältere und nüchterne Betrachtung für den edlen Enthusiasten und humanen Schwärmer, den die Umwälzung vom 24. Februar an die Spitze einer großen Nation stellte, umzustimmen — so wird ihm dieß überall gelingen. Es liegt etwas wahres in einem Vergleich den Lamartine selbst einmal durchblicken läßt: in der Parallele zwischen ihm und Lafayette, nicht sowohl zwischen den Individualitäten als zwischen den Zeiten und dem Verhältniß in dem beide zu ihren Zeiten standen. Reicher an Ideen und umfassenden Anschauungen als Lafayette je war, ein größerer Meister

des gesprochenen und geschriebenen Worts, ein Lyriker auch in der Politik, und zwar mitten in einer revolutionären Politik, hat er mit seinem Vorgänger die unverwüstliche Jugendlichkeit seiner Anschauungen und Hoffnungen, die Offenheit und Zugänglichkeit für alles Neue und Ungewöhnliche, den unvertilgbaren Glauben an das Volk und seine Vervollkommnung, das Pathos und die muthige Selbstverläugnung in großen Krisen, und auch die Täuschungen ohne Enttäuschung vollständig gemein. Mit dem ruhigen Bewußtsein einer edlen unverdorbenen Natur läßt er die Vergangenheit an sich vorübergehen; ohne Groll über Personen, ohne Verstimmung über die Verhältnisse, voll zuversichtlicher Hoffnung daß die Dinge ihren unabänderlichen Lauf zum Bessern nehmen werden. Es scheint ihm eine oberflächliche philosophische Betrachtung zu sein von Verfall bei einem Volke zu reden, weil seine alten Institutionen sich auflösen, den Tod gleichsam aus den Symptomen der Verjüngung weissagen zu wollen. So habe man, sagt er, bei der ersten Revolution geurtheilt, weil die absolute Monarchie, die Feudalität und die Theokratie zu Grunde ging; so rede man jetzt weil das constitutionelle Königthum untergegangen sei. Man täusche sich, fügt er hinzu; Frankreich sei jung und werde noch manche Regierungsform abnützen ehe es die starken intellectuellen Kräfte die in ihm liegen aufgebraucht habe. Revolutionen die nur aus der vereinzelten Größe eines Individuums, aus persönlichem oder nationalem Ehrgeiz, aus dynastischem Hader, Eroberungslust, oder dem Hasse einzelner Klassen des Volks gegen einander entsprängen, seien freilich Vorboten des Verfalles und der Auflösung; Umwälzungen die das Erzeugniß einer sittlichen Idee, eines Grundsatzes, eines Gedankens oder einer Empfindung seien, und aus einem Drang nach einer bessern politischen und socialen Ordnung hervorgingen, hätten trotz aller Katastrophen und Verirrungen einen zu jugendlichen Keim in sich der ein wachsendes Leben verheiße. Unter diese letzte Klasse setzt Lamartine die Revolutionen von 1789 und 1848. „Die Revolution von 1848, sagt er, ist nur eine Fortsetzung der ersten mit weniger Elementen der Unordnung und mehr Elementen des Fortschritts. Damals hat sich das Volk von der Knechtschaft, der Unwissenheit, dem Privilegium, dem Vorurtheil der absoluten Monarchie losgemacht; dießmal sich von der Oligarchie einer kleinen Zahl, von der in zu enge Verhältnisse eingeengten Repräsentativmonarchie befreit, und das Aufgehen des Rechts und der Interessen der Masse in der Regierungspolitik zu erreichen gesucht. Welche Schwie-

rigkeiten den Staatsmännern dieß neue demokratische Phänomen auch bieten mag, diese Idee enthält eine moralische Wahrheit; die Revolution die diese Idee zur Entfaltung bringt, ist eine Umgestaltung des Lebens, nicht eine Revolution des Todes. Gott leiht seinen Beistand, und das Volk wird reicher an Recht, an Kraft und an Tugenden daraus hervorgehen. Sie kann straucheln durch die Unwissenheit der Massen, die Ungeduld des Volks, durch Factionen und Sophismen von Leuten die ihre Persönlichkeiten an die Stelle des Volks setzen möchten; aber sie wird schließlich diese Menschen beseitigen, die Sophismen ergründen und den Keim der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Tugend, den Gott in die französische Völkerfamilie hineingelegt hat, zur Entwicklung bringen.

Diese zuversichtliche Betrachtung geht durch das ganze Buch; er will dem Volke „sein eignes Bild in einem der größten Momente seiner Geschichte zeigen, und unsere Zeit vor der Nachwelt ehren." Keine Verstimmung über den Gang der Dinge kann in ihm aufkommen weil sich die Dinge zum Besten lenken müssen; kein Groll über persönlichen Undank oder Zurücksetzung gibt sich kund, überall nur die heiterste und unbefangenste Betrachtung. Auch die Personen die das Drama von 1848 hat auftauchen und zum Theil wieder verschwinden lassen, werden mit dieser optimistischen Ungetrübtheit des Auges geschildert und beurtheilt; Louis Philipp und seine Familie, Guizot, Od. Barrot, Marrast, Ledru Rollin bis zu Raspail, Blanqui und Sobrier herab zeichnet Lamartine in sehr milden, schonenden Zügen; oft so mild daß es scheinen will als habe er mehr als die historische Objectivität gestattet von seiner eigenen enthusiastischen, uneigennützigen Anschauungsweise in die Seele der andern hinübergetragen. Mitten in dem Kampf entfesselter Leidenschaften der schlimmsten Art sieht er mit wahrhaft kindlicher Naivetät höchstens einzelne Symptome der Verirrung, überall hebt er die besseren Züge sorgfältig hervor und hält sie dem Leser triumphirend vor die Augen. Bei diesem fatalistischen Glauben an die Perfectibilität der Menschen und Völker wird auch Lamartine's eigner Entwicklungsgang sehr verständlich; man kann nicht darüber befremdet sein daß aus dem Anhänger der ältern Königslinie, und dem conservativen Gegner der parlamentarischen Opposition ein Widersacher Guizots und ein Führer des demokratischen Republikanismus werden konnte. Die Ereignisse und ihre Eindrücke bestimmten die politische Parteistellung Lamartine's; erfüllt von demokratischem Idealismus konnte

er das einemal von den Trägern der demokratischen Opposition zurückgestoßen das anderemal aus dem Lager der Monarchie in das republikanische hinübergedrängt werden. Einer bestimmten Verknüpfung mit einer Partei oder einer Cotterie war er unzugänglich; er war vor der Februarrevolution isolirt, und ist es heute wieder. Begreiflich daß Guizot, der mit seiner starren, doctrinären Natur, die Menschen und Verhältnisse nach Begriffen zu modelliren suchte, den Mann nicht verstand; als Lamartine am 25. Febr. in Guizots Arbeitszimmer einzog, fand er dort ein Blatt Papier mit den Worten: „Je mehr ich Lamartine höre, desto mehr fühle ich daß wir uns nie zusammen verstehen können.“

Es ist nicht undenkbar daß mit Lamartine noch ähnliche Wandlungen vorgehen können, und bei einer neuen Krisis z. B. die Regentschaft an ihm eine ähnliche Stütze finde wie im Februar 1848 die Republik. Es ist ihm, dieß geht aus dem ganzen Buche hervor, viel weniger um die politische Regierungsform als um den Gehalt der bewegenden Ideen zu thun; er war Republikaner am 24. Febr. weil sich momentan die Monarchie moralisch zu Grunde gerichtet hatte, er könnte wohl aus ähnlichen Motiven wieder zum Monarchisten werden. Er sagt das nicht, aber es läßt sich aus seinem Buche zwischen den Zeilen herauslesen. Zunächst stellt er nirgends in Abrede, sondern er betont es oft sehr auffallend daß die Republik am 24. Febr. eine unvorbereitete, ganz extemporirte Sache weniger Führer war. Daß die Masse des Mittelstandes, die Nationalgarde, das Heer auch nicht entfernt an einen Sturz des Königthums dachte, weist er mit aller Klarheit nach; ja noch mehr, er macht das Gelingen oder Scheitern der republikanischen Schilderhebung von Zufälligkeiten abhängig. Die bekannte Nachtscene vor dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hebt er mit allem Nachdruck hervor. Als man den König zur Abdankung beredet hatte, ging Bugeaud auf den Platz herab und gab dem Oberst Dumoulin das Papier mit den Worten: Hier bring' ich dem Volke die Abdankung des Königs und die Regentschaft der Herzogin von Orleans; helfen Sie mir daß man sie annimmt. „Aber der Republikaner Lagrange, erzählt Lamartine, gewandter als Dumoulin, nimmt rasch die Erklärung aus den Händen des Marschalls und verschwindet, ohne sie dem Volke mitzutheilen. Diese Bewegung beseitigte die Regentschaft und den Thron der Dynastie Orleans. Die Republik hätte vielleicht vor dem Namen einer Frau Halt

gemacht. Als die Herzogin von Orleans in der Deputirtenkammer mit ihrem Kinde erschienen war, schwankte Lamartine nach seinem eigenen Geständniß noch einen Augenblick über das was zu thun sei; er legt in seine Darstellung eine Apostrophe zu Gunsten der Herzogin ein, wie sie ihm einen Augenblick vor der Seele schwebte. „Lamartine, (fügt er hinzu), hätte die Versammlung und die anwesenden Nationalgarden mit hingerissen; er hätte dann die Wittwe und das Kind dem unentschiedenen Volke, den getreuen Truppen gezeigt. Die Zustimmung war sicher. Der Zug, von dem Strome der Nationalgarden und des Volkes vergrößert, hätte die Herzogin und ihre Kinder in die Tuilerien zurückgeführt. Er hätte die Regentschaft ausgerufen. Welcher Umschwung! welcher Triumph des Herzens über die kalte Ueberlegung, der Natur über die Politik!"

Als sich der Zug der provisorischen Regierung nach dem Stadthause bewegte, war noch alles ungewiß; jeder kleine Stoß konnte den ganzen luftigen Bau zertrümmern. „Die Herzogin von Orleans (sagt Lamartine) konnte in den Champs=Elysees oder bei den Invaliden sein an der Spitze eines Armeecorps. Die Tuilerien und die Champs-Elysees waren noch mit Regimentern bedeckt; die Forts um Paris konnten von Munition, Truppen, Geschütz überströmen. Vincennes war uneinnehmbar; der König wartete vielleicht zu St. Cloud oder Versailles auf die Verstärkungen aus den Provinzen um sie mit der Armee, die sich unberührt aus Paris zurückzog, zu vereinigen. Man sah auf dem andern Seineufer Bataillone und Schwadronen, welche auf diesen Zug des Volks, der im entgegengesetzten Sinne auf dem andern Ufer fortwogte, mit Mitleid herabsahen." Ein Zufall, das gibt Lamartine zu, konnte die provisorische Regierung sammt der Republik begraben. Er theilt einen einzelnen Zug mit, der für ihn wie für die Lage der Dinge gleich bezeichnend ist. Man kam an die Caserne am Quai d'Orsay; die Dragoner an dem Gitter, die Volksmasse, beide noch in einer Spannung daß jeder Flintenschuß das Signal zu einem Blutbad werden konnte. „Lamartine (so erzählt er uns) beeilte seine Schritte, näherte sich dem Casernenthor und hielt dort an; seit dem Morgen erschöpft von Denken, Reden und Handlungen hatte er Durst; er stellte sich noch erschöpfter als er war, und sagte zu den Dragonern: Soldaten, ein Glas Wein! Diese Bitte, von der Gruppe die ihn umgab wiederholt, ward von den Dragonern gehört; sie brachten Wein. Lamartine erhob lächelnd das Glas und

rief mit einer Anspielung auf die Bankette, die Vorspiele der Revolution: Freunde, da habt ihr das Bankett; mögen Volk und Soldaten in Gemeinschaft mit mir sich verbrüdern. Er trank. Jetzt riefen Dragoner und Volk: es lebe Lamartine! es lebe die provisorische Regierung! man drückte sich die Hände, der Friede war besiegelt."

Solcher Züge und Zufälle denen Lamartine Bedeutung zuschreibt, finden sich noch viele in der Darstellung; es spricht aus ihnen immer das Geständniß das Lamartine bisweilen unverblümt ablegt, daß die Republik extemporirt und nur von einer Minorität gefordert war. Daß es diesem Handstreich gelang den Thron der Orleans zu stürzen, war freilich sehr begreiflich wenn man auf die jüngste Vergangenheit zurücksah; dieses unwahre Spiel mit der Repräsentativmonarchie, diese Corruption durch alle Schichten der regierenden Klassen, diese öffentlichen Scandale, diese durchaus eigennützige und persönliche Politik nach außen hatte die Monarchie sittlich in den Augen des Volkes unterwühlt; das Königthum Ludwig Philipps hatte ja so gut seine Halsbandsprocesse erlebt wie das alte absolute Königthum, und selbst die ganz monarchisch Gesinnten verzweifelten an der Zukunft dieser Monarchie. Die Mehrheit des Volkes, ohne für die Republik gestimmt zu sein, hatte keine Achtung und Liebe zur bestehenden Monarchie; so fiel die Entscheidung den energischen und entschlossenen Leuten zu, die im rechten Momente rasch etwas bestimmtes an die Stelle setzten. Diese Entstehung der Republik ist freilich auch ihre verwundbarste Seite; es kann gegen sie leicht von der Monarchie Vergeltung geübt werden, und es ist mehr als wahrscheinlich daß auch die Republik einmal ihren 24. Februar erlebe. Bezeichnend ist indessen das geduldige Geschehenlassen eines Volkes das sich damals ohne großen Widerstand die unerwartete Regierungsform von Pariser Parteiführern octroyiren ließ; bezeichnend nicht für die Franzosen allein. Die Regierungsgewalten sind in unsern Zeiten nicht mehr durch ein mystisches oder religiöses Band mit dem Volk verknüpft, oft nicht einmal durch ein gemüthliches, denn die gerühmte Anhänglichkeit an die „angestammten Dynastien" ist sehr cum grano salis zu verstehen. Das Volk will einen gewissen Zustand materieller und politischer Wohlfahrt, feste und geordnete Verhältnisse, aber auch eine offene aufrichtige Politik; wer ihm die gibt oder verspricht, dem vertraut es sich in solch kritischen Momenten am liebsten an. Die Regierungs*formen* werden — und in Frankreich ist es schon dahin gekommen — bei der großen Menge der Verständigen

immer mehr das werden was sie im Grunde sind: eine Frage der Zweckmäßigkeit. Der Enthusiasmus für oder gegen die Formen wird sich ganz verkühlen, wie wir das seit zwei Jahren in Frankreich erleben konnten.

Lamartine faßt in der Einleitung die Gründe zusammen welche den raschen Verfall der Monarchie Ludwig Philipps herbeiführten. Er rühmt an dem König daß ihn die Natur mit allen Gaben ausgestattet die aus ihm einen populären König machen konnten, ausgenommen eines: die Größe. Diese Größe, sagt er, die ihm fehlte, suchte er durch jene Gabe zweiten Ranges zu ersetzen welche von Menschen mittleren Schlages bewundert, von großen Männern verschmäht wird: durch die Gewandtheit; er brauchte und mißbrauchte sie. Einige seiner Handlungen dieser politischen Gewandtheit ließen ihn zu listigen Mitteln greifen, die man an einem Privatmann getadelt hätte, wie viel mehr an einem König? Gegenüber diesem Königthum, seiner dynastischen und kleinlich egoistischen Politik, skizzirt Lamartine in treffenden scharfen Zügen die Parteien, die Blätter und ihre Führer. Den Anfang zur Erschütterung des Königthums datirt Lamartine von der „Coalition", jenem „etwas punischen Bündniß" aller Parteien das sich im Jahr 1839 gegen Molé bildete; diesem Bündniß daß dem König Gewalt anthat, Thiers ans Ruder brachte, die aufrichtige Opposition betrübte, die auswärtigen Angelegenheiten verwirrt und das Repräsentativsystem demoralisirt hat. Der Bund von 1848 war dasselbe Mittel gegen Guizot angewandt wie er es gegen Molé hatte brauchen helfen. Sehr treffend sagt Lamartine: Coalitionen dieser Art können naturgemäß nur zur Zerstörung führen; in ihrer Ohnmacht etwas gutes zu schaffen besteht ihre Immoralität. Nur Revolutionen können dabei gewinnen; so ist die Republik das unfreiwillige Werk der parlamentarischen Verbindung von 1839, der agitatorischen Coalition von 1848. Guizot und Thiers schufen die erste, Duvergier de Hauranne und Barrot mit ihren Freunden die andere, und waren so ohne es zu wissen die wahren Urheber der Republik. Lamartine selbst, was er mit charakteristischem Selbstgefühl betont, nahm weder an der ersten noch an der zweiten Coalition Theil; er thut sich etwas zu gute darauf an der Revolution ohne verantwortlichen Antheil geblieben zu sein. Er ging, sagt er von sich selber, allein auf ein Ziel aus das er sich in seinem Geiste vorgesetzt hatte; es lag nicht in seiner Art sich in eine gemischte Opposition ohne gemeinsames Glaubensbekenntniß zu

werfen, um mit seinen Gegnern nach einem unbekannten Ziele hinzusteuern.

Was er Ludwig Philipp fast am meisten zum politischen Fehler anrechnet, ist die spanische Heirath und das Regentschaftsgesetz. Das eine zerstörte den Bund mit England und ließ einen Blick in das unmoralische Coulissenspiel der orleanischen Staatskunst werfen, das andere erleichterte den Sturz der Monarchie. Ueber die spanische Politik versichert Lamartine gleich anfangs prophezeit zu haben: indem Ludwig Philipp seine Familie den spanischen Thron will besteigen lassen, wird er bald aufgehört haben in Frankreich zu regieren; in der Regentschaftsfrage hat er noch die Ansicht die er nach dem Tode des Herzogs von Orleans auf der Tribüne verfocht, daß es das beste gewesen wäre der Wittwe des Verstorbenen die Vormundschaft zu überlassen. Der Herzog von Nemours, sagte er, genoß nur Achtung; man sah in ihm eine Fortsetzung der Tugenden und Fehler seines Vaters; indem man den König wechselte, wechselte man nicht mit der Regierung. Dieser Fehler des Königs und des Herrn Thiers der jungen Mutter des königlichen Kindes die Regentschaft entzogen zu haben, lastete verhängnißvoll auf den letzten Stunden der Regierung; Ludwig Philipp und sein Minister erlagen der Unklugheit dieser Handlung. Hätte man statt dieser zweideutigen Abdankung, die im Hintergrund den Herzog von Nemours zeigte, der Einbildungskraft und den Gefühlen des Volkes eine junge Wittwe und Mutter gezeigt, die mit Anmuth und Popularität im Namen ihres Sohnes regierte, wäre diese geliebte und von allen Anschuldigungen unberührte Fürstin selbst in dem Schloßhof erschienen um ihr Kind der Adoption des Landes darzubieten, es war kein Zweifel daß die Macht der Natur das Volk überwunden hätte.

Es kam die Agitation der Bankette, die trotzige Ankündigung einer solchen Demonstration in Paris und das Verbot der Regierung. Lamartine hatte an den Demonstrationen nicht theilgenommen, aber er wohnte den Berathungen bei die bei Odilon=Barrot stattfanden, und suchte durch seine Beredsamkeit die Versammlung zu entscheidenden Schritten hinzureißen. Man stehe jetzt, sagte er, nach der Herausforderung der Regierung, zwischen Schmach und Gefahr in der Mitte. Wenn es sich nur um die Schmach von Personen und Parteien handelte, würde er lieber seinen Antheil tragen als die Gefahr einer Revolution heraufbeschwören, aber es handle sich um die Schmach des Landes und der constitutionellen Freiheit; man dürfe nicht transigiren

über Dinge die einem nicht gehörten. So sprach er fort mit steigender Wärme, und schloß mit den Worten: berathen wir nicht, handeln wir. Der Enthusiasmus, sagt Lamartine selber, hatte mehr Antheil an diesen Worten als die Ueberzeugung. Lamartine hatte bis dahin den Scrupel so weit getrieben, daß er die Bankette laut als eine Lockung zur Revolution mißbilligte; im letzten Moment schien er die Sprache zu ändern. Die geheime Genugthuung, diese Opposition an der er nicht theilgenommen weil sie ihm mehr persönlich als national, mehr ehrgeizig als politisch erschien, einmal zu überraschen wie sie schwach und unentschlossen war, der Stolz über sie hinauszugehen, hatte unbewußt an der Wärme seiner Rede einen Antheil. Lamartine gesteht ein daß dieß ein Fehler, eine Inconsequenz war. Er versuchte, sagt er, Gott und das Volk, und machte sich deßhalb nachher oft Vorwürfe; es sind freilich die einzigen die auf seinem politischen Gewissen lasten. Es war eine Herausforderung an das Schicksal; der verständige Mann soll es aber nie herausfordern, sondern voraussehen und beschwören.

So brach der Kampf aus; Lamartine schildert die einzelnen Vorfälle, das Wachsen des Aufruhrs, die Rathlosigkeit am Hofe bis zur Flucht des Königs überaus anziehend und mit reichem interessantem Detail. Republikaner war er noch nicht; die Socialisten verschmähte er durchaus. Die Aufhebung des persönlichen Eigenthums, der Erbschaft der Familie scheint ihm jeden Keim der humanen Entwicklung zu zerstören, die Civilisation geht darüber zu Grunde, die Expropriation der Familie nennt er den Selbstmord des Menschengeschlechts. Mit dem König stand er außer Beziehung; Ludwig Philipp liebte ihn nicht, und konnte ihn ebenso wenig verstehen. Lamartine ahnte nicht einmal den raschen Gang den die Monarchie nahm; aber eben diese Raschheit der Ereignisse entschied über ihn. Er hatte demokratische Anschauungen, war aber von einer Pietät und Religiosität erfüllt die in seiner Familie überlieferter und angeborener Charakterzug war. Er wollte keine Revolution hervorrufen, aber er nahm sie an wenn sie unwillkürlich kam, und scheute keine Gefahr durch sie seinen Ideen Geltung zu verschaffen. Er liebte in der Demokratie die Gerechtigkeit, aber er verabscheute die Demagogie als die Tyrannei der Massen.

Diesem Fatalismus blieb er sich bis zur Entscheidung getreu. Als er in die Deputirtenkammer kam, suchte ihn eine Gruppe von

Republikanern um seine Meinung zu hören; sie schienen nicht abgeneigt mit ihm Hand in Hand zu gehen, selbst wenn er die Regentschaft ausrufe. Als Minister der Regentschaft werden Sie, sagten sie ihm, für uns der Minister der wahren Republik sein. Lamartine erklärte ihnen daß er republikanische Ueberzeugungen hege, aber daß er auch wünsche daß die Formen sich nicht überstürzen und dem Entwicklungsgang der Ereignisse und des Volkes voraneilen. „Ich bin, sagte er, nicht unbedingter Republikaner wie Sie, sondern ich bin Politiker. Gut; als Politiker erkläre ich Ihnen daß ich nicht conspirire, nicht umstürze, daß ich nicht einen Einsturz der Regierung wünsche, aber daß ich, wenn die Regierung von selber zusammenfällt, keinen Versuch machen werde sie wieder aufzurichten, daß ich mich nur auf eine vollständige Bewegung einlassen werde, d. h. auf die Republik. Die Regentschaft, fuhr er fort, dieß schwache Nachbild der Monarchie, werde bald der Spielball aller Parteien sein. Das Volk vielleicht heute beruhigt, werde morgen etwas neues zu erlangen suchen. Jede neue Manifestation werde ein neues Stück der Gewalt mit wegnehmen, man werde vom 20. Junius, zum 10. August, zu den Septembertagen gelangen, das Volk an Blut gewöhnen und das Jahr 1793 des Elends, des Fanatismus und des Socialismus heraufbeschwören. Es gebe nur eine einzige Gewalt das Volk in solchen socialen Krisen vor den Gefahren der Revolution zu schützen: die Gewalt des Volkes selber, die ganze Freiheit, das Stimmrecht, den Willen aller, also die Republik. Sie allein könne die Revolution mäßigen, das Blut verhüten, den Communismus überwältigen, den Krieg mit dem Ausland beschwören."

So war also für Lamartine die Proclamation der Republik das Mittel die heterogenen Parteien um einen, man darf sagen, neutralen Mittelpunkt zu vereinigen; neutral, insofern damit ein Theil der thätigen Parteimänner seine Wünsche gekrönt, ein anderer die seinigen nur vertagt, ein dritter durch die allgemeine Eintracht Ruhe und Ordnung verbürgt sah. Von diesem Gesichtspunkt betrachtete er auch die provisorische Regierung, an deren Zusammensetzung Lamartine, wie wir durch ihn erfahren, einen wesentlichen Antheil hatte; als die Namen des neuen Gouvernements proklamirt wurden, fanden sich fast alle Nüancen der politischen Meinung darin vereinigt. Es war ein Waffenstillstand, den die Parteien mit einander abgeschlossen hatten; zunächst galt es eine thatsächliche Regierung herzustellen, und jede Partei be-

grüßte dieselbe mit Freude — freilich nicht ohne den stillen Vorbehalt, bei der definitiven Bestellung ihre individuelle Ansicht und ihren besondern Anspruch zu wahren. Lamartine leugnet daher auch ganz entschieden daß, wie behauptet ward, Furcht und Einschüchterung die Proclamation der replublikanischen Regierungsform dictirt habe; die Leute, sagte er, die sich in diesen Krater geworfen hatten, thaten es aus einem von den beiden Beweggründen, entweder weil sie Republikaner waren und der Republik zum unwiderstehlichen Sieg aus dieser Krisis helfen wollten, oder weil sie als aufopfernde Männer sich selbst in den Brand der Revolution hineinwarfen um ihn zu dämpfen — im ersten Fall waren es Fanatiker und nicht die Furcht trieb sie, im andern waren es freiwillige Opfer die sich für die Wohlfahrt der Gesammtheit hingaben, also nicht Leute die sich von der Angst treiben ließen. Eben diese Combination verschiedener Parteien machte die Republik anfangs so stark, und darin lag auch die hervorragende Bedeutung die Lamartine's Namen mitbrachte. Er hatte — und darauf legt er selber den größten Nachdruck — eine isolirte politische Rolle gespielt, hing keiner Partei und keinem Club an, aber seinen Ruf eines intacten, patriotischen Mannes hatte er sich mitten in dem Schmutze gewahrt. In einem Momente des allgemeinen Enthusiasmus und der Erhebung war daher seine Stellung entscheidend; sie gab der Revolution eine sittliche Autorität die ihr Parteimänner nicht geben konnten. Wäre die Republik nur von den Männern des National, der Socialisten und Communisten ausgerufen worden, die Einbildungskraft hätte mit ihr unwillkürlich die blutigen Bilder der Jahre 1793 und 1794 verknüpft; die politische Erwägung hätte darin nur den momentanen Triumph einer Faction gesehen. Die Zustimmung Lamartine's, dieser ganz conservativen und revolutionsscheuen Persönlichkeit, gab ihr allerdings eine ungewöhnliche Bedeutung.

Die folgenden Ereignisse auf dem Stadthause, die hervorragende Bedeutung die Lamartine durch Sympathie und Haß gewann, das rednerische, lyrische Pathos womit er allein damals die gemeinen Leidenschaften niederhielt, die altfranzösische Ritterlichkeit womit er sich den blutgierigen Factionen und ihrer rothen Fahne in den Weg warf — das alles sind Dinge die fast noch frisch in der Erinnerung Europa's leben, trotz der raschen Vergeßlichkeit dieser Zeiten. Man wird diese prachtvollen, ächt dramatischen Scenen am liebsten bei dem Autor selber nachlesen, dessen Triumph sie enthalten.

Die Factionen fingen an sich zu scheiden: es war zunächst die liberale und nationale Partei (wie sie Lamartine nennt), jene Verbindung verschiedener Elemente, die aber ihre individuellen Wünsche vertagten und sich damals uneigennützig zu einem gemeinsamen patriotischen Ziele vereinigten; dann die Socialisten, endlich die eigentlich revolutionäre Partei. Von den Socialisten versichert Lamartine aufs entschiedenste, daß sie zu dieser Zeit allen gewaltsamen Tendenzen abgeneigt gewesen seien; nur der revolutionären Partei traut er das zu, die sich schon gegen die Revolution die sie hatte machen helfen, wieder verschwor ehe sie fertig war. Diese Partei welche die erste Revolution verdorben hatte, und die zweite schon nach der ersten Nacht zu verderben suchte, ist überall vorhanden als Element der Unordnung und des Verbrechens; in Frankreich mehr als irgend sonstwo gesteigert und genährt durch die Erinnerung an den Terrorismus. Was Lamartine über die Anfänge dieser Partei sagt, enthält eine Wahrheit die auch für Deutschland ihre ganze Anwendung findet. „Diese Schule, sagt er, bildete sich weiter aus unter der Restauration und unter Louis Philipp; die Opposition machte die Sophismen populär, die Immoralität nahm sie auf, die Nachahmung verbreitete sie, der Nachgeschmack des Verbrechens ergötzte sich daran; man kam bis zu der Höhe des Wahnsinns die Schandthaten heilig zu sprechen. Es war das Unrecht der alten Gesellschaft den leidenden Theil der städtischen Bevölkerungen ohne Belehrung, ohne Organisation, ohne Wohlsein sich selbst zu überlassen; denn im großen Elend keimen leicht große Laster, alles was sich beugt, verdirbt leicht, das Verbrechen ist ein Miasma der Armuth und der Brutalität."

Diese letzte Partei fing an sich zu regen; sie hatte talentvolle, energische Führer, wie Blanqui, Barbès, Sobrier, und alle die Leute die wir nachher in der Emeute sich haben aufbrauchen oder verbluten sehen. Lamartine knüpfte mit allen Bekanntschaft an; bei manchen, z. B. Barbès, für den er Fürsprache beim König gesucht als er zum Tod verurtheilt war, gab sich der Anlaß von selber. Er beurtheilt alle diese Leute sehr mild; mit Ausnahme von Blanqui, dessen kalte, demagogische Gewissenlosigkeit und Schlechtigkeit er wenigstens andeutet, hebt er an jedem lieber die milden als die herben Züge hervor. Doch gibt er zu welche Gefahr das clubistische Treiben dieser Leute der Republik zu bringen drohte. Die Clubs, sagt er, sind nichts anderes als das tumultuarische Zusammenrotten, in Regeln und Perioden ge-

bracht, der öffentliche Platz in einen engern Kreis concentrirt, aber von derselben Leidenschaft bewegt, von denselben Stürmen bedroht; sie haben sogar noch etwas gefährlicheres, weil sie den Sectengeist und die Disciplinirung der Partei mit hinzubringen. Lamartine graute vor den ersten Demonstrationen dieser Faction; er sah eine Zeit kommen wo Frankreich nur noch aus Henkern und Opfern bestand.

Ledru-Rollin scheint sich mit Zurückhaltung benommen zu haben, wenigstens bringt ihn Lamartine mit diesen äußersten Auswüchsen nicht in Verbindung. Von seinem Blatt, der Réforme, sagt er: es sei der Berg mit seinen Donnern und Schrecken gewesen, mitten in einer friedlich, heitern Gesellschaft, Dantons Töne in einer politischen Akademie, ein Phantasie-Schrecken, ein Zorn in Systeme gebracht, ein ausgetrockneter Jacobinismus von 1794. Doch weist er alle Solidarität zurück zwischen seinem Departement und dem Wirkungskreis Ledru-Rollins: die Mehrheit des Landes verband sich mit den Leuten der Mäßigung und Freiheit; die heftigere und erbitterte Minorität schloß sich an den Minister des Innern an. Auch erzählt er uns ausführlich mit welcher Entschiedenheit er dem famosen Circular Ledru-Rollins entgegentrat, und wie sich darin zum erstenmal schlecht verhüllt der innere Zwiespalt der Regierung offenbarte.

So verkehrte Lamartine mit allen Parteien, auch die extremsten nicht ausgenommen, um die Krisis die er ahnte zu beschwören. Er redete, vermittelte, nachdem ihm die Demonstrationen des März und April einmal die ganze Gefahr enthüllt hatten, aber die revolutionären Factionen rüsteten im stillen. Er schob die Krisis allenfalls hinaus, aber er beschwor sie nicht. Wie ihn der Moment der Entscheidung im Mai und Junius selber traf, darüber gibt uns der sichtbar mattere letzte Theil des Buches Aufschluß; seine ideelle Behandlung der Dinge, seine Friedenspolitik war gescheitert, Cavaignac mußte Frankreich retten helfen. Lamartine kann ein Gefühl der bescheidenen Resignation hier am Schluß nicht bergen; er schließt mit frommen Wünschen für Frankreich, nicht ohne das stille Eingeständniß daß der Gründungsversuch seiner idealen Republik damals mißlungen war. Möge, so endet er, die unsichtbare Hand die Republik vor zwei Klippen wahren: dem Krieg und der Demagogie! Möge sie aus einer erhaltenden und fortschreitenden Republik, der einzigen dauerhaften und möglichen, den Samen der Sittlichkeit des Volkes und des Reichs Gottes emporblühen lassen!

Karl v. Nostitz.*)

(Allgemeine Zeitung 11. November 1849 Beilage Nr. 315.)

Eine dankenswerthe Bereicherung der deutschen Memoirenliteratur ist das Leben und der Briefwechsel des Generallieutenants Karl v. Nostitz: nicht sowohl wegen des thatsächlichen Reichthums, als um des geistigen Hindergrundes willen der den Thatsachen als Träger dient, und der Meinungen und Gesinnungen wegen wie sie damals in den begabtesten und einflußreichsten Kreisen verbreitet waren. Es wird uns mit diesem Buche das Andenken eines Mannes wieder aufgefrischt dessen Namen schon fast als verschollen betrachtet werden konnte; und doch hatte er lebhaften Antheil genommen an den Dingen seit der Katastrophe von 1806, und war durch Bekanntschaften und Verbindungen vielfach und eng in die großen Verhältnisse verflochten. Sein Uebergang in den russischen Kriegsdienst entfremdete ihn wenigstens äußerlich der Heimath, und obwohl er erst 1838 starb, war doch sein Name fast zu den vergessenen zu rechnen — nur bei den Freunden nicht denen die geistvolle und interessante Persönlichkeit im Leben nahe gestanden war. Einer dieser Freunde, dem Nostitz seine Aufsätze und Correspondenzen mitgetheilt, erneuert nun das Andenken des Verstorbenen durch Veröffentlichung der Tagebücher und Briefe, die freilich beide nur einen Theil seines reichen und bewegten Lebens umfassen. Mit einer Reihe der hervorragendsten Männer, mit Prinz Louis Ferdinand, Gentz, Gneisenau und andern durch engen freundschaftlichen Verkehr verbunden, als Adjutant und Begleiter des Prinzen Louis, bis zur Katastrophe von Saalfeld von diesem unzertrennlich, dann auf dem Wiener Congreß in hohe und einflußreiche Bekanntschaften verflochten, war Nostitz wohl im Stande interessante biographische Aufzeichnungen und einen Briefwechsel zu hinterlassen, in denen sich die Stimmungen und Gedanken bedeutender Zeitgenossen charakteristisch und treu ausprägten. Schade daß nicht auch aus seiner spätern Lebensperiode, wo er mit vielen bedeutenden Männern in Rußland einen ausgebreiteten Briefwechsel unterhielt, das Interessanteste hat veröffentlicht werden können. Besonders anziehend waren seine Briefe an den damaligen Obersten und Adjutanten des Großfürsten Constantin,

*) Aus Karls v. Nostitz, weiland Adjutanten des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und später russischen Generallieutenants „Leben und Briefwechsel. Auch ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen." Dresden 1848.

jetzigen Generallieutenant Grafen Nesselrode, die der letztere sorgfältig aufbewahrt hatte, aber während des polnischen Aufstandes der Vernichtung preisgeben mußte. Auch außerdem müßte sich, nach der Meinung des Herausgebers, noch manches interessante in dem handschriftlichen Nachlaß des Verstorbenen vorfinden, zu dessen Veröffentlichung sich vielleicht einmal der Sohn, in dessen Händen sich der Nachlaß befindet, entschließen dürfte.

Seine Jugend und „Lehrjahre" schildert uns Nostitz selbst sehr anziehend, und mit jener psychologischen Feinheit und Sicherheit die dem vielerfahrnen Weltmann eigenthümlich war. Ungünstige Familienverhältnisse hatten den Knaben eine sorgsame elterliche Pflege und Erziehung entbehren lassen; er war von früh an mehr auf sich selbst angewiesen und zufälligen Einwirkungen preisgegeben, als durch eine liebevolle und aufmerksame väterliche oder mütterliche Fürsorge geleitet. Nur einmal kam er in einen Familienkreis, der auch das gemüthliche und innerliche Wesen des vielfach sich selber überlassenen Knaben anregte und befriedigte; auch gelang es ihm, nach einer bunten Abwechslung von Müßiggang uud planlosem Lernen eine tüchtige Erziehungsanstalt durchzumachen, aber die Eindrücke seines Jugendlebens blieben vorherrschend. Früh zu einer gewissen Selbständigkeit entwickelt, an Leib und Seele gleich kraftvoll und glücklich begabt, war der junge Nostitz zu einem friedlichen Berufe und der stillen Thätigkeit im eigenen Haus und Hof wenig geeignet. Keine Musen, sagt er selber, hatten mir das Wiegenlied, gesungen, um, wenn ihre Gunst das Toben der ersten Jahre besänftigt, mich mir selbst zum frohen stillen Genuß wiederzugeben. Stets aus mir herausstrebend, jagte ich äußerm Glücke nach; mußte ich nicht glauben es dort am sichersten zu finden wo es am hellsten glänzte, d. h. im Kriegerstande?

So trat eines Tages der wilde hallische Student auf einem dürren Miethgaul den Weg nach Potsdam an (1800) um dort ein militärisches Unterkommen zu finden — ohne Bekannte und Empfehlungen, im offnen Kampfe gegen den Willen seines Vaters gelang es ihm gleichwohl als „fünfter übercompleter Officier" angenommen zu werden. Da tummelte er sich nun in dem wilden Muthwillen des Garnisonslebens herum; als verwegener und tollkühner Reiter war er bald in ganz Berlin gekannt, durch wilde Streiche und alle die „modischen Eigenschaften eines Gendarmerieofficiers" und einen Aufwand der ihn für reich gelten ließ, und durch keckes Auftreten gegen

jede Ordnung ragte er unter seines Gleichen fast ebenso hervor wie äußerlich durch seine mächtige, ritterliche Erscheinung. Doch ging er in dem Strudel nicht unter; wissenschaftliche Beschäftigungen mit dem Kriegswesen, namentlich unter Scharnhorsts Leitung, zogen ihn an, und gleichzeitig erweiterte sich sein geselliger Gesichtskreis, er beachtete „die Welt die außerhalb des wüsten, militärischen Weichbilds liegt,“ und suchte sich Wege in die höhere Gesellschaft zu bahnen. Mit bedeutenden Leuten, wie z. B. Gentz, war er schon früh bekannt geworden, bald gerieth er auch mit dem Prinzen Louis in ein nahes und inniges Verhältniß. So bildete er sich aus einem bunten, mannichfaltigen Leben, stets in lebhafter Berührung mit geistreichen und bedeutenden Menschen, durchaus zum Weltmann, zum scharfen und feinen Beobachter der Persönlichkeiten und Verhältnisse. So fand ihn später Varnhagen auf dem Wiener Congresse, wo er ihn mit Jassoy und Wiesel zusammenstellt und von ihnen sagt: Diese drei, ungleich in fast allem Betracht, hatten doch in Bezug auf den Congreß die merkwürdigste Gemeinschaft. Ihr unbestreitbarstes Eigenthum war der scharfe Weltverstand, die kluge Einsicht in fremde Thorheit und Schwäche, der unbedingte Haß aller Selbsttäuschung, die Lust und Entschlossenheit sich die nackte Wahrheit, und wäre sie noch so häßlich, vor Augen zu stellen, daher Zweifel und Mißtrauen gegen alles was in der Welt etwas bedeuten will. In diesen dreien hatte sich die Verneinung, die Satire und der Hohn incarnirt, sie folgten allen Erscheinungen und Vorgängen des Tages mit ihren zerstörenden Bemerkungen, mit unerbittlicher Schärfe und mit einer Derbheit für die es keine schriftliche Ueberlieferung gibt. Sie waren das aristophanische Salz des Congresses, die mephistophelische Lauge, die, indem sie das Scheinsame verzehrt, auch das wahrhaft Hohe und Heilige wenigstens anzubeizen versucht.

Die interessantesten Stellen der Nostitz'schen Aufzeichnungen betreffen theils die Geschichte des Wiener Congresses, theils sein früheres Verhältniß zum Prinzen Louis Ferdinand. Er nimmt natürlich den Prinzen gegen die bittern Anklagen in Schutz die damals und später gegen ihn erhoben worden sind, weist an einzelnen Beispielen nach wie arg man den an Geist und Gemüth so reichbegabten Fürsten verleumdet, und nicht selten auch seine harmlosen Genüsse verdächtigt habe. Indessen das was Nostitz selber über das Treiben des Kreises in welchem der Prinz und seine Freunde sich bewegten, aufgezeichnet hat, beweist denn doch daß es den Anklägern wenigstens an der Hand-

habe nicht fehlte. Wenn auch die geistreiche Gesellschaft von Weltleuten, deren Mittelpunkt der Prinz war, die Orgien und Bacchanalien verschmähte deren man sie beschuldigt hat, so lag doch eine gewisse Frivolität der Sitten und ein raffinirter Sybaritismus in den Genüssen über dem ganzen Cirkel ausgebreitet; man schlug dort Geist viel höher an als Sitte und Charakter, man tändelte und scherzte mit aller Erfindungsgabe verfeinerter Genußsucht, und fühlte wenig von dem überwältigenden Ernst in sich den die furchtbare Zeit und ihre Katastrophen hätten wecken müssen. Es mochte reizend und poetisch sein in dieser Zeit der gewaltigsten Weltconvulsionen sich auf einen kleinen Kreis geistreicher Männer und Frauen zurückzuziehen, dort Jagdabenteuer, Spiel, Musik und geistvolles Gespräch mit ausgesuchten Tafelfreuden zu pflegen; es mochte gar verführerisch sein in solcher Umgebung die feinste Sinnlichkeit befriedigt und doch Ton und Haltung nie zum Trivialen und Gemeinen herabgedrückt zu sehen — aber eine Generation wie sie die schwere Zeit bedurfte, ward in solchen Umgebungen nicht großgezogen. Hören wir Nostitz selbst, wie er die Jagdzerstreuungen des Prinzen und seiner Begleiter schildert. Von Morgens 10 Uhr bis zum Abend trieb man sich auf der Jagd umher, dann ging's zu einem opulenten Mahle, „das in antikem Stil gefeiert, durch Musik und den Wechsel heiterer Erholung weit über das gewöhnliche Maß verlängert ward. Der Prinz und Dussek musicirten dazwischen; wer nicht aß und trank, warf mit Karten und Würfeln, oder führte ein Gespräch mit dem Nachbar. Die Frauen, auf dem Sopha in antiker Freiheit gelagert, scherzten, entzückten, rissen hin, und verliehen dem Symposion jene Zartheit und Weichheit die einer Gesellschaft von Männern unter sich durch ihre Härte und Einseitigkeit abgeht. Die Stunden verflogen uns an solchen Abenden und die Nächte hindurch ungemessen, und es geschah wohl daß wir uns erst des Morgens um 5, 6, 7, auch wohl um 8 Uhr trennten, viele von demselben Stuhle aufstehend auf den sie sich den Abend vorher niedergesetzt."

Es war gewiß eine schmähliche Verleumdung wenn man solche Freuden, wie wohl hie und da geschehen ist, mit den Orgien der Regentschaft verglich oder wenn auch nur der Neid hinter den Pforten die ihm verschlossen blieben, arge Dinge wittern wollte, aber zu der Noth und dem Ernst der Zeit stimmte dieß leichtfertig tändelnde und nur genießende Geschlecht ebenso wenig als der Prinz und seine

Cavalierpassionen dem Volk ein besonders erbauliches Exempel gaben. Nostitz deutet dieß wohl hie und da fein genug an, doch so daß man es nur zwischen den Zeilen herauslesen kann. So macht er über des Prinzen Verhältniß zur Frau Wiesel, die in ziemlich schlimmem Ruf stand, eine Bemerkung, die, so fein und zierlich sie auch eingekleidet ist, doch den ganzen sittlichen Charakter solcher Verbindungen scharf genug zeichnet. „Was ein heißes Blut von ihr erheischte, sagte er, das gewährte sie freilich nicht immer nach sorgfältiger Wahl, gehörte aber darum nicht minder zu den geistreichsten Erscheinungen der damaligen Welt. Es war in ihr die freieste Ungebundenheit und eine muntere Keckheit gegen alles was sie umgab, und was sie gleich unter den drolligsten Beleuchtungen ihres regen Geistes darstellte. Es gehörte die gleiche geistige Ungebundenheit des Prinzen dazu um sich im Trotz gegen die Welt dem Hange zu dieser Frau ganz hinzugeben. Durch die Sinne einander unterthan, standen sie dem Geiste nach frei einander gegenüber." An einer andern Stelle, wo Nostitz den Prinzen gegen die Ankläger rechtfertigt, deutet er zugleich richtig die Quelle an aus der die Schwächen des Mannes und seiner Lebensweise entsprangen. „Durch Mangel würdiger Beschäftigung, sagt er, durch strenge Entfernung von allem was durch höhere Thätigkeit seine großen Eigenschaften in einem bestimmten Wirkungskreise angespannt hätte, hat man seiner Seele ein tödtendes Opiat beigebracht das sie auf mancherlei Abwege trieb. Wenn sich dann die Jugend des Prinzen in vielerlei Liebesabenteuer, sein rasches Blut in mancherlei Verbindungen verwickelte wo es unter Saus und Braus lustig herging, so stempelte man das mit dem Namen Immoralität, und nannte ihn einen verlornen Menschen. War aber der verloren der bei Weibern, beim Zechen und in allem wilden Jubel der Jugend sich selber nie verliert, der immer bleibt was er ist, und bei der leisesten Anstrengung des edleren Stoffes sich in dem Adel seiner Seele und in der Freiheit seines Geistes aus jeder Tiefe im Adlerflug erhebt?"

Was Nostitz hier von seinem Prinzen sagt, galt von ihm selber; auch ihn hielt mitten in dem frivolen Treiben die angeborne Kraft und Tüchtigkeit aufrecht. Obwohl mit den Berliner Sybariten eng verbunden, ließ er sich doch nie von der Sinnlichkeit überwältigen wie sein Freund Gentz, den er auf dem Wiener Congreß wiederfindet, aber kaum wieder erkennt. Er findet ihn alt und grau; „dieser Mensch, schreibt er in seinem Tagebuch, ehedem mit dem flatternden Sinn und

der üppigen Lebenslust, ist ein ganzer Philister geworden; das Freie, Geniale ist von ihm gewichen, und durch seine trippelnde Weisheit wird er nichts großes hinstellen." Auch dem wüsten Muthwillen des Berliner Garnisonslebens entwuchs Nostitz völlig, so sehr er selber in diesem Treiben Virtuose gewesen war. Unter den Zügen des Uebermuths und der Ausgelassenheit, worin das preußische Lieutenantsthum vor 1806 excellirte, heben wir einen hervor den Nostitz mittheilt, nicht ohne die naive Verwunderung auszusprechen daß man dergleichen damals ärgerlich und strafbar fand. Man wollte einmal einen Aufzug zu Pferd veranstalten; ein Officier schlug vor das damals häufig aufgeführte Werner'sche Stück die „Weihe der Kraft" zum Gegenstand einer solchen Mummerei zu wählen. Der Vorschlag gefiel und es wurde folgende Parodie des Stücks entworfen. In einem Auftritt desselben wird in Wittenberg ein Nonnenkloster aufgehoben, und der diese Handlung vollziehende sächsische Kanzler sagt den Frauen: „Geht in die Welt und wirket!" Alle verlassen hierauf das Kloster, und es ist im Stück keine Rede mehr von den in die Welt gestoßenen Nonnen, nur Catharina v. Bora bleibt auf der Scene um später Luthers Frau zu werden. Die Parodie sollte nun ergänzend das fernere Schicksal der übrigen Nonnen darstellen. Diese nämlich, so ward angenommen, ziehen, um einen Wirkungskreis zu suchen, nach Berlin, und finden hier in Madame Etschern (einer bekannten Kupplerin) die Vorsteherin unter der sie zu wirken anfangen. Als Luther solches vernimmt, reist er in Begleitung seiner Hausfrau nach Berlin um die neue nutzbar gemachte Frauenanstalt zu besuchen. Hier macht er eines Tages zur Erholung eine Schlittenfahrt mit den ehemaligen Lebensgefährtinnen seiner geliebten Catharina und ihrer neuen Vorsteherin, der Madame Etschern, die auch auf Observanz zu halten hat, und ihre pflegebefohlenen Jungfrauen nicht ohne Aufsicht in die Welt lassen kann. Nostitz gibt zwar zu daß der „Spaß etwas roh" war, findet es aber doch rigoristisch und übertrieben daß der König und die Regierung die Urheber und Theilnehmer des wirklich ausgeführten Zuges streng bestrafte. Solcher Art waren die noblen Vergnügungen der säbelschleppenden und prahlenden militairischen Jugend in dem Augenblick wo Napoleon Oesterreich niederwarf und Preußen in seiner Existenz bedrohte!

Eine sehr anziehende Episode bildet in den Nostitz'schen Aufzeichnungen dasjenige was er über den Wiener Congreß in seinen Tagebüchern niedergelegt hat. Es finden sich darin über die Verhältnisse

sehr treffende und richtige Bemerkungen, und von den Personen Charakteristiken in denen wir jene weltmännische Feinheit und Schärfe finden die Varnhagen an Nostitz rühmt. Er beklagt es daß über die Föderativ-Verfassung Deutschlands noch nichts genügendes zu Stande gekommen, und findet das von Metternich vorgelegte Project ziemlich bunt; aber auch gegen dieses hätten Württemberg und Baiern, die nur egoistisch glauben bewahren und gewinnen zu müssen, ein gewaltiges Geschrei wegen Beeinträchtigung ihrer Souveränetät erhoben. Der russische Reiterofficier macht dabei eine Bemerkung die unsere Staatsmänner hätten allezeit beherzigen sollen. „Was sich, sagt er, nach dem herrschenden Zeitgeist allgemein aufdringt, wird in Deutschland nicht ausbleiben, und ordnet es sich nicht gütlich, so gestaltet es sich in Erschütterungen denen politische Mißhelligkeiten den nächsten Funken geben.“ Und ein andermal sagt er: „Es geht immer durcheinander, bis man das Schwert zieht, oder, was das wahrscheinlichste ist, eine Theilung macht — der Stempel der Mittelmäßigkeit, eine erbärmliche Aushülfe der Noth und Schwäche. Quidquid delirant reges, plectuntur Archivi! Unterdessen ringt eine schlaue Politik nach dem höchsten Standpunkt, den Rußland jetzt mehr dadurch erhält daß es nicht über den andern, sondern mitten zwischen den andern steht, und durch sein Mehr oder Weniger, durch sein Ja oder Nein den Gang der Begebenheiten leitet.“ Man glaubt in der That Betrachtungen über unsere Tagesgeschichte zu lesen; so unverändert wahr sind diese Bemerkungen geblieben.

Ein andermal schreibt er die bittern aber wahren Worte in sein Tagebuch: „Während der große Gang der Unterhandlungen sich langsam ab- und verwindet, schreien die kleinen Fürsten wie die Raben am Bach, und es ist kein Unsinn auszudenken den ihre Noten nicht enthalten. Alle wollen haben, und nicht bloß was sie hatten, wenn man z. B. auf die Grundlage des westfälischen Friedens zurückkommen wollte nein auch damit speist man die Hungrigen nicht ab. So hatte ich mit dem vierundsechzigsten Reuß, einem jungen Menschen von viel Tiefe und praktischer Brauchbarkeit, eine Erörterung über die Entschädigung der Fürsten und ihre zukünftigen Rechte. Er protestirte gleich gegen den westfälischen Frieden und wollte kaum die goldne Bulle statuiren: es waren alles Eingriffe in der Fürsten Rechte. So sprachen die Klügsten; was soll man nun mit den Menschen an-

fangen? Neulich haben sie gegen alle Lehnsverpflichtung von ihrer Seite an die größern Souveräne gesprochen, haben aber die statuirt, ja heiß verfochten, welche die Unterthanen gegen sie haben müßten."

Sind die Betrachtungen und Bemerkungen die Nostitz über die großen politischen Fragen des Congresses in seinem Tagebuch niederlegt, überall von zutreffender Wahrheit, so zeichnen sich seine Schilderungen von Persönlichkeiten ebensosehr durch Feinheit der psychologischen Charakteristik aus, als durch jene unerbittliche Schärfe und Rücksichtslosigkeit die nach Varnhagens Schilderung sein Verhältniß zum Congreß vorzugsweise bezeichnete. Ueber die hervorragenden Staatsmänner, über die zahlreichen fürstlichen Persönlichkeiten, selbst über die „Phantasten und Beutelschneider des Congresses", wozu er vorzugsweise Fr. Schlegel und Z. Werner rechnet, legt er Bemerkungen nieder die von einer bemerkenswerthen Beobachtungsgabe Zeugniß ablegen; mancher Individualität die sich damals noch wenig ausgeprägt hatte und das milde Urtheil täuschte, sieht der scharfe nüchterne Nostitz bis auf den Grund der Seele. Von den Congreßgesandten macht er einmal die Bemerkung: „Die Unterhändler, statt durch gründliche staatswissenschaftliche Kenntniß belehrt zu sein, ergreifen nur immer das nächste, und klammern ihr Ziel an den ersten günstigen Schein; ja sie greifen oft aus gutem Vorbedacht zu etwas falschem, irrigem, um durch scheinbare Nachgiebigkeit den eigentlichen Zweck zu gewinnen; auf solchem Kunstgriff beruht die ganze List der Mystification die mit kecker Stirn in dem großen Leben gehandhabt wird. Ihr Ursprung liegt in unserm geselligen Umgang, in dem Verkehr mit Weibern, eine Bahn die unsere jetzigen Minister oft durchlaufen sind und deren Künste sie nun in die höhern Geschäfte übertragen, als Ersatz der ehemaligen geistigen und wissenschaftlichen Mittel. Metternich ist ein Hauptkünstler auf dieser Arena in dem Geist eines großen diplomatischen Parteigängers." Ueber Gentz, seinen alten Freund, schreibt Nostitz das einfache wahre Wort nieder: „Gentz ist alt und grau geworden; Seele und Körper zittern ihm in ewigem Fieberfrost von moralischer und physischer Erkältung. Die Gemüthlichkeit der Jugend erwacht wohl noch zuweilen, doch ist sie stets geregelt, und erlaubt durch Zwang keine Gegenseitigkeit der Hingebung. Zudem ist der alte Diplomat eingeengt in die Beschränkung seines jetzigen Vaterlands, und erschrickt vor dem Geiste der ihn sonst bewegte; darum ist es ihm auch nicht wohl in der Umgebung seiner Freunde von ehedem, wenn er sie nicht

genau auf seinem Wege findet. Doch was geschrieben steht gehört der Welt an, und der Gentz von Berlin ist ein anderer als der von Wien; man lese nur was jener damals geschrieben."

Unter den Briefen finden sich geistreiche und interessante Mittheilungen theils von Nostitz selbst, theils von dem Schweizer Merian, der damals als russischer Staatsrath der großen Politik nahe genug stand, und in origineller Weise und oft ganz desultorischer Form seine Meinungen darüber mit dem innig befreundeten Nostitz austauscht. Wir finden da ein derbes aber vortreffliches Wort über Talleyrand: „Wie wollen Sie, schreibt er an Nostitz, menschliche Größe und Kraft an Talleyrand messen? Ein anderes ist durch sich groß sein, ein anderes durch den der hinter uns steht. Mit Napoleons Hetzpeitsche war's leicht Minister sein. Damals war die ganze Kunst der Unterhandlung die: „Ihr Ochsen, die Ihr alle seid, Euch Flegeln geb ich den Bescheid" &c. Befehlen ist lustig, unterhandeln verdammt mühsam. Hätte Talleyrand einen Funken Ehre im Leibe, so würde er sich lieber spießen lassen als auf eben dem Flecke, unter eben den Menschen wo er sonst geherrscht hat, jetzt herumzukriechen wie eine lahme Wanze. Das kann nur ein Franzos!" Und über Metternich, den „superklugen Herrn Mistificator", setzt er hinzu: es war ein trauriger Mißgriff so einen Herrn obenan zu stellen! Zerschlägt sich der Congreß, so ists ob seiner Feinheiten und Kniffe. Da betrachten Sie einmal Sir William Temple dagegen. Was sagt man von dem, so oft er bei einer Unterhandlung auftrat? „Aha, England ist's Ernst, sonst ließe sich Temple nicht brauchen."

Der Ernst und die rücksichtslose Schärfe womit die Freunde im Wetteifer der Lüge der Zeit zu Leibe gehen und so in die panegyrische Auffassung vieler Zeitgenossen gar manchen bittern Wermuthstropfen einfließen lassen, spricht sich auch in ihrer Beurtheilung französicher Personen und Zustände aus. Beide, Nostitz und Merian, waren während der Occupationszeit als militärische Administratoren in Frankreich, hatten also hinlänglich Gelegenheit die sittliche Fäulniß, Frivolität und Hohlheit, die als Erbschaft von Bonaparte's Größe zurückblieb, im Großen und Kleinen kennen zu lernen. Nostitz namentlich studirte dabei das Volk, seine Art und Eigenthümlichkeit wie es sich als kleiner Bürger oder Landmann darstellte; es war seine Hauptbeschäftigung wenn er durch seinen Beruf in ein ödes Nest in den Ardennen oder sonst wohin gebannt war. Der Totaleindruck franzö=

fischen Wesens, wenn man die einzelnen feinen und scharfsichtigen Bemerkungen zusammenhält, wird darnach freilich kein sehr günstiger; aber in der Hauptsache behält er Recht, auch wenn ihn die Stimmung der Zeit oft zu einem noch strengeren Urtheil vermochte als es die angeborne Schärfe seines Wesens mit sich brachte. Vortrefflich schreibt er einmal an General Vieth: „Doch Freund, was bleibt uns wenn so der Franzose ist? Waren wir nicht seine Narren und darum schlechter als er? Seine Narren, ja; schlechter, nein; nur tiefer, bedachtsamer, heiliger, möchte ich sagen; wir glaubten nicht das bloße Spiegelfechterei sei was uns verdutzte, und wußten nicht wie es eigentlich mit der politisch-moralischen Frivolität beschaffen sei, dem Mobil des französischen Kolosses, den unsere steife Weisheit, nicht geneigt den Franzosen etwas nachzuconstruiren, immer von sich selbst abdemonstriren wollte. Unsere ehrliche Schwerfälligkeit konnte nicht dagegen bestehen, und unser bißchen Weltweisheit verglomm gegen die Flamme welche die französische Frechheit von dem dürren Reisig eines eingegangenen Lebensbaumes allenthalben zusammenschürte. Endlich hat uns im eigentlichsten Sinne des Wortes das Feuer auf die Nägel gebrannt, und das Gefühl ist endlich wieder im Menschen, trotz des dummen Verstandes, erwacht, um erst den eigenen schlechten Plunder auf die Seite zu rücken und dann die Fremden zum Hause hinauszuwerfen. Der Mensch der im Gemüth erwacht, ist ein Simson, der trotz der Blindheit Säulen und Dächer umwirft.“

Friedrich Perthes.*)

(Allgemeine Zeitung 13. November 1849 Beilage Nr. 317.)

Wer hätte nicht in diesen trüben Tagen ein wahres Bedürfniß empfunden sich von der unerbaulichen Betrachtung unserer politischen Dinge zu den gewohnten Beschäftigungen zurückzuflüchten und in einem tüchtigen Buche wieder nach alter deutscher Art den entbehrten Trost zu finden? Wie hoffnungsvoll haben wir vor anderthalb Jahren die Bücher zurückgelegt und sind der festen Zuversicht gewesen daß nun auch an uns

*) Friedrich Perthes' Leben. Nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet von Cl. Th. Perthes, ordentlichem Professor der Rechte in Bonn. Erster Band. Hamburg 1848.

die Zeit komme wo wir Geschichte machen, nicht bloß lesen und schreiben würden — und wie niedergeschlagenen Sinnes greifen wir jetzt, nach dem ersten mißlungenen Debüt, die verschmähten Bücher wieder auf! Wir beklagen diese Umkehr nicht, wenn es so treffliche und erquickende Bücher sind wie die vorliegende Biographie von Friedrich Perthes, ein schönes Denkmal kindlicher Pietät, und ein Denkmal das des Mannes werth ist dessen Gedächtniß es erneuern soll. Wir sind dem Biographen zu Dank verpflichtet daß er nicht seinem frühern Entschluß treugeblieben und mit der Bekanntmachung gewartet hat bis die ganze Arbeit vollendet war; er hatte ganz recht wenn er, als er die Vorrede schrieb (am 18. März 1848), glaubte daß für die Gegenwart in welcher wir leben, und für die Zukunft welcher wir entgegengehen, das Bild des frommen, muthigen und kräftigen Mannes eine Quelle der Freude und der Stärkung sein könnte. Das treue und lebensfrische Bild des Vaters zu entwerfen, dazu war sein Sohn Clemens theils durch sein kindliches Verhältniß und viele mündliche Mittheilungen vorzugweise befähigt, theils stand ihm ein überaus reicher Briefwechsel zu Gebote, der in ununterbrochener Reihenfolge bis in das fünfzehnte Lebensjahr des Verewigten zurückreicht, und den der Biograph vortrefflich benützt und in die Darstellung so passend verflochten hat, daß wir, ohne durch ein massenhaftes Material hindurchgehen zu müssen, doch fast überall den Verstorbenen persönlich und unmittelbar über sich selber Zeugniß geben hören.

Die Jugendgeschichte des mittellosen, früh der väterlichen Hülfe beraubten Knaben führt uns nach Thüringen zu jenem biedern, verständigen und herzhaften Volke, dem Perthes durch seine Abstammung ganz angehörte, und in die „gute alte Zeit" der frommen, genügsamen Erziehung, der strengen häuslichen Zucht und Nüchternheit, aus der sich allein ein kernhaftes und gesundes Geschlecht herausbilden kann. Wie der junge Perthes von trefflichen Verwandten tüchtig aufgezogen, wie er dann zu einem Leipziger Buchhändler in die Lehre gebracht ward, und in der großen üppigen Stadt einfach und genügsam sich in Arbeit und Gehorsam heranbildete, das alles wird uns aus seinen eignen Briefen, die er in die Heimath schrieb, in lebendiger Zeichnung vorübergeführt. Das altfränkische, pedantische und ehrbare Wesen jener Zeit lernen wir von seiner strengen, aber auch von seiner heilsamen pädagogischen Seite kennen; denn nur eine solche Erziehung war im Stande ein so arbeitsames, gläubiges und thatkräftiges Ge-

schlecht heranzubilden, wie wir es in Perthes und seinen besten Zeitgenossen kennen lernen. Die Verpflanzung nach Hamburg war für Perthes' Zukunft entscheidend: die neuen Bekanntschaften die er dort anknüpfte, der Verkehr mit einer Reihe der bedeutendsten Menschen jener Zeit übte auf sein inneres Leben einen mächtigen und bestimmenden Einfluß, während sich in der großen Stadt, deren Handel den größten Theil des deutschen Nordens beherrschte, auch sein geschäftlicher Gesichtskreis erweiterte und er den Muth dazu faßte, mit ganz geringen eigenen Mitteln aber im Vertrauen auf die Unterstützung der Freunde und die eigene Rührigkeit und Umsicht, hier ein Geschäft zu gründen, das einen noch wenig bebauten Boden zu cultiviren anfing und allmählig für die Geschichte des deutschen Buchhandels, namentlich im Norden, epochemachend geworden ist. Der Buchhandel war damals überhaupt erst im Werden; Verlag und Sortiment waren noch nicht geschieden, die meisten Handlungen standen noch in einer Art von Tauschrechnung mit einander, und erst allmählich kam die Nettorechnung auf, nach welcher auf jeder Messe das durch Tausch nicht Auszugleichende baar gezahlt werden mußte. Die Selbständigkeit des Sortimentshandels begann indessen mit dem Augenblick sich rasch zu entfalten, wo die Verleger ihre Bücher nicht mehr fest an den Sortimentshändler verkauften, sondern ihm eine beliebige Anzahl Exemplare zum Verkauf überließen und den unverkauften Rest zurücknahmen. So war es einem talentvollen Geschäftsmanne möglich, wenn er Kenntniß der Menschen und ihrer literarischen Bedürfnisse hatte, auch ohne große Capitalien in einem lebhaften Orte sich ein blühendes Geschäft zu verschaffen.

Perthes setzte auf Hamburg mit Recht große Hoffnungen. Die große Handelsstadt von 120,000 Seelen hatte damals nur drei Buchhandlungen; das literarische Bedürfniß, kaum erst geweckt, war einer Steigerung fähig die den bestehenden Buchhandel dort ganz umgestalten mußte. Perthes faßte die Sache im großartigsten Sinne auf. Ohne eine solche Gestaltung des Buchhandels schien ihm Wissenschaft und Kunst in ihrer Wirkung gefährdet; wo der Balgentreter fehlt, äußerte er, spielt der größte Virtuos vergebens auf der Orgel. Manche literarisch todte Gegend hatte er durch die Regsamkeit eines tüchtigen Buchhändlers aufleben sehen, an andern Orten bemerkte er wie die Individualität des Buchhändlers weiter auf die Richtung des literarischen Bedürfnisses vortheilhaft oder nachtheilig zurückwirkte. Gestützt auf solche Thatsachen schrieb Perthes dem Buchhandel einen

wesentlichen Einfluß auf die Richtung zu in welcher Leser und Käufer bei der Auswahl ihrer geistigen Nahrung zu Werke gingen, und da ihm der in ungeheurem Wachsthum begriffene Einfluß der Literatur auf Gesinnung und Leben vor Augen lag, so betrachtete er damals und sein ganzes Leben hindurch den Buchhandel und die Art seines Betriebes als eine tief in den Gang der Geschichte eingreifende Macht.

Ein Grauen kam ihm an, wenn er Buchhändler sah welche, wie er sich ausdrückte, gemeine Wirthschaft trieben mit Schreibgesindel, das für Stallung und Fütterung den Geist vermiethete. Deutschland, schrieb er mit Recht, ist mit elenden und scheußlichen Büchern überschwemmt, und würde frei von dieser Plage sein wenn dem Buchhändler die Ehre lieber wäre als das Geld. Diese hochsinnige Auffassung die Perthes mit andern Zeitgenossen (wir erinnern nur an Reimer und Cotta) theilte, und die der deutsche Buchhandel eine Zeitlang mit Recht als sein eigenthümliches Verdienst rühmen durfte, hat in Deutschland gute Früchte getragen — sowie umgekehrt das Ueberwiegen des handwerksmäßigen Betriebs einen ganz sichtbaren und handgreiflichen Einfluß auf die literarische und sittliche Verschlechterung unserer Zeit geübt hat. Perthes blieb sein Leben lang dem Standpunkt getreu von dem aus er im Jahr 1796 als vierundzwanzigjähriger Mann die Gründung eines eigenen Geschäfts betrieb und es mit bewunderungswürdiger Umsicht und Rührigkeit in Flor brachte. Sein Gedanke ging dahin daß die neugegründete Handlung in Hamburg, Holstein, Mecklenburg und Hannover die Grundlage ihres Geschäftsbetriebs finden, aber von dieser Grundlage aus eine Stellung gewinnen sollte durch welche sie zur Vermittlung des literarischen Verkehrs aller europäischen Völker unter einander würde, indem sie die Literatur eines jeden Volkes allen andern Völkern zugänglich machte. Hamburg schien für eine solche Stellung der rechte Ort; in London sollte eine Filialhandlung zur Unterstützung gegründet werden. Faßt man die Schwierigkeiten ins Auge unter denen Perthes sein Werk begann, denkt man an die wiederholten und furchtbaren Erschütterungen welche den Handel und Credit in Folge der Zeitereignisse, namentlich in Hamburg heimsuchten, so kann man die Umsicht, die unermüdliche Thätigkeit und den festen Glauben nur bewundern womit der edle Mann, freilich unter schweren Sorgen und Mühen, seiner Handlung eine immer wachsende Blüthe verschaffte mitten unter den gewaltigen Krisen und Katastrophen seiner Zeit.

Während er sich so die Unabhängigkeit der äußern Existenz schuf, hatte auch unter dem Eindruck der neuen Verbindungen und Bekanntschaften sein inneres Leben eine bestimmte und bleibende Richtung erhalten. Eine Zeitlang war Perthes mehr nach der philosophischen Seite der Bildung jener Zeit getrieben worden, und der bedeutende Einfluß geistreicher Freunde hatte ihn darin festgehalten. Mehr und mehr fanden aber vielfache Berührungspunkte statt zwischen ihm und der strenggläubigen und frommen Richtung; die norddeutsche Kirchlichkeit, der Kreis der mit Klopstock und Claudius zusammenhing, und selbst die frommen und frömmelnden Münsteraner die sich um die Fürstin Gallitzin sammelten, und zu denen Leute wie die Droste, F. Stolberg u. s. w. gehörten, waren mit Perthes befreundet und zum Theil persönlich eng verbunden. Seine Heirath mit der Tochter von Claudius knüpfte diese Beziehungen noch fester, und es bestand seit der Zeit ein doppelt enger Verkehr einerseits mit der orthodoxen Frömmigkeit der holsteinischen Freunde die Perthes gewonnen hatte, andererseits mit der strengen katholischen Kirchlichkeit wie sie in dem Münster'schen Kreise ihren Ausdruck fand. Perthes war von Kindheit auf fromm und gläubig erzogen worden; die neuen Einwirkungen fanden in seinem Naturell und seiner innern Entwicklung verwandte Anklänge. Dabei war er von spielender Mystik, wie sie in dem Kreise der vornehmen Frömmigkeit heimisch war, eben so weit entfernt wie von der trägen Contemplation zu der sich blasirte Naturen so leicht hingezogen fühlen; Perthes' Frömmigkeit war von einer ganz gesunden Grundlage, kindlich, demüthig und hingebend, aber zugleich thatkräftig und aufopfernd, wie das fromme und willensstarke Geschlecht jener Tage war.

Er war den politischen Bewegungen seiner Zeit mit der größten Theilnahme gefolgt; seine Gesinnung war von dem wärmsten deutschen Patroitismus durchglüht, und stand dem vagen Kosmopolitismus ebenso fern als dem beschränkten Gesichtskreise localer oder territorialer Anschauung. Als die Revolution ausbrach war Perthes siebzehn Jahr alt gewesen, und hatte die Begeisterung seiner Zeitgenossen für den Kampf gegen das altfranzösische Königthum getheilt. Sobald aber der Krieg Frankreichs gegen das deutsche Reich ausbrach, stand er mit seinem Herzen auf deutscher Seite. Nicht in Oesterreich oder in Preußen oder in einem der größern deutschen Territorien, welche die wenigstens scheinbare Möglichkeit besaßen auf sich selbst beruhen zu können, war damals wie heute ein Reichsgefühl zu finden, aber in

den kleinern Fürstenthümern lebte das Bewußtsein des Reichszusammenhangs noch als politische Ueberlieferung fort. Perthes, in einem solchen kleinen Territorium groß geworden, hatte aus seinen Knabenjahren ein kaiserlich gesinntes Herz mitgebracht, und sobald sein Kaiser, sobald das deutsche Reich von den Franzosen bekriegt und bedrängt ward, wurde er ein Feind der Franzosen. Das Wachsen der bonapartischen Uebermacht steigerte diese Abneigung in ihm, und seit das französische Kaiserthum die Erniedrigung und Zerstückelung Deutschlands mit systematischer Consequenz betrieb, gehörte er zu denen welche von dem Schmerz über den Jammer der deutschen Zustände und die Nothwendigkeit eines völligen Umschwungs der Dinge aufs tiefste ergriffen waren. Die Aeußerungen die sich in seinen Briefen finden, geben ein sprechendes Zeugniß von dem was in den Gemüthern der besten und edelsten Patrioten vorging. „Ich bin, schrieb er im Sommer 1805 an den kleinmüthig verzweifelnden Johannes Müller, nicht so hoffnungslos, und gerade in der letzten Zeit wächst mein Muth; freilich bin ich jung, von der Geschichte nicht unterrichtet! Sie schließen folgerecht von dem Alten auf das Neue, und geben darum auf. Aber wurde nicht jedes Volk, ehe Einheit in ihm entstand, stets erst bereitet zum Empfang des Führers, des Retters, des Messias? Eine solche Bereitung dünkt mich, ist unter uns sehr bemerkbar. Ein Schmachten, Sehnen, Greifen nach einem Haltungspunkt ist allgemein. Vieles ist auch schon weggeräumt — daß ich nur anführe: die Endschaft der papiernen Zeit; noch zwanzig Jahre solcher Buhlerei mit der Literatur, solcher Verhätschelung geistiger Bildung, solcher Krämerei mit belletristischem Luxus — und wir hätten ein siècle litéraire erlebt, abgeschmackter als das unserer Nachbarn. Jetzt fühlt jeder der Jüngern daß das Vaterland nicht zum Dienste der Wissenschaft da ist, sondern umgekehrt." — Der treffliche Perthes erkannte sehr richtig die Schäden an denen unser öffentliches Leben litt, nur täuschte er sich in der Hoffnung daß die papierne Zeit ihre Endschaft erreicht und die Buhlerei mit der Literatur vorüber sei. Beides kam nach kurzem Zwischenraum mit neuer Stärke zurück, seit unsere große Politik alles darauf anlegte die öffentliche Thätigkeit der Nation zu hemmen und sie an Kleinem und Kleinlichem verkümmern zu lassen; die Früchte liegen jetzt erschreckend zu Tage, und auch heute gilt leider noch was Perthes von seiner Zeit sagte: Wir büßen die Sünden unserer Väter; die letzte Generation arbeitete uns mit einem unglaublichen Leichtsinn nach dem Abgrund hin!

Wie Perthes die Gründe richtig erkannte aus denen sich unser politisches Elend herleiten ließ, so hatte er auch über das bonapartische Wesen die tiefsten und wahrsten Anschauungen; der schlichte, biedere Bürger erkannte den Feind besser als unsere hohe Diplomatie die sich vor dem Gewaltigen beugte, und unsere alexandrinische Gelehrsamkeit die ihm höfelte. Er sah in Napoleon eine historische Naturnothwendigkeit die aus der allgemeinen Schwäche und selbsüchtigen Verdorbenheit sich herausbilden mußte. „Napoleon, schrieb er, der Gewaltige der Welt, ist eins in sich, und sicher und fest wie kein anderer, weil er wie kein anderer nichts will als sich selbst, und wie kein anderer ist er des Teufels geworden weil er wie kein Anderer sich selbst zu seinem Gotte gemacht hat. Er will nicht, er wird gewollt, sagte mir mit treffendem Ausdruck Baggesen." Mit Recht war Perthes des festen Glaubens daß diesem Menschen die Welt von Gott dahingegeben sei damit an der peinigenden Kraft des Bösen die erstorbene Kraft des Guten, wenn auch unter den entsetzlichsten Wehen, von neuem geboren werde. „Was da war, äußerte er, ist ruinirt; welcher neue Bau sich auf den Trümmern erheben wird weiß ich nicht, aber das entsetzlichste von allem wäre wenn nach dieser Zeit des Schreckens die alte matte Zeit mit ihren zerbrochenen Formen wiederkehren sollte." In diesem festen Glauben an eine bessere Zukunft hielt ihn theils die freudige Wahrnehmung, daß sich ein neuer Geist rege in dem unverwüstlichen deutschen Volk, theils die Hoffnung aufrecht, daß Napoleon selbst sein schlimmster Feind sei und die Dinge unwiderstehlich dem Abgrund zutreibe. „Wenn Napoleon sich einmal begnügen und gemäßigt verfahren könnte, schrieb er an Max Jacobi, so wären wir verloren und hätten den Strick um den Hals, aber dieß ist nicht zu fürchten. Auf Thatsache stütze ich mich, wenn ich sage, daß des Kaisers Aberglaube an sich selbst so weit geht, daß er sich noch wird anbeten lassen. Ihm fehlt in solchem Grade jeder Glaube an ein Etwas oben oder unten, er hat in solchem Grade nur sich selbst, daß das Schreckliche, was bis jetzt nur in dunkeln Sagen umherirrt, auch noch an den Tag kommen wird. Ja es wird dahin kommen, daß jeder sehen muß diese Ruhm- und Regierungswuth habe keinen Raum auf dem Erdball hienieden."

Neben diesem gründlichen Hasse gegen das bonaparte'sche Wesen, wie er durch die tägliche Anschauung der Scheußlichkeiten in Norddeutschland immer neu genährt werden mußte, war Perthes wieder

von aller Blindheit für die Schwächen der Deutschen oder von der deutschthümelnden Befangenheit gegen das Fremde, weil es fremd war, ganz frei. Er erkannte die bleibenden wohlthätigen Wirkungen der neuen Einrichtungen sehr gern an; „ich achte," schrieb er an seinen Oheim, „und schätze sehr vieles der neuen Wirthschaft und sehr weniges von dem was unsere Fürsten und Regierungen früher thaten." Er kannte recht gut seine Nation; die Völker, äußerte er, müssen erschreckt werden, sonst gewöhnen sie sich an alles. Und über unsere Grundfehler urtheilte er so klar und richtig, daß wir auch heute noch die schlichten Worte des trefflichen Mannes als schlagende politische Wahrheiten anführen dürfen. „Wir haben," sagt er, „alles Recht uns reich bemittelt und tief an Character zu finden, aber nie haben wir es verstanden unsere Schätze anzuwenden; nie haben wir unserem Volk eine gemeinsame Tüchtigkeit und eine gemeinsame Bildung gegeben, und nie gemeinsame Anstalten gegründet, welche das Gefühl für Nationalehre wach erhalten und uns Sicherheit gegen die Angriffe Fremder gewähren konnten. Dennoch aber kann alles was wir denken und gedacht haben, nur wenn wir auch zu handeln lernen, Wahrheit und Wirksamkeit haben. Männer, welche nichts besitzen als Wissenschaft, werden, selbst wenn ihnen Geist und Kraft nicht fehlt, zu Narren, wenn sie in das Leben eintreten und auf das Leben einwirken wollen, ohne die Anwendung ihrer Mittel praktisch gelernt zu haben; wie mit dem einzelnen Menschen, so ist es auch mit einem ganzen Volke." Nur Eins hoffte Perthes dem Volk unverbrüchlich erhalten zu sehen: seinen Sinn für Wahrheit und Recht; „wer noch irgend ein Mann ist," schrieb er an Müller, „der muß seinen Kopf daran setzen, daß uns nicht Unrecht für Recht, Lüge für Wahrheit aufgebürdet werde." Die Zeit kam — und Perthes hat sie noch erlebt — wo auch dieß nationale Capital schmählich angegriffen ward. Auch für diese Periode findet sich in einem Brief eines Freundes ein hartes aber nicht unbilliges Wort: „das Auflösen aller Charactere, das moralische Faulfieber ist jetzt die grassirende Krankheit, vor der mir ärger als vor der Pest graust."

In diesem Sinne von seinem Kreis aus zu wirken war für Perthes eine Hauptaufgabe. So gründete er 1809 das vaterländische Museum — ein unverdächtiger Bund der deutschen Männer, welche von Gott zu geistigen Leitern ihres Volkes berufen seien, werde, so hoffte er, den Augen der Dränger verborgen ins Leben treten; jedes einzelne

Mitglied könne nach Maß seiner Stellung und Bedeutung, ohne Aufsehen zu erregen, gleichgesinnte Männer an sich ziehen — ein Mittelpunkt, der einzige, welcher jetzt möglich sei, werde durch die neue Zeitschrift gegeben, und schnell könne sich, wenn die rechte Stunde käme, der wissenschaftliche Verein in einen Bund umsetzen, welcher zu kräftigen Thaten Kraft und Zusammenhang besitze. Damit der Verein eine so breite Unterlage im Volksleben wie möglich erhalte, sollte keine Seite des deutschen wissenschaftlichen Lebens unvertreten bleiben. Von Rumohr erbat er sich Nachrichten über die Werke altdeutscher Kunst, von Wilken über alte Gebräuche und Gewohnheiten und über die Wahrheit und Unwahrheit des Gegensatzes von Nord- und Süddeutschland; Feuerbach sollte über deutsches Recht und Gesetzgebung, A. W. Schlegel über deutsche, F. Schlegel über österreichische Literatur insbesondere, Sailer in Landshut über das religiöse Leben der deutschen Katholiken, Marheinecke über die Bedeutung des deutschen Predigtamtes, Schleiermacher über die philosophische, Plank über die historische Theologie der Deutschen berichten.

Der Erfolg des Unternehmens überstieg anfangs alle Erwartung, aber die politischen Verhältnisse traten auch hier störend in den Weg. Seit Perthes französischer Unterthan geworden war, fiel auch er unter die chikanöse napoleonische Bücherpolizei. Jeder Buchhändler, welcher nach irgend einem Punkt des Kaiserreiches ein außerhalb desselben gedrucktes Werk einführen wollte, mußte Originalartikel, französische Uebersetzung desselben, Autor, Inhalt, Jahreszahl, Format, Druckort dem Generaldirector in Paris einschicken und die Erlaubniß zur Einführung nachsuchen. Hatte dieser kein Bedenken, so sendete er den sogenannten Permis an das Grenzdouanenamt, über welches der betreffende Bücherballen in das französische Reich eingehen sollte. Das Douanenamt, wenn die Bezeichnung des Ballens mit dem Permis übereinstimmte, sendete beides an den Präfecten, unter welchem der Bücherempfänger wohnte; der Präfect übergab es dem inspecteur de l'imprimerie et de la librairie, welcher es, nachdem er ein Protocoll darüber aufgenommen, dem vérificateur à l'estampille zusandte. Der Verificateur rief den Eigenthümer der Bücher, öffnete den Ballen in dessen Gegenwart, verglich den Inhalt mit dem Permis, nahm die nicht darin angegebenen Bücher weg, wog die andern und bestimmte die droits nach dem Gewicht! Am Ende jedes Monats sendete der Verificateur ein Verzeichniß aller freigegebenen Bücher an den Generaldirector nach Paris,

damit eine nochmalige Vergleichung mit den in Paris geführten Listen vor sich gehen könne. So war der Quälereien kein Ende. Der Generaldirector konnte nach Gutbefinden Einsendung und Untersuchung des Manuscripts verlangen und den Druck verhindern, und ähnliches mehr. War nun zwar diese, wie manche ähnliche bonaparte'sche Erfindung, viel zu künstlich und complicirt, als daß sie ihren Zweck hätte erreichen können, und konnte man mit Hülfe der französischen Unwissenheit manchmal die polizeiliche Chikane umgehen, so war doch dem norddeutschen Buchhandel der Lebensnerv zerschnitten, und Perthes gab die neue Unternehmung des deutschen Museums, das neben solchen Maßregeln nicht bestehen konnte, lieber auf.

Es kamen die Tage der Befreiung und auch für Hamburg trat eine Epoche der Erlösung, des neuen stärkeren Druckes und der dauernden Befreiung vom fremden Joche ein. Perthes nahm an diesem Umschwung den thätigsten und aufopferndsten Antheil; was sein Biograph darüber ausführlich mittheilt, ist das Interessanteste und Genaueste was wir bis jetzt über die Schicksale Hamburgs im Jahr 1813 vor uns haben. Perthes mußte, als Tettenborn Hamburg preisgab und Davoust seine Schreckensherrschaft begründete, fliehen und alle Schicksale des Geächteten und Verfolgten durchmachen; die edle hingebende Gesinnung der trefflichen Gattin, die Unterstützung der Freunde und die unverwüstliche Hoffnung auf den nahen Umschwung hielten ihn in diesen schweren Tagen, wo er alles verloren, aufrecht. Aber auch der Geächtete blieb unermüdet thätig für die gemeinsamen Interessen der Stadt und des großen Vaterlandes, dem er angehörte; es beschäftigte ihn in diesen Tagen der Verfolgung nie die Sorge um das eigene Ich, nur das Bestreben für die allgemeinen Angelegenheiten, an deren Leitung er als Mitglied des hansischen Directoriums den lebhaftesten Antheil nahm. Indessen hatten auch die Ansichten über die politische Zukunft eine bestimmtere Gestalt gewonnen. Auf Herstellung des in sich erneuerten deutschen Reichs unter einem Kaiser aus dem Habsburgischen Haus waren die Hoffnungen des außerpreußischen Norddeutschlands gerichtet. Die zum Hansabund vereinigten Städte sollten einen ebenso selbständigen Bestandtheil des Reichs wie Baiern oder Preußen oder Hannover bilden und, um lebenskräftig und geachtet auftreten zu könnnen, sich in sich selbst erneuern. In diesem Sinn zu handeln, und theils auf die Hansen selbst, theils auf die Stimmung der leitenden Staatsmänner einzuwirken, war der Gegenstand von Perthes unermüdlicher

Sorge — zu einer Zeit wo er als Verbannter, ohne Haus und Hof, kaum wußte wo er künftig sein Haupt niederlegen sollte. Doch kamen zum Ersatz nach so furchtbaren Katastrophen auch die Tage des Friedens, und am letzten Tage des Maimonats (1814) zogen die Verfolgten in das von Davoust geräumte Hamburg wieder ein. Wohl war schon damals manche Hoffnung, die sich an die deutschen Angelegenheiten anknüpfte, zu Grabe getragen, aber Perthes blieb voll guten Muths daß das Schwerste überstanden sei. Diese Zeit und dieser Traum, schrieb er damals, sind mit Jammer, Blut und Elend angefüllt, aber die Resultate rechtfertigen die Weltregierung. Was auch künftig große und kleine Tyrannen beginnen mögen, es wird ihnen doch nicht möglich sein den Geist ordnungsmäßiger Freiheit, den Sinn für Verfassung und ständische Rechte bei den Völkern zu unterdrücken.

Hier bricht der erste Band ab. Als ihn der Herausgeber der Oeffentlichkeit übergab, in den verheißungsvollen Märztagen des vorigen Jahres, schloß er sein Vorwort mit einem Wunsche, in den wir heute, nach diesem Jahr der bittern Lehren und Enttäuschungen, doppelt gern einstimmen. Möge, sagte er, Gott unserm Volk in den Zeiten, denen wir entgegensehen, viele Männer schenken wie Friedrich Perthes war. Deutschland wird sie nöthig haben.

Dritter Band*).

(Allgemeine Zeitung 20. u. 21. November 1855 Beilage Nr. 324 u. 325.)

Die Lebensgeschichte des trefflichen Perthes hat, theils um des Mannes selbst willen, theils durch die geschickte und fesselnde Art der Bearbeitung, sich einen so weiten und dankbaren Leserkreis erworben, daß auch dieser dritte Band gewiß vielen eine willkommene Erscheinung sein wird. Er schließt das Ganze ab: aus mehr als zwanzigtausend Schreiben an Perthes, und aus seinen eigenen Briefen ist darin seine spätere Periode, die Zeit von 1822 bis 1843, geschildert. An Reichhaltigkeit des Stoffs steht dieser Theil keinem der frühern nach, denn die Verbindungen des Verstorbenen waren noch ausgebreiteter geworden als vorher; sein brieflicher Verkehr hat, scheint es, an Lebhaftigkeit nur zugenommen, und die Lebensfragen und großen Interessen, über

*) Eine Besprechung des zweiten Bandes ist nicht vorhanden.

D. H.

welche darin verhandelt wird, stehen zum guten Theil in enger Beziehung zu dem was unsere Gegenwart selber bewegt. Was irgend in diesen zwanzig Jahren auf den Gebieten der Politik, der Kirche und der Literatur bedeutsames in Deutschland vorgegangen ist, das findet in diesem Briefwechsel sein Echo; wer jenem Zeitabschnitt selbst angehört, wird ihn gleichsam noch einmal zu durchleben glauben, so mannichfaltig und unmittelbar berühren uns die Stimmen aus der Zeit die sich hier von verschiedenen Seiten vernehmen lassen. Denn so scharf ausgeprägt die conservative Ueberzeugung von Perthes sich in allen Fragen des Staats und der Kirche kundgibt, sein geistiger Verkehr war doch nichts weniger als einseitig, und es prägt sich auch in diesem Briefwechsel der Kampf und der Gegensatz der Zeiten bunt genug aus. Bei einem Mann dessen persönliche Berührungen vom kleinen geschäftlichen Verkehr an aufwärts bis zu den hohen diplomatischen und staatsmännischen Kreisen reichten, der, selbst der strenggläubig protestantischen Richtung angehörig, doch zu den eifrigsten Katholiken in einem regen, innigen Verhältniß stand, ja unter dessen Bekanntschaften alter und neuer Zeit sich selbst da und dort ein verlorener Posten der ihm völlig widerstrebenden Zeitrichtungen, des Rationalismus und Liberalismus vorfindet, bei einem solchen Mann ist nicht zu fürchten daß wir aus seinem geistigen Umgang nur immer eine einzige Ansicht einseitig heraushören.

Neander und Niebuhr, neben Windischmann und Friedrich Schlegel, die Herausgeber der Studien und Kritiken, mit den Männern der Evangelischen Kirchenzeitung, Ranke's historisch-politische Zeitschrift und die Fraction des Berliner politischen Wochenblatts — sie alle standen zu Perthes in irgend einer Beziehung, bisweilen unter seinem bestimmenden Einfluß. Neben ihnen lassen sich auch wohl Stimmen vernehmen die ganz fremd in diesen Kreis hereinklingen, und denen Perthes selbst auch nicht verhehlt wie vieles ihn von ihren kirchlichen und politischen Gesichtspunkten scheidet. Indessen hebt sich aus dieser Mannichfaltigkeit der Zeit und ihrer Meinungen überall scharf ausgeprägt die eine Persönlichkeit des Mannes hervor, der zu allen den Fragen die ihn berühren in einem ganz bestimmten Verhältniß steht; dessen gedrungener, markiger Art alles Halbe, Schillernde und Unwahre durchaus widerstrebt, der über die Zeit und ihre Männer bisweilen herb, einseitig urtheilen konnte, aber dessen Ansicht und Urtheil immer aus den Tiefen einer durch und durch sittlichen und edlen Natur entspringt.

Es kann sich nicht fehlen daß die meisten Leser in dem Buch auch Meinungen und Aussprüche finden mit denen sie sich nicht befreunden können, ja durch deren schroffen Ausdruck sie sich vielleicht abgestoßen fühlen, aber nur wenige werden das Ganze unbelehrt und unbefriedigt aus der Hand legen. Einen Mann aus dem schlichten Kreise bürgerlichen Geschäftslebens zu einer Stellung gelangt zu sehen die ihm auf das gesammte geistige Leben der Nation einen unverkennbar mächtigen Einfluß gestattet, das ist immer eine imponirende Erscheinung; sie ist es hier um so mehr, wo die Ursache dieser Bedeutung nicht in äußern Umständen irgendeiner Art, sondern eben nur in der ganzen geistigen und sittlichen Individualität des Mannes zu suchen ist. In einer Zeit die sich an den Selbstbekenntnissen Barnums erbaut, oder aus den Memoiren der Pariser Bourgeois Belehrung schöpft, thun Bücher dieser Art doppelt noth.

Der dritte Band der Biographie nimmt den Faden der Erzählung in dem Augenblick auf wo Perthes nach dem herben Verlust seiner ersten Gattin Hamburg verläßt und nach Gotha übersiedelt. Statt des Gewühls der großen Seestadt hatte nun ein stiller Binnenort von etwa zwölftausend Einwohnern, statt der sich selbst regierenden Handelsrepublik eine kleine deutsche Residenz ihn aufgenommen. Wie in manchem kleinen Lande sich unter den Stürmen der jüngsten Decennien die gute alte Zeit ziemlich unverändert erhalten hatte, so bot Land und Stadt Gotha in dem Moment wo Perthes sich 1822 dort heimisch machte, noch ein Bild in Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen, welches recht wohl in die Jahrzehnte vor Ausbruch der Revolution zurückversetzen konnte. Allabendlich, so erzählt Perthes der Sohn, nahmen die freundlichen, fast nur mit einstöckigen Häusern besetzten Straßen die von der städtischen Trift heimkehrenden Kuhheerden auf, und Nachts ertönte in ihnen Stunde für Stunde das mächtige Horn des Wächters und sein ermahnendes Wort: „Gebet Acht auf Feuer und Licht, damit kein Schaden geschicht, und lobet Gott den Herrn.“ Eine Menge wunderlicher Reste vergangener Zeiten begegneten dem Fremden auf jedem Schritt und Tritt, obschon Einheimische die altgewohnte Erscheinung kaum bemerkten. Tag für Tag wand sich im blauem, mit glänzenden Knöpfen besetztem Rock ein kleiner Mann auf noch kleinerm Pferd, dessen Zaumwerk mit Muscheln reich verziert war, durch das Gewirre haushoher Frachtwagen hindurch, welche auf der Fahrt von Frankfurt nach Leipzig in Gotha über Nacht zu bleiben pflegten. Es

war der weimar'sche Geleitsreiter, der Schrecken der Fuhrleute, welcher die Sünder aufsuchte die das Geleite nicht bezahlt hatten. Die Abgabe ward einst für die Begleitung durch geharnischte Reiter zum Schutz gegen räuberische Ueberfälle ritterlicher und nicht ritterlicher Wegelagerer erhoben; längst war freilich das Geleite außer Brauch gekommen, aber das Geleitsgeld ward mit unerbittlicher Strenge erhoben. Nicht minder merkwürdig, wie dieser kleine blaue Mann, waren für die ganze Jugend die baumlangen Gestalten der Gardereiter, in ihren weiten weißen bis auf die Fersen reichenden Mänteln, ein großes Schlachtschwert an der Seite, mächtige Reiterstiefel und klirrende Sporen daran, aber ohne Pferd; es waren friedfertige, freundliche und gefällige Leute; Schreiner, Schlosser, Zimmerleute, die, in der Regel ihrem Gewerbe nachgehend, einigemal im Monat gegen einen mäßigen Tagelohn als Krieger auftraten. Für die ganze Schaar waren nur sechs bis acht Uniformen vorhanden, die von einem Leib auf den andern wanderten, so daß die Ablösung wesentlich in einem Umkleiden bestand. Wer um die Mittagsstunde die Stadt betrat, war gewiß einem ältern Schüler zu begegnen, welcher, gefolgt von zehn bis zwölf Chorknaben, in athemloser Eile einen Choral singend die Gassen durchlief, um dafür aus diesem und jenem Hause einen Pfennig zu erhalten. Den patriarchalischen Gewohnheiten entsprach die altväterische Sitte und Genügsamkeit in den Bedürfnissen. Daneben fehlte es aber keineswegs an vielfacher geistiger Anregung. Das Gymnasium zählte Männer wie Döring und Schulze, Ukert und Kries, Rost und Wüstemann unter seinen Lehrern; die Bibliothek hatte Friedrich Jacobs, die Sternwarte v. Lindenau und Encke für Gotha gewonnen; Bretschneider war Generalsuperintendent; die Naturwissenschaften wurden in mehr wie gewöhnlicher Weise durch v. Hoff und v. Schlotheim vertreten; Stieler hatte bereits seine geographischen Arbeiten begonnen; Andreas Romberg bis 1818 die herzogl. Capelle geleitet. Darum fand sich auch Perthes, als er jetzt übersiedelte, in mehr als einer Hinsicht überrascht. Er fand die politischen Beziehungen lange nicht so patriarchalisch wie er sie sich aus der Ferne gedacht hatte; die familienartige Anhänglichkeit an den Fürsten, die er in so einem kleinen Staat zu finden erwartet, war nicht mehr vorhanden, viel eher ein mißbehagliches Gefühl kleinstaatlicher Unzulänglichkeit. Dagegen traf er unter den Bewohnern einen Umfang der Bildung und eine Mannichfaltigkeit der geistigen Interessen wie er sie nicht gehofft.

In diesem freundlichen, stillen Gotha wollte der nun fünfzigjährige Mann eine Verlagsbuchhandlung gründen, nachdem er das blühende Hamburger Geschäft seinem Schwager Besser allein überlassen. Der Nerv des Buchhandels, schrieb er damals selbst, ist der Sortimentshandel, das ist die Kunst Bücher unter die Leute zu bringen; Kenntniß des Bessern, und der Wille dieses lieber als das Schlechte zu verkaufen, gibt ihm seinen sittlichen Werth. Es ist mir wohl erlaubt zu sagen daß ich diesen Zweig des Buchhandels so gut durchgeführt habe wie einer. Lange aber war mir schon deutlich geworden daß nur jüngere Jahre und heitere Rührigkeit geeignet sind dieses Geschäft mit Erfolg zu treiben. Die zweite Art des Buchhandels, der Verlag, ist in allen Beziehungen gänzlich verschieden von dem erstern; aber nur der welcher den Sortimentshandel aus eigener Handhabung kennt, kann ein Verlagsbuchhändler werden, wie er es zum Nutzen der Literatur und zum eigenen Vortheil sein soll. Auf diese Erfahrung gestützt, mit Credit und Ansehen ausgerüstet, in freundschaftlicher Beziehung mit vielen der ersten Gelehrten begann Perthes die neue Lebensthätigkeit mit aller Frische und freudigem Vertrauen des Erfolgs. Weit entfernt den übeln Neigungen des Publikums oder der Leichtfertigkeit der Buchmacher nachzugeben, war er vielmehr entschlossen den wirklichen literarischen Bedürfnissen der Nation entgegenzukommen.

So entstand zunächst der Plan zu der europäischen Staatengeschichte, der ihn gleich in der ersten Zeit seines neuen Aufenthalts angelegentlich beschäftigte. Die harten Jahrzehnte, schrieb er einem Freunde, welche die Deutschen durchleiden mußten, und die Seelenerhebung des Jahres 1813 haben, was man früher nur als Sagen und Märchen gehört, zu Fleisch und Blut werden lassen; was andere Zeiten nur aus Darstellungen der Historiker kannten, hat unsere Zeit wirklich gelitten und gethan, und hat, weil sie selbst eine Geschichte gehabt, auch Sinn für Geschichte bekommen. Die großen Erfahrungen, die keinem erspart worden sind, haben allen einen weiteren Blick, einen höheren Standpunkt für die Betrachtung des Geschicks der Völker gegeben; größere Fragen, andere und tiefere wie früher, werden an die Geschichte gethan, und eine Antwort darauf darf nicht ausbleiben. Mein Beruf soll es werden die Männer welche solche Antwort geben können, suchen zu helfen, sie zu drängen und zu treiben das was sie können, auch wirklich zu thun, und ihnen in allen Dingen, die dem Buchhändler näher liegen wie dem Gelehrten, förderlich und behülflich zu sein. Perthes

sah mit wahrer Freude die große Arbeit der Monumenta Germaniae begonnen; aber so hoch er für die Quellenforschung deren Bedeutung anschlug, so lebhaft fühlte er auch das Bedürfniß allen denen tüchtige historische Belehrung zuzuführen, welchen Beruf oder Thätigkeit nicht gestattete aus den historischen Quellen selbst ihre Nahrung zu schöpfen.

Die Freunde denen er zunächst den Plan mittheilte, waren nicht ohne ernste Bedenken. Die Unfertigkeit der Zustände, wie sie waren, schien ihnen von einem solchen Unternehmen abzumahnen; es fehlt, schrieb einer, durchaus an einem gewonnenen festen Standpunkt, von dem aus sich die Erscheinungen betrachten, beurtheilen und hinab bis zu uns führen lassen. Wir sind von tausend Täuschungen befreit, um in mehr denn tausend Zweifel und Ungewißheiten zu verfallen. Das wovon wir das Beste gehofft, woran wir Zeit und Leben gesetzt hatten, ist unter unsern Händen zum Verderben geworden. Die Völker selbst sind irre geworden an ihren Wünschen, die Regenten an ihren Völkern und an sich selbst. Die Weiseren haben sich zurückgezogen, und suchen in ihrem Innern den Haltpunkt den ihnen das öffentliche Leben versagt. Mißverständnisse, Parteiungen, Gewissenszweifel, Mißverhältniß zwischen den Bedürfnissen und den Mitteln treiben die Einzelnen, die Gesellschaft und die Staaten um. Wo nun soll bei solchem Zustande der Geschichtschreiber festen Fuß fassen, wo Ruhe finden für sich und andere? Nein, Zeiten großer Gährung, Zeiten des Untergangs, der erst begonnen hat, sind nur dazu geeignet Materialien zu sammeln, Forschungen anzustellen, einzelne Vorarbeiten zu liefern, aber nicht Geschichte zu schreiben. Doch gesetzt die Männer wären da die Geschichte schreiben könnten, so würden sie Geschichte nicht schreiben dürfen. Wird nicht die Furcht jener frechen Jacobinerrotte, die seit Napoleon überall zu Hause ist, Waffen in die Hand zu geben, wird nicht der Ekel vor den Polizeiverboten der Regierungen dem Schreibenden die immer unbefangene Heiterkeit nehmen, und ihm die Flügel lähmen die ihn emportragen sollte?

Solche und andere Bedenken entmuthigten indessen Perthes nicht. Es gelang ihm erst Ukert, dann auch Heeren als Rathgeber und Leiter zu gewinnen, und die Sache so weit zu führen, daß noch vor Ende des Jahres 1822 die ersten Schritte zur Verwirklichung des Planes geschehen waren. Die Grundlagen der inneren und äußeren Gestaltung des Werkes waren verabredet. Niemand sollte als Mitarbeiter zugelassen werden, welcher die Geschichte als ein Mittel betrachtete die

Wahrheit irgendeines politischen Systems zu beweisen. Den Ausgangspunkt sollte eine allgemeine Einleitung bilden, welche den Untergang des römischen Reichs und das erste Hervortreten der neuen Staaten darstellte. Deren Geschichte sollte dann erzählt werden einmal in ihren äußeren Beziehungen, dann in der Entwicklung der Stände, des Heeres und der Finanzen, der Wissenschaft, Kunst, des Handels und der Gewerbe, endlich nach ihren sittlichen und religiösen Zuständen. Einfach, klar, ruhig sollte erzählt werden was sich zugetragen hat, gründlich nach den Quellen, so weit die Forschung reichte. Bestellen bei diesem oder jenem, schrieb Perthes, läßt sich eine Geschichte dieser Art nicht, wir müssen vielmehr für jeden Staat nach einem Historiker suchen, welcher dessen Entwicklung bereits mit Liebe durchforscht hat und nun die Resultate bisheriger Forschung darlegen kann. Daß er mit besonderer Liebe und mit vaterländischem Interesse seinen Gegenstand behandelt, daß die Liebe vielleicht in Vorliebe übergeht, bringt nicht Nachtheil, sondern Vortheil; denn Wärme wird in den Schriften aller zu finden sein, und die Einseitigkeiten gleichen sich gegenseitig aus. An Schwierigkeiten und Störungen fehlte es gleichwohl nicht; auch von den warnenden Prophezeiungen der Freunde hat sich manche erfüllt; aber gleichwohl erlebte Perthes noch das fortschreitende Gedeihen des Werkes, und die schöne Genugthuung für das ernstere historische Studium und die geschichtliche Belehrung in einem weiten Kreise der Nation einen bedeutsamen Anstoß gegeben zu haben.

In dem Sinne wie er diese Sammlung faßte, begann er nun inmitten neuer ungewohnter Lebensverhältnisse und eines zweiten Ehebündnisses, zu dem ihn zunächst die Sorge vor melancholischer Vereinsamung trieb, eine ganze Reihe literarischer Unternehmungen, die entweder unmittelbar auf seine Anregung hin entstanden, oder deren Ausführung er fördernd entgegenkam. Auf dem theologischen Gebiet darf man nur Neanders Kirchengeschichte, die „Studien und Kritiken", auf einem verwandten Terrain Ritters Geschichte der Philosophie erwähnen, um die Bedeutung dieser Thätigkeit zu charakterisiren. Es genügte ihm nicht der erweiterte briefliche Verkehr mit einer Reihe von bedeutenden literarischen Persönlichkeiten, der ihm dadurch eröffnet ward, er war auch fortwährend bemüht mit den Menschen und Zuständen der Gegenwart in unmittelbarer Berührung zu bleiben. Gleich in der ersten Zeit machte er von seinem stillen Gotha aus interessante Ausflüge nach Süddeutschland und dem Rhein, deren Eindrücke er in

seinen Aufzeichnungen niedergelegt hat. Mit der ihm eigenen Frische faßt er Menschen und Zustände auf, hält sorgfältig Umschau über die Stimmungen und Ansichten der Leute mit denen er zusammentrifft, und führt uns bezeichnende Persönlichkeiten und ihre Aeußerungen in plastischer Lebendigkeit vor Augen. Von Interesse sind namentlich die Mittheilungen über Bayern, wo er noch den Nachklang der Montgelas'schen Stimmungen vorfindet, und den wachsenden Gegensatz von Seiten des Klerus in bezeichnenden Zügen nachweist. Nach seiner ganzen Art zu denken hatte der protestantische Perthes keinerlei Sympathie mit den Grundsätzen und der Praxis der Illuminaten, sondern fühlte sich eher zur Kirche hingezogen; indem er den Druck schildert den sie vielfältig empfinden mußte, und die Ungunst von Seiten der Beamtenwelt, hebt er noch deutlich die guten Seiten der Geistlichkeit, ihre Genügsamkeit und den thätigen Eifer hervor den sie in Kirche, Schule und Wohlthätigkeitsanstalten bekundete. „Ich habe", sagt er „viele tüchtige Persönlichkeiten unter ihnen gesehen, manche die durch Geist und Gelehrsamkeit, Ernst und innere Sammlung einen bedeutenden Eindruck machten." Doch meint er auch: „fühlt sich der Klerus erst wieder sicherer in Bayern, so wird manches, was jetzt an ihm gut und groß ist, anders und schwerlich besser werden; noch aber ist er sehr vorsichtig und auf der Hut, wie ich namentlich an der Haltung gegenüber den Wunderheilungen Hohenlohe's und den wüthenden Ausfällen anderer beobachtet habe."

Unter den zahllosen Briefen die Perthes schrieb, und die er empfing, bezogen sich die meisten auf das Geschäft; viele hatten einen politischen, viele einen kirchlichen Inhalt, aber oft auch wandten sich die verschiedenartigsten Menschen in den buntesten Lebenslagen an ihn, bald um seinen Rath oder seine Hülfe in Anspruch zu nehmen, bald um Freud und Leid mit ihm zu theilen. Ein Mann, den Perthes nie gesehen, verlangte einstmals Rath von ihm, wie er Mißgriffe bei der Wahl einer Frau vermeiden könne, und auch dem wunderlichen Kauz ward seine treffende Antwort. Es stand Perthes fast immer das rechte Wort zu Gebot, um die wunden Stellen eines mit seiner Gesundheit prahlenden Kranken zu treffen, oder einen niedrigen Menschen vornehmen oder geringen Standes zurückzuweisen, wenn er sich ihm aufdrängen wollte. „Ew. Hochwohlgeboren wollen alles, können weniges und thun nichts," schrieb er einmal einem hochfahrenden Herrn. „An Jacobs können Sie lernen," schrieb er einem andern, „daß es

nicht an der Philologie liegt, wenn so viele Philologen unleidlicher Natur und kleinlichen Charakters und erfüllt von selbstsüchtigen Rücksichten sind." „Sie verlangen Respekt vor dem Gelehrten," heißt es ein anderesmal; „gewiß allen Respect vor dem Gelehrten, aber vergessen Sie nicht: Fülle des Geistes, Tiefe des Sinns, Ahnung des Höheren, Erfahrung der Welt, Feinheit des Betragens, Gewandtheit und Kraft zum Handeln, Wahrheitsliebe, Redlichkeit und Liebhaben, das alles kann dem Menschen fehlen, und doch kann er ein großer Gelehrter sein." „Sie wissen nur zu gut was Sie können," schrieb er einem jüngeren Manne; „bevor Sie aber gelernt haben zu wissen was Sie nicht können im Aeußern und im Innern, werden Sie weder etwas von Bedeutung leisten, noch in sich zur Ruhe kommen." Einem Manne der sich, um Verdrießlichkeiten des öffentlichen Lebens zu entgehen, zu Frau und Kindern abgesperrt hatte, und noch dazu vornehm stolz auf seine Zurückgezogenheit war, schrieb Perthes: „Hüten Sie sich; nicht die Freude an dem Leben im Hause, sondern die Furcht vor den unangenehmen Berührungen außer dem Hause möchte der Grund für die Häuslichkeit sein, deren Sie sich rühmen. Das häusliche Leben besteht nicht in der Absperrung von anderen, sondern in der Ausbildung des eigenen; es ist nicht negativ sondern positiv; den Sinn für das häusliche Leben kann nur der in sich entwickeln, der die Beschwerden des öffentlichen Lebens getragen hat und trägt; häusliches Leben ist ohne öffentliches Leben so wenig möglich, wie auf einer einsamen Insel."

In diesen Aeußerungen wie in allem anderen spricht sich die Energie und keke Frische aus, die Perthes' Jugend eigen gewesen war. Er selbst freute sich dieser Jugendfrische die ihm durch alle Wechselfälle blieb. Angesichts so mancher alten jungen Leute unserer Zeit, scherzte er, fürchte ich manchesmal daß ein Stück ewiger Jude in mir steckte. Die Freunde freuten sich innig an dieser Jünglingswärme. „Wenn Leichensteine," schrieb einer, „den Gesichtskreis des Menschen so umstellen, daß er nicht mehr mit der Bewußtlosigkeit der Jugend die Gaben des Lebens zu genießen vermag, so kann nur der die Jugend sich erhalten dem die Plane der Jugend treu bleiben, und das ist freilich bei Ihnen in seltenem Maße der Fall."

Unter allen den höhern Interessen die ihn beschäftigten, nahmen die kirchlichen Dinge bei Perthes immer die erste Stelle ein. Die Zeit war von mächtigen Gährungen aufgeregt; das katholische Priesterthum

hatte sich allenthalben aus seiner gedrückten Stellung aufgerafft, und nahm in einzelnen Ländern, namentlich in Frankreich, einen entschlossenen Anlauf zur Herrschaft; innerhalb der protestantischen Kirche waren die Gegensätze rationalen und orthodoxen Christenthums in hitzigem Kampf begriffen, Union und Separatismus standen sich unversöhnt gegenüber. Perthes nahm inmitten aller dieser Strömungen seine sehr bestimmte Stellung. Von durchaus positiver Richtung, fühlte er mehr innere Verwandtschaft mit den Positiven aller Confessionen und Kirchen, als mit den Denkgläubigen und Zweiflern des eigenen Bekenntnisses. Er hatte Friedrich Stolbergs Geschichte der Religion Jesu bereitwillig verlegt, und stand in lebhaftem Verkehr mit namhaften Katholiken strenggläubiger Art. Er wollte mit zwei Gattungen von Menschen gar kein Wort verlieren über das Religiöse: mit denen die im Guten wie im Bösen in den Tag hinein leben, und mit den andern, welche so vornehmer Geistesnatur sind, daß sie im Bewußtsein ihrer Menschenwürde keiner Vergebung der Sünden bedürfen. Wollen Männer dieser Art, sagte er, mich katholisch schelten, so muß ich es mir gefallen lassen, denn in ihrem Sinne bin ich es, weil sie katholisch nennen was christlich ist. Er rechnete den Rationalisten, die eifrig gegen die katholische Restauration fochten, diesen Wiederstand nicht nur nicht als Verdienst an, er warf ihnen geradezu vor: ihr Kampf gelte mehr dem Christenthum als dem Katholicismus. Wie weit freilich dieser zunächst vom Rationalismus aufgegriffene Gegensatz seine Wirkungen schon übte, und wie mächtig er selbst im orthodoxen Lager anfing aufzuregen, darüber gibt gerade der Perthes'sche Briefwechsel lehrreichen Aufschluß. Ein Mann wie Neander z. B. konnte sich mit der Schule, wie sie von den berühmten Convertiten in Wien ausging, durchaus nicht befreunden: „dieser moderne,“ schrieb er, „schwülstige, vornehmthuende und armselige, das Reich unseres Herrn Jesu Christi zu einem Reich dieser Welt machende Katholicismus, der sich auch wohl mit dem hiesigen Hegel'schen Christenthum vertragen könnte, ist mir besonders zum Ekel.“

Auch von anderer Seite kamen an Perthes eifrige Warnungen; die einen wiesen auf den Gang der Dinge in Frankreich hin, zumal seit Karl X. den Thron bestiegen; die andern erinnerten an die wachsende confessionelle Scheidung, die sich diesseits wie jenseits in herberer Ausschließlichkeit kundgab. Die Jesuitenfurcht fing an auch in diesen Kreis, der ihrer oft gespottet, mit aller Macht einzudringen. „Ja,

lieber Perthes," schrieb einer der Freunde, „ich rieche Jesuiten so gut wie Biester und Gedicke seligen Andenkens. Man sollte es den etwas langweiligen Männern abbitten, daß man ihnen in ihrer Zeit Unrecht gethan hat." Perthes beklagte diese Wendung. „Die vier Jahre seitdem wir uns sahen," schrieb er 1829 an Windischmann, „bilden eine Periode der tiefeingreifenden Aenderungen in den Ansichten und in der Gesinnung der Menschen. Die katholische Kirche ist römischer und hierarchischer geworden, die protestantische Geistlichkeit steht im heftigen Protestantismus in Schlachtordnung da, bereit zum Angriff. Die Zeit, in welcher gläubige Protestanten und gläubige Katholiken sich ihres Glaubens wegen als Eins fühlten, geht zu Ende; Stimmen der Versöhnung werden verachtet, und Jahre des Kampfes stehen uns bevor, in denen jeder seine feste Stellung einnehmen muß." Aber bei allem dem theilte er die Jesuitenfurcht seiner Freunde nicht; mit dem Rationalismus in einer Front zu kämpfen widerstrebte ihm nun einmal durchaus, und er gefiel sich gern darin die gesteigerte Rührigkeit der andern Kirche nur eben als einen erwünschten Impuls für die eigene anzusehen. „Daß Jesuiten und Jesuitengenossen auftreten," schrieb er, „ist ein wahres Glück; sie halten den Protestantismus wach, und nöthigen ihn seine Kräfte an den unchristlichen Thorheiten und Verkehrtheiten zu üben. Allen diesen Kämpfen fremd, wächst aber, wenn mich nicht alles trügt, innerhalb der katholischen Kirche Deutschlands ein Keim tiefer christlicher Erkenntniß auf, von dem wir vieles lernen können."

Doch blieb auch er von dem Rückschlag jener allgemeinen Stimmungen nicht unberührt; „wenn die katholische Kirche fortfährt," schrieb er, „zu läugnen, daß Luther zur Opposition berechtigt und verpflichtet war, wenn sie nicht abläßt zu bestreiten, daß wir Protestanten die Fundamente des innern christlichen Lebens besitzen, wenn sie nicht aufhört sich anzuklammern an Satzungen, welche Päpste, Bischöfe und Concilien, zuerst um die Kirche vor ihren Feinden äußerlich zu sichern, dann um ihr die Weltherrschaft zu gewinnen, aufstellten, so wird sie den Sinn des innern Christenthums mehr und mehr verlieren, ihre eigenen Fundamente untergraben und das äußere, dann ausgehöhlte kirchliche Gerüste nicht vor dem Zusammenbrechen bewahren können."

Die Aeußerungen für und wider, die in diesem regen geistigen Verkehr mit Perthes über den Gegensatz und das Gemeinsame beider

Kirchen laut geworden sind, werden von den Bekennern beider Seiten mit Interesse gelesen werden; es spiegelt sich in ihnen treu und lebendig der Kampf ab, der die Geister jener Zeit bewegte. Perthes selbst, durchdrungen von der Nothwendigkeit der Kirche, und überzeugt daß weder der Katholicismus noch der Protestantismus sie erzeugt habe, noch für sich allein zu erzeugen vermöge, hielt die Hoffnung fest, daß Gottes leitende Hand sich Roms wie Luthers bedient habe, um in allmähliger Entwickelung dem Menschengeschlechte eine allgemeine Kirche zu geben. „Keine," sagte er, „darf sich überheben, keine die andere verachten. Wohin wäre der Katholicismus gerathen, wenn die Reformation nicht eingetreten wäre. Was wäre heute der Protestantismus, wenn die katholische Kirche nicht bestände? Jede soll sich an dem was die andere hat, ergänzen, prüfen, erneuern; so werden die verschiedenen Kirchen sich immer weniger von einander unterscheiden, wieder einander näher kommen, und unter Gottes Führung eine katholische, das heißt eine allgemeine christliche Kirche herbeiführen."

Was innerhalb der protestantischen Kirche sich irgend bedeutsames während der zwanziger Jahre regte, von den geläufigen dogmatischen Händeln an bis zu den ersten Anfängen innerer Mission, wie sie sich z. B. in dem Versuch Rettungshäuser zu gründen, ankündigen — alle diese Saiten klingen in dem Perthes'schen Briefwechsel wieder. Ueber die Macht, welche Hegel mit seiner Schule in Berlin gewann, empfanden, wie sich denken läßt, Perthes und seine Freunde kein Behagen. Der Protestantismus dieses unsinnigen philosophischen Jargons, schrieb einer, ist gewiß eine schlechtere Form als der Dogmatismus des Jahrhunderts der Quenstedt und Calovius; diese Männer wußten doch wenigstens was sie wollten; was aber die Herren, welche jetzt Compendien und Recensionen mit ihrem dunkeln Gerede erfüllen, beabsichtigen, ist außerhalb ihrer geweihten Sphäre für jeden ein Geheimniß. Auch Perthes selbst nahm Aergerniß an dem „hohlen Wortgepränge, dem gegenseitigen Preisen und Emporheben, dem sectenartigen Abschließen und hochmüthigen Aburtheilen" der Schule; er prophezeite schlimme Folgen von ihrem Streben Gesellschaft und Regierung zu beherrschen. Darum hatte er auch keine Freude an den neuen „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik," die aus dem Kreise dieser Schule hervorgingen. Desto wärmere Sympathie fand das Organ des ausgeprägtesten Gegensatzes, die seit 1827 erscheinende evangelische Kirchenzeitung. Es erweckte freilich Bedenken, wie die neue Zeitschrift in ein paar Aufsätzen

die man dem spätern Rundschauer zuschrieb, anfing auf zweifelhafte Belege hin die Halle'schen Rationalisten nicht nur des frivolen Unglaubens zu bezichtigen, sondern, was vielen damals schlimmer erscheinen mochte, sie als politisch gefährlich zu bezeichnen, den Rationalismus mit der Demagogie in Verbindung zu bringen, und alle die es anging aufforderte sie möchten durch Gebet, Wort und That die Wunden heilen, welche der Unglaube geschlagen habe. Dieses leidenschaftliche Treiben, schrieb der ehrliche Neander, dieses Denunciren nach Klatschereien, dieses Handeln nach dem Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel, kann großen Schaden stiften und dem Rationalismus neues Leben geben. Auch Perthes beklagte die neue Taktik der Gläubigen; ein stilles, frommes Fortwirken christlicher Geistlichen, sagte er, ein wahres Hauschristenthum ist doch der einzig sichere Weg zum Ziel. Es thut mir überaus wehe, äußerte er gegen einen andern Freund, so manche schätzenswerthe Männer von Scharfsinn und Geistesgaben gerade in der Religion, durch die ihnen Milde werden sollte, sich verhärten und erstarren zu sehen.

Aus dem Briefwechsel ergiebt sich wie weit die Scheidung ging; was bis jetzt geeignet dastand als die Partei des Positiven, schied sich in seine schrofferen und milderen Nuancen. Nicht nur ein wissenschaftlicher, sondern ebenso sehr ein sittlicher Gegensatz stieß viele bisher Befreundete zurück. Während ein theologischer Freund von Perthes von der „Trübsinnigkeit und unkritischen Consequenzmacherei" der neuen Schule nichts wissen wollte, verbarg ein anderer seinen Unwillen nicht gegen die Fanatiker, „die doch auch wohl politische Zwecke unter dem Deckmantel christlichen Eiferns verfolgen." Was hilft alle Höhe des Christenthums, sagt er, wenn man nicht auf dem prosaischen Boden der Gradheit und Wahrhaftigkeit steht? Die Abneigung gegen die Evangelische Kirchenzeitung war in diesem gläubigen Kreise so lebhaft geworden, daß Perthes schon besorgte seine Freunde möchten mit dem gelehrten Rationalismus einen Bund gegen die Hengstenberg'sche Theologie schließen. Er ward nicht müde vor einer solchen Verbindung zu warnen; „wenn ich auch," schrieb er, „mit voller Wahrheit sagen kann: lieber katholisch als Hengstenbergisch! so sage ich doch mit ebenso voller Wahrheit: tausendmal lieber Hengstenbergisch als Paulus-Röhr-Wegscheiderisch!" Wir wollen die herben Worte hier nicht nachschreiben, womit er den Rationalismus und seine Repräsentanten kennzeichnet; die Erfahrung daß der Glaubenseifer nicht selten „verhärte und ver-

starre," ist auch an manchem Urtheil von Perthes zu machen. Wenigstens fällt die Nachsicht, womit die gläubigen Ausschreitungen aller Nüancen (bis zum Königsberger Ebel) behandelt werden, seltsam auf, wenn man die rücksichtslose Bitterkeit damit vergleicht, womit die wissenschaftliche wie die moralische Qualität der rationalistischen und philosophischen Richtungen characterisirt werden.

Der Umfang den diese theologischen Fragen in dem gesammten Leben jener Zeit gewonnen hatten, ließ schon auf eine gewisse Oede und Monotonie der politischen Zustände schließen. In der That spricht denn auch aus Perthes' Briefwechsel derselbe verstimmte, grämliche Grundton heraus, der uns aus den Aeußerungen anderer Zeitgenossen anklingt. Man ist wenig erbaut von den Revolutionen in Italien und jenseits der Pyrenäen, aber man hat doch ebenso wenig Freude an der Congreßpolitik und der wachsenden Prätension Rußlands den Schiedsrichter in den europäischen Dingen zu spielen. Auch ich fürchte die Revolution und hasse sie, schrieb einer, aber der jetzt von Osten herbeigerufene Popanz wird sie nicht beschwören, sondern die faulige Gährung fördern und den Satan der Revolution überall in seinem verborgenen Abgrund aufrühren. Man war von dem kleinen deutschen Verfassungstreiben nicht angezogen, aber man fühlte sich durch die Politik der Großmächte und die Haltung des Bundestages ebenso wenig befriedigt. Seit der Epuration desselben wurden auch in den Briefen an den conservativen Perthes keine Stimmen mehr laut die den Bundestag vertheidigten. Perthes selbst dachte über den Liberalismus etwa ähnlich wie über den Rationalismus; er nahm die Verschwörungen und geheimen Bünde ernster als viele seiner Freunde; allein auch er fühlte sich unbehaglich. „Ich finde," schrieb er einmal, „den Mißgriff nicht in dem positiven Auftreten gegen die Uebelgesinnten, sondern in dem negativen Charakter aller Maßregeln; nichts ist gethan wodurch die Wohlgesinnten befriedigt werden könnten, und der Kern des Treibens der jetzigen Machthaber ist doch auch nur ihr armes elendes Ich." Eine gewisse impotente Verstimmung, die an allen mäkelte und doch nichts besseres zu rathen wußte, spricht sich in diesem hochconservativen Kreise nicht minder grell aus als in den mißvergnügten Urtheilen der Masse, aber es bieten diese Aeußerungen doch ein großes Interesse. Wie auf dem kirchlichen, so wird man auch auf dem politischen Gebiete keine irgend wesentliche Saite unberührt finden; über die Stimmungen der Zeit selbst, über die Haltung der Großmächte, über das Verhältniß Oester-

reichs und Preußens ist in diesem Kreise manch treffendes und tiefsinniges Wort gesprochen oder geschrieben worden.

Wie die Julius-Revolution kam, nahm Perthes zwar nicht so eifrig wie Stein Partei für die Bourbonen, allein er sah doch auch ohne Zuversicht auf die Dinge jenseits des Rheins. „Das Ende vom Lied," äußerte er, „wird etwas früher oder etwas später ohne Zweifel ein Sultan sein." Er prophezeite einen andern äußern Verlauf als 1789; aber die großen Erfahrungen der letzten vierzig Jahre, sagte er, haben dem jetzigen Geschlecht nicht größere Reife, sondern nur andere Richtungen gegeben. An dem lebhafteren constitutionellen Getriebe in den mittleren und kleineren Staaten Deutschlands hatte er keine Freude; auch ihm schien es, daß das constitutionelle Wesen lediglich auf Mißtrauen beruhe, und er freut sich einmal für diese Auffassung eine Belegstelle — aus dem National citiren zu können! Die revolutionären Gelüste im Süden und Westen von Deutschland erweckten ihm Abschen; die polnische Revolution fand bei Perthes und seinen Freunden weniger Sympathien als z. B. bei Stein. „Wir sind Polen zu nahe," schrieb ein Königsberger Freund, „und wir kennen Volk und Land zu genau, um uns von der polnischen Revolution fortreißen zu lassen. Nur fern von Polen ist Begeisterung für Polen möglich." Je stürmischer sich auf allen Seiten die Nachwirkungen der Julius-Revolution ankündigten, um so inniger schloß sich der conservative Kreis von Perthes und seinen Freunden an Preußen an. Man sah hier die Kleinstaaterei bereits im Strudel der Revolution untergehen, und fester als je stand die Meinung, daß nur Preußen in die Lücke eintreten, und den Kampf für Deutschlands Stellung und Einheit bestehen könne. Aber es waren weder die kleineren Staaten so rasch überholt, noch in Preußen selbst eine in dieser Richtung consequent vorschreitende Politik erkennbar. Es ist interessant aus den Briefen dieser kundigen und eingeweihten Männer zu erfahren wie bei näherer Betrachtung ihre Zuversicht auf die leitenden Männer dort eher erschüttert als befestigt ward. Die feste Haltung, die der Staat äußerlich zu bewahren schien, entsprang weniger aus klarer Einsicht und sicherem Entschluß als aus einer langsamen und bedächtigen Scheu etwas Großes zu wagen; in der Nähe betrachtet sahen die Lenker und Rathgeber gar nicht darnach aus als wenn sie mit überlegener Sicherheit das Staatsschiff durch die Klippen steuern könnten. Je fester aber sich der conservative Kreis an Preußen anschloß, um so dringender er-

schien es gegen die Feindseligkeit des Auslandes und die gesteigerten Antipathien in Süddeutschland ein Organ der Abwehr zu schaffen. Perthes trat mit preußischen Staatsmännern in Verbindung und legte ihnen Entwürfe zur Gründung eines solchen Organs vor. Nach vielfachen Schwierigkeiten und kleinmüthigen Bedenken erwuchs damals Ranke's „Historisch-politische Zeitschrift", die, so Treffliches sie enthalten mochte, doch nicht eigentlich das war, was Perthes bezweckt hatte. „Kommt mit vielen Kosten und nach allen den gemachten Anstrengungen", sagte er, „nichts als eine wissenschaftliche Quartalschrift zum Vorschein, so wird es mit vollem Recht heißen: eine Maus aus einem Berge."

Rühriger und glücklicher war die Partei, aus deren Reihen gleichzeitig das „Politische Wochenblatt" hervorging. Es hatten mit diesem Kreise wohl ähnliche Berührungen stattgefunden wie mit Hengstenberg und seinen Freunden, aber sie löften sich noch rascher als es mit der „Evangelischen Kirchenzeitung" geschehen war. Zunächst verhehlten die Männer des Wochenblatts ihr Mißvergnügen gegen die historisch-politische Zeitschrift nicht. Wir werden nicht zugeben, schrieb einer von ihnen an Perthes, daß dem deutschen Philister aufgeblasenes Kalbfleisch für regelrechtes Ochsenfleisch verkauft werde, und wollen den Herren nunmehr zu Leibe, die immer halb weiß halb schwarz, das heißt ebenso schwarz wie weiß sich zeigen, ähnlich dem Weihnachtszappelmännlein, die grün auf der einen, roth auf der andern Seite sind. Die Selbstseligkeit, klagte ein anderer, und die Superklugheit dieser Race, die halb Fisch halb Fleisch und gar nicht Knochen ist, wird immer unerträglicher; das eigenthümliche Lachen, die geringschätzige Art womit sie alles behandelt, was nicht von ihr ausgeht, läßt keinen Frieden mit ihr zu. Andererseits erregte das Treiben der Haller'schen Jünger im Wochenblatt unverhohlenen Widerwillen im Kreise der Conservativen, denen Perthes angehörte. Mit dem Liberalismus und jeder andern politischen Richtung kann ich mich auseinandersetzen, äußerte Perthes, jede kann ich entschuldigen, bei jeder auf Rückkehr von dem Irrthum hoffen; aber jedem bin ich und bleibe ein erbitterter unversöhnlicher Feind, der seinem politischen Princip zu Liebe die Nationalität geringschätzt, und der vergessen will, daß er ein Deutscher ist. Es ist nicht ehrlich, schrieb ein Freund, die Revolution wie ein geschlossenes Ganze zu behandeln, wie eine Person auftreten zu lassen und zu schreiben: die Revolution will dieses und thut jenes. Wenn der gemeine Mann so spricht, so weiß ich, daß er die Jacobiner oder die Liberalen, oder

diese und jene Individuen meint, und nur ungenau sich ausdrückt wenn aber der politisch gebildete Mann die Revolution personificirt, so hat er seine Absichten dabei. Die unverhohlene Russenfreundschaft und das „abgeschmackte Schimpfen“ auf die Rheinprovinz stieß diese Männer überhaupt zurück, das frivole Spiel mit Natur und Geschichte, ja mit dem göttlichen Willen selbst, das die Partei sich erlaubte, empörte sie geradezu.

Aus den Briefen, die aus dem Süden kamen, sprach ein noch grellerer Widerwille, der sich schon nicht mehr gegen die politische Schule des Wochenblattes, sondern gegen Preußen selbst wendete. Jede Theilnahme für Preußen, schrieb im März 1832 Paul Pfizer, würde, wie die Sachen jetzt stehen, als ein Abfall von der Sache der Volksfreiheit ausgelegt werden, mich in den Augen meiner Landsleute brandmarken, und mir alle Hoffnung auf ihre Ansicht und Gesinnung einzuwirken ganz zerstören. Mein eigenes politisches Gewissen verbietet mir aber mich von meinen Landsleuten in einem Augenblick zu trennen, in welchem man in Süddeutschland täglich mehr von der thörichten Vorliebe für die Franzosen zurückkommt und eine auf bürgerliche Freiheit gegründete Nationaleinheit verlangt, während Preußen immer unverhohlener sich dem Absolutismus in die Arme wirft, und immer inniger sich mit Rußland zu verbrüdern scheint.

Seit 1833 und 1834 war wieder mehr Ruhe und Apathie auf dem politischen Gebiet; wie der Herausgeber sagt, der Groll im Herzen blieb, aber die Richtung desselben auf die That verschwand. Der Bundestag und die Regierungen athmeten auf, glaubten dem Streben der Nation nach Ausbildung ständischer Verfassungen und einer politischen Einheitsform keine Rücksicht mehr gewähren zu müssen, und begnügten sich in einer Reihe scharfer Maßregeln polizeilicher Natur ihre wiedergewonnene Stärke zu zeigen. Ein Trauerspiel ist unsere Zeit, schrieb ein Freund an Perthes, aber der fünfte Act ward in der Mitte abgebrochen, und doch wird es uns nicht erspart werden ihn bis zum Ende auszuspielen. „Kommt es Ihnen nicht auch vor,“ äußerte Perthes, „als lebten wir wieder in tiefster Ruhe, aber der Kessel, auf dem wir sitzen, ist erfüllt von mächtig drängenden Dämpfen; es sind nicht die aufgestutzten Redensarten, nicht die wahnsinnigen Handlungen einer hochmüthigen und doch bedauernswerthen Jugend, es ist vielmehr das Ungeordnete aller Verhältnisse, aller Stände und Classen, von denen aus die Gefahr uns droht.“ Kirche und Literatur trat wieder in den

Vordergrund; der Goethe'sche Briefwechsel mit Schiller, das junge Deutschland, das Strauß'sche Leben Jesu und die Hallischen Jahrbücher gaben Stoff in Fülle den Kreis, dessen Mittelpunkt Perthes war, zu beschäftigen und aufzuregen. Aber auch die politischen Emotionen ließen nicht lange auf sich warten. Es lag wohl in der Natur dieses vermittelnden, und zunächst auf gewisse ausgewählte Kreise wirkenden Conservatismus, daß er allmählich ein malcontent vornehmes Air annahm und den unmittelbaren Erregungen der Masse der Nation Fremder ward. Auch ein so patriotischer und geistesfrischer Mann wie Perthes ist dieser Gefahr nicht entgangen. Er sagte wiederholt, daß die geistige Beweglichkeit, der Trieb zum Wissen und Verstehen, zum Können und Haben seit einem halben Jahrhundert so unermeßlich zugenommen, daß keine Staatsfürsorge ihm auf die Dauer gewachsen sein werde; aber er stimmte auch in den geringschätzigen Ton gegen Constitutionen und Ständeversammlungen ein, die, wie die Dinge einmal lagen, doch eine wichtige praktische Schule des öffentlichen Geistes hätten werden können. Er freute sich über Oesterreich, „wo Habenichtse nicht nur nicht zum Sprechen, sondern auch nicht zum Schreiben kämen," und glaubte wohl, daß dieser Staat der nächsten Krisis vorzugsweise gewachsen sei. Dazu paßte es denn auch, daß Perthes, nach dem Erscheinen des ersten Patents des Königs Ernst August, im Julius 1837, zufrieden meinte, das werde sein Gutes haben; denn Deutschland habe sich seit Jahren gewöhnt ein System von Sätzen theoretischer Liberalen und liberaler Praktiker ohne weiteres als unumstößliche Glaubensartikel hinzunehmen. Durch das Auftreten Ernst Augusts würden die Deutschen in ihrem geistesträgen Liberalismus stutzig gemacht, eine Wendung zur fürstlichen Gewalt schiene nicht zu besorgen. Wie dann die sieben Göttinger protestirten, meinte einer der Freunde, der Schritt habe nur Aufsehen gemacht, sonst keine Frucht gehabt, und ein anderer glaubte die Professoren würden sich wohl über die Größe ihrer moralischen Macht getäuscht haben. Aber diesmal hatte sich der vornehme Conservatismus getäuscht. Daß der Schritt eine gewaltige moralische Wirkung übte, daß das Rechtsgefühl der Nation in dem Maße bitterer aufgeregt ward, als die hannoversche Politik sich von Gewaltthat zu Gewaltthat weiter drängen ließ, ließ sich bald nicht mehr verkennen, und auch Perthes mit seinen Freunden ward schmerzlich bewegt von der Wendung, welche die Dinge jetzt nahmen. „Meiner Neigung nach hätte ich wohl noch manches für

den König zu sagen," schrieb Perthes im Julius 1838, „aber die niedrigen Mittel, die bisher ganz unbekannt in Deutschland waren, indigniren zu sehr und machen stumm. Solche Mittel, einmal gebraucht, werden in anderer Zeit von anderer Seite schon Nachahmer finden." „Das hannoversche Staatsgrundgesetz," schrieb er etwas später, „ist nicht mein goldenes Kalb, aber hol' der Teufel die Mittel, die gebraucht werden um es todt zu machen." Auch über die Haltung des Bundestags in der Frage war man in diesen Kreisen durchaus der gleichen Meinung, wie die große Menge derer, die draußen standen.

Wir brechen hier ab, wenn gleich des Interessanten und Characteristischen noch vieles hervorzuheben wäre. Die Cölner Wirren machten natürlich im Perthes'schen Kreise tiefen Eindruck; man wird die Aeußerungen darüber mit um so größerer Theilnahme lesen, als Perthes selbst in einer ganz eigenthümlichen persönlichen Stellung war. Mit vielen der eifrigsten Katholiken auch jetzt noch befreundet und verkehrend, dem Kreise dem der Erzbischof angehörte nicht fremd, und andererseits der preußischen Regierung nahe stehend und von Herzen zugethan, zugleich mit Droste und mit Bunsen zusammenhängend, war Perthes mehr als ein anderer in der Lage die Stimmen verschiedener Seiten zu vernehmen. Die Correspondenz über die Verhältnisse seit 1840, namentlich die Anfänge Friedrich Wilhelms IV., bilden den letzten Theil des anziehenden Briefwechsels, dem dann ein Schlußabschnitt über Perthes persönliche Verhältnisse in den letzten Jahren seines Lebens sich anreiht.

Steins Denkschriften über deutsche Verfassungen.*)

(Allgemeine Zeitung 12. December 1849 Beilage Nr. 346).

Der Vorwurf daß die bedeutendsten Persönlichkeiten der Periode deutscher Wiedergeburt noch immer ihre Biographen nicht gefunden haben, trifft zunächst das geschichtliche Andenken Steins; gerade hier, am größten wenn auch schwierigsten Stoffe, haben wir uns recht als eine gens incuriosa suorum bewährt. Die dürftige Compilation die im Jahr 1841 erschien, und den Namen einer Biographie Steins

---

*) Denkschriften des Ministers Frhrn. vom Stein über deutsche Verfassungen. Herausgegeben von G. H. Pertz. Berlin, 1848.

beanspruchte, stellte wenigstens einige Fragmente des großen und anziehenden Materials zusammen, und fand dadurch Leser so lange die gründliche und gewissenhafte Forschung mit ihren Ergebnissen hervorzutreten zögerte; daß sie freilich jetzt, ganz gleichzeitig mit dem vielversprechenden und lange erwarteten Werke von Pertz, in zweiter Auflage uns geboten wird, darin haben Autor und Buchhändler arg fehlgegriffen. Denn jetzt dürfen wir uns der sichern Erwartung hingeben daß jene vage, dilettantische Betrachtungsweise womit die Alltagsweisheit Stein zu messen pflegte, ein- für allemal ihr Ende habe, und das Andenken des großen Verstorbenen, wie es einen Geschichtschreiber voll Sorgfalt, Ernst und Pietät gefunden, so auch einen würdigen Leserkreis in der Nation sich erringe. Zu lange haben wir zusehen müssen wie Steins Werth und Bedeutung mehr nach allgemeinen Kategorien der Parteiansicht gemessen als nach seinem innersten Wesen erkannt und beurtheilt worden ist; es war hohe Zeit, ehe die letzten der Zeitgenossen ausstarben die noch das treue Bild des edlen, deutschen Mannes in frischer Erinnerung vor Augen hatten und seine Züge bruchstückweise den Nachgeborenen überlieferten, ihm ein Denkmal zu weihen das seiner werth war und den Bedürfnissen der Nation genügte.

Aber ehe wir auf die umfassende biographische Arbeit übergehen, deren erster Band vor uns liegt, müssen wir wohl eines Vorläufers gedenken den Pertz vor anderthalb Jahren seiner größeren Arbeit vorangesendet hat und der wie vieles Treffliche in dem wirren Getreibe der jüngsten Zeiten vergessen worden ist. Es sind dieß die „Denkschriften Steins über deutsche Verfassungen" — eine Reihe sehr charakteristischer und bedeutsamer Actenstücke, die theils zur Beurtheilung Steins selbst, theils zur innern Geschichte der reichsständigen Bemühungen in Preußen die werthvollsten Beiträge geben. Pertz veröffentlichte diese Sammlung im Mai 1848, weil es ihm als eine Pflicht erschien das was unter andern Verhältnissen erst später herausgegeben worden wäre, „im Augenblick der Entscheidung für Deutschland und Preußen zum Gemeingut zu machen, an welchem vor allem gelernt werden könne wie und in welchem Geiste Staatseinrichtungen gedacht und ausgeführt werden müssen, wenn sie nicht gleich den Constitutionen der französischen Schule wie Spreu im Winde verwehen sollen." Aber freilich ist das Buch sammt seinem wohlmeinenden patriotischen Zweck im Sturm jener Zeit unbeachtet geblieben; die

wenigen die es damals lasen, konnten sich täglich und stündlich überzeugen daß in solchen Epochen die Ereignisse ihren fatalistischen Gang machen und die Vernunft, die Erfahrung, der Patriotismus der Einzelnen durchaus unwirksam vorübergehen. Die politischen Lehren denen man in solch heißblütigen Momenten Eingang verschaffen will, bleiben immer erfolglos, auch wenn die Aussaat der Verbitterung, der Treulosigkeit und Lüge nicht seit einem Menschenalter so aufgewuchert wäre wie es in Deutschland der Fall war.

Der Inhalt der mitgetheilten Denkschriften hat allerdings eine ganz nahe Beziehung zu den politischen Tagesfragen der jüngsten Zeit; die preußische wie die deutsche Verfassungsangelegenheit werden durch Männer wie Stein, Vincke und Humboldt darin besprochen. Schon im März 1814 hatte Stein im Hauptquartier der Verbündeten einen Entwurf niedergeschrieben, den er Hardenberg und Münster als Grundlage einer künftigen deutschen Bundesverfassung überreichte. Es waren darin der Nation einige wesentliche Bürgschaften der persönlichen Sicherheit und Freiheit gewährt, in allen einzelnen deutschen Staaten Landstände festgesetzt und eine Bundesregierung (Directorium), die aus Oesterreich, Preußen, Bayern und Hannover bestand, an die Spitze gestellt. Diese Regierung sollte den Bundestag leiten, die von demselben gegebenen Gesetze ausführen, die Verfassung und Rechtspflege, die auswärtigen Verhältnisse sowie die der einzelnen deutschen Staaten und der Fürsten und Unterthanen zu einander beaufsichtigen und das Recht Krieg und Frieden zu schließen mit allen daraus hervorgehenden Folgen besitzen. Zu ihrer Verfügung sollten das Rheinoctroi, die längs der ganzen Gränze gegen das Ausland und an den Meeresküsten einzurichtenden Zölle, sowie die durch den Bundestag außerordentlich anzuweisenden Auflagen stehen; alle Binnenzölle und Einfuhrverbote eines deutschen Staates gegen andere aufgehoben werden. Die Bundesversammlung sollte aus Abgeordneten der Fürsten und der Hansestädte, denen man Abgeordnete der Provinzialstände hinzufügte, bestehen; diese Abgeordneten sollten keinen diplomatischen Charakter haben, nicht Geschäftsführer sein, und alle fünf Jahre in der Weise erneuert werden daß jährlich ein Fünftel austrete.

Diese Grundlagen übergab Stein schon vor der ersten Einnahme von Paris; auf solchem Fundament sollte nach seiner Meinung eine Commission, zu der er Humboldt, Graf Solms-Laubach, v. Rademacher und v. Spiegel vorschlug, einen Verfassungsentwurf ausarbeiten,

nach dessen Vollendung die Abgeordneten der deutschen Fürsten die Bundesacte unterzeichnen und die Bundesversammlung berufen werden sollte. Später blieb Stein bei diesen allgemeinen Grundzügen nicht stehen, namentlich genügte ihm zur Bundesregierung das Directorium nicht mehr. „Steins Wünsche", sagte Pertz in der Vorrede, „gingen eigentlich auf eine noch größere Einheit Deutschlands, und er hat später auf dem Wiener Congreß im Frühling 1815 kräftig, wiewohl vergeblich, für Wiederherstellung der Kaiserwürde gewirkt, ohne welche ihm in der deutschen Reichsverfassung der Schlußstein zu fehlen schien." Aber auch selbst jene flüchtigen Umrisse boten der Zukunft Deutschlands einen festeren und glücklicheren Bestand als das mißlungene unglückselige Werk, das nachher aus allen diplomatischen und dynastischen Intriguen herauskam. Selbst in jener kurzen Aufstellung Steins sind doch alle Hauptpunkte eines gedeihlichen Staatslebens festgehalten; es ist eine Regierungsgewalt geschaffen, die nicht von Matricularbeiträgen abhängt, es sind die innern Schranken des Verkehrs und Wohlstandes weggeräumt, es ist der bloß diplomatische Charakter der spätern Bundesversammluug ausdrücklich vermieden, und wenigstens mittelbar, durch die Vertretung der Provinzialstände, ein lebendiger Zusammenhang zwischen der Nation und ihrer obersten Regierungsgewalt hergestellt. Es ist bezeichnend daß man gerade alle diese Lebensbedingungen einer bundesstaatlichen Existenz aus dem späteren Verfassungswerk hat zu entfernen oder wenigstens in der Praxis abzuschwächen gesucht. Die Folgen davon waren nicht erst 1848, sondern schon viel früher fühlbar; statt daß innerhalb jener Grenzen eine weitere Ausbildung möglich war, und die neuen Institutionen hätten Wurzel schlagen können, ward die oberste Bundesbehörde immer mehr zu jener thatlosen und gehässigen Centralpolizeibehörde, deren Lebensunfähigkeit selbst den Stützen und Beförderern schon vor dem März 1848 in abschreckender Klarheit vor Augen stand. „Einheit des Zollwesens und Aufhebung der Binnenzölle — so bemerkte Pertz schon 1843 zu dem Stein'schen Entwurf — ist leider noch jetzt, ein Menschenalter später, nicht völlig erreicht; damals wäre es durch einen Federstrich zu erreichen gewesen — kein Einfluß des Auslandes, kein angeblicher Vortheil des Einzelnen, kein Neid stand damals der Ausführung entgegen. Aufnahme von Abgeordneten der Landstände in die Bundesversammlung wäre für die Erhaltung des Rechts, und dadurch für Hebung eines kräftigen Nationalgefühls von der größten Wichtigkeit

gewesen, und die Mächte würden der Welt das Schauspiel der Scenen in Stuttgart, Kassel, Braunschweig, Hannover, der Selbsthülfe der verlassenen und von oben aufgegebenen Völker, und das vernichtende Bewußtsein eigener Ohnmacht gegen den Jocobinismus neben Thronen und in Hütten erspart haben."

Die innere Verfassungsangelegenheit Preußens war der Gegenstand lebhafter Erörterung zwischen Stein, Vincke, Humboldt u. a., und was hierüber die Denkschriften uns mittheilen, gibt zum erstenmal eine vollständige Einsicht in die Verfassungsgeschichte Preußens wie sie nach dem Abschluß der Bundesacte und nach dem Beginn der allgemeinen Reaction wenigstens in dem engeren Kreise bedeutender Männer ihren Fortgang nahm. Es wird zwischen Stein und seinen Freunden viel über das Einzelne verhandelt, alle bedeutenderen verwandten Erscheinungen in andern deutschen Staaten besprochen und namentlich die organischen Einrichtungen erörtert, die dem Verfassungswerk als festes Fundament dienen sollten. Den Reichsständen sollten die Provinzialstände vorangehen, diese wieder auf ein lebendig gegliedertes Gemeindeleben sich stützen. „Ist die Gemeindeverfassung so gebildet, schrieb Stein im März 1818, daß sie zu einem freien Leben, zu einer lebendigen Theilnahme an den Gemeindeangelegenheiten den Einzelnen auffordert, so enthält sie die nächste Quelle der Vaterlandsliebe, sie knüpft sie an den väterlichen Herd, an die Erinnerungen der Jugend, an die Eindrücke so die Ereignisse und Umgebungen des ganzen Lebens zurückgelassen. Sie verbürgt die wahre praktische Freiheit, die täglich und stündlich in jedem dinglichen und persönlichen Verhältniß des Menschen ihren Einfluß äußert, und schützt gegen amtliche Willkür und Aufgeblasenheit. Sie bildet endlich den Einzelnen zu den landständischen Verhandlungen, indem sie seine Aufmerksamkeit von bloß seinen eigenen Nutzen betreffenden Beschäftigungen abzieht und auf die Gemeindeangelegenheiten lenkt." Um so stärker rügte es Stein wenn, wie damals und später vielfach geschah, die Gemeindeangelegenheiten öffentlichen Beamten übergeben, das Gemeindevermögen willkürlich mit einer Menge fremdartiger Ausgaben belastet, der Taglöhner dem Eigenthümer gleichgesetzt und der Landstreicher den Gemeinden als Mitglied aufgedrängt werde; in den Rheinbundstaaten war dieß meistens der Fall, und Stein selbst hatte in seiner unmittelbaren Nähe unerquickliche Exempel französirender und centralisirender Beamtenweisheit zu erleben.

Gegen dieß Unheil, die Bureaukratie und ihre Allmacht und Allweisheit, sah Stein keine andere Hülfe als gesunde und lebenskräftige Gemeinde-Einrichtungen. Mit wahrem Schmerz sah er wie man häufig in den neuen Gemeindegesetzen nur das letzte Glied der Beamtenleiter constituirte und alles zu einem durchgreifenden Beamtenmechanismus angeordnet ward, der auf der einen Seite zwar den Ruhm der Ordnung, des Gehorsams und der Actenthätigkeit erhielt, auf der andern Seite aber den Mangel an Kenntniß und Berücksichtigung der örtlichen und individuellen Interessen selten verbergen konnte. Die Vorwürfe die Stein in einem Memoire an Eichhorn der bureaukratischen Verwaltung machte, haben noch dieselbe Geltung wie damals; leider war auch hier die Prophezeihung eine kassandrische, und man begriff die ganze Wahrheit des Urtheils erst dann als die gesellschaftliche Ordnung bereits unterwühlt und der staatliche Organismus zu einer unbrauchbaren Maschine geworden war; der Verwaltung durch Beamten oder Beamtencollegien wies Stein zunächst die Kostbarkeit, dann die Einseitigkeit nach. „Zehn bis zwölf Personen sollen die öffentlichen Angelegenheiten, so 300,000 Menschen betreffen, erkennen, leiten, entscheiden, verwalten; da dieses unmöglich ist, so entsteht höchstens ein Aufgreifen einzelner Gegenstände und im allgemeinen eine Schein- und Actenthätigkeit oder ein Durchgreifen und häufiges Mißgreifen, Schwanken. Auch muß eine Lähmung durch die unvermeidliche Abhängigkeit von oben stattfinden, wenn die Verwalteten nicht der Willkür der Verwalter preisgegeben werden sollen, dadurch entsteht ein langsamer, mit leeren Förmlichkeiten überladener unbehelfener Geschäftsgang." Ebenso begründet ist der Vorwurf daß die bureaukratische Verwaltung, da sie ihre leitenden Grundsätze nicht aus der Sache, der Landesverfassung, schöpfe, sondern durch allerlei Wind der Lehre bewegt und durch momentane Meinungen bestimmt werde, an einer verderblichen Veränderlichkeit in den Systemen leiden müsse. „Heute, sagt Stein, prädominirt das Fabriksystem, morgen das der ungebundenen Handels- und Gewerbefreiheit; heute steht man fest bei dem Alten, Herkömmlichen, morgen löst man alles wild auf, bäuerliche Verhältnisse, städtische, Zunft-Einrichtungen rc. — einen tüchtigen ehrsamen Bauernstand sucht man in Taglöhner, den Bürger in patentisirte Pfuscher, und die ganze Nation in Gesindel zu verwandeln." Die Folgen davon haben wir unter unsern Augen noch greller hervortreten sehen als selbst Stein in seiner scharfen, markigen Weise sie

zeichnete; zunächst ist die unverkennbare Vernichtung des Gemeindegeistes und statt dessen Unwillen „und Abneigung gegen alles was die Regierung vornimmt“ — wie das Stein damals wörtlich voraussagte.

Um dieß bureaukratische Wesen in seinen verderblichen Einflüssen zu neutralisiren, war Stein unabläßig bemüht die ständische Organisation in Gemeinden, Provinzialständen und Reichsständen eifrig zu verfechten. Mit der ganzen Stärke seiner sittlichen Indignation erhob er sich in dem Schreiben an Eichhorn (Jan. 1818) gegen die Opposition womit die österreichische und bayerische Diplomatie die repräsentativen Reformen in Preußen zu durchkreuzen suchte. „Sie erröthen nicht, schrieb er damals, mit der frechsten Schamlosigkeit die Grundsätze des empörendsten Machiavillismus auszusprechen und zu verbreiten; die Bundesacte, sagen sie, verspricht zwar im Art. 13 den Ländern Landstände, aber die Bestimmung des Zeitpunktes, der Art überläßt sie der Weisheit, das heißt der Willkür der Regierungen, die Unterthanen haben nur ein Erwartungsrecht, der Bund keine Befugniß sie zu schützen. — — Ich will es dahingestellt sein lassen ob ein Cabinet überhaupt und das österreichische insbesondere klug handle zu solchen Sophistereien seine Zuflucht zu nehmen, aber standhaft und unabläßig werde ich behaupten daß diese Grundsätze für Preußen unanwendbar und durchaus verderblich sind.“ Mit allem Recht hebt er die Vielseitigkeit des geistigen Lebens in Preußen hervor, und die sittliche Gefahr die eine solche Sophistik dem ganzen öffentlichen Leben bereiten müsse, erinnert an alle die Zusagen, Vorbereitungen und Einleitungen, die man unmöglich als leeres Gaukelspiel dürfe erscheinen lassen, und ruft dann aus: „In welchem Grade würde hierdurch nicht der Unwille des Volkes gereizt und die moralische Kraft des Staates gelähmt, die doch dessen Mangel an physischer Kraft, der aus seiner geographischen Lage, aus seinem wenigen Reichthum und seinem Unzusammenhang entsteht, ersetzen soll und ersetzen kann. Auf dieser moralischen Kraft nur kann unser Vertheidigungs- und unser Finanzsystem beruhen; die Bereitwilligkeit zu den großen Opfern, die beides im Kriege fordert, kann nur durch Gemeingeist erzeugt werden, der nur da wurzelt wo eine Theilnahme am Gemeindewesen statt hat.“

Männer wie Humboldt und Vincke bedurften dieser Mahnungen nicht; wie ernst sie es mit der Umgestaltung des Staats von der bureaukratischen Maschine zum gesunden Repräsentativstaate meinten, davon geben die Verhandlungen Zeugniß die uns Pertz mitgetheilt

hat, und die sich über alle wesentlichen Einzelheiten des künftigen Repräsentativstaats verbreiten. Namentlich im Jahre 1818 und noch zu Anfang 1819 waren die genannten Männer in lebhaftem Verkehr darüber wie die künftige ständische Organisation Preußens zu gestalten sei. Als W. v. Humboldt aus England zurückgekehrt im Winter 1819 nebst Stein zu Frankfurt verweilte, besprachen beide vielfach die politische Lage Deutschlands und die Plane für Preußens ständische Einrichtungen, an deren Entwicklung Humboldt durch seine kürzlich erfolgte Berufung nach Berlin der wichtigste Antheil bestimmt war. Stein theilte dem Freunde den von ihm über diese Angelegenheit gesammelten schriftlichen Stoff, Entwürfe, Gutachten, Briefe mit, und veranlaßte dadurch einen größeren Aufsatz (Febr. 1819) Humboldts, den uns Pertz mitgetheilt hat. Mit Steins Bemerkungen dazu war nun die Angelegenheit auf den Punkt gelangt wo sie der Berathung in der Commission im Staatsrath und im Staatsministerium hätte unterworfen und zur Entscheidung des Königs vorbereitet werden können; aber Stein war nicht mehr Minister und nach wenig Monaten hatte auch Humboldt es zu sein aufgehört. Beide Actenstücke, Humboldts Aufsatz und Steins Ergänzungen, gehören indessen zum Bedeutendsten und Anziehendsten was je von deutschen Staatsmännern über politisches Constituiren und Organisiren ausgegangen ist.

Die Nation zu einer gesunden Selbstregierung zu führen, und die „zahllose kostbare, viel treibende, wenig leistende Beamtenmasse“ zu beseitigen, blieb bei Stein immer ein wesentlicher Gesichtspunkt. Indem man gesunde Gemeindeeinrichtungen erschuf, die aus ihnen hervorgehenden Provincialstände ihre localen und individuellen Interessen pflegen, wo möglich selbst einen Theil der Verwaltung an sich nehmen ließ, und dem ganzen öffentlichen Leben der Nation in den Reichsständen ein kräftiges Organ erschuf, hofften Stein und seine gleichgesinnten Freunde dieß Ziel am sichersten zu erreichen. So wenig die Provinzialstände mit allgemeinen politischen Dingen behelligt werden sollten, so sehr legten sie Nachdruck darauf die Reichsstände zu einem berechtigten und mächtigen Organ gemacht zu sehen. „Einer Versammlung, schrieb Stein in seinen Zusätzen zu Humboldts Aufsatz, die auf das Rathgeben beschränkt ist, fehlt es an Selbständigkeit und Würde — in ihrem Ansehen wird daher die Regierung, wenn auch der gegebene Rath beifällig ist, in der öffentlichen Meinnng nicht die kräftige Stütze finden die sie in der freiwilligen Zustimmung eines

selbständigen repräsentativen Körpers findet. Die Bildung eines berathenden Körpers steht im Widerspruch mit den preußischen Abstimmungen in Wien, und mit den Erwartungen die das Edict (Jun. 1815) im preußischen Volk und in ganz Deutschland erregt hat." Ein nur berathender ständischer Körper, sagt er an einer andern Stelle, ist entweder eine inerte Masse oder ein turbulenter Haufen, der in das Blaue hineinschwätzt, ohne Würde, ohne Achtung; er wird niemand befriedigen und vom In- und Auslande einstimmig getadelt werden.

Die preußische Verfassungsangelegenheit war es nicht allein die Stein beschäftigte; er folgte mit Aufmerksamkeit allen verwandten Erscheinungen in den kleineren Staaten, und wurde, wie einzelne Gutachten in der nassauischen und badischen Verfassungssache beweisen, auch wohl von den kleineren Regierungen zu Rathe gezogen. Er billigte im ganzen die Staatsgrundgesetze wie sie Baden und Bayern damals erließen, aber er tadelte z. B. an der bayerischen Verfassung die Aufnahme einer bedeutenden Zahl von Pfarrern und Decanen in die Kammer; sie verwickelt, sagt er, alle Classen der Geistlichkeit zu sehr in das politische Treiben, und mindert ihren religiösen, mildernden Einfluß auf das Volk. Er hatte keine Freude an dem bayerischen Wahlgesetz, denn Abgeordnete die eine solche Stufenfolge durchlaufen, werden zuletzt von einer geringen Zahl Wähler ernannt, wodurch die Wahlfreiheit Gefahr läuft und das Interresse des Volkes an der Wahl seiner Abgeordneten erkaltet. Daß dieselbe Verfassung politische Schriften von der Preßfreiheit ausdrücklich ausnahm, fand Stein unvereinbar mit den Erfordernissen einer freien Verfassung. Im allgemeinen war Stein sehr damit einverstanden daß man meistens den grundbesitzenden Adel in eine erste Kammer vereinigte, und die Erwägung womit er dieß unterstützte haben ein unläugbares Gewicht. Die Vereinigung der großen Grundeigenthümer, sagt er, sichert die Person und die Würde des Regenten, die den Angriffen ausgesetzt ist des neuernden Unternehmungsgeists des Mittelstandes, der stets dahin strebt seine Eitelkeit zu befriedigen durch Herabwürdigung der obern Stände, und ebenfalls Gefahr läuft durch die Habsucht des Pöbels, dem nach dem Vermögen der Reichen gelüstet. Von seinen öffentlichen Beamten darf in großen Verwicklungen der Regent keinen kräftigen Schutz erwarten, denn wir sehen den großen Haufen derselben sich vor der Uebermacht beugen, dem Sieger huldigen. So wahr und treffend diese Bemerkungen sind, so wäre Stein doch schwerlich — wenn er den spätern Verlauf der

kleinen Adelskammern noch erlebt hätte — davon besonders erbaut gewesen. Offenbar hatte er von dem grundbesitzenden Adel eine hohe Meinung, die derselbe in den Kammern der mittlern und kleinern Staaten bis jetzt wenig gerechtfertigt hat. Hätte Stein ahnen können daß diese kleinen Adelskammern in den Zeiten der Stagnation häufig nichts weiter waren als Sperrketten welche die ministerielle Willkür den gerechtesten Forderungen der andern Kammer anlege, schwerlich hätte er an diese Institutionen seine conservativen Hoffnungen angeknüpft. Aber freilich er hatte eine lebenskräftige, unabhängige Ritterschaft vor Augen, darum galt von jener ganzen Institution Steins eigenes, wahres Wort: Verfassungen bilden heißt bei einem alten Volk wie das deutsche nicht sie aus Nichts erschaffen, sondern den vorhandenen Zustand der Dinge untersuchen, um eine Regel aufzufinden die ihn ordnet.

Das preußische Verfassungswerk war seit 1819 zurückgeschoben, und höchstens beschäftigte man sich mit der Bildung einer provinzialständischen Verfassung. Noch bei Lebzeiten Hardenbergs war zu diesem Zweck eine Commission angeordnet worden, worin der Kronprinz den Vorsitz übernahm; als die Grundzüge des Planes ausgearbeitet waren, ward Stein zur Abgabe seines Gutachtens aufgefordert. Dasselbe war zwar, wie nach dem damals herrschenden Geist zu erwarten, bei den gesetzlichen Anordnungen fast gar nicht berücksichtigt, behält jedoch als wichtiges Actenstück zur Geschichte der ständischen Bestrebungen in Preußen seinen bleibenden Werth. Schon waren die Dinge so geworden daß man der früher gegebenen unbequemen Zusagen sich gern entledigt, und die Forderungen eines geordneten verfassungsmäßigen Zustands gern als Auswüchse des demagogischen Gelüstes hingestellt hätte. Dagegen bemerkte Stein gleich im Eingang seiner Denkschrift: das allgemein sich aussprechende Verlangen nach Verfassung ist in Deutschland, und besonders in der preußischen Monarchie, nicht die Frucht des verderblichen neuerungssüchtigen Zeitgeistes, sondern Sehnsucht nach Wiederherstellung alter wohlthätig sich erwiesen habender Institutionen und Abneigung gegen Willkür. Denn ständische Verfassung oder Theilnahme der im Land angesessenen Eigenthümer an Gesetzgebung, Abgabenverwilligung ist unter mannichfaltigen Formen und Veränderungen gleichzeitig mit den frühesten Anfängen deutscher Staatenvereine, und erhielt sich insbesondere in den rheinisch-westfälischen Provinzen bis zum Unglücksjahr 1806 in voller Lebendigkeit und mit großem Segen. Die Wege auf denen Stein nun dieß ständische

Wesen wieder erneuert sehen will, sind in der Denkschrift ausführlich vorgezeichnet; es wundert uns freilich nicht daß die Gesetzgebung auf diese Wege nicht eingegangen ist. Der freie und große Geist in welchem Stein gehandelt wissen wollte, die Politik ohne Hinterthüren und Hintergedanken, die Belebung des Gemeindewesens, die Abneigung gegen alles bureaukratische Gelüste stimmte nicht zu dem Geiste wie er seit 1819 in den deutschen Cabineten herrschend geworden. Auch die Art von Adel die Stein wollte, paßte nicht zu den unverbesserlichen Restaurationstendenzen. „Die ritterschaftliche adelige Genossenschaft, schrieb Stein in der Denkschrift, muß in Zukunft kein durch den Stammbaum spröde abgeschlossener Verein sein; er muß durch Aufnahme neuer tüchtiger Mitglieder an Vermögen, Geist und Leben erfrischt und gestärkt werden können, und jetzt und in der Folge alle diejenigen aufnehmen welche eine Standeserhöhung erlangt und ihre Ansprüche darauf bewährt haben, durch die Erhaltung angesehener Militär- und Civilstellen, und damit den Besitz von einem bedeutenden Grundeigenthum verbinden. So wird der Adel allen erreichbar, das Ziel des Strebens aller politischen Talente, er steht im freundlichen Verhältniß mit allen Classen der Gesellschaft, und steht nicht mit ihnen in grellem Gegensatz."

Die Revolution von 1830 hatte, wie wir schon aus dem Briefwechsel mit Gagern wissen, auf Stein einen peinlichen und niederschlagenden Eindruck gemacht. Das französische Wesen, wie es unter der Restauration und nachher sich ausprägte und bis heute ziemlich unverändert dasselbe geblieben ist, konnte in Stein über den Werth der neuen Revolution nur sehr geringe Erwartungen wecken; ähnlich wie Niebuhr ließ er sich von der trübsten Betrachtung beherrschen, und seine politischen Denkschriften wie seine schon früher bekannten Briefe legen von dieser Stimmung Zeugniß ab. Die Franzosen werden sehr ungünstig beurtheilt, über die belgische Revolution wird unerbittlich der Stab gebrochen; dem jungen Staate selbst spricht Stein alle Lebensfähigkeit ab — eine Ungunst die sich dadurch wohl erklärt daß der Staatsmann und der eifrige Protestant in Stein durch das Treiben der Brüsseler französischen Wortführer und Advocaten und die Allianz mit dem Klerus sich gleich stark zurückgestoßen fühlten. Diese Gedrücktheit und Befangenheit ist auch in Steins politischen Aeußerungen nicht zu verkennen; er findet den Nachtheil der freien Presse jetzt größer als früher, er hält es für „verwerflich den Ständen das Recht der Ver-

weigerung des Budgets einzuräumen", ja er meinte (November 1830) die Bildung der Reichsstände sei nicht dringend, denn „warum sollen die Gemüther aufgeregt sein?" In diesem Sinn handelte er auch als Landtagsmarschall auf dem westfälischen Landtage, wo der Antrag auf Bitte um Reichsstände gestellt ward; er war sehr zufrieden als Bodelschwingh (damals Landrath) und Landsberg-Velen einen Antrag durchsetzten, worin die Bildung einer reichsständischen Verfassung zwar als Wunsch der Stände angedeutet, aber hinzugefügt ward: das Vertrauen auf den König und der höchst bewegte Zustand der Zeit hindere die Stände diesen Wunsch auszusprechen. Und doch hatte er selber früher (1818) an Eichhorn geschrieben: die demokratischen und verwerflichen Grundsätze können nur insofern verderbliche Folgen haben als man die dem Volke gegebenen Zusagen unerfüllt läßt, und diese Folgen werden weniger sich äußern durch anarchischen Widerstand gegen die Regierung als durch den ihre Kraft lähmenden Unwillen, wenn man sie in Zeiten der Gefahren zu großen Anstrengungen und Opfern jeder Art auffordert.

Doch waren jene Verstimmungen mehr eine vorübergehende Anwandlung, und das unthätige Abwarten bis die Frucht überreif vom Baume falle, lag nicht in Steins Wesen. Sehr bezeichnend ist es daß er wenige Wochen nach jenen Aeußerungen vorsichtiger Zurückhaltung in einem Schreiben an Gneisenau sich wieder ganz auf den früheren Standpunkt stellt, und selbst die Rolle des Mahners und Drängers übernimmt. Die Worte womit er dieß thut, sind prophetisch gewesen für den folgenden Gang der preußischen und deutschen Angelegenheiten. „Daß man sich entschlösse, schreibt er am 18. Febr. 1831 an Gneisenau, nun Vorbereitungen zu treffen zur Bildung von Reichsständen, das würde sehr wohlthätig auf den öffentlichen Geist wirken, der denn doch aufgeregt ist. Noch hat man es, fügt er mit wahrhaft staatsmännischem Seherblick hinzu, mit einem Geschlecht zu thun das an die monarchisch-bureaukratischen Formen gewöhnt ist, aber es rückt ein neues Geschlecht heran, es drängt sich in alle Canäle des bürgerlichen Lebens, es bildet sich unter dem Einfluß der neuesten Weltgeschichte, der Zeitungen, der politischen Schriften, es fühlt in sich Jugendkraft, Drang zum Handeln; Ehrgeiz, Habsucht, Neid unter den verschiedenen Ständen der Nation beseelen es, religiöse Grundsätze werden durch den Rationalismus untergraben — daß der Funken des politischen Brandes überall glimmt das zeigt sich in ganz Europa,

rathsam ist es die Flamme zu leiten ehe sie zerstörend wirkt. Die Theilnahme der Nation an der Gesetzgebung und Besteuerung halte ich für ein kräftiges Mittel beide Zweige zu vervollkommnen, und für eine Erziehungs- und Bildungsanstalt die den wohlthätigsten Einfluß auf das praktische und theoretische Leben des Volkes hat."

Steins Leben, von G. H. Pertz.

Erster Theil. 1757 bis 1807.

(Allgemeine Zeitung 21. u. 22. December 1849 Beilage Nr. 355 u. 356).

„So halten endlich wir's in unsern Händen,
Und nennen's in gewissem Sinne unser."

Mit diesen Worten des Dichters begrüßen wir das lange erwartete Denkmal Steins, an dem unsere Zeit und unser nachgebornes Geschlecht sich aufrichten und erheben mag. Hatte der Stoff des Werkes die Sehnsucht und Ungeduld gerechtfertigt womit alle Freunde ernsten geschichtlichen Studiums der Veröffentlichung entgegensahen, so hat der Bearbeiter nun unserer drängenden Erwartung aufs erfreulichste Genüge geleistet, und dem alten Satze: „was lange währt, wird gut," eine neue, glänzende Bestätigung gegeben. Er spricht die Hoffnung aus daß nun durch die Darstellung von Steins Antheil an den großen Begebenheiten des Jahrhunderts keinem Lebenden zu nahe getreten werde; zehn Jahre weitern Aufschubs, sagt er, würden so viele hinweggenommen haben welche Stein noch kannten, deren Theilnahme und Urtheil seinem Geschichtschreiber vorzugsweise wichtig sein muß, und es gibt einen Augenblick wo die reife Frucht gebrochen werden muß — mögen ihre gesunden Säfte in Blut und Herz unseres Volkes übergehen. Diese letzte Erwägung allein mußte den Biographen bestimmen, nachdem das Material einmal beisammen war, mit der Veröffentlichung nicht länger zu säumen; denn so sehr wir auch die Rücksicht mögen gelten lassen nicht durch zu frühe Darstellungen unter den noch lebenden Zeitgenossen Leidenschaft und Parteigeist zu erwecken, so wichtig und dringend erscheint uns auf der andern Seite die Verpflichtung nicht zu lange zu zögern, und damit den schiefen, falschen oder ganz unwahren Auffassungen Thür und Thor zu öffnen. Es gibt eine Tradition der Lüge die sich an Zeitgenossen großer Männer anknüpft und dann von Geschlecht zu Geschlecht fortwuchert, bis es dem Fleiß

und der Wahrhaftigkeit einer tüchtigen Geschichtsforschung sehr schwer wird darüber Herr zu werden. Je größer und bedeutender die Persönlichkeiten, desto gieriger wird sich jenes Schlingkraut an ihr Andenken anknüpfen; nun gar bei einem Manne wie Stein war, in dessen Beurtheilung, neben allem Anerkennen und Bewundern sich schon sehr früh der bittere Wermuth der Gekränkten und Betroffenen einmischte. Der Minister, sagt Pertz selbst, dessen Feuerseele allein auf das Wohl des Vaterlandes gerichtet, die Hoffnungen und Entwürfe der Parteien und der Einzelnen durchkreuzen mußte, erregte die Stimme der Verletzten; der Mann welcher nur Gottesfurcht, nicht Menschenfurcht kannte, der für die ewigen Güter des Lebens, Religion, Sitte, Zucht und Freiheit, das starke Wort führte, gegen Schlechtigkeit, Selbstsucht, Feigheit, Gemeinheit die schärfsten Waffen des Spottes und der Verachtung bereit hatte, mußte bei den Zeitgenossen die in den Kreis seines Wirkens fielen, die entgegengesetzten Gefühle der Liebe oder des Hasses, der Bewunderung oder Erbitterung hervorrufen.

Um so größer war die Verpflichtung mit dem getreuen Bilde hervorzutreten, zu dem der Nachlaß des Verstorbenen selbst das reichste und umfassendste Material geliefert hat. Den ganzen Zusammenhang seines staatsmännischen Wirkens übersah Niemand als Stein selbst, und er selbst liebte darüber zu schweigen. Erst als Bourrienne seine nichtswürdigen Unwahrheiten drucken ließ, befreundete er sich, von Pertz aufgefordert, mit dem Gedanken selbst ein geschriebenes Denkmal seines Lebens zu hinterlassen; ehe es aber zur Ausführung kam, starb er. Pertz wünschte nun dem Gefühle dankbarer Liebe und Verehrung, welches ihn in elf Jahren gemeinsamen Wirkens für die Sammlung und Herausgabe der deutschen Geschichtsquellen dem Verewigten verbunden hatte, einen Ausdruck zu geben, indem er sich gegen seine Kinder zur Bearbeitung seiner Lebensgeschichte bereit erklärte. Er fand ein bereitwilliges Entgegenkommen; die Hinterlassenen prüften und sichteten die zahlreichen Papiere, welche sich theils in Nassau, theils in Cappenberg vorfanden, und theilten sie dem Biographen mit. Er hat nun den Reichthum der urkundlichen Mittel, welche ihm zu Gebote standen, verwendet um der Darstellung den vollen und dauernden Ausdruck der Wahrheit zu geben. Die ursprüngliche Ausprägung, sagt er, der eigene Gedanken und Gefühle durch Brief und Schrift, wie im Alterthum durch die Rede, spricht unmittelbar zu der Seele und beflügelt die Einsicht des Unterrichteten. Besonders alles was von Stein selbst

herrührt, ist mit Sorgfalt erhalten, in die Erzählung aufgenommen oder für sie benützt worden.

So erhält die Darstellung den großen Reiz der Frische und Unmittelbarkeit, wie sie nur den besten autobiographischen Schilderungen eigen ist. Der vorhandene Stoff ist umfassend genug um sich noch durch mehrere Bände hindurchzuziehen, denn der uns vorliegende enthält von den neun Büchern die Steins Leben von 1757 bis 1815 behandeln sollen, und denen sich ein Schlußabschnitt über seine Jahre der Zurückgezogenheit anschließen wird, erst zwei, und bricht bei Steins Wiederberufung ins preußische Ministerium (September 1807) ab. Gleichwohl könnte man nicht behaupten daß des Stoffes zu viel in die Darstellung herübergenommen oder einzelne Partien zu weit ausgesponnen wären; vielmehr wird unser Interesse von Anfang an bis zum Schluß dieses Abschnittes in gleich lebhafter Spannung erhalten. Wir sehen Stein den Staatsmann und Reformator allmählich vor uns entstehen, seine ersten politischen Acte, seine Thätigkeit in Westfalen werden uns zum erstenmal klar und vollständig vor Augen geführt, und aus seinen Aeußerungen wie aus seinen Werken das Wesen des Mannes, wie es sich später an einem großen und schwierigen Stoffe bewährte, hier in den ersten bezeichnenden Anfängen vortrefflich charakterisirt. Die Auswahl, Sichtung und Anordnung dieses Materials läßt ebenso wenig zu wünschen übrig als die plane, nüchterne und schlichte Darstellung des Biographen, die zu dem Ernst des Stoffes vollkommen paßt. Schon in diesen ersten Perioden ward Stein in die großen politischen Händel der Zeit viel verflochten, und es läßt sich seine Thätigkeit ohne eine allgemeinere Betrachtung der Zeitlage und ihrer wechselnden politischen Constellationen kaum recht erfassen. Pertz hat diese Aufgabe auf eine ganz vortreffliche Weise gelöst; seine Schilderungen der Verhältnisse zur Zeit des Fürstenbundes, der Revolution und des Consulates u. s. w. sind Musterstücke einer gedrängten Darstellung der allgemeinen Begebenheiten, worin zwar die Grundzüge festgehalten, aber doch nichts Wesentliches und Charakteristisches übergangen ist. Auch die Zeichnungen einzelner Persönlichkeiten halten sich auf dieser schwierigen Höhe einer gedrängten und doch in treuer und erschöpfender Darstellung; die Form ist überall von jener schlichten Klarheit und ungezierten Einfachheit, die mehr anzieht als aller künstliche Reiz pikanter Darstellungsmanier. Mit allem Rechte wird daher das Werk den weitesten Leserkreis finden, unter allen denen ernste Be-

lehrung mehr werth ist als Sinnenreiz und geschichtliche Gourmandise; als Biographie, als Zeitgeschichte und als reiche Fundgrube ächter politischer und patriotischer Einsicht hat es einen gleichen Werth, und sollte, so hoffen wir, auch eine gleich mächtige Wirkung üben auf uns, das nachgeborne Geschlecht einer faulen, ungesunden Friedensperiode.

In dem Kampfe zwischen Napoleon und unserem Stein messen sich die alten Gegensätze romanischen und germanischen Wesens, in einer ganz großartigen Weise. Die praktische Genialität und Schöpferkraft, den eisernen Willen und die Abneigung gegen alles Schwächliche, Halbe, Doctrinäre hatten beide mit einander gemein: nur ward das alles von ganz verschiedenen nationellen und individuellen Richtungen bestimmt. Napoleon war eine durchaus revolutionäre Natur, und verläugnete auch in seiner ganz legitimistrenden Epoche die jacobinischen Antecedentien und Einflüsse niemals; in Steins Individualität hatten die geschichtlichen und traditionellen Voraussetzungen stets so viele Geltung und Anerkennung als ihnen überhaupt noch Lebenskraft innewohnte. In Napoleon verläugnete sich der Emporkömmling so wenig als in Stein der ächte, gesunde Schlag deutschen Ritterthums, dem er angehörte. In Napoleon war die romanische Natur mit ihren centralisirenden und nivellirenden Richtungen so scharf und großartig ausgeprägt wie in keinem andern; er war wie geschaffen auf Kosten alles individuellen und nationellen Lebens die Uniformität einer glänzenden Despotie zu begründen, und die geläufige Maschine bureaukratischen Regiments bis zur äußersten Spitze der Möglichkeit auszubilden. In Stein dagegen überwog der alte und ächte germanische Zug einer Freiheit und Macht die auf der gegliederten Selbständigkeit freier Individuen, Körperschaften und Stämme beruhte, er haßte alles bureaukratische Nivelliren, alle mechanische Verwaltungskunst, alles Erdrücken des communalen, corporativen und provinziellen Lebens so tief und bitter, als Napoleon eine natürliche Antipathie empfand gegen alle lebenskräftigen politischen Gliederungen im Einzelnen, mochten sie sich nun in Individuen, in der Gemeinde oder in Nationalitäten kundgeben. Napoleon, seinem revolutionären Ursprung und seiner corsischen Natur getreu, verfuhr aus natürlicher Anlage und angeborner Individualität gewaltsam, brutal gegen alles was jener Uniformität widerstrebte; er reizte und empörte, von dem Dämon seines innersten Wesens getrieben, alles was von freiem menschlichen Individualismus noch vorhanden war, während Stein, neben aller eisernen Härte seines

Charakters, die ganze Pietät und gläubige Anhänglichkeit an alles bewahrte was in Sitte, Herkommen, Religion und öffentlichem Leben überliefert war. Diese Gegensätze waren ursprünglich und lagen dem großen Kampfe, worin beide sich begegnen, als Motive zu Grunde; sie wurden aber auch von frühe an durch äußere Einwirkungen entwickelt, und hatten frühe Gelegenheit in dem allgemeinen Drang der Zeiten ihre Probe zu bestehen.

Zu Nassau an der Lahn, auf seiner Burg zum Stein, wurzelte, sproßte und blühte seit unvordenklichen Zeiten das rheinfränkische Geschlecht der Freiherren vom und zum Stein. Manche kraftvolle und markige Persönlichkeit war daraus hervorgegangen bis auf den mainzischen Geheimrath Karl Philipp v. Stein, den Vater des Ministers, einen biedern, einfachen aber sehr leidenschaftlichen und heftigen Mann, dessen bezeichnende Charakterzüge auch im Sohne wieder zu erkennen sind. Der Sohn selbst setzte ihm die charakteristische Grabschrift:

Sein Nein war Nein gewichtig,
Sein Ja war Ja vollmächtig,
Seines Ja-war er gedächtig,
Sein Grund, sein Mund einträchtig,
Sein Wort das war sein Siegel.

Ein Denkspruch, der auch auf des Sohnes eigenes Wesen vollkommen paßte. Unter den sieben überlebenden Kindern waren vier Söhne von ziemlich verschiedener Individualität; der älteste in preußischen und mainzischen Diensten war ein vornehmer, genußliebender Weltmann, der zweite der Liebling des ganzen Hauses, und im österreichischen Heere um seiner rechtlichen, geraden Gesinnung und seines ritterlichen Heldenmuthes willen hochangesehen, ein dritter der verlorne Sohn der Familie, verkam frühe, ging über den Ocean, kam dann gebrochen zurück und lebte erblindet, unter fremdem Namen und von seinem jüngsten Bruder mit einem Jahrgehalt versehen noch bis in die dreißiger Jahre; der jüngste endlich (1757 geboren) war der Stammhalter des Hauses, mit dem es in seinen männlichen Sprößlingen erlosch, um zu gleicher Zeit mit ihm und durch ihn den Ruf seiner alten Tüchtigkeit auf unvergängliche Weise verherrlicht zu sehen. Das Beispiel frommer, trefflicher Eltern wirkte mächtig auf den Knaben, wie er noch am Abend seines Lebens in dankbarer Erinnerung erwähnte. „Das Leben auf dem Lande, sagt sein Biograph, im täglichen Genusse der freien Luft, der schönen Umgebungen, in dem Garten am

Hause voll seltener und prächtiger Bäume, den gewundenen von Wiesen, Weingelände und stolzem Hochwalde umschlossenen Thälern, auf den Burghöhen des Steins und der Nassau, gab dem Knaben das erste Erforderniß eines thatenvollen Lebens, einen starken, kraftvollen den Beschwerden gewachsenen Leib; es entwickelte die Grundlagen wahrer Seelengröße, eine thätige Gottesfurcht, innige Anhänglichkeit an Eltern und Geschwister, an Geschlecht, Stand und Volk, an die Geburtsstätte und das Vaterland, und es bildete seinen Sinn für die Reize der schönen Natur.“

Seine Bildung nahm früh jene ernste und solide Richtung an, die zu seinem Wesen paßte; im väterlichen Hause schon, und noch mehr auf der Universität, machte sich dieß auf eine charakteristische Weise in der Auswahl seiner Studien bemerkbar. Seine Eltern hatten ihn zu einer Stelle bei dem Reichsgerichte bestimmt; er sollte daher in Göttingen die Rechte studiren. Mit großem Ernst widmete er sich dort der Rechtswissenschaft, machte sich aber zugleich mit der Geschichte, den statistischen, ökonomischen und politischen Werken der Engländer bekannt — eines Volkes dessen Geschichte und politische Zustände ihn schon zu Hause vor allen andern historischen Stoffen angezogen hatten. Rehberg und Brandes waren seine nächsten Freunde, deren Richtung und Studium in mancher Hinsicht mit den seinigen zusammenstimmte; nur blieb seine positive, gläubige und praktische Natur der speculativen Philosophie, die damals (1773) ihre erste Propaganda unter der heranstrebenden Jugend machte, völlig abgewandt. Als seine Studienzeit um war, sollte eine größere Reise und ein vorbereitender Aufenthalt in Wetzlar den Uebergang zu seinem künftigen Lebensberuf bilden; die eigene Anschauung der Reichsgerichte hatte aber seine Abneigung gegen eine Anstellung dabei zur Reife gebracht, und er beschloß sich der Staatsverwaltung zu widmen. „Der reichsunmittelbare Adel, bemerkt sein Biograph, in stetem Kampf um die Landeshoheit mit den benachbarten kleineren oder mächtigeren Fürsten, sah diese als Unterdrücker und Usurpatoren an, und hegte gegen sie einen angebornen Haß; die Ueberzeugung daß die Vielherrschaft Deutschland schwäche, um Nationalehre und Nationalgefühl bringe, es zu einer staatswirthschaftlichen Verwaltung unfähig mache, und den einzelnen herabwürdige, indem es ihm einen der Hauptträger der Sittlichkeit, die Vaterlandsliebe, entzieht, trieb ihn zu dem Entschlusse der rasch zunehmenden politischen Auflösung, welche ihn mit der bittersten Verachtung erfüllte, durch

Anschließen an einen großen Staat entgegenzuwirken." Seine Eltern hätten seinen Eintritt in österreichische Dienste gewünscht, er selbst entschied sich für Preußen. Durch Vermittlung des Ministers v. Heynitz, der ihm ein treuer, väterlicher Freund ward, trat er (1780) in preußische Dienste; zunächst als Referendar im Berg- und Hüttenwesen, dem sein Freund, der Minister, vorstand. Stein betrat diese Laufbahn zu welcher ihm nach seinem eigenen bescheidenen Urtheil alle Vorkenntnisse fehlten, mit dem ernsten Vorsatze dieselben zu erlangen; er begann, sagt Pertz, die neuen Studien mit seinem Geiste und seiner Ausdauer, warf sich in die Arbeit hinein und verdankte dem dreizehnjährigen Leben in einem unmittelbar auf die Natur und auf die Menschen sich beziehenden Geschäfte die Kräftigung des Leibes, Belebung des auf Wirklichkeit gerichteten Geschäftsinnes, und die Erkenntniß des Richtigen des todten Buchstabens und der Papierthätigkeit. Sein Eifer womit er dem neuen Fache oblag, und durch eigene Anschauung das Detail sich bekannt machte, erwarb ihm schon nach wenigen Jahren die Stelle eines Oberbergraths, und bewog den König von Preußen ihm im Februar 1784, mit Beibehaltung seiner Stelle im Departement, die Leitung der westfälischen Bergämter und der Mindenschen Bergwerkcommission zu übertragen; er ward dadurch nach Wetter an der Ruhr versetzt, und bekam zugleich die Aufsicht über das wichtige Fabrikwesen in der Grafschaft Mark, auf dessen Hebung der König einen großen Werth legte.

Dadurch kam Stein in einen Lebenskreis der seiner Individualität und seiner Neigung vollkommen entsprach. Er fand da ein kernhaftes, tüchtiges Volk, in welchem die Zustände alter deutscher Freiheit sich noch unverkümmert erhalten hatten; die Angelegenheiten der Gemeinden wurden dort auf regelmäßigen Erbentagen von den versammelten Beerbten berathen und durch gewählte Beamte ausgeführt, die Landesgeschäfte auf den Cleve-Märkischen Landtagen verhandelt, die regelmäßigen Steuern bewilligt und vertheilt. Dort war noch zwischen den verwaltenden Behörden und den Unterthanen ein Band des Vertrauens und der Liebe geknüpft, und bei allen Eingesessenen eine lebendige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, Gemeingeist und richtiger Geschäftsverstand verbreitet. Stein fand sich unter diesem einfachen, frommen, arbeitsamen Volk ganz heimisch; seinem Schöpfertrieb war hier der rechte Spielraum eröffnet, inmitten einer Bevölkerung in welcher der lebendige Sinn für öffentliche Angelegenheiten

noch durch keinen bureaukratischen Mechanismus abgetödtet war. Diese treue Anhänglichkeit an das westfälische Land und Volk bewahrte er bis in späte Tage; oft nannte er die Zeit seines Aufenthalts in Wetter die glücklichste seines Lebens. Da habe ich, sagt er, in einer schönen Gegend die Seligkeit der Einsamkeit genossen: ein Stachel der Sehnsucht dahin ist mir geblieben, ich hänge daran mit Liebe.

Er hatte eben begonnen in die Verhältnisse des Landes sich einzuleben, als er, ohne eigenes Zuthun und ganz unerwartet, zum thätigen Eingreifen in die politischen Ereignisse seiner Zeit veranlaßt ward. Die Stiftung des Fürstenbundes, als Gegengewicht gegen die bayerischen Tauschplane Joseph II., war gerade im Werk; Preußen bedurfte eines Unterhändlers am Mainzer Hof, und man hatte dazu in Berlin den damals siebenundzwanzigjährigen Stein ausersehen, welcher den Mainzer Hof aus eigener Ansicht und durch die Verbindungen seines Vaters kannte. Stein zögerte erst, weil ihn seine Beschäftigungen bisher auf eine ganz andere Thätigkeit angewiesen hatten, und er daran zweifelte ob er die natürlichen und erworbenen Eigenschaften eines guten Unterhändlers besitze. Hertzbergs Ermunterungen und die Nachricht man glaube in Berlin die Ablehnung beruhe auf persönlichen Rücksichten und Furcht vor dem Wiener Hof, vermochten Stein seine Bedenken hintanzusetzen und er nahm die Mission an. Sein Biograph führt uns in das interessante Detail dieser Verhandlungen ein, und giebt einzelne wichtige Beiträge zur Geschichte des Fürstenbundes, besonders über die Verhältnisse von Kurmainz. Stein reussirte vollständig; allein der glänzende Erfolg seiner Sendung hatte auf ihn keinen andern Einfluß als das seine entschiedene Abneigung gegen die Diplomatie verstärkt ward. Die Wandelbarkeit der Politik der Höfe, der Wechsel von Müßiggang und schlau berechnender Geschäftsthätigkeit, das Treiben um Neuigkeiten und Geheimnisse zu erforschen, die Nothwendigkeit in der großen Welt zu leben, sich mit ihren Genüssen und Beschränkungen, ihren Kleinlichkeiten und ihrer Langweile zu befassen, waren ihm zuwider und vertrugen sich nicht mit seinem Hang zur Unabhängigkeit, seiner Offenheit und Reizbarkeit. Er kehrte daher gern in seinen erwählten Beruf zurück, und widmete sich der Ausführung verschiedener begonnener Plane in seinem frühern Wirkungskreise.

Die schöpferische Thätigkeit mitten in einer tüchtigen und rührigen Bevölkerung sagte ihm besser zu als alles diplomatische Treiben; ver-

gebens bot man ihm von Berlin aus glänzende Gesandtschaftsposten an, er blieb in seiner theuern Grafschaft Mark, und genoß da fern von der großen Welt „die Seligkeit der Einsamkeit." Seit 1788 zum Kammerdirector bei den Kriegs- und Domänenkammern zu Cleve und Hamm ernannt, und besonders mit Leitung des Fabrikwesens, dem Wasser- und Wegbau beauftragt, sah er sich einen Berufskreis eröffnet wie er ganz seiner Neigung entsprach. Sein Wirken in diesem bescheidenen Kreise war, wie er richtig voraussah, lohnender und erfolgreicher als alle große diplomatische Thätigkeit in Holland und St. Petersburg die man ihm anbot; es gelang ihm hier neue Hülfsquellen des Wohlstandes zu eröffnen, die Arbeitskräfte des Volks zu erhöhen und sie zu gesteigerter Selbstthätigkeit zu wecken. Die Schiffbarmachung der Ruhr ist eines seiner unsterblichen Werke; er hat damit der großartigen Entwicklung des Kohlenbaues in jenen Gegenden jenen Anstoß gegeben der die kühnsten Erwartungen übertroffen hat. Innerhalb vier Jahre legte er zwanzig Meilen Kunststraßen an, ein Werk welches durch seine Wichtigkeit für das gebirgige Fabrik- und productenreiche Land, und das nordwestliche Deutschland nicht weniger als durch die überwundenen Schwierigkeiten und die Art der Ausführung ein dauerndes Denkmal seines Urhebers bleibt. Ganz gegen die damalige Gewohnheit ward alle Arbeit baar bezahlt, keine Frohnde geleistet; er betrieb das Werk, durch die Beschränktheit der Mittel und die Schwerfälligkeit der Behörden hundertfach gehemmt, mit solchem Feuer daß er bisweilen bis zu zehntausend Thaler aus eigenem Vermögen im Vorschuß war. Eine andere Wohlthat welche die Grafschaft Mark ihm verdankte, war die Verwandlung der Accise oder Verbrauchssteuer in eine für ein offenes gewerbtreibendes Land passendere Abgabe, wobei die öffentlichen Kassen keinen Nachtheil erlitten, und zugleich die Hemmnisse des Verkehrs beseitigt, der Verkehr mit dem Ausland gehoben ward.

Mitten in diesen friedlichen Schöpfungen ward Stein von der französischen Revolution überrascht; von den nächsten Folgen, dem Krieg mit Frankreich der großen Coalition konnte auch er nicht unberührt bleiben, so wenig er sich an der damaligen politischen und militärischen Thätigkeit Preußens erbauen konnte. Die auswärtigen Angelegenheiten waren in die Hände von Haugwitz gerathen, der nach Steins Urtheil zwar einen gewandten, biegsamen, schlauen Verstand besaß, dessen Charakter aber die Reinheit, Stätigkeit und alle Wahrheit fehlte. Er

hatte, sagt Pertz sehr treffend, im Lauf seines Lebens mannichfaltige und einander widersprechende Formen angenommen: ein süßlicher Student, dann Nachahmer der s. g. Genies, deutscher Schöngeister mit dem Streben nach dem Schein ungebundener Sonderlinge, dann Landwirth, Theosoph, Geisterseher, Frömmler, Anhänger der Herrnhuter bei denen er erzogen war, ;in deren Sinn er ein Gebetbuch schrieb, zuletzt ausschweifend und genußliebend bis zur Erschöpfung mit oberflächlicher schönwissenschaftlicher und Welt=Bildung, die er durch Lesen und auf Reisen erworben hatte, leer an gründlichen Kenntnissen, ohne Geschäftserfahrung, faul, abgespannt, zerstreut. Mit solchen Eigenschaften flößte er weder Achtung und Vertrauen ein, noch war er fähig einen großen Gedanken zu ergreifen und im Kampfe mit großen Hindernissen in die Wirklichkeit zu führen.

Es ist sehr begreiflich daß Stein von der Thätigkeit solcher Männer für Preußen und Deutschland nichts erwarten konnte. Der König war zu sinnlich, abhängig und schwankend, Prinz Louis Ferdinand zeigte, wie Stein sich in einem Briefe aussprach, Anlagen und große Vorsätze, konnte aber der Kleinlichkeit und Weichlichkeit des Zeitalters nicht widerstehen wenn ihn nicht große Situationen davor schützten; die Feldherren durchkreuzten sich in jenem unwürdigen Spiel von Eifersucht und Intrigue, dem die schlechte Kriegführung und zuletzt der Abfall Preußens zuzuschreiben war. Stein sah dem allem mit Widerwillen und Ingrimm zu; in dieser hoffnungslosen Lage war es ihm doppelt viel werth durch seine Thätigkeit in Westfalen einen Wirkungskreis vor Augen zu haben, der erfreulichern Erfolg versprach als die Theilnahme an der großen Politik. Mitten in diesen Stürmen des Revolutionskriegs hatte er durch die Verheirathung mit der Gräfin Wilhelmine v. Wallmoden=Gimborn (1793) sein Familienglück begründet, und lebte, durch die äußern Ereignisse wenig gestört und noch weniger angezogen, seinem dankbaren praktischen Berufe. Ich paßte mich, schrieb er nach einem Ausflug an den Rhein, wieder in mein altes Geleis ein, und genieße das was für mich ein sehr gebieterisches Bedürfniß ist, Ruhe, Einsamkeit und bestimmte Beschäftigung. Thätigkeit und Duldsamkeit, hieß es in einem seiner Briefe an die Frau v. Berg, die bekannte treffliche Freundin der Königin Luise, verliert am geschwindesten in der großen Welt wenn man ausschließend in ihr existirt, an ihrem Beifall hängt und von ihr alle seine Genüsse, die ganze Befriedigung seiner Wünsche erwartet, und am wenigsten ist

man diesem tödtenden Gefühl der Leere und Langeweile ausgesetzt wenn man in zweckmäßiger Thätigkeit, in Aeußerung seiner Kräfte auf feste Zwecke lebt.

Seit 1796 war Stein zum Oberpräsidenten sämmtlicher westfälischen Kammern ernannt worden; in dieser erweiterten Stellung hatte er als Vorsteher jedes der vier Verwaltungs-Collegien die allgemeine Leitung und Aufsicht, sowie die Mitverantwortlichkeit für den verfassungsmäßigen Geschäftsbetrieb und die Erhaltung und Vermehrung des Wohles der Länder, die Pflicht jedes derselben jährlich wenigstens einmal zu besuchen, Personen und Sachen ins Einzelnste hinab kennen zu lernen, zu beobachten, zu leiten, über jede Verwaltung besonders jährlich Bericht zu erstatten. Damit war seinem schöpferischen Eifer ein großer und würdiger Spielraum eröffnet; die Heranbildung tüchtiger Beamten, die Verbesserung des Handels, der Gewerbe, der Accise, der Verkehrsmittel, die Herstellung neuer Straßen und öffentlicher Bauten, die Verbesserung der Weserschifffahrt und eine Reihe ähnlicher Werke zum öffentlichen Wohl beschäftigten den neuen Oberpräsidenten in Minden, dem nun erst für seinen thatkräftigen, schaffenden Geist die rechte, umfassende Beschäftigung gegeben war. Der neue Aufenthalt weckte wieder alte Bekanntschaften, namentlich mit Rehberg, den nun Stein wieder häufig sah. Stein, sagt Rehberg über die Persönlichkeit des damaligen Oberpräsidenten von Westfalen, war schneidend, bestimmt in seinen Meinungen; sehr lebhaft, ja heftig in seinen Aeußerungen, für weiche und nachgiebige Gemüther abschreckend. Aber es war ihm immer um die Sache zu thun, und so fand man ihn auch stets geneigt zu hören, und wieder zu überlegen. Hin- und Herreden aber, schwatzen und beschönigen, war ihm ein Abscheu. Auch hatte jede Minute für ihn Werth. Als ich einst zauderte auf eine Frage, der ich lieber ausgewichen wäre, zu erwiedern, antwortete er selbst, fügte aber hinzu: wenn Sie erst ein paar Feldzüge mitgemacht hätten, so würden Sie sich nicht so lange besinnen. Stein bemühte sich später Rehberg für den preußischen Staatsdienst zu gewinnen, aber vergebens. Das Verhältniß zwischen beiden lockerte sich allmählich, und ward erst nach vielen Jahren, zum Theil durch Vermittlung von Pertz, wieder angeregt. Pertz schreibt die Erkaltung zwischen beiden den hocharistokratischen hannoverischen Verwandten Steins zu, und bedauert daß der reichbegabte Rehberg nicht dem Rathe seines Freundes gefolgt war. Welche Wirksamkeit, sagt er, nicht ohne bittern Vorwurf gegen die heimath-

liche Aristokratie, würde sich in einem Dienst eröffnet haben wo seit 1807 Adel und Nichtadel gleichberechtigt neben einander stehen, und ohne Unterschied die höchsten Spitzen der Verwaltung erreichen, statt daß in Hannover der geist- und talentvolle Mann, der glühende Freund seines Landes, der bis zur Aufopferung rastlos wirkende Cabinetsrath seine beste Kraft in Kämpfen mit dem Neide, der Mißgunst, der Rechthaberei verzehrte, und nach kurzer, aber unvergeßlicher Wirksamkeit den geheimen Streichen derer unterlag die am Feindeshofe zu Kassel am tiefsten aus dem Becher der Circe getrunken hatten, und deren Führer einst seinem König Georg III. den Kammerherrnschlüssel zurückgeschickt hatte, um Napoleons Bruder als Gesandter den Eid der Treue zu leisten.

Noch ein anderes Verhältniß knüpfte sich für Stein wieder an: mit Prinz Louis Ferdinand, dessen Regiment damals im Minden'schen lag. Der Einfluß Steins auf den reichbegabten, aber früh verirrten und haltlosen Prinzen hätte sehr wohlthätig wirken können, wenn er nicht bald nach Magdeburg versetzt worden wäre, wo ihm jeder höhere Einfluß fehlte, der ihn hätte halten und heben können. Die Briefe die uns Pertz mittheilt, geben Aufschluß darüber in welchem Geiste Stein auf den Prinzen zu wirken suchte. „Es ist gewiß, schrieb er ihm einmal sehr bedeutungsvoll, daß der philosophische Geist, welcher die Beziehungen verallgemeinert und die vereinzelten Gegenstände unter einem Grundsatz oder einem höheren Gesichtspunkt zusammenfaßt, diejenige Art des Geistes ist welche den großen Mann bezeichnet; aber mit dieser Geistesart muß er die Kraft des Charakters verbinden, welche ihm in ruhigen Zeiten den Fleiß zur Arbeit, die Hartnäckigkeit alles was auf seine Ausbildung einwirkt, zu verfolgen, in den Zeiten der Thätigkeit die nöthige sittliche Kraft gibt, um die Anstrengungen des Geistes und des Körpers zu ertragen welche der Drang der Umstände erheischt. Lebt der Mann, welcher sich durch die Natur zu einer großen und nützlichen Laufbahn berufen fühlt, inmitten der Weichlichkeit der Höfe oder unter kleinen, kleinlichen Leuten, so kann er nur dann sich erhalten und diese Charakterstärke entfalten, wenn er sich mit den großen Männern der Geschichte umgibt und sich durch ihre Vorbilder gegen die zerstörenden Eindrücke verderbter und kleiner Umgebungen schützt."

Die damaligen Zustände in Preußen und der Blick auf den Prinzen selbst mußten in Stein solche Betrachtungen wecken; die Dinge

waren in Berlin auch nach Friedrich Wilhelms II. Tode so beschaffen daß Stein nur mit Schmerz und den schlimmsten Erwartungen der weitern Entwicklung entgegensehen konnte. Der junge König, sagt Pertz, eine schlanke hohe Gestalt von militärischer Haltung, ernstem, mildem Ausdruck, einfach in seinem Benehmen, Gewohnheiten und Umgebungen, war von einem zarten, ächt religiösen und sittlichen Gefühl, einer vollkommen unbefangenen Liebe zum Guten beseelt; wohlwollend, gerecht, ordnungsliebend, sparsam, ein gewissenhafter Beobachter dessen was ihm als Pflicht vorschwebte, mit einem treuen Gedächtniß, ruhigem scharfen Verstande, einem richtigen Blicke begabt, der ihn jedesmal das Wahre finden ließ wo er sich selbst vertraute; er hatte ein tiefes Gefühl für die Verhältnisse des Gatten und Vaters, und lebte in einer glücklichen Häuslichkeit. So betrat er den politischen Schauplatz mit den Anlagen eines edlen vortrefflichen Fürsten, eines Vaters seiner Untergebenen. Es fehlte ihm aber an der überwiegenden Geistes- und Willenskraft, welche die Dinge in ihrem Zusammenhang durchdringt und ergreift, dem Selbstvertrauen und der Entschlossenheit womit ein großer Herrscher sein Volk in neue Bahnen leitet. Eine mangelhafte Erziehung, ungenügende Umgebungen und die Entfernung von Geschäften worin der Kronprinz leben mußte, hatten die Entwicklung zurückgehalten; es blieb den Jahren der Leiden und des Kampfes vorbehalten ihn auszubilden, zu kräftigen und zu erheben. An diese Charakteristik des Königs reiht Pertz eine Schilderung seiner Umgebungen und der tonangebenden Staatsmänner, die den Verfall und die Ohnmacht der preußischen Politik bis zum Tilsiter Frieden herbeigeführt haben. Auch das Volk trug freilich seinen Antheil an der Schuld; es war durch den langen Frieden, durch den vermehrten Wohlstand, durch die Einwirkung der vorigen Regierung verweichlicht und genußgierig. Religiöser Sinn, sagt Pertz, war durch Friedrich II. und den Geist der Zeit verdrängt; man lebte in Erinnernng der schönen Zeiten des großen Königs, war aber nicht geneigt zu den Kraftäußerungen und Aufopferungen der Vorfahren. Ungebundenheit und Frechheit in den Meinungen hielt man für Liberalität, Geistesfreiheit, Aufklärung, Leserei für Kenntnisse und Gründlichkeit; die Erziehungsanstalten sowohl Universitäten als Gymnasien, waren unvollständig und nur kärglich ausgestattet. In den Verwaltungscollegien war vieler Fleiß, doch die gewöhnlichen Fehler der Bureaukratie, Papierthätigkeit, Miethlingsgeist, Schlendrian, in reichem Maße zu finden. Das Heer hatte wenig Kriegs-

erfahrung; es war verweichlicht, veraltet, schwerfällig, die Unterordnung erschlafft durch die Nachsicht des Königs, die Unbeholfenheit und Leerheit der älteren, den Leichtsinn und die Ungezogenheit der jüngern Officiere, die anmaßend, dünkelvoll und prahlerisch-wortreich allen Ständen lästig fielen, und als die große entscheidende Stunde schlug, ihr ganzes Nichts zeigten.

Unter diesen Verhältnissen fühlte sich Stein in seinem westfälischen Berufskreise nur um so zufriedener, je weniger er dort von der Erinnerung und Betrachtung der Dinge in Berlin unmittelbar berührt ward. Hier konnte er selbstthätig eingreifen, organisiren und reformiren, hier konnte er auf kleinerem Raum das Muster einer Regierung und Verwaltung herstellen, die in den Beamten und dem Volke einen edlen Wettstreit um die Verbesserung der Landeszustände anzufachen wußte. Wie umfassend und weitblickend in allen großen und tiefer eingreifenden Lebensfragen, wie sorgsam, pünktlich und gewissenhaft auch in allen kleinen und untergeordneten Dingen Stein dabei verfuhr, davon gibt sein Verwaltungsbericht von 1801, den Pertz mittheilt, eine sprechende Vorstellung; die bureaukratische Allweisheit die in die Formen alles legt und meistens an der äußern Schale der Dinge haften bleibt, könnte aus diesem Muster einer verständigen, anregenden und schaffenden Beamtenthätigkeit lernen woran es ihr selber fehlt. Es ist begreiflich daß sich Stein in dieser lohnenden und fruchtbaren Wirksamkeit glücklich genug fühlte um jedes glänzende Anerbieten zurückzuweisen; so hatte man im Sommer 1802 in Hannover daran gedacht der morschen Staatsverwaltung eine festere Stütze zu geben, und bot Stein das Ministerium an; er erwiederte daß seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Vereinigung der zerstreuten und zerstückelten Kräfte Deutschlands sich nicht mit den Pflichten vertrüge die er sich dann aufzulegen hätte. Der Anblick eines wohlhabenden, fleißigen und rührigen Landes, wie ihn sein Westfalen gewährte, war ihm lohnender als alle äußeren Ehren; den Eindruck den ihm Gegenden machten, wo der Adel noch alles war und auf dem Bauer die Leibeigenschaft lastete, fühlte er am lebhaftesten als er damals von Berlin aus einen Ausflug nach Mecklenburg machte. „Das Aeußere des Landes, schrieb er, mißfiel mir so sehr als das neblichte nördliche Klima; große Ackerfluren, wovon ein ansehnlicher Theil zur Weide und Brache liegt, äußerst wenige Menschen, die ganze arbeitende Classe unter dem Druck der Leibeigenschaft, jene Flächen einzelnen selten gut gebauten Höfen

beigelegt, mit einem Wort eine Einförmigkeit, eine todte Stille, ein Mangel von Leben und Thätigkeit über das Ganze verbreitet, der mich sehr niederdrückte und verstimmte. Die Wohnung des mecklenburgischen Edelmanns, der seine Bauern legt, statt ihren Zustand zu verbessern, kommt mir vor wie die Höhle eines Raubthiers das alles um sich verödet und sich mit der Stille des Grabes umgibt." Wie ganz anders mußte ihm Westfalen erscheinen, wo die Rührigkeit eines wohlhabenden Bauernstandes durch Gewerbfleiß und Fabrikwesen angefeuert war, statt daß in andern Ländern, wie Stein sich ausdrückte, „der Mensch zum integrirenden Theil des Viehinventariums eines Gutes herabgewürdigt war."

Während Stein sich noch in Minden befand gingen die westfälischen Bisthümer an Preußen über; ihm wurde die Organisation der neuen Erwerbungen übertragen. Die Sache war nicht leicht, wenn man Sitte, Gewohnheit und Religion in Anschlag brachte und erwog mit welchem Mißtrauen die Münsterländer der preußischen Herrschaft entgegensahen. Stein war dafür der rechte Mann; bei aller durchgreifenden Energie seines Charakters besaß er wieder so viel Pietät und Achtung vor dem Hergebrachten, daß der Uebergang zu den neuen Regierungsformen für die bisherigen Untergebenen einer bischöflichen Regierung in keiner Weise drückend oder gewaltsam wurde. Er fand an dem Hrn. v. Fürstenberg und dem Domdechanten v. Spiegel (dem spätern Erzbischof von Köln) eine sehr tüchtige Unterstützung und bald überall freundliches Entgegenkommen, sobald man einmal eingesehen hatte, daß ihm der bureaukratische Mechanismus und die Uniformitätswuth fremd war. Sonst waren seine Formen nichts weniger als lax und nachgiebig; selbst wenn nicht der wilde Jähzorn in ihm aufbrauste, war er streng und unerbittlich gegen die Mittelmäßigkeit und Frivolität. So sehr er gute und pflichtgetreue Beamte ehrte, so sehr waren ihm Beamte von leichten Sitten zuwider, so schneidend wies er die Unfähigkeit und Anmaßung in ihre Schranken zurück. Pertz hat aus jener Periode ein Schreiben Steins an einen der nächsten Beamten unter ihm mitgetheilt, das als Document einer wahrhaft vernichtenden Schärfe und Bitterkeit seines gleichen sucht.

Die Ordnung der Dinge in Münster gelang zwar vortrefflich, aber Steins Abgang aus Westfalen störte die Schöpfung; der Preußenhaß, die Opposition des Adels und der Geistlichkeit reagirten zu heftig als daß Steins Reformen in der Verwaltung, im Erziehungs- und

Schulwesen hätten Bestand haben können. Erst ward der treffliche Vincke, Steins Nachfolger, beseitigt, dann lähmte man die Thätigkeit freisinniger Männer wie Spiegel war, und die intolerante Unfähigkeit eines, wie Spiegel schrieb, „nur mit dem physischen Höllenfeuer bekannten" Domherrn v. Droste (des nachherigen Erzbischofs, gewann die Oberhand. Spiegel schrieb darüber (1807) trostlose Briefe an Stein, in einem Augenblick wo dieser das schwierige Werk der Reorganisation Preußens in die Hände nahm, und Münster selbst einem bonaparte'schen Vasallen zugeworfen ward.

Mitten in der neuen organisatorischen Thätigkeit im Münsterlande ward Stein (October 1804) durch den Ruf ins Finanzministerium überrascht. Minister Struensee war gestorben, und Cabinetsrath Beyme hatte dem König Stein genannt, „für den als denkenden Kopf und Geschäftsmann, welcher damit eine seltene Festigkeit des Charakters verbinde, er alle Achtung habe, und der, öfter übergangen dem Staat verloren gehen dürfte." Der König hatte Bedenken; „er hielt Stein für ein Genie," und zog es vor Struensee durch einen Hrn. v. Voß zu ersetzen, der aber nach wenigen Wochen die Stelle wieder niederlegte. Nun kam man auf Stein zurück, und übertrug ihm das Accise-, Zoll-, Fabriken-, und Commerzial-Departement; über die Seehandlung, Salzadministration und das Bankwesen wurden weitere Anordnungen vorbehalten. Stein weigerte sich nicht, legte aber offen das Bekenntniß ab daß ihm manche dieser Zweige in seinen bisherigen Dienstverhältnissen fremd geblieben seien, und daß er daher glaube nur unvollkommen leisten zu können was der König von ihm erwarte. Seine bescheidene Zurückhaltung machte in Berlin einen ganz entgegengesetzten Eindruck als man hätte erwarten sollen; der König schrieb ihm sehr freundlich, und übertrug ihm auch die andern Zweige die anfangs davon hätten getrennt werden sollen. „Die Bescheidenheit, schrieb Friedrich Wilhelm III., womit Ihr Euch über Eure Kenntnisse von verschiedenen Theilen der Euch anvertrauten Departements erkläret, gereicht Euch zur Ehre, und vermehret meine Achtung und mein Vertrauen. Eine ganz vollständige Kenntniß erlangt man von jedem Departement erst nach jahrelanger Verwaltung; Ihr aber bringet Vorkenntnisse dazu mit die in Verbindung mit Eueren Talenten und mit Eurem Eifer und Fleiß Euch bald in den Stand setzen werden an der Spitze dieser Departements dem Staate ausgezeichnete Dienste zu leisten."

Stein trat im December 1804 sein Amt mit der Ueberzeugung an, daß man allein durch Reformen welche die Benützung des Bodens freimachten, und alle Beschränkungen des menschlichen Fleißes beseitigten, die mittelmäßige Ertragsfähigkeit des Landes erhöhen könne. Noch war diese in den östlichen Provinzen durch Erbunterthänigkeit, Zwangsdienste, Eigenthumslosigkeit eines großen Theils der Landleute, Einschränkung des ländlichen Gewerbes, übermäßige Abgaben in den Städten und Hemmungen im innern Verkehr vielfach beschränkt; nach dieser Seite abzuhelfen war ihm daher seine erste und wichtigste Aufgabe. Durch gründliche Umgestaltungen in allen Zweigen seiner Verwaltung gelang es ihm in einem Zeitraum von nicht einmal zwei Jahren den größten Theil des preußischen Staatshaushalts auf neuen Grundlagen aufzubauen; freilich drohte eine politische Krisis, die fürs erste den ungestörten Genuß dieser Reformen verkümmerte. Die Verbesserung des Salzbetriebs, die Aufhebung der innern Zölle, die Umgestaltung der Accise, die Reform der innern Industrie, die Errichtung eines statistischen Bureau, die Herstellung des zerrütteten Bankwesens waren die ersten Früchte dieser Thätigkeit, der sich Stein mit demselben Feuereifer hingab wie seinem bescheideneren Berufskreise in Westfalen. Ueberall durch eigene Anschauung sich zu unterrichten, durch häufige Reisen die Lage der Dinge an Ort und Stelle zu erforschen, in allen Zweigen der Administration die Quellen des Uebels rücksichtslos aufzudecken, darin war Stein unermüdlich, und bot einen charakteristischen Gegensatz zu dem lahmen, passiven Gang der in die ganze preußische Staatsmaschine hereingekommen war.

Mitten in diesen Bemühungen überraschten ihn die Vorboten des Kriegs und die Vorbereitungen zu dem Kampfe von 1806. Pertz hat die Lage der Dinge, wie sie vor der Katastrophe stattfand, in allgemeinen Zügen geschildert, und mit manchem Aufschluß im einzelnen bereichert; es geht daraus hervor daß Stein selbst, so kläglich die politischen Lenker in Preußen waren, doch auch der Hoffnung lebte man werde der Coalition von 1805 die Hand reichen, und noch nach dem Sieg bei Austerlitz zuversichtlich glaubte Preußen werde nun endlich zu den Waffen greifen. So äußerte er sich wenigstens seinen Freunden, z. B. Vincke gegenüber, der, scharfsichtiger als Stein, den Moment für versäumt und Preußen für ganz verloren hielt. Aufgefallen ist uns namentlich die Resignation womit Stein den berüchtigten Schönbrunner Vertrag, das Werk von Haugwitz, guthieß, da ihm doch der

Werth des zweideutigen Geschenks von Hannover, und der Bestand einer Allianz mit Napoleon, die auf Furcht, Mißtrauen und Verachtung basirt war, unmöglich verborgen sein konnte. „Hätte, schrieb er an Vincke, eine große moralische und intellectuelle Kraft unsern Staat gelenkt, so würde sie die Coalition, ehe sie den Stoß bei Austerlitz erlitten, zu dem großen Zweck der Befreiung Europa's von der französischen Uebermacht geleitet und nach ihm wieder aufgerichtet haben. Diese Kraft fehlte; ich kann dem, dem sie die Natur versagte, so wenig Vorwürfe machen als Sie mich anklagen können nicht Newton zu sein — ich erkenne hierin den Willen der Vorsehung, und es bleibt nichts übrig als Glaube und Ergebung. Hannover wird occupirt und administrirt bis zu dem Frieden, wo es uns zugesichert werden wird. Soll Preußen diese Vergrößerung welche es abrundet, mit Menschen und Einkommen verstärkt, von sich stoßen? Soll es diesen Angriffspunkt für England, der seine eigene Sicherheit gefährdet, in demselben Zustand lassen? Soll der Krieg im nördlichen Deutschland fortgehen, die alliirten Truppencorps zerstört oder in das Meer gesprengt werden?"

Mochte Stein damals in der That so resignirt denken, und sich durch die Macht vollendeter Thatsachen sein Urtheil bestimmen lassen, oder zog er es vor dem desperaten Freunde die Dinge günstiger darzustellen als sie ihm selber erschienen, der Umschlag erfolgte bald. Seit Haugwitz sich den Vertrag vom 15. Februar hatte aufdringen lassen und Napoleon zur Erniedrigung Preußens Schmach und Kränkung fügte, urtheilte Stein nicht mehr so optimistisch, wie in dem Briefe an Vincke; vielmehr war niemand von der Schande jenes Vertrags so tief ergriffen und sprach dieß so laut und heftig aus, wie Stein. Er sprach nicht nur, er handelte auch. Er schrieb eine Denkschrift worin er die Mängel der obersten Staatsverwaltung in den Dingen wie in den Personen schonungslos aufdeckte, und sein eigenes Bleiben von einer gründlichen Umgestaltung der obersten Behörden, ihrer Einrichtung wie ihrer persönlichen Besetzung, abhängig machte. „Man vermißt, heißt es in diesem merkwürdigen Actenstück, bei der neuen Cabinetsbehörde gesetzliche Verfassung, Verantwortlichkeit, genaue Verbindung mit den Verwaltungsbehörden und Theilnahme an der Ausführung; mildert aber, fuhr er fort, ihre subjective Zusammensetzung das Fehlerhafte ihrer Einrichtung?" Mit einer scharfen, schonungslosen Zeichnung von Beyme, Lombard, Haugwitz beantwortet er dann die Frage. Da heißt es unter anderm: „In den unreinen und

schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Herkunft, eines Roué, der mit moralischer Verderbtheit eine gänzliche physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit in dem Umgang leerer Menschen mit Spiel und Polissonerien vergendet, ist die Leitung der diplomatischen Verhältnisse dieses Staates, in einer Periode die in der neueren Staatengeschichte nicht ihres Gleichen findet. Das Leben des mit dem Cabinet affiliirten Ministers v. Haugwitz ist eine ununterbrochene Folge von Verschrobenheiten, oder von Aeußernngen von Verderbtheit. Er war Theosophe, Geisterseher und endigte mit der Theilnahme an den Gelagen der Rietz, an den Intriguen dieser Frau, verschwendete die dem Staat gehörige Zeit am Lhombre-Tisch und seine Kräfte in sinnlichen Genüssen jeder Art. Er ist gebrandmarkt mit den Namen eines listigen Verräthers seiner täglichen Gesellschafterin, eines Mannes ohne Wahrhaftigkeit und eines abgestumpften Wollüstlings."

In diesem Ton besprach er die Personen; aber auch die Sachen wurden einer rücksichtslosen Kritik unterworfen. Vortrefflich zeigte er das Verderbliche einer Cabinetsregierung, die hinter dem Rücken des wirklichen Ministeriums durch Leute wie Haugwitz und Lombard geleitet ward, und schlug eine Eintheilung in fünf Ministerien (Krieg, Aeußeres, Inneres, Finanzen, Justiz) vor, deren einzelne Chefs den Staatsrath bilden und dem König selber Vortrag erstatten sollten, statt daß dieser bis jetzt außer aller Berührung mit seinen Ministern gewesen war, und durch den trüben Canal seiner Cabinetsräthe mit denselben verkehrt hatte. „Die Ursachen und die Menschen, so schloß Stein, die uns an den Rand des Abgrundes gebracht, werden uns ganz hineinstoßen; sie werden Lagen und Verhältnisse veranlassen wo dem redlichen Staatsbeamten nichts übrig bleibt als seine Stelle mit unverdienter Schande bedeckt zu verlassen ohne helfen zu können, oder an den sich alsdann ereignenden Verworfenheiten theilzunehmen." Wer mit Aufmerksamkeit die Geschichte der Auflösung Venedigs, des Falls der französischen und sardinischen Monarchie liest, der wird in diesen Ereignissen Gründe finden zur Rechtfertigung der traurigsten Erwartungen.

Dieses merkwürdige Actenstück schrieb Stein im April 1806, und es gelangte durch die Königin in Friedrich Wilhelms III. Hand. Wie die Noth stieg, überreichten im September die Prinzen Heinrich, Wilhelm, Louis Ferdinand und der Prinz von Oranien dem König eine

Denkschrift, welche in milderer Form auf dasselbe Ziel lossteuerte, und von General Rüchel, Phull und Stein mitunterschrieben war. Wenn man bedenkt daß diese letzte von Johannes v. Müller verfaßt war, so bedarf es keiner weitern Versicherung daß ihr Ton in Vergleich mit dem Steins honigsüß zu nennen war; aber das eine wie das andere war vergeblich. Das deus quos perdere vult dementat sollte auch hier seine Bestätigung finden; Friedrich Wilhelm III. nahm beide Schritte sehr übel auf, namentlich legte die kühne Denkschrift Steins den Grund zu einer Entfremdung zwischen ihm und dem König, die bald zu einem offenen und, wie es anfangs schien, unheilbaren Bruche führte. Es erfolgte die Katastrophe vom 14. October; Steins Voraussagen gingen alle in Erfüllung. Die preußische Bureaukratie ging ihren Schlendrian fort, und französische Intendanten regierten mit der alten Maschinerie wie bisher. Es war sichtbar, sagt Pertz sehr wahr, das ganze wohlgeordnete Gebäude der Verwaltung welches, durch Einen obersten Gedanken zusammengehalten und beseelt, in ruhigen Zeiten seine Wirkung geleistet hatte, war durch und durch hohl. Die hergebrachten Formen hatten den Geist verschlungen, und die seelenlosen Elemente — gewöhnt nur des Winkes von oben gewärtig zu sein — folgten, wenn gleich mit verschiedener Neigung, der obern Gewalt, sie entstamme nun dem Landesfeinde oder dem König.

Wie nun die Monarchie Friedrichs des Großen zu Boden lag, nahm Haugwitz seine Entlassung; jetzt ließ der König, auf der Flucht, Stein das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten anbieten! Stein lehnte ab, man drängte ihn, nun entschloß er sich dem König die Maßregel vorzuschlagen die nach seiner Ueberzeugung allein der Regierung Kraft und Vertrauen verschaffen konnte; er erneuerte den Gedanken daß der König unter Beseitigung der Cabinetsregierung mit seinen Ministern arbeiten solle, und empfahl Hardenberg für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Diese eindringliche und vortreffliche Denkschrift machte auf den König einigen Eindruck; er entschloß sich wenigstens etwas halbes zu thun, und ließ durch Beyme den Plan zu einer Vereinigung der drei wichtigsten Minister in einer Conferenz entwerfen, neben welcher jedoch das Cabinet beibehalten werden sollte (Dec. 1806). Stein verwarf das halbe Werk; „die Behauptung, sagte er, daß die Cabinetsregierung sich seit und mit dem Emporwachsen des preußischen Staates gebildet habe, und als eine der Kräfte betrachtet und geehrt werden müsse wodurch dieß große Werk des Genies,

des Muths, der Ausdauer und des Glücks vollbracht worden, ist historisch falsch. Einen Staatsrath errichten und neben demselben die Cabinetsregierung als beigeordnete, im Grunde aber rivalisirende und nach Wiedererlangung ihrer vorigen Macht arbeitende Gewalt bestehen lassen, würde entweder ein zweckloses oder ein zweckwidriges System sein. Ist es Ernst mit der Errichtung eines Staatsraths, so muß ihm sein volles Ansehen gelassen werden; soll er nur eine Form sein, so mag er lieber nicht eingerichtet werden."

In diesem Sinn überreichten Stein, Rüchel und Hardenberg dem König ein Gutachten, worin sie das Unhaltbare der bisherigen Einrichtung wiederholt beleuchteten, und die Leitung der Geschäfte in ein compactes, kräftiges und mit dem König unmittelbar verkehrendes Cabinetsministerium gelegt wissen wollten. Hardenberg schrieb noch persönlich einen ostensibeln Brief, worin er wie Stein die Rückkehr der Achtung und des Vertrauens von der Entfernung der bisherigen Leiter abhängig machte, und erklärte: er sei „fest entschlossen die auswärtigen Angelegenheiten nicht zu übernehmen wenn jene Männer in ihren Aemtern blieben, und ein Cabinet neben dem Cabinetsministerium fortdauere. Stein stimmte damit überein, wollte ohne Hardenberg nicht an der Führung der auswärtigen Angelegenheiten sich betheiligen, und verlangte wiederholt die förmliche Entlassung von Haugwitz, Lombard und Beyme. Der König ward gereizt, und machte kein Hehl daraus daß er weder Hardenberg wolle, noch geneigt sei sich zu einer „Schlafmütze" machen zu lassen; die gewöhnliche autokratische Einbildung und Eigenwilligkeit, die man für männliche Festigkeit und Charakter auszugeben beliebt, war auch hier stärker als die unabweisbaren Forderungen welche das Wohl des Landes auferlegte. In Gemeinschaft mit Beyme ward daher ein Ministerium ausgeheckt, worin Rüchel das Kriegswesen, Stein das Innere, General Zastrow die auswärtigen Angelegenheiten übernehmen sollte; Beyme blieb natürlich als Cabinetsrath. Rüchel bemerkte, es scheine ihm als wollte der König alles beim Alten lassen; Stein schrieb (20 Dec.) ein Billet an Rüchel, worin er solch' eine Combination unumwunden ablehnte. „Diese precäre Existenz, schrieb er, verhindert die Ergreifung fester und bestimmter Maßregeln, und dieses Verbinden sehr ungleichartiger Theile läßt Collisionen und wechselseitiges Bestreben den Einfluß zu untergraben, mit Gewißheit vorhersehen. Die wenig schonende und unfreundliche Art, fügte er hinzu, wie man den Staatsminister v. Hardenberg jetzt behandelt, ist

nicht sehr aufmunternd für mich, um in Verhältnisse zu treten die in sich selbst schon die Principien der Auflösung und Zerstörung tragen."

Dem König scheint diese unzweideutige Sprache immer noch die Hoffnung nicht benommen zu haben eine Combination nach seinem Sinn zu Stande zu bringen, denn er ließ ihm wiederholt die neu projectirte Geschäftsordnung mittheilen; wie keine Antwort kam — Stein war krank mit einem todtkranken Kinde hinter der nach Memel flüchtenden königlichen Familie zurückgeblieben — schrieb Friedrich Wilhelm an Stein einen Brief, dessen gleich ungewöhnlicher Inhalt und Ton verrieth daß die Entfremdung zwischen dem Monarchen und dem Minister nun zur offenen Erbitterung herangewachsen war. „Ich hatte, schrieb der König, ehemals Vorurtheile gegen Sie! Zwar hielt ich Sie immer für einen denkenden, talentvollen, und großer Conceptionen fähigen Mann; ich hielt Sie aber auch zugleich für excentrisch und genialisch, das heißt für einen Mann der, da er immer nur seine Meinung für die wahre hält, sich nicht zum Geschäftsmann an einem Flecke paßte wo es immerfort Berührungspunkte gibt die ihn bald verdrossen machen würden." Nach dieser Einleitung überschüttet ihn dann der König mit Vorwürfen und Anklagen, ja er läßt sich zu drohenden Aeußerungen hinreißen, die er selber bei Durchsicht des Schreibens zu streichen für gut fand. Indessen der Schluß war stark genug. „Aus allem diesem, schrieb Friedrich Wilhelm III. an den Wiederhersteller der preußischen Monarchie, habe ich mit großem Leidwesen ersehen müssen daß ich mich leider anfänglich nicht in Ihnen geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr als ein widerspänstiger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt das Beste des Staats vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen deren Verfahrungsart am allernachtheiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Es thut mir wahrlich wehe daß Sie mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich zu Ihnen reden zu müssen. Da Sie indessen vorgeben ein wahrheitsliebender Mann zu sein, habe ich Ihnen auf gut Deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht Ihr respectwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre fernern Dienste machen kann."

Stein empfing den Brief (3. Januar 1807) in dem Augenblick wo er sich gerüstet hatte die beschwerliche Reise nach Memel anzutreten; er schrieb sogleich eine Antwort, worin er mit energischer Kürze und mit Beziehung auf die Schlußstelle des königlichen Schreibens um seine Entlassung bat. Der König erwiederte am folgenden Tage: „Da der Hr. Baron v. Stein unterm gestrigen Dato sein eignes Urtheil fällt, so weiß ich nichts hinzuzusetzen.“ Eine förmliche Entlassung ertheilte man ihm nicht einmal, sondern ließ sein Gesuch darum unbeantwortet. Es war sehr erklärlich daß der tiefgekränkte Mann im ersten Augenblick daran dachte, alle Actenstücke welche den Bruch herbeigeführt hatten, zu veröffentlichen, und damit die Clique, der er geopfert worden war, an den Pranger zu stellen. Sollte man mich, schrieb er an Niebuhr, einst wieder bedürfen, so werde ich mir wenigstens eine Garantie gegen unanständige Behandlung ausbedingen, und voraussetzen daß die oberste Leitung der Geschäfte in die Hände verständiger, schätzbarer Männer gelegt werde. In Preußen zu bleiben fühlte er keine Lust; es war ihm namentlich unerträglich in der Nähe des geflüchteten Hofes zu bleiben, „weil man immerfort eine Menge Dinge hörte die wegen ihrer Gemeinheit lächerlich und wegen der Folgen betrübend waren.“ Eine große Genugthuung bereiteten ihm freilich die ergreifenden Beweise der Achtung und Sympathie womit sich gerade jetzt die Besten und Tüchtigsten ihm näherten; er konnte daraus ersehen, daß, ungeachtet der königlichen Ungnade, alle Patrioten bereits in ihm die letzte Hoffnung einer glücklicheren Wiederherstellung sahen.

Er ging nach Nassau, so sehr seine Gesundheit erschüttert war, geistig ungebeugt und mit Entwürfen, wie man neu aufbauen und bessern könne, unablässig beschäftigt. „Ich glaube, schrieb er damals an Hardenberg, daß es wichtig ist die Fesseln zu brechen wodurch die Bureaukratie den Aufschwung der menschlichen Thätigkeiten hindert; man muß diesen Geist der Habsucht, des schmutzigen Vortheils zerstören, diese Anhänglichkeit an den Mechanismus welchem diese Regierungsform unterworfen ist. Die Nation muß daran gewöhnt werden ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus diesem Zustande der Kindheit herauszutreten, worin eine immer unruhige, immer dienstfertige Regierung die Menschen halten möchte.“ Damals schrieb er einen Entwurf „über die zweckmäßige Bildung der obersten und der Provinzial-Finanz- und Polizeibehörden in der preußischen Monarchie“, worin er noch rückhaltsloser mit seinen leitenden Ideen hervortrat, den

Kampf gegen die Bureaukratie von neuem aufnahm und auf den Uebergang zu einer volksthümlichen Selbstregierung vorbereitete. Er hoffte den „Formenkram und Dienstmechanismus“ in den Collegien durch Aufnahme von Menschen aus dem Gewirre des praktischen Lebens zertrümmert zu sehen, auf daß an dessen Stelle ein lebendiger, feststrebender, schaffender Geist trete und ein aus der Fülle der Natur genommener Reichthum von Ansichten und Gefühlen. So entwarf er Plane der Reorganisation in einem Augenblick wo man ihn undankbar verstoßen hatte; selbst sein natürlicher Stolz und das gerechte Gefühl erlittenen Unrechts waren nicht so mächtig in ihm daß er, wie das nachgeborne schwächere Geschlecht, nun von der Sorge für das gemeinsame Wohl, verletzt und empfindlich, sich abgewandt hätte. Auch in dem freiwillig gewählten Exil zu Nassau lebte Stein nur für den Staat welchem seine Jugendliebe und seine Manneskraft angehört hatte, und er überlegte die künftige Besetzung der wichtigsten Stellen falls er wieder in die Verwaltung zurücktreten sollte. Jenem Plan den er im Junius 1807 entwarf waren darüber Andeutungen beigefügt; sich selbst behielt er die Finanzen vor; von den bisherigen Ministern waren es Angern, Schrötter, Voß, Reden, Hardenberg, unter denen er für die bedeutendsten Zweige der Verwaltung wählen wollte; Humboldt sollte den öffentlichen Unterricht übernehmen.

Lange war es ihm nicht vergönnt in der Zurückgezogenheit zu Nassau zu leben; erst kamen an ihn sehr dringende und sehr ehrenvolle russische Anerbieten, dann ging man am preußischen Hof in sich, und zeigte sich bereit durch die Rückberufung des schwer Beleidigten ein pater peccavi abzulegen. Der Ausgang des Kriegs, der Friede zu Tilsit hatte das Maß der Politik gefüllt die der König noch auf der Flucht nach Memel nicht hatte aufgeben wollen; er griff jetzt zunächst zu Hardenberg zurück, aber Napoleons Einsprache hinderte dessen Eintritt in die Geschäfte. Als sich der König dahin äußerte er könne Hardenberg, diesen erfahrenen Geschäftsmann, nicht entbehren, soll Napoleon erwiedert haben: prenez le baron de Stein, c'est un homme d'esprit — und durch eine der großartigsten Ironien des Schicksals ward Stein auf Napoleons Veranlassung in das Ministerium zurückberufen! Die dringenden und bittenden Briefe Hardenbergs, der Prinzessin Luise, Niebuhrs und anderer schlugen jede Erinnerung an das erlittene Unrecht nieder; jetzt bedurfte man seiner und alle Besseren zählten auf ihn — da war er in seinem Entschlusse nicht zweifel-

haft. Obwohl ihn die Tilsiter Nachrichten aufs Krankenbett geworfen hatten, dictirte er doch ungesäumt einen Brief, worin er der Aufforderung ohne Beding Folge leistete. In diesem Augenblick des allgemeinen Unglücks, schrieb er an den König (Aug. 1807), wäre es sehr unmoralisch seine eigne Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen, um so mehr da Ew. Majestät selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben.

Mit diesem Augenblick beginnt eine neue Periode in Steins Leben, die uns Pertz in dem folgenden Bande schildern wird. Mit der Hoffnung daß dieser nicht zu lange wird auf sich warten lassen, können wir nur den lebhaften Wunsch verbinden, daß ein solcher Mann und ein solches Buch allerwärts in Deutschland die liebevolle Theilnahme finden mögen die beide verdienen. Wahr ist es was der Herausgeber im Eingang bemerkt hatte: es gibt einen Augenblick wo die reife Frucht gebrochen werden muß — wir halten es für eine günstige Fügung daß sie gerade in unsern Tagen gebrochen worden ist. Des Lobes bedürfen solche Leistungen nicht; in dem fruchtbaren Erfolg liegt ihr bester Preis. Zu lange haben wir, auch hierin unterschieden von politischen Völkern, die wenigen staatsmännischen Größen die wir besitzen mit dem kleinen Maßstab der Parteiansicht und Parteidoctrin gemessen, und während in andern Ländern bei dem dankbaren Gedächtniß an wahre Größe und wahres Verdienst die Parteien schweigen, muß sich bei uns selbst die historische Erinnerung an das Größte und Beste erst durch Kleinstädterei und Parteivorurtheil hindurchringen. Machen wir ein Ende damit, und fangen wir mit Stein an, an unserm Besten uns zu erziehen und aufzurichten, statt wie an Kleinem zu deuteln und zu mäkeln!

Zweiter Theil.

(Allgemeine Zeitung. 15. 16. u. 17. Juni 1850 Beilage Nr. 166, 167 u. 168.)

„Wie in den Jahren der tiefsten Leiden, sagt das kurze Vorwort, nach der Auflösung des deutschen Reichs und dem Zusammenbrechen der Monarchie Friedrichs des Großen, durch König Friedrich Wilhelm III. der Grund einer neuen besseren Ordnung gelegt, unter seiner Leitung und durch die Männer seiner Wahl, Stein, Scharnhorst, später Hardenberg, die Trümmer des Staats gesammelt, die Kraft der Unter-

thanen geweckt, gebildet, geläutert und für die That gestählt worden; wie das gebeugte, aber nicht gebrochene Volk unter der eisernen Faust seiner unbarmherzigen Unterdrücker in unwandelbarer Treue an dem König festhielt, und in dem Bewußtsein einer großen Vergangenheit, eine große Zukunft zu erringen entschlossen, nur des königlichen Rufes harrte; wie Stein insbesondere zuerst als des Königs vertrauter Minister, dann geächtet, verfolgt und verbannt, seine ganze Thatkraft auf das eine Ziel der Erhebung und Befreiung Preußens und Deutschlands richtete, bis der Ausbruch des großen russisch-französischen Krieges anfangs alle seine Hoffnungen zu vereiteln schien — ist der Gegenstand der folgenden Erzählung."

Mit diesen Worten begränzt der Verfasser den Umfang des zweiten Bandes, der die denkwürdige Geschichte der Jahre 1807—12, wir dürfen sagen, zum erstenmal nicht lückenhaft und nur bruchstückweise darstellt. Denn was wir bis jetzt nur aus den trockenen officiellen Actenstücken, oder auch aus einzelnen zwar fragmentarischen, aber immerhin schätzenswerthen Aufzeichnungen kümmerlich zusammenlesen konnten, was uns die fremde Geschichtschreibung nur dürftig, und in der Regel in schiefer und verkehrter Auffassung zu bieten vermochte — das wird uns hier aus authentischen und reichen Quellen zum erstenmal so gegeben, wie es der Würde und Größe des Stoffes angemessen war. Das geschichtliche Material ist hier noch massenhafter und anziehender als selbst in dem ersten Band; doch hat die Darstellung es so zu ordnen und zu gruppiren verstanden, daß wir ungehemmt durch die Masse, und mit immer wachsendem Interesse das so reiche und mannichfaltige Material durchschreiten. Hat schon der erste Theil erfrischend und aufrichtend auf alle diejenigen gewirkt, die in den Zeiten der Abspannung und Hoffnungslosigkeit den Werth einer kraftvollen und großen Mannesnatur doppelt hoch hatten schätzen lernen, so ist dieser zweite Theil, wie für jede niedergebeugte und ermüdete Zeit, so recht eigentlich für unsere Tage als erquickendes Labsal geschrieben. Denn nicht das historische Material allein nimmt zu an Größe und Anziehungskraft: auch der Mann, dessen Leben geschildert wird, wächst und wird mächtiger, je weiter wir ihn in seinem öffentlichen Leben begleiten. Ein solches Werk bedarf der Einführung bei dem Publicum nicht; es stände schlimm um die Empfänglichkeit für unsere großen nationalen Dinge, wenn es nicht seinen Weg machte durch das ganze Volk, und das nachgeborene Geschlecht sich an der Zeit und an dem Manne, der

ihm hier wieder nahegerückt wird, nicht gehoben und gekräftigt fühlte, mitten unter den Nachwehen der Parteizerrissenheit und des pessimistischen Verzweifelnwollens. Aber eines ist die Pflicht der Presse: diese wohlthätige Theilnahme in weiteren Kreisen zu wecken, durch Hindeutung auf die Wichtigkeit und Neuheit des Einzelnen — eine Pflicht der um so bereitwilliger genügt werden wird, je unerquicklicher die Tagesdebatte und der Parteistreit verbittert und zerklüftet.

Der erste Band bricht in dem Augenblick ab, wo Stein, der vom König gekränkte und zurückgesetzte Mann, in den Tagen der bittersten Noth und Hoffnungslosigkeit zurückgerufen wird, um als Rathgeber und Helfer das Werk der Reorganisation zu beginnen. Er folgt dem Rufe, ohne Erinnerung an die bittern Erfahrungen der Vergangenheit, nur mit dem einen Gedanken an die Mittel beschäftigt wodurch über den Trümmern der Monarchie Friedrichs des Großen der Grund zu einer neuen, lebenskräftigen Staatsordnung gelegt werden könne. Er ging dabei von dem Grundgedanken aus einen sittlichen, religiösen und vaterländischen Geist in der Nation zu heben, ihr wieder Muth, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für Unabhängigkeit von Fremden und für Nationalehre einzuflößen, und die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen um den blutigen, wagnißvollen Kampf für beides zu beginnen. Er zählte dafür auf den Beistand von England, hoffte auf Rußland und auf mögliche, unberechenbare Ereignisse, die dann auch in der Folge und zwar bald eintraten. „Hat man sich überzeugt," schrieb er damals, „daß das Verdrängen der Nation von jeder Theilnahme an der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten den Gemeingeist erstickt, und daß dessen Stelle eine Verwaltung durch besoldete Behörden nicht ersetzt, so muß eine Veränderung in der Verfassung erfolgen. Das zudringliche Eingreifen der Staatsbehörden in Privat- und Gemeinde-Angelegenheiten muß aufhören, und dessen Stelle nimmt die Thätigkeit des Bürgers ein, der nicht in Formen und Papier lebt, sondern kräftig handelt, weil ihn seine Verhältnisse in das wirkliche Leben hinrufen, und zur Theilnahme an dem Gewirre der menschlichen Angelegenheiten nöthigen." Stein macht darauf aufmerksam, daß die Gesetzgebung einer Nation immer mangelhaft bleiben muß, wenn sie sich allein aus den Ansichten der Geschäftsleute oder der Gelehrten bildet; denn die ersteren seien mit Besorgung des Einzelnen so sehr überladen, daß sie die Uebersicht des Ganzen verlören, und so sehr an das Erlernte, Positive gewöhnt, daß sie allen Fort-

schritt widerstrebten; die letzteren vom wirklichen Geschäftsleben zu sehr entfernt, um etwas nützliches leisten zu können. Er weist darauf hin, daß eine jede Nation, sobald sie eine gewisse Entwicklungsstufe erreicht hat, von selbst ihre Aufmerksamkeit auf ihre eigenen öffentlichen Angelegenheiten richtet. „Räumt man ihr nur eine Theilnahme daran ein, sagt er, so zeigen sich die wohlthätigsten Aeußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes; verweigert man ihr alles Mitwirken, so entsteht Mißmuth und Unwille, der entweder auf mannichfaltige, schädliche Art ausbricht, oder durch gewaltsame den Geist lähmende Maßregeln unterdrückt werden muß. Die arbeitenden und die mittleren Stände der bürgerlichen Gesellschaft werden alsdann verunedelt, indem ihre Thätigkeit ausschließend auf Erwerb und Genuß geleitet wird, die obern Stände sinken in der öffentlichen Achtung, durch Genußliebe und Müßiggang, oder wirken nachtheilig durch wilden, unverständigen Tadel der Regierung. Die speculativen Wissenschaften erhalten einen usurpirten Werth, das Gemeinnützige wird vernachlässigt, nur das Sonderbare, Unverständliche zieht die Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes an sich, der sich einem müßigen Hinbrüten überläßt, statt zu einem kräftigen Handeln zu schreiten."

Man sollte meinen Stein schildere die jüngste Periode unseres öffentlichen Lebens in Deutschland; so scharf trifft seine Zeichnung der Ursachen und Wirkungen unserer letzten Katastrophen zu. Jene Forderungen an ein großes, öffentliches Gemeinleben, das den Kräften der Nation einen würdigen Spielraum ihres Handelns eröffnete, enthielten den Inbegriff dessen, was Stein unter „germanischer", ächt deutscher Freiheit verstand. Denn vortrefflich bemerkt er an einer andern Stelle: „In Frankreich ist die Nation nur zum Schein zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zugelassen, ihr gesetzgebender Körper ist nur eine der registrirenden Verwaltungsbehörden, das Maschinenwesen ihrer Bureaukratie ist zusammengesetzt, kostbar, in alles eingreifend, und wird von dem ungebundenen und rücksichtslosen Willen eines Einzelnen geleitet." Für Deutschland sollte jene Theilnahme der Nation an ihren Angelegenheiten eine ernstliche und wahrhaftige sein; dieser Grundgedanke sprach aus allen den legislativen Reformen heraus, womit Stein seine neue staatsmännische Thätigkeit in Preußen begann. In diesem Sinne geschahen jetzt die ersten Schritte zu einer Umwandlung der Verwaltung und einer neuen Organisation der Behandlung der Geschäfte; in diesem Sinne begann die neue Re-

gierung mit der Aufhebung der Erbunterthänigkeit und der Gestattung des freien Gebrauchs des Grundeigenthums. Damit geschah der entscheidende Schritt um die kastenmäßige Scheidung der Stände aufzuheben, die Leibeigenschaft des Landvolkes zu brechen, für seine Gewerbe dem freien Bauer die Stadt, dem Städter das Land zu öffnen; beide beim Erwerb und Genuß des großen Grundeigenthums dem Edelmann gleichzustellen, während bis dahin der Bauer niemals, der Bürger nur mit besonderer landesherrlicher Bewilligung adelige Güter und Rechte, die Kreis- und Landstandschaft, Patrimonialgerichtsbarkeit, Kirchenpatronat, Jagdrecht und Fideicommißrecht erwerben konnte, und der Nichtadelige, selbst bei vorzüglicherem Erbrecht, dem adeligen Miterben nachstehen und sich wenigsten Einschränkung oder Aufhebung der gutsherrlichen Rechte gefallen lassen mußte.

Indessen drängte die Noth zu ungewöhnlichen Entschlüssen. Gegenüber den ungeheuern Prätensionen des unerbittlichen Siegers, die von Daru und andern mit der raffinirten Erfindungsgabe serviler Gehülfen geltend gemacht wurden, bedurfte es ungewöhnlicher Opfer, wenn der verstümmelte Staat nicht gleich anfangs der materiellen Hülflosigkeit erliegen und damit die wahre geheime Absicht des Drängers erfüllt werden sollte. So erfolgten die ungewöhnlichen Finanzmaßregeln, der Indult, der Entschluß die Domänen zu verkaufen — lauter Maßregeln, die nur in der exceptionellen Lage ihre Erklärung fanden. Aber selbst damit war eine der drückendsten Lasten noch nicht abgewehrt: die fortdauernde Occupation, deren handgreiflicher Zweck war Preußen vollends aufzureiben, und ihm jede Aussicht auf eine Wiederherstellung zu zerstören. Wir erfahren hier zum erstenmal im einzelnen, welchen verdienstvollen Antheil Stein an der Regelung dieser Verhältnisse gehabt hat, aber auch mit welch peinlichen Hindernissen er kämpfen mußte. Der König nahm zwar den früher in unverdienter Ungnade verstoßenen Mann sehr freundlich auf, und zwang sich zu Opfern, die ihm wohl schwer wurden, die er aber den Minister nicht entgelten ließ. Doch fehlte es immer noch an einem eigentlich vertraulichen Verhältniß; der König fürchtete seinen Minister mehr als er ihn liebte. Diese natürliche Entfremdung ward durch das Bemühen einer Partei gesteigert die Steins ganze Thätigkeit unermüdlich durchkreuzte, durch die Höflinge, die Anhänger des Alten, die mit Schrecken wahrnahmen wie Stein und Scharnhorst den ganzen Wust der bestehenden bürgerlichen und militärischen Verhältnisse umzuformen strebten. General

v. Köckeritz, v. Kalkreuth, v. Voß waren die Träger dieses angeblich ächten Preußenthums, die dem „revolutionären“ Beginnen der Fremdlinge mit aller Rührigkeit entgegenwirkten. Wie dann Stein auf seiner früheren Forderung bestand, daß Beyme aus seiner bedenklichen Stellung entfernt werden müßte, da trat gleich anfangs eine Krise ein, die alles in Frage zu stellen drohte. Damals schrieb die Königin ein Billet an Stein, das der Biograph als würdiges Denkmal ihrer Gesinnung in einem Facsimile mitgetheilt hat. „Ich beschwöre Sie,“ schrieb sie, „haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten. Der König hält gewiß sein Wort, Beyme kömmt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie nach. Daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, mein selbst willen darum. Geduld!“ Stein gab dem Rathe nach, und die Gefahr eines Bruchs ward dießmal abgewandt. Aber die Thätigkeit der Gegner trat immer wieder hervor, und rasche, heißblütige Patrioten, wie z. B. Niebuhr, bewiesen nicht das geduldige Vertrauen, wozu Stein sich zwang. „Diese Menschen,“ schrieb Niebuhr in den ersten Tagen des Jahres 1808, „finden das Maß unserer politischen Unfähigkeit darin, daß der König dem Rheinbunde noch nicht um jeden Preis beigetreten ist, und jeder wählt sich nach seiner eigenen Sinnesart eine verschiedene Maßregel der Regierung, woraus er die gewünschte Zusicherung einer schwankenden und irrigen Administration zieht. Viele jammern über die unselige Vereitelung der heilbringenden Systeme, zuerst des Herrn v. Haugwitz und dann des Herrn v. Zastrow. Ich weiß nicht ob ein solcher Geist in ganz Deutschland ausgebreitet ist; hier scheint er tief eingenistet zu sein. Ihn auszurotten wird große Strenge und eine sehr bestimmte Sprache der Regierung erfordert werden.“ Niebuhr sah die Dinge nicht zu trüb an; die Folge zeigte die Wirkung der gegnerischen Machinationen — selbst die edle Königin war nicht stark genug höfischen Einwirkungen gegen Stein zu widerstehen.

Inzwischen erreichte die Noth den äußersten Grad, und es mußte alles drangesetzt werden die Räumung des Landes von den Franzosen zu erlangen; bevor dieß geschah, war an eine auch nur unvollkommene Herstellung der Dinge nicht zu denken. Durch die Sendung des Prinzen Wilhelm nach Paris hoffte man mehr zu erreichen als durch die Unterhandlungen mit dem unerbittlichen Daru. Prinz Wilhelm, damals 25 Jahre alt, bot sich dem Sieger als Geisel an, unaufgefordert und

aus eigenem freien Entschluß. „Sie wissen," schreibt der Prinz an Stein, „wie eingewurzelter Haß und Mangel an Zutrauen aus allen Reden des gewaltigen Mannes hervorleuchteten. Da faßte ich den Entschluß mich selbst augenblicklich, statt jeder andern Sicherheit anzubieten, als Geisel in seiner Macht zu bleiben, und zum Beweis wie fest er auf meinen Bruder rechnen könne, bot ich ihm meine Dienste an, dessen Liebe zu mir müsse ihm dann hinreichende Bürgschaft stellen. Mit freundlichen Blicken betrachtete er mich, als ich, ungestüm dieses sagend, in ihn drang, doch war seine Antwort: unmöglich könne er es annehmen — nie, nie. Sie sehen daraus wie richtig das Urtheil war, welches Sie über diesen Schritt in Ihrem letzten Briefe gefällt haben. Doch bitte ich in Ihrer Brust zu verschließen alles was diesen mißlungenen Versuch, mein Vaterland durch mich selbst zu retten, betrifft; der Beifall den meine Freunde mir zollen, unter denen ich kühn Sie mitbegreife, ist mir Freude genug und Belohnung; wie schade, daß ich nicht helfen konnte." Der heldenmüthige Schritt, mit dem sich die Gemahlin des Prinzen in einem schönen Schreiben von Herzen einverstanden erklärte, machte auf Individualitäten wie die der Sieger waren, keinen Eindruck; Stein selbst suchte in einer geschickten Unterhandlung mit Daru in Berlin ein Abkommen zu treffen, aber man zögerte in Paris die Verabredung gutzuheißen, weil man auf diese Weise die Aussaugung Preußens um so gründlicher fortsetzen konnte. „Die Leiden des Landes," schrieb damals Stein seiner Frau, „sind unerträglich, und die Zahl der erdrückten und verarmten Familien nimmt täglich zu; Grundeigenthümer, Geldvermögende, Pensionirte, Beamte, alles wird durch die Kriegssteuern, Einquartirungen, Frohnden u. s. w. erdrückt, und die Folgen sind nicht vorherzusehen. Alles häusliche und öffentliche Glück wird zerstört; die Anhänglichkeit der Nation an ihren Landesherrn bleibt groß, und man duldet, ohne zu murren, den unerträglichsten Druck."

Eben die Noth war aber für Stein ein Antrieb mehr mit Reformen unverdrossen vorzuschreiten. Zunächst aus Ersparnißgründen entwarf er den Plan zu einer interimistischen verbesserten Verwaltung, die ihm aber auch zugleich das Mittel ward, überschauend und durchgreifend alle Zweige des Staatswesens mit seinen leitenden Gedanken zu durchdringen. Die Grundzüge dieser Uebergangsform, die der Biograph ausführlich mittheilt, waren zunächst die Abschaffung aller überflüssigen Behörden, Geschäfte und Geschäftsformen; Vereinigung sämmt-

licher Verwaltungszweige im Cabinet unter dem Vorsitz des Königs; obere Leitung aller Staatsangelegenheiten durch den Minister, und tüchtige Vorbereitung derselben durch die wöchentlichen ordentlichen und die außerordentlichen Conferenzen. Daneben bezweckte Stein zugleich die unmittelbare Bearbeitung aller den ganzen Staat betreffenden Fragen, sowie der sämmtlichen Verwaltungsgeschäfte (Auswärtiges, Justiz und Krieg ausgenommen) unter seinen eigenen Augen; auch enthielt der Entwurf für die Geschäftsführung in allen Kreisen, von den obersten bis zu dem untersten, bestimmte Vorschriften, natürlich mit freier Bewegung und eigner Verantwortlichkeit eines jeden. „Stein," sagt sein Biograph, „behauptete auch in dieser Form die außerordentliche Macht, welche der König ihm übertragen hatte. Er erhielt sich die Mittel um jeden Verwaltungszweig genau kennen zu lernen, zu überwachen, zu leiten und die erforderlichen Verbesserungen durch Männer seiner Wahl vorzubereiten und ausführen zu lassen. Diese Macht war auch fortwährend nothwendig, wenn die Umbildung gelingen sollte, und er folgte dabei, gleich den Gesetzgebern des Alterthums, der Ueberzeugung, daß große Thaten wohl von einer weitverbreiteten Gesinnung getragen werden müssen, aber nur vom Einzelnen empfangen, gewollt und durchgeführt werden können."

Als leitender Grundsatz der Regierung bei allen Ansichten, Verhandlungen und Vorschlägen ward es wiederholt ausgesprochen niemand in dem Genuß seines Eigenthums, seiner bürgerlichen Gerechtsame und Freiheit, solange er in den gesetzlichen Gränzen bleibe, weiter einzuschränken als es zur Beförderung des allgemeinen Wohles nöthig sei; einem jeden innerhalb der gesetzlichen Schranken die möglichst freie Entwicklung und Anwendung seiner Anlagen sowohl in moralischer als physischer Hinsicht zu gestatten, und alle dagegen aufgerichteten Schranken auf gesetzmäßigem Wege zu beseitigen. In diesem Sinne ward zunächst auf dem Gebiet der ökonomischen Reformen verfahren, die Gesetzgebung über Verkehr und Gewerbe in einem freieren Geist als bisher umgestaltet. Ganz besonders ward aber auf die Belebung der einzelnen Stände hingewirkt. Nachdem der erste Schritt durch die Erklärung geschehen war, daß die bisherige Bevorrechtung eines Standes hinwegfallen solle, suchte man in jedem Stande Thätigkeit, Einsicht und Selbstgefühl zu wecken und durch Herbeiziehung zu den öffentlichen Rechten und Pflichten Gemeingeist und Hingabe für das Vaterland zu üben und zu stärken.

Ein großer und folgenreicher Schritt geschah zunächst durch die Ertheilung des Eigenthums an die königlichen Domänenbauern. Den ersten Anlaß dazu gab eine namenlose Zuschrift im December 1807, worin dem König eine Verfügung zu Gunsten der westpreußischen Domänenbauern vorgeschlagen ward. Unter den verschiedenen Entwürfen die nun vorgelegt wurden, gab Stein dem des Ministers v. Schrötter den Vorzug, wornach das Eigenthum ohne Erhöhung der Leistungen an die Bauern übergehen sollte. Es handelte sich dabei um den Wohlstand von 47,000 bäuerlichen Familien in Preußen und Litthauen, um eine Grundfläche von 4,230,000 Morgen oder 195 Quadratmeilen, und einen Werth von 17 Millionen Thaler, zu einer Zeit wo Krieg, Viehseuche und Sterblichkeit unter den Menschen den Wohlstand aufs äußerste erschüttert hatten, wo der Staat die von ihm erwartete Hülfe im Einzelnen nicht mehr geben konnte, und daher alles darauf ankam die Selbstthätigkeit zu wecken und dafür Credit und Capital zu schaffen. Auch eine Feststellung der bäuerlichen Gemeindeverhältnisse ward vorbereitet. „Steins Vorbild, sagt sein Biograph, waren ohne Zweifel die sehr freien Verfassungen in der Grafschaft Mark, Cleve und Geldern, welche auf die alten Franken und Sachsen zurückführen und durch tausendjährige Erfahrung bewährt sind; es gelangte jedoch nicht zur Ausführung. Desto günstiger gestaltete sich das Verhältniß der Städte; hier kamen Steins Ideen bald zur erwünschtesten Ausführung.

Wie er den Adel zu gestalten dachte, läßt sich so unmittelbar nicht darlegen, da die Acten über die Umbildung des Adels nicht aufzufinden waren. Doch hat sein Biograph aus den hinterlassenen Denkschriften und persönlichen Aeußerungen die Grundzüge seiner Ansicht darüber zusammengestellt. Stein wollte Verbesserung, nicht Abschaffung des Adels; er hatte ein lebhaftes Gefühl für wirkliches Recht, und insbesondere auch für die äußere Unabhängigkeit und die sittliche Haltung welche bedeutendes Grundeigenthum und ein durch edeln Familiengeist verknüpftes, verdienstvolles, durch Verbindungen einflußreiches Geschlecht gewähren kann. Nachdem er selbst die Standesvorrechte des Adels beschränkt, konnte kein Zweifel darüber bestehen, in welcher Richtung er den Adel reformirt wissen wollte. Pertz stellt als Grundzüge seiner Ansicht über den Adel ungefähr folgendes auf: der Adel gründet sich auf großen die Unabhängigkeit gewährenden Grundbesitz und damit verbundenes Verdienst um den Staat. Adeliges Gut kann nicht unter

ein bestimmtes Maß getheilt werden; das Verdienst um den Staat kann sowohl das der Vorfahren als eigenes sein. Das Verdienst der Vorfahren erhellt, wenn jemand einem Geschlechte des bisherigen Adels angehört; das eigene Verdienst wird an einer höhern Stellung im Staatsdienste erkannt, welche dem Inhaber im regelmäßigen Laufe des Dienstes als gerechte Anerkennung seiner Leistungen zu Theil geworden, und deren Verwaltung ein gewisses höheres Ansehen gibt, z. B. eines Majors im Heere, eines Raths bei den höhern Landescollegien. Der Adel vererbt mit dem unverminderten Landeigenthum; die Kinder welche dessen entbehren, sowie alle zum Eintritt in den neuen Adel nicht geeigneten Mitglieder des bisherigen Adels behalten zwar die Adelsfähigkeit, können jedoch keine bevorzugte Stellung in Anspruch nehmen. Dieser Punkt bot natürlich die größten Schwierigkeiten dar, da er eine große Zahl ehrenwerther Menschen in ihren ererbten Gefühlen verletzen mußte, aber die Noth der Zeiten war so groß daß man noch zu schwereren Opfern entschlossen gewesen wäre. Der Adel endlich wird, als erster Stand, persönlich zu den Provinziallandtagen, und theils persönlich, theils durch Abgeordnete aus seiner Mitte zu den Reichsständen berufen. Ein Gesetz mit solchen Bestimmungen sollte den Adel verjüngen, alle Stände gründlich verbinden und versöhnen, und dem Staat eine innere Stärke verleihen, welche ihm in schwierigen Zeiten zu gute kommen müßte.

Ueber die Reichsstände hat Stein in den Denkschriften die sein Biograph vor zwei Jahren veröffentlicht hat, seine Meinung niedergelegt; bis in die späteren Jahre blieb es stets seine sich erneuernde Klage daß der rechte Zeitpunkt dieß Institut zu begründen immer und immer wieder unter leeren Vorwänden versäumt worden war. Damals, in den Jahren 1807 und 1808, sollten sie der Schlußstein der ganzen Reform sein, und dann ins Leben treten wenn nach dem Abzuge der Franzosen die landständischen Einrichtungen in allen Provinzen durchgeführt und verbessert worden, und in Folge ihrer Wirksamkeit die Bestandtheile des Volkes sich etwas mehr als bisher ausgeglichen und verbunden hätten; so schrieb er im Jahr 1808 an Alexander v. Humboldt. Welcher Antheil, sagt Pertz, ihnen an der Steuerbewilligung bestimmt war, ist uns eben so wenig bekannt als die Art ihrer Wahl, ihrer Verbindung mit den Landständen, und die beabsichtigten Geschäftsformen. So viel steht fest daß Reichsstände ohne Theilnahme an der Steuergesetzgebung ihrer wichtigsten Aufgabe

entbehren und kraftlos bleiben müssen. Eine solche Stellung ist ebenso weit vom deutschen ständischen Recht entfernt, als das andererseits vom Wahnsinn pflicht- und gesetzloser Versammlungen in Anspruch genommene Steuerverweigerungsrecht.

Mit den Reformen im bürgerlichen Staatsleben stand die Umgestaltung des Heerwesens im innigsten Zusammenhang; selten schlossen sich zwei Charaktere so eng aneinander an, wie Stein und Scharnhorst. Nur zwei Männer kenne ich, sagte Scharnhorst dem General v. Hofmann, welche ganz ohne alle Menschenfurcht sind, den Minister Stein und den General Blücher. Oft hatte er die Heftigkeit und das Ungestüm seines Freundes zu mäßigen, der ihm dafür dankbar war, und nur einmal dem Ermahnenden entgegnete: „Glauben Sie denn, ich weiß nicht daß ich übereilt und heftig bin? Aber wenn ich das ablegen könnte, so wäre ich ein altes Weib!“ Ueber das Ziel ihres Wirkens im Großen waren sie ganz einverstanden. Auch Stein betrachtete die Vernichtung aller Vorzüge der Geburt und die Schöpfung eines sittlich und wissenschaftlich gebildeten, aus dem ganzen Volke hervorgegangenen Heeres als die Bedingung der Rettung, und war entschlossen, sie durchzuführen. Die Verordnungen welche im Laufe des Jahres 1808 erschienen, namentlich die vom 3. Aug. die Grolmann entworfen, bereiteten diese Umwandlung vor. Wehrhaftmachung des ganzen Volkes und Veredlung des Kriegsdienstes durch allgemeine Dienstpflicht, rasche und tüchtige Ausbildung der Massen, sittliche und wissenschaftliche Hebung der Officiere, Gleichheit der Rechte und Pflichten aller ohne Rücksicht auf Geburt, Aufsteigen vom Soldaten bis zur höchsten Befehlshaberstelle nach Verdienst, in Friedenszeiten nach Maßgabe der Kenntnisse und Bildung, im Kriege durch ausgezeichnete Tapferkeit und Ueberblick, Begründung der Kriegszucht auf Vaterlands- und Ehrgefühl mit Abschaffung der herabwürdigenden Strafen der Stockschläge und des Gassenlaufens, Einfachheit und Leichtigkeit der Uebungen und Bewegungen mit Beschränkung des geisttödtenden und erdrückenden Kamaschendienstes, alles unter der Leitung kräftiger, einsichtiger, charakterfester Befehlshaber, sind die Grundgedanken der Bildung des neuen Heeres, denen die Lorbeeren von Lützen, an der Katzbach, von Nollendorf, Großbeeren, Dennewitz, Wartenberg, Leipzig, Paris, Ligny und Waterloo entblühen sollten; dieselben Grundgedanken — fügt Pertz hinzu — welche die Gesetze über Herstellung der persönlichen Freiheit und Ertheilung des Grundeigenthums, die Städte-

ordnung, die Ordnung der Staatsverwaltung durchdringen, von Scharnhorst vollkommen getheilt, unter allen Umständen festgehalten und meisterhaft ausgeführt. Was würde Preußen geworden sein, wenn Steins Plan für die übrigen Zweige der Staatsverwaltung nach seiner Entfernung in solchen Händen treu bewahrt, ausgebildet und angewendet wäre!

Aber freilich, es brachen sich diese neuen Ideen nicht ohne mächtige Hindernisse Bahn: der zähe Widerstand den eine dem Alten anhängige Partei allen diesen Reformen entgegensetzte, störte Steins eigene Thätigkeit, und hemmte nach seiner Entlassung manchen vortrefflichen Gedanken den er als Vermächtniß seinen Nachfolgern hinterlassen hatte. In Königsberg selbst bildete sich eine solche Partei, welcher feige Hingebung an die Franzosen als die weiseste Politik erschien, und die jede ungewöhnliche Anstrengung bemitleidete oder fürchtete. Unbefriedigter Ehrgeiz solcher die vorhin hohe Stellen verwaltet oder beansprucht hatten, war ein hinreichendes Motiv sich Stein und seinen Freunden entgegenzustellen; sie hatten Verbindungen am Hofe und in Berlin, wo sie unter dem Schutze der französischen Marschälle ihre Stimme erhoben, und in Königsberg selbst wirkten sie unter der Leitung des Feldmarschalls Kalkreuth. Sie waren bemüht Mißtrauen zu verbreiten, die Absichten der leitenden Männer zu verdächtigen, und das Gemüth des Königs und der Königin gegen Stein einzunehmen. Zu diesem Zwecke, erzählt Pertz, war unter anderm eine große Abendgesellschaft veranstaltet, worin auf einem Kalkreuth'schen Landhause bei Königsberg alle Vertrauten der Partei erscheinen und das Königspaar umgeben sollten; sie hofften die Entlassung des Ministers zu erlangen. Die gewöhnlichen Einladungen an die Personen der höhern Gesellschaft ergingen, unter ihnen auch an Stein, da man wußte daß er keine Abendgesellschaft besuchte. Er hielt jedoch Kunde von dem Zweck der Vereinigung, und als alles im besten Gange war, trat er plötzlich in die Gesellschaft, wendete sich an den Wirth und sagte, er habe vernommen daß hier heute Abend sehr interessante Sachen verhandelt werden sollten, und deßhalb dabei nicht fehlen wollen. König und Königin freuten sich sehr, ihn so unerwartet zu sehen; der Minister war heiter und gesprächig, und die Plane der Partei wurden vereitelt. Ebenso wenig gelang ein gleichzeitiger Versuch des Generals v. Zastrow, sich mittelst seines vermeinten Einflusses bei Napoleon wieder ins Ministerium einzudrängen; der König theilte Stein die Eingabe Zastrows

mit, und der Minister beleuchtete sie in seinem Berichte schlagend genug um fürs erste wenigstens die Lust der Gegner, womit sie gegen ihn Sturm liefen, etwas abzukühlen.

Während so der Ehrgeiz der frühern Minister, die stille Erbitterung der Anhänger des Alten und die Auslandspartei ihren vereinigten Haß gegen Stein wandten, ward er auf der andern Seite immer mehr der Mittelpunkt und die feste Stütze aller patriotischen Bestrebungen; dem Hasse der einen stand eine gleich warme und begeisterte Anhänglichkeit der andern gegenüber. Aus dem erfrischenden und aufrichtigen Einfluß den er auf alle Bessern übte, entsprang auch der erste Anfang des „Tugendbundes." Den ersten Gedanken hatte der Justizassessor Bardeleben angeregt; er übersandte im Oct. 1807 Stein seine Schrift: „Preußens Zukunft," und sprach dabei den Wunsch eines festen Anschließens aller Stände und Volksclassen an die Regierung aus, um auf diesem Wege die innere Reorganisation zu erleichtern. Ueber alles theuer, schrieb er, ist mir das Vaterland; daher huldige ich dem Mann unbedingt von dessen hohem Muthe, Energie, Rücksichtslosigkeit und Vaterlandliebe ich seine bessere Zukunft, seinen alten Glanz wieder erwarten kann. Bardeleben verband sich mit einigen Officieren und Gelehrten zu einem „sittlich wissenschaftlichen Verein," mit dem ausgesprochenen Zwecke die Selbstsucht in sich und in den öffentlichen Verhältnissen zu bekämpfen, die edleren sittlichen Gefühle zu beleben, und die geistige Entwicklung zu fördern. Unter den ersten Mitgliedern waren, nach Steins Erinnerung, Gneisenau, Grolman, Professor Krug; sie verstärkten sich aus gleichgesinnten Freunden bis auf zwanzig, und reichten nach Vorschrift der bestehenden Gesetze ihre Statuten und das Verzeichniß der Mitglieder beim König ein; er billigte die Sache und ertheilte den Statuten seine Genehmigung. Stein selbst war dabei nicht betheiligt, vielmehr wies er das Anerbieten der Gesellschaft auf Erziehungs- und Militäranstalten einen mittelbaren Einfluß zu üben zurück, und war seit seiner Entfernung aus dem preußischen Dienste mit dem ferneren Wirken des Bundes unbekannt. „Ich habe nie, schrieb er im Jahr 1830 an Pertz, Theil daran genommen; er schien mir unpraktisch, und das Praktische sank in das Gemeine. Die Quelle der Erbitterung gegen Napoleon war der allgemeine Unwille über seine Bedrückungen und seine Ungerechtigkeit." Auch Scharnhorst war nicht Mitglied des Bundes, wohl aus denselben Gründen wie Stein; ebenso wenig Niebuhr, welcher das

deutsche Volk zu geheimen Verbindungen ungeeignet hielt. Zu den entschlossendsten Theilnehmern im In- und Auslande, sagt Pertz, gehörten die brodlos gewordenen Beamten, die zahlreichen Officiere auf halbem Sold, welche allenthalben im Lande auf den Gütern zerstreut lebten; Jagden und andere Vergnügungen verbargen das Geheimniß. Die Mitglieder ordneten sich unter einem obersten Rath in Königsberg, Provincialräthen und Kammern für die einzelnen Orte, zeigten der Regierung von Zeit zu Zeit ihren Zuwachs an, und beschäftigten sich in regelmäßigen Versammlungen mit allen Gegenständen welche auf das Landeswohl Einfluß haben konnten, vorzüglich dem Erziehungs- und Unterrichtswesen, dem Kriegswesen und wohlthätigen Zwecken, wozu die fortdauernde Bedrückung des Landes reichlich Gelegenheit bot; in den Landgemeinden näherte man durch sonntägliche Versammlung, Belehrung und Ermunterung die Redlichen untereinander, und wirkte auf eine männliche Stimmung der Gemüther und Sittenreinheit, bis der Bund im Jahr 1810 auf Napoleons Befehl vom König aufgelöst ward.

Inzwischen war der Volkskrieg in Spanien zum Ausbruch gekommen, der Glaube an Napoleons Waffenglück war zum erstenmal bedenklich erschüttert worden, Oesterreich rüstete, und die Erbitterung im Volke über den unerträglichen Druck wuchs von Stunde zu Stunde. Damals im Spätsommer 1808 dachten auch die Männer in Preußen daran nun das Aeußerste zu versuchen, und die Insurrection gegen Napoleon auch in Deutschland zu beginnen. Die bevorstehende Erfurter Zusammenkunft, die Besorgniß dort neue Anschläge reifen zu sehen, daneben die zudringlichen Anmuthungen Preußen in den Rheinbund hereinzuzwingen — dieß alles wirkte zusammen die Entschlüsse zu beschleunigen. Wir verdanken der Biographie Steins eine Reihe sehr interessanter Actenstücke welche sich darauf beziehen. Im August 1808 fand zwischen Stein, Scharnhorst und den Gleichgesinnten eine lebhafte Verhandlung statt, die sich alle um die eine Alternative drehten, ob Preußen gezwungen werden würde einen falschen und unwahren Bund mit Frankreich einzugehen, oder ob es im Stande sei jetzt schon den Entscheidungskampf aufzunehmen? Tritt man, schreibt Scharnhorst damals an Stein, mit den Franzosen in engere und nähere Verbindung, so bemächtigt sich Napoleon höchst wahrscheinlich unserer innern Angelegenheiten durch seinen Einfluß auf eine Menge feiger, schlechter, oder doch halbschlechter Menschen, die dadurch ans

Ruder zu kommen hoffen; und dann wird ebenso wenig auf die Nation als auf die Armee gerechnet werden können. Scharnhorsts Meinung war daher dem Verhängniß einer französischen Verbindung so lange als möglich auszuweichen; „kommt dagegen ein Antrag von französischer Seite, so bleibt freilich nichts übrig als ihm in aller Hinsicht entgegenzukommen, sich zu stellen als wenn man sich glücklich halte, um wo möglich unsere wahren Gesinnungen so zu verschleiern daß sie selbst den ausgelernten Betrügern eine Zeitlang verborgen bleiben." Gleichzeitig schrieb Stein ein Memoire über die damalige Lage, worin er beide Eventualitäten scharf erwog, die gezwungene Allianz und den Bruch, die Möglichkeit eines Erfolges oder die vollständige Bezwingung des Widerstandes durch den französischen Kaiser. Aeußere Kriege, schreibt er im Hinblick auf diesen verzweifelten letzten Fall, werden dann nicht mehr entstehen, statt ihrer wird die Menschheit durch bürgerliche Kriege und den Ausbruch innerer Factionen gepeinigt, alle Nationalität zerstört oder verkrüppelt, und die Leitung aller großen Angelegenheiten des Menschengeschlechts einer Bureaukratie, die von einem entfernten, fremden Regenten die endliche Richtung erhält, anvertraut werden. Ein solcher Zustand der Dinge kann lange fortdauern, wie uns die Geschichte des römischen Reichs beweist. Eine solche Gefahr von sich abzuwenden, meint Stein, müssen die Nationen jedenfalls alle Hebel in Bewegung setzen. „Es muß, schreibt er, in der Nation das Gefühl des Unwillens erhalten werden über den Druck und die Abhängigkeit von einem fremden, übermüthigen, täglich gehaltloser werdenden Volke — man muß sie mit dem Gedanken der Selbsthülfe, der Aufopferung des Lebens und des Eigenthums, das ohnehin bald ein Mittel und ein Raub der herrschenden Nation wird, vertraut erhalten, man muß gewisse Ideen über die Art wie eine Insurrection zu erregen und zu leiten, unter dem Volke verbreiten und beleben." Ueber diese Mittel und über die Art die Insurrection zu organisiren, waren damals ebenfalls schon Denkschriften ausgearbeitet; es sind in ihnen bereits die Grundgedanken niedergelegt die nachher im Jahr 1813 zur Ausführung kamen. Als Bedingung der Insurrection setzt Stein das Einverständniß mit Oesterreich; von da aus müßte thatkräftig mitgewirkt, von England Geld und Waffen geschafft, und im Fall der Niederlage Sicherstellung der königlichen Familie gewährt werden. „Man muß sich, sagt der unvergleichliche Mann, mit dem Gedanken der Entbehrung jeder Art und des Todes vertraut machen, wenn man

die Bahn betreten will die man jetzt zu gehen sich vornimmt. Hat man auf diese Weise sein Inneres vorbereitet und treten günstige Umstände ein, so fange man in Gottes Namen die Sache an, und erinnere sich daß durch Muth und Unerschrockenheit mit kleinen Mitteln große Zwecke erreicht worden sind. Man entferne aber auch alle trägen, gegen edlere Gefühle abgestumpften, und jeder Hingebung und Aufopferung unfähigen, elenden Menschen, die alles lähmen und verderben, und denen es nur um ruhigen Genuß ihrer Erbärmlichkeit zu thun ist." Auch Stein war, gleich Scharnhorst, der Meinung daß der gezwungene Bund mit Frankreich nur ein Mittel werden müsse zur Beschleunigung des Bruches. „Die Allianz, sagt er, muß nur zum Deckmantel dienen der Anstalten die man treffen wird um sich loszureißen, und dieses müßte man gleich einzelnen vertrauten Personen eröffnen, z. B. dem Erzherzog Ferdinand und Hrn. Canning. Es wird nun noch vorgelegt werden a. ein Plan der Anstalt wodurch auf die Nation zu wirken; b. ein Plan wie die Insurrection militärisch zu bilden und anzuwenden ist." In einem kraftvollen Schreiben an den König, das sich den besten Documenten dieser Art aus dem Februar und März 1813 würdig an die Seite stellt, ermuthigt Stein zu dem entscheidenden Entschluß; zu gleicher Zeit legte Scharnhorst eine Denkschrift vor über die Art wie man mit Oesterreich im Bunde die Erhebung gegen Napoleon beginnen müsse. Es ist ein ziemlich detaillirter Bundes- und Kriegsplan, gebaut auf den Gedanken der Selbsterhaltung ohne kleine Eroberungszwecke, und unterstützt durch eine Erhebung der Massen. Die Einschaltungen von Steins Hand sind durchaus charakteristisch. „Der Krieg, schreibt er, muß geführt werden zur Befreiung von Deutschland durch Deutsche. Auf den Fahnen des Landsturms muß dieses ausgedrückt sein, und führt als ein Provinzialabzeichen jede Provinz ihr Wappen oder ihren Namen auf der Fahne. Man sollte nur e i n e Cocarde haben, die Farben der Hauptnationen in Deutschland, der Oesterreicher und Preußen, nämlich schwarz, weiß und gelb."

Der König prüfte die Entwürfe, glaubte aber sie seien ohne Rußlands Mitwirkung nicht durchzuführen. Scharnhorst war herabgestimmt; er verlangte in einem Briefe an Stein daß der König sich wenigstens die Frage, ob er in dem nächsten Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich mit allen Kräften Oesterreich beistehen wolle, mit einem einfachen Ja oder Nein beantworten müsse. „Im ersten Falle müssen unsre Vorbereitungen und Maßre-

geln fortgesetzt werden; im zweiten aber muß dieß nicht geschehen denn sonst setzt man ohne hinlängliche Veranlassung das Leben von Menschen aufs Spiel und compromittirt den Staat. In diesem Falle muß der König die französische Partei ganz ergreifen, und die Leute entfernen von denen die Welt weiß daß sie nicht für Napoleon und die Franzosen eingenommen sind." Stein erwiederte darauf (24. Aug.): „Der König zeigte Mißtrauen in seine Nation und in Oesterreich, Vertrauen auf Rußland; unterdessen will er diesem zweckmäßige Eröffnungen machen lassen, und gestatten daß man in England die nöthigen Einleitungen treffe. Des Königs Vorurtheile muß man widerlegen und ihn zu berichtigen suchen, indem man ihm die Schwäche Rußlands und des Kaisers bei allen Gelegenheiten darthut" u. s. w. Die Unterhandlungen mit England, Oesterreich und Rußland wurden aufs geheimste begonnen; die patriotischen Männer waren zur Entscheidung gerüstet. Die tiefe Ueberzeugung — so erzählt Pertz — daß in diesem Kampfe, wenn er gelingen solle, alles eingesetzt werden müsse, spricht sich in einer Thatsache aus welche mir der verstorbene Kriegsminister v. Boyen erzählt hat: in einer der geheimen Berathungen, denen nur Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Grolman, Boyen beiwohnten, machte Stein den Vorschlag bei Ausbruch des Krieges die Aufhebung des Adels zu erklären; der König sollte nur den Adel derer anerkennen welche sich im Kriege auszeichnen würden. Wenn man weiß welchen Werth Stein auf sein Geschlecht legte, so wird man sagen, es war ihm nichts zu theuer für das Vaterland.

Der König ward indessen wahrhaft bestürmt, damit er sich für eine kraftvolle eingreifende Politik entscheide. Den Rheinbund zwar wies er entschieden zurück, aber gegen den Kampf auf Tod und Leben machten sich ebenfalls in ihm die verschiedensten Bedenken geltend. Stein suchte sie in einer kurzen Darlegung zu beseitigen, während Scharnhorst in einem vortrefflichen Memoire „unsre Lage" überschrieben*), den Gedanken ausführte daß jetzt der letzte Moment einer möglichen Rettung gekommen sei, und daß man sich gebunden dem Feind überliefere wenn man dießmal nicht einen großen verzweifelten Entschluß fasse. Während Gneisenau in einer andern Denkschrift die Unzuverlässigkeit russischer Hülfe und die wahrscheinlichen Folgen eines von Oesterreich allein unternommenen und unglücklich ausfallenden

*) Im zweiten Band S. 216.

Krieges schilderte, entwarf Stein in demselben Sinne eine Denkschrift über „Preußens Stellung gegen Rußland und Oesterreich" (8. Sept.). *) In einer knappen aber durchaus schlagenden Erörterung kommt er zu dem Ergebniß: daß Deutschland nur durch Deutschland gerettet werden könne, daher jeder Nerve gespannt, jede Kraft in Thätigkeit gesetzt werden müsse um dieß Ziel zu erreichen. Man müsse sich deßhalb Oesterreich nähern und ihm seine Absichten freimüthig eröffnen, alle militärischen und Insurrectionsmittel bei dem Ausbruch eines österreichischen Krieges anwenden, um das französische Joch abzuwerfen, weil bei dem ruhigen Zusehen nur Vernichtung oder die unerträglichste Sklaverei eintreten kann. Wenige Tage nach Ueberreichung der Denkschrift kam Kaiser Alexander, auf dem Wege nach Erfurt, durch Königsberg; man suchte auf ihn zu wirken, aber ohne Erfolg. Seine Politik ließ es ruhig geschehen daß eine Macht nach der andern von Napoleon vernichtet ward, und vergebens drängte Stein abermals in einer beredten Auseinandersetzung**) die Gründe zusammen, die für die Vorbereitung eines großen und solidarischen Kampfes sprachen. Vergebens wies er dem Kaiser nach, wie es nothwendig sei daß Rußland 1. Maßregeln ergreife um seine Streitkräfte gebrauchen zu können zu dem großen Zwecke der Befreiung von Europa; 2. daß Rußland, Oesterreich und Preußen in ein genaues Einverständniß treten, um Frankreich, während es mit Spanien beschäftigt sei, anzugreifen und Deutschland zu befreien; 3. daß in Erfurt auf die möglichst vortheilhafte Art über die Räumung von Preußen und Erfüllung des Tilsiter Friedens abgeschlossen werde. Kaiser Alexander war damals ganz in den französischen Schlingen; alles was er that, war: dem König Geduld, Erwarten günstiger Umstände anzuempfehlen, und zu versprechen er wolle sich in Erfurt für eine Ermäßigung der französischen Forderungen verwenden, die gerade damals alles Maß der Billigkeit und Scham überstiegen.

Die damalige Lage war aber von den Patrioten in Königsberg gewiß ganz der Wahrheit gemäß gewürdigt worden; es war der letzte Moment welcher einer erfolgreichen Erhebung Europa's gegönnt war.

Was Stein, Scharnhorst und Gneisenau in ihren Denkschriften damals ausführten, war die einzig richtige Politik: man durfte Na-

*) A. a. O. 219 ff.
**) A. a. O. 227 ff.

poleon nicht Zeit lassen Spanien und Oesterreich nach einander niederzuwerfen und im Bunde mit Rußland jede künftige Erhebung des europäischen Westens im Keime zu ersticken. Denn wer konnte auf Schicksalsfälle und Katastrophen rechnen wie das Jahr 1812 sie brachte? Wie die Dinge einmal lagen, gab es einen Punkt, wo jede Möglichkeit eines glücklichen Widerstandes abgeschnitten war und Steins Wort sich erfüllte; ein solcher Zustand der Dinge kann lange fortdauern, wie die Geschichte des römischen Reiches beweist. Aber ehe der Augenblick kam wo die Entscheidung fallen mußte ob Preußen mit Oesterreich gehen oder es isolirt werde erdrücken lassen, da trat jene Katastrophe ein, die aus dem Kreise des Königsberger Patrioten den eigentlichen „Grundstein" herausriß. Es wurde jener Brief Steins an den Fürsten Sayn-Wittgenstein aufgefangen und veröffentlicht, der die ganze Schale Bonaparte'schen Grolles über den edeln deutschen Mann ausgießen machte. In dem Briefe, den der Biograph Seite 231 f. mittheilt, lautet die stärkste Stelle: „Die Erbitterung in Deutschland nimmt täglich zu, und es ist rathsam sie zu nähren und auf die Menschen zu wirken. Ich wünschte sehr, daß die Verbindungen in Hessen und Westfalen erhalten würden, und daß man auf gewisse Fälle sich vorbereite, auch eine fortdauernde Verbindung mit energischen, gutgesinnten Männern erhalte und diese wieder mit andern in Berührung setze." Den Brief hatte Stein einem schon zu mehreren Sendungen gebrauchten Beamten, Namens Koppe, anvertraut und ihm die größte Vorsicht empfohlen — eine Weisung die nicht befolgt ward. „Wenn Koppe," schrieb Stein später, „nur den zehnten Theil der Mittel angewandt hätte, die ihm anzuwenden aufgegeben worden, so wäre der Brief nicht in fremde Hände gefallen." In der Familie Koppe's ging zudem ein Franzose aus und ein, der der Spionage verdächtig war; Koppe selbst trug den Brief unverborgen bei sich, wurde in Berlin arretirt, und büßte seinen Leichtsinn durch die Gefangenschaft im Fort Joux, in derselben Zelle wo Toussaint Louverture gestorben war. Daß Verrath von anderer Seite, sagt Pertz, im Spiele gewesen, ist schon zu jener Zeit ausgesprochen worden, und daß Steins Feinde auf der Lauer lagen, gewiß; die Werkzeuge des Verraths mögen vergessen bleiben, bis auch sie vielleicht ein Tag enthüllen wird.

Dieser Verdacht wird fast zur Gewißheit erhoben, wenn wir aus der Darstellung von Pertz erfahren, auf welch abscheuliche Weise die politischen Gegner Steins, die am Hofe, unter dem Adel und den

zurückgetretenen Leitern sehr zahlreich waren, den Brief ausbeuteten; selbst die Verletzung des Briefgeheimnisses und die Art der Veröffentlichung durch die Franzosen macht keinen so empörenden Eindruck wie die intriguirende Thätigkeit der preußischen Höflinge, Junker und Franzosenfreunde. Stein erhielt die erste Kunde von der Veröffentlichung durch einen Eilbrief seiner Freunde; eine Stunde darauf trat Blüchers Adjutant, der Hauptmann v. Thiele — der spätere Cabinetsminister — in sein Zimmer. Er war von seinem General wegen erschwerter Zufuhr von Montirungsstücken an den Marschall Soult nach Berlin geschickt, und als er seinen Vortrag machte, von diesem heftig angefahren: „der König werde durch seine Minister um sein Land gebracht;" wobei der Marschall auf das gerade erscheinende Blatt des „Telegrafen", das Steins Brief enthielt, hinwies. Der Hauptmann las, eilte hinweg, verschaffte sich von Leo Lützow Geld, nahm Courierpferde und überbrachte das Blatt nach Königsberg. Stein las den Artikel, ging eine Viertelstunde in lebhafter Bewegung im Zimmer auf und ab, darauf trat er plötzlich vor den Hauptmann mit den Worten hin: „In Berlin sehen sie mich also wohl schon gehenkt?" Thiele erwiederte, er habe niemand in Berlin gesprochen, aber die Sache für wichtig genug gehalten, um sie sogleich dem Minister selbst zu melden. Stein: „Sie haben Recht; es ist nöthig, daß dieses der König aus meinem Munde zuerst erfährt." Mit der sichern Entschlossenheit, welche ihm in den schwierigsten Lagen das Rechte zeigte, ging er zum König und bat um seine Entlassung, weil seine Beibehaltung dem König und dem Lande nur nachtheilig sein könne. Der König erklärte ihn für den Augenblick nicht entbehren zu können und die Rückkunft des Kaisers Alexander abwarten zu wollen; er setzte bis dahin seinen Entschluß aus und sandte — wegen der Beilegung der Entschädigungssache — statt Steins den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Goltz, nach Erfurt.

In der That schien der Brief anfangs bei Napoleon keine große Aufregung zu verursachen; aber die Gegner Steins in Preußen sorgten dafür, daß man die Sache in Paris nicht so leicht nahm. Graf Reden schrieb schon wenige Wochen nach der Veröffentlichung des Briefes an Stein: „Sie sind das Opfer einer bestimmten weit angelegten trame — aber beschlossen und unvermeidlich in den Wirkungen; hierüber kann kein unbefangenes Auge in Zweifel sein, die Folgen sind ebenso klar als die Absichten und Plane." Die Mine, sagt Pertz,

wodurch man Stein und die ganze neue Ordnung der Dinge in Preußen zu sprengen hoffte, war, wie Graf Reden sehr richtig erkannt hatte, von weitem angelegt. Die Gegner hatten zuerst unmittelbar in Königsberg zu wirken versucht; als ihre Bemühungen an dem Vertrauen des Königs zu Stein und seinen Einrichtungen gescheitert waren, wandten sie ihre größte Thätigkeit nach Berlin, wirkten durch ihre dortigen Verbündeten auf die französischen Befehlshaber, und mittelst dieser über Paris nach Königsberg zurück; schlau, gewandt, in der Wahl ihrer Mittel unbedenklich, wie sie waren, ließen sie es an Thätigkeit nicht fehlen, um den überraschenden Eindruck dieses ersten Schrittes zu dem beabsichtigten Erfolg zu benützen. Wie der König die Entlassung verweigert hatte, war ihre Thätigkeit ungeheuer, sowohl am Hofe in Königsberg als in der Presse, die sie namentlich in Berlin zu gemeinen und nichtswürdigen Ausfällen gegen Stein mißbrauchten. Durch die Schilderung von Pertz, der leider die Führer nur andeutet, nicht nennt, wird man unwillkürlich an das Gebahren einer Partei der Gegenwart erinnert, die zu Preußens Zukunft und Fortbildung ganz in demselben Verhältniß steht wie damals die Kalkreuth, Zastrow, v. Voß und ähnliche Vertreter der kurmärkischen Junkerpolitik. Die Fremdlinge und Ausländer, wie Stein und Scharnhorst, waren gegenüber diesem „specifischen" Preußenthum in um so bedenklicherer Lage, je empfindlicher ihre Reformen viele persönliche Interessen verletzt hatten, und je weniger die „Specifischen" in dem Gebrauch ihrer Mittel wählig waren. So wurde denn die Briefangelegenheit zu einem Kampf zwischen der alten und neuen Politik Preußens; denn auch Steins Freunde blieben nicht unthätig. Stein selbst fühlte die Gefahr des Augenblicks; um den zu raschen Rückgang zu den alten Zuständen zu hindern, legte er (26. September) dem König einen Aufsatz vor, welcher die Grundsätze der zukünftigen Verwaltung öffentlich aussprechen und das Programm der Reformpolitik darlegen sollte. Der König billigte den Aufsatz, und er ward zum Abdruck an verschiedene Zeitungen gesandt. Inzwischen hatte Graf Goltz auf seiner Reise nach Erfurt in Berlin auf sich einwirken lassen, und ward zum Echo des Allarms, welchen Franzosen und Franzosenfreunde dort gegen Stein erregten. Die Unterhandlungen in Erfurt selbst nahmen einen ganz ungünstigen Gang; vergebens suchte Stein in einer kurzen Darlegung an die früheren Gedanken anzuknüpfen, vergebens richteten, unabhängig davon, die Häupter der Verwaltung,

Scharnhorst an der Spitze, am Jahrestag der Jenaer Schlacht, eine warm und bewegend geschriebene Denkschrift an den König*) — es ward in den Weg der Nachgiebigkeit eingelenkt. Goltz ward zu Erfurt in bonaparte'scher Manier angeschnaubt, schloß erschrocken den ganz ungünstigen Vertrag ab, und schrieb (9. October) nach Königsberg, man müsse sich nunmehr gänzlich an Frankreich hingeben um das Dasein zu fristen; für Stein fügte er den Rath hinzu sich freiwillig zurückzuziehen.

Stein war entschlossen zu gehen, aber er wollte sein Werk wenigstens sichergestellt wissen. Er bat (18. October) den König für den Fall seines Rücktritts um die Erlaubniß einen Verwaltungsplan**) vorlegen und die Ernennung der Personen vorschlagen zu dürfen, auf welche seine Geschäfte übertragen werden sollten. „Bei deren Wahl, schrieb er, gehe ich von dem Grundsatz aus, daß Ew. Majestät das Königreich wieder einrichten wollen nach dem bisher von Ihnen angenommenen Grundsatz der Achtung für die Freiheit der Personen und des Eigenthums, und daß Sie eine Verfassung geben wollen, welche Aller Einsichten und Willen zur Hülfe der Regierung aufruft. In dieser neuen Verwaltungseinrichtung könnte ich eine Stelle finden, die, ohne mich herauszustellen, mir die Mittel sicherte um noch zu nützen." Der Gedanke lag nahe, daß Napoleon, mit Spanien beschäftigt und durch die österreichischen Kriegsrüstungen beunruhigt, zufrieden sein werde, wenn Stein öffentlich von der Leitung der Geschäfte zurücktrete; es war ja dann immer noch möglich die unschätzbaren Dienste des Mannes zu benützen. Stein war auch zu der bescheidensten äußeren Stellung bereit, wenn er nur das Werk der Reform gesichert und den drohenden Einfluß des Herrn v. Voß und seiner Clique abgewehrt sah. Aber die Stimmungen gestalteten sich ungünstig. Kaiser Alexander brachte von Erfurt den Rath der unbedingten Hingebung an Frankreich mit; Graf Goltz kam mit demselben Evangelium. Merkwürdigerweise hatte Steins Gunst am Hofe selbst, um des frivolsten Anlasses willen, abgenommen. Kaiser Alexander hatte das Königspaar nach Petersburg eingeladen, und die Königin zeigte Lust zu der Reise; Stein meinte die zu der Reise geforderte Summe müsse für das verheerte Masuren verwendet werden — eine Meinung, die auch dem

*) Beide Actenstücke Seite 247 bis 257.

**) Der Plan ist Seite 262 mitgetheilt.

König einleuchtete. Nicht so die Königin; sie wandte sich an Nagler, den thätigen, gewandten, ehrgeizigen, aber, wie Pertz richtig urtheilt, neidischen und gemeinpfiffigen Mann, der natürlich der Königin zu Gefallen redete. Er ward nun, erzählt Pertz, ein geheimer Vertrauter, der ohne Steins Wissen anfangs von der Königin, zuletzt auch vom König um Steins Beibehaltung gefragt ward. Nagler wünschte dessen Entfernung und seines Schwagers Altenstein Anstellung, um durch diesen selbst zu herrschen; er sagte Stein nichts von seinen geheimen Berathschlagungen, sondern benützte jede Gelegenheit um ihm zu rathen sich ganz zu entfernen und nach Breslau zu gehen. Zugleich verbreitete sich vom Hofe aus die Ansicht Stein sei ein guter Minister für das Volk, aber nicht für den König! Stein sah das warme, gerade, zuvorkommende Benehmen der Königin verändert, und auch der König zeigte nicht mehr das gewohnte Vertrauen. Einem Entwurf einer Proclamation an das Volk, welche die Grundsätze des neuen Systems darlegen und so den König unverbrüchlich an die Reform knüpfen sollte, weigerte dieser zu wiederholtenmalen die Unterschrift. Da reichte Stein am 7. November seine Entlassung ein. Die Reactionspartei arbeitete gut, am Hofe wie in der Presse. Sie sprach von einem „eingebildeten System der Nivellirung und Anarchie,“ sie pries in dem Augenblick, wo die Proconsulartyrannei des französischen Eroberers mit bübischem Uebermuth ihre Tücken und Schlechtigkeiten bis auf die Spitze trieb, den „großen Napoleon“, sie denuncirte harmlose Gedichte, die Steins Verdiensten huldigten der Polizei, und Herr v. Nagler, der „Posthalter“, wie ihn Schön in seinen Briefen an Stein nannte, war niedrig genug noch im December Nachforschungen anzustellen wegen der Verbreitung von Petitionen für Steins Beibehaltung! Herr v. Voß, der Vertreter des kurmärkischen Junkerthums, schickte eine ganze Ladung Actenstücke an den König, voll Anklagen gegen Steins „revolutionäre“ Politik, voll Insinuationen aus denen Daru's, Bignons und Davousts Gedanken heraussprachen. Ja dieser treffliche „specifisch-preußische“ Staatsmann vergaß sich so weit, dem König unbedingte Hingebung an Napoleon anzurathen, „da man alles Vertrauen zu den Franzosen haben könne“, und verband damit eine Anklage gegen Stein, der „an der Spitze einer Verschwörung stehe zum Zweck der Revolutionirung des preußischen Staats nach dem Muster der französischen Nationalversammlung.“ Er beschwor den König nur mit sich selbst zu Rathe zu gehen, und die „kräftigsten Maßregeln zur

Sicherstellung seines Thrones gegen innere und äußere Gefahren zu ergreifen."

Zum Glück war dießmal der Unverstand so groß als der böse Wille, und der Schlag hatte die entgegengesetzte Wirkung. „Dank sei es der Verblendung der Verleumder, schreibt Stein, daß diese Lüge gar zu hirnlos war um auf einen so verständigen und edlen Mann als den König nur den leisesten Eindruck zu machen." Der König wandte sich dem Vielgekränkten um so bereitwilliger zu, und aus allen Theilen der Monarchie kamen Adressen mit dem dringenden Wunsch der König möge dem Mann sein Zutrauen bewahren, den man als die Stütze des Thrones schätzte. Statt Voß und seine Clique ins Ministerium zu berufen, ging der König mit Stein über die Ausführung seiner Plane zu Rathe, und gab ihm durch Genehmigung der wichtigsten Maßregeln im Augenblick des Scheidens den größten Beweis seines Vertrauens. So legte Stein seine Stelle nieder, wenn auch nicht ohne bittere Erinnerung, aber doch mit dem Gefühl der Genugthuung, daß der Moment des Abschieds zugleich eine Reihe der wichtigsten Reformen zur Ausführung vorbereitet hatte.

Freilich war auch diese Freude nicht ungemischt. Stein hätte Schön als Nachfolger gewünscht; neben diesem hätte Dohna Stand gehalten und mit Scharnhorst und Beyme ein gutes Reformministerium gebildet. An höfischen Kleinigkeiten scheiterte auch dieß. Man wußte, berichtet Pertz, daß Schön nie die Reise nach Petersburg decken werde; der Umstand half der Hardenbergischen Partei zum Siege. Herr v. Nagler schlug dem König seinen Schwager Altenstein zum Finanzminister vor, und als der König widerstand, rieth man ihm den Minister v. Hardenberg zu befragen, der damals in Marienwerder zurückgezogen lebte. Hardenberg, in der Hoffnung selbst wieder Einfluß zu erlangen, wie er später Herrn v. Schön selbst erzählt hat, erklärte sich gegen Steins Vorschlag, und der König entschied sich für Altenstein. Von diesem Augenblick an war es klar, daß auf die Ausführung der mit des Königs Bewilligung so weit vorbereiteten Plane für Verbesserungen des Innern verzichtet werden müsse. Stein deutete wenigstens in einem vortrefflichen Schreiben die Veränderungen an die am Hofe und in der Umgebung des Königs eintreten müßten, wenn das Werk der Umgestaltung nicht vor dem Hafen scheitern sollte. In einer kurzen Denkschrift legte er die Grundgedanken der Reform nieder, deren Ausführung jetzt andern zweifelhaften Kräften überlassen war; es ist dieß das

„politische Testament“, das schon vor Pertz in weitern Kreisen Verbreitung gefunden hat. Der Abschied mahnte noch einmal recht lebhaft an die jüngsten bittern Vorgänge; neben der rührenden Theilnahme aller Patrioten und Edeldenkenden mußte Stein an dem Benehmen der andern wahrnehmen, daß man ihn als eine gefallene und überwundene Größe betrachtete. Man war, wie Pertz sagt, um die Wette bemüht wer zuerst von seinem Fall Nutzen ziehen könne, und ein widriges Schauspiel von Ränken, Leerheit, Doppelzüngigkeit und Böswilligkeit bot das Getreibe der höhern Hof- und Regierungsbeamten.

Am 5. December 1808 verließ Stein Königsberg, elf Tage später erließ Napoleon zu Madrid seine Achtserklärung gegen den „nommé Stein“. Im jetzigen Augenblick mag dieser Schritt den Anflug des Kleinlichen und Lächerlichen tragen, damals hatte die Sache ihre ernste und furchtbare Seite. Denn die Acht fand dienstwillige Executoren; sie ward auf Steins Gütern, dem Besitz, den seine Vorfahren seit 675 Jahren innegehabt, unerbittlich vollstreckt, und ihm selber drohte die Gefahr bald keinen Zufluchtsort mehr auf dem Continent zu finden, den nicht die Verbündeten und Schergen des Despoten beherrschten. Freilich ist es wahr, was Pertz sagt: Napoleons Haß bezeichnete seinen Feinden ihren Führer. Unzählige Menschen lasen damals Steins Namen zum erstenmal, aber die Aechtung umgab ihn sogleich mit dem heiligen Glanze des Märtyrers; die Herzen, welche in allen Theilen Deutschlands nach Befreiung lechzten, hatten ihren lebendigen Mittelpunkt gefunden; Stein ward eine politische Macht, worauf weit über Preußens Gränzen hinaus die Erwartungen und Hoffnungen des zertretenen Volks blickten; und damit auch der Mächtigste dieser Erde die ewige Gerechtigkeit scheue — sechs Jahre weiter, und von „dem Namens Stein“ geht der Gedanke der europäischen Achtserklärung aus, deren Folgen der Kaiser der hundert Tage erliegen wird! Damals aber drang kein Blick in das Dunkel der Zukunft. Zwar empfing Stein von den Edelsten und Besten rührende Zeugnisse der unveränderten Theilnahme und Anhänglichkeit, aber er machte auch manch bittere Erfahrung an schwächlichen Freunden, die ihn, wie z. B. der Fürst Primas, jetzt in der Stunde der Gefahr schmählich verläugneten. Auf ihn selbst drückte theils das Gefühl der Schutzlosigkeit gegenüber einem unbegränzten Despotismus, theils beugte ihn der Gedanke verfolgt und heimathlos zu sein — er der an der heimathlichen Erd-

scholle fester hing als einer. Wir sehen aus seinen Aeußerungen, daß ihn die Katastrophe einen Augenblick tiefer erschütterte als wir jetzt, nach der Entfernung der Zeiten und der Nöthen jener Tage, erwarten mögen.

In Prag zunächst fand er ein Asyl. Die Nachrichten, die aus Preußen kamen, lauteten nicht erfreulich; die Nachfolger des Geächteten zeigten sich der Aufgabe, die er ihnen als Vermächtniß hinterlassen, nur wenig gewachsen. Altenstein war nicht durch sein hervorragendes Verdienst, sondern vorzüglich durch die geheimen Verbindungen seines Schwagers Nagler auf den ersten Platz erhoben; so stützte er sich denn auch wesentlich auf die Gunst des Hofs, und empfing von dort eine Richtung statt sie zu geben. Der Hof machte bald nach Steins Entfernung die vielbesprochene Reise nach Petersburg; der Empfang war, wie Pertz sagt, ausgesucht prächtig, Feste folgten auf Feste, Shawls und Pelze täuschten über das Elend der Zeiten. Die innere Reform Preußens gerieth in Stillstand; es war schon so weit gekommen, daß der entschiedenste Vertreter der reichsständischen Richtung, v. Schön, an Einfluß verlor, weil ihn Stein zum Minister vorgeschlagen hatte. Altenstein war ganz in den Händen Naglers, der mit wachsendem Erfolg in der Hofgunst stieg, je mehr sich seine Bekanntschaft mit dem untergeordneten Personal des Hofs ausbreitete und seine gränzenlose Bereitwilligkeit zu jedem Geschäft, seine Zufriedenheit mit allen Dingen die ihm begegneten, ihm bei den Höhergestellten Eingang verschaffte. Ein Ministerium — sagt Pertz am Schluß seiner vortrefflichen und scharfen Charakteristik Altensteins — ein Ministerium ohne Einheit, Leben und Kraft ließ das Land, ließ den König empfinden was sie an Stein verloren hatten. Die Briefe die aus Königsberg kamen, gaben ein sehr trübes Bild; Scharnhorst, Schön, Scheffner und andere schienen alle an einem glücklichen Ausgang der Dinge zu verzweifeln. Sie wollen ausführlich wissen — schrieb Schön im März 1809 in einer so mysteriösen Einkleidung, wie sie durch die französische Spionage geboten war*) — wie es unserm Freunde dem Grafen Meding (dem König) in seinem Privatleben geht. Sie wissen daß Herr v. Groß (Stein) sich der Geschäfte des Grafen treu annahm und ihm einen Wirthschaftsplan gestellt hatte. Kaum war dieser Freund von ihm, so wurden diese Plane durchlöchert. Der Wirthschaftsinspector (Dohna),

*) S. 744.

auf den Groß alles Vertrauen setzte, gerieth gänzlich in die Hände des Rentmeisters (Altenstein) und seines Vetters des Posthalters (Nagler), in denen er noch bis jetzt liegt. Alle drei vereinigen sich, um das was ihnen der Graf nach Groß's Vorschlag stellte aufzuheben. Dieß darf nun freilich nicht öffentlich geschehen, aber von allen Groß'schen Wirthschaftsplanen ist nicht allein nichts fortgesetzt, sondern das wenige was geschah trägt Spuren gegen dieselben. Bauern, Knechte und Mägde sprechen und lachen laut über die Schwäche des Inspectors, und die Wirthschaft geht schlecht.

Unter solchen Auspicien war auf die Ausführung des großen Gedankens, den Stein, Scharnhorst und Gneisenau mit solchem Nachdruck verfochten hatten — des Gedankens, daß Deutschland nur durch Deutsche gerettet werden könne — für jetzt nicht zu hoffen. Der österreichische Krieg war im Anzug, aber in Königsberg gab man sich völlig dem einschläfernden Glauben an Rußland hin; an den großen Entschluß nun die Erhebung in Norddeutschland vorzubereiten zum letzten Entscheidungskampfe gegen Napoleon, war so wenig zu denken, daß Stein und Gneisenau gleichzeitig und unabhängig von einander sich mit dem Gedanken trugen alle Kraft auf Oesterreich zu wenden, um von da aus die Bewegung über Deutschland auszubreiten. Was hierüber die Biographie mittheilt ist vom allerhöchsten Interesse, und klärt eine bisher noch wenig lichte Partie unserer Geschichte bis ins Einzelne auf. Stein ward zwar seltsamerweise in diesem wichtigen Augenblick nicht einmal eingeladen nach Wien zu kommen, und man schien seinen Rath nicht nützen zu wollen; aber seine Theilnahme war um nichts geringer seit er die großen heroischen Anstrengungen gesehen hatte, die dem Kriege vorangingen, und den jugendlichen Geist der dießmal Heer und Volk in Oesterreich bewegte. Er trat in einen Briefwechsel mit Gentz, der uns — die Biographie theilt die Briefe ausführlich mit — in seine Gedanken und Entwürfe genaue Einsicht gibt. Plane die vier Jahre später zur reifen Ausführung gediehen, beschäftigten ihn damals aufs lebhafteste — der Gedanke an eine Erhebung in Norddeutschland, die sich auf dieselben populären Kräfte stützen sollte wie der spätere Befreiungskampf. Selbst nach den Tagen von Wagram, wo er an einen sichern Zufluchtsort für sich und die Seinigen denken mußte, griff er die „Träume“ wieder auf worüber er sich nach dem Sieg von Aspern mit seinem Schwager Wallmoden unterhalten hatte. Ein englisches Heer sollte auf dem Continent landen; Stein berechnete

daß es, durch die niederdeutschen Aufstände verstärkt, in vierzehn Tagen von Bremen aus die Lahn erreichen und auf die Kriegführung einwirken könne, und entwarf den Plan den Prinzen von Oranien an die Spitze der Regierung in den befreiten norddeutschen Landstrichen zu setzen; er selbst war bereit ihn dabei zu unterstützen. Die Briefe an Gentz und Oranien die Pertz mittheilt, geben darüber sehr inhaltreiche Aufschlüsse; es sind schon ganz detaillirte Entwürfe den deutschen Norden so zu insurrectioniren und die Erhebung so zu leiten wie es vier Jahre nachher zum unvergänglichen Ruhm des deutschen Namens geschehen ist. Beurtheilt man den Geist der verschiedenen Classen der bürgerlichen Gesellschaft im nördlichen Deutschland — schreibt Stein einmal — so herrscht bei dem wohlhabenderen Adel überwiegend der Wunsch sein Eigenthum ruhig zu genießen, auf den ärmeren würde die Aussicht bei den neuen militärischen Einrichtungen angestellt zu werden wirken, die handelnde Classe wünscht die Wiederherstellung des freien Verkehrs, insofern er ohne große Aufopferungen zu erhalten ist, der Mittelstand und der Bauer hängt treu und fest an Deutschland, seinem alten Landesherrn und dem alten Zustand der Dinge. Diesen Stand muß man heben, ehren und ihm die Aussicht zu großen Vortheilen verschaffen. Am gemeinsten denken die öffentlichen Beamten, bei ihnen ist der Miethlingsgeist der herrschende, sie wird man strenge sichten und die beibehaltenen unter genaue Aufsicht nehmen müssen. Alle kleinen Fürsten haben aus Egoismus und Gefühl der Schwäche denselben Geist; ihnen kommt es nur an auf Erhaltung ihres winzigen Daseins gleichgültig gegen das Schicksal des Vaterlandes; sie wird man daher alle entweder vorläufig entfernen oder an einem sichern Ort sammeln und in strenge Aufsicht nehmen müssen, da man dann ihr Land in ihrem Namen verwaltet, bis man im Stande sein wird eine dauerhafte Ordnung der Dinge zu berücksichtigen.

Während Stein mit Oranien schon über das einzelne der Ausführung correspondirte, Streitkräfte, Hülfsmittel, Vertheilung der Geschäfte und die Wahl der leitenden Personen besprach, schlug der ärmliche Ausgang der englischen Expedition und die entmuthigte Stimmung im österreichischen Hauptquartier alle Hoffnungen zu Boden. Auf unserer Seite, schreibt am 27. August Gentz sehr verständlich, ist der Wunsch nach Frieden, wenn dieser auf erträgliche Bedingungen zu erlangen wäre, ohne allen Zweifel der herrschende. Erträgliche Bedingungen aber nennt man bei uns solche, die uns nicht unmittelbar zu

Grunde richten oder klar und deutlich um Ehre und Reputation bringen. Schon diese Aeußerung, wie überhaupt die an interessanten Blicken reichen Briefe von Gentz lassen errathen, in welch verzweifeltem Stadium die Dinge angelangt waren. Auch gab Gentz offenbar schon damals, Monate vor dem Abschluß des Wiener Friedens, den Erfolg des gegenwärtigen Kampfs für verloren; er rechnete nur auf die Zukunft. In Zukunft, glaubt er, werde man den „Unsinn" nicht mehr begehen Steins hülfreichen Rath unbenützt zu lassen; den Glauben an das endliche Gelingen habe er auch in dieser trostlosen Zeit noch nicht verloren. Den Frieden, so lautet eine treffliche Stelle in einem der Briefe, wenn er zu Stande kommt, für das Ende aller Dinge zu halten — das würde in meinen Augen verderblicher sein als dieser Krieg und dieser Friede. Wir müssen auf neue Combinationen denken. Das Schlimmste und Schrecklichste ist die Trennung der guten Köpfe. Gelingt es uns gegen dieses Uebel ein Rettungsmittel zu finden, so ist der Sieg schon mehr als halb gewonnen. Bonaparte ist, seitdem er Talleyrand entfernt hat, von lauter höchst mittelmäßigen Menschen umringt. In Deutschland allein sind unserer fünfzig, hundert, die mehr Verstand haben, jeder einzelne als seine ganze Rotte. Wir sind nur verloren wenn wir uns verloren geben.

Stein gab seine Sache nicht verloren. Mitten unter den niederschlagenden Berichten aus dem österreichischen Hauptquartier schrieb er in Troppau (8. Sept.) einen vortrefflichen Entwurf*) über die Erweckung und Ausbildung der Insurrection, fuhr fort mit Gentz und Oranien emsig darüber zu verhandeln, bis ihn Gentz von dem nahen Abschluß des Friedens mit den Worten in Kenntniß setzte: seit drei Tagen ist diesen und allen ähnlichen Gesprächen und Discussionen ein eisernes Ziel gesetzt. Stein war niedergeschlagen über den „erniedrigenden und verderblichen Frieden", aber sein Mannesmuth blieb ungebeugt. Gerade in jenen Tagen setzte der unvergleichliche Mann dem wohlmeinenden Ansinnen, sich auf eine Annäherung an Davoust und Napoleon einzulassen, das große Wort entgegen: alle die unglücklichen Ereignisse, die uns zermalmen, werden das gerade Gegentheil von dem bewirken was er erwartet; sie stählen die Seelen, sie werden die Verbindungeu der Colonien mit Europa zerstören und dadurch die Ausbreitung der Bildung begünstigen. Man muß sich daher nicht nieder-

*) S. 390.

schlagen lassen; man muß an den Grundsätzen einer edeln und großherzigen Politik festhalten, durchaus nicht weichen, und die schwachmüthigen aber übrigens wohldenkenden Seelen ermuthigen. Die Umstände, setzt er hinzu, haben mich in eine Lage gesetzt die mich auffordert das Beispiel eines festen, ausdauernden und unabhängigen Charakters zu geben; ich will einen so ehrenvollen Beruf nicht für erbärmliche Rücksichten auf Vermögen und Geld verlassen.

Diese Stimmung dauerte fort, auch als die Zustände sich immer hoffnungsloser gestalteten; nur einmal hatte auch ihn der Eindruck der Dinge überwältigt, und er sprach davon nach Kentucky auszuwandern, und dort in der Sonne der Freiheit ein neues kräftiges Dasein zu begründen. Im allgemeinen aber blieb er in rüstiger Thatkraft, wo alle verzweifelten. Die Kraftentwicklung Oesterreichs im Jahr 1809 hat seine Achtung vor dem Lande und Volke erhöht, und es beschäftigte ihn während seines Exils zu Brünn vorzüglich der Gedanke hier reorganisirend und umgestaltend einzugreifen. In einer merkwürdigen Denkschrift,*) die an den Grafen Stadion gerichtet war, besprach er namentlich die Nothwendigkeit für die öffentliche Erziehung ein freisinnigeres System anzunehmen, durch die Erziehung dahin zu wirken, daß der Mensch nicht allein mechanische Fertigkeiten und einen Umfang von Wissen erlange, sondern daß der staatsbürgerliche und kriegerische Geist in der Nation erweckt werde. Auf diesem Wege zunächst sollte seiner Meinung nach Oesterreich innerlich gestählt und sollten zugleich die vernachlässigten Beziehungen mit dem geistigen Leben in Deutschland wieder fester geknüpft werden. Gedanken dieser Art, der Briefwechsel mit seinen preußischen Freunden und mit Männern wie Pozzo di Borgo beschäftigten ihn in Brünn; zugleich las er staatswissenschaftliche und politische Schriften, die ihm manche Anregung gaben zu Reflexionen und Entwürfen, die sich alle auf die Lage der Zeit bezogen. Sein Biograph hat die Aufzeichnungen, die während der Lectüre niedergeschrieben wurden, mitgetheilt; sie öffnen reiche und charakteristische Blicke in das politische Denken des Mannes. Zu den bezeichnendsten Stellen gehört eine Betrachtung über die politische Form Deutschlands. Die Auflösung Deutschlands sagt er, in viele kleine unmächtige Staaten hat den Charakter der Nation das Gefühl von Würde und Selbstständigkeit genommen, das bei großen Nationen Macht und Unab-

---

*) S. 423 ff.

hängigkeit erzeugt, und hiedurch das Eindringen fremder Sitten erleichtert; es hat ihre Thätigkeit abgeleitet von den größeren Nationalinteressen auf kleinere örtliche und staatsrechtliche Verhältnisse, es hat Titelsucht und das elende Treiben der Eitelkeit, Absichtlichkeit, Ränke, durch die Vervielfältigung der kleinen Höfe vermehrt. Das Wohlthätige der Verwaltung kleinerer Staaten, die genauere Rücksicht auf örtliche und persönliche Verhältnisse als in großen Staaten anwendbar ist, hätte können durch zweckmäßige Einrichtungen von ständischen Provinzial- und Municipal-Verfassungen erreicht werden. Die Nation mußte gewöhnt werden selbst ihre Angelegenheiten zu betreiben und sich nicht allein auf besoldete Beamte verlassen, die sie in ihrer Vormundschaft halten. Wollte man auch einen Bund kleiner Fürstenthümer beibehalten, so mußte ihnen doch die Theilnahme an der Leitung der äußern Verhältnisse, des öffentlichen Einkommens und der Vertheidigungsanstalten entzogen werden. Sie würden nur die übrigen Verwaltungszweige behalten, und diese nach den Beschlüssen des Reichstages oder nach Selbstbestimmung ausüben.

Die Nachrichten die aus Preußen an den Geächteten gelangten, lauteten nicht günstig; das Ministerium Altenstein hatte die Dinge dahin geführt, wohin sie nach der prophetischen Voraussicht aller hellsehenden Patrioten hatte kommen müssen. Es ging so weit, daß dieß Ministerium, das Steins Werk hatte verkümmern lassen, dem König erklärte: es sei nicht möglich weitere Mittel aufzubringen, die Abtretung Schlesiens sei die einzige Rettung aus der Noth. Der König möge daher jemanden nach Paris senden, um dort wegen einer verhältnißmäßigen Abtretung zu sondiren. Dieß war ein Lieblingsausdruck der damaligen Verwaltung ... „Nirgends Kraft und Leben," schrieb Meckel; „überall sondirt man, man sucht die Schäden auf, aber der Arzt fehlt." Mit jener Erklärung seiner eigenen Unfähigkeit endigte der Minister, dessen Vortrefflichkeit bisher die Herren und Frauen am Hofe aus einem Munde gepriesen hatten. Der König griff zu Hardenberg zurück und übertrug ihm (Junius 1810) die obere Leitung sämmtlicher Staatsangelegenheiten. Wir können in das reiche Detail, womit Pertz diese bisher ziemlich unbekannte Partie aufgehellt hat, hier nicht genauer eingehen; sowohl die Thatsachen sind vom höchsten Interesse als die Actenstücke, z. B. eine Denkschrift Steins, welche die finanzielle Aufgabe der neuen Verwaltung bespricht. Die Reformpartei war über

Hardenbergs Eintritt, der wieder durch einen Höfling (den Fürsten Wittgenstein) eingeleitet war nur wenig erbaut; die Erwartung war sehr gering. Ein Ministerwechsel, schrieb Niebuhr, welcher das Reich dünkelvoller Egoisten beendigt hat, gründet dasjenige einer noch schlechteren Race; es scheint mir die letzte Phasis unserer Verwirrung vor dem völligen Untergang zu sein. Stein selbst beurtheilte damals Hardenberg viel günstiger; erst ein längerer Verkehr mit ihm während der größten Weltbegebenheiten reifte (nach der Versicherung seines Biographen) eine Ueberzeugung, welche Niebuhr's Ansicht näher stand und von Stein ein Jahr nach dem Tode des Staatskanzlers in der Denkschrift über sein Leben niedergelegt ist. Damals aber war Stein sehr unzufrieden, daß die Abneigung seiner Freunde der Thätigkeit Hardenbergs gegenüber oft nur Unlust und Widerstreben zeigte, und als ihm der neue Staatskanzler eine Zusammenkunft anbieten ließ, säumte er nicht dem Wunsche zu entsprechen. Im September 1810 kamen beide Staatsmäner in den böhmischen Gebirgen zusammen um die Grundlagen der künftigen Politik zu besprechen. Stein versprach sich den besten Erfolg, aber es lag eben, wie Pertz sagt, in des Staatskanzlers Charakter, daß was er kräftiges und großes von Stein vernommen haben mochte, oft nur halb ausgeführt und durch Hinzuthat einer fremden Hülfe verdorben oder gelähmt wurde. Harderberg verstand es nicht die edelsten und tüchtigsten Männer festzuhalten; er schenkte sein Vertrauen bald diesem bald jenem untergeordneten Werkzeug, und es konnte niemand wundernehmen, daß er demgemäß bedient worden ist.

So wurden denn manche Einrichtungen, wie z. B. die Volks-Repräsentation, besprochen,*) aber es kam das Entworfene eben nicht zur Ausführung. Der Abschnitt über den „Gang der Hardenbergischen innern Verwaltung im Jahr 1811" giebt darüber reiche und anziehende Aufschlüsse. Hardenberg sah sich bald von der Junkerpartei ebenso heftig angefeindet wie von den Anhängern der consequenten Reform, das Halbe, und Principlose verdarb ihm die Stimmung nach allen Seiten. Man experimentirte mit dem Staat, zum Theil gegen Steins Geist; man konnte sich nicht entschließen consequent zu dem Repräsentativstaat vorzuschreiten den Stein wollte. „Die gegenwärtige (Verwaltung, hieß es in einem Briefe Schleiermachers, um aus der reichen

*) Vergl. S. 519.

Fülle nur eine Probe herauszugreifen) hat Ihre Spur ganz verlassen, während die vorige nur darauf stille stand. Nichts ist mir so schmerzhaft als das verbreitete Gerücht, daß Ew. Exc. durch Mitwissen und Billigung an allen wesentlichen Schritten der Administration Theil nähmen." Aehnlich schrieb Gneisenau, ähnlich die andern Freunde. Stein zeigte sich hier wieder in seiner ganzen mannhaften Tüchtigkeit; dieß Klagen und Anklagen, dieser Factionsgeist, dieser Mangel an gutem Willen erfüllte ihn mit wahrem Zorne. Er übersah die Fehler der Hardenbergischen Verwaltung nicht, aber er war der festen Meinung, daß man sich ungeachtet derselben fest an den Staatskanzler schließen müsse, um die letzte Möglichkeit besserer Zeiten zu retten, da nach dessen Sturze nur noch die Herrschaft der französischen Partei und der Feinde jeder Verbesserung übrig sei. Der Anblick den Preußen und die verschiedenen Parteien boten, gab Stein Aeußerungen voll Bitterkeit, aber doch voll Wahrheit ein. „Was kann man," schrieb er, „erwarten von den Einwohnern dieser sandigen Steppen, diesen pfiffigen, herzlosen, hölzernen, halbgebildeten Menschen, die doch eigentlich nur zu Corporals und Calculatoren gemacht sind!" Möglich daß er sein damals ausgesprochenes Urtheil — „hätte die Nation nur geringste Energie so wären wir nie so tief gesunken" — später selber milderte, aber eine schneidende Wahrheit liegt in den Worten: „ein Unglück für den preußischen Staat ist es, daß die Hauptstadt in der Kurmark liegt. Welchen Eindruck können ihre dürren Ebenen auf das Gemüth der Bewohner machen? wie vermögen sie es aufzuregen, zu erheben, zu erheitern? was kündigen sie an? kümmerliches Auskommen, freudenloses Hinstarren auf den kraftlosen Boden, Beschränktheit in den Mitteln, Kleinheit in den Zwecken. Man nenne mir nicht Friedrich den Großen; die Hohenzollern sind Schwaben, sie haben sich fortgepflanzt durch Weiber aus fremden Völkerstämmen, und was haben die Neustädter Pferderennen gemein mit den dickköpfigen trübseligen kurmärkischen Landgäulen?"

Unter diesen trüben Aussichten und dem herzzerreißenden Anblick des bübischen und schamlosen Soldatendespotismus, der jetzt seinen Höhepunkt erreichte, schließt der zweite Band dieses classischen Werkes. Es schließt in dem Augenblick, wo die Gattin Steins ihr gutes Recht bei den Franzosen vergeblich geltend machte und die Zurückgabe der ihr zukommenden Güter verlangte. Zwei Jahre weiter — und Stein hatte sein Erbe zurück und verwaltete zu Paris die Departements des gefangenen Kaisers.

Dritter Theil.

(Allgemeine Zeitung 27. u. 28. April 2. u. 3. Mai 1851 Beilage Nr. 117, 118, 122 u. 123).

Unter den historischen Erzeugnissen der jünsten Zeit welche die Epoche des Wiederauflebens deutscher Nation berühren, nimmt dieß classische Buch unbestritten die erste Stelle ein. Ein reicher, größtentheils zum erstenmale in dieser Fülle gebotener Quellenstoff ist hier mit der Virtuosität eines Meisters zu einem großen, fesselnden Gemälde verarbeitet, und für eine ganze Periode der neueren Geschichte recht eigentlich erst fester Boden geschaffen. Haben schon die beiden ersten Bände des Werkes — dessen Umfang in seinem Reichthum die beste Erklärung findet — alle Freunde ernster und gediegener Geschichtschreibung mächtig angezogen, so erreicht das Interesse bei dem vorliegenden dritten Bande seinen Höhepunkt. Er schildert die glänzendste und erfolgreichste Periode in Steins Thätigkeit, und dessen Lebensgeschichte wird hier vollkommen zur Geschichte einer großen Zeit und ihrer Kämpfe gegen den Unterdrücker der europäischen Nationen. Um Stein gruppiren sich von selber die Ereignisse die uns von Moskau nach Leipzig und Paris führen; er ist der leitende Gedanke in dem Gewirre der mannichfaltigsten Bestrebungen, er weiß den errungenen aber unverstandenen Erfolgen einen großen Zusammenhang und das rechte Ziel zu geben. Wie dieß im einzelnen geschieht erfahren wir erst aus dem vorliegenden Buche genau und actenmäßig, nachdem wir bisher auf einzelne zwar werthvolle, aber immer nur fragmentarische Berichte von Zeitgenossen oder gar auf die getrübten Quellen des Auslandes verwiesen waren. Was uns z. B. die „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege" trotz aller, zum Theil tendenziösen, Verworrenheit der Anordnung wichtiges geboten haben, wird hier ergänzt und berichtigt; *) von Justus Gruners Thätigkeit, die wir nur aus vagen

*) Was die urkundliche Glaubwürdigkeit der in den „Lebensbildern" mitgetheilten Actenstücke betrifft, so scheint sich diese nach dem vorliegenden Werke gerade bei solchen Stellen wo sie angefochten worden ist, zu bewähren. Pertz gibt zwar zu (S. 588) daß sich „für die Genauigkeit der Hormayr'schen Abdrücke nicht viel sagen läßt," und führt ein paar Beispiele an, die freilich den Gedanken einer absichtlichen Fälschung nicht aufkommen lassen, aber er erklärt gerade bei diesem Anlasse die Anschuldigung des pseudonymen Dr. „Faber," Hormayr habe das Postscript eines wichtigen Briefes an Münster erdichtet, für „bare Unwahrheit.' Graf Münster, sagt er, theilte mir dieses

und zufällig hingeworfenen Aeußerungen kannten, erhalten wir hier zum erstenmale quellenmäßige Aufschlüsse, und Steins eigene Correspondenz, seine Entwürfe und Denkschriften welche gerade zu dieser Zeit auf die ganze Leitung der europäischen Politik von entscheidendem Einflusse waren, lernen wir in ihrem ganzen innern Zusammenhang zum erstenmale vollständig kennen — der werthvollen Notizen und Aufklärungen im einzelnen nicht einmal zu gedenken welche aus handschriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen mitgetheilt sind. Von einem solchen Werke, das den schönsten Abschnitt deutscher Geschichte in hellen und großen Umrissen uns vorüberführt, gilt Steins eigenes Wort das er an den Erzieher seiner Neffen schrieb: „Die Geschichte erhebt uns über das Gemeine der Zeitgenossen, und macht uns bekannt mit dem was die edelsten und größten Menschen geleistet, und was Trägheit, Sinnlichkeit, Gemeinheit oder verkehrte Anwendung großer Kräfte zerstört."

Der vorliegende Band beginnt mit der Darstellung jener Verhältnisse vor dem Ausbruch des russischen Krieges (Mitte 1811), über die uns ganz neuerlich Droysen in seinem Leben Yorks so dankenswerthe Mittheilungen gegeben hat. Auch Stein nahm in seinem Prager Exil lebhaft Antheil an dem was sich in Preußen vorbereitete, an den Hoffnungen zumal die schon jetzt den Zeitpunkt zu einer kraftvollen Erhebung für gekommen hielten. Der bevorstehende Kampf erschien ihm als ein Vernichtungskrieg, der nur den Zweck haben könne von Ereignissen seine Errettung zu erwarten, oder sollte diese Hoffnung fehlschlagen, ein Beispiel von Edelmuth und Aufopferung den Zeitgenossen zu geben und in der Geschichte zu hinterlassen. Erweckung des öffentlichen Geistes, militärische Organisation der ganzen Nation, Geld und Waffen sind die Mittel welche er in einem Briefe an den Staatskanzler (Aug. 1811) als die nothwendigen bezeichnet. Der öffentliche Geist könne nur durch Einrichtungen welche die religiösen Gefühle erregen, anfeuern und unterhalten, und durch solche politische Einrichtungen die alle Kräfte der Nation in Anspruch nehmen, belebt werden. Der Krieg müsse außer den regulären Truppen auch mit dem Landsturm geführt werden; das ganze Land würde zu diesem Zwecke or-

---

und andere Schreiben im Original mit, ich ließ Abschrift davon nehmen, verglich diese mit den Originalen und sandte letztere sodann in Münsters Auftrag an H., der mit der Veröffentlichung zuvorkam.

ganisirt und die Vorbilder Tirols und der Vendée zu Nutzen gemacht. So verabscheuungswürdig, sagt er, der revolutionäre Wohlfahrtsausschuß war, so sehr verdient er Nachahmung und Bewunderung bei seiner Aufstellung und Entwickelung der Streitkräfte der Nation, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde die Krise von 1793 zu bestehen, die gefährlicher für Frankreich war als alles was die fremden Mächte getroffen hat. Man könne, heißt es ferner, sich als nächstes Ziel die Verdrängung der Franzosen über die Elbe setzen, man könne auch weiter gehen und Deutschland zu befreien suchen. Aber dieses Ziel sei nicht zu erreichen ohne die Mitwirkung Oesterreichs; drum müsse die Frage: wie weit dieß im Stande sei theilzunehmen, wohl in Erwägung gezogen werden. Auf freiwillige, ausgebreitete, zu gleicher Zeit ausbrechende Insurrectionen könne man bei dem Phlegma der nördlichen Deutschen, der Weichlichkeit der obern Stände, dem Miethlingsgeist der öffentlichen Beamten nicht rechnen. Es bleibe immer wünschenswerth daß der Krieg jetzt nicht begonnen werde, da auf die Intelligenz und die Beharrlichkeit des russischen Cabinets so wenig zu rechnen sei, und höchst strafbar seien diejenigen die durch unbesonnene, rasende und laute Aeußerungen oder Handlungen den Ausbruch des Kriegs zwischen Preußen und Frankreich beschleunigen wollen, selbst ehe Rußland hinlänglich vorbereitet sei.

Noch kam es zu diesem Aeußersten nicht; nach den ungewissen Schwankungen über die uns neulich Droysen interessantes Detail gebracht hat,*) wurde jener Bund vom 24. Febr. geschlossen, der für die nächste Zukunft alle Hoffnungen auf eine Erhebung Preußens niederschlagen mußte. Stein hatte noch vor der Entscheidung die Dinge

*) Droysen ist in dieser Partie ausführlicher als Pertz; auch finden kleine Abweichungen statt. So erscheint Knesebeck, von dem D. uns berichtet daß er dem König den Gang der russischen Katastrophe zuerst als ein militärisch unvermeidliches Ereigniß vorausgesagt, bei P. als ein Mann der „zur französischen Partei hinübergegangen schien“ (S. 28), und an einer andern Stelle (S. 582) äußert der Geschichtschreiber Zweifel darüber ob K. es gewesen der dem Kaiser Alexander zuerst jenen Gedanken eingegeben hat. Allerdings geht aus den „Erinnerungen des Herzogs Eugen“ hervor das Wolzogen schon 1809 den Kaiser auf die richtige Kriegführung hingewiesen hat; allein die Darstellung, wie sie Droysen gibt, verträgt sich damit ganz gut. Der Plan einer parthischen Kriegführung war so naturgemäß, daß er recht gut 1809 in Petersburg, 1812 in Berlin auftauchen konnte, ohne daß darüber ein Zusammenhang oder eine Besprechung stattfand.

nur mit geringem Zutrauen betrachtet. Auf der einen Seite, schrieb er im Jan. 1812, Unentschlossenheit und Schwäche, auf der andern eine unermeßliche Macht, geleitet von einem genialen und charakterstarken Manne. Das Loos Preußens und seines Königs, den man sich nicht enthalten kann zu lieben wenn man seine sittlichen Eigenschaften kennt, macht mich schaudern, selbst wenn es sich in Frankreichs Arme würfe — ich habe über diesen Gegenstand keine Angabe, nicht einmal um die geringste Vermuthung zu wagen; aber meine Einbildung stellt mir eine Zukunft vor, die noch trostloser ist als der jetzige Augenblick. Als die Entscheidung wirklich getroffen war verbarg er seinen Schmerz nicht, obwohl er auf die erste Kunde mit wahrhaft staatsmännischer Ruhe die Zustände und die Personen zu würdigen wußte. Er tadelte die nicht die jetzt lieber in der Fremde ein Asyl suchten um nicht unter dem verhaßten Unterdrücker fechten zu müssen, aber er hatte auch kein bitteres Wort für die Bleibenden; die welche aus ehrenwerthen Gründen bleiben, sagte er, zeigen vielleicht mehr Seelenstärke — befrage jeder sein Gewissen und befolge dessen Eingebung. Bald schrieb ihm Gneisenau fast hoffnungslos, er werde zunächst nach Rußland, und wenn dort nichts zu wirken sei nach Schweden und England, vielleicht nach Spanien gehen, nur um eine verdrußvolle Zeit in dem Geräusch kriegerischer Thätigkeit hinzubringen und sich zu zerstreuen. „Wenn man fünf Jahre gekämpft und gearbeitet hat und sein mit Erfolg gesegnetes Werk durch einen unglücklichen Federzug vernichtet sieht, so wird es dem mit Kummer belasteten Gemüth wohl Bedürfniß einen andern Himmel aufzusuchen, unter dem die sorgsam gepflegte und schwer verletzte Pflanze vielleicht wieder aufblühen möge.“ Gruner, der Gneisenau's Brief überbracht, gab mündlich mancherlei Details über die Wendung der preußischen Politik; nun freilich überzeugte sich Stein daß auch dieser neueste Entschluß wie die früheren nur ein Erzeugniß haltloser zaudernder Schwäche gewesen war. „Die Hoffnungen aller Gutgesinnten, schreibt er am 19. April 1812 an Münster, sind also zum zweitenmal von Preußen getäuscht, es hat sich wehrlos und gebunden den Händen seines auf mannichfaltige Art gereizten und erbitterten Feindes überliefert, bereitet mit den eigenen Händen sein Grab und sieht nun den Kampf, der wahrscheinlich in wenigen Tagen beginnen wird, zu. Unterdessen verschwinden Zeit und Kräfte, die Besseren zehren sich in schnödem, unerträglichem Müßiggang auf, als Zuschauer des allgemeinen Elendes

und des Treibens der Schlechteren, deren Zahl täglich wächst und deren Gesinnungen krebsartig um sich fressen. Seit 1809 lebe ich in der Erwartung glücklicher Ereignisse, die nun zuletzt noch durch die Vorgänge in Berlin grausam getäuscht worden ist. Es ist unerträglich sich in diesem Müßiggang aufzuzehren und die kurze Lebenszeit in der man noch einigen Vorrath von Kräften besitzt, unbenutzt vorübergehen zu sehen, während das Rad des Schicksals sich unaufhaltsam über die Zeitgenossen hinwälzt."

Aus diesen Aeußerungen Steins wie aus der Lebensgeschichte Yorks können wir die tiefe Hoffnungslosigkeit erkennen welche damals die stärksten und ungebeugtesten Naturen niederschlug. Unser heutiger Pessimismus will, dagegen gehalten, nicht viel bedeuten; denn es steht uns weder eine napoleonische Macht entgegen, noch sehen wir die ganze friedliche Arbeit der innern Reform und Kräftigung so völlig vernichtet wie sie Stein, Gneisenau, Scharnhorst im Anfang des Jahres 1812 glauben mußten. Das Gute haben solche Zeiten daß die besseren Menschen sich innerlich aufrichten, mit sich zu Rathe gehen über die Vergangenheit, und ein Geist des Ernstes und der Selbstprüfung in die Gemüther einzieht, den die Zeiten des Sieges oder der trügerischen Zuversicht nicht aufkommen lassen. Steins Briefe geben ein herrliches Zeugniß von dem tiefen sittlichen Ernste und der Wahrheit die den ganzen Mann erfüllte. „Charakter und Willen, schreibt er im März 1812 an seine Nichte über die Erziehung ihrer Tochter, müssen gegründet werden auf religiöse Grundsätze und Gefühle; auf diese muß sie sich gewöhnen alle ihre Gedanken und Handlungen zu beziehen, sie wird dadurch eine Haltung erlangen die sie über die erbärmlichen kleinen Interessen der Eitelkeit, der Selbsucht erhebt, und sie wird ihr Glück darin finden die Opfer zu bringen welche zukünftige Lagen erfordern werden. Die Grundursachen unseres Unglücks sind die Weichlichkeit und die Selbsucht des Jahrhundert, welche uns stets abgezogen haben von der durch die Pflicht vorgeschriebenen Linie, um die Opfer zu vermeiden welche unsere Lage forderte; und diese Nichtigkeit des Willens, dieß Verlangen nach dem Genuß des Augenblicks sind es die uns der Ehre, der Unabhängigkeit und selbst der Güter beraubt haben, welche allein unserer dummen Selbsucht wünschenswerth erschienen. Das Uebermaaß der Uebel wird das kommende Geschlecht wieder stählen, vielleicht aber auch es vollends erdrücken und ganz verthieren, wenn wir uns nicht damit beschäftigen unsere Kinder

zu den Grundsätzen zurückzuführen deren Verlassen an dem allgemeinen Untergange schuld ist."

Diese Zeiten der äußersten Hoffnungslosigkeit lenkten auch den Blick von neuem auf die Mittel der politischen Heilung für Deutschland. Man muß, schrieb Schön damals, die Welt vergessen und die Scholle fassen, um noch in der ersten leben zu können und damit der Fall nicht zu tief sei, den Provincialismus beleben, damit der Egoismus nicht unbedingt herrsche. Bei Stein hatten die letzten Erfahrungen den Widerwillen gegen die bestehenden politischen Formen Deutschlands, die Regierungen und die Dynastien aufs höchste gesteigert; seine Briefe sind voll von den stärksten Aeußerungen darüber. Der allgemeine Unwille, schreibt er im October 1811 an Münster, hat in Deutschland die Bande die den Unterthanen an den Fürsten knüpften, gelöst; er sieht in ihnen entweder feige Flüchtlinge die, nur für ihre Erhaltung besorgt, sich durch die Flucht retteten, taub gegen die Forderungen der Ehre und Pflicht, oder betitelte Sklaven und Untervögte, die mit dem Gut und Blut ihrer Unterthanen eine hinfällige Existenz erbetteln. Daher entsteht der allgemeine Wunsch nach einer Verfassung, auf Einheit, Kraft, Nationalität gegründet; jeder große Mann der sie herzustellen fähig wäre, würde der Nation die sich von den Mittelmächten abgewendet hat, willkommen sein. Die Individualität der Fürstenhäuser selbst ist herabgesunken, durchaus herrscht in ihnen Erbärmlichkeit, Schwäche, niederträchtige kriechende Selbsucht. Welch eine Verfassungsform in Deutschland herzustellen sei, darüber hat sich Stein damals noch keine ins Detail gehende Vorstellung gebildet; er gesteht wohl daß, wenn er einen Zustand wieder herzaubern könnte unter dem Deutschland in großer Kraft blühte, es die Periode der großen Kaiser vom 10ten bis zum 13ten Jahrhundert wäre, aber er sieht die Unmöglichkeit ein diese Vergangenheit wieder künstlich aufzurichten. Doch tauchten in ihm wenigstens allgemeine Umrisse dessen auf was Deutschland noth that. „Gesetzt, fragt er, der alte deutsche Staatenbund unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupt würde wiederhergestellt, soll das auf den Basen des westfälischen Friedens geschehen, eines Gesetzes das fremde Uebermacht, unterstützt durch Factionsgeist, Deutschland aufdrang, um das Band das es umschlang zu lösen und der Zwietracht und der Selbsucht freies Spiel zu lassen — muß das Bundesverhältniß nicht fester geschlossen werden, und das kindische Puissanciren der einzelnen Theile aufhören?"

Das Gefühl der Unthätigkeit lastete schwer auf dem thatkräftigen Manne; gegen Münster zuerst äußerte er den Wunsch auf irgend eine Weise beschäftigt zu werden. Die Frage „auf welche Art“ wußte er selber nicht genügend zu beantworten; doch dachte er daran unter dem Schutze der englischen Gesandtschaft sich im russischen Hauptquartier aufzuhalten und dort vielleicht durch Rath und Einfluß die gute Sache zu befördern. Ehe noch Münster darüber Bescheid geben konnte, kam Kaiser Alexander dem Wunsche Steins unaufgefordert entgegen und lud ihn eben so freundlich als dringend ein „zu dem Erfolg der Anstrengungen beizutragen, welche man im Norden machen werde um über Napoleons eindringenden Despotismus zu triumphiren.“ Stein eilte nach Wilna; die Anerbietungen in russische Dienste zu treten schlug er aus, er wollte nichts als an den deutschen Angelegenheiten, die im Laufe der kriegerischen Ereignisse sich entwickeln würden, auf eine seinem Vaterlande nützliche Art Theil nehmen. Durch diese Erklärung behielt er die Freiheit nach seiner Ueberzeugung zu handeln, und entfernte bei den Russen jede Mißgunst und jeden Verdacht, als trachte er nach Stellen und Einfluß. Mit einer treffenden Charakteristik des Kaisers und der leitenden Persönlichkeiten werden wir in den Kreis der Männer eingeführt in deren Hände jetzt der Entscheidungskampf gegen Napoleon gelegt war. Es thut wahrhaft noth, gegenüber der panegyrischen Geschichtschreibung der Russen und ihren byzantinischen Hyperbeln, die Rathlosigkeit der leitenden Personen, den Mangel an ausreichenden Hülfsmitteln und die Zerfahrenheit in der Führung der großen Politik recht nachdrücklich zu betonen. Schon Clausewitz hat uns in seiner meisterhaften Skizze die Verworrenheit der Zustände im Hauptquartier treu geschildert, und den schlagenden Beweis geführt daß alles was dort militärisch vorbereitet ward, nichts weniger als das Ergebniß eines wohlgeordneten Planes war, sondern daß nach manchen Schwankungen und Abschweifungen die Dinge sich von selber so entwickelten und die Verkettung der Umstände gut machte was der Unverstand und die Zwietracht der Leiter vordorben hatte. Wer den Verhältnissen nahe stand, konnte wohl wie Barclay de Tolly — noch vierzehn Tage vor dem Rückzug Napoleons — zu der Aeußerung kommen die er gegen Clausewitz gethan hat: „Danken Sie Gott, meine Herren, daß Sie von hier abgerufen worden, es kann aus dieser Geschichte doch niemals etwas Gescheidtes werden.“ *) Durch Arndt,

*) Clausewitz hinterlassene Werke VII. 184.

den literarischen Adjutanten Steins, haben wir zuerst eine Vorstellung von dem Einflusse erhalten den der Geächtete auf die politische Leitung der Dinge übte; aus den Mittheilungen seines Biographen geht nun ganz klar hervor daß Stein es eigentlich gewesen ist der die Dinge in Rußland zu dem Ziele von 1813 und 1814 geführt hat.

Er fand Rußland im Augenblick der größten Gefahr vereinzelt, ohne Freunde, ohne Zutrauen, ohne einen großen kräftigen Charakter an der Spitze oder am Mittelpunkt der Geschäfte, der es verstanden hätte neue Kräfte zu entwickeln, die vorhandenen zusammenzufassen und mit Nachdruck auf den einen Hauptpunkt zu richten. Ein Glück daß Alexander diese Lücke noch zeitig erkannte und in den letzten Tagen des März 1812 jenen Brief an Stein schrieb; nur dieser günstigen Fügung hatte er es zu danken daß er zwei Jahre später als Sieger in Paris einzog, und der Kampf von 1812 nicht am Niemen mit einer Waffenruhe, oder gar schon in Moskau mit einem schmählichen Frieden endigte. Als Stein kam, fand er die Rathlosigkeit auf dem höchsten Punkte angelangt; man sah erst jetzt das Unzureichende auch der materiellen Zurüstungen, und war erschrocken über die dreifache Ueberlegenheit womit Napoleon den Krieg begann. Zugleich hegte Alexander noch immer Friedenshoffnungen und wurde von seinem Minister Romanzoff darin bestärkt; Napoleon, so meinte dieser geckenhafte und franzözirende Diplomat, den die Franzosen selber recht bezeichnend la vieille marquise du Marais nannten, Napoleon werde noch auf dem Wege nach dem Niemen wieder umkehren — weil der König von Rom angefangen habe zu zahnen! Ernster freilich würdigte Alexander selber die Gefahr; er wollte wissen welche Plane Napoleon eigentlich mit dem Angriff gegen Rußland verfolge. Der französische Kaiser — so versicherte er Stein im Junius 1812 — habe den Plan Rußland in eine ähnliche Lage zu versetzen wie die übrigen Staaten des Festlandes; zum Vasallen Frankreichs herabgedrückt, sollte es an einem Krieg gegen die Türkei Theil nehmen und die Türken aus Europa verjagen helfen. Napoleon wolle dann ein Jahr seinen Sitz nach Konstantinopel verlegen, Kleinasien und Persien erobern, in Ispahan alles zum Zuge nach Ostindien vorbereiten und dort der brittischen Macht den Todesstoß versetzen. Es läßt sich nicht bestreiten daß diese Plane ein napoleonisches Gepräge tragen.

Steins erstes Lebenszeichen in Wilna ist die merkwürdige Denkschrift vom 18. Junius 1812, welche die Möglichkeit untersucht, in-

wiefern die Kräfte Deutschlands zu Gunsten Rußlands und seiner Verbündeten wirksam zu machen seien. In kraftvollen Zügen zeichnet er die öffentlichen Zustände Deutschlands und die Stimmung der Gemüther die man benützen könne, um der Unterdrückung allmählich Hindernisse zu schaffen und in der Folge einen geraden und offenen Widerstand gegen sie aufzureizen. Bücher wie Arndts Geist der Zeit müsse man zu verbreiten, Schriftsteller wie Schleiermacher, Steffens, Bredow, Heeren, Luden zu verbinden suchen; denn „bei einer so leselustigen Nation bilden die Schriftsteller eine Art Macht durch ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung." Der Druck einer Zeitung als Gegengift gegen die officiellen Lügen des Bonapartismus, das Aufheben französischer Couriere, die Bearbeitung der deutschen Contingente in Napoleons Heer, das Heranziehen und Sammeln aller mißvergnügten Elemente, überhaupt die Vorbereitung aller Mittel eines massenhaften über das ganze Festland auszudehnenden Widerstandes — das sind die Grundgedanken jener Denkschrift, die mit dem Vorschlag schließt ein eigenes Comité zur Leitung dieser Angelegenheiten zu ernennen. Als der Kaiser diese ersten Andeutungen mit Beifall aufnahm, ging Stein weiter; das Comité sollte sofort gebildet, Justus Gruner mit Instructionen und Geld versehen, ihm die Agitation in den Heeren, die Verbreitung antifranzösischer Schriften und Nachrichten übergeben werden, ohne Verzug die ersten Schritte geschehen, um das Emigrantenheer zu sammeln und zu bilden, ein Aufruf erlassen werden, der „mit Würde und Einfachheit geschrieben den festen Willen des Kaisers Deutschland zu befreien ankündige." Das Comité ward gebildet; neben Prinz Georg v. Oldenburg, Kotschubey, Lieven war Stein der Leiter des Ganzen. Der Aufruf ward entworfen und verbreitet; er war von Stein verfaßt und nur einzelne Stellen, namentlich solche welche sich auf die Fürsten bezogen, von Kaiser Alexander verändert. Zugleich schrieb Stein an den Grafen Münster, um die Vereinigung Rußlands mit England zu beschleunigen, an Oberst Dörnberg nach Schweden, um ihn zum Dienst in der deutschen Legion und Anknüpfung mit den westfälischen Truppen herbeizurufen; er meldete Gneisenau: daß er sich bemühe alles in Einklang mit seinen Absichten und Planen zu bringen; daß er englische Mitwirkung und Geldhülfe für die deutschen Einrichtungen wünsche und Gneisenau's baldige Rückkunft lebhaft verlange; er forderte Pozzo di Borgo auf sich gleichfalls bei dem Kaiser einzufinden. Gruner in Prag ward von Errichtung des deutschen Comité

in Kenntniß gesetzt, mit 4000 Ducaten versehen, um auf die Linien der Tucheler Haide, des Thüringerwaldes und Spessarts zu wirken, mit der bestimmten Weisung seine vertrauten Leute an diesen Punkten nicht eher etwas unternehmen zu lassen bis der Krieg wirklich ausgebrochen sei und einige Zeit gedauert habe; Stein beauftragte ihn ferner einen wohlfeilen Abdruck des zweiten Theils von Arndts Geist der Zeit zu veranstalten und in Preußen und dem Königreich Westfalen heimlich einführen und verbreiten zu lassen, den Druck einer geheimen Zeitung vorzubereiten, Arndt selber sobald als möglich zu senden und eine Uebersicht der in der westfälischen und sächsischen Armee dienenden Officiere, nebst Charakteristik der einflußreichsten unter ihnen und der Wahrscheinlichkeit sie sich geneigt zu machen.

Dieß alles waren nur vorbereitende Maßregeln; daß sie nicht hinreichen würden einen Aufstand hervorzurufen, hob Stein mit allem Nachdruck hervor. Auf Süddeutschland mußte ja zunächst verzichtet werden, und im Norden herrschte zwar eine dumpfe und nachtheilige Gährung, allein das Volk war kalt und langsam, und wurde außerdem durch die Mehrheit der wohlhabenden Eigenthümer und Beamten und durch eine auf Gewohnheit beruhende Anhänglichkeit an eine gesetzliche und regelmäßige Ordnung der Dinge von gewaltsamen Schritten abgehalten. Stein verlangte daher eine Invasion an den deutschen Küsten, wo möglich zwischen Elbe und Yssel, wo Land und Volk den glücklichsten Erfolg versprach; Schweden und England sollten zu diesem Unternehmen veranlaßt werden. Gruner ward angewiesen in allen den Landstrichen die zunächst berührt wurden die Vorbereitungen zu treffen, Stein selbst wandte sich an Münster um diesen für den Plan zu gewinnen, indessen Leo Lützow, der eben auf seiner abenteuerlichen Flucht aus französischer Gefangenschaft alle Länder von Spanien bis Rußland durchwandert, einen wohlorganisirten Plan regelmäßiger Nachrichten über die Franzosen mitbrachte, und Chasot den Gedanken anregte bei York Schritte zu thun wegen des Abfalls von den Franzosen. Freilich stieß der Invasionsplan auf mächtige Schwierigkeiten; der „Gasconier," wie Stein schon damals mißtrauisch den Kronprinzen von Schweden nannte, hätte lieber mit englischen Guineen eine Unternehmung nach Dänemark gemacht und diesem napoleonischen Verbündeten Norwegen abgetrotzt; die Berichte die Gneisenau von Stockholm schrieb ließen wenig ersprießliches hoffen. In England ward durch die innere Krisis das energische Verfolgen solcher Plane gehemmt. So zögerte man bis

zum Frühjahr 1813, statt daß durch die rasche Ausführung der Invasion im Sommer oder Herbst 1812 die Katastrophe in Rußland zu einer sofortigen Vernichtung der französischen Militärmacht in Deutschland hätte benutzt werden können.

Auch in der nächsten Umgebung erwuchsen manche Hindernisse; einer der oldenburgischen Prinzen z. B. übergab dem Kaiser eine Denkschrift, worin der Grundsatz durchgeführt war: man dürfe bei einer Landung in Deutschland die Völker nicht aufreizen, sondern solle die vertriebenen Fürsten durch die Kraft ihrer Landesbevölkerungen wieder in ihre Besitzungen kommen lassen; auch solle man die geheimen Gesellschaften nicht benützen. Die Antwort Steins enthüllte gleich hier den Gegensatz der nachher durch den ganzen folgenden Befreiungskampf hindurch seine und seiner Freunde Meinung mit der diplomatischen und dynastischen Politik entzweit hat. Der Grundsatz, so urtheilte Stein, wornach man ausschließlich durch die vertriebenen Fürsten handeln will, führt uns fürs erste zur Zersplitterung der Kräfte welche man thätig machen will, vertraut sie zweitens großentheils völlig unfähigen Personen und läßt eine große Masse Kräfte der eingenommenen Länder, welche jenen Fürsten nicht gehören, gelähmt und erstarrt. Eine Unternehmung welche die größte Einheit und Kraft erfordert, würde dann damit beginnen daß wir ihre Ausführung einer hannoverischen Regierung anvertrauten, deren Haupt in London wohnt, einer hessischen Regierung, deren Haupt ein unfähiger, kleinlicher, habsüchtiger Greis ist, einer Regierung von Fulda, deren Fürst seine eigene Meinung zu haben meint, einer braunschweigischen Regierung, deren Fürst schwer zu leiten ist, und einer oldenburgischen Regierung, welche bestimmt wegen ihrer Weisheit und Sittlichkeit völliges Zutrauen verdienen, aber schwerlich hinreichende Kraft und Zwang haben möchte um ihre Collegen und deren Cabinette, Minister, Generale, Kammerdiener und Maitressen auf demselben Wege vorwärts zu bringen. Mit aller Stärke zeichnet Stein das kleinliche und egoistische Treiben wodurch sich die Dynastien früher bemerkbar gemacht, und womit sie auch jetzt ohne Zweifel debütiren würden; er wollte daß der Anstoß von einer einzigen und energischen Kraft ausgehe, die auf einer weiten und edlen Grundlage ruhe und nicht durch verwickelte und fehlerhafte Springfedern gehemmt werden dürfe. „Rußland und seine Verbündeten — so lautet sein Vorschlag, den wir in den Ereignissen von 1813 wirksam sehen — senden ein Bundesheer an die deutschen Küsten, sie

laden die deutsche Bevölkerung ein sich vom französischen Joch zu befreien; der Anführer der Ausrüstung bildet einen Centralausschuß für die Länder welche er in dem Wirkungskreise seines Heeres begreift; dieser Ausschuß besteht natürlich aus den Fürsten und den Männern welche den größten Einfluß auf die von den Franzosen besetzten Länder haben; er leitet die politischen und militärischen Geschäfte; man jacobinisirt nicht die besetzten Lande, aber man organisirt die bewaffnete Masse, und man thut alles mit Einheit, Kraft und mit der einzigen Absicht des Glücks und der Freiheit der deutschen Nation, welcher die Fürsten so gut als die letzten ihrer Unterthanen das Opfer ihres Vortheils zu bringen verpflichtet sind, da sie niemals Oberherren, sondern Glieder und Unterthanen des Kaisers und Reichs gewesen sind, und die durch den Rheinbund ihnen gegebene Souveränität nichts als eine Usurpation ist." Für die geheimen Gesellschaften hatte Stein nie eine Liebhaberei; die Gesellschaft der Tugendfreunde schien ihm durch ihre guten Absichten achtbar, aber es war von ihren Werken noch nichts sichtbar geworden; sie seien, meinte Stein, in heftigem Zorn gegen die Franzosen, aber ihr Zorn komme ihm vor wie der Zorn der träumenden Schafe. Doch wenn es wohlgesinnte Personen gebe welche Geschmack daran haben, weßhalb solle man sich nicht mit dieser kleinen Schwäche abfinden.*)

Indessen hatte der Feldzug begonnen; Stein war Zeuge des Ungeschicks und der Verwirrung, welche im obersten Kriegsrath herrschte. Er begleitete den Kaiser nach Moskau und Petersburg; in der alten Czarenstadt bot das Volk das Schauspiel einer mächtigen religiösen und nationalen Begeisterung; in Petersburg, dem Sitz der Hofleute, Beamten, Kaufleute, Gewerbtreibenden und Fremden waren die Stimmungen gedrückt und kleinmüthig, der Kaiser ward dort ebenso

*) Diese Aeußerung bestätigt das Ergebniß zu welchem Voigts Monographie und Pertz (im zweiten Bande von Steins Leben) über den Tugendbund gekommen sind. Im übrigen beharrt Pertz (S. 582) auf seinen von Voigt abweichenden Angaben. Mosqua, der bei Voigt als Urheber erscheint, habe wohl die ersten actenmäßigen Schritte gethan, aber Bardeleben, welchen Stein als Urheber nannte, erscheine auch nach den Acten als thätigster Theilnehmer. Daß Auswärtige damit im Zusammenhang waren, gehe aus Dörnbergs Theilnahme hervor; ebenso hält Pertz die auf glaubwürdiger Mittheilung beruhende Behauptung fest daß die Officiere auf halbem Sold sich eifrig dem Bunde anschlossen, und daß die Auflösung des Bundes auf Napoleons Veranlassung erfolgt sei.

kalt aufgenommen, als man ihn in Moskau enthusiastisch begrüßt hatte. Stein, dem jetzt Arndt gefolgt war, blieb für die deutschen Angelegenheiten unermüdet thätig; Gruner setzte den Plan ins Werk, wornach über alles was sich im Rücken des französischen Heeres ereignete, genaue Nachrichten eingezogen, die öffentliche Meinung geleitet, das Volk gegen seine Unterdrücker aufgeregt, die feindlichen Couriere aufgefangen werden sollten. Ein Netz von festangestellten Beobachtern war über ganz Deutschland ausgebreitet und durch vertraute Reisende jede Bewegung des Feindes belauscht. Pertz theilt uns außer der Instruction, die Gruner seinen Agenten gab, persönliche und locale Einzelheiten mit, die über den Umfang der angeknüpften Verbindungen Aufschluß geben. Freilich war es dem unermüdlichen und äußerst gewandten Manne nicht lange vergönnt diese agitatorische Thätigkeit zu üben. Weder der österreichischen Polizei in Prag noch den Afrancesados in Berlin, unter denen Kalkreuth, Wittgenstein, Staatsrath v. Bülow namhaft gemacht werden, blieb das Ziel seines Wirkens verborgen, und Gruner ward schon im September — auf Betrieb der preußischen Polizei! — verhaftet. Metternich überzeugte sich aus seinen Papieren von der Ausdehnung der eingeleiteten Verständnisse, und wie uns Bignon versichert, warnte der österreichische Minister den Gesandten Napoleons vor dem bösen Geist in Preußen, der leicht eine Erschütterung oder einen Aufstand hervorrufen könne. Il ne faut pas, heißt es in Metternichs Schreiben, confondre les forces de la nation avec la volonté du roi. Es war dieselbe Politik, welche die Bewegung des Frühlings 1813 als „jacobinische Gährung" bezeichnete und die traurigste aller Wendungen in der Verwirrung sah, die den Souverain an die Seite seines Volkes stelle.

Auch in Rußland stießen die Plane der Insurrection auf Vorurtheile und Abneigungen. Die Bildung der deutschen Legion ging nur sehr langsam vorwärts, da der russische Dünkel, von dem wir in den geschichtlichen Aufzeichnungen eines Michailowski ein treues Bild besitzen, jeder selbständigen militärischen Action deutscher Elemente widerstrebte. Der Gedanke deutsche Truppen, die aus Napoleons Reihen übergegangen oder gefangen worden waren in die Legion aufzunehmen, hatte keinen Fortgang, weil die Brutalität und Habsucht russischer Behörden die einen verkommen ließ, die andern von einem Eintritt in die Dienste Rußlands abschreckte. Obwohl mit Gruners Aufhebung die Fäden der ausgebreiteten Verbindung, die von Petersburg über die

deutschen Küsten nach Prag liefen, zum Theil zerrissen waren, so ließ sich von einer Invasion im Norden doch ein günstiger Erfolg erwarten; war doch für die Bewaffnung des Volks durch viele Tausende von entlassenen Soldaten und Officieren, z. B. in der Mark und in Vorpommern, eine feste Grundlage gegeben. Aber die Hoffnung, daß in Rußland aus der deutschen Legion etwas gemacht würde, erwies sich als eitel; in Schweden und England, wo Stein durch Münster und Gneisenau unaufhörlich für den Invasionsplan wirkte, scheiterte die rasche Ausführung an particularen Interessen und an dem Mangel einer zugreifenden Energie. Alle diese Störungen schlugen indessen in Stein keinen Augenblick die feste Zuversicht nieder, daß der Moment der Entscheidung für Deutschland ganz nahe gerückt sei. Im September 1812, ehe noch die Katastrophe von Moskau eingetreten war, schrieb er zwei merkwürdige Denkschriften, welche die Grundgedanken seiner künftigen Politik in Deutschland zusammenfassen. Die eine über „Deutschlands künftige Verfassung", *) die andere über die „Bildung eines Verwaltungsrathes in Deutschland", die das erste genauere Bild dessen gibt was Stein mit der Centralverwaltung von 1813 wollte. Die Denkschrift über die Verfassung faßt die drei Möglichkeiten ins Auge: entweder Deutschland zu einer Monarchie zu vereinigen, oder es nach dem Laufe des Mains zwischen Oesterreich und Preußen zu theilen, oder endlich innerhalb dieser beiden großen Theile einzelne Länder unter einem Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen bestehen zu lassen. Jede dieser Einrichtungen würde nach Steins Ansicht Deutschland mehr Kraft geben; die Herstellung der alten Verfassung erscheint ihm unmöglich und wenig wünschenswerth. Er belegt diese Auffassung durch einen Blick auf den Gang der deutschen Geschichte; er warnt vor den Folgen einer Zerstückelung, die Deutschland gegenüber von Frankreich eine nur unzureichende Stärke geben, den kriegerischen Geist des Volkes zerstören und die Aufmerksamkeit von den Angelegenheiten der Nation „auf die Bewegungen der kleinen Höfe ablenke, deren Vervielfältigung für die Sitten und für eine stolze unabhängige Haltung des Einzelnen verderblich" sei. Am wünschenswerthesten erscheint ihm die Herstellung der alten Monarchie, wie er deutlich durchblicken läßt, mit Mediatisirung der meisten Fürsten. Das Volk wolle das, seit es unwürdig von denen

*) Eine Skizze davon finden wir in den Lebensbildern III. 254; es scheint das erste flüchtig niedergeworfene Concept der ausführlich ausgearbeiteten Denkschrift zu sein.

verrathen sei, welche verstehen mußten für die Gesammtheit zu sterben; für die Fürsten selber sei es eine ehrenvollere Aufgabe die Rathgeber eines großen Volkes, statt erbliche Präfecten, zu sein. Obwohl er hier den Widerstand des Particularismus im Volke offenbar zu gering anschlägt, verbirgt er sich doch im ganzen die großen Schwierigkeiten einer so durchgreifenden Restauration nicht. In diesem Falle der Unausführbarkeit, wenn man denn durchaus, um die Eigenliebe zu schonen, die Länder der vertriebenen Fürsten bestehen lassen müßte, erscheint ihm die Theilung zwischen Oesterreich und Preußen immer noch wünschenswerther als das Wiederaufwecken der Formen, die mit der Auflösung des Reiches zu Grabe gegangen waren. Ergänzend schließt sich an dieses Actenstück das Gutachten über die Bildung eines Verwaltungsrathes. In den Vordergrund wird die Nothwendigkeit gestellt „einen Mittelpunkt der Verwaltung zu schaffen, welcher den Kräften der besetzten Länder den erforderlichen Antrieb gebe, welcher sie mit Einheit, Kraft und Regelmäßigkeit einrichte und leite.“ Daß die vertriebenen Regierungen hinzuzuziehen seien, wird eben so bestimmt wie in der früher gegen den Prinzen von Oldenburg gerichteten Denkschrift abgelehnt. Die Verbündeten sollen vornherein den festen Willen aussprechen die Unabhängigkeit Deutschlands herzustellen, den Rheinbund zu vernichten; zugleich sollen alle Deutschen eingeladen werden sich mit ihnen zur Wiedereroberung ihrer Freiheit zu verbinden. Sie setzen ferner für die Dauer des Krieges einen Verwaltungsrath ein und legen ihm eine unumschränkte Gewalt bei; derselbe würde bevollmächtigt sich mit den Männern zu umgeben, welche sich des allgemeinen Vertrauens erfreuen, außerdem würden ihm die militärischen und politischen Einrichtungen wie die Leitung der öffentlichen Meinung übertragen. Diese Dictatur die Stein beabsichtigte ist, wie bekannt, nachher in der Praxis zu einer qualvollen und einflußlosen Zwischencommission geworden, deren Verlauf und Wirksamkeit den ersten entscheidenden Sieg des landesfürstlichen Particularismus über die Steinschen Centralisationsentwürfe aufweist. Wir werden unten sehen wie dieser Gegensatz zwischen einem laxen Föderalismus und einer straffen Einigung sich schon zu einer Zeit wo noch kein Russe den Niemen überschritten mit aller Schärfe geltend machte, und selbst gleichgesinnte Männer, z. B. Stein und Münster, fast ebenso sehr entzweite, wie in unsern Tagen, wo der Riß schon viel weiter nach unten eingedrungen ist, die Meinungen sich schroff und feindlich entgegenstehen.

In Petersburg war indessen Steins Anwesenheit von der allergrößten Bedeutung. In den Schwankungen die erst die falsche Siegesbotschaft von Borodino, dann die Nachricht von der Niederlage hervorrief, stand er fest wie ein Fels; wo die haltlosen Massen, sagt Pertz, von Schrecken ergriffen nur Verderben und Untergang erblickten, nur in Unterwerfung und Knechtschaft ihr Heil suchten, stand er unerschüttert, den Blick nach oben, den festen Muth des unerschrockenen tadellosen Mannes der Gefahr entgegenstemmend, das Feuer seiner Brust auf die Schwächeren ausströmend, die Willigen belebend, die Edeln vereinend, die Zweifelnden und Ermattenden aufrichtend, die Feigen und Schlechten, die Selbstsüchtigen und Verräther mit dem Blitz seines Auges, mit dem Donner seiner Rede zu Boden schlagend. Wir erfahren erst hier, nachdem uns Arndt einzelne Züge mitgetheilt, ganz genau wie tief die Entmuthigung in der kaiserlichen Familie und den höchsten Kreisen schon ging. Es ist übrigens eine sehr bemerkenswerthe und überraschende Thatsache, daß der Einzug Napoleons in Moskau, den Clausewitz vortrefflich charakterisirt indem er sagt: „mit einer Armee von 90,000 erschöpften Menschen in einem spitzen Keil 120 Meilen weit in Rußland hereingetrieben, genöthigt nach allen Weltgegenden Fronte zu machen, ohne Magazine, ohne hinreichende Munition, mit einer einzigen ganz verwüsteten Verbindungsstraße könne man nicht überwintern" — daß dieser Einzug damals unter den ersten Eindrücken ganz anders beurtheilt ward. Stein selbst, ohne entmuthigt zu werden, nennt die Räumung der Stadt unverzeihlich, und beklagt den moralischen Eindruck den das Ereigniß im In- und Auslande machen müsse. Auch Gneisenau ist sehr bitter über die russische Kriegführung gestimmt, beklagt daß seine Prophezeihung eingetroffen, die Russen würden kaum 180,000 Mann aufbringen, ihr Kriegsstoff bald erschöpft sein, große Weisheit könne man nicht von ihnen erwarten, und Napoleon werde gewiß über Smolensk nach Moskau vorgehen. Doch sieht er in dem Brande von Moskau den einzigen lichten Punkt: „es ist hiedurch ein Unterpfand zur hartnäckigen Fortsetzung des Krieges gegeben, das man rechtlicherweise lösen muß und nicht schamlos verläugnen darf." Auch Stein baute nur auf die Energie der Nation, von dem Ministerium und seiner Politik hatte er die allergeringsten Vorstellungen. Sie begreifen, schreibt er im October, das Interesse Europa's so wenig als sie Kraft haben es mit Energie zu verfolgen; wie sollen dergleichen Gedanken in ihren

trüben Köpfen erscheinen, oder dergleichen Gefühle in ihren engen Herzen wurzeln? Und in der That, mit Ausnahme des Kaisers, dessen weiche und dehnbare Natur jetzt eine ungewöhnliche Festigkeit bewährte, sah es in den obersten Kreisen kläglich genug aus; wenn man die Einzelheiten liest, kann man sich eines Lachens über den hohen, dithyrambischen Ton der nachhinkenden Hofgeschichtschreibung nicht erwehren. Stein war der Bewunderte und Gefürchtete in diesen Tagen; vortrefflich wußte er die Hoffnungslosen zu züchtigen und den schnell wieder erwachenden Uebermuth zu demüthigen. Als die Nachricht von Napoleons Rückzug anlangte, schlugen die Stimmungen am Hof, wo die Kaiserin Mutter, Konstantin, Arackschejew, Romanzoff eben noch das Bild der Verzweiflung geboten hatten, rasch in Siegesstolz um. Die Kaiserin Mutter, die kurz zuvor um Frieden gefleht, rief jetzt: „Fürwahr, wenn von dem französischen Heere Ein Mann über den Rhein ins Vaterland zurückkommt, werde ich mich schämen eine Deutsche zu sein." Bei dieser Rede wechselte Stein die Farbe von Roth zu Weiß, und plötzlich sich erhebend brach er in die Worte aus: „Ew. Maj. haben sehr Unrecht dieß zu sagen, und zwar vor den Russen zu sagen, welche den Deutschen so viel verdanken. Sie sollten nicht sagen: Sie werden sich der Deutschen schämen, sondern sollten Ihre Vettern nennen, die deutschen Fürsten. Ich habe in den Jahren 1792 ff. am Rhein gelebt; das brave deutsche Volk hatte nicht Schuld; hätte man ihm vertraut, hätte man es zu brauchen verstanden, nie wäre ein Franzose über die Elbe, geschweige die Weichsel und den Dniepr gekommen." Die Kaiserin, anfangs bestürzt, sah rasch ihr Unrecht ein und erwiderte: „Sie haben Recht, Herr Baron, Ich danke Ihnen für die Lection."

Die eine Ueberzeugung hatte indessen Stein gewonnen, daß ungeachtet aller Kraftanstrengungen weder die aufgebotene Macht, noch die vorhandenen Feldherrn, noch die Staatsmänner eine ganz feste Bürgschaft für die Zukunft boten. Er legte dieß in seinen Briefen an Münster ausführlich dar, und war unausgesetzt bemüht England zu einer kräftigen Thätigkeit emporzurichten, damit den Russen der Rückzug abgeschnitten werde. Die Correspondenz zwischen ihm, Münster und Gneisenau, die Pertz mittheilt, gibt den Beweis, daß damals eigentlich die große Coalition von 1813 in Bewegung gebracht worden ist, trotz unsäglicher Hindernisse die aus den englischen und schwedischen Verhältnissen, aus der Stellung der verhandelnden Personen und selbst

aus der äußern Schwierigkeit raschen Verkehrs hervorgingen. Doch schritten die Dinge, wenn auch langsam, vorwärts; sogar mit Oesterreich ward schon damals angeknüpft.*) Wohl hatte Stein zu klagen über das englische Zögern in der Ausführung der Landung zu einer Zeit wo auch ein kleines Heer die größte Wirkung in Deutschland hervorbringen mußte, und noch bitterer war er über das verderbliche Eingreifen der lilliputischen schwedischen Angelegenheiten in die europäischen, allein seine Rathschläge fanden doch allmählich Eingang. Seit dem Rückzug der französischen Armee, deren völligen Untergang er schon in den ersten Novembertagen voraussagte, machte er ein neues Moment geltend das vielleicht entscheidend wirkte. Der Sieg war nun gewiß, es galt ihm das richtige Ziel zu geben. Es regten sich in Rußland Eroberungsgedanken, und die Partei, „welche in Europa einen auf Gerechtigkeit und die wahren Vortheile der Völker gegründeten öffentlichen Zustand herstellen wollte", war wie begreiflich die schwächste. Russen und mit ihnen besonders eifrig die vornehmen Polen sprachen von einer Ausdehnung des Reiches wenigstens bis an die Weichsel, von der Wiederherstellung Polens und dessen Union mit Rußland. Die Briefe die Stein darüber an Münster richtete, und worin er aufs dringendste vorstellt, daß jetzt England womöglich im Einklang mit Oesterreich dazwischentreten und „diesen wilden Planen" eine Gränze setzen müsse, sind Meisterstücke von politischem Scharfblick und staatsmännischer Sehergabe. Vortrefflich setzt er einmal die Gefahren auseinander, welche aus solchen Planen für die mitteleuropäische Unabhängigkeit erwachsen müßten, aber nicht minder schlagend sagt er das Schicksal einer scheinbar unabhängigen Verbindung des wiederhergestellten Polens mit Rußland und den Ausgang eines Volkes voraus, das aus Edelleuten, Juden und tiefgebeugten Leibeigenen bestehe, und das durch eine zweihundertjährige Anarchie durchaus verbildet sei. Münster, Gneisenau, Pozzo di Borgo werden von ihm aufgeboten um auf der einen Seite Rußland von dem Stillstehen am Niemen abzuhalten, und auf der andern, wenn es den Niemen überschritten, England als Correctiv gegen die „wilden Pläne" auf den Kampfplatz zu drängen. Rußland, so rieth er, solle jetzt rasch seine Vortheile bis an die Elbe verfolgen, Preußen und Oesterreich mit fortreißen, den Kriegsschauplatz zwischen

*) „Die gewünschte Negotiation zwischen Rußland und Oesterreich ist im Gange und wird heimlich betrieben," schreibt Münster am 3. Nov. 1812.

Rhein und Elbe aufschlagen, England die Landung beschleunigen, das Land zwischen Elbe, Yssel und Rhein militärisch organisiren, und zugleich müsse man eine politische und gesellige Ordnung ausdenken, welche die Ruhe Europa's gewährleiste. Eine Einrichtung Deutschlands und Italiens, die sie zu großen Massen bilde, sei eine der ersten dieser Bedingungen; vor allem aber sei dahin zu wirken, daß die Russen vor völliger Trägheit oder vor einem ungeschickten Gebrauch ihres Einflusses bewahrt würden. Es gelang ihm das schwierige Werk, so daß ein kundiger Zeitgenosse (General Pfuel) ihm das Zeugniß geben konnte: Ohne Stein würde das russische Heer nicht über den Niemen, nicht über die Weichsel gegangen sein.

Am imposantesten erscheint der unvergleichliche Mann in der unermüdeten Fürsorge womit er neben einer nach allen Seiten hin gerichteten Thätigkeit immer die deutschen Angelegenheiten scharf im Auge behält. Kaum hatten die Verhältnisse sich einigermaßen günstig gestaltet, noch vor dem Rückzug und der Auflösung der französischen Armee, war es eine seiner dringendsten Angelegenheiten darauf zu denken wie man Deutschland seine alten Gränzen, die Vogesen und Maas zurückgeben und ihm eine feste Verfassung sichern könne. In einer Denkschrift vom 5/17. November, einem der wichtigsten unter allen Actenstücken, legte er dem Kaiser den Plan der Befreiung Deutschlands klar und rücksichtslos auseinander, und sprach nun offen den früher nur angedeuteten Grundsatz aus, daß weder die vertriebenen noch die bonaparteschen kleineren Fürsten einen Anspruch auf Wiedereinsetzung haben dürften. Alle Mittel und Kräfte des künftigen Kampfes, alle Wege die deutsche Nation in Bewegung zu bringen, die ganze Organisation und Leitung des Krieges sind hier zusammengefaßt und in einem beredten und begeisterten Tone dem Kaiser der Beruf des Befreiers als eine zugleich humane und politische Forderung vorgestellt. Alexander beschloß nun Romanzoffs Entlassung, die Stein, ohne ihn zu nennen, deutlich genug gefordert hatte, und erklärte ihm er werde den Krieg fortsetzen. Je näher aber die Möglichkeit einer Umgestaltung in Deutschland kam, desto mehr schieden sich auch schon die Meinungen; dieselben Gegensätze die heute noch, und zwar viel ausgedehnter und verbitterter als damals, die deutsche Welt entzweien, treten jetzt in der Correspondenz Steins und Münsters scharf und lebhaft hervor. Der Gedanke einer centralisirenden Staatsordnung ist jetzt bei Stein zum festen, ins einzelne ausgeprägten Glaubensartikel geworden, während

Münster ebenso bestimmt die laxere, föderative Form eines Staatenbundes vertritt. Für Stein sind die Fürsten nur „Werkzeuge" die ihm in diesem Augenblick „vollkommen gleichgültig" erscheinen; eine Herstellung alter zerfallener Formen hieße ihm das System einer militärischen künstlichen Gränze auf den Ruinen der alten Ritterburgen gründen zu wollen, und die Ideen Vaubans, Coehorns und Montalamberts verwerfen. „Mein Glaubensbekenntniß," schreibt er am 20. November an Münster, „ist Einheit; ist sie nicht möglich, ein Auskunftsmittel, ein Uebergang. Setzen Sie an die Stelle Preußens was Sie wollen, lösen Sie es auf, verstärken Sie Oesterreich mit Schlesien und der Kurmark und dem nördlichen Deutschland mit Ausschluß der Vertriebenen, reduciren Sie Baiern, Würtemberg und Baden, als die von Rußland begünstigten, auf das Verhältniß vor 1802, und machen Oesterreich zum Herrn von Deutschland, ich wünsche es, es ist gut wenn es ausführbar ist; nur denken Sie nicht an die alten Montaigues und Capulets und an diese Zierden alter Rittersäle; soll sich der blutige Kampf den Deutschland 20 Jahre unglücklich bestanden, und zu dem es jetzt wieder aufgefordert wird, mit einem Possenspiel endigen, so mag ich wenigstens nicht Theil daran nehmen, sondern kehre in das Privatleben freudig und eilig zurück." Münster war anderer Meinung; er war nicht Augenzeuge der gräulichen Wirthschaft in Deutschland seit 1806 gewesen, und hatte nur die Anschauungen eines hannover'schen Ministers, dem selbst Rußlands Vorrücken bis an die Weichsel nicht so bedenklich erschien, als die Aufhebung des deutschen Vielfürstenthums. Er überreichte dem Prinz-Regenten ein Gutachten, worin die Bildung einer zusammenhängenden hannoverschen Macht über Norddeutschland, die Wiederherstellung der ganzen alten welfischen Macht als zeitgemäß empfohlen war. Und so tief war das Mißtrauen gegen Preußen und seine Ausdauer gewurzelt, daß selbst Gneisenau in einem Briefe vom 2. November Münster rieth Norddeutschland für das hannoversche Haus zu erobern und dem Lande die englische Verfassung zu geben! Münster nahm sich mit Wärme der Dynastien und des vielgegliederten deutschen Staatenwesens an.*) Was sich gegen preußische Militär- und Beamtenhierarchie und für

*) Es ist derselbe Brief den die Lebensbilder III. 251 ff. mittheilen, wahrscheinlich nach dem Concepte, woraus sich einzelne Verschiedenheiten erklären lassen.

die Vortheile sagen ließ, welche die bunte Individualisirung Deutschlands in kleine Staaten und Regierungen gewährte, ist hier in beredten Worten zusammengefaßt; Pertz unterläßt es indessen nicht daran zu erinnern, daß Münster selbst später zu den Bekehrten zählte. Die Frage, sagt er, über die Zweckmäßigkeit des später eingeschlagenen Wegs — alle die kleinen Fürsten, selbst des Rheinbunds, theils noch bereichert und in ihren Souveränetätsrechten wenig beirrt anzuerkennen, und ihnen zu gefallen eine deutsche Bundesverfassung ohne strenge Einheit und ohne Gewähr der Unterthanenrechte herzustellen — diese Frage hat Münster, durch die Erfahrung seines eigenen Lebens belehrt, im Jahre 1827 mit voller Ueberlegung dahin beantwortet: daß der König von Großbritannien in einem gleichen Falle wie 1814 jetzt nicht mehr geneigt sein würde dahin zu wirken, daß den deutschen Fürsten eine volle Souveränetät zugestanden werde.

So lagen sich schon in dem Augenblick wo das deutsche Land noch unter französischer Gewalt stand, die Gegensätze unversöhnt gegenüber, welche die nächste Generation und die Gegenwart aufs tiefste bewegen. Auf die von nun an beginnende Epoche von Steins Leben, die ihn von der Memel an die Seine führt und neben den grandiosesten Erfolgen des von ihm angefachten Kampfes seiner innern Politik die ersten schweren Schläge bereitet, werden wir in einem zweiten Aufsatze zurückkommen.

Mit dem Ueberschreiten des Niemen war Stein einem wesentlichen Ziele seiner Bemühungen näher gekommen; der Krieg wurde nun ein allgemeiner, und die russischen Erfolge von 1812 konnten für Deutschland erst recht fruchtbar werden. Die That Yorks war in solch einem Augenblick von entscheidender Wichtigkeit; sie gab das Signal zur Erhebung Preußens, zur Auflösung des Rheinbundes, zur Vertreibung der Franzosen aus Deutschland. Den gewichtigsten Preis dafür hat später König Friedrich Wilhelm III. selbst in einer eigenhändigen Erklärung ertheilt, die er der Uebersetzung des Segur'schen Feldzuges in Rußland beischrieb: „Die That des Generals York," hieß es da, „wird dereinst in der Geschichte um so glänzender erscheinen, wenn man sie als Gegenstück zu den zahlreichen Beispielen so vieler Staatsmänner und Befehlshaber betrachtet, welche die ihnen übertragene Gewalt mißbrauchten, indem sie nur ihre eigenen Zwecke und Ideen im Auge hatten, die sich aber, wo es auf Verantwortung ankam, hinter höhere Autoritäten flüchteten und ihre Fürsten Be-

schwerden bloßstellten, die zu vermeiden ihre Schuldigkeit gewesen wäre. Die Convention bietet ein bedeutsames Beispiel wie ein treuer Diener, durch die Umstände zu einem selbständigen Entschluß gedrängt, seinem König die ihm anvertrauten Truppen und seinem Vaterland die Vortheile einer augenblicklichen Entscheidung sichern, die Nachtheile der Verzögerung abwenden konnte, ohne weiter zu greifen als ihm gebührte, indem, wenn der von ihm gethane Schritt zurückgethan werden sollte, nichts erforderlich war als ein einziges Opfer, wozu er sich selbst weihte, auch in diesem Fall wie immer bereit seine Treue mit seinem Blut zu besiegeln, wie er sie durch sein ganzes ruhmvolles Leben vor- und nachher bewiesen hat."

So lautete freilich das Urtheil erst dann, als die reifen Früchte der That gepflückt und genossen waren; damals, unmittelbar nach der Convention von Tauroggen, war ein peinlicher Moment der Spannung eingetreten, der sich auch in dem Kreise der thatkräftigen Männer in Königsberg bemerkbar machte. Das Volk war, wie der Erfolg sehr bald bewies, zu den außerordentlichsten Opfern bereit; aber wie die Sache zu lenken, welche Form und welche Richtung zu geben sei, darüber waren die Meinungen der Einflußreichsten selber, je nach ihrer Individualität, vielfach abweichend. Steins Ankunft wirkte insofern vortrefflich, als sie den werdenden Verhältnissen einen festern Rückhalt und einen raschern Impuls gab, wie nur er ihn geben konnte; allein daß es ohne Störungen und Differenzen nicht abging, sehen wir aus einer schlichten und anziehenden Erzählung Schöns, die Pertz unter den Beilagen mitgetheilt hat. Steins unruhige, anspornende, eingreifende Persönlichkeit, Yorks Eigensinn und Auerwalds bedächtige Vorsicht konnten nicht immer so einträchtig zusammengehen; ein Glück nur daß im entscheidenden Augenblick immer das große Ziel nach dem alle strebten die bedrohte Harmonie wiederhergestellt hat. Der ungewisse Zustand zu Berlin und die Isolirtheit der Erhebung in Ost-Preußen weckte die schwersten Bedenken; selbst eiserne Naturen wie York waren in der unruhigsten Spannung. „Jetzt," schrieb er am 13. Januar an Bülow, „jetzt ist der Zeitpunkt uns ehrenvoll neben unsere Ahnen zu stellen, oder, was Gott nicht wolle, schmählich von ihnen verachtet und verläugnet zu werden. Erkämpfen, erwerben wollen wir unsere nationale Freiheit und Selbständigkeit; sie als ein Geschenk erhalten und annehmen heißt die Nation an den Schandpfahl der Erbärmlichkeit stellen und sie der Verachtung der Mit- und Nach-

welt preisgeben. Handeln Sie, General; es ist absolut nothwendig, sonst ist alles auf ewig verloren. Glauben Sie es mir, die Sachen stehen hier sehr schlimm. Entferne ich mich von hier, so ist das Corps aufgelöst und die Provinz in Insurrection; wo kann das hinführen? Das ist nicht zu berechnen."

So hemmend diese Ungewißheit und die oft abweichende Ansicht der Einzelnen wirkte, so war doch Steins kurze Anwesenheit von eingreifender Bedeutung; er gab der Erhebung des Landes den Anstoß, er legte die Mittel das begonnene Werk fortzusetzen in die rechten Hände, überzeugt daß sich nunmehr die Lawine wachsend und immer wachsend den Abhang hinunterwälzen würde. Bald erfolgte die Entscheidung in Berlin; Hardenberg vermochte den König nach Breslau zu gehen, und damit das letzte dünne Band das ihn an den französischen Einfluß knüpfte zu zerreißen. Daß Hardenberg vom ersten Momente an wo der Umschwung der Ereignisse wieder eine freie Bewegung möglich machte, keinen andern Gedanken hatte als die Bonaparte'schen Ketten abzuschütteln, steht außer Zweifel; die Franzosen selbst haben uns im einzelnen erzählt, wie geschickt er den gutmüthigen St. Marsan und den dummen Augereau zu dupiren wußte, und durch Hippel haben wir erfahren wie äußerst vorsichtig er selbst vor den scheinbar einflußreicheren seine Abfallsgedanken zu verbergen verstand. Einzelnes in diesem entscheidenden Spiel voll Duplicität und diplomatischen Geschicks wird uns wohl erst dann ganz aufgeklärt werden, wenn auch Hardenbergs Papiere einmal rücksichtslos vor die Oeffentlichkeit gelegt sind. Thatsache ist es, daß die Patrioten von Steins und Gneisenau's Richtung ihr Mißtrauen gegen die Hardenbergische Politik nur schwer völlig niederkämpfen konnten, und erst sehr allmählich die feste Ueberzeugung gewannen, daß es ihm wenigstens nicht an gutem, wenn auch an festem Willen fehlte. Für die Zeiten der Krisis und des Schwankens war er freilich ganz der rechte Mann; Steins Ungeduld und Eifer hätte zehnmal die Sache verdorben und den Umtrieben der Gegner geholfen, wo Hardenbergs vorsichtige Geschmeidigkeit jeden unzeitigen und verfrühten Bruch aufhielt. Denn noch gab es in Preußen eine eigentlich französische Partei, aus militärischen rottenboroughs der Zeit Friedrichs II., aus kurmärkischen Junkern und ehrsüchtigen Beamten gebildet; sie belauerte jeden Schritt der von der Unterwürfigkeit gegen Napoleon zu entfernen schien. War doch noch in Breslau, wie uns Pertz erzählt, Stein ihren Spionerien aus=

gesetzt und — freilich zu spät — der französische Gesandte auf ihn aufmerksam gemacht. Auch fehlte es Hardenberg durchaus an dem durchgreifenden Willen alle die Elemente, die hemmend und ungünstig waren nach Steins Rath kurzweg zu beseitigen; ja es scheint beinahe als habe man den Weg der in Ostpreußen so aufopfernd und heldenmüthig betreten worden war, in Breslau nur zögernd und halb wider Willen gebilligt. Diensteifrige Beamte berichteten viel von dem Tugendbund der das alles gemacht haben sollte, von einer „Volksregierung" die sich bilden werde u. s. w. — kein Wunder wenn man in der unmittelbaren Umgebung des Königs an Insurrectionen, Verschwörungen und provisorische Regierungsgewalten dachte. Bei Hardenberg regte sich zudem eine andere Sorge: er fürchtete Stein möchte Ansprüche auf den Rücktritt in den Dienst machen, und ihm ein gefährlicher Rivale werden. So lag der Retter Preußens und Deutschlands todtkrank am Nervenfieber darnieder, nur von den Prinzen Wilhelm und August, Blücher, Scharnhorst und wenigen andern mit Aufmerksamkeit behandelt: der König ließ nicht einmal nach seinem Befinden fragen, den Mitgliedern des Hofes ward, wie Pertz versichert, „verboten in irgendeine Verbindung mit Stein zu treten, oder seinen Zustand zu erleichtern." Erst durch Alexanders Ankunft und die äußerst zuvorkommende Behandlung, die von ihm dem Kranken zu Theil ward, schlug die Hofluft um; Stein war jetzt ebenso gesucht, wie früher gemieden. Freilich fanden die Feigen und Charakterlosen bei ihm keinen nachsichtigen Empfang; sie wurden mit beizender Lauge des Spottes und der Verachtung übergossen, und rächten sich dann später an dem todten Löwen durch schmähende Verkleinerungen. Aber der Rath sich von diesen „Insecten" zu säubern, und eine ähnliche Epuration vorzunehmen wie sie früher Napoleon in seinem Interesse durchgesetzt, dieser Rath fand weder bei dem König noch bei dem Staatskanzler Eingang, bis man an den Früchten zu spät bereuen lernte das Nothwendige unterlassen zu haben.

Inzwischen hatte der Kalischer Vertrag die Verhältnisse vorläufig festgestellt; Pertz tadelt vom preußischen Standpunkt aus nicht den Vertrag, sondern nur daß Hardenberg, aller Warnungen ungeachtet, es unterließ die Ausführung zu sichern. Durch das Zögern der Engländer war Steins richtiger Plan, jede russische Scheinrestauration von Polen zu hindern, nun nicht mehr leicht durchzuführen; man mußte sich die Russen als Nachbarn zwischen Schlesien und Ostpreußen ge-

fallen lassen. Erlangte indeß Preußen die Bildung eines zusammenhängenden Staates in Norddeutschland, so war, nach Steins und Scharnhorsts Meinung, die Ausdehnung Rußlands in Polen noch zu verschmerzen; allein eben diesen Vortheil zu sichern bewies nachher Hardenberg nicht festen Sinn genug. Nach der sächsischen Seite hin trat man anfangs mit annehmlichen Vorschlägen auf, und die Bedingungen unter denen man Sachsens Beitritt zur Coalition zu erreichen suchte, waren im Verhältniß zu der Verstärkung die Sachsen gab günstig genug. Die Weigerung erst weckte in Stein feindliche Gedanken gegen die sächsische Dynastie; ein Bericht, den er am 11. April an Nesselrode schickte, spricht zwar den Plan einer Einverleibung Sachsens noch nicht aus, bereitet aber doch auf die Möglichkeit den König zu umgehen einstweilen vor. Daß für die Fürsten des Rheinbundes zunächst keine Bürgschaft ihrer Existenz geleistet ward, das lag allerdings in dem bekannten Kalischer Aufruf vom 25. März. „Er verkündete," sagt Pertz, „den festen Entschluß der Befreiung Europa's und besonders Deutschlands, die Auflösung des Rheinbundes, die Herstellung der deutschen Verfassung in lebenskräftiger Verjüngung und Einheit, ohne fremden Einfluß, allein durch die deutschen Fürsten und Völker und aus dem eigenen Geist des deutschen Volks. Er entsprach in allem dessen gerechten Wünschen, und muß den Anmaßungen der Rheinbund-Souveränetät gegenüber als die feierliche Versicherung betrachtet werden in deren Glauben Deutschland zu den Waffen griff und seine Befreiung erkämpft hat."

Inzwischen nahmen die Dinge nicht den raschen Gang den Stein erwartet und gewünscht hatte. Die zögernde, furchtsame Kriegführung Kutusows, die zuwartende Stellung Oesterreichs, das Preisgeben und Isoliren des in den meisten Theilen Niederdeutschlands erwachenden Volksgeistes, das waren keine Ergebnisse wie sie die Zeugen der Katastrophe von 1812 hoffen durften. Die Fürsten boten zum guten Theil noch immer lieber ihre Kräfte für den Unterdrücker auf als für die Befreiung; Minister, Officiere und Hochgestellte gaben, das einzige Preußen ausgenommen, der muthlosen Stimmung nach, welche die Politik der Rheinbundstaaten leitete. Auch Goethe sprach damals das vielberufene Wort: „Der Mann ist euch zu groß, ihr werdet eure Ketten nimmer zerbrechen, sondern nur noch tiefer ins Fleisch ziehen" — worauf Stein, als er es erfuhr, ganz ruhig äußerte: „Laßt ihn, er ist alt geworden!" Am peinlichsten wirkte die Zögerung Oesterreichs,

das offenbar seit der Auflösung der großen Armee durch Unterhandlungen zwischen beiden kriegführenden Parteien Zeit zu gewinnen suchte, um sich dann auf den Kriegsfuß zu setzen, und entweder im Bund mit Preußen oder auch mit Baiern und Sachsen eine Mittelmacht zu bilden, die zwischen den im gegenseitigen Kampf geschwächten Russen und Franzosen das Schiedsrichteramt üben könne. Die herzlichen Ergießungen Metternichs gegen den Grafen Otto, deren Aufrichtigkeit freilich cum grano salis zu verstehen ist, die Besorgnisse Otto's es werde der antibonaparte'schen Partei gelingen den Grafen Metternich, „le premier partisan de l'alliance française," zu beseitigen, der gewiß sehr aufrichtige Aerger des Wiener Staatsmannes über das „ferment Jacobin" in Preußen, die glückwünschenden Aeußerungen nach der Schlacht bei Großgörschen, die „viele Leidenschaften beschwichtigt und manche Chimären zerstreut haben könne" — dieß alles ist aus Fain und Bignon bekannt genug um hier keiner weitern Darlegung zu bedürfen.

Wie weit aber auf der andern Seite Oesterreich gegangen ist in der Annäherung und vielleicht dem Einverständniß mit Preußen und Rußland — diese Frage scheint ihre genaue und vollständige Beantwortung erst noch aus künftigen Veröffentlichungen erwarten zu müssen. Man hat neulich die Vermuthung geltend gemacht es hätten schon in den ersten Momenten der Erhebung Einverständnisse zwischen den beiden Monarchen Oesterreichs und Preußens statt gehabt, und die unläugbaren Verhandlungen zwischen Wien und Berlin hätten zum Ziel einer ganz im geheimen betriebenen Uebereinkunft geführt, welche die Grundlage der spätern Allianz gewesen sei. Da hätte denn Gentz noch einige Rechtfertigung erhalten für die berüchtigte Phrase: nur der hohen Eintracht der verbündeten Cabinette habe Deutschland seine Befreiung zu danken! Es wird dabei besonderer Werth auf den Umstand gelegt, daß die ersten Anträge Baierns in die Coalition einzutreten, die schon im Anfang des Jahres 1813 an die preußische Regierung gelangten, dort keine Erledigung fanden, sondern daß die baierischen Unterhändler an Oesterreich gewiesen wurden.

Pertz hat dafür eine andere Deutung; an Oesterreich sagt er einmal, von welchem man den Anstoß für Süddeutschland erwartete, hatte Preußen die baierischen Anträge gewiesen — und an einer andern Stelle erwähnt er noch einmal des angenommenen Grundsatzes daß, wie Preußen in Norddeutschland, so Oesterreich in Süddeutschland die

vorwiegende Stimme gebühre. In der That war diese dualistische Vorstellung der erste vage Umriß einer künftigen Gestaltung Deutschlands, wie sie von Anfang an selbst bei Stein Wurzel schlug; nur wäre es von Interesse zu erfahren ob man von vornherein dieser Anschauung die Wichtigkeit eines festen politischen Grundsatzes einräumte und nur aus diesem Grunde Baiern nach Wien wies? Wahr ist es, gegen jene Vermuthung sehr früher Einverständnisse zwischen Wien und Berlin sprechen mancherlei innere Gründe. Schon das Verhältniß der beiden Staaten zu Napoleon war ganz verschieden. Während Preußen in dem Allianzvertrag mit Napoleon (24. Febr. 1812) ganz die Stelle des Gedemüthigten einnahm und das im elften geheimen Artikel des Vertrags ausgesprochene Verbot, „Preußen dürfe keine selbständige Aushebung und militärische Bewegung unternehmen,“ im Grunde am prägnantesten den mißtrauischen und feindseligen Geist beider „Verbündeten“ charakterisiren konnte, war Oesterreich durch den Vertrag vom 14. März 1812 in einer viel günstigern Lage, und Schwarzenberg konnte damals an Neipperg alles Ernstes schreiben:*) es seien die zwischen dem Wiener und französischen Hofe bestehenden Bande der Freundschaft und des Bluts durch ein Band verstärkt worden das eine natürliche Folge davon sein mußte. Er konnte, wie die Sachen damals lagen, das österreichische Interesse als ein mit dem napoleonischen ganz identisches betrachten, und sich auf die Vortheile freuen die Oesterreich „aus einer so mächtigen Diversion im Norden unter einem hochbegabten und erfahrenen Feldherrn“ erwachsen müßten. Diese Verschiedenheit macht sich auch unter den folgenden Verhältnissen geltend; Metternich will nicht um jeden Preis den Sturz Napoleons, am wenigsten um den Preis einer deutschen Volkserhebung. Die zuwartende Politik in der ersten Hälfte des Jahrs 1813, die Unterhandlungen in Prag, in Frankfurt, ja noch in Chatillon, die für Deutschland unerträglich, für Napoleon noch sehr günstigen Anerbieten, die freundschaftlichen und vertraulichen Warnungen die noch z. B. Fürst Esterhazy im letzten Moment an Caulaincourt bringen mußte,**) dieß alles scheint klar zu beweisen daß, wenn überhaupt in der politischen Wagschale des Grafen Metternich Sympathien ein Gewicht hatten, diese eher für Napoleon als gegen ihn vorhanden waren. Das Mißtrauen

---

*) S. Lebensbilder III. S. 331.

**) Bignon XIII. S. 380.

und die Abneigung die deßhalb Stein, Münster, Gneisenau, Blücher und die russischen Staatsmänner gegen den Leiter der österreichischen Politik hegten und aussprachen, sowie der Umstand, daß in den Hunderten von einzelnen Notizen nirgends eine sichere Andeutung auf frühere Einverständnisse zu finden ist, drängt zu der Ansicht hin, daß in der Staatskunst die Metternich vertrat so wenig wie in der Politik der Romanzoff, Kalkreuth u. s. w. vorwiegende Neigung vorhanden war sich blindlings an dem Werke der Erhebung zu betheiligen, das der deutsche Norden und Osten mit dem Heldenmuthe der Verzweiflung begonnen hatten. Eine Tendenz die auf Napoleons Sturz ausging und mit der preußischen Erhebung im Einverständniß war, konnte weder im Frühjahr 1813 den schon erhobenen Arm zur Vernichtung des französischen Einflusses lähmen helfen, noch in Prag und Frankfurt dem Imperator solche Zugeständnisse bieten wie sie geboten worden sind.

Der Beginn des Kampfes, die blutigen Tage von Großgörschen und Bautzen regten in Steins Brust den Sturm der gewaltigsten Gefühle auf, erhebende Freude über die geglaubten Erfolge der deutschen Waffen, Niedergeschlagenheit und Verstimmung über den nothwendig gefundenen Rückzug und die schweren Verluste, Hoffnung auf den endlichen Sieg der guten Sache, zunächst auf den Beitritt Oesterreichs, Besorgniß vor halben Maßregeln, vor einem schimpflichen Frieden, die lebhafteste innigste Bewunderung des preußischen Volks und Heers, tiefer Unwillen gegen die deutschen Fürsten, deren feige Anhänglichkeit allein dem Feind ihres Vaterlandes seine Erfolge möglich gemacht und die sofortige Befreiung Deutschlands vereitelt hatte. Seine Briefe geben davon einen treuen Abdruck; aus ihnen spricht auch die Ahnung daß für seine Wünsche und Hoffnungen auf Deutschlands innere Umgestaltung bis zum Gelingen noch ein weiter und schwieriger Weg durchzumachen sei. „Nicht in meinen Händen," schreibt er einmal an die Prinzessin Wilhelm, „sondern in denen einer liebenden, waltenden, die Herzen lenkenden Vorsehung liegt die zukünftige deutsche Verfassung; erwägen Ew. königl. Hoheit wie viele Menschen mit wie vielen entgegengesetzten Ansichten darauf Einfluß haben werden." Mit England war er sehr unzufrieden; seine Briefe an Münster klagten bitter darüber daß man nur an hannoversche Vergrößerungen denke, und während das Schicksal der Welt auf dem Spiel stehe sich um Minden und Ravensberg zanke, „damit die hannoverischen Minister von Hannover nach

Osnabrück nur auf classischem guelfischen Boden reisen können." Beide Freunde geriethen hart aneinander, und Stein mußte außer der Anspielung auf den „ehemaligen Minden'schen Oberpräsidenten", die ihm als Antwort auf den „hannoverischen Minister" zu Theil ward, manch bittern und gegründeten Vorwurf über die preußische Politik und ihren unzuverlässigen Charakter hören — Anklagen die freilich Stein am wenigsten trafen. „Ich weiß aus alter Bekanntschaft," schrieb Münster wieder einlenkend, „daß Ihre Vorwürfe nicht übel gemeint sind. Nicht für mich, aber für andere, für Schweden, selbst für die armen deutschen Fürsten, bitte ich um das suaviter in modo." Damit allerdings traf er Steins unzugänglichste Seite. Den Fürsten schrieb er es zu daß der Krieg so hinausgezogen und so blutige Opfer nöthig wurden um die Franzosen über den Rhein zu drängen; gegen sie finden sich daher in seinen Briefen die härtesten Aeußerungen. Münster selbst gab seinem „suaviter in modo" bald eine sehr beschränkende Auslegung. „Ich will," schrieb er schon im September, „die Fürsten gewiß nicht schonen, die wie Sachsen sich betragen. Er verdient geächtet, nicht geachtet zu werden. So der Baier und württemberger ...., wenn sie nicht bald herumkommen."

Indessen hatte Stein mit den peinlichsten Schwierigkeiten zu kämpfen. In dem obersten Verwaltungsrath jener gemischten, von fremden Mächten eingesetzten Behörde, die man eben der Uneinigkeit der deutschen Regierungen verdankte, war seine Stellung eine äußerst delicate; auf der einen Seite stand er im Namen Rußlands da und überwarf sich selbst mit befreundeten Männern, die ihn des „Moskowitisirens" beschuldigten; auf der andern wurde er auch von vielen Russen mit Mißtrauen und Abneigung angesehen. Befreundet und gleichgesinnt waren Kotschubey, Uwaroff und einige andere zum ausdauernden Kampf entschlossene Männer; von Nesselrode's Tüchtigkeit und Selbständigkeit, von Gurieffs gutem Willen hielt Stein nicht viel mehr als früher von Romanzoff. Um so dringender war die Nothwendigkeit sich durch Oesterreich zu verstärken. Die erste Notiz von einer bestimmten Annäherung erhielt Scharnhorst; seine Wunde von Großgörschen hatte anfangs keine Besorgniß erregt, vielmehr unternahm er eine eilige und anstrengende Reise nach Wien, um dort durch seine Gegenwart die Entscheidung herbeizuführen. Kurz vor der Hauptstadt traf ihn eine geheime Botschaft des Grafen Metternich, mit dem dringenden Ersuchen auf der Stelle umzukehren, damit nicht seine Anwesenheit den Franzosen be-

kannt werde; Oesterreichs Beitritt sei bereits gewiß. So reiste er mit derselben Eile, ohne Schonung und Erholung, zurück bis Prag, wo die durch die große Anstrengung verschlimmerte Wunde ihn aufs Lager warf, von dem er nicht wieder erstehen sollte. Oesterreich war allerdings von den Ereignissen des Jahrs 1812 überrascht worden, und mußte erst seine Kräfte wieder sammeln und streitbar machen wenn es zu der erstrebten Stellung eines unabhängigen Vermittlers gelangen wollte. Oesterreich — so beurtheilt Pertz die Politik jener Tage — versuchte durch Unterhandlungen mit den kriegführenden Theilen Zeit zu gewinnen, um aus dem Zustande der Entblößung in den der größten Kraftentwicklung überzugehen und dadurch seiner Entscheidung den Erfolg zu sichern. Wohin diese Entscheidung ausfallen solle scheint von Anfang an nicht bestimmt gewesen zu sein; man gab beiden Theilen vertrauliche Versprechungen und sicherte sich dadurch die Möglichkeit die weitere Entwicklung der Ereignisse abzuwarten. Denn so gefährlich und unerträglich die bisherige Herrschaft der Franzosen gefühlt und eine Befreiung davon aufrichtig ersehnt wurde, so bedenklich erschien doch auch die von Osten her langsam aber unaufhaltsam gegen das mittlere Europa vorrückende Macht Rußlands, welches in den letzten Jahren durch Finnland seine Hauptstadt gedeckt, durch die Eroberung von Bessarabien die Verbindung Oesterreichs mit dem schwarzen Meere in seine Gewalt gebracht, an der untern Donau auf Serbien sowie auf die griechischen Christen in Montenegro und den ungarischen Gränzländern einen sehr fühlbaren politisch-geistlichen Einfluß gewonnen hatte, und nun, nach Eroberung des Herzogthums Warschau, ein höchst gefährlicher unmittelbarer Nachbar ward. So suchte Graf Metternich die Kräfte Oestreichs zu sammeln, und, bis zu dem Augenblick wo man selbständig und gerüstet auftreten könne, beide Theile über den Entschluß in Ungewißheit zu halten. Diese Politik schloß denn freilich ein Abkommen mit Napoleon nicht aus, das, wie die vor den Prager Conferenzen und in diesen gemachten Anerbietungen es wollten, den französischen Kaiser im Besitz der Rheingränze, der Niederlande, der Schweiz ließ und ihm seinen Einfluß auf den Rheinbund und Italien auch fernerhin einräumte. Für die Staatsmänner und Feldherren deren Ausdruck Stein war, hatten solche Vermittlungsplane etwas wahrhaft entsetzendes, und wir sehen aus seinen Briefen daß er kaum in den Jahren der Knechtschaft schmerzlichere Seelenleiden durchgemacht hat als in diesen Tagen der ungewissen Entscheidung. Er wurde

bitterer und gereizter als je; wie er selber einmal schreibt, „Menschenekel und Tintenscheu“ nahmen täglich bei ihm zu. Niebuhr, der durch seine noch reizbarere Persönlichkeit wenig gemacht war in solchen Zeiten mit dem aufgeregten und leidenschaftlichen Mann sich zu vertragen, sah die Dinge nicht minder trüb an; mit dem Schmerz von Steins Schroffheit und Härte zurückgestoßen zu sein, mischten sich die düstersten Ansichten von dem Gang der Dinge. Seine Briefe tragen das Gepräge pessimistischer Anschauung und sind voll von herben Urtheilen über die österreichische Politik und Regierung, selbst zu einer Zeit wo Oesterreich schon in die Coalition eingetreten war. Der gebundene und niedergehaltene Geist der österreichischen Bevölkerung im Vergleich mit der damaligen Erhebung Preußens erweckt ihm Grausen; er will lieber lebendig begraben sein als da leben. Wenn es jemals Unruhen in diesen Ländern geben sollte, so könnten sie nur durch die gröbsten Interessen hervorgerufen sein.*) Auch russische Staatsmänner wie Ouwaroff haben wenig Vertrauen zu der Leitung der österreichischen Politik, und klagen über den antideutschen Geist des Wiener Cabinets, und das ebenfalls zu einer Zeit wo Oesterreich schon in die Coalition eingetreten war.**) „Im Jahr 1809“, schreibt Ouwaroff, „war das Volk bewunderungswürdig, die Armee schön und vom besten Geist belebt; aber die Führer wußten keinem dieser Elemente zu entsprechen. Die Stadions allein gingen gerade aus; der Tod Friedrich Stadions ist ein großes Unglück. Zu aller Zeit waren es die Hintergedanken welche die Minister in Oesterreich verdorben haben; die heutigen scheinen davon nicht geheilt zu sein.“ Auch Stein klagt bitter über den „flachen, unmoralischen und doppelsinnigen Metternich“ und dessen Eitelkeit, Pfiffigkeit und Leichtsinn; er wendet auf ihn das Wort des Mephistopheles an:

Ein Kerl der finassirt,
Ist wie ein Thier auf dürrer Haide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und ringsumher liegt schöne grüne Weide.

Er zittert vor dem Gedanken: Napoleon möge vor Ablauf des Waffenstillstandes zur Vernunft gekommen sein und das österreichische Ultimatum angenommen haben. Sehr richtig sieht er der Metternich'schen Politik ihren eigentlichen Grundfehler ab: die flache und bequeme Be-

*) Brief vom 11. Oct. aus Prag, unter den Actenstücken S. 690.
**) Brief vom 22 Oct., unter den Actenstücken S. 693.

rechnung die sich vor jeder kräftigen Maßregel scheue, sich das Ziel nahe stecke und sich mit kümmerlichem Flickwerk behelfe, statt mit allen Mitteln einen edleren Geist in der Nation aufzuwecken. Er erinnert an den kühnen und aufstrebenden Sinn der die Politik des Ministeriums Stadion geleitet und im Jahr 1809 Oesterreich die Bewunderung der Welt erworben; das neue Ministerium, setzt er hinzu, strebte seit dem Frieden den Curs zu verbessern, den Frieden zu erbetteln, die Armee zu desorganisiren, den Geist der Nation zu lähmen, man hoffte durch allerlei diplomatische Künste das große Problem der Regeneration Europa's zu lösen, und es gelang zum Theil: „Die Nation war und ist lau, die Armee schlägt sich nicht sonderlich, niemand vertraut weder auf den schwachen Regenten noch auf seinen egoistischen, kalten, schlauen Minister, der zwar rechnet, aber ohne Tiefe; er ist ein guter Buchhalter, aber kein großer Mathematiker.“ Als dann endlich der Beitritt Oesterreichs zum Bunde erfolgt war, schrieb Stein: wir verdanken ihn nächst Gott dem klugen Benehmen Humboldts und Anstetts, der Tollheit Napoleons, den edlen Gesinnungen des Kaisers Alexander, der Beharrlichkeit des Königs und des Staatskanzlers, nicht der weichlichen egoistischen Politik Metternichs und seines guten Kaisers.

Der Beitritt Oesterreichs veränderte die Lage der Dinge, insofern sich nun andere Elemente und Richtungen im hohen Rathe der Entscheidung geltend machten. Die unausfüllbare Kluft die Metternichs und Steins Tendenzen auseinander hielt war sehr bald aufgedeckt: in der auswärtigen wie in der innern Politik. Selbst Münster begreift nicht wie man das französische Gebiet gern als heilig erklären möchte und beim Anblick des Rheins „von einer Art Hydrophobie“ ergriffen werde; er hofft daß man über die „rohe Idee“ eines Friedenscongresses, die Metternich noch nach den Tagen von Leipzig nicht aufgeben wollte, glücklich hinwegkomme. Stein ist der festen Ueberzeugung daß man ohne „die Tollheit Napoleons“ in Prag einen verderblichen und höchst elenden Frieden erhalten haben würde, und spricht seinen Mißmuth in den Worten aus: „Die Allianz mit Oesterreich hat die Masse der Materie, nicht der Einsichten vermehrt.“ Nicht minder scharf trat der Gegensatz für die innern Angelegenheiten Deutschlands hervor. Stein wünschte die Dinge in den Grundzügen festgestellt, so lange noch der Kampf gegen den gemeinsamen Feind die Zwietracht der Einzelnen niederhielt und die Entscheidung nicht vor das Forum eines europäischen Congresses gezogen ward; er wollte, da eine Theilung

Deutschlands in zwei große Massen, Oesterreich und Preußen, nicht möglich war, daß man die Kaiserwürde, den Reichstag und die Reichsgerichte in verbesserter Gestalt wiederherstellen und in den einzelnen Fürstenthümern repräsentative Verfassungen einführen möge. Humboldt und Hardenberg waren, die Wiederherstellung von Kaiser und Reich ausgenommen, damit einverstanden; von österreichischer Seite dagegen wurden Gedanken über eine sehr lose und laxe Verbindung der deutschen Staaten laut. Stein drängte — noch vor der Schlacht bei Leipzig — auf die Entscheidung hin; Kraft zum Widerstand nach außen, im Innern Sicherheit des Eigenthums und des Lebens für den Einzelnen scheinen ihm die Hauptpunkte, Verstärkung der Macht des Kaisers, der Macht Preußens, Verminderung der Macht der Reichsstände, Zerstörung des Rheinbundes und aller französischen Einrichtungen die Mittel zu sein. Auch Münster sieht eine große Gefahr in der Unbestimmtheit der künftigen Form Deutschlands; der Herstellung der Kaiserwürde ist er damals noch geneigt. Er kann sich wohl Bündnisse unter den deutschen Staaten denken, die auch ohne Kaiserwürde eine Art Consistenz erlangen würden; bei dergleichen Vereinigungen würden aber die Fürsten allein die contrahirenden Theile sein und die Unterthanen bloße Sklaven werden. Eine dem ähnliche Entwicklung ist nachher in dem degenerirten Bundestag wirklich eingetreten, und hat die Wirkungen gehabt deren Zeugen wir gewesen sind.

Wie angelegentlich Stein zu jeder Zeit mit den Verfassungsangelegenheiten beschäftigt war, beweist namentlich ein merkwürdiges Actenstück aus der allerersten Periode des deutschen Freiheitskampfes; es sind neun Fragen, die er schon Ende Aprils 1813 an Gagern richtete, und die zwischen den Zeilen deutlich genug die Antwort lesen lassen. „Besteht die Freiheit Deutschlands", fragt er, „allein in der Macht der Fürsten, oder in der Freiheit der Einwohner und der Kraft der Nation? Wie ist eine Constitution möglich die beides gewährt? Wurde es gewährt durch die Constitution von 1648? Durch die Constitution von 1802? Hat die Nation oder fremder Einfluß die Constitution gebildet? Wie sind die Fürsten entstanden, wie haben sie ihre Pflicht in den großen Krisen des dreißigjährigen Krieges, des Revolutionskrieges erfüllt? Wie und durch welche Mittel soll der Kaiser Macht und Ansehen erhalten, und in den Stand gesetzt werden Gehorsam zu bewirken von den großen Staaten, da man dieses schon vor der Auflösung der deutschen Reichsverfassung nicht vermochte? Und wer soll

reichsgerichtliche Urtheile gegen die großen Stände vollstrecken? Wer soll die Reichsarmee in Frieden verwalten? Der Reichstag und die 15 bis 16 übriggebliebenen deutschen Fürsten, ihre Cabinette? Wie soll in alles dieses Kraft, Einheit, Nationalität gebracht werden?" Es sind dieß im ganzen die nämlichen Fragen die jetzt, nach vier Decennien, ihrer genügenden Erledigung harren.

Noch vor der Leipziger Entscheidung erfolgte der Abschluß des Rieder Vertrags, des ersten entscheidenden Siegs den die österreichische Auffassung über Steins Tendenzen davontrug. Es war durch diese und ähnliche Verträge, wie Stein vollkommen klar einsah, ein Weg betreten der zu einem durchaus entgegengesetzten Ziele als dem seinigen führte; durch Versicherung der vollen Oberherrlichkeit, mit Uebergehung aller Rechte des Landes, genehmigte man, wie Pertz in seiner scharfen und einschneidenden Beurtheilung des Rieder Vertrags sagt, die 1806 erfolgte Unterdrückung der ständischen, mediatisirten und reichsstädtischen Rechte, und begründete einen Zustand der Rechtlosigkeit wie er unter der deutschen Reichsverfassung nie bestanden hatte noch bestehen durfte. Man bestätigte zugleich die gewaltsame Zerstörung des deutschen Reichs ohne Vorbehalt, und genehmigte einen Zustand völliger Auflösung der verschiedenen Bestandtheile Deutschlands, wobei die Rechte der Nation für nichts zählten und sie selbst nur einer herabgewürdigten Zukunft, gleich der Italiens, überlassen werden sollte. Diese Worte schneiden doppelt tief ein, wenn man die unermeßlichen Opfer sich aus den Aufzeichnungen der Zeitgenossen wieder frisch vergegenwärtigt, und jene erschütternden Schilderungen liest die uns hier von der blutigen Walstatt bei Leipzig gegeben werden. „Wir verdanken," schrieb Stein drei Tage nach dem großen Völkersiege an seine Frau, „diese großen Resultate nicht dem Einflusse feiger Staatsmänner, elender Fürsten; sie sind hervorgebracht durch zwei blutige, thatenvolle, lorbeer- und thränenreiche Feldzüge — durch viele blutige Schlachten; und bei Lützen, Bautzen, Teltow, Dresden, Katzbach, Kulm, Dennewitz, Bledin, Leipzig wurde der Saamen gestreut zu der schönen Erndte die uns erwartet." Gneisenau, der beim ersten Wiedersehen nach dem Siege mit Stein den festen Entschluß gefaßt daß nun der Krieg nur mit Napoleons Entthronung enden dürfe, fand kaum einen Ausdruck für seine Freude den übermüthigen Feind niedergeworfen zu haben. „Der Staat" schrieb er, „ist gerettet, der Thron befestigt. Wir sind zwar arm geworden, aber jetzt reich an kriegerischem Ruhm, und stolz auf die wiedererrungene

Nationalunabhängigkeit. Diese Güter sind mehr werth als die unermeßlichsten Reichthümer bei fremder Herrschaft."

Wir sehen nun Stein in der bewegten, dornenvollen Thätigkeit die ihm seine Stellung in der obersten Centralverwaltnng bereitete; hier freilich lernte er zuerst den wiedererwachten Geist des dynastischen Particularismus erkennen, und in den Conflicten die ihm daraus fast bei jedem Schritt erwuchsen, lag eine sehr rasche Rechtfertigung der Vorschläge und Forderungen die er beim Beginn des Kampfes gegen Münster so eifrig vertheidigt hatte. Auch jetzt suchte er, freilich für den Erfolg schon zu spät, seinen Lieblingsgedanken wieder Eingang zu verschaffen. In einer Denkschrift vom 30. Oct. verlangte er man solle die Verwaltung der Länder durch Gouverneure leiten lassen, die Gewalt der Fürsten vermöge des den Verbündeten zustehenden Eroberungsrechts bis zum Frieden suspendiren und sie selber bis dahin aus dem Land entfernen. Aber sein Einfluß war schon im Abnehmen begriffen. In der Nation freilich genoß er ein Vertrauen welches sich am bezeichnendsten in der Thatsache abspiegelt daß Officiere der verbündeten Heere den bekannten Professor der Geschichte und des Staatsrechts Nicolaus Vogt in Frankfurt aufsuchten und ihm die (seltsame) Frage stellten: ob Stein nach den Reichsgesetzen zum deutschen Kaiser gewählt werden könne? eine Frage die Vogt, Metternichs ehemaliger Lehrer, unbedenklich bejahte! Allein auf den obersten Rath der Diplomaten und Staatsleute, bei denen jetzt die entscheidende Stimme war, übte Stein nur noch mittelbaren Einfluß. Indem er die Stelle bei der Centralverwaltung übernommen, war er aus der für die Gegner gefährlichsten Position verdrängt und dem Schauplatz der entscheidenden Entschlüsse ferner gerückt worden. Alexanders Umgebung war nicht von der Art daß sie ihn zu großen und durchgreifenden Planen stählen konnte; um sie, um Metternichs und der Rheinbündischen Einflüsse zu neutralisiren, hätte es der unmittelbaren und gegenwärtigen Thätigkeit Steins bedurft — und eben dieß war ihm durch die mühevolle und undankbare Arbeit der Centralverwaltung unmöglich gemacht. Die schlaffe und langsame Verfolgung des bei Leipzig geschlagenen Feindes, der Aufenthalt in Weimar, das einseitige Anknüpfen von Fiedens-Unterhandlungen, die Vorschläge die man noch in Frankfurt durch St. Aignan machen ließ, die öffentliche Erklärung von 1. Dec., worin man sich nach zwanzigjährigen französischen Mißhandlungen gewissermaßen entschuldigte daß man Frankreich selber angriff — dieß

alles war natürlich nicht nach Steins Sinn; kaum gelang es ihm noch das in Frankfurt wieder recht laut hervortretende Friedensgelüste Metternichs mit Erfolg zu bekämpfen, und noch einmal durch persönliche Dazwischenkunft den russischen Kaiser zu energischen Entschlüssen anzufeuern. Freilich wurde mit dem Ueberschreiten der Gränze und dem raschen Angriff so lange gezögert bis Napoleon wenigstens kleine und nothdürftige Kräfte des Widerstandes gesammelt hatte.

Zu der saumseligen und unzureichenden Thätigkeit welche die meisten Rheinbundstaaten und die wiedereingesetzten Fürsten für die deutsche Sache an den Tag legten, stand der ungeduldige Restaurationseifer und die Gier allen alten Wust wiederherzustellen in einem bezeichnenden Gegensatz. In Hannover, so erzählt Pertz, errichtete der zuerst eingetroffene Herzog von Cumberland ein Reiterregiment mit ausschließlich adeligen Officiren; es war diese Truppe, welche mit Ausnahme weniger Officiere, anderthalb Jahr drauf allein aus dem ganzen hannoverischen Heere, von ihrem muthlosen Obersten geführt, das Schlachtfeld von Waterloo verließ und den fleckenlosen Glanz der hannoverischen Waffen trübte. Ueber das Treiben einzelner Rheinbundfürsten, namentlich Friedrichs von Württemberg, macht Stein in seinen Briefen sich im stärksten Tone Luft; über den restaurirten Kurfürsten von Hessen brach er gleich anfangs in die Worte aus: „Was kann das alles helfen? Geben sie mir Kanonen; mit Vernunftgründen ist bei dem nichts auszurichten!“ Fast überall schlief man, wie Sack aus Hannover schrieb, eingelullt durch die erbärmlichen alten Manieren und Formen, unter die man das Land wieder gestellt hatte; in Deutschland wie in der Schweiz ward der Sieg über die Fremdherrschaft gleich im ersten Momente zur unvernünftigen Reaction ausgebeutet. Wie weit dieß ging, beweist ein merkwürdiger Brief Duwaroffs an Stein. „Man wolle,“ klagt der Russe schon im November 1813, „Aufklärung ohne ihre Gefahren, d. h. ein Feuer das nicht brenne. Man werfe Napoleon und Montesquieu,*) die französischen Armeen und die französischen Bücher, alles in einen Sack; man sei ungemein freigebig mit den Redensarten: „die Religion sei in Gefahr,“ die „Moral bedroht,“ „Anhänger fremder Ideen,“ „Illuminat,“ „Phi-

*) Daß Montesquieu's Werke zu den „entnervenden“ gehörten, wußte der treffliche Duwaroff wahrscheinlich noch nicht; es blieb diese Entdeckung einer nachgebornen Weisheit vorbehalten, an der, wie bekannt, alles von Nerv, Energie und schöpferischer Kraft übersprudelt.

losoph," „Freimaurer" seien die Titel womit man sich aufs zuvorkommendste bediene. Die Früchte dieser Staatskunst haben wir wuchernd aufgehen und reifen sehen. Nicht am wenigsten widerwärtig ist die dem nachgebornen Geschlecht eingeflößte Geringschätzung der besten und schönsten Periode unserer Geschichte, und die verkehrte Neigung die Erhebung und den Kampf nur durch das trübe Medium der Eindrücke die gefolgt sind, anzuschauen und zu beurtheilen.

Als man den Rhein überschritten, war es wieder Stein der die Einrichtung und Verwaltung der eroberten französischen Landstriche geleitet hat; es war dem Geächteten von 1808, dem „nommé Stein" wohl die Genugthuung zu gönnen daß er nun in zwanzig eroberten Departements die Verwaltung und Regierung Napoleonischer Gebiete besorgte. Allein im großen Gang der Dinge war nicht zu verkennen daß andere Einflüsse als die Stein'schen anfingen zu überwiegen. „Alle Nachrichten," hatte Gneisenau am 29. Dec. 1813 mit richtiger Voraussicht geschrieben, „treffen darin zusammen daß in Frankreich wenige Truppen und schlecht bewaffnet, und nicht vom besten Willen beseelt, zusammen sind. Ist dieß wirklich der Fall, und begehen wir nicht sehr große Fehler, so mögen wir auf Paris losgehen. Aber ich sehe oft durch Unentschlossenheit und Trägheit die vielversprechendsten Entschlüsse scheitern, und will daher nicht voreilig in meinen Voraussagungen, sondern fein mißtrauisch sein."

In der That zögerte man mit den Bewegungen, bis Napoleon die Möglichkeit gegeben war seinen meisterhaften Feldzug von 1814 zu beginnen, und den Weg nach Paris wenigstens theuer genug zu verkaufen. Im Hauptquartier zu Langres standen sich die Parteien mit Heftigkeit gegenüber; Metternich als Mittelpunkt der Friedenspartei hatte durch die Person des Oberfeldherrn die Möglichkeit in Händen die militärischen Unternehmungen der Verbündeten diplomatisch zu bestimmen, Hardenberg bewies schon hier jene Nachgiebigkeit bei besserer Einsicht, die nachher seine Thätigkeit in Wien geleitet hat, einzelne militärische Autoritäten wie Knesebeck suchten aus strategischen Gründen darzuthun daß man über Langres nicht hinausdürfe, und die englische Diplomatie, sowohl Cathcart und Stuart als Castlereagh selbst, wurden ohne Mühe von Metternich geleitet. Nimmt man hinzu daß in Kaiser Alexanders Umgebung nur Pozzo di Borgo, der um diese Zeit in Langres eintraf, für eine energische Fortsetzung des Kampfes gestimmt war, so läßt sich denken an wie dünnen Fäden noch

in diesem Augenblick der entscheidende Sieg über Napoleon hing. Doch siegte noch durch Alexanders Einfluß, der an Stein, an Blücher, Gneisenau, Grolman, den Prinzen Wilhelm und August Stützen fand, der Entschluß des Krieges, aber er stimmte doch zugleich zur Abhaltung des Congresses von Chatillon, dem letzten Versuch der Friedenspolitik, der Bonaparte'schen Sache einen Rüweckg aus der Sackgasse zu bereiten.

Es fehlte nicht an Klatschereien und Zwischenträgereien, namentlich durch Stuart und Metternich, um das Vertrauen des Kaisers auf Stein zu unterwühlen. Die Besorgniß lag nahe der Congreß von Chatillon möchte am Ende doch die Franzosen zu dem in Prag und Frankfurt verfehlten Ziel hinführen, oder, wie Münch sich ausdrückt, „Bonaparte einmal vernünftig sein und die vorgeschlagenen Bedingungen blindlings annehmen" — und wir haben durch Bignon erfahren wie wenig dazu gefehlt hat dieß Zeil wirklich zu erreichen. Stein ist hier schon ziemlich bei Seite geschoben; die Unterhandlungen geschehen, trotz ihm und ohne ihn, er ist mit dem verworrenen Knäuel der Verwaltung, Organisation, Bewaffnung und Verpflegung beschäftigt, indeß die bonapartisirende Diplomatie auf dem Punkte steht den Hauptpreis des Kampfes, die Vernichtung der napoleonischen Herrschaft noch vor Thorschluß hinzugeben. Die Begebenheiten an der Seine und Marne um die Mitte Februars, die Unfälle welche die vereinzelten und zusammenhanglosen Abtheilungen des schlesischen und des großen Heeres erlitten, waren zum Theil der halben und doppelsichtigen Politik zuzuschreiben, welche aus dem diplomatischen Hauptquartier auf das politische herüberwirkte. Durch Steins Briefe lernen wir in das Gewebe hineinschauen, in dem außer Castlereagh selbst Hardenberg jetzt gefangen war; nach Frieden rief man als Blüchers Heer an der Marne geschlagen war, und wiederholte den Ruf noch lauter auf dem Rückzug von Montereau nach Troyes. Stein und Pozzo wurden zurückstoßend behandelt; es schien einen Augenblick, wie die Verhandlungen von Lusigny zeigten, als werde Alexander selbst der allgemeinen Entmuthigung nachgeben.

In einer Denkschrift an den Prinz-Regenten legte Stein diese Verhältnisse offen auseinander: „Se. kaiserl. Majestät, heißt es darin, schreiben die Hindernisse vorzüglich dem österreichischen Cabinet zu, und können nur ihr Bedauern darüber ausdrücken daß Lord Castlereagh demselben nicht mehr Thätigkeit und Kraft einzuflößen gesucht hat. Indem er in die friedliebenden Absichten dieses Hofes einging, hat er denselben in gewissem Maße aufgemuntert die kriegerischen Unter-

nehmungen nicht zu verfolgen. Da seine Meinung wesentlich vorwog, so gelang es ihr auch Preußen nach sich zu ziehen, und das hat die traurigen Erfolge herbeigeführt, welche der Kaiser beweinen zu müssen glaubt. Se. kaiserl. Majestät hat davon einen unwiderleglichen Beweis erhalten durch das Rescript worin Kaiser Franz dem Fürsten Schwarzenberg den Uebergang über die Seine bei Nogent verbot, und welches dem Kaiser erst bei der Rückkehr in Troyes mitgetheilt worden ist."

Indessen erfolgte durch Blüchers kühnen und erfolgreichen Griff die Entscheidung; das große Heer mußte jetzt den Weg nach Paris antreten, und die bonapartisirende Vermittelungspolitik hatte ihr Spiel verloren. Von der Stimmung in welcher die Urheber und Förderer der deutschen Erhebung in Paris einzogen, geben ein paar kurze Schreiben Gneisenau's und Steins eine treue Vorstellung. Gneisenau schrieb vom Montmartre aus an Gruner im Lapidarstyl: „Paris ist unser. Der Tyrann wird gestürzt. In diesem Augenblick wird er für vogelfrei und des Thrones für verlustig erklärt. Vorgestern hat sich unsere Armee wieder vortrefflich geschlagen. Wir haben 49 Kanonen erobert. Von uns ward der Montmartre gestürmt. Gestern hielten wir den Einzug. Früher konnte ich nicht schreiben. Es war dieß fast unmöglich. Seit dem 9. Februar sind wir in der angestrengtesten Thätigkeit. Unsere Armee hat Wunder gethan." Stein schreibt: „Nur wenn ich das Gefühl das sich über mein ganzes Dasein verbreitet, mit dem des Drucks und des Leidens vergleiche das neun Jahre mich ergriffen hatte — nur diese Vergleichung setzt mich in Stand den ganzen Umfang meines jetzigen Glücks, die Größe meines vorigen Leidens zu würdigen."

Die künftige Organisation Deutschlands war indessen nicht aus dem Auge verloren; da der Vertrag von Chaumont eine Bundesverfassung für Deutschland verheißen hatte, arbeitete Stein die bekannte Denkschrift vom 10. März aus,*) welche die Grundzüge der zu schaffenden Verfassung aufzeichnet. Haben zwar darin die kühnen und durchgreifenden Entwürfe von früher schon dem Einfluß der Zeitumstände weichen müssen, so ist doch damit ein entwicklungsfähiger Anfang gegeben. Trennung einer kräftigen ausübenden Gewalt (des Directoriums) von der gesetzgebenden (der Bundesversammlung), zu der auch

*) Früher in den Lebensbildern III. 88 f. und in den von Pertz herausgegebenen Denkschriften Steins S 14 veröffentlicht.

landständische Abgeordnete hinzutreten, ein oberstes Reichsgericht die Bildung von Landständen in jedem Territorium, Einheit des Zollwesens und Aufhebung der Binnenzölle, Sicherheit der Person vor willkürlicher Haft und Bürgschaft einer geordneten Rechtspflege, Abzugsfreiheit und Freizügigkeit, das Recht seine Beschwerden gegen die Behörden drucken zu lassen — das sind die Fundamente einer Verfassung die Deutschland jedenfalls eine glücklichere Periode bereitet haben würde als die war die zunächst hinter uns liegt. Es ist sehr wahr was Pertz sagt: „Die großen Mächte würden durch eine solche Organisation und durch die Hebung eines kräftigen Nationalgefühls der Welt das Schauspiel der Selbsthülfe der verlassenen und von oben aufgegebenen Völker, das vernichtende Bewußtsein ohnmächtiger Ergebung in den Jacobinismus auf Thronen und in Hütten, und das schauderhafte Bild der Entsittlichung und Auflösung Deutschlands erspart haben." Und wo sind wir heute, nachdem die Ideen und Bedürfnisse die damals kaum erst angeregt und nur in kleinen Kreisen verstanden waren, eine unermeßliche Ausbreitung in der Masse der Nation gewonnen haben und auf die Dauer nicht mehr zu überwältigen sind? Uns graut selbst vor der Möglichkeit eine Wiederholung der Periode von 1818—1848 zu erleben, und die giftige Aussaat ähnlicher Art in einem verbissenen, gewaltsam aus der gesunden Thätigkeit in die brütende Contemplation zurückgedrängten Geschlecht einst gereift zu sehen!

Was uns die Geschicke auch bringen mögen, es thut noth an der Zeit der Erhebung uns aufzurichten, und, wie es in den Jahren der Vorbereitung geschehen, in uns selber den Ernst, die Strenge, die Aufopferungsfähigkeit großzuziehen, die jenes unvergeßliche Geschlecht zum Sieg geführt hat. Das Vorbild eines Mannes wie Stein war, mit dieser Tiefe eines frommen gläubigen Gemüths und dieser diamantenen Härte und Festigkeit des Willens, sollte unserm Volke viel näher gerückt werden als es bis jetzt möglich war. Züge aus dem Leben einer solchen Persönlichkeit, Sprüche und Thaten, in einem schlichten Volksbuch zusammengedrängt, müßten auf die Erhebung und Kräftigung des Sinnes auch in der Masse der Nation viel wohlthätiger einwirken als alle die dürftigen Nothbehelfe welche von außen her die erschütterte Religiosität und Sittlichkeit zu flicken suchen. Denn auch von uns gilt Steins Wort: „Das Uebermaß der Uebel wird das kommende Geschlecht wieder stählen, vielleicht aber auch es vollends

erdrücken und ganz verthieren, wenn wir uns nicht damit beschäftigen unsere Kinder zu den Grundsätzen zurückzuführen deren Verlassen an dem allgemeinen Untergang schuld ist."

Vierter Theil.

(Allgemeine Zeitung 1. u. 2. Januar 1852 Beilage Nr. 1 u. 2.)

Eine willkommenere Weihnachtsgabe konnte uns auf dem historischen Gebiete kaum gebracht werden als der neue Band einer Biographie, die durch den Stoff nicht minder wie durch die Behandlung ein rechtes Nationalwerk geworden ist. Doppelt willkommen in einem Augenblick der vorzugsweise geschaffen ist die Bonaparte'schen Zeiten wieder in ernste Erinnerung zu bringen. Oder liegen nicht etwa die ersten Anfänge jener russisch-französischen Verbindung vor uns die vor Kaiser Pauls Tode, und dann wieder zu Tilsit und Erfurt das Bonapartisch-russische Principat auf dem Continent vollendet hat? Und fände uns ein Doppelstoß von Osten und Westen so einmüthig, so freudig und opferbereit wie es die Gefahr der Lage verlangte? Ein Theil unserer Conservativen beklatscht die Vorgänge an der Seine, ohne sich recht zu vergegenwärtigen was alles daraus folgen mag, indeß ein Theil unserer Liberalen zum preußisch-französischen Bündniß fast unter denselben Gesichtspunkten räth, die einst die Politik Haugwitz-Lucchesini bestimmt haben.

In solchen Zeiten kommt ein Buch recht à propos, das uns in die Verhandlungen über die Frage der Herstellung Deutschlands, als unabhängiger starker Mittelmacht mitten hineinführt. Stein sah die genügende Lösung dieser Frage in der Rückgabe der an Ludwig XIV. verlorenen Westgränze, in der festen Begründung der preußischen Macht und in der Herstellung der deutschen Freiheit mittelst kräftiger ehrlich gemeinter und ehrlich geübter Bundes- und landständischer Einrichtungen. Für diese Ziele wirkte er in der Periode die der vierte Band behandelt — in der Zeit vom ersten bis zum zweiten Pariser Frieden — in Paris, in Wien und abermals in Paris. Die Darstellung der Plane, welche er entwarf, der Hindernisse, denen er begegnete, der Mittel, wodurch er sie bekämpfte, der Erfolge, welche er erreicht hat, enthüllt zugleich die innerste Geschichte der Verhandlungen, und hebt die Personen und die Verhältnisse hervor, deren Zusammenwirken über Deutschlands Zukunft auf lange hin entschieden hat.

Seitdem, fügt Pertz hinzu, sind 35 Jahre verflossen, das damalige unbefriedigte Geschlecht hat einem andern, schwerer zu befriedigenden Platz gemacht. Die Verhältnisse sind im wesentlichen geblieben. Geblieben ist vor allem, für Regierungen wie für Unterthanen, die unabweisbare Pflicht der Entsagung, der Unterordnung jedes besondern Zweckes unter das allgemeine Wohl, und die Pflicht der redlichen Anerkennung und Handhabung jedes Rechts, wenn die Freiheit, der unverbrüchlichen Einigkeit, wenn die Kraft und Unabhängigkeit des Vaterlandes für das jetzige und die kommenden Geschlechter gerettet werden soll.

Die Periode der beiden Pariser Verträge und des Wiener Congresses zeigt eine Abnahme des Stein'schen Einflusses; er selber hört auf der Mittelpunkt und Leiter der wichtigsten Dinge zu sein, und die Angelegenheiten werden mehr und mehr aus der großen nationalen Bahn, in die er sie lenkte, herausgeworfen. Das persönliche und dramatische Interesse ist nicht mehr so mächtig angeregt; wir werden in den Kreis schleppender diplomatischer Verhandlungen und Intriguen eingeführt. Es versteht sich von selbst daß dieser Band auch nicht so reich ist an neuen Aufschlüssen wie die früheren; doch kann der Biograph zu dem was Klüber, Flassan, Gagern, Schaumann u. A. veröffentlicht haben, werthvolle Ergänzungen und Berichtigungen bringen, und das Ganze, Persönliches wie Allgemeines, zusammenhängender verflechten als dieß bisher möglich war. Das gilt besonders von der Geschichte des Wiener Congresses, sie macht bei weitem den größten Theil des vorliegenden Bandes aus, und gibt ein vollständiges Bild der dort gepflogenen politischen Verhandlungen, die sich denn um Stein und die von ihm vertretene nationale Anschauung in natürlicher Ordnung gruppiren.

Bis zur Einnahme von Paris hatte sich in den Ansichten Steins und des russischen Kaisers keine wesentliche Differenz kund gegeben; erst in der Benützung des Sieges gingen beide auseinander. Die beispiellose Schonung eines überwundenen Feindes, der alle seine Gegner das Gewicht seiner Uebermacht aufs unbarmherzigste hatte fühlen lassen, ging, wie Pertz sagt, aus dem Herzen des Kaisers Alexander hervor, welcher das große Werk nicht durch Wiedervergeltung entweihen, sondern durch Edelmuth gegen die Ueberwundenen vollenden wollte. Er hoffte dadurch die so lange und mächtig aufgeregten Leidenschaften der Völker zu beruhigen, durch thatsächliche Versöhnung einen langen Zeit-

raum des Friedens und der Verträglichkeit zu eröffnen und das Glück Europa's zu begründen. Dieser Edelmuth irrte allein in seinem Gegenstande. Er behandelte die Franzosen wie ein edles, durch unverdientes Unglück gebeugtes Volk, und vertraute ihrer Dankbarkeit; aber seine Wohlthaten fielen auf einen dürren Boden. Nüchterner und praktischer sah Stein die Dinge an, er versprach sich keine Erfolge nach außen von der großmüthigen Behandlung, und setzte auf den Bestand der Zustände im Innern kein Vertrauen. „Die Eigenliebe des Volkes," schrieb er nach Hause, „ist gedemüthigt, es sieht sich besiegt und die Fremden in der Hauptstadt; das Heer wüthet über den Verlust der Dotationen, der Gelegenheiten sich vom Raube fremder Völker zu bereichern; diese Masse von Beamten die ihre Versorgung verloren haben wird durch den Mangel gestachelt auf Mittel der Erhaltung zu denken — und aus all diesem bildet sich ein Knoten von Haß, von Ränken, von Gährung, welcher uns die größte Unruhe über die Zukunft verursacht."

Die Verhandlungen über den ersten Pariser Frieden liegen zwar noch vielfach in einem Dunkel, das auch Pertz nicht hat aufhellen können, doch treten wenigstens in allgemeinen Umrissen die Thätigkeiten der einzelnen Mächte und Persönlichkeiten heraus. Steins eifrige Sorge war vor allem auf dasjenige gerichtet was die Einrichtung Deutschlands betraf; er besprach sie mit den anwesenden Herrschern, Staatsmännern und Feldherren, und drängte den Staatskanzler Hardenberg das Eisen zu schmieden so lange es heiß sei. Es wurde damals (12. Mai 1814) dem russischen Kaiser ein Entschädigungsplan vorgelegt, wornach Oesterreich und Preußen „nach dem Maßstab des Lüneviller Friedens" wiederhergestellt werden sollten. „Oesterreich," schrieb Stein, „nimmt seine alte Bevölkerung und militärischen Gränzen bis zum Bodensee zurück, Preußen erhält in Deutschland was es in Polen verlor, nebst einer Gränze am Niederrhein für die Vertheidigung von Norddeutschland und als Stütze für Holland und Belgien; alle andern deutschen Fürsten werden für die von ihnen verlangten Abtretungen vollständig entschädigt." Den König von Sachsen wollte Stein in Italien versorgt und ihm die „zur Vergrößerung Murats bestimmten Theile" zugewiesen sehen. Mainz durfte nach seiner Ansicht in keinen Fall in den Besitz einer kleinen Macht kommen, ebensowenig wie man dem deutschen Volke die „Beschimpfung" zumuthen könne zur Versorgung eines Franzosen oder Corsen zu dienen. Aber

dieß alles — darauf drang er mit ganz besonderem Nachdruck — müsse rasch geschehen. „Alle Betrachtungen erheischen gebieterisch, daß man sich beeile die Grundlagen der Abrundungen in Deutschland und Belgien und die Elemente einer Bundesverfassung in Deutschland zu bestimmen, welche dessen Nationalunabhängigkeit auf politische und bürgerliche Freiheit sichern."

Pertz meint: daß die preußischen Angelegenheiten in Paris entschieden werden mußten. Hier konnten — nach dieser Ansicht — unter dem unmittelbaren Eindruck dessen was Preußens Heer und Volk geleistet hatten, die Fragen rasch gelöst werden, die nachher zu Wien so viel Zwiespalt und Verwirrung verursachten. Preußen war noch in der Position Bedingungen zu stellen, und von der Gewährung seiner Forderungen das abhängig zu machen was die andern Mächte sich sicherzustellen im Begriff waren. Diese Betrachtung stellte Stein dem Staatskanzler vor; auch der König äußerte ihm seine Absicht; dennoch unterzeichnete, wie Pertz sich ausdrückt, Hardenberg in seinem Leichtsinn blindlings, ohne Vorbehalt und verließ Paris ohne daß irgend etwas wegen Preußens Abrundung festgesetzt worden wäre. Es begann die Zeit wo Deutschland im Cabinet an den überwundenen Gegner wieder verlor was es im Felde gewonnen zu haben hoffte. Stellte doch selbst Ludwig XVIII., der so eben aus dem Nichts gezogen war, die Art seiner Dankbarkeit gegen die Verbündeten in der unverschämten Forderung Belgiens und des linken Rheinufers zur Schau! War doch in der laxen Toleranz unserer Alliirten gegen die restaurirte französische Regierung der Vorbote jener politischen Verwicklung zu erkennen, die nachher Talleyrand zur Wien benützte, um seinerseits die Karten im französischen Interesse zu mischen.

Die Briefe Steins und Gneisenau's zeichnen den tiefen Eindruck den diese Erlebnisse in den patriotischen Kreisen hervorriefen. Gneisenau klagt bitter darüber, daß Ludwig XVIII. ganz im Geiste der Napoleonischen Politik handle, und den Ton der französischen Marschälle anschlage. Ueber Stein schreibt er, er sei immer noch so geistreich als ehedem, nur, durch häufigen Widerspruch gereizt, noch etwas „stachlicher und heftiger." Steins Stellung zu Kaiser Alexander war eine andere geworden; er befand sich nicht mehr in dem Besitz jenes überwältigenden Einflusses den er 1812 und noch 1813 geübt, vielmehr wurde seine Einwirkung schwächer, je mehr er den russischen Lieblingsgedanken von Großmuth gegen die Franzosen entgegentrat. Das äußerte sich, wie

Pertz erzählt, auch beim persönlichen Umgang in verminderter Freundlichkeit, Offenheit und Mittheilung. Damit war aber Steins Stellung überhaupt zu einer sehr schwierigen und sonderbaren geworden. Sein Mittler- und Vertreteramt der deutschen Interessen beim russischen Kaiser verlor an Bedeutung, ohne daß ihm in einer andern Position ein Ersatz dafür geworden wäre. Was er bei Alexander verlor, war im Rath der preußischen Krone nicht gewonnen; auch zu ihr stand er nur im Verhältniß eines mittelbaren Rathgebers. So kommt es daß während zu Wien selbst kleinstaatliche Minister eine gewisse politische Rolle spielen und dazu für berechtigt gelten, Stein nicht selten — und gerade bei seinen besten Entwürfen — wie ein Mann erscheint der die Politik auf eigene Hand treibt, ohne den Rückhalt eines diplomatischen Mandats oder einer Hof-Unterstützung. Auch in dieser Beschränkung freilich fiel immer und zwar um so ungemischter die persönliche Bedeutung des Mannes ins Gewicht, ja sie war es ganz allein die ihn in den Wiener Verhandlungen oben hielt. Was er in dieser schwierigen Position errungen, ist aber häufiger nach dem Schlimmen was er noch abgewehrt, zu beurtheilen, als nach dem Guten was er vollendet gesehen hat.

Der Abschluß des Friedens führte Stein in die Heimath zurück; am 10. Jun. gegen Mitternacht traf er in Nassau ein. Die späte Stunde hielt die Einwohner nicht ab ihren großen Landsmann feierlich zu empfangen. Zwei „Kosaken von der Lahn" mit falschen Lang-Bärten und hohen Lanzen erwarteten ihn an der Landstraße; sie gaben das Zeichen seiner Annäherung, alsbald ward auf dem kleinen Hause des Stein ein Feuerwerk angezündet; unter dem Geläute der Glocken und dem Jubel der Einwohner fuhr er in die Stadt ein; die Häuser waren erleuchtet, der Landsturm an beiden Seiten des Wegs aufgestellt, und alle zeigten eine Freude und Zufriedenheit, welche ihn tief rührte. Welcher Umschwung, seit er vor fast sieben Jahren kaum genesen, von hier ausging um Preußen zu retten! Er gönnte sich nur eine kurze Frist zum heimathlichen Aufenthalt; die Angelegenheiten des großen Vaterlandes nahmen seine ganze Sorge in Anspruch. Es schien eine bessere Zeit für Deutschland zu hoffen; manches sittliche Capital, das wir jetzt als verloren beklagen, war noch ungeschwächt vorhanden. „Einsicht, Bildung, Sittlichkeit, wahre Frömmigkeit, gleich entfernt von kaltem Verstandeswesen und liebloser Werkheiligkeit, war im Volk weit verbreitet, mäßige Ansprüche auf eine gerechte Theilnahme an Bestimmung

der gemeinsamen Angelegenheiten, auf anständige freie Besprechung der gemeinsamen Angelegenheiten, auf gleiche Rechte bei gleichen Pflichten, gewährten die Möglichkeit einen Zustand zu schaffen, welcher jeder Kraft ihren natürlichen Wirkungskreis ließ, und alle auf gemeinsames Fördern des allgemeinen Wohls hinleitete."

Die Hauptschwierigkeit lag damals in einzelnen Regierungen, welche fortfuhren ihr Volk nach rheinbündischen Ueberlieferungen zu behandeln.

Auf den „Sultanismen" der einzelnen Regierungen, um mit Pertz zu reden, hatte Stein sein besonderes Augenmerk gerichtet. Die Entwürfe für eine deutsche Bundesverfassung die damals von Stein, Hardenberg und dem Grafen v. Solms-Laubach ausgearbeitet wurden, sind, was die Form der Gesammtheit angeht, vielfach unvollkommen, aber sie erstreben mit aller Aufrichtigkeit einen gesunden Rechtszustand im Innern aufzurichten. Man kann über den Werth der Kreisverfassung, über die Bestandtheile des Bundes wie sie damals beabsichtigt wurden, seine Bedenken haben, immerhin konnte Deutschland auch mit so unvollkommenen Formen, wenn sie so ehrlich gefaßt als aufrichtig gehandhabt wurden, einer glücklichern Periode entgegengehen. Gerade von dieser Seite bieten die Projecte, an denen Stein damals mitarbeitete, ein hervorragendes Interesse; die Anmerkungen namentlich womit er einen solchen Entwurf (S. 49 ff.) begleitete, legen wieder ein treffliches Zeugniß ab von der staatsmännischen Voraussicht und dem ebenso freisinnigen als patriotischen Geiste ihres Urhebers. So fügte er bei dem sehr vagen Artikel über die Landstände den Zusatz bei: „Wichtige, das Eigenthum, die persönliche Freiheit und die Verfassung betreffende neue Landesgesetze können ohne den Rath und die Zustimmung der Landstände nicht eingeführt werden." Bei dem ebenso unbestimmten Satze, wornach man eine materielle Einheit herzustellen „suchen solle", schaltete er die prophetischen Worte hinzu: gemeinschaftliche Bundesangelegenheiten sind Handelseinschränkungen, Münzsachen, Zollwesen, Postwesen. „Diese Verwaltungsgegenstände können dem einzelnen Landesherrn nicht überlassen bleiben, ohne die Nachtheile einer zerstückelten und das Ganze störenden Maßregel zu erzeugen. Ganz Deutschland wird in eine Menge kleiner Zolldistricte, Postdistricte u. s. w. aufgelöst und der National-Gewerbfleiß gelähmt werden." Bei der Zusammensetzung des Bundestags bemerkte Stein: „Es ist sehr wichtig, daß die die Verfassung schützenden Elemente in dem Bundestag vermehrt werden —

und dieses würde am besten geschehen durch Zulassung von Deputirten der Territorialstände. Besteht der Bundestag allein aus Fürsten, so ist die Bürgschaft für die Dauer der innern Territorialverfassung gerade denjenigen anvertraut die ein Interesse haben sie zu untergraben und ihre eigene Gewalt auszudehnen." Gegen die Aufnahme der vereinigten Niederlande hat Stein das Bedenken daß die innern Verhältnisse des Bundes noch zusammegesetzter würden als sie es schon seien, das Uebergewicht des Einflusses werde noch mehr zersplittert und das Zerren in den Geschäften noch vergrößert. Dagegen hält er ein enges Bündniß zwischen Deutschland und Holland für unerläßlich. Die Hauptsache blieb immer daß man auf den begonnenen Grundlagen ehrlich fortbaute; kam, wie es damals die Absicht war, Stein selber als Vertreter Preußens in den Bundestag,*) so war außerordentlich viel gewonnen.

Auch durch die Presse suchte Stein auf die öffentliche Meinung zu wirken; Arndt schrieb damals, von ihm veranlaßt, die Schrift über „Künftige ständische Verfassungen", und von den Zeitungen wurde Görres' Rheinischer Merkur durch Mittheilungen unterstützt. Dieß Verhältniß zu Görres, den Stein bei persönlicher Begegnung als ehemaligen Jakobiner hart angelassen hatte, gab Anlaß zu einem sehr interessanten Schreiben, worin sich Görres über sein früheres Verhalten ausließ. „Hier bei uns," hieß es darin, „haben die Bewegungen nicht eine Stunde eher angefangen als bis durch die Präliminarien das linke Rheinufer für Deutschland noch nicht dem Worte nach, aber, wie keinem aufmerksamen Beobachter entgehen konnte, in der That wirklich aufgegeben war. Nun stieg, wie ich keineswegs zu läugnen gesonnen bin, zuerst in mir die Idee auf die Vereinigung mit Frankreich dadurch zu verhindern daß diese Länder sich unabhängig erklärten. Meine Gedanken waren, in Gemeinschaft mit Belgien, wo möglich das Elsaß mit in den Bund zu ziehen, dadurch die Schweiz mit Holland zu verknüpfen, und so einen Zwischenstaat an der Gränze Frankreichs und Deutschlands zu bilden, der sich, wenn es in letzterm Lande zu etwas gekommen wäre, leicht wieder anschließen konnte. Daß es in den Formen der Zeit geschah, wäre sehr erklärlich, aber mir fällt nicht ein als Klugheit zu geben was leicht verzeihlicher, sehr wohlgemeinter

*) Später im Julius 1815 ward der Gedanke noch einmal angeregt, und Stein stellte seine Bedingungen, aber die Sache blieb wieder unerledigt. Auch Metternich machte einmal Stein das Anerbieten dieser Stelle.

Irrthum der Jugend war." Der General Hoche, der verständigste und billigste aller französischen Generale und der ritterlichste, war für den Plan gewonnen, er war in heftigem Streit mit dem damaligen Directorium befangen, und wollte sich, im Fall eines unglücklichen Ausgangs, eine Zufluchtsstätte bei uns bereiten. Der Tod Hoche's, erzählt Görres weiter, habe dann das Unternehmen gestört; sein Nachfolger Augereau trat mit dem Antrag hervor: wenn man ihm zwei Millionen zusammenbringe, wolle er bei dem Directorium für die Unabhängigkeit wirken. Als der Vorschlag verworfen ward, erklärte er alles früher geschehene für null und nichtig, und ein französischer Commissär kam in seinem Gefolge, um die Länder auf den Fuß des Innern zu organisiren.

Eine Reihe von Briefen, die von den verschiedensten Persönlichkeiten an Stein gerichtet wurden, spiegelt die Hoffnungen und Gedanken ab mit denen man dem Moment der Congreßeröffnung entgegensah. Auf Stein wandten sich die Blicke der Patrioten mit dem größten Vertrauen. Mit der Schrift „Ueber künftige ständische Verfassungen" in der Hand — schrieb der russische General Rennenkampf, Barclay's Adjutant — habe ich überall, so lange umgespannt wurde, auf dem Markte oder in Gasthöfen mit den Leuten die sich um mich versammelten von dieser Schrift und ihrem Gegenstande gesprochen, und zu meiner Freude gesehen daß immer das erste Wort, das über die Lippen des Volkes ging Ihr Name war, und daß eine große Hoffnung im Volke lebt, die fast einzig in dem Glauben an Sie gegründet ist. „Meine Hoffnung und meine Zuversicht," schreibt Thielemann, „steht auf den Minister Stein, dem Gott bei so großen Gaben selbst diesen Namen nicht umsonst gab." Noch waren die Hoffnungen auch nach den bittern Erfahrungen des Pariser Friedens nicht gebeugt. „Glauben Sie nicht," schrieb damals der Corse Pozzo di Borgo, „daß ich Anspruch darauf mache Deutschland zu beschützen, wenn ich Ihnen nochmals wiederhole daß es nach meinem Urtheil das einzige Land ist dessen Sittlichkeit, Einsicht und Charakter die größten und sichersten Erfolge versprechen; allenthalben sonst ist Sand oder Fels, bei Ihnen ist guter angebauter Boden." „Ein vortreffliches Wort, dessen Erfüllung für Preußen wichtiger war als der Besitz von ganz Sachsen," schrieb damals Gneisenau. „Gott erhalte Ew. Excellenz" — hieß es in einem Briefe an Stein vom August 1814 — „Sie haben sich stets voran im Streit für die gute Sache befunden. Zwar rechne ich

nicht sehr darauf daß man Ihre Stimme bei dem Wiener Congreß hören wird, aber die Arbeit ist erst zur Hälfte gethan und wir müssen unser Inneres ordnen. Dieß wird weder in Oesterreich, noch Baiern, noch Württemberg geschehen, darum müssen wir in Preußen mit gutem Beispiel vorangehen, und daß dieß geschehe dafür kann niemand unabhängiger und kräftiger wirken als Ew. Excellenz. Der Staatskanzler hört auf Ihre Rathschläge und liebt Sie, er ist offen und empfänglich für alle edleren Plane. Das Gesindel um ihn werden Sie wohl verscheuchen." Freilich war gerade damals die neue Einrichtung des preußischen Ministeriums getroffen worden, die Steins Eintritt hinderte, und dem Staatskanzler und seinen Räthen und Umgebungen, wie Pertz sich ausdrückt, ein viel zu weites Feld des Einflusses beließ.

Die Eröffnung des Congresses kam näher. Den großen Interessen zur Seite ging eine Menge von kleinen und persönlichen die hier Abhülfe hofften. Wer irgendetwas verloren hatte, sagt Steins Biograph wer von Voreltern stammte denen einmal ein Unrecht geschehen war oder geschehen sein sollte, oder Erworbenes zu behaupten oder fremdes Eigenthum anzusprechen hatte oder ansprach, Johanniter und Glücksritter, Buchhändler und Geschäftsmänner, Porträtmaler und Juden, jeder dachte den günstigen Augenblick einer neuen Gestaltung Europa's zu benutzen. Pertz zeichnet in Kürze die wichtigsten diplomatischen Persönlichkeiten, nicht ohne Ironie die Sybariten wie Gentz, die ihren „Gaumen an den Tafeln aller Gesandtschaften labten." Von Gagern beklagt es der Biograph daß er trotz der eifrigsten Warnungen nicht ruhte, bis er die Niederlande zu Deutschlands Nachtheil so erweitert hatte daß dieses nicht helfen konnte als das überladene Gebäude unter dem Anstoß der Juliusrevolution zusammenbrach — Lüttich, Huy, Namur in preußischen Händen würden damals sicher Belgiens Abfall verhindert haben! Im Ganzen war übrigens eine Verbesserung der Ansichten sichtbar; die Minister der deutschen Höfe waren geneigt zur Herstellung einer vernünftigen Freiheit mitzuwirken; gewisse Fürsten selbst, betroffen durch die lebhafter und allgemeiner werdenden Beschwerden über Sultanismus, wurden geschmeidiger; ihnen gegenüber stand eine zahlreiche mächtige Partei, die Mediatisirten, welche den gewaltsam auferlegten Druck endlich abzuschütteln hofften, und durch nahe Verwandtschaft und sonstige Bande auf die Cabinette der großen Mächte Einfluß hatten.

Stein nahm in diesem Gewirre der verschiedensten Interessen und Richtungen eine eigenthümliche Stellung ein: nicht als Minister oder Vertreter irgendeiner Macht stand er unter ihnen, sondern vermochte eben nur durch seine Persönlichkeit, durch seinen festen, unbeugsamen und reinen Charakter mit Nachdruck zu wirken. Charakterlose Männer, besonders oberflächliche, seichte, geschmeidige und überzeugungslose Naturen gaben ihm die Verachtung, welche er gegen sie nicht verhehlte, mit der bittersten Feindschaft zurück, und machten jeder seiner Aeußerungen hinter seinem Rücken den Krieg. Sodann war seinem Herzen das bald überhandnehmende Mäkeln um Seelen und halbe, ja Drittheil-Seelen — wie man die Unterthanen mediatisirter Fürsten schätzte — im Innersten zuwider; und bei eigenen hohen Forderungen an die versammelten Mächte und großen Erwartungen der deutschen Nation von seiner Theilnahme dennoch in der Lage Einfluß zu besitzen, ohne ein Dienstverhältniß, kraft dessen er fortwährend den Anstoß geben und unmittelbar in die Geschäfte eingreifen konnte, hatte er eine ihm selbst wenig zusagende Aufgabe durchzuführen; man begreift daher das Gefühl von Bitterkeit welches sich seiner oft bemächtigte, sowie die Ausbrüche einer gereizten Stimmung die sich bei ihm in Wien nicht selten Luft machte. Seit der Einfluß Talleyrands sich anfing Bahn zu brechen, und die sächsische Entschädigungsangelegenheit eine ungünstigere Wendung nahm, traten diese Stimmungen besonders mächtig hervor.

Pertz hält bei der Darstellung dieser Wendungen durchaus den Stein'schen Gesichtspunkt fest: daß das preußische Interesse deutsches Interesse gewesen sei. Laut beklagt er es daß in den Verhandlungen, welche Metternich, Hardenberg und Münster über den preußischen Entwurf einer deutschen Verfassung pflogen, es dem österreichischen Staatsmann gelang bedeutende Abänderungen durchzusetzen welche in einem der wichtigsten Punkte zum dauernden Nachtheil Preußens ausschlugen. Da von einem Erbrecht des Kaiserthums keine Rede war (so lautet die Schlußfolge des Biographen), da die bisherigen Mittel der kaiserlichen Macht in den Stiftern und Erzstiftern, den Reichsständen und der Reichsritterschaft verloren gegangen waren, im Befreiungskriege aber Preußen sich in jeder Hinsicht gleichberechtigt neben Oesterreich behauptet hatte, so konnte ein wirksamer Mittelpunkt der deutschen Verfassung fortan nur in dem festen Verein beider deutschen Hauptstaaten gefunden werden. Daß dieses Gleichverhältniß auch in den Formen ausgedrückt werde, verstand sich für Staatsmänner von selbst.

Es hatten daher Stein und Hardenberg in ihrem Plane eine Theilung der Bundesspitze in der Art beabsichtigt daß Oesterreich den Vorsitz in der Bundesversammlung, Preußen das Directorium, also die Geschäftsleitung nebst deren Mitteln, der Kanzlei, dem Archiv, der Protokollführung zustehen sollte, wie einst am Reichstag Kurmainz als Reichserzkanzler das Directorium geübt hatte. Diese Bestimmung ward jetzt weggelassen; ob zum Nutzen oder Nachtheil Deutschlands, darüber kann man verschiedener Ansicht sein. Das Verhältniß eines Präsidiums und Directoriums, wie es in dem Entwurf stand, ist weder ganz klar, noch so scharf bestimmt um über die Erfolge urtheilen zu können, und das Beispiel vom Kurerzkanzler, aus der alten Reichsverfassung entnommen, fordert nicht sehr zur Nachahmung auf. Nur das eine leuchtet ein: daß der Gang der Dinge, den wir von 1817 bis 1848 und jetzt wieder wahrgenommen haben, ein ganz unglücklicher ist. Dieses Trennen und gegenseitige Paralysiren der wirkenden Kräfte und Gewichte bringt in der Maschine jenen Stillstand hervor der zuletzt selbst den Theilnehmern Schrecken erweckte; es scheinen aber alle Erfahrungen der drei Jahrzehnte vollständig verweht zu sein, und greller als je tritt wieder jene Politik zu Tage in der die zwei bedeutendsten Factoren sich nicht zur Action summiren, sondern durch Trennung sich gegenseitig aufheben. Ob die formelle Vereinigung in einem Präsidium und Directorium dieser Scheidung der Richtungen Abhülfe geben konnte, ist schwer zu sagen; augenfällig und unzweifelhaft ist nur eins; der schmerzliche Eindruck den es macht den Staatswagen von zwei nach ganz verschiedenen Seiten ziehenden Gespannen hin- und hergezogen zu sehen. . . .

Auch eine andere, den Interessen der Gegenwart nahe liegende Frage: ob gesammter oder nur patrieller Eintritt der deutschen Großstaaten in den Bund? wird in diesen Verhandlungen über die deutsche Verfassung angeregt. An den Zutritt beider Staaten in ihrem ganzen Umfang, sagt Pertz, wurde damals von niemanden gedacht; keiner von beiden wollte sich seines wesentlichen Rechts der unmittelbaren Stellung im europäischen Staatenverein begeben oder dasselbe auch nur beeinträchtigen lassen, und man hielt fest an dem Grundbegriff des deutschen Bundes als einer staatlichen Form für das deutsche Volk, welches darin einen Ersatz für das deutsche Reich finden sollte. Der einstige Vortheil der Bundeshülfe gegen Angriffe auf die nichtdeutschen Bestandtheile Preußens und Oesterreichs kam dabei kaum in Betracht,

da in solchen Fällen Deutschland niemals gleichgültig zusehen kann wenn sich Franzosen in der Lombardei oder Russen in Posen und Galizien festsetzen; wie ja auch Preußen durch den deutschen Orden begründet und Ungarn durch deutsches Blut im vieljährigen Kampf den Türken abgerungen ist.

Je mehr sich die Verhältnisse verschoben, der französische Einfluß Boden gewann, die mittleren und kleinern Staaten auf eigene Hand Politik treiben wollten, die regierenden Kreise die eingegangenen Verpflichtungen vergaßen, desto unermüdlicher drang Stein auf einen Abschluß der deutschen Verfassungsangelegenheiten. Selbst Männer wie Münster waren schon mit Bedenklichkeiten erfüllt die Stein zu bekämpfen hatte; es war die Tendenz die landständischen Verfassungen möglichst knapp zu fassen, die sich schon in den leitenden Regionen überall kundgab. „Sollen die Stände, fragte Stein in einem trefflichen Brief an Münster, nur das Recht haben Gravamina einzureichen, zu doliren? Dann ist das ganze Institut ein geistloses Machwerk, an dem kein verständiger Mensch theilnehmen mag, und das statt auf den Geist der Nation zu wirken, ihn nur noch mehr herabwürdigt." „Mir scheint, sagte er an einer andern Stelle, man legt zu viel Werth auf das Schicksal der Mediatisirten, und zu wenig auf das der Nation." Und dem hannoverischen Staatsmann rief er zu: „Ew. Excellenz kennen Deutschland nicht, wegen Ihrer langen Abwesenheit aus demselben; daher kam es daß Sie 1812 und 1813 wenig auf die Energie der Deutschen vertrauten, und daher kömmt es daß Sie jetzt an Demagogen und Demokraten glauben." In diesem Sinne versuchte Stein der deutschen Verfassungsangelegenheit von zwei verschiedenen Seiten einen neuen Anstoß zu geben, indem er den Kaiser Alexander an die aus der Erklärung von Kalisch und dem Pariser Frieden hervorgegangenen Verpflichtungen erinnerte, und andererseits auf die verschiedenen kleineren Regierungen umstimmend zu wirken suchte. Schlimm genug freilich daß der russische Czar bereits eine der letzten Stützen eines vernünftigen deutschen Rechtszustandes geworden war! Noch schlimmer daß Stein daran erinnern mußte daß der neue Absolutismus erst eine Schöpfung der Rheinbundszeit sei.

Es wäre höchste Zeit gewesen die deutschen Angelegenheiten unter Mitwirkung der meisten deutschen Staaten, nöthigenfalls der Politik von Montgelas und Friedrichs von Württemberg zum Trotze — selbständig festzustellen; aber die bekannten Verwicklungen wegen der säch-

sischen und polnischen Entschädigungsangelegenheit störten alles. Die alten Stellungen waren jetzt mit einemmale verrückt, Rußland und Preußen fanden sich ihren bisherigen Bundesgenossen England und Oesterreich gegenüber; Frankreich trat aus seinem gedrückten Verhältniß plötzlich in die Reihe der ersten Mächte, und „die kleinen Staaten und die kleinen Männer, deren Stimme bisher gar nicht gehört war, erhielten bei der Aussicht auf größere Weiterungen eine Bedeutung welche sie durch rührige Thätigkeit auf der glückbringenden Linie auszubeuten beflissen waren." In der Stellung die Oesterreich allmählich zur sächsischen Frage einnahm, sieht Pertz einen wohlberechneten Plan. In einer Unterredung mit Kaiser Franz, berichtet er, äußerte der Herzog von Weimar, er halte die Theilung von Sachsen für nachtheilig hinsichtlich der Verwaltung, und weil die Gährung in den Gemüthern erhalten werde. Das ist schon recht, antwortete Kaiser Franz, dann kommen die beiden Theile um so eher wieder zusammen.

Steins Lage war eine höchst peinliche; in diesem Gewirre von Intriguen und diplomatischen Verkettungen war sein Platz nicht. Er vermeide, schrieb er, die Gesellschaft um nicht in das diplomatische Geträtsch der Salons gemischt zu werden; die Salons, fügt er hinzu, haben einen verderblichen Einfluß auf die Geschäfte, sie vereinigen die Staatsmänner und die Ränkeschmiede und die Neugierigen, erleichtern die Verbindungen und die Ausplaudereien. Doch ist auch noch jetzt seine Thätigkeit bewundernswerth; wo er im Großen oder Kleinen rathen und anspornen kann, wo es gilt die großen Differenzen zu schlichten oder einen der kleineren Fürsten (z. B. den Großherzog von Baden) zu Herstellung eines vernünftigen Rechtszustandes zu bestimmen, überall ist sein Einfluß zu spüren. Seine Staatsschriften und Briefe aus dieser Zeit, so bitter sich seine Stimmung gegen Metternich, Nesselrode und Castlereagh auch kund gibt, tragen doch durchaus ein großes politisches Gepräge, und heben sich aus dem trüben Hintergrunde kleiner Künste doppelt imposant hervor. Doch sank seine Hoffnung auf eine befriedigende Lösung der Dinge; jene Freudigkeit und Zuversicht die er in den Tagen des heißesten Kampfes bewährt, ließ jetzt, nach dem scheinbaren Sieg, nach. Die unglaubliche Leichtfertigkeit, schrieb er am 2. Jan. 1815 in die Heimath, womit man die Geschäfte zu Paris betrieben hat, die Erbitterung, die Vorurtheile, die lächerliche Eigenliebe, der Einfluß der Händelsucher, alles das hat Verwicklungen herbeigeführt, die, was auch deren Auflösung sein mag,

schlimme und betrübte Eindrücke zurücklassen werden. Es scheint daß die Vorsehung das Ziel unserer Leiden noch nicht gesteckt hat, und daß das jetzige Geschlecht noch mehr zu dulden bestimmt ist. Ihr Wille geschehe!

Das Ergebniß des Entschädigungsgeschäftes veranlaßt den Biographen zu interessanten Betrachtungen über die Stellung Preußens. Indem Oesterreich sich aufs vortheilhafteste abrundete, sagt er, gab Preußen seinen von England, Oesterreich und Rußland verbürgten Anspruch auf Herstellung eines zusammenhängenden Gebiets auf, und ließ sich in zwei durch Hannover und Hessen von einander getrennte Hauptmassen feststellen; es erhielt dadurch eine Vertheidigungslinie von Memel bis Saarbrücken, und neben Rußland und Oesterreich nach Metternichs Absicht auch Frankreich zu Nachbarn; es verlor mit Ostfriesland seine unmittelbare Lage an der Nordsee, seine Erblande Lingen, Ansbach und Bayreuth, es verlor Hildesheim und Goslar, und nahm dagegen außer dem Verbindungslande zwischen Ostpreußen und Schlesien mit Thorn, etwa das halbe Gebiet des Königreichs Sachsen, ungefähr 1,100,000 Einwohner an beiden Seiten des Rheins bis zur Nahe, und späterhin durch Austausch Lauenburgs das schwedische Vorpommern. So strafte sich das Versäumniß von Paris. Pertz spottet über den statistischen Trost den man sich damals eingeredet: daß man ja die arithmetisch-erforderliche Zahl Seelen erhalten habe. Denn man habe die Art und Neigung der Seelen außer Rechnung gelassen. Die zehntausend Bettler, sagt er, die damals in Köln vor den Kirchenthüren saßen und ihren Töchtern die Erbschaft ihrer Plätze als Aussteuer mitgaben, machten ganz dieselbe Seelenzahl wie zehntausend dieser rüstigen Franken aus den Markgrafschaften, dieser kühnen Ostfrisen, die mit ihren Schiffen alle Meere Europa's besuchten. Und was höher als aller äußere Gewinn, die Treue worin ein edles Volk mit einem edeln Fürstenhause unwandelbar in guten und bösen Tagen zusammen steht, die dem Herzog Friedrich mit der leeren Tasche, dem Gustav Wasa, Karl Stuart in den Hütten des Volkes Zuflucht und Sicherheit gab, wie sie König Friedrich Wilhelm III. durch Ströme Bluts von der Oder bis zur Seine siegreich fortgetragen hat, findet in den statistischen Tabellen keine Stelle und keinen Werth.

Die Bedeutung der neuen territorialen Aufstellungen erblickt Pertz in dem geänderten Verhältniß Preußens zu Deutschland, dessen nördliche Hälfte es nun selbständig gegen Osten wie gegen Westen zu

schützen hatte. „Es kam dadurch, sagt er, in die Lage von nun an nothwendig mit Deutschland ganz verwachsen zu müssen; es konnte nicht mehr daran denken sein Geschick von dem des gemeinsamen Vaterlandes zu trennen, dessen gleichmäßige Belebung und Kräftigung die Bedingung seiner eigenen Größe war. Mag in dieser Stellung an beiden Gränzen Deutschlands, wohin es wider Willen durch die kurzsichtigen Ränke der Gegner gedrängt worden ist, Preußen seine Schwäche oder seine Stärke finden, es muß sie erfüllen; es kann sich nicht aufgeben ohne Deutschland aufzugeben, dessen Leben und Größe seitdem an Preußens Leben und Größe unauflöslich geknüpft sind. Der Gedanke Preußen zu zertrümmern und aus seinen Theilen mit dem übrigen Deutschland gemischt ein neues kräftigeres Deutschland aufzurichten, dieser Plan den der Wahnsinn des Jahres 1848 auswarf, gleicht dem Wahnsinn der Töchter des Pelias, welche die Glieder ihres Vaters zerstückelten, um sie aus dem Zauberkessel zu einem verjüngten Leben wieder hervorgehen zu sehen.“ Uns scheint, Deutschland und Preußen hat weniger zu besorgen, daß dieser „Wahnsinn“ sich erfülle, als daß eben die Aufgabe dieser neuen Lebensstellung in Preußen selbst am leichtesten vergessen werde.

Die Verhandlungen über die deutsche Verfassung erscheinen neben diesem Markten um „Seelen“ fast wie eine untergeordnete Nebensache; selbst patriotische Männer widmeten ihr die Theilnahme nicht die der Ernst der Lage verdiente. Hier ist es nun ganz besonders Stein, der unermüdlich treibt und anspornt, unter den ungünstigsten Verhältnissen freilich mit nur prekärem Erfolge. Ein neuer Anlaß bot sich ihm, als der bekannte Vorschlag die deutsche Kaiser- oder richtiger Königswürde herzustellen aus der Versammlung auftauchte. Stein hatte früher einmal das treffliche Wort ausgesprochen: „die größeren Staaten müssen in Deutschland durch Einfluß von Gesetzen, nicht durch Uebermacht nach Willkür wirken;“ er widmete sich jetzt mit dem ganzen Feuereifer dessen er fähig war, dem Gedanken die Kaiserwürde gesetzlich wieder herzustellen. Gerade hier gingen seine Meinungen und die von Männern, die ihm sonst sehr nahe standen, völlig auseinander; ja es ließ sich nicht läugnen daß er in seiner Pietät für die alten historischen Formen die Bedenken zu gering anschlug die namentlich Humboldt in seinem Gutachten gegen das Kaiserthum zusammenfaßte. Bemerkenswerth bleibt nur immer, und geht aus den von Pertz ausführlich mitgetheilten Ansichten und Gegenansichten besonders klar her-

vor daß Stein immer mit aller Schärfe und Bestimmtheit das Wesen der Bundesverfassung, die Deutschland noth that, im Auge behielt. Vortrefflich zeigt er die Schwächen des laxen staatenbundlichen Regiments, dem Deutschland die folgenden drei Jahrzehnte verfallen ist, und gerade seine trübste Ahnungen über das Schicksal der künftigen Bundesacte sind am sichersten in Erfüllung gegangen. Für uns jetzt haben die Entwürfe jener Tage zunächst nur noch historischen Werth; haben wir doch selber noch viel handgreiflicher und herber als jene Zeit die Erfahrung gemacht, wie unermeßlich die Schwierigkeiten sind die unsre seit Jahrhunderten verschobene politische Gestaltung jedem Reformversuch entgegenstellt — aber die Stein'schen Gutachten behalten auch vorzugsweise die praktische Bedeutung daß sie heller, schärfer und consequenter als alle andern die Gefahren voraussahen die einer jeden deutschen Verfassung eben aus der Mißbildung der vorhandenen Verhältnisse erwachsen. Nur nach einer Seite hin sah Stein die Dinge noch optimistischer an, als sie sich nachher entwickelt haben — über Preußens nächste Zukunft dachte er besser als wir jetzt rückschauend darüber zu urtheilen Ursache haben. Von Oesterreich erwartete er wenig; seine Urtheile über Metternich sind herb, seine Prophezeihungen über die selbstgenügsame Zurückgezogenheit und Abschließung der österreichischen Politik haben in den nächsten 33 Jahren eine traurige Bestätigung gefunden. Gegen die „Rheinbündischen", Bayern und Württemberg vor allen, ist er erfüllt vom bittersten Grolle, und die schonungslosen Urtheile gegen sie sind kaum zu zählen; wir stellen hier keine Blüthenlese daraus zusammen, schon darum nicht, weil wir es jetzt für unbillig hielten nach der sehr begreiflichen und natürlichen Auffassungsweise der Wiener Congreßzeit die „Rheinbündler" allein zu den Sündenböcken alles Unheils machen zu wollen. Die empfindlichste Lection ertheilt Stein unwillkürlich eben der preußischen Politik, in deren Hände seine patriotische Zuversicht die Ausbildung und Vollendung der in ihren Anfängen unvollkommenen Formen gelegt wissen wollte, und die nachher zu einer Politik gegriffen hat, wie sie die „Denkschrift eines preußischen Staatsmannes aus dem Jahr 1822" im einzelnen formulirt hat. In der That wüßten wir grellere Zeugnisse des Gegensatzes zwischen 1814 und 1822 nicht aufzufinden, als die im großen staatsmännischen Stile entworfenen Rathschläge Steins und jenes Gutachten von 1822, das Preußen rieth im Verein mit Oesterreich alles Verfassungsleben in Deutschland zu untergraben,

übrigens aber in „populären Gegenständen einen berechneten ostensibeln und eclatanten Act von Selbständigkeit zu zeigen.“ *)

Als mitten in die Spaltungen und Sonderbündnisse des Congresses die Nachricht von der Rückkehr aus Elba luftreinigend und versöhnend hineingeworfen ward, war es wieder Stein der mit seinem Catonischen praeterea censeo hervortrat. Alle Maßregeln des Krieges, heißt es am Schlusse eines Gutachtens, der Verpflegung, der Transporte werden an Einheit und Nachdruck gewinnen, wenn man sie anknüpft an eine Bundesverfassung und ein ständisches Centralorgan — es ist daher höchst nothwendig es zu bilden. Und die ernste Lage schien einen Augenblick die Säumigen anzuspornen; denn mitten in diesen unentschiedenen Stunden des bevorstehenden Kampfes (Mai 1815) erschien die preußische Verordnung über die künftige Bildung der preußischen „Nationalrepräsentation.“ Es war damit vor ganz Deutschland ausgesprochen was der König für heilsam und nothwendig hielt und dem leeren Ausdruck des Bundesverfassungsentwurfs sein Inhalt gegeben. Sind späterhin, fügt Pertz sehr wahr hinzu, Umstände eingetreten, welche den König bewogen haben eine in solchem Augenblick für solchen Zweck erlassene Verordnung nicht in ihrem ganzen Umfange ausführen zu lassen, so hat das folgende Geschlecht für diesen Aufschub ruhiger und friedlicher Entwicklung schwer zu büßen gehabt.

Die großen äußern Ereignisse der hundert Tage bereiteten den Congreß-Berathungen ein rasches Ende. In einem Rückblick auf die Thätigkeit des Congresses weist Pertz namentlich die Angriffe französischer Geschichtsschreibung und Publicistik zurück. Wenn ein französischer Schriftsteller, sagt er, in das Klaglied ausbricht: „die Gerechtigkeit sei auf dem Congresse nur in Trauerkleidern erschienen,“ so liegt die Bemerkung nahe, daß auf allen Congressen wo französische Politik die Hauptrolle gespielt hat, bis Tilsit, Bayonne und Schönbrunn herab, seit Brennus sein Schwert in die Wagschale warf, die Gerechtigkeit gar nicht mehr erschienen war. Daß manche gerechte Forderung der Völker unbefriedigt geblieben ist, liegt ebensowenig daran daß es nicht ein Congreß der Völker gewesen, oder daß man die Völker auf dem Congresse nicht gehört hätte: die Weltgeschichte kennt keine Völkercongresse als die Schlachten, und Völker können nicht in Masse,

*) Welckers Urkunden für den Rechtszustand der deutschen Nation S. 343.

sondern nur in ihren hervorragendsten Vertretern gehört werden, und nicht wenige von diesen haben in Wien ihre Stimme laut erhoben, und sind rastlos vorgedrungen bis sie an dem Willen und dem anscheinenden Vortheil anderer die äußerste Gränze des Erfolges fanden. Der Wiener Congreß hat — um sein Verdienst in Ein Wort zusammenzudrängen — in Vollendung des Pariser Friedens an die Stelle der niedergeworfenen Napoleonischen Tyrannei und Alleinherrschaft den gleichberechtigten freien Staatenverein in Europa wieder hergestellt. Dieses Werk einer weisen und großen Politik, unvollkommen wie es im einzelnen ausgeführt ist, bleibt doch die einzige gesunde und dauernde Grundlage des europäischen Lebens; und ist dieses später verkümmert und geknickt worden, so hat man nicht den Congreß, sondern spätere schlechtere Zeiten und geringere Männer deßhalb anzuklagen.

Daß die Ordnung der deutschen Verhältnisse nur eine unvollkommene und der Ausbildung bedürftige sei, ist damals mehrfach und auch officiell ausgesprochen worden; niemand hatte aber davon ein lebhafteres Gefühl als Stein. Noch in dem Augenblicke wo die Monarchen den Congreß verlassen und ins Lager gegangen waren, richtete er eine Denkschrift an Kaiser Alexander, die ihm das unzureichende der neuen Verfassungsform vor Augen stellen sollte. Er erinnerte an die Zusage die der Kaiser bei einem Eintritt in Deutschland im April 1813 gegeben: „der Wiederherstellung des alten Reiches einen mächtigen Schutz und eine feste Gewähr zu leihen;“ er brachte die russische Note vom 11. November wieder ins Gedächtniß, worin ein politisches System für Deutschland verlangt war, welches die innere Ruhe gewährleiste, die Verwendung seiner Kräfte einer zusammengedrängten Leitung unterwerfe und die Mißbräuche der Gewalt verhüte, indem es die Rechte aller Classen der Gesellschaft durch starke, weise und freisinnige Einrichtungen beschütze. „Unsre neuen Gesetzgeber, hielt nun Stein entgegen, haben an die Stelle des alten deutschen Reiches mit einem Haupte, gesetzgebender Versammlung, Geichtshöfen, einer innern Einrichtung die ein Ganzes bildete — einen deutschen Bund gesetzt, ohne Haupt, ohne Gerichtshöfe, schwach verbunden für die gemeinsame Vertheidigung. Die Rechte der Einzelnen sind durch nichts gesichert als die unbestimmte Erklärung „daß es Landstände geben solle“, ohne daß etwas über deren Befugnisse festgestellt ist; und durch eine Reihe Grundsätze über die Rechte jedes Deutschen, worunter

man die Habeas corpus, die Abschaffung der Leibeigenschaft ausgelassen hat, und welche durch keine schützende Einrichtung verbürgt werden." Stein erwartete sich von einer solchen Verfassung nur schwachen Einfluß auf das öffentliche Glück Deutschlands; seine Hoffnung war wieder vorzugsweise auf Preußen gestellt. Die absolutistischen Grundsätze der Regierungen, hofft er, würden nach und nach durch die öffentliche Meinung, die Freiheit der Presse und das Beispiel zerstört werden, „welches mehrere Fürsten, besonders Preußen, geben zu wollen scheinen, indem sie ihren Unterthanen eine weise und wohlthätige Verfassung ertheilen."

Den Schlußabschnitt des Bandes bilden die Verhandlungen über den zweiten Pariser Frieden, der das Unrecht des ersten unverantwortlicher wiederholte. Zu dem was hauptsächlich Gagern und Schaumann darüber mitgetheilt, bringt Pertz manche Ergänzung und Berichtigung bei; Steins persönliche Betheiligung wird natürlich genauer als bisher nachgewiesen. Die Anschauungsweise des Geschichtsschreibers, seine scharfe und strenge Beurtheilung des Pariser Abkommens ist von der wärmsten patriotischen Ueberzeugung eingegeben, und erhöht den bittern und niederschlagenden Eindruck den die Geschichte jenes Abschnitts schon in den früheren Darstellungen geweckt hat. Vortrefflich weist er nach wie es dießmal nicht die „Großmuth" Alexanders, sondern das offen eingestandene Interesse der russischen Politik war, was Deutschland nicht verstärkt, Frankreich nicht geschwächt sehen wollte; über die brittische Politik und ihr Verhalten namentlich in der niederländischen Frage hat ohnedieß die Zeit gerichtet. „Für Deutschland — so schließt Pertz seine Darstellung — ging aus diesen Kämpfen und Verhandlungen die theuer erkaufte Lehre hervor daß keine der großen europäischen Mächte aufrichtig sein Heil, seine Sicherheit und Kraft wünscht; daß jede derselben unter allen Umständen bereit ist mit deutschem Blute und deutschen Waffen ihre Kriege zu führen, daß deutsche Mächte, die großen wie die kleinen, in der Stunde der Noth gesucht und gefeiert und mit den bündigsten Versprechungen zur Hingebung ermuntert werden, daß aber so wie deutsche Heere den Sieg errungen haben und der gemeinschaftliche Feind niedergeworfen ist, keine deutsche Macht, weder große noch kleine, auf gerechte Entschädigung und auf die nothwendigen Bedingungen der Unabhängigkeit rechnen darf, sondern erwarten muß daß die andern Mächte sich über Deutschlands Verluste die Hände reichen. Deutschland darf seine Hoffnung so wenig auf England als

auf Rußland oder Frankreich setzen, es darf auf niemand rechnen als auf sich selbst: erst wenn kein Deutscher mehr sich zu des Fremden Schildknappen erniedrigen mag, wenn vor dem Nationalgefühl alle kleinen Leidenschaften, alle untergeordneten Rücksichten verstummen, wenn in Folge einträchtiger Gesinnung Ein starker Wille Deutschlands Geschicke lenkt, wird Deutschland wieder, wie in seinen früheren großen Zeiten, kräftig, stolz und gefürchtet in Europa stehen." ... Bis dahin muß es schweigen, meint Pertz.

Wir wünschen nicht daß dieß halberzwungene Schweigen sich auch auf den Biographen Steins erstrecken möge. Doch schließt sein Vorwort mit der bedenklichen Mittheilung: „Die weitere Darstellung wird nach Eingang von Mittheilungen erfolgen, auf welche ich noch rechnen zu dürfen glaube, und deren möglichste Beschleunigung dankbar verpflichten würde." Darnach finden die Gerüchte von Hindernissen, die sich der Vollendung der Werkes entgegengestellt, ihre traurige Bestätigung. Wohl finden wir es begreiflich, daß die Eindrücke des Buches mannichfach unangenehm gewesen sind, und über gar manche eine ähnliche Stimmung gekommen sein mag, wie die der alte Meister Gottfried von Straßburg schildert:

— der truoc
den ezzich in den ougen.
diu rede ist âne lougen

aber das sollte zur Fortsetzung eher ermuntern als davor abmahnen. Eine heilsamere Lectüre als die eines so ernsten, gediegenen historischen Buches, aus dem alle Parteien bittere Wahrheiten lernen, in dem alle sich bespiegeln können, wüßten wir unsrer Zeit und unsrer Lage kaum zu wünschen. Nicht nur die enge Verflechtung mit den Interessen und Fragen der Gegenwart gibt ihm seinen Werth, sondern der große und wahrhaftige Geist, der sich darin ausprägt, muß auf alle reinigend und erhebend wirken. Die Wahrheit die man weiß, ist nie verderblich; nur die welche man vermuthen und sich construiren muß. Es ist schon schlimm genug, daß die Biographie Steins nicht bereits vor Jahren ihre Wirkung auf die Nation üben konnte; manche schiefe und verderbte Auffassung wäre uns erspart worden. Was soll aber das Verbergen des Restes, nachdem man einmal so viel, in manchen Augen schon zu viel erfahren hat?

Fünfter Theil.

(Allgemeine Zeitung 21. 22. u. 23. Mai 1854 Beilage Nr. 141, 142 u. 143.)

Dieser neueste Band des classischen Werkes, der umfangreichste von allen (er ist über fünfzig Bogen stark), enthält die Jahre 1815 bis 1823; ihm soll ein sechster und letzter Theil, der bereits dem Druck übergeben ist, in kurzer Frist folgen. Es sind die Jahre der Zurückgezogenheit die hier geschildert werden; Steins Thätigkeit ist mit den großen Ereignissen nicht mehr so unmittelbar verflochten, daß die Erzählung des Biographen mit der weltgeschichtlichen Darstellung der großen Begebenheiten des Jahrhunderts beinahe zusammenfiele. Aber sein Leben ist auch in dieser Zeit nichts weniger als einsiedlerisch und von dem Gang der geschichtlichen Dinge abgezogen; mit allem Interesse der Entwicklung deutscher Zustände nach den Friedensschlüssen zugewandt, mit den bedeutendsten Persönlichkeiten verknüpft, von den verschiedensten Seiten gefragt und berathen, steht Stein, wie kein anderer öffentlicher Charakter jener Tage, ohne eine amtliche Stellung, doch inmitten der Begebenheiten, und sein brieflicher Verkehr mit Niebuhr, Humboldt, Spiegel, Gneisenau, Eichhorn, Hövel, Kapodistrias, Gagern konnte mit Recht von dem Biographen als ein Schatz bezeichnet werden dergleichen die politische Literatur nicht viele besitzt. Es liegt darin schon des Thatsächlichen für die Geschichte jener Tage eine große Fülle; des reichen und anregungsvollen Stoffes gar nicht zu gedenken den die Urtheile und Meinungen Steins über jede irgend bedeutsame Episode der Zeit gewähren. Ein Vorgeschmack ist vor mehr als zwei Jahrzehnten durch den Briefwechsel mit Gagern gegeben worden; das war aber nur ein Fragment aus jenem Abschnitt von Steins Geschichte, das hier vervollständigt und durch reiche Umgebung ergänzt wiedererscheint.

So mannichfaltig der Stoff dieses Bandes ist — und es mag kaum eine politische und kirchliche Tagesfrage jener Jahre darin unberührt sein — so treten doch als leitende Gedanken in Steins Thätigkeit und Briefwechsel vorzugsweise zwei Angelegenheiten in den Vordergrund: seine Sorge um die Herstellung der ständischen Einrichtungen in Deutschland und die Erweckung einer allgemeinern Liebe zum Vaterland durch Kenntniß seiner Vorzeit mittelst einer vollkommenen Sammlung der deutschen Geschichtsquellen. Mit welcher Liebe er jene Ziele umfaßte, sagt sein Biograph, mit welcher Einsicht er die Mittel wählte

um sich ihnen zu nähern, welche nie ermüdende Ausdauer und Thätigkeit er den Hindernissen entgegensetzte die das deutsche Volk von dem Besitz jener Güter getrennt hielten, und wie es ihm noch beschieden war die ausgestreute Saat reifen zu sehen und sich des Anfangs der Ernte zu erfreuen, bildet den Grundzug der folgenden Darstellung. Sie zeigt uns in der strengen Pflichterfüllung seines engeren Kreises den Mann der mit dem Actenleben abgeschlossen hat, der aber selbst in der Trauer um das Fehlschlagen seiner liebsten Hoffnungen, der Vorsehung gläubig vertrauend, fortwährend für das Vaterland lebt, und am väterlichen Herd wie in der Bundesstadt und auf dem einsamen waldumgebenen Cappenberg unverwandt auf alle bedeutenden Erscheinungen der Zeit gerichtet, bis zum Augenblick seiner Abberufung von der Erde hier zu lernen, zu rathen, zu leiten und überall wo er vermag helfend einzugreifen nicht ermüdet.

Besser freilich wär' es für Deutschland und seine gesunde Entfaltung gewesen wenn der Mann, dem ein guter Theil des Siegs zu danken war, auch nach dem Siege der Leitung unserer öffentlichen Dinge erhalten worden wäre. Was unsere Nation um 1815 bewegte, das war, einzelne Excentricitäten ausgenommen, im großen und ganzen nichts anderes als die gerechte Erwartung eines billigen und friedfertigen Regiments, der Herstellung guter alter Rechte, der Beseitigung grober Mißbräuche, Vorrechte und Lasten, und eine Theilnahme an der Berathung der eigenen Angelegenheiten, wie sie einem ruhigen, verständigen, den Neuerungen abgeneigten Volk zustand. Da indessen, bemerkt darüber Pertz, schon die Aufstellung der leitenden Grundsätze lebhaften Widerstand gefunden hatte, so war zu erwarten daß die Ausführung noch größern Hindernissen begegnen würde, und man setzte daher voraus daß weise Regierungen die besten Kräfte aufbieten würden um eine genügende Lösung herbeizuführen; man vertraute darauf bei den Berathungen des deutschen Bundestags, bei den Regierungen und Landständen der einzelnen Staaten diejenigen Männer thätig fortwirken zu sehen deren hingebende Vaterlandsliebe, deren Charakter und Talent in den Erschütterungen und Thaten der verflossenen Jahre so glänzend hervorgetreten und bewährt war. Man erwartete dieses, ohne zu bedenken daß wie der Jäger nach der Jagd sein Gewehr an die Wand hängt, so die großen Kräfte nach Ueberwindung der Gefahr leicht zur Seite geschoben werden, und daß untergeordnete Menschen, welche in Zeiten der Entscheidung sich verkriechen und rathlos frem-

dem Anstoß gehorchen, für die gefügigsten und bequemsten Werkzeuge gelten.

Indessen war Stein doch noch nicht als unbrauchbar bei Seite geworfen, sondern es wurde wenigstens der Versuch gemacht seine Mitwirkung zur neuen Ordnung der Dinge zu gewinnen. Es ward ihm von Metternich, wie schon früher in Wien, so jetzt zum zweitenmal die Präsidentenstelle beim Bundestag, von Hardenberg die preußische Bundesgesandtschaft angeboten. Stein hatte sich wohl früher einen ähnlichen Wirkungskreis gewünscht; aber er fühlte keine Neigung zu einem Geschäftsleben in untergeordneter Stellung gegen Männer mit deren Ansichten und Grundsätzen die seinigen wenig übereinstimmten; er lehnte beide Anträge ab, den erstern wohl auch darum weil ihm ein Uebertritt in den österreichischen Staatsdienst bei seinem früheren Verhältniß zu Preußen und seinem warmen preußischen Patriotismus widerstrebte. In einem Schreiben an den Herzog Franz von Anhalt-Dessau, der ihm seine Freude über die verfrühte Zeitungsnachricht daß Stein nach Frankfurt a. M. gehe aussprach, rechnete er seinen Widerwillen zum Theil der Institution selber zu. „Der deutsche Bund," schrieb er, „ist eine so unvollkommene politische Anstalt, die Möglichkeit zu einem vernünftigen und kräftigen Schluß in irgendeiner Angelegenheit zu gelangen, ist so entfernt, wegen der Gesinnungen verschiedener unserer größeren Fürsten und wegen der fehlerhaften Verfassung selbst, daß es gewiß für keinen Vaterlandsfreund erwünscht sein könnte zu der Bundesversammlung abgeordnet zu werden. Indessen war ich doch bereit die Stelle anzunehmen, unter einer Bedingung die mir meine Freiheit einigermaßen sicherte, nämlich die der Beiordnung eines Collegen, welche mir es erlaubte mich so oft und so lange zu entfernen als meine persönlichen Verhältnisse es erforderten." Das Hauptmotiv was den noch kraftvollen 59jährigen Mann bewog den Frieden seines Hauses einer öffentlichen Stellung am Bunde vorzuziehen, war indessen immer die Abneigung unter einem Manne zu stehen den er „so wenig achtete" wie Hardenberg. So hat er sich selber in dem kurzen Abriß seines Lebens später ausgesprochen.

Die ständischen Angelegenheiten beschäftigten indessen den zurückgezogenen Staatsmann so lebhaft wie wenn er in einer dadurch bedingten öffentlichen Stellung gewesen wäre. Mit wahrem Schmerz verfolgte er zuerst den Gang der kurhessischen Dinge und das Scheitern einer landständischen Verständigung. Das damals von der Regierung

beobachtete „unverantwortliche" Verfahren legte, wie Pertz sagt, den Grund zu allen den Mißhelligkeiten welche seitdem schon ein Menschenalter fortgedauert und das Land in das tiefste Unglück gestürzt haben. Er erzählt uns die widrigen Finanzmanipulationen womit die von den siegreichen deutschen Waffen wiedereingesetzte Regierung begann, und fügt die Betrachtung bei: „Solches Verfahren einer Regierung welche das ihr wiedergegebene Stammland als eine Goldmine ausbeutet, richtete sich selbst; es mit Verhöhnung alles Rechtsgefühls vertheidigen, heißt den Samen der Revolution in alle Winde ausstreuen." Nächst den kurhessischen waren es die württembergischen Ständesachen die Stein lebhaft interessirten. Der Eigensinn der Altrechtler erfüllte ihn mit Sorgen über das Gelingen des Werks, er billigte den Weg den Wangenheim einschlug: durch kluge Nachgiebigkeiten den endlich biegsamern Sinn König Friedrichs auf die rechte Bahn zu leiten. L'ours n'est pas encore mort, schrieb Wangenheim, als die Altrechtler durch die Forderungen der alten ständischen Stellung, der geheimen Truhe, ständischen Ausschüsse u. s. w. des Königs Entgegenkommen zurückwiesen. Es wurde von Wangenheim und Cotta darüber mit Stein correspondirt, und des letztern Mitwirkung in Anspruch genommen um auf einzelne Starrköpfe vom Adel und von der übrigen Opposition beschwichtigend einzuwirken. Auch auf die badische Verfassungssache übte Stein mittelbaren Einfluß; über die Bildung der Stände um Rath gefragt, richtete er an Berstett eine lichtvolle und treffende Auseinandersetzung, welche namentlich den Werth des Zweikammersystems betonte, und bei der spätern Ausarbeitung der badischen Verfassungsurkunde nicht unberücksichtigt geblieben ist.

Das größte Interesse wandte Stein freilich immer der preußischen Verfassungsfrage zu; noch waren die Dinge nicht so verwickelt, daß man deren Lösung wie eine hoffnungslose Sache hätte betrachten dürfen. Doch trat, als der verzögerte Abschluß der Friedensverhandlungen die rasche Entscheidung aufhielt, bereits eine Partei ans Licht, deren erstes Probestück, die bekannte Schmalziade, der Anfang einer langen Reihe verderblicher Maßregeln werden sollte. Was Pertz über die Entstehung und wachsende Macht dieser Partei mittheilt, ist in Kürze etwa folgendes. Inmitten des Kreises welchem der Staatskanzler sich theils aus früherer Zeit, theils seit dem durch Napoleon verlangten Ministerwechsel verbunden hielt, hatte sich gegen ihn seit dem Frühling 1813 eine Verbindung gebildet. Die Nothwendigkeit der größten Kraftent-

wickelung hatte den König bewogen die Immediatcommission, welche bei seiner raschen Abreise von Potsdam nach Breslau in Berlin zurückblieb, und die unter andern Beweisen von Unfähigkeit den Abzug der von ihm nach Breslau gerufenen Freiwilligen verwehren wollte, aufzulösen und die kräftigsten Männer an die Spitze der großen Civil- und Militärdistricte zu setzen. Die durch diese Zurücksetzung erbitterten Mitglieder, Minister Graf v. d. Goltz, Kircheisen, die Staatsräthe v. Lottum, Schuckmann und v. Bülow verbanden sich zum Sturz des Staatskanzlers; an sie schlossen sich der General v. Knesebeck und der Polizeiminister Fürst Wittgenstein, welche den unmittelbaren Zutritt zum König hatten, und dadurch einen allmählich, aber sicher wirkenden Einfluß übten. Vergebens hatte Stein bei dem Staatskanzler auf sofortige Entfernung der schädlichen Umgebungen, namentlich der Minister Goltz und Wittgenstein, aus der Nähe des Königs gedrungen; Hardenberg glaubte nicht sie fürchten zu dürfen, oder scheute sich sie anzutasten. Ihr entschiedener Haß richtete sich gegen die Männer welche die Erhebung des Landes leiteten und zum Sieg führten, Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, Grolman, Stein und deren vorzüglichste Freunde und Gehülfen, Eichhorn, Gruner und wer in derselben Richtung wie Arndt, Görres, Jahn wirkte oder zu wirken schien. Die Partei war schon während des Krieges bisweilen wirksam hervorgetreten, und hatte sich der Unterstützung österreichischer Staatsmänner erfreut. Seit 1815 war auch Kaiser Alexander eine Hülfe für sie geworden. Es galt ihr zunächst den Ausbau des Verfassungswerks zu hindern, damit der König nicht durch vertrauenswerthe Männer aus allen Theilen des Reichs aufgeklärt, sondern auf seine nächste abgeschlossene und abschließende Umgebung beschränkt werde. Man machte aslo den Versuch auf das Gemüth des Königs zu wirken, ihn durch Vorspiegelung geheimer Verbindungen und gefährlicher Verschwörungen, welche die Schrecken der Jacobinerherrschaft und den Umsturz des Thrones beabsichtigten, mit Mißtrauen zu erfüllen und der Gewährung ständischer Einrichtungen abgeneigt zu machen. Das Schmalz'sche Pasquill stand damit in Verbindung; unter dem nichtigen Vorwand einer persönlichen Angelegenheit erschien es gerade in dem Augenblick wo man den Zusammentritt der ständischen Commission erwartete. Die darüber entstandene Debatte, das Verbot des Königs den Gegenstand weiter zu besprechen, die Ordensdecoration an Schmalz waren die bekannten Rückwirkungen der sonst überaus kläglichen Schrift.

Pertz schreibt die Ordensertheilung dem Einfluß Wittgensteins zu; der Staatskanzler, sagt er, empfand diesen Schlag und seine Bedeutung, aber er fühlte sich zu schwach ihn zurückzugeben. Stein soll ihn aufmerksam gemacht haben daß sein Ansehen und seine Macht auf dem Spiele stehe, daß er entscheidende Schritte thun müsse, die in nichts anderem als in der Entfernung des Rathgebers der Ordensertheilung bestehen konnten; auch Gneisenau hatte ihn gewarnt: wer sich dieß gefallen lasse, werde sich bald mehr gefallen lassen müssen. Aber wie im Frühjahr 1813 wich auch jetzt der Staatskanzler vor der klaren Nothwendigkeit zurück, und von diesem Augenblick an stand die Partei seiner Gegner befestigt und schritt kühn in den Vorbereitungen zu seinem Sturz weiter.

Die Correspondenz zwischen Stein und den gleichgesinnten Freunden gibt von dem Fortschritt der Partei genauen Bericht. Stein klagt in einem Brief an Gneisenau (Febr. 1816): „Der Inhalt der von Ew. Exc. mir mitgetheilten Briefe ist nicht erfreulich; es ist dem Staatskanzler über Erwarten gelungen sich ein Ministerium zu bilden das ihn lähmt, sich zu umgeben mit Menschen die ihm weder nützen noch ihn ehren, und aus einem seicht berechneten Egoismus alles Gute auf das Spiel zu setzen. Er wird es aufgeben, und ich erwarte mir nichts." Bald forderte Gneisenau, in seiner Stellung und seiner Gesundheit erschüttert, die Entlassung; ein bitterer Brief von Sack schildert die Lage als sehr unerquicklich. Sack selbst ward durch die Einwirkung der Obscuranten verjagt, dem Rheinischen Mercur drohte schon der vernichtende Schlag. Unter den jämmerlichen Militärs um den König, berichtet Sack, werden schon seit einiger Zeit die lächerlichsten Dinge unsern Freunden vorgeworfen, Coblenz Wallensteins Lager genannt 2c. Knesebeck habe schon 1809 geäußert: „er und der märkische Adel werde die Ausführung des Bauernbefreiungs-Edicts nicht zugeben und halte dasselbe für das größte Unglück." Der Staatskanzler selbst wird in einem der Berliner Briefe als „sehr abgetakelt und augenscheinlich an Körper und Geist schwach geworden" geschildert. Die Minister seien höchst verachtet, alle Verwaltungsgeschäfte liegen in der heillosesten Verwirrung, besonders die des Finanzministers Bülow, der nach ächt französisch-westfälischer Ministerweise überall mit größtem Leichtsinn zu Werke gehe.

Diese trübe Aussicht für die Erfüllung seiner Lieblingshoffnungen erfüllte Stein mit größter Sorge; er sah prophetisch voraus wie schwer

für Preußen und ganz Deutschland dieses Versäumniß sich strafen werde. In einem Gutachten, das er im Sommer 1816 entwarf, faßte er die Gesichtspunkte zusammen welche ihm den Abschluß der Verfassungssachen als besonders dringend erscheinen ließen. „Die Bildung einer Staatsverfassung, sagt er darin, halte ich für den preußischen Staat für eine unerläßliche Bedingung seiner Erhaltung und Entwickelung. Ihm fehlt geographische Einheit, Volkseinheit, denn er besteht aus reinen Slaven, aus germanisirten Slaven, aus Sachsen, aus Franken, Religionseinheit, denn zwei Fünftel seiner Bevölkerung sind Katholiken, und diesen Mängeln kann nur durch Bildung eines Vereinigungspunktes für alle diese fremdartigen Theile abgeholfen werden, einer Nationalanstalt wo alle zusammentreten und über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten sich berathen. Dann erst werden die Gesetze Achtung und Ehrfurcht erhalten, und man wird nicht mehr der Gefahr ausgesetzt sein daß die Gesetzgebung den Händen ungeschickter dummdreister ökonomisch=politischer Empiriker und Abenteurer anvertraut ist. Eine Nation wie die deutsche, die durch ihre ganze Geschichte den Charakter der Besonnenheit und der Treue behauptet, die ihn in den letzten Jahren auf eine so glänzende Art bewiesen und ungeheure Opfer gebracht, um das Joch zu zerbrechen das der Unverstand seiner Regenten ihnen zugezogen, diese verdient nicht den Verdacht daß sie das ihr bewiesene Vertrauen mit Undank, Untreue und Aufruhr erwiedern werde. Soll eine Verfassung gebildet werden, so muß sie geschichtlich sein, wir müssen sie nicht erfinden, wir müssen sie erneuern, ihre Elemente in den ersten Zeiten der Entstehung unseres Volks aufsuchen — und aus diesen sie entwickeln. Es ist ein sonderbarer Widerspruch, in den die verfallen welche der Meinung sind der Deutsche sei noch nicht reif zu einer Verfassung, da sie doch nicht verlegen sind die Behörden zu bilden denen die Gesetzgebung und Staatsverwaltung anzuvertrauen; finden sich Menschen zu Staatsbeamten in hinlänglicher Menge, warum sollen sich dann nicht Menschen zu Abgeordneten in eine Ständeversammlung finden?"

Aber es trat in Berlin kein Wechsel in der wenn auch vorerst nur leise eingeschlagenen Richtung ein; nur in den Finanzen, deren Unordnung der Staatskanzler selbst vorzugsweise verschuldete, suchte man zu bessern, indem man eine neue Behörde, die Generalcontrole der Finanzen, erschuf. Der Chef war Ladenberg, wie Pertz ihn schildert „ein Beamter von altpreußischem Schlag, von eiserner Ausdauer und

großer Strenge gegen sich und andere", also ein Mann der nach unten hin Zucht und Ordnung herstellen, nicht aber die Quelle des Uebels bei seinem eigenen Chef verstopfen konnte. „Die Art der Einrichtung zeigte nur Schonung der Persönlichkeit; ein Schritt auf der Bahn persönlicher Rücksichten, worauf man es allmählich zu zwölf Ministerien bringen sollte." Stein selbst, noch in der Erinnerung an die bessere Zeit Alexanders befangen, konnte sich nicht davon überzeugen daß die russische Politik der Berliner Höflingsclique ihren Schutz lieh. Kapodistrias hatte im früheren vertrauenerweckenden Ton angefragt was Rußland wohl für Deutschlands Nutzen thun könnte. „Die Formel welche meine Meinung ausdrückt ist sehr kurz", antwortete darauf Stein: „im Innern Einrichtungen welche die bürgerliche und politische Freiheit fest verbürgen, nach außen Unabhängigkeit von fremden." Dann weiter unten: „In Berlin läuft sogar das Gerücht um daß der Kaiser bei seinem letzten Aufenthalt in Berlin dem König die Feststellung einer Verfassung widerrathen habe, als gefährlich für seine Erhaltung. Die Sache scheint mir falsch." Aber Stein sollte auch in dieser Richtung noch manche Illusion abstreifen lernen. Wenn er damals an Kapodistrias schrieb, den h..... Ministern der Prinzlein sei es gelungen den Glauben zu verbreiten daß die welche eine feste und gesetzmäßige Ordnung der Dinge fordern Ruhestörer seien, die Throne und Altäre umstürzen wollen — so galt er ohne Zweifel sehr bald in des Czaren Augen ebenso gut für einen Jacobiner, wie diejenigen denen sich die Wittgenstein-Kamptz-Tschoppe'sche Polizei jetzt an die Fersen hing.

Durch die großen ernsten Sorgen womit diese Erfahrungen Stein erfüllten, spielt denn als kleine Episode sein Handel mit der nassauischen Regierung. Er sollte hier zuerst erfahren wie warm sich diese rheinbündischen Kleinstaaten wieder fühlten seit die Gefahr vorüber war, und ein Mann der eben noch in den großen Jahren des europäischen Kampfs eine der ersten Stellen eingenommen, der den Czaren berathen und leiten half, der dem Entscheidungskampf mit Bonaparte Ziel und Richtung gab, der damals ein leibhaftiger Schreck für die rheinbündischen Souveränetäten war — derselbe sah sich jetzt in die Misère widerwärtiger Erörterungen mit einem Ministerium Marschall verflochten. In Nassau war die Regierung unter dem alten wie unter dem neuen Herzog in den Händen des Ministers v. Marschall, der mit großer Thätigkeit nach napoleonischem Muster das Land als dienst-

bares Werkzeug der Staatszwecke einzurichten fortfuhr. Dieser Staat aber bemerkt Pertz, war nicht, wie er dem Fürsten einzubilden wußte, der Fürst, den er den Klagen der Unterthanen als Schild entgegenhielt, sondern Er, der Minister selbst, wie er denn späterhin in diesem Sinn das Unerhörte geleistet hat: sich als Gesandter des Herzogs Karl von Braunschweig am Bundestag zum Vertheidiger der Verkehrtheiten herzugeben die seinen verblendeten Fürsten vom Thron stürzten, und dann ohne Unterbrechung auch Gesandter des Nachfolgers zu bleiben und die entgegengesetzten Anträge zu verfechten! An solchen Beispielen können Herrscher lernen wie es mit den angeblichen Vertheidigern und Erweiterern der Fürstenrechte zum Schaden der Landesrechte bewandt ist; was sie dem Land entziehen, erbeuten sie für sich selbst, aber Fürst und Land, deren Recht und Glück aufs innigste verbunden sind, kommen zu Schaden. Wir gehen hier in das Detail der nassauischen Stände-, Finanz- und Domänengeschichten nicht ein; sie werden von Pertz mit aller Genauigkeit erzählt, und bilden eine charakteristische Episode in Steins Leben. Es ist der Kampf des unabhängigen Gutsbesitzers gegen die bonapartesche Bureaukratie, der Widerstand des historischen Rechts gegen das neue Staatsrecht d. d. 12. Jul. 1806, des ächten uneigennützigen Volksfreundes gegen die finanziellen Plusmachereien der centralisirenden und nivellirenden Staatskünstler vom grünen Tisch. „Ew. Durchlaucht,“ schrieb damals Stein an die Tante des Herzogs, „werden sich wohl aus diesen Vorfällen überzeugen daß man systematisch und rücksichtslos und höhnend von einem Gewaltstreich zum andern fortschreitet, und daß der Sinn für Wahrheit und Recht ganz fehlt. Die Zeit wird kommen wo dieser Frevel bestraft wird, und wo die Vorsehung strenges Gericht über die Frevler halten wird; ich habe hieran nicht den mindesten Zweifel.“ Diese Zeilen, fügt Pertz hinzu, wurden ein Menschenalter vor 1848 geschrieben.

Von dem stolzen Unabhängigkeitsgeist der den alten Reichsfreiherrn erfüllte, hatte der nassauische Minister keine Vorstellung; er war ungeschickt genug in einer Antwort auf eine Beschwerde an die fürstliche Liberalität zu erinnern wodurch die Stein'sche Familie durch Sr. Durchl. Vorfahren ausgezeichnet worden sei. „Mir ist gar nicht bekannt“ — äußerte darauf Stein in einem Schreiben an den Herzog — „daß meine Familie, gleich der v. Marschall'schen, je der Gegenstand der Liberalität der Grafen und Fürsten von Nassau gewesen; versteht er vielleicht die nassauischen Lehne, so bemerke ich daß der größte Theil

meines Vermögens Allodium und nicht ein Zehntheil Lehen ist, daß auch von diesem die meisten von säcularisirten Fürstenthümern und Abteien herrühren die erst 1803 dem Haus Nassau zufielen, und daß überhaupt zur Zeit der Entstehung der Lehne der Vasall lästige Pflichten zu erfüllen hatte. Nach der vor 1806 geltenden Verfassung war Deutschland mein Vaterland, kein näheres hatte ich." Stein war übrigens nicht der Mann der selbst in einer verhältnißmäßig so kleinen Angelegenheit wie die nassauische war, das Feld räumte; er kämpfte unermüdet in Denkschriften und Widerlegungen gegen die Marschall'sche Politik, und suchte auch in der Presse die Darlegungen des Ministers zu widerlegen, wobei freilich der damalige Censor der Allgemeinen Zeitung dem nassauischen Staatsmann so hülfreich unter die Arme griff, daß ihm wenigstens auf diesem Gebiet der Discussion das Wort allein blieb. Unter den Actenstücken, welche darüber mitgetheilt werden, sind namentlich diejenigen von allgemeinem Interesse, welche Steins Ansicht über das Verhältniß der neuen Verfassungen zu den kleinern rheinbündischen Territorien darlegen. Er widerstrebt vor allem der geläufigen gouvernementalen Anschauung daß mit diesen Urkunden ein ganz neues Recht huldvoll gewährt worden sei, und erinnert daran wie vielmehr alle die erzbischöflichen, gräflichen und reichsritterschaftlichen Gebiete, aus denen das Herzogthum entstand, vor 1806 durch einen Rechtszustand, ein Reichsoberhaupt, Reichsgesetze und Reichsgerichte geschützt waren. „Der ephemere Rheinbund, sagt er, zerstörte diese Schutzwehren gegen Willkür, und eine auf einem factischen Besitzstand beruhende unbedingte Oberherrschaft trat an die Stelle eines Rechtszustands und einer bedingten und dem Kaiser und Reich unterworfenen Landeshoheit, die auf urkundlichem und unvordenklichem Besitz sich gründete und nach Gesetzen und Herkommen ausgeübt wurde. Der Rheinbund ist untergegangen, und in den neuen Ereignissen liegt eine Tendenz die Herrschaft des Rechts und der Sittlichkeit wiederherzustellen." Wohl, so lautet seine Schlußreihe weiter, verdanke die neue landständische Verfassung einzig und allein dem in einem Edict ausgesprochenen Willen des Landesherrn ihr Dasein, allein die Bewohner des Herzogthums haben einen rechtlichen Anspruch auf eine Verfassung die Freiheit und Eigenthum gegen Willkür schützt, sie ist kein willkürliches Geschenk, die Landesherrn erfüllen nur eine Verbindlichkeit gegen ihre alten und neuen Unterthanen. Das Haus Nassau entsagte dem rheinischen Bund, es trat dem großen europäischen im November 1813 bei, dessen

anerkannter und proclamirter Zweck es war die Fesseln der Völker zu zerbrechen, und insbesondere den Deutschen eine freie Verfassung wieder zu ertheilen.

Unter dem gleichen historischen und rechtlichen Gesichtspunkt beurtheilt Stein die Gemeindeverhältnisse. Die neue nassauische Communalordnung von 1816 hatte allen Gemeindebürgern, gleichviel ob sie begütert oder nicht begütert waren, gleiche Rechte gegeben, aber die Gemeindevorsteher wurden auf Vorschlag des Beamten von der Regierung ernannt, die Ortsvorsteher hatten nur berathende Functionen, die Verwaltung des Gemeindevermögens war der Leitung der Regierung und des Amts unterstellt. Stein sah mit diesem Gesetz das letzte Glied der Beamtenleiter constituirt und alles zu einem durchgreifenden Dienstmechanismus umgestaltet; dadurch könne allenfalls Ordnung, Gehorsam, Actenthätigkeit hervorgerufen werden, aber daneben müsse sich nothwendig Mangel an Kenntniß und Berücksichtigung der örtlichen und individuellen Interessen, sowie Mangel an Gemeingeist als unvermeidliche Folge einstellen.

Nun ist aus seinen früheren Aeußerungen bekannt, welchen Werth er auf das Communalwesen als auf die Bildungsschule für alle öffentlichen Angelegenheiten legte; sie ist, sagt er auch bei diesem Anlaß, die nächste Quelle der Vaterlandsliebe, sie knüpft an den väterlichen Heerd; sie verbürgt die wahre praktische Freiheit die täglich und stündlich in jedem dinglichen und persönlichen Verhältniß des Menschen ihren Einfluß äußert, und schützt gegen amtliche Willkür und Aufgeblasenheit. Aber solche Wirkungen können sich nur dann äußern, wenn das Gemeinde-Eigenthum und die Gemeindeverfassung gegen Willkür gesichert, die Gemeinde selbst aus tüchtigen angesessenen Mitgliedern sich bildet, die Gemeindeangelegenheiten durch selbstgewählte Vorsteher möglichst frei und selbständig verwaltet werden, und sie ein Gegenstand der Berathung und der Beschlüsse aller Gemeindeglieder sind. Geschieht aber von allem diesem das Gegentheil, überträgt man die Gemeindeangelegenheiten öffentlichen Beamten, ordnet man ihnen nur ein Schattenbild von Gemeindevorstand bei, belastet man das Gemeinde-Eigenthum mit einer Menge fremdartiger Ausgaben, setzt man den Taglöhner dem Eigenthümer gleich, drängt man den Landstreicher den Gemeinden als Mitglied auf, so entsteht, anstatt des Gemeingeistes mit seinen wohlthätigen Folgen, Abneigung gegen alle Theilnahme an Gemeindeangelegenheiten, und jeder unterzieht sich ihnen nur mit Widerwillen.

Steins Opposition gegen die nassauische Regierung entsprang demgemäß aus seiner ganzen Grundanschauung vom Staats- und Gemeindeleben; sie war patriotisch in ihrem Ursprung und sollte es ihrem Ziel nach sein. Er war entschlossen den ersten Landtag zu besuchen und hoffte durch seine Gegenwart auf ruhige und gehaltene Geschäftsbehandlung hinzuwirken. „Der Adel und ein großer Theil der übrigen Abgeordneten," schrieb er an Graf Spiegel, „bringt üble Laune mit, unterdessen muß man dennoch eine wilde und launenvolle Opposition vermeiden, und nicht in die so folgenreichen Fehler der württembergischen Landstände verfallen." Aber das Schicksal fügte es anders. Aus zufälligen Ursachen wohnte er der Eröffnungssitzung nicht bei, fand aber bei seiner Ankunft in Wiesbaden die dortige Zeitung mit dem Bericht bei der Eröffnung, über die Fassung der Eidesformel und einen Ausfall gegen ihn selber. Er hielt sich dadurch für verpflichtet in einer Erklärung vor der Eidesleistung kundzugeben daß er weder durch Geburt noch durch Wohnung ein nassauischer, wohl aber seit dem Ankauf von Birnbaum ein preußischer Unterthan sei; die dem Herzog gelobte Treue und Gehorsam könne sich daher nur auf seine Stellung, als Landstand und Gutsbesitzer, nicht auf sein persönliches Verhältniß beziehen. Die Ablehnung dieser Clausel bewog Stein auf seinen Sitz in der Kammer vorerst zu verzichten.

In diese kleinen, aber für Steins Persönlichkeit ungemein charakteristischen Händel ragen denn politische Interessen von umfassender Bedeutung herein: vor allem die deutsche und die preußische Verfassungsfrage. Hardenberg hatte einen Vertrag entworfen, wornach sich Oesterreich und Preußen gleich bei Eröffnnng des Bundestags über die gemeinsame Leitung der Bundesgeschäfte verständigen sollten, um durch volle Eintracht und ein scharf formulirtes Verhältniß die Mißstände abzuwehren die aus der Rivalität der Großmächte und der Gleichberechtigung der Großen wie der Kleinen entspringen konnten. Darnach sollte Oesterreich den Vorsitz und noch andere Directorialbefugnisse erhalten, Preußen das Protokoll führen und die Bundesbeschlüsse abfassen, überhaupt die im alten Reich dem Reichserzkanzleramt zustehenden Functionen üben. Auch die mit einer „verhältnißmäßig stärkern Population bei dem Bunde stehenden Höfe" sollten mit einem bestimmten Antheil an den Directorialgeschäften ausgestattet, und mit den beiden Großmächten zu einem eignen Directorialrath vereinigt werden. Die kleineren Bundescontingente sollten nach den Erfahrungen der letzten

Feldzüge mit den österreichischen und preußischen Heeren verschmolzen, überhaupt das Bundesheerwesen in einem einheitlichen Sinne constituirt werden.

Es kann, scheint uns — man mag über die Bundesverfassung denken wie man will — darüber kein Zweifel bestehen daß durch solche Feststellungen der Bund an organischem Leben, an Einheit und Kraft der Action gewonnen haben würde. Aber der Plan ward in der Geburt erstickt; die Kleineren erhoben gewaltigen Lärm, in Wien zeigte sich eine ungünstige Stimmung, auch Graf Buol schien nicht mehr dazu geneigt, und die Sache ward von Preußen aufgegeben. Die Eröffnung des Bundestags fand unter dem Eindruck dieses Mißlingens, man durfte sagen unter dieser schlimmmen Vorbedeutung statt. Bei dem besten Willen, bemerkt Pertz, sollten die Geschäfte nicht weiter kommen. Humboldt ging als Gesandter nach England, und Goltz wußte sich nicht zu helfen. Als Steins alter Gegner hatte er die Stelle des Bundestagsgesandten nur unter der Bedingung vom Staatskanzler angenommen daß Steins Gehülfe in der Centraldirection, Eichhorn, welcher durch Humboldt und Gneisenau empfohlen in das auswärtige Departement getreten war, nicht die deutschen Angelegenheiten bearbeite. Es ward dazu ein guter Mann bestimmt, der allerlei Anekdoten wohl zu erzählen und überall auszustreuen wußte aber kein schaffender Kopf war. Da nun weder dieser etwas von selbst that, noch Hardenberg einen geeigneten Geschäftsmann dafür besaß, noch auch Goltz sich selbst eine Instruction zu entwerfen verstand, so wartete der Gesandte drei Vierteljahre lang vergebens auf Anweisung, und es erfolgte daraus die größte Verzögerung und das Hinziehen der deutschen Bundessachen.

Als Stein ein Jahr später, im November 1817, mit den Seinigen nach Frankfurt kam, ward er aufs schmerzlichste von dem Geiste betroffen, der sich als Ausdruck der Stimmung der deutschen Höfe in dem Kreise der Bundestagsgesandten zeigte. Von mehreren Seiten ward es offen gepredigt, daß die Bestimmungen des dreizehnten Artikels der Bundesacte zwar daständen, aber Zeit und Art ihrer Ausführung ganz dem Ermessen der Regierungen anheimfielen. Wir brauchen nicht zu sagen, mit welchen Sorgen für die Zukunft den ahnungsvollen deutschen Mann diese Wendung erfüllte. In einem Brief an Eichhorn schüttet er sein Herz aus. „Standhaft und unablässig,“ sagt er, „werde ich behaupten daß diese Grundsätze für Preußen unanwendbar

und durchaus verderblich sind. Preußen ist ein protestantischer Staat, in welchem sich seit zwei Jahrhunderten ein großes, vielseitiges Leben, ein Geist der freien Untersuchung entwickelt hat, der sich weder unterdrücken, noch durch Gaukelspiele irre leiten läßt. Auch den Dümmsten im Volke wird man nicht glauben machen, daß es von dem Willen des Fürsten abhänge ob, wann und wie er eine übernommene Verbindlichkeit erfülle, und daß wenn durch Willkür und Mißhandlungen gereizt er sich diesen widersetze, ein Nachbar ihn todtzuschlagen befugt sei. Es sind ferner in Preußen von einem tapfern, ritterlichen, frommen und treuen König eine Folge von Zusagen ertheilt worden, denen man auf das schnödeste wiedersprechen würde, wenn man sich zu einem solchen Gewebe von Sophismen bekennte.... In welchem Grade würde aber nicht der Unwille des Volks gereizt und gesteigert, die moralische Kraft des preußischen Staats gelähmt, die seine Untergeordnetheit an physischer Kraft gegen die Nachbarstaaten ersetzen soll! Auf dieser moralischen Kraft nur kann unser Vertheidigungs- und Finanzsystem beruhen, diejenige Bereitwilligkeit zu großen Opfern, welche beide im Krieg erfordern, kann nur aus dem Gemeingeist entstehen, der da allein Wurzel schlägt wo eine Theilnahme am Gemeindewesen stattfindet." Nur in einer solchen Theilnahme sah Stein zugleich das Mittel die unvermeidlichen Unvollkommenheiten einer Verwaltung zu beseitigen die ausschließlich Beamten übertragen ist, und die er vor allem in der Kostspieligkeit, der Einseitigkeit, der Lähmung der Unterbehörden durch die Abhängigkeit von den Obern, der Veränderlichkeit in den Systemen der Verwaltung erblickte.

Die Aussichten auf die Lösung der preußischen Verfassungsfrage waren unter diesen Umständen nicht besonders vielversprechend; doch ward die Sache in Westfalen, dem Stein durch seinen Cappenberger Aufenthalt immer nahe blieb, lebhaft erörtert. Im bürgerlichen Kreise war dort die Sage wach geworden, daß bei den künftigen ständischen Einrichtungen der Adel wieder wie früher vorherrschen und die Rechte der großen Mehrzahl der mit Gut und Blut dem Lande dienenden Bewohner verkannt, vielleicht zu ihrem Schaden die frühere Steuerfreiheit der Rittergüter zurückgefordert werden möchte; sie wünschten daher eine neue ständische Bildung durch die Hand der Regierung. Es gab wohl einzelne unter dem Adel, die sich mit extravaganten Forderungen trugen, Stein natürlich und mit ihm die Mehrzahl der Gutsbesitzer ging von billigen Anschauungen aus. Um eine Verstän-

digung auf den Grundlagen gegenseitiger Gerechtigkeit einzuleiten, schlug er seinen Freunden die Bildung eines Vereins vor und entwarf selbst die Grundzüge der anzustrebenden Verfassung für Westfalen. Es ziemt nicht allein dem Adel, sondern es ist seine Pflicht — sagt er in einer darauf bezüglichen Denkschrift — daß er die Stelle, die ihm seine Vorfahren im Staate erworben, nicht durch Unthätigkeit und dumpfes Hinbrüten verliere, sondern daß er eine würdige, dem Land und der Monarchie nützliche und dem gegenwärtigen Zustande der Dinge gemäße Stellung im Volke erhalte. Die ständischen Corporationsrechte müßten, glaubte er, darin modificirt werden, daß er nicht mehr ausschließend das platte Land vertreten könne; die Steuerfreiheit müßte aufgegeben oder höchstens auf eine Ermäßigung der Steuerpflicht angetragen werden; auch Freiheit von Zöllen, Weggeld, Indigenat, ausschließender Anspruch auf Stellen schienen ihm unzulässig. Ueberhaupt gelte es Wiederherstellung einer der alten ähnlichen ständischen und Communalverfassung, nicht der Wiederbelebung von Privilegien. Der Biograph theilt uns das Wichtigste aus einer sehr anziehenden Correspondenz mit, worin die Frage von ihren verschiedenen Seiten erörtert wird. Will der Adel, heißt es in einem der Briefe an einen westfälischen Adeligen, mit Erfolg die gegenwärtige Krise überstehen, so muß er sich an den Regenten und die Nation anschließen; trennt er sich von beiden, so wird er untergehen. Dieß geschieht durch Steuerfreiheit und Ausschließung von der Genossenschaft derjenigen, die keinen Stammbaum vorzuweisen haben — der Adel muß durch Verdienste erreichbar sein, so wie jede Stelle im Staat, und der Regent muß ihn als Belohnung derselben ertheilen können, um Einfluß auf die adelige Genossenschaft zu erhalten. Sollte der Eintritt erst nach mehreren Generationen möglich sein, so schlößen wir im preußischen Staat den Graf Gneisenau, den Großkanzler v. Beyme, den General Grolmann, die Familie des Generals Scharnhorst aus; in England würde weder Lord Nelson noch der Herzog v. Wellington noch der Graf Chatham das Oberhaus durch den Glanz ihrer Thaten verherrlicht, noch durch ihre Beredsamkeit erleuchtet haben. Die schönen Zeiten unseres Volkes wissen nichts von Stammbäumen; Erzbischof Willigis von Mainz, der so vielen und so wohlthätigen Einfluß unter den Ottonen auf Deutschlands Ruhe hatte, war der Sohn einer sehr armen Frau, Herzog Hermann Billung von Sachsen der Sohn eines Besitzers von sieben Hufen. Unser Adel ist durch Kriege, Auswanderungen und die gewöhnlichen Unfälle, die im

Laufe der Geschichte Geschlechter treffen, im Herzogthum Niederrhein sehr vermindert, auch durch seine isolirte verschobene Stellung gegen die übrigen Stände einseitig geworden, verknöchert; er muß also durch Aufnahme neuer Mitglieder an Zahl, Wohlhabenheit, geistigem Leben gewinnen. Sahen wir nicht, fragt er, sehr alte Geschlechter auf skandalöseste Art an dem westfälischen Hof sich prostituiren, während eine große Zahl junger Landleute mit ihrem Leben den Haß gegen den fremden Theaterkönig büßte? Wie würde — setzt Pertz hinzu — Stein erst die Stellenjagd und ein dem Stande selbst verderbliches Streben nach ausschließlicher Besetzung der höhern Civil- und der Officierstellen im Heere gegeißelt haben! Und allerdings, als davon die Rede ist daß der westfälische Adel eine Deputation nach Berlin senden soll, räth er wiederholt „an den thörichten Ansprüchen mehrerer churmärkischer Edelleute, als des Generals Marwitz, Knesebeck, Minister Voß u. s. w. keinen Antheil zu nehmen." Oder ein andermal: „es wäre sehr zu wünschen daß der märkische Adel sich in sich selbst erfrischte und erneuerte." Einzelne von den Aufsätzen die Stein damals schrieb oder veranlaßte, dürfen als classische Stücke über diese schwierige Materie hervorgehoben werden.

Aber in der entscheidenden Stelle kam die Verfassungsangelegenheit nicht in rechten Gang; vielmehr wuchs die Empfindlichkeit gegen die bescheidenen wie die unbescheidenen Mahner. Die Coblenzer Adreßgeschichte zeigte schon wie ungern man an die heikle Angelegenheit erinnert ward; gleich darauf folgte die Unterdrückung des „westfälischen Anzeigers." Man spricht von der Preßfreiheit im preußischen Staat, schrieb damals Stein an Görres, diese existirt aber keineswegs, die Censur ist in den Händen des Polizeiministeriums, des nichtswürdigen Fürsten Wittgenstein und seines Gehülfen Herrn v. Kamptz, eines wahren Philisters — die von dem Polizeiminister gegebene Instruction an die Regierungen ist in dem Geist der, welche Figaro beschreibt.

Es wurden Denkschriften abgefaßt und überreicht, aber die Angelegenheit war auch mit dem Jahr 1818 ihrem Ziel nicht näher geführt. Ein Brief W. v. Humboldts spricht den Mißmuth darüber sehr lebhaft aus. Humboldt war in allen Hauptfragen mit Stein einverstanden, und glaubte, wenn das Verfassungswerk in Preußen gedeihen solle, so müsse man vorerst folgende Fragen richtig beantworten: 1) welche Rechte hat wirklich schon jede einzelne Provinz; 2) wie kann man diese Rechte fortbestehen lassen ohne sie für einzelne

Volksclassen zu Ungerechtigkeiten werden zu lassen und ohne die Einheit der Monarchie als Ganzes zu stören; 3) wenn es Provinzen gibt die gar keine Rechte zur Landschaft hatten, wie muß man sie den Berechtigten gleichstellen? Wie muß man die einzelnen Stände zu einem Ganzen verbinden? Auch Gneisenau ließ sich in ähnlichem Sinn vernehmen. Unsere heimathlichen Angelegenheiten, schreibt er im Junius 1818, rücken nicht vorwärts. Was vor vier Jahren sehr leicht geworden wäre, ist nun schwerer auszuführen. Auf der einen Seite ist man mißtrauischer, auf der andern ungebührlicher in Forderungen geworden. Solange die jetzige Administration bestehen wird, ist, scheint es mir, keine Hoffnung vorhanden daß sie etwas ernstliches im Verfassungswesen anordnen werde, und, offenherzig gesprochen, wenn sie überlegt und in ihrem Sinn handelt, so kann sie es auch nicht, ohne einen Selbstmord zu begehen; denn diese Administration ist so zusammengesetzt daß sie die Nachbarschaft einer wohl angeordneten Verfassungsanstalt nicht aushalten kann, ohne zusammenzustürzen.

Die Sorgen um diese, Stein am nächsten und innigsten berührenden Angelegenheiten werden durch eine Menge Episoden anderer Art unterbrochen: die kirchlichen Verhältnisse, die badisch-bayerischen Differenzen, der Aachener Congreß, die hannoverischen Verfassungswirren gehören dahin, und in alle diese Fragen wird Stein mittelbar oder unmittelbar hereingezogen, so daß man sich bei Durchlesung des reichen Stoffs nicht in das einsame Herrenhaus des rheinischen Reichsritters, sondern in das Cabinet eines noch thätig am Staatsruder arbeitenden Staatsmanns versetzt glaubt. Gleichwohl fühlte er sich am behäbigsten in seiner ländlichen Stille zu Nassau oder Cappenberg. Er lebte da unter seinen Bauern, war ihnen Helfer und Rathgeber, und bemühte sich für eine bessere Land- und Waldwirthschaft. In dem Thal wo man auf die Burgen Stein und Nassau sieht, hatte er sich eine Gartenhütte gebaut und sie nach Art der Alpenhäuser mit Sinnsprüchen verziert. Hier war sein Lieblingsplätzchen, wo er nach dem täglichen Spaziergang zum Stein am Abhang des Berges und am Wald hinab im Schatten eines großen Wallnußbaums ausruhte, und den Blick auf die väterliche Burg, die bewaldeten Berge oder die Wiesen gewendet, durch welche der plätschernde Mühlbach rauscht, manche Stunde sinnend zubrachte; und noch in der letzten Zeit sagte er seinem treuen Forstverwalter Baum, der ihn zu begleiten pflegte: „Sorgen Sie mit dafür, wenn ich nicht mehr da bin, daß dieses

Bauernhaus unterhalten wird." In der Nähe dieser Anlage war ein Fleckchen Land das einem verständigen und tüchtigen Bauer gehörte, mit dem Stein gern über Landwirthschaft zu reden pflegte. Eines Tags ließ Stein den Mann rufen, unterhielt sich längere Zeit mit ihm und sagte: „Verkaufen Sie mir das Stückchen Land das Sie an dem Gärtchen dort an meinem Bauernhaus besitzen, ich möchte das Gütchen vergrößern." Das kann und will ich nicht, Excellenz, war die Antwort. „Warum? ich bezahle es gut, den doppelten Werth." „Das glaub' ich, antwortete jener, aber, nehmen Sie mir's nicht übel, Sie wissen unsere Gemeinde hat eine sehr beschränkte Feldgemarkung, und jedem Einwohner ist das Land unentbehrlich; verkaufe ich Ihnen das Stückchen Land, was ich wohl entbehren könnte, so werden die übrigen Nachbarn zu gleichem Verkauf geneigt, und in kurzer Zeit ist der ganze Berg in Ihrem Besitz, was für unsere Ortsbewohner um keinen Preis wieder zu erkaufen." „Sie haben Recht, sprach Stein, jetzt will ich es auch nicht haben."

Neben den politischen Fragen, die sein Interesse auch in dieser ländlichen Abgeschiedenheit beschäftigten, war es besonders eine vaterländische Angelegenheit der er sich mit dem lebhaftesten und unermüdlichsten Eifer hingab: die Herausgabe der deutschen Geschichtschreiber. Gleich nach seiner Rückkehr in den heimischen Kreis hatte er den Gedanken aufgegriffen. „Seit meinem Zurücktreten aus den öffentlichen Verhältnissen", schrieb er an den Bischof von Hildesheim, „beschäftigte mich der Wunsch den Geschmack an deutscher Geschichte zu beleben, ihr gründliches Studium zu erleichtern, und hiedurch zur Erhaltung der Liebe zum gemeinsamen Vaterland und dem Gedächtniß unserer großen Vorfahren beizutragen. Meine Absicht war auch dahin zu wirken daß die durch die Umwälzung des Jahres 1803 zerstreuten vielen Urkunden sorgfältig gesammelt würden, was aber hauptsächlich von Maßregeln der Regierungen abhängt und wozu der Entschluß von Einzelnen nicht ausreicht. Wohl aber steht es in den Kräften eines Vereins einzelner Freunde des Vaterlands und seiner Geschichte eine zweckmäßige Sammlung der Quellenschriftsteller zu veranstalten, einen Fonds zusammenbringen um die Gelehrten, so dem Unternehmen ihre Zeit und Kräfte widmen, zu belohnen, und auf diese Art die Sammlung vollkommen und wohlfeil dem Geschichtsfreund zu liefern." Mit der ihm eigenen Ausdauer und unermüdlichen Thätigkeit wurde die Sache von ihm in die Hand genommen und gefördert; es schreckte ihn weder der Egois-

mus und die Gleichgültigkeit der Ungelehrten, noch die wunderliche Vielfältigkeit in den Ansichten der Gelehrten und Fachmänner ab; die sehr bedeutenden Geldmittel beizuschaffen, Gelehrte zu gewinnen, Bibliotheken durchzuforschen, Handschriften zu vergleichen, allen diesen Sorgen vom Größten und Wichtigsten an bis zu den minutieusesten Details ging Stein mit unverdrossener Liebe nach, so wenig ermuthigend oft die Erfahrungen im einzelnen waren. Namentlich waren die ersten Antworten, womit die gelehrte Welt die Aufforderung zur Theilnahme erwiederte, nichts weniger als vielversprechend, die ersten Mittel überhaupt noch so bescheiden, daß man nur mit freudigem Erstaunen das was später daraus erwachsen ist betrachten kann. Die Auffindung und Benützung von tausenden der wichtigsten und kostbarsten Handschriften und Urkunden in allen Bibliotheken und Archiven des westlichen und mittlern Europa, von Lissabon bis Pesth, von Middlehill und Kopenhagen bis Agrigent; die Folgen dieser Untersuchungen und die in dreizehn Foliobänden der Monumente, acht Quartbänden der Kaiser-Regesten, elf Octavbänden des Archivs und zwanzig der Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit vorliegenden Arbeiten für die deutsche und europäische Geschichte, die Rechtswissenschaft, Diplomatik und verwandte Zweige, die gange veränderte Art der geschichtlich-philologischen Herstellung der ächten Texte mit ihren Wirkungen auf andere Länder — das sind freilich Erfolge wie sie bei jenen bescheidenen und mit Störungen und Hemmnissen vielfach durchbrochenen Anfängen auch die kühnste Hoffnung nicht voraussehen konnte.

In der preußischen Verfassungsfrage schien endlich 1818—1819 eine Entscheidung einzutreten. Die Heranziehung Wilhelm v. Humboldts erschien allen Freunden der reichsständischen Sache ein glückliches Omen. Auch Stein sah die Wendung als eine günstige an; davon zeugen die ausführlichen Erörterungen in welchen er die Einführung der Stände mit frischem Eifer besprach. Wir verdanken dem ein paar sehr interessante Aufsätze aus dieser Zeit, worin das Repräsentativsystem nach allen Richtungen besprochen, die Vorurtheile dagegen bekämpft, die Vorzüge desselben, namentlich für Preußen, nachdrücklich hervorgehoben sind. Gegenüber dem geläufigen Einwand daß durch ständische Einrichtungen die Macht des Regenten beschränkt werde, bemerkt Stein: durch Bildung einer guteingerichteten Repräsentativverfassung gewinnt der Regent eines treuen und gescheidten Volks an Macht — denn er eignet sich alle geistigen und physischen Kräfte

desselben an, wird durch diese erleuchtet und gestärkt, statt daß er gegenwärtig, wo er nur durch Beamte herrscht, überall bei den Regierten auf Lauigkeit, oft auf Abneigung, selbst auf Antagonism stößt, und bei seinen Beamten nur wenig Unterstützung gegen die öffentliche Meinung findet, die gar zu geneigt sind mit dieser auf seine Unkosten sich zu vertragen. Selbstregieren, fügt er hinzu, ist das Loos nur sehr seltener Regenten; diese finden aber auch bei einer repräsentativen Verfassung in sich und in der Güte ihrer Absichten Mittel ihre Entschlüsse ins Leben zu bringen. Aber auch kräftige selbständige Autokraten regierten nur in wenigen einzelnen Fällen nach selbsteignen Ansichten, gewöhnlich nach denen ihrer Staatsbehörden die sie sich zu leiten begnügten, und nach Formen und Maximen die sie vorfanden. Von Ständen mit bloß berathender Stimme erwartete Stein für die Regierung und für das Volk gleich wenig Nutzen. Einer Versammlung, sagt er, die auf das Rathgeben beschränkt ist, fehlt es an Selbständigkeit und an Würde; in ihrem Ansehen wird daher die Regierung, wenn auch der gegebene Rath der genommenen Maßregel beifällig ist, in der öffentlichen Meinung nicht die kräftige Stütze finden die sie in der freiwilligen Zustimmung eines selbständigen repräsentativen Körpers findet. Er erinnert an die Notabeln und ähnliche Beispiele, und hegt zugleich die Besorgniß eine bloß rathgebende Versammlung möchte leicht geneigt sein nach Maßgabe der von außen einwirkenden Umstände entweder mit Lauigkeit zu handeln oder sich allen Verirrungen im Tadeln und Vorschlagen zu überlassen, wozu sie sich um so leichter verführen lassen werde da sie für die endlichen Beschlüsse nicht verantwortlich ist. Mit Einem Wort, so resumirt er seine Ansicht, ein berathender ständischer Körper ist entweder eine inerte Masse oder ein turbulenter Haufe der in das Blaue hineinschwätzt, ohne Würde und Achtung; er wird niemanden befriedigen und vom In- und Ausland einstimmig getadelt werden. Ist nun diese Einrichtung gleich in ihrer Entstehung verrufen, so wird auch die Theilnahme an ihr kein Ziel des Strebens des edlern und bessern Theils der Nation, und die ganze Einrichtung nicht geeignet sein dem Staat eine sicherere Bürgschaft seiner Erhaltung nach außen und seiner innern fortschreitenden Entwicklung zu verschaffen. Diese Ansichten sind durch Geschichte und Erfahrung ebenso bestätigt wie Humboldts Voraussagen, die er damals in dem meisterhaften Schreiben an Witzleben aussprach.*)

*) In Dorows Witzleben S. 13 ff

Was er damals über die Stellung bloß provinzieller Stände, durch die man die allgemeinen etwa ersetzen wolle, über die unvermeidliche Ueberschreitung der ihnen vorgesetzten Schranken, über die Unmöglichkeit auf die Dauer mit ihnen zu regieren, prophezeit hat, das ist ein Vierteljahrhundert später buchstäblich in Erfüllung gegangen, und wer die Geschichte der letzten Decennien mit unbefangenem Auge betrachten mag, der wird sich die Frage leicht beantworten welcher Weg für die Entwickelung Preußens und Deutschlands der heilsamere war, der den Stein und Humboldt vorschlugen, oder der andere, auf den die polizeiliche Staatskunst der Wittgenstein und Kamptz und die Partei Marwitz allmählich Preußen geleitet haben.

Die Ansichten die Stein über die einzelnen Fragen des Repräsentativsystems damals aussprach, tragen alle den gleichen Stempel großer staatsmännischer Betrachtung, und sind ganz frei von jenem ängstlichen kleinen Mißtrauen gegen Oeffentlichkeit, ständische Rechte und Macht, welches in dem reinen Beamtenstaat sich so leicht als erbliche Krankheit einnistet. Was er über die Initiative, über die Steuerbewilligung, über die Ministerverantwortlichkeit sagt, wird darum auch sicherlich in diesem Kreis als bedenkliche Ketzerei erscheinen. Stein war von der geläufigen Demagogenfurcht so unberührt, daß er ordentlich böse ward als ihn Niebuhr in einem sonst seinen Ansichten ganz conformen Gutachten über das ständische Wesen die Furcht vor der Demokratie etwas zu laut durchklingen ließ. „Es ist eine ganz falsche Vorstellung — schrieb er, damals gewiß wahr und richtig — daß die deutsche Volksmasse eine demokratische Tendenz habe; diese findet sich bei unsern Gelehrten, bei den Pamphletisten, bei unbärtigen Jünglingen, nirgends bei dem Volke, dem Adel, Bürger und Bauern." Auch Humboldt ist von solcher Schwarzsichtigkeit frei; ihm machen, wie aus seinem interessanten Briefwechsel mit Stein hervorgeht, die Zustände in Berlin viel mehr Sorge als die demokratischen Schriftsteller und ihr Anhang.

Die blutige That Sands freilich und der Mordversuch gegen Ibell — Ereignisse die gerade in diese Verfassungsbesprechungen zwischen Stein und Humboldt hereinfallen, schienen den Schwarzsehern Recht zu geben, auch wenn es immer Thorheit und Unrecht zugleich ist eine ganze Nation für solche Verbrechen Einzelner verantwortlich zu machen. Aber der Polizeipartei in Berlin war nun erwünschter Stoff gegeben. Einseitige Verdächtigung Andersgesinnter durch die

Regierungsblätter — so berichtet Pertz — Auskundschaften durch alle Mittel einer geheimen Polizei, Durchsuchung und Wegnahme von Papieren, Verhaftungen und jahrelange Untersuchungen wurden über ein Land verhängt dessen Treue in den schlimmsten Tagen felsenfest gestanden hatte. Als geschicktes und gefügiges Werkzeug machte sich der Geheimrath Tzschoppe besonders bemerklich — ein Mann dessen Charakter durch den einen Zug gerichtet ist daß, als der geheime Legationsrath Eichhorn ihn, einen anscheinend unschuldigen jungen Menschen, der eben erst in die Geschäfte beim Staatskanzler eingetreten war, gegen Theilnahme an den demagogischen Verfolgungen als verderblich und unehrenhaft warnte, Tzschoppe auf der Stelle zu Wittgenstein ging und Eichhorn angab. Ebenso ward Gneisenau mit geheimen Spionen umgeben, und wohl eben so wenig Stein übersehen, Arndt, beide Welcker, Jahn, Reimer, Schleiermacher, selbst Justus Gruner, der königliche Gesandte in der Schweiz, in die Untersuchung verwickelt. Ihre vertrautesten Papiere wurden mit Beschlag belegt, theils unglaublich unfähigen Untersuchungsrichtern zur Durchsicht übergeben, theils zu Ausdehnung der Untersuchungen auf andere angebliche Theilnehmer der geheimen Verschwörung benutzt, und so aus manchen vielleicht unvorsichtig redenden oder schreibenden Menschen Verfolgte und Feinde geschaffen. Aber der schlimmste Rückschlag waren die Karlsbader Maßregeln; sie dürfen wohl jetzt auch im Sinne der strengen Conservativen als eine öffentliche Calamität Deutschlands bezeichnet werden. Die Folge dieser Maßregeln, sagt Steins Biograph, war die Abwendung der Nation von ihren Regierungen und von sich selbst; da die Behandlung der eigenen Erlebnisse nur unter Aufsicht von Leuten gestattet war die zum Theil von unglaublicher Rohheit und Gemeinheit Beweise gaben, so wendete man sich von der trostlosen Heimath zu der unverbotenen Fremde, ihren Literaturen und Zeitungen; in gleichem Grade wie die einheimischen Regierungen in der Kenntniß und Achtung sanken, wuchs die Theilnahme und die Beschäftigung vorzüglich mit den französischen Zeitungen, Büchern, politischen Parteien; und französische Begriffe, Denkungsart, Anschauungsweise griffen zum Verderben der Regierungen immer weiter und ungehinderter Platz, je ängstlicher die Censur jedes Wort über deutsche Verhältnisse beachtete, beschnitt, selbst verfälschte und unterdrückte. Die Einwilligung der deutschen Minister, des Grafen Bernstorff, des Grafen Münster, Plessen, zu Maßregeln von so verderblichem Charakter war dadurch

erlangt worden, daß man ihnen in Karlsbad die übertriebensten Besorgnisse vor der Gefahr der geheimen Verbindungen beigebracht hatte; es handelte sich unter anderm von den entdeckten revolutionären Gesinnungen der französischen Bonnen in Wien, sowie mehrerer Hauslehrer die unter die k. k. Infanterie in der Alser Caserne gesteckt worden. Die Entdeckung revolutionärer Tertianer, welche die Sicherheit des preußischen Staats bedrohen sollten, war der Spürkraft des Herrn v. Kamptz vorbehalten. Ja, wie in der Dämmerung das lichtscheue Gesindel, Raubthiere, Eulen und Fledermäuse aus ihren Höhlen hervorkriechen und sich rühren, so hatten Leute aus der Wittgensteinschen Schule, da Stein entfernt war, die Frechheit gehabt selbst seinen Namen mit den ausgesprengten Gerüchten in Verbindung zu bringen.

Stein selbst war, wie wir aus zahlreichen brieflichen Aeußerungen ersehen, von dem Treiben der exaltirteren Opposition nichts weniger als erbaut. Er klagte über den hoffärtigen und unruhigen Geist der die Professoren erfülle, über das Treiben „frazzenhafter Büchermacher“ wie Jahn, und die theils übertriebenen, theils geradezu unwahren Anschuldigungen die Kamptz während der Untersuchungen, angeblich aus den Acten, in die Staatszeitung brachte, sind auch auf Stein nicht ohne Eindruck geblieben. Er glaubte nach diesen Proben daß es in der That öffentliche Lehrer gebe die vom Katheder herab zu Verbrechen, Mord und Todtschlag ermunterten. Aber dieß machte ihn doch keinen Augenblick über die Karlsbader Politik irre. „Reichte denn,“ fragt er, „das Ansehen der Gerichte und Polizeibehörden nicht hin um diese Menschen und ihre Anhänger unschädlich zu machen? Warum beraubt man unsere Universitäten ihrer seit Jahrhunderten besessenen Privilegien, unter deren Schutz sich ein achtungswerther Geist entwickelte?“ Ganz verderblich erschien ihm die Absicht den Art. 13 der Bundesacte „hinweg zu sophisticiren.“ „Eben das lange Vorenthalten, sagt er, eines Rechtszustandes der an die Stelle der von Napoleon eingeführten Willkür trat, hat die Erbitterung hervorgebracht, die nun eine verbrecherische Richtung bei einzelnen genommen, welche aber die Masse des Volks verabschent, und nichtsdestoweniger soll diese ihrer rechtlichen Ansprüche auf eine gesetzliche Ordnung beraubt werden!“ In ähnlichem Sinne äußern sich Steins gleichgesinnte Freunde, vor allen Humboldt, für dessen Stellung im Ministerium eben die Zeit der Karlsbader Politik die Krisis herbeigeführt hat. Er selbst gibt darüber an Stein genauen Bericht; er erzählt von seinem seit lange

mit Hardenberg gespannten Verhältniß, wie er sich „soviel er es ohne Unhöflichkeit konnte" von ihm abgesondert, wie er seine Mißbilligung von Hardenbergs Administration nicht verhehlt und sich auch keine Mühe gegeben durch scheinbare Freundschaftsversicherungen das zu verdecken. „In den Geschäften," fährt er fort, „konnte es gar nicht fehlen daß Gelegenheiten kamen wo ich über die bisherige und jetzige Verwaltung urtheilen mußte; ich habe es immer ohne Parteilichkeit und Gehässigkeit, aber auch mit strenger Wahrheitsliebe gethan, und so ist also allerdings in meinen Aufsätzen oft eine Kritik des Geschehenen, wenn auch ohne Nennung des Staatskanzlers, gewesen. Manches davon ist an den König gekommen; Beyme und Boyen waren einerlei Meinung mit mir, und die andern Minister nahmen oft unsere Meinungen an. Aus diesem allen zusammengenommen entstand bei dem Staatskanzler die Meinung daß er oder ich weichen müßte; er hat dieß unverhohlen gesagt und dem König so vorgestellt. Dieß ist der einfache Hergang der Sache. Wir drei einigen Minister haben zwar auch dem König Memoiren gegen die Karlsbader Beschlüsse übergeben, allein dieß im Monat vorher, und hat bei unserer Entfernung nicht einmal zum Vorwand gedient." Von dem Zustand freilich dem Preußen entgegenging, hegte Humboldt die allerbescheidensten Erwartungen; das wünschenswertheste schien ihm daß die regierenden Leute sich auch nicht einmal versucht fühlen möchten Aenderungen oder vermeintliche Reformen vorzunehmen. „Ich zittere eigentlich vor jeder neuen Einrichtung, und es ist mir ordentlich beruhigend daß man, wie es scheint, die Constitutionssache ganz ruhen läßt."

Diese peinlichen Erfahrungen, für Stein durch den gleichzeitigen Tod der Gattin noch besonders geschärft, erweckten unverkennbar in ihm einen Widerwillen gegen die Politik; eifriger als je widmete er sich den Dingen die davon unberührt waren, vor allem der Herausgabe der Geschichtschreiber. Eine längere Reise nach der Schweiz und nach Italien (1820) wendet ihn auch äußerlich von den politischen Tageshändeln der Heimath mehr ab. Sein Aufenthalt in Rom, besonders der Verkehr mit Niebuhr gewährt mehr ein persönliches als ein politisches Interesse; mancher überaus charakteristische Zug ist da zu verzeichnen. Auch von den großen europäischen Fragen, der italienischen, der spanischen Verwicklung, den Kirchenhändeln die zu bereinigen waren, spielt manches in die italienische Reise herein, doch ohne ihn dauernd zu

fesseln; nur die Scriptores Germaniae, die Sorge um Handschriften, Textesvergleichungen, die Correspondenzen darüber begleiten ihn stetig auch auf der Reise. Auch diese unpolitische Sache sollte ihm freilich durch die jüngsten Vorgänge nicht unverbittert bleiben. Männer wie Dahlmann und Falck lehnten nun die Mitwirkung ab. „Ich hielt es für unglaublich, schrieb Dahlmann, daß dieselben Hände welche das Todesurtheil unsrer Preßfreiheit unterzeichnet haben, ein Werk zur Ehre der Literatur versuchen möchten; auch glaubte ich daß die Arbeiter, großentheils akademische Lehrer oder ihnen verwandt, wenig eifrig sein würden sich unter die Direction von Männern zu stellen durch deren Mitwirkung oder Zulassung sie und die ihrer Pflege vertrauten Anstalten unvergeßlich beleidigt und herabgewürdigt sind.“ Auch Falck meinte: die Schilderung der deutschen Universitäten, welche von dem Bundestag ausgegangen, welcher vier Mitglieder der Centraldirection beigestimmt, ist so beschimpfend für die Universitätslehrer daß letztere unmöglich sich mit jenen in eine Gesellschaft zusammenstellen können. Was Napoleon uns unangefochten ließ, sagt er über die Presse, das hat der Bundestag uns genommen. Stein suchte sie zu begütigen, aber vergebens. „Es ist ein reizbares, unvernünftiges Volk, das Gelehrtenvolk,“ schrieb er damals ärgerlich an Gagern; daß er gleichwohl innerlich den Männern nicht ganz unrecht gab, beweisen spätere sehr anerkennende Urtheile über Dahlmann. Aber nicht von dieser Seite allein hatten die Monumenta Germaniae den Rückschlag der Karlsbader Politik zu empfinden; auch in gouvernementalen Kreisen fing man an eine gewisse ängstliche Scheu gegen das Unternehmen und seine vermeintlichen geheimen Zwecke zu empfinden. Die Aeußerungen darüber von Gentz an Pertz, als dieser nach Wien gereist war um auch Oesterreich zur Mitwirkung an dem nationalen Werke zu gewinnen, Aeußerungen die einen halbofficiellen Charakter trugen, dürfen in dieser Hinsicht als classische Zeugnisse gelten wohin es mit einem gescheidten und geistreichen Manne kommen kann, sobald er sich einmal einem System dieser Art hingegeben hat. „Oesterreich,“ erklärt Gentz, „müsse vor allem fragen wozu die Geschichte gebraucht werden solle? In einer Zeit welche alles in Gift zu verwandeln wisse, gebe sie so gut gegen als für das Bestehende Waffen. Die Sache sei keineswegs politisch gleichgültig; dem Kaiser sei das Entstehen dieser Gesellschaft unmöglich angenehm gewesen, zu viele Erfahrungen rechtfertigten den vorläufigen Verdacht gegen alles was jetzt als Gesell-

schaft oder Vereinigung auftrete; der Kaiser finde die Sache an sich nicht lobenswerth, und müsse eigentlich die Hälfte aller Mitglieder verwerfen. Ein thätigerer literarischer Verkehr als bisher zwischen Wien und Frankfurt stattgefunden, könne nicht im Gesichtskreis der Regierungen liegen; Forschungen österreichischer Gelehrten litten keine Beschränkung; sobald aber die Sache eine Organisation annehme, werde sie verdächtig, weil die Regierung ihrer nicht mehr versichert sei." Das waren die Consequenzen eines Systems das sich vor jeder, auch der harmlosesten geistigen Thätigkeit fürchten mußte. „Es wäre wohl möglich", spottete Stein, „daß sich der deutsche Geschichtsverein durch Ungarn mit den Hetäristen in Verbindung setzte, und er auf den Trümmern des Thrones des sanften, milden Sultans seine Arbeiten fortsetzte, und daß in dem Harem und Divan die Vergleichungen der vaticanischen Handschriften vorgenommen würden. Suchen Sie Herrn von Gentz hierüber zu beruhigen, und versichern Sie ihn, der historische Verein werde, wenn er in Konstantinopel thronte, ihm einige Städte in Rumelien anweisen um sein Küchenbudjet zu befriedigen — mit den Bewohnerinnen des Harems soll ihm gegenwärtig ohnehin nicht mehr gedient sein."

Wieder waren es die ständischen Angelegenheiten der Heimath welche Stein zur Politik zurückführten; außer der Frage über die Bildung der Provinzialstände war ihm ein Gesetz von Herbst 1820 über die Ablösung der gutsherrlichen Rechte ein neuer Anlaß hervorzutreten. Der Fall hat deßwegen ein besonderes Interesse, weil er den Gegensatz der Stein'schen und der Hardenberg'schen Verwaltungsprincipien ins Licht setzt. Ueber den Grundsatz der Befreiung des bäuerlichen Eigenthums von dinglichen Lasten, wie er seit mehr als zehn Jahren in die Gesetzgebung eingeführt worden, waren beide einig, aber in der Anwendung wichen sie von einander ab. Stein hielt die Ablösung durch Capital für nachtheilig, da sie den Gutsbesitzer in einen Capitalisten verwandle, seinem Vermögen die Festigkeit nehme und seine Beziehungen zum Grundeigenthum ablöse. Er veranlaßte daher eine Vorstellung des westfälischen Adels gegen das fragliche Gesetz. Als der Staatskanzler dann Steins Namen unter der Eingabe sah, sagte er fast mit Thränen zu Eichhorn: „Sehen Sie einmal, so handelt jetzt Stein, dessen Maßregeln ich doch nur ausführe." Eichhorn erwiederte: „Ew. Durchl., es ist doch ein Unterschied zwischen beiden, Stein hat nicht so weit gehen wollen." Auch in einer damit

innig verwandten Frage machte sich dieser Gegensatz geltend; Stein warf dem Staatskanzler vor daß seine Gesetzgebung zur Zersplitterung der Bauernhöfe führe, und dadurch zerstörend auf den Bauernstand wirke. „Den Bauernhof", äußerte er, „erklärt man theilbar bei der Erbfolge, bei Concursen; der achtbare westfälische Bauernstand verliert Sittlichkeit, Standesehre, Selbständigkeit, und verwandelt sich aus einem tüchtigen Mittelstand in kleine Köther, abhängig vom Druck des Bedürfnisses, der Steuern, hörig dem Juden, dem Wucherer. Die Zersplitterung führt wieder zum Zusammenziehen, der Reiche, der Jude, der Wucherer kauft von den Armen, Hülfsbedürftigen das Eigenthum wieder zusammen, und das Land wird nicht mehr besessen von Tausenden von tüchtigen Bauernfamilien, sondern von einer geringen Zahl großer Gutsbesitzer, die durch Pächter und Taglöhner das Land bauen. Dieß führt zur Demoralisation, zur Verstärkung der Macht des Pöbels, zur innern Gährung, wie wir in Irland, England, Italien sehen." Ein dritter reicher Stoff der Klage war das Anwachsen des Beamtenheeres; wie Stein darüber gedacht hat, ist schon aus dem Briefwechsel mit Gagern zur Genüge bekannt; in den vorliegenden Mittheilungen wird dieses Thema nach allen Richtungen hin durchgesprochen.

Die Erörterungen über die ständischen Organisationen wurden 1821 und 1822 wieder aufgenommen; zwar gelang es den Gegnern in Berlin ihn von der Liste westfälischer Grundeigenthümer, die nach Berlin gerufen wurden, fernzuhalten, doch konnte nicht gehindert werden daß sich im Namen der Commission für das ständische Wesen der Kronprinz mit Stein in brieflichen Verkehr setzte. Die darüber geführte Correspondenz und die Denkschriften die Stein aus diesem Anlaß schrieb, gehören zu den werthvollsten Reliquien des großen Staatsmannes. Hardenbergs Tod weckte einen Augenblick die Hoffnung Stein werde der Nachfolger sein; aber der Einfluß der Wittgenstein'schen Cotterie behauptete sich, und es gelang ihn fernzuhalten. In der Correspondenz mit dem Kronprinzen ist namentlich ein Brief reich an köstlichen Wahrheiten, deren Verständniß freilich erst durch bittere Erfahrungen erkauft worden ist. „Will man", schreibt Stein, „daß die landständische Verfassung ihrer Bestimmung entspreche, so müssen der Corporation Rechte beigelegt werden die sie zur Erreichung ihres Zwecks in Stand setzt; soll das ganze Werk nur eine Schauanstalt gleich den österreichischen sein, so unterlasse man lieber das

Spiel, es täuscht niemand, erregt nur Erbitterung und Ekel. Ein weiser, religiös-sittlicher Monarch, umgeben von einem zahlreichen blühenden edlen geistvollen Geschlecht, darf einem braven, treuen, besonnenen Volk vertrauen, das diese Tugenden durch Opfer jeder Art und durch Ströme von Blut, so es freudig für Thron und Vaterland vergoß, bewährte; in seinem Busen liegt nicht Verrath und Aufruhr. Thorheiten Einzelner irre geleiteter, die selbst in ihren Anfängen die ungeschickte Buhlerei des Staatskanzlers um den Beifall der Schreier begünstigte und veranlaßte, bedrohen nicht die Sicherheit des Staats; man überlasse ihre Entdeckung und Bestrafung den Behörden, und sei gegen wirkliche Verbrecher streng. Die Mängel der centralisirenden Bureaukratie können nur durch verständige Anordnung der landschaftlichen Institutionen gehoben werden — nicht durch den ermüdenden, kostbaren Wechsel von amtlichen Behörden und Personen. Soll übrigens das ständische Institut in das Leben treten, so muß diese Sache treuen, mit ihrem Geist vertrauten, mit Liebe sie umfassenden Händen anvertraut werden, damit nicht das vorsichtig Berathene, weise Beschlossene mit üblem Willen oder mit Ungeschicklichkeit, oder mit beiden ausgeführt werde und an diesen Klippen scheitere."

Sechster Theil. Berlin 1855.

(Allgemeine Zeitung 17. u. 18. August 1855 Beilage Nr. 229 u. 230.)

Es ist der Schluß des großen Werkes, den wir endlich in Händen haben. Dieser sechste Band, aus zwei stattlichen Abtheilungen bestehend, enthält auf mehr als dreizehnhundert Seiten die Lebensgeschichte und Correspondenzen Steins aus den Jahren 1823 bis 1831. Den großen öffentlichen Angelegenheiten gehörte Steins Thätigkeit in jenen Jahren nicht mehr an; es ist die Periode der Zurückgezogenheit und des Stilllebens, die nur durch sein Wirken auf den westfälischen Provinziallandtagen unterbrochen wird. Auch jetzt freilich sind seine Verbindungen bedeutsam genug, um seinem persönlichen Verkehr und seinem Briefwechsel ein hohes Interesse zu verleihen; wendet sich auch seine Theilnahme von den großen europäischen Dingen mehr auf die heimischen, provinziellen und localen Angelegenheiten, an denen er noch mitwirkte, so ist doch seine Betrachtung keineswegs von dem allgemeinen Weltlauf abgewandt, vielmehr findet er sich von jeder bedeutenden und

eigenthümlichen Strömung der Zeit berührt, wenn er auch jetzt den Dingen mehr reflectirend als handelnd gegenübersteht. Den raschen imposanten und fesselnden Gang seines öffentlichen Lebens in den Jahren 1806 bis 1815 wird man in diesen letzten Partien der Biographie vermissen; es ist mehr Correspondenz als bewegte und bunte Lebensgeschichte; der Biograph selbst, der in den frühern Bänden ganze Abschnitte hindurch veranlaßt war die große Geschichte des Zeitalters in ihren wichtigsten Umrissen in den Kreis seiner Aufgabe hereinzuziehen, erscheint nun mehr als der gewissenhafte Sammler von Briefen und Actenstücken, deren Zusammenhang er durch kurze Bemerkungen vermittelt. Die lebhafteste und reichhaltigste Correspondenz führte Stein in jenen Jahren mit Niebuhr, dem Erzbischof Spiegel und mit Gagern; aus des letztern Veröffentlichung ist ein Theil davon bereits dem Publikum bekannt geworden. Doch erscheint auch die Correspondenz mit Gagern hier in vollständigerer und erweiterter Gestalt; manches, was der Herausgeber 1833 aus naheliegenden Rücksichten ausgelassen hatte, ist hier aufgenommen, manch herbe oder pikante Aeußerung, die damals noch hätte sehr verletzen und verstimmen müssen, hat jetzt ihre Selle im Text erhalten, und Gagerns eigene Briefe an Stein, die er bisweilen nur summarisch aufnahm, erscheinen hier in reicherer Auswahl.

Was in all diesen Mittheilungen als charakteristisch in die Augen fällt, ist der verstimmte, hypochondrische Ton, der die Zeit beherrscht. Wir werden in einen Kreis trefflicher Männer, voll der reichsten Gaben und des regsten Gemeinsinns eingeführt, denen kein vaterländisches Interesse fremd oder gleichgültig ist, aber eine recht freudige und frische Stimmung wird man vergebens unter ihnen suchen. Es drückt doch auf alle die Empfindung halb unbenützt und unthätig zu sein, während das Unwürdige und Mittelmäßige den Ton angab; der Leser gewinnt einen unmittelbaren Eindruck davon, welch ein Mißgeschick es für ein großes Volk ist, wenn so seine besten Kräfte versauern, und der ganze Briefwechsel klingt einen unwillkürlich an wie eine fortlaufende bittere Kritik der Restaurationspolitik jener Tage. Wie mußte es geworden sein, wenn ein loyaler und patriotischer Mann wie Niebuhr (April 1824) schreiben konnte: „Gegen Ende dieses Monats werde ich mich wohl auf den Weg nach Berlin machen; ich zögere Tag nach Tag mit entsetzlichem Grauen. Berlin hat für mich persönlich die gräßlichsten Erinnerungen, und das Zusammentreffen mit

den Machthabern und den Umgebungen des Königs ist abscheulich."*) Das im Junius jenes Jahres erfolgte Ausscheiden der verdienstvollen Geheimräthe Nicolovius und Süvern, an deren Stelle Kamptz und Beckedorf ins geistliche Ministerium traten, bezeichnete, nach dem Bericht von Pertz, einen neuen Sieg der Wittgenstein'schen Partei, und die in Westfalen erfolgenden Verhaftungen von Verdächtigen, die nach Berlin abgeführt wurden, verbreiteten eine düstere Stimmung, die sich in den Briefen der ehrenwerthesten Männer ausspricht. Niemand kannte eine Gränze gegen Willkür, unabhängige Charaktere waren durch ihre Unabhängigkeit verdächtig. Als der geheime Legationsrath Eichhorn fragte: er begreife nicht weßhalb Fürst Wittgenstein ihn mit seinem Haß verfolge, erwiederte ihm ein guter Beurtheiler: wenn Sie nur irgendetwas begangen hätten, wodurch er Sie in seiner Hand wüßte, so würden Sie sogleich in Gunst kommen. Und Schleiermacher sprach das grauenvolle Wort aus: „Nur der ist unverdächtig, welcher bei der Bernard gewesen ist."

Darnach ist es wohl begreiflich, wenn Steins Stimmung herber und schneidender ist, er auch wohl hie und da in zornigem Aufbrausen gegen das Bessere unbillig, ja sehr unbillig wird. Er hatte sich ein wenig angewöhnt mit generalisirenden Bezeichnungen ganze Richtungen abzuthun, und mit einem geläufigen Schlagwort seinem Unmuthe Luft zu machen; das traf denn manchmal die Unschuldigen mit den Schuldigen. So war er z. B. in seinem gerechten Widerwillen gegen die bonapartisirende Beamtenwirthschaft leicht versucht kurzweg über „Bureaukratie" und „Doctrinärs" den Stab zu brechen. Auch einer seiner tüchtigsten Freunde, der geheime Rath Kunth, mußte dergleichen bisweilen hören, blieb aber die Antwort nicht schuldig. Ein rechter Re-

---

*) Und doch war Niebuhr ein guter Preuße dabei. Ich begreife nicht (schreibt er aus Bonn unterm 25. März) was die Leute wollen können, die mit so zur Schau getragenem Dünkel anti-preußisch sind, daß sie dem der ein preußisches Herz trägt, mit Verachtung betrachten. Selbst bei Einheimischen ist es dumm, denn jeder Unbefangene gesteht daß die Städte am Rhein und die ganze Moselgegend einen Wohlstand wieder gewonnen haben, woran nicht nur unter den Franzosen nie zu denken war, sondern den sie auch mitten im Frieden unter ihnen nie hätten erlangen können. . . . Daß die Einheimischen keinen Werth auf die mit übertriebenem Aufwand bewirkte Verbesserung der Schulen legen, macht ihnen keine Ehre; sie ahnen es gar nicht wie ungebildet und barbarisch es bei ihnen aussieht." Im November ward Niebuhr in den Staatsrath berufen, auf des Königs eigenen Wunsch.

präsentant jener thätigen, freisinnigen und gewissenhaften Beamtenschaft, um derentwillen Preußen mit Recht gepriesen und beneidet ward, und deren Umwandlung in französisches Präfectenthum als eine wahre Calamität zu betrachten wäre, war Kunth vorzugsweise berufen für die hart Angegriffenen das Wort zu führen. Er zählt die Opfer an Sorgen, Kosten und Gesundheit auf, die ein gewissenhafter Beamter bringen müsse, um am Ende nach so und so viel Jahrzehnten zu einem bescheidenen jährlichen Einkommen zu gelangen, und meint, man müsse wahrlich von höheren geistigen und sittlichen Motiven getrieben sein, um seine Söhne nicht weit lieber irgendeiner mechanischen Beschäftigung (dabei immer noch alle nöthige wissenschaftliche Vorbereitung vorausgesetzt) zu bestimmen, und sie so zugleich in ein selbständiges Leben einzuführen. „Wie viele Fabrikanten und Handwerker kenne ich," sagt Kunth, „die in Hinsicht auf äußere Freiheit und Geldvortheil, das Anerbieten eines Tausches mit den einträglichsten Ministerialrathsstellen belächeln würden! Diejenigen aber, die immer nur von dem Beamtenheer sprechen, indem ihre Statistik auch die Schulmeister und Nachtwächter mitzählt, oder die den ganzen Stand als revolutionär verschreien, weil er eine gewisse Masse von Kenntnissen bewahrt und verbreitet; oder die den ganzen Werth des Staatsbürgers nur im Grundbesitz, wenn auch bei nur scheinbarem Eigenthnm, finden, die dessen entbehrenden Mitglieder des Beamtenstandes Fremdlinge, Vagabunden schimpfen — diese scheinen mir in ihrem Dünkel nicht zu wissen was sie thun. Denn indem sie, soweit es von ihnen abhängt, der besser gebildeten Jugend den Civildienst verleiden, und sie in mechanische Geschäfte hineinnöthigen, tragen sie nur dazu bei diese Geschäfte selbst immer mehr zu veredeln, die Rohheit, die noch mehr oder weniger am Betrieb haftet, zu mildern und zu entfernen, und so den sogenannten dritten Stand sich zu immer höherer Würde und Wichtigkeit erheben zu lassen."

Was damals Kunth voraussagte, ist seitdem durch andere Ursachen wesentlich gefördert, in erhöhtem Maß eingetreten. Indessen gab auch Kunth schon zu daß die Zahl der Staatsbeamten zu groß sei; er hoffte aber auf keine Besserung, so lange die bisherigen Verwaltungsformen fortbestanden, und so lange man in den Ministerien „dem Regieren keine Gränze zu finden" wüßte. Von der Ausschließlichkeit, welcher auch das tüchtigste Beamtenthum verfallen mußte, gibt Kunth ebenfalls ein charakteristisches Zeugniß. „Wie es die Hofleute," schreibt er,

„mit dem Lesen halten, nach Wahl und Umfang, weiß ich nicht. Von einigen habe ich wohl gehört daß die Schriften der Herren v. Haller, Pfeilschifter, Adam Müller und ähnliche bei ihnen in besonderem Credit stehen. Die Beamtenwelt hat zum Lesen kaum Zeit übrig. Hierin müssen Ew. Exc. mir schon erlauben meine eigene Erfahrung geltend zu machen. Niemand ist weniger als ich den Gesellschaften oder öffentlichen Vergnügungen nachgegangen; und doch wäre es mir in den ersten einigen und dreißiger Jahren meines Dienstlebens, etwa bis noch 1822, kaum möglich gewesen ein größeres Werk ordentlich durchzuarbeiten. Wenn ich Abends 9 Uhr die Schreiberei ermüdet bei Seite schob, war ich froh mich durch ein paar Zeitungen und kritische Blätter mit der politischen Welt und einigen Zweigen der Literatur in einiger Bekanntschaft zu erhalten."

Der Hauptinhalt des Briefwechsels zwischen beiden Männer betraf die Entwickelung des Gewerbwesens. Kunth hatte in den Jahren 1814 bis 1816 unter Stein in diesem Fache gearbeitet, und es seitdem als seine Lebensaufgabe verfolgt. Es tritt in diesem Briefwechsel ein Unterschied des beiderseitigen Standpunktes scharf hervor: der Geschäftsmann, dessen ganze Kraft in täglichen Kämpfen mit dem Gegenstande, in Behandlung der Menschen, in Ueberwindung stets neu aufsteigender Schwierigkeiten verzehrt wird, und der es an sich selbst fühlt was das Erreichen eines mäßigen Zieles gekostet hat, beurtheilt, wie Pertz sich treffend ausdrückt, mit dem Maße der drängenden Gegenwart; während der Staatsmann, welcher weiter von ihr absteht, die Wirklichkeit an den höheren Ideen mißt, an der Ausführung kein Genügen findet.

Besonders über das Zunftwesen waren beide abweichender Ansicht. Kunth hatte in vieljähriger ununterbrochener Berührung mit den Gewerben, namentlich auch das Kleinliche der Zunftstreitigkeiten, die Beschränktheit, die Mißbräuche und Hemmungen, welche sich leicht mit den Zünften verbinden, zu bekämpfen und zu behandeln gehabt, und daneben die blühende Entwickelung des Fabrikwesens und der nicht an Zünfte geknüpften Gewerbzweige beobachtet, auf die durch Belehrung unmittelbar einzuwirken war; er hielt die Zeit der Zünfte für vorüber, und erblickte darin weder Gewinn für die Gewerbe noch für die Gewerbtreibenden. Stein dagegen faßte vorzüglich die sittliche und gesellschaftliche Seite der Einrichtung ins Auge, und nahm nach seinen Erfahrungen für Erhaltung, Reinigung und Befestigung des Zunft-

wesens das Wort. Die gegenseitigen Ergießungen darüber sind anziehend und lehrreich, namentlich ein ausführlicheres Gutachten, worin Stein seine Hauptgesichtspunkte über das Zunftwesen zusammenfaßt. Er weicht darin mannichfach von den Maximen ab, die seine Verwaltungsperiode 1807 bis 1808 bezeichneten; wie sein Biograph sich ausdrückt, war der Standpunkt des Ministers, welcher am Rande des Untergangs alle Kräfte zur Rettung Preußens aufzurufen hatte, verschieden von dem des gereiften Greises, der an der Schwelle des Lebens mit ältern Augen die Welt betrachtet, und in dem regen Treiben der Menschen mehr den unvergänglichen innern Werth als den äußern Erfolg der Erscheinungen würdigt, dem Bestehenden mehr als dem Werdenden geneigt, dieses durch Anschließen an das ihm bewährte Alte zu veredeln denkt. Kunth dagegen hing mit zähem Eifer an den Grundsätzen der Gesetzgebung von 1807—1808, und sah als drohenden Hintergrund ganz andere Gelüste auftauchen, als Steins patriotische Meinung sie ahnen ließ.

„In einer Zeit," schreibt einmal Kunth, „da ich fortwährend ein Feudalregiment roher und dreister vertheidigen hören muß, als wogegen ich schon vor 49 Jahren kämpfte; da für die strengste Absonderung der Stände mit einer Zuversicht gepredigt wird, als ob das indische Kastenwesen der Triumph aller staatsgesellschaftlichen Einrichtungen wäre; da man sich nicht entblödet unsere Handwerker höherer Art, Fabrikanten u. s. f., diese achtungswürdigen Classen, wenn sie so viel erspart haben um ein Rittergut zu kaufen, bald höhnisch, bald wieder mit der unbefangensten Miene zu den niedrigen Classen zu zählen? In den Jahren 1816 bis 1818 hatten einige hiesige Fabrikanten, besonders des Baumwollenfachs, nicht übel Lust mich todtzuschlagen, wenigstens mich todt oder vom Amte zu ärgern. Soll ich mir auch noch die Junker von jetzt — denn freilich 1807—1815 waren oder schienen sie verständiger — auf den Hals ziehen?"

Andern Inhalts ist die Correspondenz mit dem Grafen Spiegel der seit 1824 zum Erzbischof von Köln gewählt war; hier werden die allgemeinen politischen Angelegenheiten, die rheinisch-westfälischen Zustände, auch wohl die religiösen und kirchlichen Dinge besprochen. Aus den Aeußerungen des Erzbischofs spricht ein freisinniger und edler Geist wie er Steins eigenem Wesen entsprach, nur ist der Kirchenfürst milder, und auch wohl, wenn es sich um kirchliche Fragen handelt, zurückhaltender als es der tapfere Reichsritter zu sein pflegte. Spiegel

sucht im ganzen mit der Regierung ein freundliches Vernehmen zu erhalten; seine Beschwerden beschränken sich (1826) auf die Klage, daß die Berliner Behörden zu saumselig seien, und ihn hinderten mit der Einrichtung eines theologischen Convicts, mit der Organisation des erzbischöflichen Seminars und des Unterrichts an der Bonner theologischen Facultät ins Reine zu kommen. Stein dagegen war nicht ohne Sorge über das Treiben der extremen Parteien. „Der katholischen Kirche," schrieb er dem Erzbischof, „schaden die Thorheiten der Ultras und Romanisten in Frankreich, die Treibereien wegen Wiederherstellung der Jesuiten, das Einmischen der geistlichen Zeloten in politische Angelegenheiten, die Rasereien der spanischen Mönche; dieß war besonders der Emancipationssache in England schädlich. Unsere deutsche Kirche treffen zwar ähnliche Vorwürfe nicht, und Ew. erzbischöfliche Gnaden werden gewiß mit der Reinheit Ihrer Absichten, mit Ihrer Klugheit, Geschäfts- und Menschenkenntniß Ihre Zwecke erreichen. Auch ist es ganz unthunlich die bischöfliche Behörde von Einwirkung auf Schul- und Studiensachen auszuschließen."

Seinen unbefangenen und wahrhaft toleranten Standpunkt in den confessionellen Fragen verläugnet dabei Stein nie; in dem Briefwechsel mit Niebuhr findet sich dafür ein interessanter Beleg. Niebuhr schrieb über die Besetzung einer wichtigen Stelle in der Rheinprovinz, wofür er als den geeignetsten Mann einen Herrn v. R. ansah; nur habe es, fügte er hinzu, die eine Schwierigkeit, daß es in der Provinz heiße derselbe sei katholisch geworden; einen Proselyten werde der König nicht ernennen. „Ob Herr v. R. katholisch geworden," antwortete Stein, „scheint mir in unserem von 4½ Millionen Katholiken bewohnten Staate gleichgültig; er ist ein edler, höchst geschäftsfähiger, gewissenhafter und zartfühlender Mann." Niebuhr vertheidigt sich dann gegen den Verdacht der Unduldsamkeit; er hält es nur für bedenklich in einer Provinz gemischter Religion einem zum Katholicismus übergegangenen geborenen Protestanten eine Verwaltung anzuvertrauen, wodurch er auf Kirchen- und Schulwesen einwirkte. „Ein geborener Katholik," sagt er, „kann mit einer allgemein christlichen Gesinnung so dastehen daß er — alsdann von seinen Priestern gescholten — die protestantische Kirche respectirt und hegt; er kann ebenso verfahren wie ein Protestant von Ihren und meinen Gesinnungen gegen die katholische Kirche verfahren würde. Wer aber die katholische Kirche mit ihren Eigenthümlichkeiten gewählt hat, der kann höchstens durch die

größte Anstrengung leidlich gerecht gegen die sein der er den Rücken wandte, deren allermeiste Bekenner ihn als einen Abtrünnigen hassen werden. Und thäten sie es nicht, so würde er es argwöhnen. Ich habe jetzt für meinen Knaben einen katholischen Hauslehrer angenommen, weil er der beste unter den Competenten war; einen übergetretenen ehemaligen Protestanten würde ich um keinen Preis nehmen."

Zwischen Spiegel und Stein kam es denn auch wohl zu einläßlichern Erörterungen über kirchliche Fragen. Der Erzbischof schrieb seinem Freund als dem „wahrhaft religiösen Mann" gern über erfreuliche Ereignisse innerhalb seiner Kirche. So meldet er ihm mit großer Befriedigung die Einsetzung und Weihe des ersten Erzbischofs von Freiburg, die er vorgenommen hat. „Der Landesherr," schreibt er, „obzwar persönlich der lutherischen Confession sehr zugethan, hat den sieben Zehnteln seiner der katholischen Kirche gehörenden Unterthanen laut und in der That zu erkennen gegeben, daß ihr religiöses Interesse ihm auch am Herzen liegt und ihnen Recht werden soll." Auf der andern Seite ergreift Stein gern die Gelegenheit sich über religiöse Fragen umständlicher auszulassen. „Die Reformation," schrieb er dem Erzbischof im Januar 1828, „war das Ergebniß des seit Jahrhunderten auf mannichfaltige Art ausgesprochenen Unwillens über die Mißbräuche der geistlichen Gewalt, deren Ansehen seit dem dreizehnten Jahrhundert untergraben war durch den reinen Despotism der Päpste, die Vernichtung der Zwischengewalten der Metropolitane und Bischöfe, die Willkür bei Besetzung geistlicher Stellen, mit Vernichtung aller bestehenden Rechte der Capitel-Patrone und aller Zwischenbehörden, die Geldbedrückungen, den Scandal der Unsittlichkeit, den Kampf der Kirchenspaltung, wo Papst gegen Papst kämpfte. Hätte die Kirche nicht eine rein despotische Regierungsform erhalten, hätten die Päpste die Rechte der Metropolitane, Bischöfe, Capitel und Gemeinden geachtet, so wäre eine Zerrüttung wie sie im dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert bestand, unmöglich gewesen. Gegen den päpstlichen Despotism erhob sich eine Revolution; die Bewegung war umwälzend, ohne Schonung des Bestehenden und Wohlthätigen. Sollte eine Annäherung der Parteien nicht möglich sein? Wünschenswerth ist sie, es kommt aber nicht allein auf dogmatische Lehrsätze u. s. w. an, sondern auf Kirchenverfassung, auf Bestimmung der Rechte der Gemeinden, der Zwischenbehörden und der geistlichen Körperschaft, denn eine päpstliche Autokratie

halte ich für schädlich." Auf die Beantwortung so delicater Fragen ließ sich freilich der vorsichtige Kirchenfürst nicht ein.

In den politischen Dingen der Zeit findet Stein nicht viel erquickliches und erhebendes. Von den innern Fragen der preußischen Verwaltung beschäftigt ihn viel das 1824 bis 1825 verhandelte Bankproject, das Niebuhr so nachdrücklich bekämpfte und über dessen Verderblichkeit er mit diesem gleicher Ansicht ist. Mit Recht klagt er über die wachsende Gier der Geld- und Papierspeculation, die alle Kreise ergreife. „Was würden," sagt er einmal, „die Helden des siebenjährigen Krieges sagen? Die von 1813 agiotiren!" „Gott gebe," schreibt er später, „daß wir nicht durch die Pest des Papierspiels und Agiotirens im Frieden untergehen, so wie wir durch Dummheit und Feigheit im Behandeln der äußern Verhältnisse 1792 bis 1796 im Krieg zertrümmert worden."

Ueber die deutschen Dinge schreibt er im Mai 1825 an Graf Itzenplitz: „Ew. fragen ob die Regensburger Reichstagsverhandlungen kurzweiliger waren wie die des Frankfurter Philisteriums; ich will Ihnen ohne Bedenken dieß einräumen, aber wir hatten in Deutschland damals Institutionen die Freiheit und Eigenthum sicherten, die jetzt durchaus mangeln. Erstens hatten die größern Länder Landstände, mit Attributionen versehen so auf Rechtstiteln beruhten, Verträge, Privilegien, Observanzen u. s. w., und diese Gerechtsame waren geachtet mit Ausnahme der zwei Staaten die im Vertrauen auf das Heer die reine buralistische Regierung einführten. 2) Diese ständischen Verfassungen standen unter dem Schutz der Reichsgerichte, und die Recurse der mecklenburgischen, württembergischen Stände u. s. w. an diese Gerichte sind notorisch. 3) Die kleinern Länder, die der Stände entbehrten, waren gesichert durch die Reichsgesetze gegen Abgaben, Einfuhrerhöhung, die nach diesen Gesetzen außer zum Behuf von Reichs-, Kreis- und Kammerzielern verboten waren. Die Reichsgerichte schützten und bestraften alle andern Gesetzwidrigkeiten; so ward ein regierender Rheingraf von Grebweiler durch den Reichsrath auf die Festung gesetzt. 4) Waren die Reichsgerichte keine diplomatischen Mannequins, sondern selbständige auf die Gesetze vereidete, nach bestimmten in der Reichsgerichtsordnung vorgeschriebenen Formen zu verfahren angewiesene Rechtsgelehrte. 5) Durften neue Zölle weder eingeführt noch erhöht werden. 6) Bestand eine zahlreiche Classe freier Männer und Gemeinden, die Reichsstädte und die Reichsritterschaft."

So ungünstig Stein über das Wesen und Treiben der französischen Liberalen urtheilte, und so sehr er selbst in mancher einzelnen Frage eine vorsichtigere und conservativere Haltung als in den Zeiten seines Reformministeriums einnahm, so wenig war er doch von dem neuen Aristokratismus erbaut oder durch den vorwiegenden Geist des Adels befriedigt. Er verglich mit dem Gemeinsinn der früheren Geschlechter, ihren milden und edlen Stiftungen, ihrem Streben nach vielseitiger Bildung die Generation die er um sich sah, und sein Urtheil fiel nicht eben mild aus. „Das jetzige Adelsgeschlecht," schreibt er 1826, „ist in Selbstsucht und Einseitigkeit versunken, Leerheit, Unbeholfenheit und Egoismus geben keinen Anspruch auf Einfluß und Achtung, besonders in einem so aufgeregten und nach so mannichfaltigen Richtungen bewegten Zeitalter." Doch glaubt er in den östlichen Provinzen ein besseres Streben zu bemerken, und bestreitet eifrig die Ansicht eines Freundes daß der Adel mit der Zeit untergehen werde. Er rechnete vielmehr auf eine Verjüngung und Erfrischung, und meinte: Aristokratie wird nie untergehen, wenn gleich die Umzäunung der Stammbäume verschwunden ist; sie ist zu tief im menschlichen Gemüth gewurzelt. Doch klagte auch Niebuhr über die Mittelmäßigkeit, wie sie unter der jüngeren Generation hervortrat. „Ich kenne," äußerte er, „nur einen einzigen jungen Edelmann auf der Universität der sich auszeichnet, und der ist blutarm.... Das ist sehr traurig zu einer Zeit wo man die Aristokratie erneuern will."

Wie sich der ächte Edelmann vom Höfling unterschied, zeigt eine von Pertz mitgetheilte Anekdote, die uns Stein wieder in seiner ganz charakteristischen Weise erkennen läßt. In die Untersuchung über die russischen Verschwörungen von 1825 war auch Nikolaus Turgenieff hereingezogen worden, der wohl zu den Unzufriedenen und Frondeurs gehörte, aber mit den Conspiratoren nichts gemein hatte. Turgenieff, zur Zeit der Empörung auf einer Erholungsreise nach Frankreich und England abwesend, war, wie Pertz sagt, zu wohl mit der Rechtspflege seines Vaterlandes bekannt, um auf die Anklage ohne weiteres nach Rußland zurückzukehren, und ward ungehört, ohne alle Beweisstücke, auf ungefähre Angaben hin zum Tode verurtheilt. Mitglied des Gerichtshofs war Graf Golofftin, der, durch seine fehlgeschlagene Gesandtschaft nach Japan (1805) bekannt, zuletzt, über 80 Jahre alt, als Oberceremonienmeister in St. Petersburg gestorben ist. Golofftin gestand daß er die Acten nicht geprüft, ja kaum habe lesen können, da

er nicht genug russisch verstehe, besonders mit der Gerichtssprache gar nicht bekannt sei, aber weil seine Collegen für den Tod gestimmt, habe er es auch gethan. Späterhin ward fast jedermann von Turgenieffs Unschuld überzeugt; dieser erbot sich in St. Petersburg zu erscheinen, aber der Kaiser schlug sein Gesuch ab. Beide, der Verurtheilte wie der Richter, waren Bekannte Steins von 1812 und 1813 her. Nun besuchte ihn Golofffin im Jahre 1825 in Nassau; Stein stellte ihn sogleich zur Rede, und fragte ob es war sei was man von ihm sagte. Golofffin läugnete es nicht, wollte jedoch scherzend darüber hinweggehen. Aber Stein hielt ihn fest und drang schneidend auf ihn ein: er solle sagen ob Turgenieff schuldig gewesen sei? Golofffin meinte: eigentlich wohl nicht, nur ein Mißvergnügter aber kein Verbrecher. Darauf fragte Stein, wie ist es mit den Acten gewesen? „Die waren russisch," versetzte Golofffin, „und Sie wissen wohl, mein lieber Baron, wir im Auslande französisch erzogene russische Herren ..." „Genug!" rief Stein, „und Sie verurtheilten ihn doch zum Tode?" „Mein Gott," versetzte Golofffin beschämt und verlegen, „wir nahmen es damit nicht so genau, wir wußten ja alle daß der Mann im Auslande und sicher sei." Als Stein das hörte, machte er ein finsteres Gesicht, stand auf und sagte mit eisiger verachtender Kälte: „Pfui, Herr Graf, pfui, pfui, Herr Graf!" Dann ging er, ohne weiter mit ihm zu reden, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab, als wäre er allein, oder wolle nur abwarten allein zu sein. Der Eintritt eines Hausgenossen gab dem Grafen den gewünschten Anlaß ohne Abschied aus der Thüre zu gehen.

Im Herbst 1826 ward Stein der öffentlichen Thätigkeit wenigstens in einem beschränktern Kreise zurückgegeben. Niemand fühlte lebhafter als er die nachtheilige Wirkung die ein verbittertes Zurückziehen in sich selbst auch auf die Besten übt. Dem jungen Grafen Arnim schrieb er einige Zeit zuvor, es seien zwei Klippen im praktischen Leben zu meiden: entweder die in der Zerstreuung und dem Gemeinen, Kleinlichen, Oberflächlichen unterzugehen, oder sich dem Unwillen über die überwiegende Herrschaft der Mittelmäßigkeit und Schlechtigkeit zu überlassen, sich in sich selbst zu kehren und der Theilnahme am Großen, Allgemeinen zu entsagen. „Beide verkehrte Richtungen, fügte er hinzu, wird man vermeiden durch Erhaltung und Belebung eines ernsten religiös, sittlichen Sinnes, wodurch wir unsere wahre Bestimmung fest im Auge behalten, allem Egoismus entsagen, und nur dem Großen

und Edeln leben, ohne alle Erwartung auf Beifall und Belohnung. Diese Gesinnung wird durch das Studium der Geschichte und besonders das des Lebens der großen Männer der Vorzeit erhalten und befestigt, und insbesondere der englischen Geschichte, weil dieses Volk vermöge seiner freien, ausgebildeten repräsentativen Verfassung seine Angelegenheiten öffentlich verhandelt, nicht im Dunkel der Bureaux und Cabinette, und indem die Art der Theilnahme aller Staatsmänner zur allgemeinen Kenntniß kommt, ein öffentlicher Charakter und ein allgemeines Urtheil über ihn und die Lage sich bilden kann."

Bei dieser Gesinnung wirkte es auf Stein belebend und erfrischend daß die westfälischen Stände zusammenberufen wurden, und er zum Landstagsmarschall ernannt ward. Was er davon hoffte, sprachen die schönen Worte seiner an den Landtagscommissär bei der Eröffnung gerichteten Erwiederung aus. „Diese Verfassung," sagte er, „wird binden, bilden, heben, sie wird die Gemüther vereinen, indem sie alle nach einem Ziele streben, der Verherrlichung des Vaterlandes; sie wird den Geist zu ernster, edler Beschäftigung reifen, verhindern daß er nicht in Müssiggang, in Genüssen der Sinnlichkeit und kindischen Eitelkeit, oder in eigennütziger Beschäftigung untergehe; sie wird dem Einzelnen ein Gefühl seines Werthes geben, indem sie seine edlern und bessern Kräfte in Anspruch nimmt." Es ist natürlich daß die Persönlichkeit des Landtagsmarschalls sich in den Verhandlungen wohl durchfühlen ließ. Er spornte zu angestrengter Thätigkeit, sein Ernst und seine sittliche Würde beherrschte die große Masse. Bei seinem Eintritt in den Versammlungssaal verstummten die Gespräche, und gab es einzelne vorlaute oder zudringliche Männer, welche die Zeit der Versammlung unnützerweise in Anspruch nehmen konnten, so scheuten sie seine Gegenwart. An derben Zurechtweisungen hat es denn auch nicht gefehlt. In seinen vertraulichen wie in den amtlichen Schreiben hob er nachdrücklich die Bedeutung der Provinzialstände hervor; „ich halte sie," äußert er einmal, „für eine gute Vorschule zu der größern Versammlung der Reichsstände, deren Bildung ich in unserm Zustand der moralischen und intellectuellen Entwicklung für unerläßlich halte." In einem Schreiben an Rochow mahnte er zur eifrigen Pflege des jungen Instituts; man solle namentlich die Gutachten der Stände nicht ohne überwiegende Gründe unberücksichtigt lassen, durch Bekanntmachung der Verhandlungen das allgemeine Interesse an ihnen erwecken, durch Beiordnung von landständischen Deputationen sie über

die wichtigsten Institutionen der Provinz, den Gang der Verwaltung und die Verwendung der Fonds in Kenntniß erhalten.

Unter den Angelegenheiten die zur Verhandlung ausgesetzt wurden, bietet die Frage der Städte-Ordnung und der ländlichen Gemeindeverfassung das allgemeinste Interesse. Es liegen darüber umfassende Aufsätze von Stein und Niebuhr vor, worin einerseits von den Grundgedanken der Städteverfassung von 1808 ausgegangen ist, zugleich aber alle Erfahrungen genau abgewogen werden welche in diesem oder jenem einzelnen Punkt eine Aenderung rathsam machten. Mehr provinziellen Inhalts, aber allerdings für Westfalen von hoher Wichtigkeit, war die Frage: wie der neue Kataster zu entwerfen sei. Die Sache wurde wichtig, weil gerade in dieser von Stein mit großem Eifer betriebenen Angelegenheit die Wünsche des Landtags unberücksichtigt blieben, und zwar, wie Stein vermuthete, durch den Einfluß des Oberpräsidenten v. Vincke selbst, der von Anfang an eine abweichende Meinung gehegt. Das führte zu einem peinlichen Zerwürfniß zwischen den beiden sonst eng verbundenen Männern. Stein richtete im ersten Unwillen an Vincke einen Brief mit herben Vorwürfen, die der Oberpräsident, sichtbar gekränkt, in einem lakonischen Billet zurückwies. Es dauerte einige Zeit bis die beiden schroffen und ihres Verdienstes sich gleich bewußten Männer, durch Spiegels und anderer Freunde Vermittlung, sich wieder einander näherten, und durch das beiderseitige Geständniß: im Eifer zu weit gegangen zu sein, das Vernehmen hergestellt war.

Auf Stein machte aber dieß erste Mißlingen einen verstimmenden Eindruck; es steigerte in ihm die Besorgniß daß im allgemeinen die Neigung der Beamtenwelt für die neue Einrichtung nicht allzu groß sei. „In Berlin,“ schrieb er an Vincke, „fand ich bei dem ganzen Beamtenheer wenig Neigung zu dem ständischen Institut: das ist sehr natürlich, denn insolence of office rechnet ja schon Hamlet zu den Dingen die das Leben drückend machen.“ Im übrigen war er um so eifriger bemüht das allgemeine Interesse anzufachen; er veranlaßte Gagern zu einer Besprechung der landständischen Angelegenheiten in der Allgemeinen Ztg. Gagern erfüllte nicht selbst diesen Wunsch, wohl aber sein Sohn Heinrich, von dem darüber ein bemerkenswerther Brief vorliegt. Er gibt darin (Februar 1828) als sein Glaubensbekenntniß kund: die Bewohner der kleinern deutschen Staaten mit der Krone Preußen und mit der Idee auszusöhnen daß dieses Haus might rule on Germany's soil,“ spricht sich aber auch mit allem Freimuth über

die Hindernisse aus, welche der Gang der preußischen Politik und Diplomatie solch „patriotischem Streben" entgegenstelle.

Die große europäische Politik fing erst 1827 und 1828 an Stein wieder lebhafter zu beschäftigen. Er war bis dahin den Dingen in Frankreich ohne inneres Interesse und ohne Befriedigung gefolgt; den brittischen Zuständen hatte er wohl die Theilnahme des erfahrenen Beobachters geschenkt, aber innerlich ergriffen und bewegt hatte ihn doch seit lange nichts mehr so sehr wie der Kampf der Griechen und dessen Ausgang. Das alte Verhältniß zu Capodistria ward von beiden Seiten wieder eifrig angeknüpft, Stein war bereit und bemüht die Unterstützung tüchtiger preußischer Officiere für den Kampf der Hellenen zu gewinnen. Doch ließ sich aus seinen Aeußerungen heraus hören daß er durch diese politische und philanthropische Sympathie für das unterdrückte Volk keinen Augenblick versucht war ihre Sache und die groben Fäden russischer Politik mit einander zu vermischen.

Waren die öffentlichen Eindrücke dieser Jahre nicht eben aufrichtend und ermuthigend, so fühlte sich Stein in seinem persönlichen und Familienleben um so behaglicher. Die Verheirathung der beiden Töchter mit den Grafen Giech und Kielmansegge, die Ueberzeugung daß diese neuen Verhältnisse sich glücklich entwickelten, das wohlthuende Gefühl wieder einen weiteren Familienkreis um sich zu sehen — das alles gewährte dem ehrwürdigen Staatsmann eine Befriedigung die sich in seinen Briefen laut und wiederholt ausspricht. Dazu kam daß trotz seiner Zurückgezogenheit er keineswegs vereinsamt war. Gagerns Briefe waren meist reichhaltig, interessant, und hielten, wie z. B. der charakteristische Bericht über eine Unterredung mit Metternich (Herbst 1826) über die officielle Politik au fait. Aus Paris schrieb der geistvolle Merian, den die Leser von Nostitz' Denkwürdigkeiten kennen, treffende, gehaltvolle Skizzen über die französischen Zustände. Mit Görres wie mit Arndt war die Verbindung nicht abgebrochen; doch wollte es Steins Verwenden nicht gelingen ihre volle Rehabilitation zu erwirken. Der kleinliche und gehässige Geist der Spür- und Verfolgungspolitik dominirte nach wie vor.

Um die westfälischen Interessen zu fördern und das Wirken des Landtags ersprießlicher zu machen, hatte sich Stein sogar zu dem sauren Schritt entschlossen sich Wittgenstein wieder zu nähern. Der Erfolg war natürlich des Opfers nicht werth. Als ich, erzählt Pertz, vor einigen Jahren auf des Fürsten Wunsch mit ihm eine Unterredung

über sein Verhältniß zu Stein hatte, und er auf diese Zeit kam, sprach er: „Sehen Sie, dort saß er, und sah mich so an als wollte er sagen: ich habe dir Unrecht gethan!“ Der Fürst aber hatte es seit Jahren angesehen und wahrscheinlich selbst veranlaßt daß sein Untergebener bei der geheimen Polizei, Dorow, Steins Charakter und Wirken bei jeder Gelegenheit entstellte und anschwärzte.

Das frischeste und stetigste Interesse knüpfte sich an den Fortgang der Monumenta Germaniae; darüber hat der Biograph selbst die umfangreichste Correspondenz mit Stein geführt. Außer ihm war es im gelehrten Kreise vorzugsweise Niebuhr, mit welchem der Verkehr nicht stockte. Derselbe hatte 1827 die Freude ihm den ganz umgearbeiteten ersten Theil der Römischen Geschichte zu übersenden. „Es ist dieß Buch,“ sagte er in der Zuschrift, „allerdings kein bloß gelehrtes; ich will es gar nicht verstecken daß in ihm eine lebendige Beurtheilung der Gesinnungen und Bestrebungen der Gegenwart athmet. Ew. Exc. werden die durch und durch waltenden Maximen nicht nur nicht tadeln — nicht mißdeuten, Sie werden sie anerkennen. Der ist kein Freund der Aristokratie der sie anders will als im Gleichgewicht und abgeschlossen, so daß sie sich nicht ergänzen und erneuern kann: das Streben der Oligarchie ist der Aristokratie am allerfeindseligsten.“

(Allgemeine Zeitung 21. u. 22. September 1855 Beilage Nr. 264 u. 265.)

Nach dem zweiten westfälischen Landtag, zu Ende des Jahres 1828, trat eine ruhigere Zeit für Stein ein, er konnte sich der Lectüre und der Correspondenz wieder ungetheilter hingeben. Was er las, gehörte vorzugsweise dem historischen Gebiet an; wir sehen daß er von den Franzosen Guizot, von den Deutschen Ranke's und Stenzels damals erschienene Schriften mit Eifer und Befriedigung durcharbeitete. Auch die bekannten Mémoires d'un homme d'état, die ein Buchhändler damals mit Hülfe von Hardenbergischen Papieren zurechtmachen ließ, interessirten ihn; sie führten ihm eine traurige Zeit wieder vor Augen, deren charakteristische Züge er in den Aufzeichnungen ziemlich gut wiedergegeben sah. Neben diesen Beschäftigungen, neben den westfälischen Angelegenheiten und der Herausgabe der Monumenta, lauter Sachen die ihn gleichsam stetig in Anspruch nahmen, bot sich eine Menge von Dingen die ihn nicht so persönlich berührten, denen aber doch darum sein menschliches Interesse mit aller Wärme zugewandt war. Mochten seine Stimmungen und Urtheile oft von Mißmuth und Alter

getrübt erscheinen, in dieser Theilnahme für alles Edle und Gute, welchem Lebenskreise es auch angehören mochte, zeigt sich das jugendfrische, thatkräftige Feuer seines ganzen Wesens ungeschwächt. Die Erziehung eines jungen Mannes der die Universität bezieht, oder der Eintritt eines andern in den Staatsdienst beschäftigt ihn so ernst und innig wie eine Angelegenheit des eigenen Hauses; die Versorgung der Hinterbliebenen eines braven Veteranen aus den Freiheitskriegen ist ihm nicht weniger wichtig als die interessantesten Angelegenheiten der großen Politik jener Tage. Sehen wir ihn heute um die Errichtung von Stiftsanstalten für arme Fräulein, oder um die Erhaltung der Bauernhöfe bemüht, so gilts ihm ein andernmal mit allem hartnäckigen Eifer die Wahl eines hochadeligen Candidaten zur Landrathsstelle zu bekämpfen, und die Bewerbung seines bürgerlichen, aber verdienstlichern Gegners zu unterstützen. Manch treffliches goldenes Wort ist in diesen Rathschlägen und Mahnungen enthalten. Was er z. B. dem Grafen Arnim schrieb, als sich derselbe dem Staatsdienst wieder zuwandte, ist ein Meisterstück in dieser Art. „Religiöse Sittlichkeit und Vaterlandsliebe, sagt er, sind die einzigen nicht zu erschütternden Träger des Charakters; ihrer Entwicklung und Befestigung bedarf der Mann der sich zu höheren Stellen bestimmt und sie erreicht, noch mehr als der so sich in den einförmigen Verhältnissen des Privatlebens bewegt, und er ist daher durch seine Bestimmung gebieterisch aufgefordert auf jene Zwecke seine ganze Aufmerksamkeit zu richten. In großen Situationen entscheidet Charakter mehr als Geist und Wissen; man kann anderer Geist und Wissen benutzen, und muß ihn wegen der menschlichen Beschränktheit benutzen, aber den Charakter eines andern kann man sich nicht aneignen, wohl sich ihm mit Aufhebung aller Selbständigkeit unterwerfen.“

„Eine zweite Bemerkung glaube ich machen zu müssen über eine Klippe an der viele praktische Geschäftsmänner scheitern: das Erstarren in der Routine und in der krampfartigen Vielthuerei. Dem praktischen Geschäftsmann strömen eine Menge Einzelheiten zu; nach den bestehenden Formen wird er mit ihnen nicht allein überladen, sondern er soll sie prompt abarbeiten, d. h. leicht hinwegschiebend; diese Behandlungsart bildet nicht, ermüdet und hat das Nachtheilige daß sie die fortschreitende Entwicklung stört, zu dem Schlendrian herabzieht, und leider uns mit der Masse von Geschäftsmännern überladet die zu einer hohen Stellung im Staat wegen der Beschränktheit ihres

Blickes durchaus unfähig sind, nichtsdestoweniger die Selbstzufriedenheit der Mittelmäßigkeit besitzen, die sie zu einer seichten Vielschreiberei und der Wuth zu centralisiren hinreißt. Diese Männer leben in ihren Acten, in Erinnerung von Bruchstücken ihrer akademischen Studien, und ahnen nichts von den raschen unaufhaltsamen Fortschritten des menschlichen Geistes und seiner auf Verbesserung der politischen Formen gerichteten Kräfte. Um sich auf der Bahn der Fortschritte des menschlichen Geistes zu erhalten und um an ihnen theilzunehmen, ist es unerläßlich fortzufahren an seiner eigenen wissenschaftlichen Bildung zu arbeiten, und mit der staatsrechtlichen, staatswirthschaftlichen und geschichtlichen Literatur vertraut zu bleiben, auch die größern Ereignisse im politischen äußern und innern Leben der fremden Nationen zu verfolgen. Die vollkommene geistige und sittliche Bildung eines Volks besteht in der Bildung des einzelnen Menschen, in der politischen Entwicklung des ganzen Staats zur politischen gesetzlichen Freiheit. Diese ist in Deutschland noch höchst unvollkommen, und daher entsteht in dem deutschen Charakter und Geist eine Lücke und Lähmung, die nur freie Institutionen und das öffentliche Leben, nicht die Schule allein, zu beseitigen vermögen."

An persönlichen unangenehmen Erlebnissen fehlte es auch in dieser Zurückgezogenheit nicht. Es ist schon anderswo erzählt worden wie peinlich dem Minister die Begegnung mit dem Grafen Reisach war, der sich 1813 und 1814 als eifriger Gegner von Montgelas hervorgethan hatte, dessen übler Leumund in Bayern erst mehrere Jahre später durch gerichtliche Beweise auch denen unzweifelhaft ward die früher in ihm einen unschuldig Verfolgten gesehen hatten. Wie Stein ihn jetzt zu Koblenz bei Vorstell traf, in herbsten Worten ihn anfuhr und mit den Worten „der oder ich, einer muß hinaus," den Grafen zum Rückzug zwang, dieser auffällige Auftritt ist schon von andern Berichterstattern geschildert worden. Es hat auch an Stimmen nicht gefehlt die es Stein zum bittern Vorwurf machten denselben Mann der früher gegen Montgelas gebraucht worden, jetzt so erbarmungslos behandelt zu haben; als wenn es ehrenhafter gewesen wäre eine anrüchige Person die man früher so nicht gekannt, darum zu halten weil man einmal mit ihr in Verbindung gewesen war. Reisach hatte aber auch jetzt mächtige Gönner; der Berliner Oberpolizeimeister, Fürst Wittgenstein und Tschoppe, die den Grafen mannichfach benützt, hätten den Vorfall gar zu gern zu einem Coup gegen

Stein ausgebeutet. Indessen beruhte die Sache auf sich. Nach Steins Tod aber schien es, wie Pertz berichtet, ungefährlich, durch ein anderes Mitglied der geheimen Polizei, Dorow, schwere Anklagen darüber gegen Stein zu verbreiten, und Reisach als unschuldig verfolgten Märtyrer der guten Sache darzustellen. Der spätere Oberpräsident v. Bodelschwingh, der jüngst verstorbene Minister, veranlaßte dann 1839 seine Entlassung.

In große Aufregung ward Stein durch eine berüchtigte Stelle im achten Bande der Bourrienne'schen Memoiren versetzt. Dort war eine nichtswürdige Klatscherei der Fouché'schen Polizei wie eine Thatsache die ernstere Prüfung verdiene, mitgetheilt, und Stein beschuldigt an dem Plan des jungen Sahla, Napoleon zu ermorden, nicht ohne Antheil gewesen zu sein, ja diesen überspannten Manne zur — Vergiftung von Montgelas gedungen zu haben! Es ist von dem Biographen im einzelnen erzählt wie tief entrüstet Stein darüber war, und welche Mühe er sich gab durch die unzweideutigsten öffentlichen Erklärungen die absurde Anklage zu entkräften. Wohl bedurfte es dessen nicht für alle diejenigen die Stein auch nur wenig kannten; auch mag es manchem so vorgekommen sein, als sei damit einem Gewährsmann wie Bourrienne etwas zu viel Ehre angethan. Stein hat diesem Einwand indessen schon vorgebeugt durch eine Aeußerung die er in einem Schreiben an Gagern that. Ueber die Frage, sagt er, ob man der Verleumdung Bourienne's nur Stillschweigen und Verachtung hätte entgegensetzen sollen, bemerke ich: Bourrienne's Memoiren sind eine Geschichtsquelle; der Eindruck ihres Inhalts geht auf die Nachwelt über, die mich betreffende öffentliche Meinung gehört meinen Zeitgenossen und verschwindet mit ihnen.

Die öffentlichen Dinge in der eigenen preußischen Heimath erweckten Stein mannichfaltige ernste Sorgen; so sehr ihn der damalige französische Liberalismus degoutirte, so wenig war er von dem Treiben der Berliner Absolutisten erbaut. Hr. v. Lancizolle, schrieb er einmal an Gneisenau, empfiehlt in seinem manches gute enthaltenden Buch über das Städtewesen unbedingtes Dulden der Tyrannei; er wird von Don Miguel den Orden des heil. Christs erhalten; Herr v. Ancillon liefert in seinem Buch über die Extreme eine Abhandlung über den Text: „Wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß"; er gehört zu der Schule des würdigen Danischmende, des Hofphilosophen von Schah Bakam. Nach Steins Ueberzeugung konnte diese neue Berliner Strömung nur verderblich wirken. Ich besorge, schrieb er

der Prinzessin Luise, dieser Unsinn macht Eindruck, und hat einen Rückgang statt eines Fortschreitens zur Folge. Nach meiner Ueberzeugung wirkt öffentliches Leben mehr als Universitäten und Gymnasien, deren Nothwendigkeit ich anerkenne, auf die Vollendung der Erziehung eines Volkes — die uns in Preußen unentbehrlich ist, damit moralische und intellectuelle Kraft die Unvollkommenheit des Materiellen ersetze. Wie beengend die Luft in der preußischen Hauptstadt geworden war, zeigt eine Aeußerung von Gneisenau, dem Stein die Angelegenheit N. Turgenieffs ans Herz gelegt hatte. Sein Bruder, schreibt Gneisenau, spricht hier in so liberalen Sentenzen, daß es den hiesigen Aristokraten auffällt. Namentlich war dieß an einem Tisch der Fall wo er neben dem Grafen Brandenburg saß, und unter anderm sich der Freundschaft des Sir Robert Wilson rühmte, wie man mir nachher erzählte. So etwas ist hier, nach den vielen Unbesonnenheiten der Liberalen, in unserer Monarchie hoch verpönt.

Einen neuen Anlaß mit Gneisenau in brieflichen Verkehr zu treten gab der Tod der tapfern Generals Horn, der, ohne seiner Familie etwas zu hinterlassen, im Herbst 1829 zu Münster starb. Horn hatte sich schon 1806 und 1807 namentlich bei der Vertheidigung zu Danzig ausgezeichnet; seine glänzendste Thätigkeit fällt aber in die Freiheitskriege, wo er an dem Besten und Schwierigsten was das York'sche Corps vollbracht, den allerrühmlichsten Antheil nahm. Es ist derselbe dessen Löwenkühnheit namentlich bei Wartenberg selbst dem einsilbigen York so imponirt hat, daß er, etwas hyperbolisch, äußerte: gegen Horn ist selbst Bayard nur ein Lump gewesen. Für Horns Hinterbliebene hatte sich Stein, auf die erste Nachricht von dem Tode des Generals, aus eigenem Antrieb an Gneisenau gewendet, und bei dem berühmten Waffengefährten des Verstorbenen willkommene Aufnahme gefunden. Gneisenau ergriff aber zugleich diesen Anlaß um Stein selber ins Gewissen zu reden. Daß Sie sich, schrieb er, auf Ihrer westfälischen Burg so ganz absperren und ein einsames Leben führen, kann ich nicht billigen, und Ihre literarischen Beschäftigungen sind mir dafür keine Rechtfertigung. Sie könnten selbige, und wohl wegen vorhandener großer Hülfsmittel bequemer, in Berlin treiben, und man könnte wohl die Preisfrage stellen: was verdienstlicher sei, auf seine Zeitgenossen in beflügelter Rede wohlthätig zu wirken, und das jetzige Geschlecht erziehen zu helfen, oder aus seltenen Urkunden die ältere Geschichte fragmentarisch herstellen

zu wollen. Zu ersterem sind Sie wohl wie keiner befähigt, und das andere können Sie dabei nebenher noch immer betreiben.

Stein ließ den Vorwurf nicht unbeantwortet. In Bezug auf die Monumenta nahm er nur das Verdienst in Anspruch einen Impuls gegeben zu haben, „weil er geglaubt, es sei der Nation würdig die Denkmäler ihrer Geschichte zu sammeln, und weil er Geschichte für ein wirksames Mittel halte Vaterlandsliebe zu erregen und zu erhalten gegen die Einwirkung der Selbstsucht"; die wirkliche Ausführung in ihrer Vollkommenheit sei dagegen ein Verdienst von Pertz. Auf Gneisenau's Mahnung dann näher eingehend, äußert er: durch Reden kann man nur wirksam sein als Privatmann, durch eine feste gesellschaftliche Stellung, die man entweder erlangt durch das Halten eines Hauses, das zum Vereinigungspunkt dient, oder durch Gewandtheit. Zu beidem habe ich nun nicht die geringste Neigung noch Geschick, mein Hang zur Einsamkeit, meine Liebe zur Unabhängigkeit, die bis zum Starrsinn geht, lassen mir die Benutzung dieses Weges nicht zu. Ich würde meine Meinung ohne Schonung aussprechen, alle Parteien, Aristokraten, Bureaukraten, Liberale beleidigen, reizen; alle würden mir als einen alten Schwätzer den Rücken kehren, und so hätte weder ich noch die Sache einigen Gewinn. Eine feste Geschäftsstellung fehlt mir — denn als ich Anno 1813 aus Rußland zurückkam, stand Herr v. Hardenberg an der Spitze; er hatte Fähigkeit, Leichtigkeit aufzufassen, aber sein Stolz, seine Unsittlichkeit, sein Geist der Intrigue suchte nur untergeordnete Werkzeuge, keine selbständigen, selbstwirksamen Gehülfen; er umgab sich mit Menschen erster Art, er entfernte alles von dem er Widerspruch und abweichende Ansichten befürchten konnte. Daher ward ich auch nicht allein nicht befragt über meine Neigung zum Zurücktritt in den Dienst aus dem ich durch fremde Macht verdrängt worden, sondern man enthielt sich durchaus aller Aeußerung über Sachen und Personen die sich auf das Innere bezogen. So ward denn 1814 das neue, dem Herrn v. Hardenberg ganz untergeordnete Ministerium gebildet, und später im Herbst 1815 die Gesandtschaftsstelle bei dem Bundestag mir angeboten. Ich lehnte diese diplomatische Stelle aus Gründen ab, die zu erzählen zu weitläufig ist, sowie ich bereits vorher, im Junius 1815, die mir vom Herrn v. Metternich in Heidelberg angetragene Stelle eines Präsidenten des Bundestags und eines österreichischen Gesandten abgelehnt hatte. So trat ich denn im Herbst 1815 ganz aus allen öffentlichen Verhält-

nissen zurück. Als im Jahr 1823 unter dem Ministerium des Herrn v. Voß die Provinzialstände organisirt wurden, forderte der Kronprinz mein Gutachten: es ward fast gar nicht berücksichtigt. Im Jahr 1826 ward der erste Landtag versammelt; hier wurden sehr bedeutende Anträge über Kataster, Zusatzcentimen, Ablösungsordnung gemacht; die letztern hatten gute Resultate, Kataster blieb unverändert in Einrichtung und Personen, das Ganze leitete ein subalterner Calculator, ohne Kenntniß von Rechtswissenschaft, Staats= und Landwirthschaft, ein von aller Wahrheitsliebe entblößter Sophist. Ich reiste im Jahr 1829 nach Berlin, um die ständischen Anträge zu unterstützen, aber die Reise war erfolglos. Im weitern lehnt dann Stein den Vorwurf ab, als wolle er unthätig sein, und nur Handschriften und Urkunden collationiren; vielmehr wirke er in der ihm von der Vorsehung angewiesenen Stellung, in den Angelegenheiten der Provinz, des Kreises und der Gemeinde denen er angehöre. Allerdings, fügt er hinzu, liegt in meiner gegenwärtigen Handlungsweise vieles an meinem Alter; es liebt Ruhe, die Kräfte sinken, die Bande die uns an das Irdische fesseln, lösen sich; wär' ich nur zehn Jahre jünger, eine Reise im Winter, ein Aufenthalt in einer großen Stadt, sieben Höfe, mannichfaltige gesellige Pflichten, würden sich von einer andern Seite darstellen als die von der ich sie in meinem 72sten Jahre ansehe.

Diese Zurückgezogenheit hielt indessen Stein nicht ab an allen großen politischen Fragen der Zeit den lebhaftesten Antheil zu nehmen; die orientalische Verwickelung, namentlich das Schicksal Griechenlands, und die künftige Lösung des türkischen Verhängnisses nahmen sein ganzes Interesse in Anspruch. Man wird, schrieb er im August 1829, einen platrirten Frieden machen und das Uebrige der Zeit überlassen, ohne an eine Auflösung der europäischen Türkei zu denken, die denn doch nicht lange wird ausbleiben können. Er beklagte es später daß man dem neuen griechischen Staate keine bessere Gränze und die Mittel einer lebensfähigen Macht gewähren wolle, und trat in nähere Beziehung zu dem damaligen Candidaten für die griechische Krone, dem Prinzen Leopold von Coburg. Es fanden zwischen beiden Erörterungen statt, die von geschichtlichem Interesse sind.

Der Prinz hatte während seines Aufenthalts zu Ems die Bedingungen und Verpflichtungen eines solchen Berufes mehrfach besprochen; wie nun die Unterhandlungen zum Abschluß gekommen und dem Prinzen die Krone Griechenlands angetragen war, richtete Stein

an ihn eine Denkschrift, die in ernsten und bewegenden Worten die Gränzen der Aufgabe zeichnet die dem künftigen Beherrscher Griechenlands auferlegt sei. Eine Mittheilung dieser Art, erwiederte Leopold, ist doppelt wohlthätig, wahrhaft belebend, wenn man seit Monaten einen harten Kampf mit bösem Willen und falsch verstandener Politik zu bestehen hatte, so daß einem die Seele ordentlich verkältet wird. Sie können sich denken wie schwer es eiteln und eigensinnigen Menschen sein mußte sich von früheren Systemen zu trennen und Lieblingsideen aufzugeben, und da zu segnen wo sie am liebsten geflucht hätten. Sie werden sich aus unsern Unterredungen meiner Ansichten erinnern, ich habe in der Sache immer das Gute gewollt; und in dem Sinne wie es für die großen Mächte selbst wünschenswerth und nothwendig ist, so wünschte ich den neuen Staat constituirt. Leider werden Sie bereits aus den Zeitungen ersehen haben auf welche traurige Weise man die Gränzen bestimmt hat. Ich habe gethan was ich konnte; zu leugnen ist es jedoch nicht daß ohne Candia und bei der schlechten Continentalgränze man den neuen Staat nur als einen provisorischen ansehen kann. Also das was am meisten hätte für die Ruhe des Ostens sollen vermieden werden, ist gethan worden; der Zweck der Tractate war feindselige Populationen zu trennen, die neuen Gränzen lassen sie in der sonderbarsten Mischung, jedoch wird verlangt daß von den widerstreitenden Bestandtheilen nichts gähren soll. Ich habe mein Gewissen von allen Vorwürfen befreit, dringendere Vorstellungen konnte niemand gegen diese Entschließungen der Mächte machen als ich es gethan; das Unheil was daraus entstehen kann haben sie sich selbst zuzuschreiben.

Der Prinz hoffte noch auf die Garantie eines Anlehens, wie er es für die Förderung der griechischen Sache für unentbehrlich erachtete, und auf die Mittel eine deutsche Legion zu bilden, auf welche sich zunächst die Autorität des neuen Königthums stützen könne. Stein war sehr eifrig dabei mit den angesehensten militärischen Persönlichkeiten Preußens zu verhandeln, damit für tüchtige Officiere gesorgt werde. Indessen kam die ganze Sache ins Stocken; dem Prinzen ward weder der Umfang des neuen Königreichs noch der Betrag der Geldanleihe, wie er ihn für unerläßlich hielt, zugestanden, er lehnte daher den Antrag ab. Es hat mir vielen Kummer gemacht, schrieb er an Stein, daß es so hat kommen müssen. Es ist so sehr selten bei einem Arrangement dieser Art daß das Interesse aller Parteien sich darin vereint es gut gemacht zu sehen. Doch war dieß hier der Fall; für die

drei Mächte wäre es wichtig und erfreulich gewesen, die Griechen wären beruhigt, mit den Türken könnte ein ruhiges und festes Verhältniß bestehen. Oesterreich hätte die Satisfaction einen unabhängigen Staat unter einem befreundeten Fürsten frei von gefürchtetem Einfluß zu sehen; für alle übrigen Mächte könnte es auch nur nützlich und erfreulich sein einen neuen Staat der Art in ihre Verbindung aufzunehmen. Dieß ist nun alles verdorben worden, und man wird wahrscheinlich doch gezwungen sein die Gränzen zu ändern. Alle Parteien haben nicht reiflich genug die Folgen berechnet; auch Graf Capodistria hat außer seinen gerechten Protestationen gegen die neuen Gränzen in den innern Verhältnissen Institutionen in großer Eile ausgebacken, durch die er die Complicationen um vieles vermehrt hat. Mir that es wehe daß ich gezwungen ward aus einem Arrangement herauszutreten, was, wenngleich mühevoll, doch auch nützlich und rühmlich sein konnte, wenn man es den Griechen annehmlich gemacht hätte. Von dem Augenblick wo die Griechen dasselbe als ihren besten Interessen verderblich ansahen und die Mächte nichts ändern wollten, ward es schwer, wenn nicht unmöglich, Succeß zu erwarten, man würde in der traurigen Lage gewesen sein es keiner Partei recht zu machen, während beide versucht haben würden die Schuld auf den Souverän zu bürden und ihn der Unfähigkeit anzuklagen.

Stein war unzufrieden mit dem Prinzen. Sein Betragen, schrieb er, ist ganz im Charakter des Marquis Peu à Peu, wie ihn König Georg IV. nannte; statt die Schwierigkeiten zu beseitigen, statt das von ihm begonnene Unternehmen zu vollenden, zieht er die Hand vom Pfluge, indem er die durch den nahen Tod des Königs Georg IV. sich entwickelnden Veränderungen berechnet. Stein hat sich hier von seinem edlen Eifer für die griechische Sache zu einem unbilligen Urtheil bestimmen lassen; die ganze Folgezeit hat, scheint uns, den ausreichenden Beweis geliefert daß Prinz Leopold damals die Lage am richtigsten erwogen und das prekäre Verhältniß des neuen hellenischen Königreichs vollkommen treffend erkannt hat.

Unter den politischen Verwicklungen jener Tage ward die französische Situation mit jedem Tage gespannter, und verdiente wohl eine genauere Betrachtung. Es war von Stein nicht zu erwarten und zu verlangen daß er den Franzosen und ihren Angelegenheiten mit Vorliebe zugewandt war. Es kommt wohl einmal vor daß er ihre Entwicklung beifällig betrachtet, in ihrer Literatur die größere Gründlichkeit

und den höheren Ernst im Vergleich mit früher rühmt, und die Hoffnung ausspricht das öffentliche Leben werde die Nation rasch ausbilden. „Denn nicht das Wissen der Schule, sondern dieses durch das öffentliche praktische Leben erweckt, angewandt, nützlich gemacht, vollendet die Erziehung eines Volkes." Allein in der Regel kann er den Dingen jenseits des Rheins keine gefällige Seite abgewinnen, und er rügt wiederholt in herben Worten das Treiben der Parteien und das unnütze parlamentarische Thun, wozu man die Formen der Verfassung dort mißbrauche. Das Geschrei der Liberalen gegen ein Ministerium so noch gar nicht gehandelt — schrieb er nach Polignacs Antritt — war absurd, die Vereine zur Verweigerung des Budgets gesetzwidrig, und überhaupt lehrt die Geschichte daß von den Franzosen nichts zu erwarten ist, wenn sie nicht mit dem eisernen Scepter Ludwigs XI., des Cardinals Richelieu, Napoleons geführt werden. Er findet daß die Nation in Beziehung auf Wissenschaft und auf die Theilnahme an den großen Mitteln der Civilisation am wenigsten Achtung verdiene. Die Buchdruckerkunst, die Reformation, die Entdeckung und Civilisation von Amerika, die Eröffnung großer Handelswege, alle diese und andere große Mittel der Civilisation seien andern Nationen als den Franzosen zu verdanken. Er konnte sich mit keiner von den Parteien befreunden die sich dort entgegenstanden; Ultras, Centrum, Liberale und Ultraliberale schienen ihm alle nur von selbstsüchtigen Zwecken geleitet und zum Verderben zu wirken. Am nachsichtigsten urtheilt er über die Regierung, obwohl dieser mit den Parteien vollkommen die gleiche Hälfte von der Schuld des Ausgangs zufiel. Auch ein Mann wie Gneisenau meinte: „ein gut ausgedachter und kräftig ausgeführter Staatsstreich" scheine allein Rettung bringen zu können. Wir wüßten nicht daß die politische Moral der Parteien in Frankreich sich von diesem Rathschlag sehr unterschieden hätte. Polignac und Ludwig Philipp, die Männer des National und Louis Bonaparte haben nach einander sich auf diesem Gebiet mit verschiedenem Erfolg versucht, und der Sieg ist zuletzt dem geblieben der sich auf „einem gut ausgedachten und kräftig ausgeführten Staatsstreich" verstanden hat.

Ob ein Staatsstreich, auch wenn er gelang, den Bourbons dauernd helfen konnte, dürfte jetzt wohl den meisten als sehr zweifelhaft erscheinen. Gewiß sind die Parteien — Conservative und Oppositionsleute — unter den Bourbons wie unter Ludwig Philipp, ohne Ernst, ohne redlichen Eifer und ohne rechtes Verständniß für das constitutionelle

Leben zu Werke gegangen; aber wer die vergangenen Dinge ganz unbefangen betrachtet, wird nicht behaupten wollen daß im Kreise der Regierenden von diesem richtigen Erkennen und Wollen mehr vorhanden war als in den Kreisen der parlamentarischen Parteien. Wenn z. B. der Staatsstreich vom 25. Julius 1830 gelang statt daß er mißlang, war doch wohl die Frage französischer Zukunft noch nicht erschöpfend gelöst? Man müßte denn Karl X., Polignac u. s. w. in ihrer Weisheit und staatsmännischen Umsicht ganz anders taxiren als sie es in Wahrheit verdienten. Stein zeigt eine Vorliebe für die Sache der Bourbonen, welche diese selbst nicht verdienten. Er weist mit Entrüstung den Vergleich zwischen ihnen und den Stuarts zurück, und erklärt ihre Sache für europäisch. Er würde wohl anders geurtheilt haben, wären ihm die schmachvollen Einverständnisse bekannt gewesen in die sich der letzte Bourbon mit Rußland einließ. Sie waren nicht weniger antieuropäisch als Jakob II. Vasallenschaft gegen Ludwig XIV. Gagern sah hier richtiger; er beurtheilt Karl X. ganz so wie er es verdiente, und eine kleine Rücksichtslosigkeit einer französischen Depesche (in der nur von trois puissances principales die Rede ist) reicht ihm aus gegen die europäische Zuverlässigkeit bourbonischer Politik mißtrauisch zu sein. Freilich war Steins Stimmung gerade in diesen Zeiten besonders ernst, fast trüb zu nennen; sein Gespräch z. B. kehrte immer auf den Gedanken an den nahen Tod zurück; obgleich außer einer bei mäßiger Bewegung eintretenden Athembeschwerde kein Zeichen zunehmender Altersschwäche sichtbar war.

So traf ihn die Nachricht von der Julius-Revolution wahrhaft erschütternd. Wie ihm Bodelschwingh von Ems die Nachricht brachte, war er tief bewegt. „Also noch einmal,“ sagte er, „soll das böse Volk Verwirrung über Europa bringen! Wenn sie einmal losbrechen wollten und mußten, so wollt' ich doch sie hätten gewartet bis ich todt wäre!“ Er sah mit einem Blick daß die ganze Arbeit seines Lebens noch einmal gethan werden müsse. So lange sein Gast noch bei ihm blieb, war er trübe gestimmt und sah finster in die Zukunft. Aus seinen Briefen an Gagern ist bereits bekannt wie herb und unzufrieden er sich über die neue Gestalt der französischen Zustände ausließ. An den Erzbischof Spiegel schrieb er am 9. September: In Frankreich dauern die Reibungen der Parteien fort; schon ist man des jetzigen Ministeriums müde, man will ein demokratischeres, eine demokratischere Kammer u. s. w.; es ist ein eitles, gemüthloses, selbstsüchtiges, habsüchtiges Volk, irreligiös

— hol sie der Teufel! Seit Belgien anfing in Bewegung zu kommen, ward man auch für die Rheinlande besorgt. In einer Unterredung mit dem Gouverneur, dem Prinzen Wilhelm, bezeichnete er als Gründe der rheinischen Mißstimmungen: einmal die Fehlgriffe und die Nachlässigkeit des Cultministeriums, das die wichtigste geistliche Angelegenheit unentschieden liegen lasse, und das den Verdacht eines dem Katholicismus feindseligen Geistes errege, dann das Verdrängen der Eingesessenen von öffentlichen Aemtern durch Zuströmen der Subjecte aus den alten Provinzen, wo junge, des Landes unkundige und begünstigte Menschen ältere geschäftsfähige und erfahrene Leute verdrängten.

Eine der heimlichen Folgen der Erschütterung im Westen war das persönliche Zerwürfniß Steins mit Niebuhr. Der letztere hatte sich in seiner Weise offenherzig über seine Beurtheilung der jüngsten Ereignisse ausgelassen. „Es gibt Augenblicke," schrieb er vier Wochen nach der Juliusrevolution, „in denen Glaubensbekenntnisse nicht für ein lächerliches Kramen mit Wichtigkeit gelten können. Das meinige ist daß ich, wäre ich französischer Deputirter gewesen, zur Partei Agiers gehört hätte, nur nicht für die Adresse gestimmt, dennoch für den Widerstand gegen die Ordonanzen gewesen wäre, die Protestation unterzeichnet, einen andern König berufen hätte; aber das Eine und das Andere wegen der absoluten Unmöglichkeit anders zu handeln; mit der bittersten Ueberzeugung daß jede Modification der Charte Verderben sei, und daß die bewilligten Modificationen durch Empörung entrissen wären, wenn man sie nicht zugestanden hätte." Stein beantwortete dieß Bekenntniß mit heftigen Anklagen gegen die französischen Liberalen und mit einer Erwiederung gegen Niebuhr, die vorwurfsvoll genug klang. „Wär' ich ein französischer Deputirter gewesen," schrieb er, „so hätte ich mit allen Kräften gestrebt die durch den Zeitgeist und den ganzen Zustand der Dinge erschüttert gewordene königliche Gewalt aufrecht zu erhalten. Auf keinen Fall hätte ich mir erlaubt einen andern König zu wählen, denn hiezu fehlte mir jede Befugniß. Das jus publicum der Liberalen nennt zwar die légitimité eine niaiserie; mit ähnlichen metapolitischen Gründen kann man auch dahin gelangen daß man Eigenthum, Erbrecht der Kinder, Befugniß zu testiren eine niaiserie nennt. Gibts Narren in Bonn, die von Religionskrieg, Ueberwältigung des Protestantismus auf dem Katheder sprechen, so versicherten mich kürzlich einige Koblenzer: die preußische Regierung wolle die Katholiken protestantisiren. Die preußische Regierung sollte, ohne das

eine zu besorgen, das andere zu beabsichtigen, den gegründeten Beschwerden der Rheinländer abhelfen." Niebuhr war durch Unglücksfälle und Leiden bitterster Art gebeugt, sein reizbares Gemüth jedem trüben Eindruck noch zugänglicher; ein ausführlicher Brief an Pertz, wenige Wochen vor seinem Tod geschrieben, gibt ein treues Bild von seinem gepreßten, erschütterten Seelenzustand. So nahm er denn die unmuthigen Bemerkungen Steins viel zu ernst, sprach von einem „eben so unsinnigen wie insolenten Brief" den ihm derselbe geschrieben, und las Dinge heraus an die der Schreiber des Briefs nicht gedacht hatte. Der rasche Tod Niebuhrs hat es nicht möglich gemacht das Mißverständniß aufzuklären; er starb entzweit mit Stein.

So widerwärtig die französischen Dinge den greisen Staatsmann berührten, so mild beurtheilte er die nächsten Rückwirkungen in Deutschland. „Daraus," schrieb er, „ist das Gute entstanden," indem er mit strengsten Worten das Unwesen verdammte das in Braunschweig und Kassel vor der Volksbewegung hatte weichen müssen. Ueber Frankreich kam er dagegen nicht zu einem ruhigen Urtheil. Er schien zu zweifeln ob in Frankreich die Erschütterungen der jüngsten vierzig Jahre etwas Gutes bewirkt hatten; er wollte wenigstens des Guten nicht viel sehen, sondern zählte schwarzsichtig alle die Mißbräuche auf die wohl vorhanden aber zum Theil verstärkt vor 1789 vorhanden gewesen waren. Die Summe seiner Erwägungen war daß Frankreich sich seine Lage im Laufe dieser Convulsionen immer verschlimmert habe, während die der Nachbarn sich besserte. Wie die Zustände, so wollte er auch den Personen nichts Gutes absehen. In seinem Eifer erzählt er von dem guten, redseligen Odilon Barrot: „man sagt er sei ein Robespierre, mit derselben Unverschämtheit und Geistesgegenwart." Die letzte Tugend hat sich an dem ehemaligen Chef der dynastischen Linken eben nicht sonderlich bewähren wollen; aber zum Robespierre hat es doch bei ihm auch gute Wege gehabt. Treffend, wahr und durch die Erfahrungen unserer Zeit hundertfach bestätigt sind dagegen alle die Vorwürfe die er dem französischen Parlamentarismus macht, dem Schwätzen, Intriguiren, der Salon- und Weiberpolitik, der Leichtfertigkeit, der Tribünencoketterie und dem Mangel jedes Ernstes, der das öffentliche Leben Frankreichs während der siebenunddreißig Jahre, wo es so glücklich war eine Verfassung zu besitzen, durchgängig charakterisirt.

Neben diese französischen Parteiführer gehalten, erscheint freilich E. M. Arndt wahrhaft ehrwürdig, wenn er an Stein schreibt: „wenn

ich mir nicht bewußt wäre daß ich vormals nur gegen wälsche Tyrannei und Trug und gegen ihren fleckigen Anhang im Vaterlande gehandelt und gewirkt habe, so hätte ich durch die Verfolgungen die ich dafür in einem Reiche das ein guter und milder Fürst regiert, erlitten habe, wohl an mir selbst irre werden können. Zehn Jahre Verfolgung und Behandlung als wäre ich ein lumpiger Vagabund oder alberner und verruchter Verschwörer, Beraubung eines Drittels meiner Einnahme, Verweigerung der Bezahlung der Proceßkosten wie des richterlichen Spruchs, worum ich wiederholt gebeten, kurz Verweisung aus einem leidlichen Zustand auf einen äußerst beschränkten und bedrückten, wo ich kaum mit meiner zahlreichen Familie durchkomme — und das alles unter dem Vorwand und mit der Antwort von den Behörden „die Umstände gestatten es nicht anders," alles das hätte ich wohl zerbrechen können, aber meine Liebe für mein Vaterland, meine Hoffnung auf Preußen und seinen trefflichen König konnte es nicht abkühlen."

Der französischen Umwälzung folgte rasch die belgische; sie war in ihren Motiven, Mitteln und Zielen Stein noch verhaßter als die Revolution der drei Juliustage. Darüber fand er sich auch einig mit allen Freunden. Gagern, Niebuhr, Arndt dachten darüber wie er. Auch Erzbischof Spiegel erklärte sich der belgischen Bewegung ganz abhold; sie ist, sagt er, im Princip schlechter wie jene in Frankreich; ich betrachte sie als Ausbruch des Uebermuths der dasigen katholischen Aristokratie, welche die ungebildete, hyperzelotische Geistlichkeit im Gefolge hat, und das Volk als Werkzeug mißbraucht. Alle waren indeß darüber einig daß ein guter Theil des Uebels durch die starre, beschränkte Persönlichkeit König Wilhelms herbeigeführt sei, und daß sich jetzt der Fehler räche 1814 bis 1815 dieß ephemere Königreich geschaffen zu haben, statt der Wiedervereinigung Belgiens mit Deutschland. Der König hat sich, schrieb Stein an Gagern,*) Ungerechtigkeit gegen Deutschland überhaupt, gegen Preußen insbesondere, Starrsinn und Tactlosigkeit in der Regierung seiner Länder vorzuwerfen. Die Ungerechtigkeit gegen Deutschland ist seine Behandlung der Rheinschifffahrtssache, die noch bis auf den heutigen Tag nicht geordnet ist, aber durch die Trennung factisch geordnet wird; ferner das alle deutsche Industrie und Handel zurückweisende niederländische Zollgesetz. Beide Maßregeln trafen auch noch ganz eminent das preußische Fabrikenland,

*) Die Stelle ist in dem 1833 erschienenen Briefwechsel aus nahe liegenden Gründen weggeblieben.

und begleiteten seine Zollmaßregeln mit einer von den Unterbeamten ausgeübten Brutalität, wovon mir unerhörte Beispiele ein Beamter aus Trier erzählt. Hiezu kamen seine Neckereien in Luxemburg, dessen Besetzung Preußen 300,000 Thaler kostete, und die, wie mir General Gneisenau und andere angesehene Militärs versichern, für Preußen keinen militärischen Nutzen hat und umgangen werden kann. Nachdem der Abfall einmal erfolgt war, blieb zwar Stein der Meinung daß die Mächte sich der Hülfeleistung für den König der Niederlande rechtlich nicht entziehen können, aber er hatte doch auch keine Hoffnung daß die Hülfe erfolgen werde. Sein Wunsch war, wenn die Trennung bleibe, die Wahl des Erzherzogs Karl zum König.

Die letzte Revolution des Jahrs 1830, die polnische, betrübte Stein mehr als sie ihn erbitterte. Er fühlte Theilnahme mit dem Schicksal der Polen, so wenig er die eigene Verschuldung des Volks verkannte; er tadelte bitter das Benehmen Constantins und seiner Gehülfen, und war schmerzlich berührt von den herben Erklärungen des Czaren und dem unmenschlichen Verfahren das jeden Weg der Versöhnung abschnitt. „Das harte, schroffe Benehmen des Kaisers von Rußland," schreibt er einmal, „erinnert an den Convent von 1793 bis 94. Glaubt er denn sein Rußland sei frei von dem Miasma des Aufruhrs; erinnert er sich des Decembers 1825 nicht; vergißt er daß im achtzehnten Jahrhundert der russische Thron viermal durch Verschwörung und Mord besetzt wurde?" Er prophezeite daß die rächende Nemesis für diese Staatskunst nicht ausbleiben werde.

Noch einmal ward Stein zu einer vaterländischen Mission berufen, die ihn bis kurz vor seinem Ende beschäftigte. Es war der dritte westfälische Landtag, dem er zum letztenmal als Landtagsmarschall beiwohnte; die Anregung der reichsständischen Angelegenheit machte gerade diesen besonders bedeutsam. Ueber diesen spätesten Abschnitt in Steins öffentlichem Leben, über seine letzten Tage und den reichen Anhang von Briefen und Urkunden womit das Werk schließt, wollen wir in einem dritten Artikel Bericht geben.

(Allgemeine Zeitung 6. u. 7. October 1855 Beilage Nr. 279 u. 280.)

Am 11. December 1830 trat der dritte westfälische Landtag in Münster zusammen; Stein hatte erst die Berufung zur Marschallsstelle ablehnen wollen, dann aber doch den Vorstellungen der Regierung nachgegeben als sie ihm zur Erleichterung den Freiherrn v. Landsberg-

Behlen als Stellvertreter an die Seite gab. Der Landtag versprach interessant zu werden. Der Widerstand welchen die Verwaltung fast allen bedeutenden ständischen Anträgen entgegengesetzte, hatte viele der Abgeordneten von der Nutzlosigkeit ihrer redlichen Bemühungen überzeugt, und man fing an auf die Mittel zu denken wie dem Institut mehr Gehalt und Erfolg zu sichern sei. Es sprach sich nicht nur ziemlich allgemein der Wunsch aus daß auf die Anträge der Stände mehr Rücksicht genommen, besonders nicht ohne sie zu hören Verordnungen verfassungswidrig erlassen würden, auch für die Verbreitung der Verhandlungen durch den Druck mehr als bisher gesorgt werde, sondern es tauchte auch lebhafter als je der Gedanke auf, nur die seit Jahren zugesagte Volksrepräsentation könne vor bureaukratischer Willkür und ständischer Ohnmacht sicherstellen. Stein war gleicher Meinung; er hatte bisher in der Erwartung gelebt daß die Regierung nach zweimaliger Versammlung aller Provincialstände nunmehr mit der Berufung von Reichsständen vorgehen werde, und war sehr unzufrieden darüber daß man es abermals verschoben hatte. Gleichwohl war er gegen einen eigentlichen Antrag, aus keinem andern Grunde als aus einem edlen patriotischen Zartgefühl, das in dieser Zeit der Erschütterungen und drohender Kriege der Regierung keinerlei Verlegenheit bereitet sehen wollte. Schade nur daß man für eine so feine Rücksicht nirgends weniger Sinn hatte als im Kreise der tonangebenden Höflinge und Absolutisten in Berlin.

Am 20. December brachten der Freiherr v. Fürstenberg und der Advocat Bracht den Antrag auf dem Landtag ein; der Marschall erklärte: in der jetzigen so sehr bewegten Zeit halte er es nicht für geeignet des Königs Maj. wegen Zusammenberufung der Reichsstände anzugehen. Theils wären die Gemüther zu aufgeregt, theils nehme der Krieg und der Schutz des Staates gegen außen die ganze Aufmerksamkeit sowohl des Königs als der obersten Behörden so sehr in Anspruch, daß sie an den Bau der innern Staatsverfassung nicht denken könnten; darum solle man, ehe der Antrag an einen Ausschuß verwiesen werde, vor allem über die Vorfrage entscheiden, ob sich derselbe zur Berathung im Ausschuß und zu einem Vortrag an den König eigne. Die Mehrheit der Versammlung bejahte diese Frage; die Ritterschaft, in unverhohlenem Widerwillen gegen das Beamtenthum, zeigte sich dabei nicht weniger eifrig als die bürgerlichen Abgeordneten. Es war alle Aussicht vorhanden daß eine Adresse im Sinne des

reichsständischen Antrags die Mehrheit des Landtags für sich haben werde.

Indessen hatte Stein dem Stellvertreter des Königs in den Rheinlanden, dem Prinzen Wilhelm, davon vertrauliche Mittheilung gemacht; dessen Antwort ist ein charakteristischer Beleg dafür daß das höchste Zartgefühl in politischen Dingen nicht immer auf die zweckmäßigsten Wege leitet. Ich bin ganz der Meinung derer, schrieb der Prinz, welche es wie Ew. Exc. sehr unzart finden würden in diesem Augenblick die Frage wegen der Reichsstände in Bewegung zu bringen; es würde immer als eine Benutzung der allgemeinen Gährung in der Europa sich befindet, erscheinen, wollte man gerade nun Se. Maj. an sein gethanes Versprechen erinnern, das er gewiß halten wird, eben weil er es gethan; aber wahrscheinlich würde er lieber einen Zeitpunkt wählen, wo er der Welt zeigen kann wie er sein Wort hält, auch ohne Mahnung seines folgsamen, getreuen, ihm so theuern Volkes. Können daher Ew. Exc. diese ganze Sache hinhalten, so müßte Volk und König doppelt groß erscheinen. Freilich muß dieser die Stimmung und Wünsche seiner Unterthanen ganz genau kennen, und gern übernehme ich es ihm in dieser Hinsicht solche zu entwickeln, welches ich als eines der ehrenvollsten Vorrechte meiner Stellung als Generalgouverneur hiesiger Provinzen betrachte. Vielleicht würde es die Wünsche der Gutgesinnten vereinigen, wenn es Ihnen beliebte diese höchst wichtige Angelegenheit confidentiell in meine Hände zu legen.

Dazu stimmte denn auch der Wink von anderer Seite: man werde dem König durch diesen Ausweg die Unannehmlichkeit ersparen den Ständen eine geradezu abschlägige Antwort zu ertheilen; General v. Witzleben hatte geäußert, der Monarch werde auf den Antrag nicht eingehen, indem dazu vor allem „eine gesunde und ruhige Zeit gehöre". Diese gesunde und ruhige Zeit hat freilich nie kommen wollen; im Jahr 1808, als Stein sein begonnenes Werk geschlossen und ausgebaut wünschte, und im Jahr 1815, nachdem die Nation ihre unverwüstliche Gesundheit durch die edelste Probe bewährt, war sie nicht dagewesen, wie hätte sie sich unter der Zucht von Karlsbad entwickeln sollen. Darum nichts natürlicher als daß 1830 die Stimmungen zu bewegt, 1837 zu gespannt, 1840—1842 zu aufgeregt erschienen, bis denn allerdings der glücklichsten und geeignetsten Periode, die sich seit 1807 hat finden lassen, den Jahren 1847 bis 1850, die Lösung des großen Räthsels überantwortet werden mußte!

Auf dem Landtage ward allen den angeregten Bedenken die vollste Rücksicht geschenkt, und der von Landsberg-Behlen vorgeschlagene Ausweg (Januar 1831) angenommen: von einer förmlichen Adresse abzustehen, dagegen in einem Schreiben an Stein die Wünsche der Versammlung vorzutragen, damit er sie dem Prinzen und Generalgouverneur mittheilen könne. Das Schreiben, von sämmtlichen Mitgliedern unterzeichnet, faßte in ebenso klarer als rücksichtsvoller und loyaler Weise einmal die Gründe für den reichsständischen Antrag, dann die Motive zusammen weßhalb man vorerst von einer Adresse abgestanden hatte. Die Versammlung, hieß es darin, erkannte mit freudigem Gefühl an daß sie in Ew. Exc. ein würdiges Organ besitze, so große Bitte auszusprechen, da eben die Zeit wo Sie an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt waren, als heiterer Morgen freisinniger Ideen und Einrichtungen in der preußischen Geschichte hervortrete, und diese Ideen noch fortwährend in Ew. Exc. eine nie wankende, kräftige Stütze gefunden; daß daher die Bitte um eine hochherzige Maßregel in ihrem Munde nicht als der Wiederhall augenblicklicher Aufregung, sondern als das Ergebniß kräftigen Sinnes und gereifter Erfahrung, als Erguß unwandelbarer, treuer Liebe zu Sr. Majestät dem König und zu dem Vaterlande sich darstellen werde.

Stein schrieb im Sinne dieses Auftrags an den Prinzen. Er konnte sich dabei freilich nicht versagen auf die Antragsteller einigen Schatten zu werfen, deren Gewicht er gering nannte, deren einen er als einen „Mann voll Orakel, Halbwisserei und Phraseologie" bezeichnete, der zudem bereits in den neunziger Jahren wegen seiner jacobinischen Grundsätze unter polizeiliche Aufsicht gesetzt worden sei. Es erscheint wohl als zweifelhaft ob diese Betrachtungen sehr geeignet waren den Antrag zu empfehlen, wenn gleich Stein ausdrücklich hinzufügte, die öffentliche Meinung sei mit dem Antrag einverstanden gewesen. Aber der Widerwille über die neuesten Zeitereignisse hatte ihn trüb gestimmt, und es entschlüpfte ihm manch hartes Wort, das den Gegnern förderlicher war als der eigenen Sache die er vertrat. So rühmt er auch an dem Adel und seiner Haltung auf dem Landtag „Anhänglichkeit an das Bestehende, an die Monarchie, Stolz mit etwas Starrheit"; im dritten Stande findet er nur „Neuerungssucht, geleitet durch neidische Eitelkeit", unter den Bauern „Unbeholfenheit und Streben sich eine Erleichterung der öffentlichen Lasten zu verschaffen, und sich auf Kosten der Gutsherren zu bereichern." Und doch zeigten

die jüngsten Vorgänge, namentlich ein zu Gunsten der Rittergutsbesitzer erlassenes, sehr unbilliges Gesetz über die Landrathswahlen daß der dritte und vierte Stand, auch ohne alle „neidische Eitelkeit“, Ursache hatten sich zu beschweren.

Die ganze Angelegenheit nahm indessen einen charakteristischen Ausgang. Stein hatte eben von Cappenberg aus an den Prinzen die Sache berichtet, als er zu seinem großen Mißvergnügen erfuhr daß die Verhandlungen mit den Beilagen, wenn auch nur in der Art einer vertraulichen Denkschrift, gedruckt worden war. Das stimmte denn allerdings nicht zu der vorsichtigen und zartsinnigen Taktik die man beobachten wollte. Es war unvermeidlich daß die Sache bald in einem größern Kreise öffentlich ward, ja der Prinz früher aus der Druckschrift von der Sache Kenntniß erhielt als aus Steins confidentiellem Schreiben. Der Landtagsmarschall war über diese Indiscretion sehr ungehalten; Hüffer in Münster mußte den ersten herben Ausbruch davon erfahren. Auch der Prinz war unangenehm davon betroffen. Er glaubte nun nicht länger gegen den König über die Sache schweigen zu dürfen, und erhielt den Befehl, eine Vermittelung wie die gewünschte nicht zu übernehmen, sondern mit Berufung auf den Artikel des Gesetzes, der die Thätigkeit der Provinzialstände auf Angelegenheiten der Provinz beschränkte, den Antrag als gesetzwidrig abzulehnen.

Stein war nach beiden Seiten hin unangenehm berührt. Wohl hatte ihn die rasche Veröffentlichung geärgert, aber er sagte sich doch zur Entschuldigung daß es gar schwer sei eine wunderlich gemischte Versammlung von über sechzig Personen zu einer Handlungsweise zu bewegen welche alle bestehenden Verhältnisse mit Schonung berücksichtige. Die brüske Ablehnung von Berlin war ihm daher nicht weniger peinlich als die Ungeduld der Landtagsmitglieder, ihre Sache vors Publicum zu bringen. Ueber das Recht des Landtags war er nicht im Zweifel. „Ist die Befugniß der Stände, schrieb er, sich über Gegenstände auszusprechen die das Interesse der Provinz und der Monarchie betreffen, unläugbar, und kann sie praktisch auch nicht bestritten werden ohne das ständische Institut fast gänzlich zu lähmen, so waren auch die westfälischen Stände befugt Bitten die sich auf das reichsständische Institut beziehen einzureichen. Besser wäre der Antrag unterblieben; da er aber in jeder Hinsicht mit der größten Ehrfurcht geschehen, so wäre seine Berücksichtigung zu wünschen gewesen. Hätte sie stattgefunden, so war die Sache in den Händen Sr. Maj. des Königs, er

würde sich mild und väterlich ausgesprochen haben, sein Herz würde nicht schmerzlich berührt worden sein, denn es ist durch den Kampf mit dem Schicksal gestählt, durch das Vertrauen auf eine väterliche Vorsehung bekräftigt."

Dem Leser macht das Ganze den peinlichen Eindruck daß, wie auch die Dinge in Münster sich hätten entwickeln mögen, die absolutistische Partei in Berlin in keinem Fall um eine Antwort verlegen gewesen wäre. Die zarte Rücksicht die der Landtag in der Hauptsache doch an den Tag gelegt, wurde dort so wenig gewürdigt als die gewissenhafte Loyalität die Stein dabei geleitet hat. Prinz Wilhelm erhielt seine gemessene Weisung von Berlin; dort hatte man seine Schlagwörter in Bereitschaft womit das Unbequeme abgethan ward, und die westfälischen Landtagsmänner hießen dort so gut Demagogen wie die Barricadenhelden von der Seine. Man wünschte sich Glück die Sache wieder einmal begraben zu haben, und nahm die Miene an, dem König einen Dienst zu leisten, während man nur sich selber diente. Denn das Trugbild einer nie vorhandenen unbeschränkten Macht — bemerkt dabei Pertz treffend — woran die Schlauheit von Höflingen und Volksverführern Fürst und Volksversammlung glauben machen will, soll nur als Mittel dienen um sie desto sicherer im Kreise der persönlichen Neigungen, Launen und Gewohnheiten festzuhalten und zu leiten; während der wahre Gebrauch der Macht um so sicherer und erfolgreicher wird, je klarer die Einsicht, je fester die Zuversicht des Handelnden ist, so daß wohleingerichtete Reichsstände bei einem wohlgearteten Volk und Fürsten die Macht des letztern zum Heil des Ganzen erhöhen, nicht schwächen. Das damalige Aufgeben des Gedankens welcher die preußische Verfassung abschloß, hat dann für die ganze übrige Regierungszeit des Königs Friedrich Wilhelm III. entschieden, und seinem königlichen Nachfolger Schwierigkeiten bereitet die bei der Stimmung und Bildung des damaligen Geschlechts mit viel größerer Leichtigkeit und minderer Störung des gewohnten Regierungsgangs als sechzehn Jahr später wären überwunden worden.

Stein ließ die Angelegenheit indessen nicht ruhen; ein interessantes Schreiben an Gneisenau legt diesem die Sache ans Herz. Er bekämpft darin namentlich die Absicht aus den Provinzialständen die Reichsstände hervorgehen zu lassen. Dieß gäbe, sagt er, noch erbärmlichere Resultate; denn nicht allein wären die Wähler in zu geringer Zahl, sondern sie wären auch nur auf ein Minimum von Wahlfähigen be=

schränkt, und die sogenannten Volksrepräsentanten würden ein Trüppchen Menschen sein ohne Achtung, ohne Einsicht, ohne Vertrauen, sie erschienen als ein höchst elendes Machwerk, von einer Regierung dargestellt die ihre Verheißungen zu umgehen, nicht zu erfüllen beabsichtigt. Daß man sich nun entschlösse, bemerkt er dann weiter, Vorbereitungen zu treffen zur Bildung von Reichsständen, das würde sehr wohlthätig auf den öffentlichen Geist wirken, der denn doch aufgeregt ist; noch hat man es mit einem Geschlecht zu thun das die monarchisch-bureaukratischen Formen gewöhnt ist, aber es rückt ein neues Geschlecht heran, es drängt sich in alle Canäle des bürgerlichen Lebens, es bildet sich unter dem Einfluß der neuesten Weltgeschichte, der Zeitungen, der politischen Schriften, es fühlt sich, Jugendkraft, Drang zum Handeln, Ehrgeiz, Habsucht, Neid unter den verschiedenen Ständen der Nation beseelen es, religiöse Grundsätze werden durch den Rationalismus untergraben; daß der Funken des politischen Brandes überall glimmt, das zeigt sich in ganz Europa, rathsam ist es die Flamme zu leiten ehe sie zerstörend wirkt. Die Theilnahme der Nation an der Gesetzgebung und Besteuerung halte ich für ein kräftiges Mittel beide Zweige zu vervollkommnen, und für eine Erziehungs- und Bildungsanstalt, die den wohlthätigsten Einfluß auf das praktische und theoretische Leben des Volks hat.

Die Antwort Gneisenau's gibt einen schlagenden Beleg dafür, wie die politische Atmosphäre, an die man sich seit Karlsbad gewöhnt, auch die klarsten Köpfe verdüstert hatte. Selbst ein Mann von dem Geist, dem überlegenen Blick und der Welterfahrung wie Gneisenau beruhigt sich bei der Politik der Palliativen, und scheint kaum ernstlich berührt zu sein von den ahnungsvollen Sorgen die Stein beschäftigen. „Unsere Pflicht ist," schreibt er, „dem revolutionären Geist, der jetzt so vorherrschend geworden ist, entgegenzuarbeiten, und die Möglichkeit von Revolutionen zu entfernen, die aus einer unvorsichtigen Behandlung der Fragen, die jetzt die Welt bewegen, entstehen könnten." Ueber das Wie spricht er sich deutlicher aus. Er sieht in der Emancipation des Bauernstandes die Grundlage des neuen Staatsgebäudes, er findet die Städte-Ordnung vortrefflich, und rühmt sie als eine Abwehr der Revolution, aber über die Provinzialstände will er doch nicht hinausgehen. „Hätte man, sagt er, wie es so manche wollten, alsbald eine Constitution, etwa nach dem Muster der französischen mit ihrem Wahlgesetz, oder gar, wie einige andere es wollten, nach der der Cortes

entworfen, so wäre die Monarchie in Gefahr gerathen zusammenzustürzen, und wir hätten uns bei unserer constitutionellen Unwissenheit, und dem bei uns seltenen Talent sich in öffentlicher Gesellschaft auszudrücken, noch obendrein vor den Augen von Europa lächerlich gemacht. Die Provinzialstände aber gaben Veranlassung und Gelegenheit über öffentliche Angelegenheiten nachzudenken und darüber bei verschlossenen Thüren zu reden, ohne daß der Wortführer besorgt sein durfte seinen Vortrag im Druck der Kritik bloßgestellt zu sehen, oder hoffen durfte durch aufregende Reden sich einen Namen zu machen und als Demagog zu glänzen. Diese Oeffentlichkeit der Verhandlungen hat so manches Unglück hervorgebracht, und ihr müssen wir die neuern Revolutionen zuschreiben. (!) So war meine Ansicht im Jahr 1815, und seitdem habe ich nicht aufgehört gegen eine Central-Repräsentation anzukämpfen, bevor wir uns nicht besser für das öffentliche Staatsleben ausgebildet haben; mündlich und schriftlich habe ich dem Staatskanzler diese meine Ansicht ausgesprochen.

Während so die hervorragendsten Männer nach dem Glauben verfuhren, man könne schwimmen lernen ohne ins Wasser zu gehen, blieb Stein fest bei seiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Repräsentativverfassung. Auch er war verstimmt über die französischen, belgischen, süddeutschen Vorgänge, ärgerte sich über Demokraten, Liberale und Rationalisten, und es begegnete ihm wohl daß er in übler Laune an dem Nutzen der freien Presse irre ward, aber er ward doch auch nicht müde zu predigen daß es hohe Zeit sei einen Uebergang zu suchen aus der bureaukratischen in die constitutionelle Monarchie. Vortrefflich mahnt er zugleich daran daß in der Organisation der Verfassung die Sache nicht allein gelegen sei, sondern in der Vervollkommnung der Menschen, ihrer Träger. „Der Charakter, das Wollen muß gebildet werden, nicht allein das Wissen." Wohl scheint ihm in dieser Richtung für Deutschland noch manches zu vermissen aber er findet doch auch wieder vieles was für eine gesunde constitutionelle Entwickelung mehr Bürgschaft gibt, als namentlich die französischen Zustände sie gewährten. Die Volksbildung dort, die Art der Vertheilung des Besitzes, die Organisation des Gemeindelebens, der Volkscharakter, dessen „Eitelkeit, Habsucht und Oberflächlichkeit" er bitter rügt, das alles scheint ihm für eine günstige Entfaltung des öffentlichen Lebens viel weniger gut angelegt als die Verhältnisse in Deutschland. Für Preußen insbesondere hält er den entscheidenden

Schritt für unabweisbar. In einem Brief an Häffer faßt er noch einmal in kurzen, abgerissenen Sätzen die Momente zusammen die dazu riethen: einmal die Länge des Cyklus von acht Jahren, den ein Gesetz vor seiner vollendeten Berathung durchlaufen mußte, dann die Entfremdung der Provinzen unter sich, das Verhindern durchgreifender Maßregeln und die Entwickelung des Nationalgefühls, „das lebhafter in den Vertretern von zwölf Millionen als in denen von einer Million aufblüht.“ Zu den Vortheilen zählt er weiter die Entwickelung des Talents in persönlichen Berathungen mündlicher Verhandlung, das sich ganz anders ausbilde als „in den Papierverhandlungen des Sessionszimmers, das sich endet in dem Papiergrab der Registraturen.“ Endlich sieht er in dem constitutionellen Leben einen Probestein des Administrationstalents und ein unübersteigliches Hinderniß gegen Mittelmäßigkeit und physische Starrsucht.

Noch wenige Wochen vor seinem Tode schrieb er prophetisch an Landsberg-Behlen: Mögen die Fürsten und Völker wohl die Erscheinungen der Vergangenheit erwägen, und sich der durch die Kirchenspaltung verursachten Kriege des 16ten und 17ten Jahrhunderts in Deutschland erinnern. Unsere politische Reformation erhielt den nächsten Impuls durch den Aufstand der Nordamerikaner, ihre republikanischen Ideen verbreiteten sich in Europa, wirkten seit 1789 in mancherlei Formen; die Zeit der bureaukratischen Monarchie ist verschwunden und das Verlangen nach constitutioneller ist allgemein, wird laut ausgesprochen, oder in leisen Wünschen, deren Aeußerungen der Despotismus, die geheime Polizei, eine starke Censur ängstlich bewachen, aber nicht zu unterdrücken vermag.

Es waren die letzten größeren Sorgen die Stein beschäftigten. Obwohl er sich nach der Rückkehr vom Landtage wieder völlig erholte, so entgingen ihm doch die Veränderungen nicht welche die zunehmenden Jahre in seinem Befinden hervorbrachten. Er fühlte seine Kräfte allmählich sinken, und die rasche Ordnung des leiblichen Lebens durch häufiger wiederkehrende Störungen bedroht. Seit der heftigen Krankheit im Winter 1828 hatte er sich besonders ernstlich mit dem Tode beschäftigt. Zunehmende Engbrüstigkeit machte das Bedürfniß nach Ruhe mehr fühlbar; er schrieb und reiste ungern, klagte auch über Abnahme des Gedächtnisses, was doch seine Umgebungen nicht bemerkten. Die kleinlichen Angelegenheiten erregten seine Ungeduld und ekelten ihn an; dagegen erfreuten ihn lebhafter als je die Schönheiten

der Natur; oft verglich er ihr stilles wohlthätiges, ausgleichendes Walten mit dem wilden Treiben der Menschen, und gewöhnlich endigte eine solche Betrachtung mit den Worten: „ich wünschte, ich wäre heraus“ … „Wir sehen bedrängten Zeiten entgegen; Gott wird ein schreckliches Gericht über die Welt ergehen lassen; wäre ich jung, so schlüge ich drein, alt und gebrechlich wie ich jetzt bin, werde ich zusehen müssen.“ Lesen, Schreiben, Verschönerung seiner Güter und ein rastloser Drang andern zu ihrer Bildung und ihrem Fortkommen behülflich zu sein, erheiterten seine Tage; manch gemeinnütziger Plan, die Verbesserung der Gefängnisse, das Predigerseminar, die Gründung eines protestantischen Krankenhauses beschäftigte ihn noch bis in die letzte Zeit.

Im Frühjahr 1831 wiederholte sich der Schlaganfall des vorigen Jahres. Er sank bei Tische plötzlich um, die Zunge war gelähmt, und er blieb während fünf Stunden in tiefer Ohnmacht. Als er erwachte und die Zunge wieder bewegen konnte, hörte man ihn seufzen: „Ach Gott, hier liege ich, und die schlagen sich in Polen!“ Er erholte sich wieder, aber die Todesgedanken und die trüben Ahnungen der Zukunft ward er nicht mehr los. Auf einem Spaziergang, in Begleitung seines Cappenberger Rentmeisters, drehte er sich plötzlich um, und sagte in größter Heftigkeit: „Ich erlebe es nicht, Sie können es noch erleben. Fürchterliche Kriege, Völkerwanderungen, und Gott weiß was noch alles Fürchterliche mehr!“ Eine Erkältung, die er sich in den heißen Juniustagen zuzog, warf ihn rasch auf das Krankenlager, und ließ einen Lungenschlag besorgen; der Arzt nahm gleich anfangs die Sache ernst, auch der Kranke war auf sein Ende gefaßt. Mit tiefer Bewegung wird jedermann lesen wie der fromme, tapfere Greis sich auf diesen Ausgang vorbereitete, von seiner Umgebung Abschied nahm, für jeden noch ein mildes und ernstes Wort bereit hatte, und in religiöser Ergebung, wie ein rechter christlicher Held, sanft aus dem Leben schied. Am Abend des 29. Junius 1831 erfolgte der erwartete Lungenschlag, und ein letzter tieferer Athemzug bezeichnete seine Vollendung. Die sämmtlichen Beamten und die Dienerschaft, sowie der Arzt, der protestantische Geistliche aus Lünen und der katholische Pastor Kemmer aus Cappenberg waren zum Theil selbst den ganzen Tag in der Nähe des Kranken geblieben, und von dem frommen, erhabenen Heimgang des geliebten und verehrten Greises aufs tiefste ergriffen; aber herzbrechend war für sie der An=

blick wie, als nun das Gefürchtete eintrat, die von nah und fern herbeigeeilten Armen, welche sich unten im Schloß versammelt hatten, den Tod ihres Wohlthäters laut beweinten. „Viele Hunderte", schrieb eine Stunde nach dem Trauerfall der katholische Vicar Hochgesang an den Erzbischof von Köln, „viele Hunderte, ja Tausende von Menschen, besonders die hiesigen Armen, denen er Vater, Helfer und Ernährer war, werden ihn lange beweinen."

In einer lebendigen und liebevollen Schilderung faßt Pertz die ganze Erscheinung des unvergeßlichen Mannes noch einmal zusammen. Der Leib, sagt er, in welchem diese Feuerseele gewohnt hatte, war von mittlerer Größe, untersetzter stämmiger Gestalt, starken Gliedern, breiter Brust und Schultern, und hatte im Lauf eines langen, heftig bewegten Lebens seine zähe ausdauernde Kraft bewährt. Noch wenige Jahre zuvor besaß er alle seine Zähne, wie sie sein Vater noch im 81sten Jahre mit ins Grab genommen hatte. Aus der breiten gewölbten Stirn und der mächtigen Nase, den starken Kinnbacken und dem festgeschlossenen Munde sprach der scharfe, durchdringende und umfassende Geist, die mächtige unverwüstliche Willenskraft, die, wo Pflicht gebot, vor keinem Hinderniß zurückwich; und die rasche Beweglichkeit seines Wesens spiegelte sich in den feurigen braunen Augen, wie auf den feinen schmalen Lippen der Ausdruck des strengen Ernstes mit kindlicher Milde und Gutmüthigkeit oder raschem Spott leicht wechselte. Rasch und bestimmt wie sein ganzes Sein, sein Empfangen und Urtheilen, sein Wollen und Ausführen, war seine Bewegung. Seine Rede kurz und entschieden, wie er sie auch bei andern liebte; Schwatzen und um die Sache herumgehen war ihm ein Gräuel. Sein Gang fest und kräftig, wobei er sich im Alter eines Krückstockes, seines „braunen Hengstes", bediente, mit dem er sich auf seinen täglichen Spaziergängen, in Frankfurt wie auf dem Lande, nöthigenfalls vor den Füßen freie Bahn machte. Sein Anzug einfach, dem Bedürfniß gemäß; ein dunkelblaues oder schwarzes Kleid bezeichnete den Vertrauten Alexanders mitten unter den glänzenden Uniformen des kaiserlichen Hauptquartiers zu Kalisch, wie später in der ländlichen Zurückgezogenheit in Cappenberg.

So schildert ihn uns der Biograph in seiner strengen, regelmäßigen Hausordnung, seiner einfachen Lebensweise, in der er recht wie ein Rittersmann altväterischer Zeiten seine Stunden zwischen häuslicher Arbeit, ernsten Studien und Naturgenuß theilte, überall streng

wachte, alle zur Pflicht, Zucht und Religiosität anhielt, aber auch mild und wohlwollend wie ein Vater über seine Untergebenen waltete. Diese zarte Seite seines Wesens prägte sich am schönsten in seiner Wohlthätigkeit aus; freigebig wie er war gegen Arme und Nothleidende, hatte er sich doch selber noch nicht genug gethan, und wenn ein wichtiges Geschäft nur einigermaßen zu seiner Zufriedenheit abgemacht war, so sagte er wohl zu seinen Beamten: Nun wollen wir auch für die Armen sorgen; die Armen müssen auch was haben. Darum gab es auch unter allen Zeugnissen der Theilnahme an seinem Grabe kaum ein rührenderes als der wehklagende Ausruf einer armen Frau: der gute Minister todt? Nun, wenn der nicht im Himmel ist, so kommt keiner hinein.

Auf seiner Grabstätte zu Frücht steht die schöne Inschrift: „Der Letzte seines über sieben Jahrhunderte an der Lahn blühenden Rittergeschlechtes; demüthig vor Gott, hochherzig gegen Menschen, der Lüge und des Unrechts Feind, hochbegabt in Pflicht und Treue, unerschütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier. Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein.“ Seine Marmorbüste, so schließt der Biograph das große Werk, ist auf Anordnung Königs Ludwig von Bayern in der Walhalla bei Regensburg, von Mitgliedern des vierten westfälischen Landtags im Friedenssaale zu Münster aufgestellt. Aber köstlicher und dauernder als von Marmor oder Erz steht sein Heldenbild im Gedächtniß seines Volkes, und wird, so lange deutsche Herzen für Freiheit und Recht, für des Vaterlandes Wohlfahrt und Größe schlagen, in unvergänglichen Ehren leben und wirken.

Es ist dem letzten Bande der Biographie ein ausgiebiger Vorrath von geschichtlichen Urkunden beigegeben, der fast dreihundert Seiten füllt. Zuerst eine Anzahl Actenstücke welche die Geschichte des Jahres 1815 betreffen; darunter ein interessanter Bericht des nassauischen Geschäftsträgers Fabricius über die Zeit der hundert Tage, dann einige Briefe die zwischen Stein und Kotschubey über dieselbe Periode gewechselt wurden, außerdem verschiedene Urkunden welche zur deutschen Verfassungsgeschichte gehören (darunter auch ein Verfassungsentwurf von Friedrich Schlegel), ferner ein Schreiben Caulaincourts an Montgelas, welches auf die Bonaparte'sche Taktik nach der Rückkehr von Elba ein charakteristisches Licht wirft. Daran reiht sich denn aus der Zeit seit 1818 eine Anzahl Denkschriften und Entwürfe, welche theils die stän-

dische Gesetzgebung für ganz Preußen, theils die rheinisch-westfälischen Verhältnisse berühren. Neben verschiedenen ergänzenden Beiträgen zu Steins Lebensgeschichte und Beurtheilung findet sich ebenda die interessante Selbstbiographie, aus der zwar Pertz alle wesentlichen und charakteristischen Züge in den Text seiner Darstellung verflochten hat, die aber doch von jedermann gern im Zusammenhang und mit dem eigenthümlichen Gepräge des Autors gelesen werden wird. Ein Brief Graf Müllinens aus Bern (Nov. 1823) gibt, natürlich vom aristokratischen Gesichtspunkt, eine bemerkenswerthe Kritik der Schweizer Verhältnisse und der nicht sehr erquicklichen Thätigkeit welche die fremde Diplomatie dort entfaltete. Von Steins eigenen Briefen ist namentlich einer an Minister v. Schuckmann von Interesse (März 1829), welcher sich über städtische und Gemeindeverhältnisse ausführlich ausspricht, stets im Hinblick auf die Städteordnung von 1808, aber zugleich bereichert durch die Erfahrungen die seitdem gemacht worden waren. Unter den übrigen Briefen ist unstreitig das merkwürdigste Stück ein Schreiben das Fürst Metternich nach Veröffentlichung des bekannten Briefwechsels an Gagern gerichtet hat (März 1833). Der Fürst bedauert darin daß der Herausgeber des Briefwechels die Aeußerungen Steins über ihn in mildernder Form eingeführt hat. „Niemand ehrt die Wahrheit mehr als ich, und die Geschichte soll sie etwas anders sein? Ihr Freund hat mich gehaßt, dieß war Folge seines Charakters; er gehörte zu der Zahl von Menschen welche das englische Wort impressionable sehr gut bezeichnet. Ich habe den Freihern v. Stein nie gehaßt, denn Liebe und Haß der Individuen sind Schwächen welche keinen Einfluß auf mein Geschäftsleben üben, und mit dem Verewigten bin ich nie in andern als Geschäftsverbindungen gestanden. Hier hatten wir allerdings Mühe uns zu vereinigen, denn dort wo die Zwecke welche wir verfolgten nicht im Widerspruch standen, war dieß häufig der Fall bei der Wahl der Mittel. Niemand ehrte mehr als ich die ausgezeichneten Gaben des Herzens und des Geistes des Freiherrn v. Stein. Ich zweifle sehr ob er über meine Individualität jemals mehr als flüchtige Ansichten auffaßte. Hat er mich jemals der Mühe würdig erkannt zu erforschen was der Mann und dessen Ansichten wohl sein dürften? — ein Unternehmen welches ich mir, wo ich es lohnend glaube, stets zur Pflicht mache — so hat er mich nicht begriffen, und mich dort gesucht wo ich nicht stehe." Metternich bezieht dieß namentlich auf die Zeit von

1812 bis 1820; in der Ansicht über die spätere Periode, meint er, hätten sich Stein und Metternich wohl eher begegnen können. In seinen früheren Urtheilen habe er freilich, wie es in dem Schicksal sehr beweglicher Gemüther liege, nur gar zu sehr dem Einfluß „lediglicher Impressionen" gefolgt. „Die Zeit ist die Mutter der Geschichte; so lange sie läuft, ist die Geschichte nicht ausgetragen: endlich erblickt sie das Licht, und so wird es auch mit der Geschichte der großen Periode gehen." Unter den bisher erschienenen Schriften erkennt der Fürst als besten Leitfaden das Werk Fains an, obwohl auch dieß von Unrichtigkeiten strotze, und von dem was er über Metternichs persönliche Verhandlungen im Junius 1813 sage, nichts wahr sei. „Fain, sagt er, stand im Cabinet Napoleons, und er folgte treu den Befehlen des Herrn. So wollte dieser letztere, daß man die Dinge glauben sollte, und so gewürdigt bietet das Werk ein lebendiges Interesse." Schließlich folgt die charakteristische Aeußerung: „Die Frage was ich aus Belgien gemacht habe, ist nicht an die rechte Adresse gestellt; sie gliche der: was ich aus der Welt gemacht habe? Was ich zu der letzteren Schicksal beigetragen, läßt sich mit den folgenden Worten erschöpfend beantworten: Alles ist noch nicht in dem Qualm sich selbst strafender Theorien untergegangen!"

Es gewährt nicht nur dem Autor eines solchen Werkes, sondern auch dem Leser, zumal dem der es wiederholt und sorgsam durchgearbeitet hat, hohe Befriedigung auf eine so vollendete Arbeit zurückzublicken. Je wahrhaftiger dieß Gefühl ist, um so eher mag am Schluß auch ein bescheidener Wunsch seine Stätte finden. Nicht als wenn wir mit dem Biographen darüber rechten wollten daß er mit seiner Arbeit nicht früher hervorgetreten ist, obwohl wir es als ein Glück ansähen wenn das Leben Steins sich schon seit einem Jahrzehnt hätte in den Händen der Nation befinden können, aber wenn irgendwo, so ist hier das „nonum prematur in annum" schon durch die Last des Stoffes geboten gewesen. Dagegen hat eben die Fülle des Materials dazu beigetragen das Werk zu etwas anderem zu machen als von vielen erwartet war. Es ist zum reichhaltigsten und kostbarsten Urkundenschatz für den wichtigsten Abschnitt unserer neueren Geschichte geworden, aber das hat ohne Zweifel die Verbreitung der Lebensgeschichte Steins in sehr große und weite Kreise gehindert. Und doch kann man unserem Volke keine erquicklichere und fruchtbarere Lectüre bieten als die Biographien der wenigen großen Charaktere

die unsere neuere Geschichte aufzuweisen hat. In ein gedrängtes, aber lebensvolles Bild zusammengefaßt, müßte die Geschichte dieses Mannes ein rechtes Labsal für viele Tausende werden, die nicht in der Lage sind die sieben Bände durchzuarbeiten. Ein bloßer Auszug, wenn auch fleißig und gewissenhaft bearbeitet, könnte freilich diesem Bedürfniß nicht genügen. Der Biograph selbst, der wie kein anderer den reichen Stoff dieses Lebens durchdrungen, der sich mit Geist und Herz in seinen Helden eingelebt, der ihm im Leben vielfach nahe gestanden hat, wäre für solch eine Arbeit immer der beste Mann; aber er müßte sie wie eine neue Arbeit ansehen, deren allerdings unläugbare Mühe aber sich durch den nationalen Erfolg reich belohnt sehen würde.

Correspondenz des Prinzen Wilhelm von Oranien.

Herausgegeben von Gachard*)

(Allgemeine Zeitung 2. December 1850 Beilage Nr. 336.)

„Ich sehe die Zeit kommen," sagte Ranke im Vorwort zu seiner Reformationsgeschichte, „wo wir die neuere Geschichte nicht mehr auf die Berichte selbst nicht der gleichzeitigen Historiker, außer insoweit ihnen eine originale Kenntniß beiwohnte, geschweige denn auf die weiter abgeleiteten Bearbeitungen zu gründen haben, sondern aus den Relationen der Augenzeugen und den ächtesten unmittelbarsten Urkunden aufbauen werden." Für einen großen Theil der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts ist durch die Eröffnung der Brüsseler Archivschätze dieser glückliche Zeitpunkt bereits eingetreten, und auch die vorliegende Sammlung ergänzt den Cyclus interessanter Veröffentlichungen, womit die beiden letzten Jahrzehnte uns bereichert haben. Die Geschichte Wilhelms „des Schweigsamen", schon durch Groen van Prinsterers wichtige Urkundensammlung uns sehr nahe gebracht, wird nun nach dem Werk von Gachard ganz rein und unmittelbar aus den ächtesten Zeugnissen des Mannes selber bearbeitet werden können. Der belgische Gelehrte ist seit 25 Jahren mit dieser Sammlung be-

---

*) Correspondance de Guillaume le Taciturne, prince d'Orange, publiée pour la première fois, par M. Gachard, archiviste général du royaume etc. T. I. II. Brux. 1847—1850.

schäftigt, und hat sich das Material mit ebenso viel Fleiß als Glück zusammengelesen. Schon unter der holländischen Regierung hatte er begonnen die Archive des damaligen Königreichs der Niederlande zu durchforschen, und aus städtischen und Provinzialsammlungen alles das auszuziehen was sich auf die Geschichte Wilhelms bezog; seit der Trennung Belgiens fand er noch lebhaftere Ermunterung und Hülfe, durchsuchte die französischen Archive in Paris, Lille, Dijon, und Besançon, die Sammlungen bekannter Familien, und die reichen Schätze der spanischen Archive von Simancas. Von interessanten Documenten welche das österreichische Gouvernement zu Ende des vorigen Jahrhunderts aus Brüssel nach Wien weggeführt hatte, erhielt er durch einen günstigen Zufall und die bereitwillige Freundlichkeit eines holländischen Gelehrten getreue Abschriften, so daß im ganzen nicht leicht ein wichtiger und entscheidender Punkt unbeachtet geblieben, sondern in der Sammlung ein gewisser Grad von Vollständigkeit erreicht worden ist. Was in Groen van Prinsterers Werk und anderwärts bereits veröffentlicht ist, wird natürlich hier nicht wiederholt, sondern nur auszugsweise zur Ergänzung und Erläuterung in den sehr sorgfältig gearbeiteten und umfassenden Einleitungen jedes Bandes benützt.

Der erste Band der Gachard'schen Sammlung bezieht sich auf die Zeit von 1550—1560, bietet demnach mehr biographische als allgemein geschichtliche Aufklärungen. Es ist diese Periode die unbedeutendste in Wilhelms Leben, aber auch die am wenigsten bekannte, und darum haben die Briefe und Actenstücke welche uns in das öffentliche Leben eines solchen Mannes gewissermaßen einführen, immer ein unzweifelhaftes Interesse. Es ist die Correspondenz Wilhelms mit dem Kaiser, mit dessen Schwester der Königin Maria von Ungarn, und mit König Philipp II. in die wir hier eingeweiht werden; die letzten Unternehmungen Karls V., namentlich der Krieg gegen Frankreich, und die militärischen Operationen die Wilhelm in den Niederlanden leitete, erhalten dadurch eine sehr ins Detail gehende Erläuterung. Kaiser Karl hatte den Prinzen Wilhelm mit den letzten wichtigen Aufträgen betraut: die Abdication der Kaiserwürde in Deutschland so einzuleiten wie sie der Wichtigkeit der Sache und den Interessen des Hauses Habsburg entsprach, zugleich Verbindungen mit den habsburgisch gesinnten Fürsten anzuknüpfen, um die Folgen der Katastrophe von 1552—1555 abzuwenden und den französischen Intriguen im Reiche zu begegnen. Dieß alles war in Wilhelms Hände gelegt, und der

letzte Beweis unbegränzten Vertrauens das der Kaiser dem nassauischen Fürsten schenkte.

Auch bei dem Nachfolger schien ihm ein gleiches Vertrauen zu Theil zu werden. In den Kämpfen mit Frankreich, die zum Frieden von Chateau-Cambresis führten, und in den Unterhandlungen selber ward Wilhelm von Philipp II. gebraucht, aber das Verhältniß war doch ein anderes. Mit dem Kaiser war Wilhelm in einem nahen und innigen Einvernehmen gestanden; mit dem Sohne war, wie schon der Ton ihrer Briefe zeigt, das Verständniß viel kälter und förmlicher. Philipp schrieb mit spanischer Kälte und Vornehmheit, Wilhelm antwortete mit der wohlüberlegten Zurückhaltung die ihn bei jedem Schritte seines politischen Lebens leitete. Bemerkenswerth ist indessen das Vernehmen Wilhelms mit Granvella; da ihr Zerwürfniß der erste Anlaß der Entfremdung zwischen dem Prinzen und König Philipp geworden, so ist es um so interessanter das freundliche Einverständniß zu beobachten das in dieser ersten Zeit noch zwischen beiden besteht. Es herrscht in ihren Briefen ein vertrauter und herzlicher Ton; Wilhelm erkundigt sich z. B. angelegentlich nach dem Befinden des Bischofs, macht ihn zum Vertrauten seiner Heirathsplane, schreibt ihm, als er deßhalb nach Deutschland gereist ist, ausführlich über seine Reise-Erlebnisse, oder gibt ein andermal sein Bedauern kund über die Fortschritte welche die Ketzerei in seinem Fürstenthum Oranien mache. Auf der andern Seite sind Granvella's Antworten freundlich, zutraulich und besprechen ohne Rückhalt politische und Familien-Geheimnisse. In der kirchlichen Frage sind beide Staatsmänner damals gleicher Ansicht; in den Briefen von 1560 und 1561, die Gachard im zweiten Bande mittheilt, holt Wilhelm den Rath des Bischofs ein über das Verfahren gegen die Ketzer im Fürstenthum Orange. Er wünscht „daß man an seiner aufrichtigen Ergebenheit und Liebe zu unserer alten und heiligen Religion nicht zweifeln möge," und übersendet das Edict das er in dem Fürstenthum bekannt machen will dem Cardinal zur Durchsicht. Die Correspondenz darüber sammt den Aenderungsvorschlägen Granvella's sind von Gachard mitgetheilt.

Aber diese Briefe sind die letzten Zeugnisse freundschaftlichen Einvernehmens; sie reichen bis in den März 1561, und schon vier Monate später verlangen die Niederländischen Fürsten, Oranien an der Spitze, die Entlassung Granvella's. Es ist in keiner der Sammlungen, weder bei Groen van Prinsterer noch bei Gachard, genügend aufge-

klärt was in diesen Monaten entscheidendes geschehen ist um die Freundschaft beider in offene Zwietracht umzuwandeln. Wohl existiren Beweise daß auch in den Zeiten ungetrübten Einverständnisses das Uebergewicht des Bischofs von Arras bisweilen dem Selbstgefühl der niederländischen Fürsten unbequem war, aber erst seit der Beschwerde vom Julius 1561 steigert sich dieß Mißbehagen zur offenen Kriegserklärung. Gachard stellt die Vermuthung auf daß die Erhebung Granvella's zum Cardinal, die gerade in den März 1561 fiel und ihm höhere Ansprüche, namentlich den Vorsitz im Staatsrath, erwirkte, die Herrschsucht des stolzen Priesters ins ungemessene gesteigert, und so den im Keim längst vorhandenen Widerwillen der niederländischen Fürsten zum feindseligen Ausbruch getrieben habe. Eine alte handschriftliche Mittheilung eines Zeitgenossen fügt die sehr scheinbare Bemerkung bei daß Wilhelms neuvermählte Gemahlin, die protestantische Anna von Sachsen, viel dazu beigetragen das Zerwürfniß zu vergrößern. Sie habe erfahren welchen Widerstand das Vermählungsproject im Kreise der spanischen Staatsmänner gefunden, und wie namentlich Granvella noch später daran gedacht die schon geschlossene Ehe zu trennen; dieß alles habe denn dem Cardinal in der unmittelbaren Umgebung Wilhelms eine einflußreiche Feindschaft geweckt und das frühere Vernehmen gestört.

Die ausführlichen Verhandlungen über diese Heirath, die Gachard mittheilt, stimmen dazu vollkommen; es hatte große Mühe gekostet, und der ganzen zähen Energie Wilhelms bedurft, um gegenüber dem ausgesprochenen Widerwillen des Madrider Hofes und der spanischen Staatsmänner die Heirath mit einer Protestantin durchzusetzen. In den Debatten darüber, sowie in dem gleichzeitigen Briefwechsel über des Prinzen Antheil an den deutschen Reichstagen und seinen Zusammenhang mit den deutschen Fürsten, den man in Spanien sehr ungern sah, zeichnet sich Wilhelm in sehr charakteristischer Weise. Bei aller Loyalität und Ergebenheit gegen Philipp II., die er nachdrücklich betont, wahrt er sich mit der größten Ruhe und Zähigkeit jene Freiheit des Entschlusses und jene Unabhängigkeit des Handelns, die früher oder später den Gegensatz zwischen ihm und den spanischen Tendenzen zum offnen Bruch treiben mußten. Es ist in diesen Aeußerungen des Oraniers eine Mischung von Gemessenheit und Festigkeit, von diplomatischer Feinheit und fürstlichem Stolz, von Nachgiebigkeit und unbeugsamem Widerstand, deren Bedeutung und Gefahr man in Madrid recht wohl zu würdigen verstand.

Die Beschwerden gegen Granvella führten noch keinen Bruch zwischen Madrid und dem Prinzen herbei; die Correspondenz darüber, die Gachard zum erstenmale vollständig mittheilt, zeugt vielmehr von einem sorgfältigen Bemühen beider Theile die offene Entzweiung zu verhüten. König Philipp II. läßt auch dann noch, als die Ritter des goldnen Bließes und die Gouverneure der Provinzen in gemeinsamer Verabredung die Entfernung Granvella's verlangt hatten, den Prinzen seiner Gnade versichern, und ihm ausdrücklich erklären daß er mit seinen guten und getreuen Diensten zufrieden sei. Wilhelm antwortet dankbar, aber doch nicht ohne die Besorgniß daß falsche und boshafte Einflüsterungen das Vertrauen des Königs erschüttern könnten; ein eigenhändiger Brief des Königs beseitigt diese Sorge. So dauerte das Einverständniß ungetrübt fort, bis sich um die Mitte des Jahres 1564 eine leichte Wolke darüber lagerte. Die religiösen Dinge waren die Ursache; hatte Philipp sich früher sehr zufrieden geäußert über Wilhelms katholische Gesinnung (du bon debvoir qu'il faisoit au fait de la religion"), so war er jetzt mißvergnügt darüber daß Oranien in seinen eignen Territorien nicht die nöthige Energie gegen die Ketzer aufbiete. Ein trockener und einsylbiger Brief des Königs verrieth diese Stimmung; Oranien machte kein Hehl daraus daß er die Gesinnung des Königs für verändert halte, und dieser selber trat mit seinen Beschwerden offen heraus. Margaretha von Parma beschwor dießmal noch den drohenden Sturm; sie vermochte den König zu einem freundlich einlenkenden Schreiben, das seine Wirkung nicht verfehlte. Seit Gott ihm irgendeine Einsicht verliehen, schrieb Oranien, habe er sich nur bemüht die Größe und das Ansehen des Königs zu vermehren und die Ruhe in seinen Staaten zu befestigen. Er bedaure keine Mühe und Aufwand die er im Dienst des Königs getragen habe, und was er ihm auch ferner auferlegen möge, sowohl zur Beförderung der Religion als in andern Dingen, er werde immer, so lange ihm Gott das Leben lasse, sich als ein treuer Diener und Vasall des Königs benehmen.

So war das Einvernehmen im Anfang des Jahres 1565 wieder völlig hergestellt. Daß Oraniens Wunsch mit dem König in Freundschaft zu bleiben aufrichtig war, scheinen die folgenden Actenstücke, die eine interessante Ergänzung der schon gemachten Veröffentlichungen sind, außer Zweifel zu setzen. Die Verhältnisse erinnern lebhaft an die Geschichte der deutschen Herzogthümer gegenüber den dänischen Ueber-

griffen. Oranien gibt den spanischen Staatsleuten ehrlichen und zweckmäßigen Rath, warnt sie zur rechten Zeit vor einem verderblichen Ueberschreiten der richtigen Gränze; man hört ihn aber nicht, man zeigt ihm erst Kälte und Mißtrauen, dann Feindseligkeit. Der loyale Vasall des spanischen Königs wird erst zum unbequemen Warner und Rathgeber, dann zum mißvergnügten Opponenten, endlich zum unbeugsamen Gegner; und es ist nicht schwer aus den mitgetheilten Actenstücken die einzelnen Momente dieses allmählichen Umschwungs zu erkennen. Die Vollziehung der Religionsedicte und Placate, die Einführung der Inquisition war es bekanntlich worauf Philipp II., im Widerspruch mit dem öffentlichen Geiste und den ständischen Rechten der Niederlande, eigensinnig beharrte. Wilhelm erklärte offen daß er keine Macht und keine Neigung habe als Statthalter von Holland und Utrecht den königlichen Willen durchzusetzen. Wenn der König gleichwohl durchgreifen wolle, schrieb er an Margarethe, so möge man lieber einen andern an seine Stelle setzen der die Stimmung des Volkes besser kenne und geschickter sei als er Ordnung und Ruhe in den Provinzen aufrechtzuerhalten. Die angebotene Entlassung ward nicht angenommen, sondern mit Vollziehung der königlichen Befehle vorgegangen. Der Eindruck war ungeheuer, die Aufregung ergriff auch die noch zahlreiche conservative und katholische Partei. Wilhelm schildert diesen Eindruck, und mahnt bei Zeiten dafür zu sorgen daß diese Stimmungen nicht an Stärke und Ausbreitung gewännen. Seine Warnungen erhielten eine rasche Bestätigung; dem allgemeinen Mißvergnügen hängen sich schon die ersten Zeichen revolutionärer Bewegung an, und die Oppositionsstellung des Adels wird schärfer. Noch war Oranien derjenige dessen Meinung Margarethe am liebsten zu Rathe zog; er folgte wohl ihrer Aufforderung, aber zögernd und mißvergnügt, weil er am Erfolg verzweifelte. Die Briefe welche er an die Statthalterin richtet (1566) sind Musterstücke politischer Einsicht, und enthalten wahrhaft prophetische Hindeutungen auf den Ausgang den sich die spanische Politik in den Niederlanden bereitete.

Inzwischen brechen die kirchlichen Unruhen in Antwerpen aus, und die Autorität der Statthalterin ist schon so ohne allen Rückhalt in der Bevölkerung daß sie dem Prinzen von Oranien die Mission der Ordnung übertragen muß. Philipp II. selber läßt sich zu einem freundlichen Briefe an Wilhelm herab (Aug. 1566), versichert ihn von neuem seiner unverändert gnädigen Gesinnung, sucht ihm den

Gedanken an die Niederlegung seiner Stellen auszureden, und spricht ihm in schmeichelhaften Worten die Anerkennung dafür aus daß er die schwierige Mission nach dem empörten Antwerpen angenommen habe. In der That hatte die Erscheinung Wilhelms beruhigend gewirkt. Im Triumph aufgenommen, hatte er versucht durch kluge Concessionen an die schon mächtig gewordenen Parteien die öffentliche Autorität wieder zu befestigen. Es kam ein Compromiß zu Stande, der die politische Ordnung wiederherstellen konnte, freilich um den Preis einiger Einräumungen kirchlicher Art, die der Inquisitionspolitik unter allen Umständen verhaßt waren. Hier wird nun der Gegensatz offenbar der die Bestrebungen der Statthalterin und die des Prinzen auseinander hält. Oranien hält die öffentliche Ordnung und die bestehenden Gesetze aufrecht, aber es ist überall sein Bestreben sichtbar die Dinge selbst zu leiten, die spanischen Autoritäten bei Seite zu drängen, und praktisch zu beweisen wie viel besser es sei ein volksthümliches niederländisches Regiment durch eingeborne und einheimische Fürsten führen zu lassen. Die Statthalterin verwirft die von Oranien gemachten Concessionen; sie ließ, getreu der Politik ihres Bruders, lieber die Revolution mächtig anwachsen, ehe sie den Calvinisten das Recht der Predigt einräumte. Oranien berief sich mit gekränktem Stolz darauf daß er die offne Anarchie, das wilde Treiben der Sectirer in der Stadt niedergeworfen, um den mäßigen Preis kleiner confessioneller Gewährungen. Ihrer halb drohenden Andeutung, sie habe alles dem König berichtet, setzt er die stolze Erklärung entgegen: „es ist mir ganz erwünscht; denn ich wünsche nichts zu thun, von dem ich nicht wollte daß es die ganze Welt erführe. Mag auch der König es für den Anfang übel finden, so wird man doch, ich hoffe es, für einen guten Dienst ansehen daß ich eine solche Stadt gerettet habe, von der großentheils das Schicksal des ganzen Landes abhängt." Die Correspondenz nahm einen gereizten Charakter an; Margaretha mißbilligte auch an ihrem Hofe unverhohlen das Benehmen Oraniens, und dieser selbst fühlte sich tief gekränkt daß man ihn, in einer Stellung die ihm aufgedrungen worden, nun nach gethaner Arbeit schnöd verläugne. Die Statthalterin und der Prinz waren für immer entzweit; er klagte sie der Zweideutigkeit und Falschheit an, und weigerte sich auf drei- und viermal wiederholte Einladungen zu ihr nach Brüssel zu kommen, sie selber beobachtete seitdem in ihren Briefen nach Madrid keine Rücksicht mehr, sondern gab ganz ihrer weiblichen Empfindlich-

keit nach. Es war ein entscheidender Augenblick in Wilhelms politischer Haltung eingetreten: die Bande die ihn mit dem spanischen Hof und Regiment verknüpft hatten, waren bereits merklich gelockert.

Die Verhandlungen in diesem Zeitabschnitt, gegen Ende des Jahres 1566, geben auch in dem Tone Zeugniß von diesem Wechsel: die alte Vertraulichkeit ist geschwunden und hat dem Mißtrauen oder der kaum verhaltenen Erbitterung Platz gemacht. Wilhelm sprach schon jetzt so laut davon man hege in Madrid Mordgedanken gegen die Fürsten, daß Margaretha sich veranlaßt sah dem officiell zu widersprechen. Sie schickte einen ihrer Räthe an den Prinzen, und ließ ihn versichern solche Gerüchte seien von Böswilligen erfunden; er müsse ja den König als einen gerechten, milden und gütigen Fürsten kennen, der nie tyrannisch, gewaltsam oder blutig verfahren sei (!). Er solle nicht vergessen wie sehr ihn der König geliebt habe; sie selber habe ihn immer wie ihren Bruder oder Sohn angesehen, er solle sich daher solche Gedanken aus dem Sinn schlagen. Wilhelm war dadurch nichts weniger als beruhigt; seine Berichte, erwiederte er, bestätigten nur zu sehr die Gefahr worin er schwebe, und nicht ihn allein sondern die Grafen Egmont und Horn sollte ebenfalls das Todesloos treffen. Das sei ja in Spanien das allgmeine Gerede. Wiederholt berief sich der Prinz auf die Verdienste die er um die Erhaltung und Herstellung der Ruhe sich erworben; wohl kenne er die gütige Gesinnung des Königs, aber unter seinen Räthen zähle er nur Feinde, und darum, wenn der König mit bewaffneter Macht käme, wüßte er nicht ob er bliebe. Doch endete diese merkwürdige Unterredung unter friedlichen Formen, und Wilhelm versicherte nochmals (avec bon visage, wie der Berichterstatter sagt), er sei bereit, trotz aller Ausstreuungen, dem König zu dienen; aber schon stand man auf beiden Seiten sich lauernd und mißtrauisch gegenüber. Jene Befürchtungen die Oranien aussprach waren nicht aus der Luft gegriffen; er erklärte selber dem Abgesandten der Statthalterin, und diese schrieb es wieder an ihren Bruder, daß er um vieles Geld*) diese Nachrichten aus dem Cabinet des Königs selbst erfahren habe. Von dorther wisse er daß Philipp daran denke mit spanischen und italienischen Truppen in die Niederlande zu ziehen, und nicht nur die Ketzer zu bestrafen, sondern auch diejenigen die sich der Ketzerei nicht ernst genug widersetzt hätten.

*) Che questo costava grossa somma de danari ogni anno.

Diese Nachrichten kamen so übereinstimmend daß die Fürsten im October zu Dendermonde zusammentraten, um sich über ihre Lage zu berathen. Auch Egmont erschien, doch nicht ohne Widerstreben; hätte er gewußt, erklärte er später, daß Ludwig von Nassau und Hooghstraaten dorthin kämen, wäre er weggeblieben. Seine Politik war immer noch die des Zuwartens und Vertrauens, obwohl die in Dendermonde vorgelegten Briefe übereinstimmend versicherten der König wolle Oranien, Egmont und Horn „köpfen lassen." Bei dieser Zusammenkunft ward dann wahrscheinlich zuerst die Frage aufgeworfen: ob man nicht der drohenden Gewalt gewaffneten Widerstand entgegensetzen wolle. Es deutet alles darauf hin daß außer Horn, Hooghstraaten, Ludwig von Nassau jetzt auch der vorsichtige Wilhelm sich der Meinung anschloß die in der Rüstung und dem Kampfe gegen Philipp den letzten rettenden Ausweg sah; nur Egmont blieb seinem verhängnißvollen Optimismus getreu.

Noch ist Wilhelm als Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht in officiellem Verkehr mit Margaretha von Parma; aber dieser Verkehr nimmt einen immer unfreundlicheren Charakter an. Auch in jenen Provinzen hatten die kirchlichen Bewegungen, das Treiben der Sectirer und Bilderstürmer die größeren Städte, namentlich Amsterdam und Utrecht, ergriffen; es gelang dem Prinzen mit derselben Politik wie in Antwerpen vermittelnd dazwischenzutreten, und durch kleine Concessionen die öffentliche Ordnung zu erhalten. In Brüssel natürlich derselbe Widerstand bei der Statthalterin; sie verwirft alle Politik der Nachgiebigkeit, während der Prinz die fortschreitende Aufregung eben nur dem Starrsinn der spanischen Staatskunst zuschreibt. Unter der Hand und ohne viel Hehl daraus zu machen rüsten sich beide zum Kampf. Die Statthalterin macht dem Prinzen die charakteristische Zumuthung an die Getreuen des Königs in den ihm untergebenen Provinzen die Frage zu stellen: ob sie ihm in allem und unbedingt getreu zu sein versprechen wollten; während der Prinz kurz nachher auf seinem Schloß zu Breda eine Versammlung der Oppositionsführer hält, welcher die Statthalterin vergeblich Hindernisse zu bereiten sucht. Der Gedanke eines bewaffneten Widerstandes ward jetzt von neuem und ernstlicher erwogen; wieder war es Egmont, und zwar dießmal in der entschiedensten Weise, der solche Ansinnen von sich abwies. Sie sollten, ließ er ihnen antworten, wohl überlegen was sie thäten, nicht nur im Interesse der Religion und des Dienstes gegen

den König, sondern auch mit Rücksicht auf ihre eigene Ehre. Er rieth ihnen sich als getreue Vasallen zu benehmen; er selber sei entschlossen jeden der anders handle als Feind zu betrachten. Er fürchte die gewaltsame militärische Politik der Spanier nicht; würde er auf eine Weise behandelt die jeden Widerstand unmöglich mache, so würde er er sich in sein Haus zurückziehen oder, wenn das nicht geschehen könne, das Land verlassen! So lautet der Bericht den die Statthalterin selber nach genauen Erkundigungen nach Madrid senden ließ, und der sich in den Archiven von Simancas findet. Man kannte also in Spanien die ganze Arglosigkeit und Verblendung Egmonts, und gab ihr gleichzeitig durch freundliche Briefe neue Nahrung.

Der Handstreich den die Geusen im Frühjahr 1567 unter Johann v. Marnix verursachten, deckte die wahre Stimmung der verbundenen Fürsten deutlich genug auf. Sie zögern und lassen die Dinge gewähren; ihr Eifer für die königliche Sache hat völlig nachgelassen, und erst als eine furchtbare Bewegung Antwerpen zu ergreifen droht, bietet Wilhelm seine gewohnte Energie zur Unterdrückung des Aufstandes auf. Aber sein Verhältniß zu dem spanischen Regiment ist schon ein ganz anderes geworden; er steht den rebellischen Geusen bereits näher als dem König und seiner Statthalterin. Gachard stellt eine Reihe von einzelnen Anzeichen und Aeußerungen zusammen, die es in hohem Grade wahrscheinlich machen daß Oranien unter der Hand die Geusen-Unternehmungen kannte und begünstigte, aber die Zeit noch nicht für gelegen hielt sich öffentlich dafür zu erklären. Seine Stellung ist hier zum erstenmal eine doppelseitige: noch hat er mit den Spaniern nicht gebrochen, ist aber schon ihr gefährlichster Gegner; noch hat er sich dem Aufstand nicht angeschlossen, aber der Augenblick der ihn als dessen Führer zeigt, ist nicht mehr fern.

Sein Briefwechsel in dieser Zeit beweist daß er die entscheidende und gefährliche Wichtigkeit des Augenblicks vollkommen erkannte. Um jeder weiteren Verpflichtung ledig zu sein, suchte er nun die letzten schwachen Bande zu lösen die ihn noch mit Spanien verknüpften. Die Statthalterin lädt ihn ein den neuen Eid, den Philipp verlangte, zu leisten; er kommt nicht. Sie übersendet ihm die Formel um sie zu unterzeichnen; er weigert sich, und ergreift diese Gelegenheit sich als seiner Stellen entbunden und jeder weiteren Verbindlichkeit enthoben zu sehen. Die Statthalterin nahm diese wiederholte Entlassung nicht an; es ward hin und her unterhandelt, aber Wilhelm blieb unbeugsam. Er

trat nun offen mit dem Gedanken hervor nicht nur seine öffentliche Wirksamkeit zu beendigen, sondern auch das Land zu verlassen. Vergebens suchte der rührige Unterhändler der Statthalterin ihm den Gedanken auszureden; vergebens veranstaltete man eine Zusammenkunft mit Egmont, dessen blindes Zutrauen auch hier ausgebeutet ward — Oranien hatte die rechte Ahnung von dem was bevorstand, und beharrte bei seinem Entschluß. Doch that er auch diesen äußersten Schritt nicht ohne die vorsichtige Wahrung der äußern Formen: er wollte nicht als Feind erscheinen. Er schrieb Briefe nach Madrid, stellte seine Auswanderung wie eine Reise nach Deutschland dar und versicherte den König seine Geschäfte und Familienangelegenheiten nöthigten ihn in seine Heimath zu gehen; und in einem Brief an den Marquis v. Berghes deutete er sein politisches Mißvergnügen an: es ist nicht meine Sache, schrieb er, dieß arme Land zerstören zu sehen, noch weniger Rath oder Beistand zu Dingen zu leisten von denen ich weiß daß sie unser Verderben sind. Wie dem Madrider Hof gegenüber, so nahm er auch von der Statthalterin höflichen Abschied. Sie vergalt Unwahrheit mit Unwahrheit, und versicherte ihn ihrer unbedingten Zuneigung. Sie liebe ihn noch wie ihren Sohn, und werde auch in Zukunft seine Interessen ebenso eifrig wahren wie bisher! So schied man mit honigsüßen Worten, aber den Groll im Herzen und beiderseits nur mit Gedanken an den gewaltsamen Bruch beschäftigt.

Die folgenden Bände der Sammlung Gachards werden uns in die Momente des Abfalls und der Erhebung der Niederlande einführen; das bis jetzt Vorliegende schließt mit der Auswanderung des Prinzen. Unter den neuen Aufschlüssen die wir von den künftigen Veröffentlichungen zu erwarten haben, hebt der Herausgeber namentlich eine interessante Partie hervor: die Ermordung Wilhelms und die Geschichte seines Mörders. Jetzt schon gibt er in der Einleitung eine kurze Uebersicht über die gewonnenen Resultate. Es ist ihm gelungen über die Verhandlungen mit Balthasar Gerard, die ihm gemachten Zusagen und die Belohnungen seiner Erben wichtige Briefe aufzufinden, aus denen hervorgeht wie kaltblütig einmal man im Kreise der spanischen Staatsmänner und Feldherren den Mordplan gleichsam als eine politische Operation behandelte, und dann wie schmutzig man dem Mörder seinen Lohn vorenthielt. Die Erben Gerards mußten jahrelang bitten und drängen, bis ihnen (1590) der verheißene Sünden-

lohn zu Theil ward. Aber nicht nur über dieses letzte gelungene Attentat, sondern auch über den früheren Mordanfall Jaureguy's, als dessen intellectueller Urheber Añastro, ein spanischer Kaufmann zu Antwerpen, bekannt ist, bringt Gachard aus den spanischen Archiven interessante Mittheilungen. Auch diese Mordangelegenheit ward wie eine Staatssache betrieben, und von Alexander Farnese, dem man ritterlichere Gesinnungen zugetraut hat, finden sich Briefe welche die scheußlichste Befriedigung über den (wie man anfangs glaubte) gelungenen Angriff kundgeben. Gachard verspricht uns aus diesen Papieren, die er größtentheils zu Simancas gefunden hat, nachzuweisen daß schon zur Zeit von Alba's Anwesenheit der Gedanke eines Meuchelmords gegen Wilhelm gehegt und mit Consequenz festgehalten ward. Selbst Don Luis Requesens schämte sich nicht Versuche zu machen, um sich auf diesem Wege seines Gegners zu entledigen. Ja die spanische Staatskunst behandelte die Sache mit so schamloser Offenheit daß auf dem Kölner Congreß der Herzog v. Terra-Nova, Gesandter Philipps II., eine Urkunde unterzeichnete, worin er einem Abt in Löwen 20,000 Thaler versprach, wenn er, wie er versprochen hatte, den Prinzen ermorden würde!

Zum Schluß heben wir noch aus der Schilderung eines Zeitgenossen, der ein Gegner Wilhelms war, eine Stelle hervor, die ein lebhaftes und getreues Bild des großen Mannes gibt. Sie findet sich in einem Manuscript auf der Bibliothek zu Arras, das eine Geschichte der Revolution vom conservativen und katholischen Standpunkt aus enthält. „Niemals," sagt der Zeitgenosse, „kam ein anmaßendes oder indiscretes Wort aus seinem Munde, weder im Zorn, noch sonst; selbst wenn seine Diener Fehler machten, begnügte er sich mit gütigen Warnungen, ohne zu drohen. Er besaß eine bewunderungswürdige Beredsamkeit womit er seine großartigen Gedanken ausdrückte, und die Herren vom Hof zu leiten wußte wie es ihm beliebte. Er war auch ausnehmend beliebt und gern gesehen beim Volke wegen der anmuthigen Gabe die Leute zu grüßen, zu liebkosen und vertraulich mit jedermann zu plaudern. Was die Religion angeht, so benahm er sich darin so gewandt daß die Feinsten ihn nicht auskannten: die Katholiken hielten ihn für katholisch, die Lutheraner für lutherisch. Es behagte ihm die Strenge unserer Theologen nicht, die starr bei den alten Satzungen und Ceremonien bleiben wollten, ohne in einem einzigen Punkt den Gegnern nachzugeben; er tadelte die Calvinisten als Aufrührer und

Unruhige, und doch war ihm das Edict das sie ächtete ein Gräuel, weil er es für grausam hielt einen Menschen um einer Meinung willen tödten zu lassen. Die Dinge die unser Gewissen berührten, sagte er, müssen Gott zur Erkenntniß und Bestrafung vorbehalten bleiben; er führte oft den Spruch eines Deutschen an, der zu Karl V. gesagt hatte: er möge die Leiber gebrauchen und die Seelen in Ruhe lassen. Betrachtet man seine unsichere Haltung in religiösen Sachen, sein übriges Benehmen, seine Reden und Briefe, namentlich an den Herzog von Anjou, so wird man finden daß er zur Zahl derjenigen gehörte welche das Christenthum für eine politische Erfindung halten, um durch Gott das Volk im Gehorsam zu erhalten, ungefähr ebenso wie die Ceremonien und Einrichtungen, die Numa Pompilius in Rom einführte, um das Rauhe der Natur der ersten Römer zu sänftigen." „Diese abscheuliche Classe von Menschen," fügt der strenggläubige Verfasser hinzu, „deren Zahl jetzt so groß ist, haben zuerst die katholische Religion verlassen, als zu starr und streng um dem Calvinismus zu huldigen, der den Gelüsten des Fleisches viel nachgiebiger war; aus Calvinisten sind sie zu Neutralisten, aus Neutralisten Athheisten geworden, und haben damit den höchsten Grad der Ruchlosigkeit erreicht."

Also die Schilderung des orthodoxen Zeitgenossen von Arras, dessen Lob und Anerkennung um so schwerer wiegt, je scandalöser ihm der religiöse Latitudinarismus Wilhelms von Oranien sein mußte.

Dritter Band.

(Allgemeine Zeitung 21. April 1852 Beilage Nr. 112.)

Es ist über die beiden ersten Bände dieses interessanten Werkes früher in diesen Blättern berichtet, und an einzelnen Auszügen nachgewiesen worden welch werthvolle Ergänzungen die Arbeiten der Vorgänger, namentlich Groen van Prinsterers, dadurch erhalten. Inzwischen hat uns der thätige Brüsseler Archivar mit einem neuen Bande erfreut, dessen Aufschlüsse — aus den Archiven von Simancas, von Paris, Lille, Mons, Ypern geschöpft — sich auf die wichtigste Periode der Geschichte des Oraniers beziehen. Lernten wir in den früheren Bänden den Prinzen in seinen politischen Anfängen kennen, sahen wir dort wie aus dem loyalen Unterthan erst der unbequeme Warner und Rathgeber, dann der entschlossene Führer der Opposition

wird, so zeigt ihn uns der vorliegende Band als den Leiter der Rebellion gegen Spanien, als den Urheber der niederländischen Unabhängigkeit. Die Anfänge der Politik, deren Träger Alba war, haben ihn (am Schluß des zweiten Bandes) zu dem klugen, aber verhängnißvollen Schritte der Emigration genöthigt; jetzt am Eingang des dritten finden wir ihn wieder, wie er mit fast abenteuerlicher Kühnheit das Wagniß unternimmt, gleichsam als Freischaarenführer die spanische Weltmonarchie Philipps II. zu erschüttern.

Der Herausgeber hat für diesen Zeitabschnitt (1568—1577) eine sehr ergiebige Nachlese gebracht, die auch dem größern Publikum zugänglich zu werden verdient, zumal sich, wie es scheint, in der Beurtheilung des Oraniers die alten Gegensätze religiöser und politischer Art, die seit dem sechzehnten Jahrhundert die nördlichen und südlichen Provinzen auseinander hielten, so ziemlich ausgeglichen haben. Der belgische und katholische Herausgeber zollt dem Begründer der Niederländischen Unabhängigkeit eine nicht geringere Bewunderung als der loyalste Geschichtschreiber des nassauischen Hauses, und seine Anerkennung ist um so eindrucksvoller, je weniger sie durch politische oder dynastische Sympathien bestimmt oder erhöht sein kann.

Das Treiben Alba's hatte in dem Prinzen die Hoffnung geweckt, es sei schon jetzt der Zeitpunkt gekommen wo man mit einem kleinen Invasionsheer eine Erhebung im Innern des Landes beschleunigen und das furchtbare Regiment des Dictators abschütteln könne. Wilhelm gab sich in seiner Zurückgezogenheit zu Dillenburg derselben Täuschung hin der die Emigrirten zu allen Zeiten erlegen sind: er bemaß die Zustände im Land und deren Erträglichkeit nach seinen eigenen Empfindungen in der Ferne. Er schlug die Widerstandskraft und Lust einer von dem natürlichen Gesetz der Abspannung gebeugten Bevölkerung zu hoch an, und unterschätzte zugleich jene zähe Ausdauer im Ertragen die einmal in den Völkern liegt, jenes passive Phlegma das in Zeiten der sich langsam vorbereitenden Gährung die Männer der Bewegung ebenso häufig zur Verzweiflung bringt, wie es die Träger der Gewalten, zu ihrem Unheil, über die Stärke ihrer Lage verblendet.

Es ist wahr der Herzog v. Alba hatte alle die vorhandenen Rechte und Freiheiten, auf die der Niederländer so stolz war, rasch zerrissen und verzettelt, das öffentliche Recht und die Justiz gebrochen, mit Confiscationen, Ausnahmsgerichten und Executionen das Land erfüllt — aber wie vieles durfte oder mußte er sich erst noch erlauben

bis die schwerbewegliche Masse aus ihrem dumpfen Schrecken aufgerüttelt, und jene Erhebung möglich war auf die, sehr verfrüht, Wilhelm v. Oranien bei seinem Einfall von 1568 die Hoffnungen des Erfolges baute!

Wie er die Dinge in der Ferne ansah, darüber giebt uns ein (zum erstenmal vollständig mitgetheiltes) Actenstück, das einige Monate vor dem Feldzug geschrieben ist, hinreichende Auskunft. Kaiser Maximilian II. hatte auf spanische Veranlassung den Prinzen aufgefordert von jeder feindlichen Bewegung abzustehen, und bei Androhung „höchster Ungnad und Straf" jede weitere Rüstung zum Kriege untersagt; die Antwort die Wilhelm darauf gab stellt in beredter und eindringlicher Weise den Zustand der vereinigten Provinzen vor Augen, und schöpft daraus die Gründe die ein gewaltsames Auftreten rechtfertigen konnten. Noch verwahrt er sich ausdrücklich gegen jeden Gedanken die Rechte Sr. katholischen Majestät antasten zu wollen; er erhebe sich nur gegen die Tyrannei Alba's für die unzweifelhaften politischen und religiösen Rechte der Niederlande. Die Verehrer des spanischen Feldherrn und seiner Politik werden diese Loyalitätsversicherungen für Heuchelei oder mindestens für eine inhaltlose Fiction erklären, aber sie werden auch nicht umhin können zuzugeben daß das prophetische Wort das damals in des Oraniers Schreiben an den Kaiser angedeutet ist — wie Alba's Herrschaft der sicherste Weg zum Verlust der Niederlande sei — durch die Ereignisse erfüllt worden ist.

Jener Zug von 1568 war indessen übereilt und verfehlt. Noch lastete der Eindruck des Schreckens zu schwer auf den Gemüthern als daß man es gewagt hätte, zur Unterstützung der Emigranten-Expedition, sich gegen eine Heeresmacht wie die Alba's war zu erheben; selbst dort wo Wilhelm auf großen Anhang glaubte rechnen zu dürfen, und wo sich die spanische Dictatur durch massenhafte Bluturtheile bemerklich gemacht hatte, waren mehr Hindernisse als Unterstützung zu finden. Einige anziehende Actenstücke die Gachard mittheilt, einmal ein Verzeichniß der in Lüttich vorgenommenen Executionen, dann namentlich die Aufzeichnungen eines Beamten der immer in Alba's Umgebung war, lassen sowohl in das innere Getriebe der spanischen Dictatur als in ihre militärische Ueberlegenheit gegenüber dem Prinzen einen tiefen Blick thun. Alba war sich über seinen Kriegsplan vollkommen klar; er war entschlossen, wie der angeführte Zeuge aus seiner Umgebung sich ausdrückt, „sich nicht dem Zufall einer Schlacht

auszusetzen, außer bei offenbarem Vortheil, dagegen den Feinden immer auf dem Nacken zu sein, sie durch den Hunger zu bekämpfen, und sie so zu drängen daß sie außer Stand seien sich mit einzelnen Plätzen in Verbindung zu setzen." Der Kriegsplan gelang vollständig, wie die ruhmlose Geschichte dieses ersten Feldzugs beweist; Alba schrieb, freilich nicht ohne Uebertreibung, an seinen König: es sei alles zu Ende, halbverhungert sei der Rest geflohen, nachdem der größere Theil habe über die Klinge springen müssen.

Ueber die drei Jahre welche dem mißlungenen Zug von 1568 folgten, hat Gachard nichts neues von erheblicher Wichtigkeit beigebracht; dagegen gewinnen die Mittheilungen mit dem Jahre 1572 an Interesse und Bedeutung. Der berühmte Handstreich der die Stadt Briel in die Gewalt der Geusen brachte, wird der Anfang des Umschwungs. Wilhelm, der frühern Erfahrungen eingedenk, versprach sich anfangs nicht viel von diesem ersten Erfolg; aber die Ereignisse in Vliessingen, Rotterdam, Gouda, die Fortschritte der Wassergeusen überzeugten ihn bald daß alles zur Revolution reif und der Zeitpunkt einer Invasion von außen gekommen war. Noch von Dillenburg aus wandte er sich an eine Anzahl Städte in Holland, Seeland und Friesland, um sie zur Erhebung für die vaterländische Sache zu begeistern; diese Briefe (sie sind holländisch geschrieben) sind interessante Belege für die Kunst Wilhelms die verschiedensten Motive zugleich für einen und denselben Zweck wirken zu lassen. Religion und althergebrachte Privilegien, das „Wort Gottes" und die überlieferten Rechte und Freiheiten, der kaufmännische Verkehr und die ungestörte Schifffahrt zur See — das alles wird zugleich mit großem Geschick und in eindringlichen Worten zu einem Ganzen verflochten, in dem die bittersten Anklagen gegen das spanische Regiment und die lockendsten Aufforderungen zu dessen Abschüttelung vereinigt sind.

Abermals war es der Kaiser der dem Beginnen des Prinzen und seinen Anhängern entgegentrat, und sie mit den Strafen bedrohte welche nach den Reichsgesetzen gegen gewaltsamen Friedensbruch verhängt waren. Wilhelms Antwort gibt eine kräftige Schilderung von Alba's Regiment und dessen Folgen für die bürgerliche und religiöse Freiheit der Niederländer, zeigt dann wie alle friedlichen Mittel der Verständigung gescheitert, alle gesetzlichen Wege dem unglücklichen Volk und seinen Führern abgeschnitten seien. In solcher Lage, so lautet seine Folgerung, bleibe nichts übrig als Gewalt mit Gewalt zu ver-

treiben — wie dieß auch im alten deutschen Reich durch Gesetz und Sitte festgestellt gewesen sei. Der Kaiser selbst, als Oberhaupt der Christenheit könne jede Tyrannei nur mißbilligen, und als ein verständiger und weiser Mann werde er die Gründe nicht verkennen durch welche die gewaltsame Auflehnung gegen Alba gerechtfertigt sei. Bemerkenswerth ist es daß er auch jetzt noch (Aug. 1572) den Gedanken festhält, es sei der spanische Feldherr vom spanischen Monarchen zu unterscheiden, und dem letztern (den er mon très-honoré et très-clément seigneur nennt) die Provinzen zu retten die Alba's Tyrannei unwiederbringlich verlieren mache. Aus Berichten spanischer Gouverneure und Beamten an Alba, die Gachard mittheilt, spricht die ganze veränderte Lage sehr deutlich heraus; die ganze Bevölkerung wird bereits von der Gährung ergriffen, und die Spanier fühlen allmählich daß der Boden unter ihnen wanke — wenngleich zunächst die Schilderhebung des Oraniers den Erfolg nicht hatte den man sich davon versprochen. Wilhelms Uebergewicht blieb auf Seeland und Holland beschränkt; dort (schrieb er an seinen Bruder) wollte er sich halten und begraben lassen.

Eine Reihe der folgenden Briefe führt uns in eine bemerkenswerthe Episode ein, in Friedensunterhandlungen zwischen Wilhelm und einem spanischen General. Einer der rührigsten Führer der Bewegung, Philipp v. Marnix, war gefangen worden, und nur die Besorgniß Alba's, man möchte an gefangenen spanischen Officieren Repressalien nehmen, hatte ihn vor dem sichern Tod gerettet. Marnix, mochte die Gefangenschaft seinen Muth gebeugt oder er sich von der Nutzlosigkeit des gewaltsamen Widerstandes überzeugt haben, ließ sich dazu herbei bei dem Prinzen den Friedensvermittler zu machen; er that dieß in so nachgiebigem und optimistischem Tone, daß Wilhelm für nöthig hielt ihm alle Erinnerungen an spanische Treulosigkeit ins Gedächtniß zu rufen, und ihn dringend zu warnen vor einem allzu hingebenden Vertrauen auf spanische Friedensliebe. Aber es knüpfte sich an diese Gelegenheit doch eine Annäherung zwischen dem Oranier und einem alten spanischen Kriegsmann, Julian Romero, der, weder grausam noch treulos wie Alba, durch die Behandlung der Gefangenen auch die Anerkennung der Gegner verdient hatte.

So fällt denn mitten in den hartnäckigen und schonungslosen Kampf ein Briefwechsel zwischen zwei Gegnern, die sich mit Achtung und ritterlicher Galanterie einander nähern, beide über die Verderbt-

heit des Kriegs einmüthig scheinen, aber freilich über die Mittel und Wege auseinandergehen. Der spanische General ist im Begriff mit Alba nach Spanien zurückzukehren; der Prinz benützt diese Gelegenheit ihm den Stand der Dinge so einleuchtend auseinanderzusetzen, damit er in Madrid seinen Einfluß zu einer friedlichen Schlichtung der Dinge verwende. Auch in diesen Aeußerungen ist kein Gedanke an eine Losreißung von Spanien zu finden; der Rath den er Romero gibt, ist ebenso loyal als verständig. Er bittet (in einem Brief vom Nov. 1573) den spanischen Soldaten seine guten Dienste beim König geltend zu machen, damit dieser die Lage seiner niederländischen Erblande genauer ins Auge fasse. „Diejenigen die dem König von Spanien rathen so viele Millionen aufzuwenden um diese Länder zu verderben, und zu erobern was sein Eigenthum ist, sind keine treuen Diener und Unterthanen, insofern sich lediglich mit der Erlaubniß Gottes Wort zu predigen und nach den alten beschwornen Rechten und Freiheiten als Unterthanen des Königs zu leben sich noch leicht alles wieder gut machen läßt. Auf diesem Wege würden die Nachtheile beseitigt die sich jetzt zum Schaden der königlichen Macht überall erheben und vermehren." Das klingt, scheint uns, nicht wie die Sprache eines Mannes der aus der Rebellion ein Geschäft macht, sondern vielmehr wie ein staatsmännischer Rath, dessen bittere Wahrheit Philipp II. selbst über den Trümmern der zerstörten Macht Karls V. mußte erkennen lernen.

Diese Annäherungen Romero's an den Prinzen wurden anfangs im spanischen Cabinet ebenso schroff beurtheilt wie bisher alle Versuche einer friedlichen Verständigung. Hatte man es doch dem Kaiser verdacht daß er dem Nassauer Rebellen auch nur die Ehre einer abmahnenden Botschaft hatte zu Theil werden lassen, und noch zuletzt nach verschiedenen stolz abgewiesenen Vermittelungsversuchen hatte Alba geäußert: „Der Rebell solle fürs erste die Waffen niederlegen und um Pardon bitten; man werde dann sehen was mit ihm zu machen sei." Indessen hatte Alba selbst einem milderen Nachfolger (Requesens) den Platz geräumt, und dieser, wenn er gleich anfangs die Dinge mit derselben stolzen Grandezza betrachtete, fühlte doch schon im Frühjahr 1574 daß der Weg der friedlichen Verständigung der am wenigsten gefährliche sei. Diese Ueberzeugung führte schon im April 1574 zur Anknüpfung von Verhandlungen mit dem Oranier. Die bekannten Friedensconferenzen die zu Breda im folgenden Jahr

stattfanden, sind zum Theil aus diesen vorausgegangenen Verhandlungen entsprungen; während wir aber über das was zu Breda verging, wenigstens in der Hauptsache, schon aus den bisherigen Quellen unterrichtet waren, erhalten wir über die zum Theil sehr merkwürdigen Debatten des Jahres 1574 erst aus Gachard actenmäßige Mittheilung.

Durch die Vermittelung eines Löwener Professors, Elbert Leonini, der auch in den Verhandlungen von Breda bekannt ist, wurde schon im Frühjahr 1574 durch einen gewissen Hugo Bonte bei dem Prinzen angeklopft, und den ganzen Sommer hindurch ging die Correspondenz hin und her, bis sich gegen Ende des Jahres Alba's Nachfolger entschloß aus dem Versteck hervorzutreten und durch Leonini selbst mit Wilhelm in Verkehr zu treten. Das Bemühen der spanischen Diplomatie ging zunächst darauf aus den Prinzen zu einem Schritt der Unterwürfigkeit zu vermögen, den er in seinem wie im Namen der Provinzen Holland und Seeland thun sollte. Dasselbe schlug man ihm später durch Marnix vor; beidemal ohne Erfolg. Wilhelm zog sich auf seine Verbindlichkeiten zurück die er mit den beiden Staaten eingegangen; jede Erklärung die er ohne deren Zustimmung erlasse könne nur Mißtrauen erregen, denn er sei der Diener und bestellte Vertheidiger der beiden Lande; ebendarum werde er sich aber auch allem fügen was dieselben beschlössen. Verlangten sie selbst nach hergestelltem Frieden seine Entfernung aus dem Lande, so sei er dazu bereit. Die Bedingungen selber, bei denen der Prinz in allen diesen Verhandlungen unbeugsam verharrte, mögen uns jetzt als ebenso billig und leicht erscheinen, wie sie damals der Madrider Politik unausführbar vorkam. Herstellung der alten Rechte und Privilegien, Entfernung der Spanier und Fremden, freie Ausübung der protestantischen Lehre — das war der Preis der den Spaniern zu theuer erschien, um damit den friedlichen Besitz der burgundischen Erbschaft zu erkaufen.

In den Unterredungen die Bonte mit dem Prinzen hatte, prägt sich zugleich jene ruhige Entschlossenheit und Beharrlichkeit aus die für die Niederländer die beste Bürgschaft des endlichen Sieges war. Bonte (selbst ein Eingeborner und früher Pensionär von Middelburg) erinnert an die große Macht des Königs, und wie wenig Aussicht sei dagegen mit Erfolg zu ringen. Er wisse wohl, erwiedert der Oranier, daß Se. Maj. von Spanien sehr mächtig sei, aber es gebe

noch einen grösseren König, auf den vertraue er. Auch gebe es immerhin Mittel genug sich in einzelnen Plätzen jahrelang aufs äußerste zu vertheidigen, bis günstigere Verhältnisse zu Hülfe kämen. Ein andermal erklärte Bonte: der Wechsel der Religion werde nie zugegeben werden. Der Prinz meinte: sogar die Türken ließen, bei aller Unduldsamkeit, verschiedenen Glaubensformen freien Raum, und der Papst selbst dulde die Juden. Bonte erwiederte: ein Fürst der nach seinem Gewissen nur Eine Religion als die wahre erkannt habe, könne dieß nie zugeben; die türkische Toleranz sei eine Erfindung des Teufels, und wenn der Papst die Juden dulde, so geschehe es nur um die Glorie des durch sie gekreuzigten Erlösers zu erhöhen. Wiederholt kam dann der Oranier darauf zurück daß es hohe Zeit sei ein anderes System zu wählen; er wolle nicht verhehlen daß die Provinzen im äußersten Fall sich in eine stärkere Hand legen würden, und das Land sei eine schöne Braut der es an Bewerbern nicht fehlen könne. Der Unterhändler verfehlte auch nicht auf die kritische Stellung des Prinzen selber hinzudeuten. Er erinnerte an die Opfer und Mühen des Krieges, an die prekäre Stellung eines vom Volk gewählten Führers; drum solle in diesem günstigen Augenblick der Prinz daran denken sich seinen Kindern und Freunden einen erträglichen Rückzug zu sichern. Er kenne recht gut, antwortete der Befreier der Niederlande, die Launen und Wechsel des Krieges, namentlich wo sich derselbe auf die Volksmasse stütze; aber die Staaten von Holland und Seeland hätten solch eine Ordnung aufgerichtet daß die Anarchie der Massen nicht zu besorgen sei. Wenn aber auch, so werde er es ertragen; er habe genug gelebt, und werde nicht ohne Ruhm sterben, wenn auch mit Schmerz über die erlebten Bedrückungen, die er nicht habe beseitigen können.

Eine der interessantesten Partien der vorliegenden Urkundensammlung bezieht sich auf die Zeit der Genter Pacification und der mit Don Juan d'Austria gepflogenen Verhandlungen. Wilhelm von Oranien war von Anfang an einer Verständigung, wie sie nachher mit dem Halbbruder Philipps II. zu Stande kam, durchaus entgegen; er traute den Versicherungen der Spanier nicht, und suchte dieß Mißtrauen gegen alle vorgeblichen Concessionen Don Juans auch in den südlichen Provinzen zu nähren. Sein Verkehr mit einer Anzahl belgischer Herren hatte eben den Zweck die sich in Brüssel vorbereitende Verständigung mii dem neuen Statthalter zu hindern; die geheimen

Instructionen an seine Unterhändler, die Gachard mittheilt, lassen seine ganze damalige Thätigkeit in ihren innersten Motiven erkennen. Er hält diese Ausgleichung für das sanfte Mittel einer Wiederherstellung des spanischen Joches; er ist daher unermüdlich thätig das Gelingen dieser Verständigung zu durchkreuzen. Don Juans späteres Verfahren hat wohl das Mißtrauen des Prinzen zum Theil gerechtfertigt, obwohl auch der Vorwurf auf spanischer Seite gegründet ist daß eben die oranische Politik alles gethan hat die friedliche Thätigkeit und den Einfluß Don Juans zu untergraben. Wollte man indessen daraus folgern Wilhelms Mißtrauen sei ein künstliches und absichtliches, und die Störung des Friedens für ihn stets der Hauptzweck gewesen, so würde man irren. Eine Instruction des Prinzen an einen Vertrauten, die in dem Augenblick geschrieben ist wo Don Juans Einzug in Brüssel bevorstand, beweist sonnenklar daß Wilhelm die ernstesten Besorgnisse für sich und seine Anhänger hegte, und eine Reihe von Maßregeln für den Fall treffen ließ daß der neue spanische Statthalter etwa sofort Miene machte die Aussöhnung mit den südlichen Provinzen zur Erdrückung der nördlichen zu benützen. Innerhalb der Partei selbst, deren Haupt Wilhelm war, gingen die Meinungen über die Frage — ob Vertrauen oder nicht? — weit auseinander.

Gachard theilt uns einen interessanten Brief von Philipp v. Marnix mit, der in dieselbe Zeit fällt und an einen Anhänger der Partei gerichtet ist. Wer sich erinnert daß Marnix früher selbst einmal zu den Optimisten zählte, und bei Oranien den Friedensvermittler machte, den wird um so mehr die Entschiedenheit frappiren womit er jetzt in dem Vorgehen Don Juans den Anfang neuer spanischer Knechtschaft sieht. Das Actenstück ist auch darum von Bedeutung, weil es die jüngste Phase spanischer Politik einer ganz eingehenden Kritik unterwirft, und zwar ist diese Kritik mit dem ganzen Scharfsinn des Pessimismus durchgeführt.

Dieß Verhältniß Wilhelms zu Don Juan ist der Hauptpunkt um den sich der Rest der von Gachard mitgetheilten Actenstücke dreht, und vielleicht die interessanteste Partie des ganzen Bandes. Es wird hier die ganze Allmacht des Oraniers durch das Zeugniß des Gegners glänzender bestätigt als es das bewundernde Lob der Freunde vermöchte; er ist, wie Don Juan an seinen königlichen Bruder schreibt, „der Steuermann der diese Barke führt, der einzige der sie verderben,

der sie retten kann.“ Die Ueberzeugung daß ohne ihn und gegen ihn nichts mehr auszurichten sei, „daß die Leute wie verhext von ihm seien, daß sie ihn lieben, fürchten, berathen, zum Herrn haben wollen,“ das Eingeständniß der moralischen Ohnmacht alles dessen was spanisch hieß, ist das stehende Thema in Don Juans ersten Briefen. Selbst Philipp II. wird dadurch erschüttert, und zeigt sich willig — wenn Wilhelm sich nach Deutschland zurückziehe — dessen Sohn mit den väterlichen Aemtern und Ehren auszustatten — aber diese vielleicht früher genügende Concession kam nun zu spät. Gleichwohl gab der neue Statthalter den Gedanken nicht auf sich mit Wilhelm zu verständigen, und zwar, wie die von Gachard mitgetheilten Briefe beweisen, war es ihm anfangs damit Ernst. Schrieb er doch offen an Philipp II., dessen Name sei so sehr verabscheut und verachtet (aborrecido y poco estimado) als der Oraniens gefürchtet und geliebt; schilderte er doch seinem königlichen Bruder rückhaltlos die ohnmächtige und verzweifelte Stellung aller Autorität, die mit dem spanischen Namen zusammenhing. „Ich unterhandle,“ heißt es in einem Schreiben an den König, „um dem Prinzen jede Sicherheit zu geben, denn ich sehe daß die Herstellung des Friedens, die Aufrechterhaltung der katholischen Religion und der Gehorsam gegen Ew. Maj. jetzt nur von ihm abhängt, und daß die Dinge auf einen Punkt gekommen sind wo man aus der Noth eine Tugend machen muß. Wenn er meinen Vorschlägen nachgibt, so wird dieß nur unter Bedingungen geschehen die ihm sehr vortheilhaft sind; aber man muß lieber diesen Weg gehen als alles verlieren.“ Dahin hatte es die gerühmte „Energie“ des Herzogs von Alba gebracht!

Die Frucht dieser versöhnlichen Tendenzen sind Unterhandlungen, bei denen der früher genannte Leonini wieder die Hauptvermittlerrolle spielt. Ueber die Unterredungen die dieser mit dem Prinzen hatte, und über den Congreß der zu Gertruidenburg im Frühjahr 1577 gehalten ward, erhalten wir durch Gachard theilweise die ersten actenmäßigen Mittheilungen. Erfolg hatten diese Verhandlungen nicht, aber ihr Verlauf im einzelnen trägt sehr viel dazu bei die Stellung der Parteien recht scharf zu beleuchten. Der allgemeine Eindruck den man daraus erhält, läßt sich darin zusammenfassen: daß Don Juan d'Austria in den ersten Momenten seines Wirkens den ernstlichen Entschluß hatte die Dinge friedlich abzumachen, und erst wie ihm dieß nicht gelang, wieder in die krummen Wege der von Oranien gefürch-

teten Politik zurücklenkte. Daß es ihm nicht gelang, auch in den Stunden wo er aufrichtig die Aussöhnung wollte, dazu liegt der Schlüssel in einer alten und doch immer wieder neuen politischen Erfahrung. Die Aussaat alten Mißtrauens, die seine Vorgänger ausgestreut, war jetzt aufgegangen, und der Sieger von Lepanto mußte sein Friedenswerk scheitern sehen, weil man seine Vorschläge eben nur als neue Auflagen jener alten Künste ansah, denen Egmont und Horn als Opfer gefallen waren. Es sei ja, erklärte Oranien bitter einem der Unterhändler, des Königs Grundsatz: Ketzern brauche man nicht Wort zu halten; er selber sei bereits kahl und Calvinist (calbo y calbanista), und denke auch so zu sterben.

Höpfner, der Krieg von 1806 und 1807.*)

(Allgemeine Zeitung 19. u. 20. December 1850 Beilage Nr. 353 u. 354.)

Die historische Literatur der napoleonischen Periode erhält durch dieses Werk eine sehr dankenswerthe Ergänzung. Man könnte die beiden Bände eine Geschichte der Auflösung des alten preußischen Militärstaats nennen. Hier wie anderwärts waren wir, von einzelnen schätzbaren Monographien abgesehen, doch immer vorzugsweise auf französische Quellen angewiesen, und wie weit deren Zuverlässigkeit im Detail geht, davon gibt uns eben dieses neuerschienene Buch manche merkwürdige Probe. Der Verfasser hat aus den ungedruckten Quellen eine Menge von interessanten einzelnen Aufschlüssen gegeben, vorzüglich über die Katastrophe der Auflösung des Heeres und der feigen Uebergabe der preußischeu Festungen, wobei ihm die gerichtlichen Acten zur Hand gewesen sind, die über die später eingeleiteten Untersuchungen noch existiren. Außerdem hat er das hinterlassene Manuscript des Generals Clausewitz benützt, dessen Meisterhand in einzelnen eingestreuten Charakteristiken und militärischen Andeutungen leicht zu erkennen ist. Eine einfache Darstellung, die oft trocken militärisch ist, oft für den Laien zu sehr ins Detail eingeht, aber überall ohne Ab-

*) Der Krieg von 1806 und 1807. Ein Beitrag zur Geschichte der preußischen Armee nach den Quellen des Kriegsarchivs bearbeitet von Ed. v. Höpfner, Oberst aggr. dem Generalstabe. (Der Feldzug von 1806. I. II.) Berlin 1850. Mit Karten und Planen.

schweifungen und ohne Schönrederei den Kern der Sache im Auge behält, hat dieß reiche Material zu einem sehr lehrreichen Ganzen geordnet, in dem wir überall einer nüchternen und verständigen Beurtheilung der Dinge begegnen.

Der militärische Verfasser theilt den guten Glauben derer nicht die da wähnen es sei für die Gegenwart aus den Erlebnissen des Jahres 1806 nichts mehr zu lernen. Nicht ohne Beziehung erinnert er daran daß der Feldzug von 1806 nach einem Zeitraum von 43 Jahren der erste war, an welchem sich wieder die ganze preußische Armee betheiligte; denn die Episoden in Holland, am Rhein und in Polen nahmen nur verhältnißmäßig geringe Kräfte in Anspruch, und waren ihrer Natur nach nicht geeignet der Armee über das was ihr noth that aus eigener Erfahrung Aufklärung zu geben. „Die Armee von 1806," sagt er sehr wahr, „ging in den Kampf wie sie 1763 herausgegangen war; sie lebte noch von dem Ruhme der Väter; sie hatte alles gehegt und gepflegt was diese ihr übergeben hatten, und das durfte sie auch, insoweit es eigenthümlich preußisches und der Pflege werth war. Aber sie hatte nicht um sich geschaut, hatte die Jahre in denen rund herum gefochten worden, und ein gänzlicher Umschwung der kriegerischen Verhältnisse eingetreten war, nicht wachend zugebracht, sondern geruht, weil sie im Gefühl ihrer Unübertrefflichkeit glaubte ruhen zu dürfen. In der Welt aber ist alles im Werden; rastlos treibt es vorwärts zu immer größerer Mannichfaltigkeit, zu immer reicherer Entwicklung; es gibt keinen Augenblick der unbedingten Ruhe. Solche Ruhe führt zum Tode." Für die Gegenwart scheint der Verfasser nicht ganz unbesorgt davor zu sein daß sich ähnliches wiederholen könnte. Wenigstens fügt er bedeutungsvoll genug hinzu: „Sowie der Krieg von 1806 in seinem Ausgang das Product der vergangenen Zeit, so der Krieg von 1813 der Jahre von 1807 bis 1812. Gott gebe das unserm Vaterlande die siegreichen Schlachten der Freiheitskriege nie das werden was der siebenjährige Krieg der alten Armee geworden ist. Die kriegerischen Episoden der Jahre 1848 und 1849, die nur schwächliche Feinde gegenüber zeigten, können uns wohl nicht zur Sicherheit verführen."

Die politischen Vorgänge welche die Katastrophe von 1806 beschleunigt haben, faßt das Höpfner'sche Werk in einer einleitenden Uebersicht zusammen, und hier dürfte es wohl aus den französischen Quellen schöpfen; denn was uns Bignon, Thiers und Lefebvre über

diese Periode mitgetheilt haben, gestattet uns in jeden einzelnen Moment, der dem Buche vorangeht, genaue und actenmäßige Einsicht. Auch das politische 1806, so gut wie das militärische, könnte für die nachgebornen Geschlechter nicht verloren sein, wenn man sich dem trostreichen Glauben hingeben dürfte daß geschichtliche Erfahrungen irgendeine praktische und warnende Bedeutung haben könnten. Denn kaum vermöchte man ein so eclatantes Beispiel in der Geschichte aufzuweisen, wo ein früher gefürchteter Staat, bevor noch ein Schuß fiel, so aus allen militärischen und politischen Positionen herausgeschlagen war, wie damals Preußen; und dieß doch vorzugsweise durch die Politik seiner Staatslenker. Wenn es eines warnenden Beweises bedürfte daß in großen und kritischen Weltlagen die lavirende, grundsatzlose, von einem Tag zum andern calculirende Staatskunst der Pfiffigkeit nur dazu dienen kann den sichern Untergang eines Staates zu bereiten, so würde die Geschichte der preußischen auswärtigen Politik vor dem 14. Oct. 1806 dazu das fruchtbarste und lehrreichste Material an die Hand geben. Selten ist mit einem so bemerkenswerthen Ungeschick Grundsatz auf Grundsatz preisgegeben, durch kleine diplomatische Kunstgriffe und Theaterintriguen die Achtung aller Parteien so verscherzt, durch muthloses Nachgeben zur unrechten Zeit, und durch noch unzeitigeres Rodomontiren und Drohen das ganze unschätzbare Capital überlieferten Ansehens so heillos verschleudert worden, wie damals, wo die preußische Politik in dem Titanenkampf entgegengesetzter Kräfte sich vermaß die Rolle des schlau ausbeutenden und verschmitzten Allerweltfreunqes spielen zu wollen. Selten ist aber auch ein Großstaat, dessen Macht von Anfang an mehr auf intensive Stärke als auf Ausdehnung und Umfang gestellt war, allen großstaatlichen Traditionen so untreu geworden wie Preußen in seiner Haugwitz'schen Periode; in dem ernstesten und gefährlichsten Augenblick den das moderne Europa erlebt hat, trieb die Monarchie Friedrichs des Großen ihre Politik ganz nach den Analogien und mit den Mitteln womit die kleinstaatliche Existenz inmitten der Mächtigeren sich ihr Dasein zu fristen sucht. Und es scheint als wenn auf Preußen, mit Ausnahme dreier Momente — der Zeit des großen Kurfürsten, des großen Königs und der Befreiungsepoche — diese kleinstaatlichen Traditionen zu allen Zeiten einen sehr gewichtigen Einfluß geübt hätten; denn nach jedem großen Aufschwung sehen wir es in die Geleise der Mittelmäßigkeit zurückfallen.

Der militärische Verfasser der Kriegsgeschichte von 1806 berührt von diesen Verhältnissen nur das unvermeidlich Nothwendige; er eilt zur Schilderung der militärischen Angelegenheiten. Da erhalten wir denn sehr lehrreiche und charakteristische Mittheilungen über das preußische Heerwesen wie es 1806 geworden war; die Art wie das Heer gebildet ward, seine Bekleidung, Bewaffnung, Verpflegung, überhaupt alles auf den Kriegshaushalt Bezügliche wird mit actenmäßiger Genauigkeit beleuchtet, und im Einzelnen nachgewiesen wie unzureichend diese einst so gefürchtete Armee gegenüber einem Bonaparte'schen Angriff war. Von dem starren Formalismus, der an den Gewohnheiten des siebenjährigen Krieges haftete, von der Pedanterie und militärischen Unzulänglichkeit einer nur noch für den Paradedienst abgerichteten Armee werden beinahe unglaubliche Belege beigebracht. Die Bewaffnung der Infanterie z. B. war vielleicht die schlechteste in Europa; die Gewehre waren lediglich zu einem dem Auge wohlgefälligen Tragen eingerichtet; alle Verbindungstheile wurden gelockert um bei den Griffen einen hörbaren Schlag hervorzurufen. Es gab Regimenter deren Gewehre zu dünne Läufe hatten um das Feuern mit scharfen Patronen auszuhalten; so sehr war der Zweck der Bewaffnung Nebensache, die Parade zur Hauptsache geworden! Diese Erscheinung machte sich in allen Theilen des Heerwesens fühlbar; beim Exerciren z. B. galt noch das alte Reglement für unübertrefflich, und Höpfner weist als Mann von Fach im Einzelnen nach wie man eine Menge von Dingen mit großem Ernste trieb, die gegenüber dem neuen Feinde und seiner Kriegskunst alle Bedeutung verloren hatten. „Im Generalstab, bemerkte er, waren es fast ausschließlich mathematische und Terrainkenntnisse, auf welche man Werth legte; eine vorzüglich in der preußischen Armee ausgebildete höhere Ansicht von der Formation des Terrains brachte in die Kriegführung ein scheinbar wissenschaftliches Element, und gab ihr ein geistvolles Ansehen. Die örtlichen und räumlichen Verhältnisse wurden die ausschließlichen Gegenstände der Beachtung; man sprach immer nur von Straßen, Communicationen, Verpflegungsradien und Stellungen, niemals von den Streitkräften, deren Zahl und Beschaffenheit, niemals von den moralischen Elementen. Die sehr eigenthümlichen Verhältnisse in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges, besonders aber in den Feldzügen am Rhein hatten diesen Ansichten scheinbar die Weihe gegeben; man trieb den Posten- und Cordonkrieg aufs äußerste, und that nichts, weil

man nichts thun wollte. Daß man in der Rheincampagne dafür nicht bestraft wurde, lag lediglich in dem elenden Zustande der damaligen französischen Armee und an deren Führern."

Auch die Bestandtheile des Heeres paßten zu der neuen Zeit nicht mehr; die Mischung aus In- und Ausländern gab der Armee einen nur geringen Grad von Zuverlässigkeit. Die Mehrzahl der Ausländer bestand aus Abenteurern, die von einer Armee zur andern zogen, viel gesehen, viel erfahren hatten, aber nur nicht was Treue, Zucht und Gehorsam war; und auch auf die Inländer, sogar der alten Provinzen, war, wie Höpfner nachweist, nicht allzu fest zu zählen. Liebe zur Heimath, zu dem Fleck wo die Wiege gestanden, war wohl vorhanden, dagegen fehlte es in der Armee wie im Volke an der eigentlichen Vaterlandsliebe. Als daher das Unglück hereinbrach, dachte jeder nur an sich; ganze Schaaren der treuesten Regimenter verließen die Fahne auf die Nachricht daß ihre Heimath vom Feinde besetzt sei, und die beispiellose Auflösung der Armee nach den Schlachten an der Saale war zum guten Theil dem zuzuschreiben. Diese völlige Theilnahmlosigkeit des gemeinen Mannes, die dem Obersten Scharnhorst besonders auf dem Zuge des Blücher'schen Corps nach Lübeck grell entgegentrat, hatte ihn zuerst auf die großen Mängel der preußischen Wehrverfassung aufmerksam gemacht. In der Nacht die er mit dem Hauptmann Müffling in Gadebusch durchwachte, entwickelte er diesem die Ursachen zu all den traurigen Erscheinungen dieser Tage, und von da an sann er wohl unausgesetzt nach wie ein besserer Zustand hervorgerufen werden könne. Daß man vorher auf die Schattenseiten des alten Systems nicht aufmerksam geworden war, sondern sich in blindem Vertrauen auf die Unübertrefflichkeit des preußischen Heerwesens wiegte, dafür bringt unser Geschichtschreiber einen sehr charakteristischen Beleg bei. Im Jahr 1805 war vom Major Knesebeck ein Plan vorgelegt worden, in welchem darauf hingewiesen war das ganze Volk militärisch zu organisiren, ein stehendes Heer und eine beurlaubte Reserve zu errichten, wodurch man der heutigen Wehrverfassung nahe gekommen wäre. Die Commission für militärische Organisation wies das Project mit dem Bemerken zurück; „daß es ihr ganz unbegreiflich erscheine wie jemand einer siegreichen Armee, die solange für ganz Europa ein unerreichtes Muster gewesen ist und bleiben wird, eine totale Veränderung ihrer Verfassung zumuthen kann, welche sie zu einer bloßen Landmiliz reduciren würde!"

Diesem Kleben an dem alten Mechanismus gegenüber einer ganz neuen Zeit entsprach auch das taktische Verhältniß beider Theile. Der Echelon-Angriff des siebenjährigen Krieges stand noch in vollem Ansehen, hatte aber wenig Werth mehr gegen einen Feind der eine sehr bewegliche Infanterie und Artillerie besaß, der die Aufstellung in Colonnen, das zerstreute Gefecht in großer Ausdehnung, und vor allem eine Aufstellung von mehreren Treffen und einer Reserve sich zu eigen gemacht hatte. „Die französische Infanterie, sagt Höpfner, hatte, durch die Umstände getrieben, im Laufe der Revolutionstaktik allmählich die Fesseln der Lineartaktik abgeworfen, und die Aufstellung im Sinne der Tiefe, die Colonnen-Formation und das zerstreute Gefecht in ihre Taktik aufgenommen, und war dadurch befähigt worden sich in jedem Terrain geordnet zu bewegen und zu fechten. Diese größere Beweglichkeit und höher entwickelte Gefechtsfähigkeit der Infanterie hatte im allgemeinen den Charakter der Gefechte völlig verändert. Wenn in der Lineartaktik der erste Stoß entschied, so trat dagegen nunmehr ein allmähliges Verzehren, ein successiver Gebrauch der Streitkräfte und die Herbeiführung der Entscheidung durch die zurückgehaltenen Kräfte, durch die Reserven, ein. Das Festhalten starker Terrainabschnitte, vertheidigungsfähiger Oertlichkeiten, hatte ein schnelles Ueberwältigen durch Anwendung des Linienfeuers und des Bajonnets äußerst erschwert und im Zusammenhang mit der größern Bewegungsfähigkeit durch Benützung der Colonne die Wahrscheinlichkeit des Sieges des an Zahl Ueberlegenen sehr bedeutend erhöht." Ein unbestrittenes Uebergewicht räumt Höpfner nur der preußischen Reiterei ein; aber er vermißt an ihr jenes stürmische Wesen daß ihr seit Friedrich dem Großen so eigenthümlich gewesen war. Sie ließ sich meist angreifen und gab dadurch den rüstigen und kühnen französischen Cavallerie-Anführern Gelegenheit mit stürmischen Anfällen jene Passivität glücklich auszubeuten.

Die Vorbereitungen zu dem Feldzug von 1806 werden von Höpfner im Einzelnen beleuchtet; das Auseinanderreißen der Streitkräfte, der unaufhörliche Wechsel der Plane, die künstliche Verwicklung der Entwürfe findet an ihm einen strengen Beurtheiler: „Es ist, sagt er einmal, sehr charakteristisch für die Zeit daß dieser Operationsplan, der die preußische Armee in drei Armeen vereinzelt und die sogenannte Centralarmee von der Hohenlohe'schen auf 19 bis 20 Meilen entferne, ohne die Möglichkeit sich gegenseitig unterstützen zu können

— daß dieser Plan dennoch als allein heilbringend betrachtet wurde, und zwar hauptsächlich wohl weil man die verwirrte Vorstellung von der Wirksamkeit der drei Armeen durch jedermann zugängliche wenn auch völlig nichtssagende Gleichnisse aus der Fortification und durch leicht faßliche Gemeinplätze plausibel zu machen gewußt hatte. Es ist besonders ein Ergebniß der Kriege Napoleons, wenn man zu der Erkenntniß gelangt ist daß in der Kriegführung die einfachsten Combinationen zugleich die richtigsten sind, nicht allein weil künstliche Combinationen und zusammengesetzte Bewegungen schwer auszuführen sind, sondern ebensosehr weil sie Umwege veranlassen und nicht gerade zum Ziel führen. Mit dieser Erkenntniß fiel auch nothwendig die ganze damalige sogenannte Generalstabs-Gelehrsamkeit, die den gesunden einfachen Sinn so manches tüchtigen Soldaten umdüstert hatte, völlig zusammen, und es steht zu erwarten daß das erleichterte Studium der Kriegsgeschichte auch nach den längsten Friedensperioden vor ähnlichen Verwirrungen bewahren wird."

Freilich hing das unentschlossene und zaghafte Verfahren der preußischen Feldherren zum Theil mit politischen Motiven zusammen. Man wollte keinen Schritt thun wodurch die Erhaltung des Friedens unmöglich wurde; es liegen urkundliche Beweise vor daß man es, trotz aller Rüstungen, noch fünf Wochen vor der Katastrophe von Jena mit dem Kriege nicht recht ernstlich meinte. Auch im Volke war das Vertrauen auf entschiedene Maßregeln, bezeichnend genug, trotz alles Kriegslärms, völlig geschwunden; man glaubte nicht daran, wenigstens solange nicht als Haugwitz mit Lombard und Beyme am Ruder saßen, und der Glaube daß diese Männer blindlings der französischen Politik unterthan seien und den Krieg solange nur immer thunlich vermeiden würden, war auch dann noch nicht zu beseitigen als bereits von beiden Seiten die Armeen auf einander im Anmarsch begriffen waren. Ueber die Führer selbst haben wir von verschiedenen Seiten zum Theil sehr abweichende Schilderungen und Charakteristiken erhalten; Höpfner schöpft hier aus dem Manuscript von Clausewitz, und gibt darnach, wie sich erwarten läßt, eine feine und scharfe Zeichnung. Dem Herzog von Braunschweig werden glänzende und vielseitige Eigenschaften zuerkannt, aber der frische Muth, die stolze Gleichgültigkeit gegen das Unglück und das in dieser Lage so nothwendige Selbstvertrauen an ihm vermißt, das er seit den Feldzügen von 1792 und 93 völlig eingebüßt hatte. Es gebrach dem Herzog namentlich auch

an der nöthigen Energie eine große Verantwortung auf sich zu nehmen, und diejenige Autorität zu behaupten welche dem Hauptquartier des Königs und den ehrgeizigen, sehr selbständig gestellten, ungehorsamen Unterbefehlshabern gegenüber erstes Erforderniß gewesen wäre. Der Herzog hatte zu viel Geist um nicht die schwierigen Verhältnisse unter denen der König ihm den Oberbefehl übertragen hatte, vollständig zu durchschauen; er erkannte auch offenbar sich ihnen nicht gewachsen, aber eben darum war ihm die Anwesenheit des Königs und so vieler Rathgeber willkommen, da sie ihn aller Verantwortung über den Ausgang des Krieges entheben konnte. Der Erfolg eines solchen Oberbefehls war vorauszusehen. Rücksichten nach oben und unten lähmten, Unmöglichkeiten erschwerten jeden Entschluß des Herzogs, und Ungehorsam machte am Ende das was noch gesundes übrigblieb, völlig unwirksam. Als nun, trotz dieser unseligen Verhältnisse der Herzog dennoch das Glück hatte das Schlachtfeld unter sehr günstigen Bedingungen zu erreichen, und er nun alle glänzenden militärischen Eigenschaften entfalten konnte, da traf ihn gleich beim Beginn des Kampfes die unglückliche Kugel, welche die Armee ihres Führers beraubte und ihm selbst darauf den Tod gab.

Scharnhorst war bekanntlich als „Ausländer" ohne Einfluß und Autorität in dem Heere von 1806; zudem besaß er bei allem Reichthum an Ideen nicht die Gabe ihnen schnell Eingang zu verschaffen, und bei aller Klarheit des Geistes erschien er im Vortrag nicht klar genug, um, aus seiner bescheidenen Haltung heraus, sich die erforderliche persönliche Geltung zu verschaffen. Der Fürst von Hohenlohe wird nun als ein lebendiger, gemüthlicher, tapferer und von Natur eigentlich auch gehorsamer Soldat geschildert, der aber zugleich von einem sehr großen Ehrgeiz ohne verhältnißmäßig bedeutende Talente beherrscht war. Seinem ganzen Wesen nach Soldat, hatte er am Rhein mit Auszeichnung gedient, sich aber seitdem nicht hinlänglich mit den neueren Erscheinungen im Gebiete des Krieges beschäftigt, so daß er im wesentlichen noch der alten Taktik angehörte, und überzeugt war mit derselben allen Ereignissen des Kriegs gewachsen zu sein. In ein bestimmteres, untergeordnetes Verhältniß zum Herzog gestellt würde der Fürst tüchtiges geleistet haben; aber an der Spitze einer zweiten Armee auf demselben Kriegstheater und unter dem Einfluß des Obersten Massenbach trug er durch seine Opposition gegen den Herzog wesentlich dazu bei jede Einheit im Befehl der Armee aufzu-

heben. Von Massenbach, der Hohenlohe's unbedingtes Vertrauen genoß, sagt die Charakteristik: der erste Anblick verrieth bereits den Enthusiasten. Es fehlte ihm nicht am auffassenden bildenden Verstand, an großer Beweglichkeit des Geistes und einer rastlosen fortreißenden Thätigkeit, wohl aber an Tact, an gesundem Urtheil, an klaren Ideen, an Consequenz und Stetigkeit, und im Augenblick der Gefahr an Selbständigkeit. Im Revolutionskriege hatte er sich durch unermüdeten Eifer und durch eine wissenschaftliche Ansicht von der Kriegführung ausgezeichnet, welche indessen die üble Tendenz der damaligen Zeit an sich trug den geographischen Verhältnissen, dem Terrain, eine übertriebene Wichtigkeit beizulegen und andere ebenso wesentliche Momente hintanzusetzen. Seitdem hatte sich der Oberst Massenbach durch eine unglaubliche Menge von Schriften und Memoiren eine Art Ruf gemacht und als Enthusiast seit dem Auftreten Bonaparte's sein früheres politisches Bekenntniß völlig umgewandelt.

Ein ganz allgemeiner Mißstand war das hohe Alter aller Officiere von höhern Chargen; die Verzeichnisse die den Denkwürdigkeiten Henckels von Donnersmark angeheftet sind, weisen eine ganze Reihe siebzigjähriger, ja selbst achtzigjähriger Invaliden auf, denen die wichtigsten Stellen übergeben waren. Erfahren wir doch aus dem vorliegenden Werke daß man im entscheidenden Momente, z. B. bei Auerstädt, als ein Cavallerieangriff erfolgen sollte, erst nach einem Regimentschef suchen mußte, da der Oberst zu alt war um die physischen Strapazen eines Angriffs zu ertragen! Die beispiellosen Festungscapitulationen sind großentheils ähnlichen Ursachen zuzuschreiben. Die alten Körper brachen unter den Anstrengungen und Eindrücken der Zeit rasch zusammen, und eine Menge sonst ausgezeichneter ehrenwerther Namen ging schmachvoll unter. „Es ist," sagt Höpfner, „ein wahrer Jammer daß die Erfahrung auch in solchen Dingen nicht klug macht, und daß durch das Beibehalten greiser Officiere die Ehre der treuesten Diener aufs Spiel gesetzt wird. Wer bei Tage seine regelmäßigen Mahlzeiten hält und die Nächte in Ruhe schlafen kann, wird mit einem sonst geschonten Körper auch im hohen Alter bei mäßiger Thätigkeit lange in großer Rührigkeit erscheinen; der Krieg liebt aber die Unregelmäßigkeit, die Nachtwache, bringt große Sorgen, gewaltige Aufregungen, und dazu gehört die ganze Fülle männlicher Kraft um sich dennoch oben zu erhalten. Männer wie der alte Blücher sind nicht aller Orten zu finden."

Die Verwirrung in den militärischen Entwürfen und Befehlen, der unaufhörliche Wechsel in den Dispositionen, das Chaos von Bewegungen und Gegenbewegungen, die Rathlosigkeit im preußischen Hauptquartier — dieß alles wird von Höpfner ganz einläßlich und mit quellenmäßiger Genauigkeit geschildert; es ist die erste ganz zusammenhängende Darstellung dieser Vorgänge die uns über die Anschauungen und Beweggründe, wie sie im Hauptquartier überwogen, hinlängliche Aufklärung gibt. So erfolgt der erste entscheidende Schlag bei Saalfeld, durch seine moralische Wirkung von den unglückseligsten Folgen. Von Prinz Louis Ferdinand ist eine meisterhafte Charakteristik aus dem Nachlasse von Clausewitz eingeflochten. Der Prinz, heißt es darin, war der preußische Alcibiades. Gleichsam als wäre er der erstgeborne Sohn des Mars, besaß er einen unermeßlichen Reichthum von Herzhaftigkeit und kühner Entschlossenheit, und wie gewöhnlich Majoratsherren, stolz auf ihren Reichthum, das andere vernachlässigen, so hatte auch er für eine ernste Bildung und Entwicklung seines Geistes nicht genug gethan. Die Franzosen nannten ihn un crâne; wenn sie damit einen geistlosen Tollkopf bezeichnen wollten, so war das Urtheil sehr verfehlt. Sein Muth war keine brutale Gleichgültigkeit gegen das Leben, sondern ein wahres Bedürfniß nach Größe, ein wahrer Heroismus. Er liebte das Leben und genoß es nur zu sehr, aber die Gefahr war ihm zugleich ein Lebensbedürfniß. Die äußere Erscheinung des Prinzen und seine glänzenden geselligen Gaben zeichnet Clausewitz mit aller plastischen Frische; auch rühmt er an ihm die Zugänglichkeit für neue Ideen und Erscheinungen und wie er, der Kleinlichkeit und Pedanterie spottend, den Umgang der ausgezeichnetsten Köpfe aller Fächer suchte — aber, setzt er überaus treffend hinzu, es war in seinem Leben keine Stunde ernsten, ruhigen, selbstthätigen Nachdenkens, und folglich auch in seinem Innern kein eigner kerniger gesunder Gedanke, keine zum consequenten Handeln führende abgeschlossene Ueberzeugung. Der Umgang mit den ausgezeichnetsten Köpfen schadete ihm mehr als er ihm half, denn er schöpfte ihre Ideen von der Oberfläche ab und nährte seinen Geist damit, ohne selbst eine zu erzeugen. Das überwiegende Gefühl des Muthes gab ihm dabei falsche Sicherheit. So kam es denn daß er auch über den Krieg wie über andere Dinge keine klare Vorstellung hatte; daß die Art wie er jetzt geführt werden müsse ihm fremd geblieben war, und daß er, als er zum Handeln kam, bei Saalfeld am Ende nichts bes-

seres zu thun wußte, als was ihm die Revueplätze bei Berlin, Potsdam und Magdeburg gelehrt hatten.

Die Lage der preußischen Armee nach der Saalfelder Katastrophe ließ das schimmste ahnen. Das elende Verpflegungswesen ließ sie darben, und rief unter den Sachsen, die sich vernachlässigt glaubten, förmliche Meutereien hervor; während die Franzosen durch ihre Requisitionen vortrefflich versehen waren, fragte man z. B. von preußischer Seite, als die Pferde in Jena keinen Hafer hatten und doch auf der Rathskammer noch ein ziemlicher Vorrath lag, zuerst noch in Weimar an ob man sich dessen gegen Bezahlung bemächtigen könne! Bis die Antwort kam war natürlich die Möglichkeit der Benützung verloren gegangen. Wie gebeugt die Stimmung war, zeigte ein Vorfall am 11ten zu Jena. Ein blinder Lärm, der die Nähe der Franzosen in der Stadt verkündigte, rief einen beispiellosen Schrecken hervor. Alles lief wirr durcheinander; außerhalb der Stadt waren alle Wege und Felder mit weggeworfenen Gewehren, Bajonnetten, Taschen besäet; in den Gräben steckten umgeworfene, von der Mannschaft verlassene Geschütze; in Lobeda fand man zwei vernagelte sächsische Kanonen. Preußen hatten sächsische und Sachsen preußische Bagage geplündert, die Wagen zerschlagen. Zu dem allem kam die niedergeschlagene und fassungslose Stimmung im Hauptquartier; es tauchten die wunderlichsten Plane und Vorschläge auf, und zwar gerade von der Seite der man vorzugsweise eine geniale und überlegene Betrachtung der Dinge zutraute. Von Massenbach und Phull z. B. hat Höpfner einige charakteristische Züge dieser Art mitgetheilt. Die Dispositionen die der Herzog traf, findet er vom militärischen Standpunkt aus am meisten gerechtfertigt. Sobald die zuverlässige Nachricht eintraf daß Naumburg vom Feinde wirklich besetzt sei, entschied sich der Herzog zum Rückzug über die Unstrut. Durch diesen Abmarsch, sagt Höpfner, wurde die Schlacht an der Saale unmöglich, und das war es was der Herzog eigentlich vermeiden, aber nicht entschieden aussprechen wollte, weil sich alles in den Gedanken einer großen, entscheidenden Schlacht hineingelebt hatte. Die Aufgabe des Hohenlohe'schen Corps wäre darnach gewesen: das Vordringen des Feindes über Jena, Dornburg und Camburg so lange zu verhüten als es die Sicherheit des Rückzugs der Hauptarmee erforderlich machte; von dem Augenblick an aber wo der Feind den einen oder den andern Punkt überwältigt hatte, mußte der Rückzug angetreten und jedes ernsthafte Gefecht in der Ebene vermieden werden,

da alsdann der Feind seine ganze Ueberlegenheit entwickeln konnte. Es hieß dieß nicht ein Gefecht unter allen Umständen vermeiden, sondern es wurde ein hartnäckiger Widerstand bis auf einen gewissen Punkt und dennoch das Vermeiden einer Niederlage erfordert. Zu einem solchen Verhalten eignete sich das Terrain vortrefflich. Man hatte einen Fluß und ein tiefes Thal vor der Front, und eine Berglehne besetzt die der Feind nur durch allmähliche Umgehungen gewinnen konnte, wodurch nothwendig eine Zeit verloren ging, die vollständige Freiheit zu einem geordneten Rückzug verschaffen konnte. Höpfner theilt eine Depesche mit die der Herzog noch in der Nacht vom 13. auf den 14. October von Auerstädt nach Jena schickte, und worin sehr bestimmt auf diese Aufgabe des Fürsten hingedeutet war. „Bei der Bewegung der Armee des Königs, hieß es darin, ist es von der äußersten Wichtigkeit daß der Feind nicht über die Saale zwischen die beiden Armeen gehe. Die Besetzung der Uebergänge bei Dornburg und Camburg, besonders mit Artillerie, ist daher von der größten Wichtigkeit."

Es war schon zu spät. Die Uebergänge waren bereits in den Händen der Franzosen, die wichtige Position des Landgrafenbergs besetzt, und die Schlacht des folgenden Tags von Napoleon trefflich vorbereitet, indessen man im Hohenlohe'schen Hauptquartier unwissend und sorglos der Katastrophe entgegenging. Die Schlacht bei Jena selber schildert Höpfner in ihren einzelnen Momenten sehr ausführlich und klar, so daß auch dem Laien die entscheidenden Ursachen überall einleuchtend werden. In einem Abschnitt — „Betrachtungen" überschrieben — werden vom militärischen Standpunkt aus die einzelnen Vorgänge der Schlacht beurtheilt, und mit guten Gründen eine Ansicht durchgeführt die von der gewöhnlichen Betrachtung wesentlich abweicht. Unter dem Einfluß der französischen Militärschriftsteller, die der Beurtheilung in Deutschland immer noch vorzugsweise zu Grunde liegen, und von dem Eindruck der frühern Mißgriffe beherrscht, sind wir immer der Versuchung sehr ausgesetzt die Sache schon für verloren zu geben ehe noch am 14ten ein Schuß gefallen war. Dagegen erhebt sich Höpfner sehr bestimmt; die Lage der Preußen erscheint ihm weder so verzweifelt, noch der Sieg Napoleons so gewiß wie man es sonst gern darzustellen gewohnt war. Er giebt alle Fehler zu die vorher gemacht worden waren: daß der Feldzug zu früh begonnen, nicht ausreichende Kräfte gerüstet und mobil gemacht, die Armee zu sehr zerrissen, der Oberbefehl unzweckmäßig eingerichtet, ein verderblicher Dualismus organisirt

und gegenüber einem solchen Feinde und seiner neuen Kriegskunst die Ueberlieferungen der alten Zeit mit aller Pedanterie festgehalten wurden. Allein dieß alles übte auf die Ereignisse des 14ten noch keine entscheidende Wirkung; wohl aber erscheinen die Fehler die Hohenlohe beging, die Versäumnisse in Besetzung der wichtigsten Posten von den unglücklichsten Folgen. Trotzdem daß es die unzweifelhafte Aufgabe des Fürsten war den Rückzug der Hauptarmee zu decken, behält der Fürst die verkehrte Stellung bei in welcher er Front nach dem thüringer Wald machte und dem Feinde den Rücken zeigte. Seine Avantgarde vertheidigt die Saalpässe nicht einmal so lange wie gewöhnliche Avantgarden, die durch ihr Gefecht die Bewegungen und Stärke des Feindes aufklären und dessen Kräfte vor sich entwickeln lassen sollen. Die Brücken über die Saale werden nicht zerstört um den vom rechten Ufer kommenden Feind aufzuhalten; die Thalränder werden dem Feinde ohne Gefecht überlassen, ja ihm wird der erforderliche Raum zur Entwicklung hinlänglicher Kräfte preisgegeben; Dornburg und Camburg bleiben unbesetzt, und der Fürst weiß daher von den Bewegungen, von der Stärke seines Gegners gar nichts. Er muß somit in jedem Augenblick erwarten von Dornburg her umgangen, von der Hauptarmee abgeschnitten zu werden und jeden Rückzug zu verlieren. Wenn der Fürst am 13ten das Verbot des Herzogs buchstäblich befolgte, als es darauf ankam den Feind unter allen Umständen von dem Plateau der Saale wieder hinunterzuwerfen, so nimmt er dagegen am 14ten im bestimmtesten Widerspruch mit dem Verbot eine entscheidende Schlacht gegen große Uebermacht an — und in welcher Weise!

Ueber die Schlacht selbst übt der Verfasser dadurch die schärfste Kritik daß er sie in einer ganz detaillirten Darlegung in die verschiedenen einzelnen, zusammenhanglosen Gefechte auflöst, aus denen sie eigentlich bestand. Er weist nach daß sechs verschiedene kleine Gefechte geliefert wurden, ohne daß sich irgendwo eine Einheit, ein Wirken nach einem Gemeinsamen gezeigt hätte, und das alles gegen einen in allen Beziehungen vielfach überlegenen Feind. „Es zeigt, bemerkt er dazu, die Schlacht bei Jena einen successiven Gebrauch der Streitkräfte, der in der neueren Zeit als ein wesentliches Mittel zum Siege betrachtet wird, und dennoch war es gerade die successive Verwendung welche die Hohenlohe-Rüchel'sche Armee zertrümmert hat. Der successive Gebrauch der Kräfte hat die Absicht, mit geringen Kräften verhältnißmäßig bedeutende feindliche Kräfte zu beschäftigen, zu ermüden, abzu-

stoßen und dann mit einer Uebermacht von zurückgehaltenen, frischen Kräften die Entscheidung zu geben. Bei Jena freilich waren die preußischen Colonnen schon geschlagen und zum Theil aufgerieben, ehe diese zurückgehaltenen frischen Kräfte den Kampfplatz betreten konnten."

Es ist bemerkenswerth daß in der zweiten Schlacht des 14. Oct., der bei Auerstädt, ähnliche Momente wiederkehren, wenn gleich hier der Gang des Kampfes viel hartnäckiger und der Sieg der Franzosen längere Zeit zweifelhafter war. Auch hier hat man die Besetzung der Saalepässe versäumt, und dem Feind die Wahl seines Schlachtfeldes freigelassen. Die Schlacht selbst schildert v. Höpfner wieder ganz im Einzelnen, und fügt in einer Betrachtung die Kritik der Momente bei, die nach seiner Ansicht den Verlust entschieden haben. Er tadelt es daß die Truppen zu zerstreut und langsam ins Gefecht geführt, und dadurch nie mit hinlänglicher Masse dem Feind gegenüber operirt ward, daß man die Cavallerie gegen die noch völlig unerschütterte feindliche Infanterie zwecklos aufbrauchte und dann aus dem Kampf zurückzog, daß nach der tödtlichen Verwundung des Herzogs jede Einheit der Anordnungen verloren ging, und jeder auf eigene Hand befehligte und Truppen ins Gefecht führte. Es kam hinzu daß man weder Terrain noch locale Verhältnisse berücksichtigte, und die Schlacht zu früh abbrach bevor noch die Reserven verwendet waren.

Nach dieser Darlegung läge die Hauptursache der Niederlage vom 14. October mehr in den Fehlern und Mißgriffen der Anführung als in der überlegenen Macht napoleonischer Combinationen, oder als in der desperaten Stellung der preußischen Heere. Im Gegensatz zur hergebrachten Auffassung geht Höpfners ganze Darlegung darauf hinaus die Lage der beiden Heere, wie sie noch am 13. October war, von ihrer günstigen Seite zu beleuchten, und eben nur aus der ganz verkehrten Benützung der Umstände die Niederlage abzuleiten. Darnach ist auch seine Anerkennung des napoleonischen Verdienstes eine kühlere. Er bewundert die rasche Zusammenziehung der Armee, die Bewahrung des Geheimnisses des Operationsplanes bis zu dem Augenblick wo alle Kräfte vereinigt waren, sowie die Vorsorge für die Sicherheit der Verbindungen und für die Verpflegung der Truppen. Aber er findet den Angriff Napoleons am 14. nicht so preiswürdig wie ihn der Erfolg darstellt, sondern hebt all die ungünstigen Chancen hervor die bei einem „gesunden Oberbefehl der preußischen Armee" eintreten mußten.

Er sieht in dem Ausgang mehr Glück als überlegene Voraussicht, und erkennt darin zugleich „die Leitung einer höheren Hand, welche die Demüthigung Preußens beschlossen hatte, um alles Ungesunde, Verfaulte bis an die Wurzel zu vertilgen und Preußen seiner Bestimmung für Deutschland und Europa wiederzugeben."

Die Geschichte des Rückzugs und der Auflösung des preußischen Heeres ist reich an neuen und interessanten Einzelheiten. Die Debandirung des Hohenlohe'schen Corps, die Capitulation von Erfurt waren die ersten traurigen Zeichen jener innern Fäulniß, die das alte Preußen ergriffen hatte. General Kalckreuth stieß bei Weißensee auf eine Abtheilung französischer Cavallerie unter General Klein, und gab sogleich jeden Gedanken an Widerstand auf; nur die heftigsten Vorstellungen des Prinzen August, welchen Blücher unterstützte, verhinderte es daß Kalckreuth nicht mit 12,000 Mann gegenüber einer Handvoll Franzosen capitulirte! Der Befehl des Königs verbot freilich anzugreifen: darum schloß man mit General Klein eine Art von Waffenstillstand, wornach dieser die Preußen durchziehen ließ, was er freilich mit Gewalt nicht hätte hindern können. Diese Verabredung ist von Napoleon auf eine unbarmherzige Weise getadelt*) und General Klein als dupe der Kriegslist Blüchers dargestellt worden; eine Auffassung die in alle historischen Bücher übergegangen ist und auch z. B. Thiers vermocht hatte von einer „ruse de guerre" zu sprechen, welcher die Rettung des Restes der preußischen Armee zu verdanken sei. Die Darstellung Höpfners (II. 24 ff.), die sich auf das Tagebuch des Prinzen August, den Bericht Blüchers und anderer Führer gründet, klärt die ganze Sache im Einzelnen auf. Klein that was er nicht hindern konnte, und von einer absichtlichen Täuschung durch Blücher ist keine Rede.

Aber die Entmuthigung machte von Tag zu Tag Fortschritte. Seit die Reserve bei Halle versprengt war, ließen sich Führer und Soldaten kaum mehr zusammenhalten. Hohenlohe setzte seinen unglücklichen Marsch nach Magdeburg fort, der die innere Auflösung beschleunigte und mit der Prenzlauer Capitulation endete. Wir erfahren von Höpfner daß Major Knesebeck einen andern, bessern Plan vorgeschlagen hatte, der aber keine Billigung fand. Knesebeck zeigte wie die Preußen beim Marsch auf Magdeburg einen Bogen beschrieben,

*) Le général a eu la simplicité de le croire, hieß es in dem Bulletin.

auf dessen Sehne sich die Feinde bewegten; daß diese daher mit ihnen gemeinschaftlich vor Magdeburg eintreffen und dem Fürsten keine andere Wahl übrig lassen würden als sich entweder mit der ganzen Masse der Unbewaffneten in Magdeburg einschließen zu lassen und ein zweites Ulm zu erleben, oder die Wanderung unverzüglich auf einem ähnlichen Bogen bis zur Oder fortzusetzen, wo der Feind wieder auf der Sehne stehen würde. Er schlug deßhalb vor die Unbewaffneten nach Magdeburg laufen zu lassen, mit allen noch widerstandsfähigen Truppen sich durch einen Seitenmarsch über Goslar nach Hannover zu werfen, die Corps von Blücher und den andern Führern an sich zu ziehen und die Truppen zu reorganisiren. Von dort aus könne man Hessen und Westfalen insurgiren, in Holland einfallen, den Feind von den östlichen Theilen der Monarchie abhalten, und inzwischen einen Krieg führen wie Mansfeld und Bernhard von Weimar, der dem König Zeit geben könne neue Kräfte zu rüsten und sie in Verbindung mit den Russen heranzuführen. Diese Ansicht gewann fast alle Anwesenden im Hauptquartier des Fürsten; allein Massenbach erklärte: er müsse zwar, strategisch betrachtet, den Plan Knesebecks als den zweckmäßigsten erkennen, aber unter den jetzigen Umständen müsse man dabei bleiben nach der Oder zu marschiren. Das reichte hin um Hohenlohe zu dem unglücklichen Marsch auf Magdeburg zu bestimmen, der die Desorganisation vollendete, ohne irgendeinen nennenswerthen Vorsprung zu verschaffen.

Der Thätigkeit Napoleons während dieser Periode des Rückzugs vermag der Verfasser als sachkundiger Militär nur die unbedingteste Anerkennung zu zollen. Die Ausbeutung des Sieges an der Saale, sagt er, war meisterhaft. Napoleon benützte seine große Ueberlegenheit, um die geschlagene preußische Armee durch zwei Corps und einen großen Theil der Cavallerie-Reserve unmittelbar zu verfolgen, so den Schrecken der Niederlage zu verlängern, die Auflösung zu vermehren, und all die Trophäen zu sammeln, welche bei einer ernsthaften Verfolgung dem Sieger nothwendig zufallen. Mit dem Rest der Armee, mit fünf Corps, dringt er auf der nächsten Verbindung seines Gegners, auf Berlin und die mittlere Oder vor, um durch diese gleichzeitige unmittelbare Verfolgung jeden möglichen Widerstand der zurückgehenden Armee in der Front von vornherein aufzuheben, und ihr nicht die Zeit zu lassen Athem zu holen, sich aufs neue zu sammeln und hierzu irgendeinen Terrain-Abschnitt, selbst nicht die Elbe mit Magdeburg zu benützen.

Mit den Contingenten des Rheinbundes geht er auf Dresden, zwingt den Bundesgenossen sich ihm zu unterwerfen und beschäftigt zugleich Schlesien.

Inzwischen folgen Schlag auf Schlag jene beispiellosen Capitulationen der preußischen Festungen, deren Geschichte in dem vorliegenden Werk zum erstenmal vollständig und nach den Acten erzählt ist. Im allgemeinen macht diese detaillirte Schilderung die Sache noch auffälliger, und die Schuld der Führer noch schwerer. Auf Erfurt war Spandau gefolgt. Hier war wenig Vorsorge getroffen, nicht einmal das versprochene Pulver von Berlin geschickt worden, der Platz-Ingenieur war „taub und ziemlich blind"! Doch war in ein paar Tagen so weit gesorgt daß (23. Oct.) der Commandant an den König schrieb: die Citadelle sei gegen einen Handstreich gesichert, und wenn er keine andern Befehle erhalte, wolle er mit der Garnison dem Feind nur die Trümmer der Festung überlassen. Den Tag darauf zeigte sich der Feind; die ersten Aufforderungen zur Uebergabe blieben ohne Erfolg, aber schon am 25. stimmte der Kriegsrath, obwohl noch kein Schuß gefallen war, für Capitulation. Man arbeitete noch an den Bedingungen, als schon Murat, Lannes, Victor über die herabgelassene Zugbrücke ins Zimmer eintraten, französische Soldaten sich in die Citadelle drängten, die Preußen wegjagten und die Wälle besetzten, ehe noch die Capitulation geschlossen war! Greller noch als dieses Invalidenstück waren die andern Capitulationen, wo die Festungen, meistens in gutem Stande, hinreichend besetzt und vortrefflich verproviantirt waren. Auch die Capitulation von Prenzlau, die Höpfner gegenüber den handgreiflichen französischen Unwahrheiten und dem windigen Gerede Massenbachs mit allem Detail, man kann sagen zum erstenmal vollständig erzählt, erscheint darnach noch gravirender als man bisher glauben mochte.

Es ist wahr, die Truppen waren sehr muthlos. Bis zur Gefühllosigkeit ermattet lagen sie am Wege; mit Vorstellungen und Zwang mußten die Officiere sie auftreiben. Die unsichern Maßregeln, das fortgesetzte Ausweichen, sobald sich der Feind nur ahnen ließ, das ängstliche Forschen ob man noch nicht abgeschnitten sei — das alles mußte, zusammengenommen mit der materiellen Entbehrung, nothwendig die Vorstellung von der Furchtbarkeit des Feindes und der eigenen Wehrlosigkeit sehr vergrößern, und auch ein Mißtrauen in die Fähigkeiten oder in den guten Willen der Anführer hervorrufen. Ohne daß eine reelle Verlegenheit vorhanden war, hatte lediglich die unsichere Führung

der Armee das Phantom einer höchst bedrängten Lage gebildet, das sich bei dem geringsten äußern Ereigniß riesenhaft vergrößerte. Aber auch die Officiere waren, wie wir aus Höpfners Darstellung ersehen, muthlos geworden, und ließen sich von Massenbachs Angstberichten und den plumpen Windbeuteleien der Franzosen vollständig beherrschen. Die Verhandlung über die Capitulation die Höpfner ausführlich mittheilt, zeigt diese Entmuthigung bis zu einem psychologisch merkwürdigen Grade. Unter den Generalen und Stabsofficieren waren die meisten Männer von dem höchsten Ehrgefühl, von Muth und Talent, auch von ehrenwerthen militärischen Antecedentien, und doch hatte keiner mehr die Geistesgegenwart an das Natürlichste und Einfachste zu denken, sondern sie gaben sich willig dem Eindruck hin den die handgreiflichsten Uebertreibungen auf sie machten. Was auch jetzt noch der Muth eines Führers vermochte, bewies die Episode des Prinzen August, der mit einem Bataillon und einem Cuirassierregiment, trotz der entscheidensten Ungunst der Umstände noch an mehreren Stellen einen tapfern und momentan auch erfolgreichen Widerstand leistete.

Die Capitulation von Prenzlau, sagte damals der Bericht des Rittmeisters v. d. Marwitz, war weniger durch den Verlust den sie dem Vaterland unmittelbar zufügte, als durch ihre Folgen unheilbringend. Sie gab das Signal zu allen andern Capitulationen; mit Hohenlohe's Beispiel glaubte jeder pflichtvergessene Commandant sich schützen zu dürfen. Sie pflanzte den Kleinmuth in alle Herzen, und verbreitete den jede Thatkraft lähmenden Gedanken: daß doch alles verloren sei, daß Preußen nicht mehr geholfen werden könne — während eine mannhafte Vertheidigung, selbst wenn sie mit dem Untergang endigte, einen unberechenbaren Eindruck zurückgelassen hätte. Die Capitulation von Küstrin, Magdeburg, Hameln u. s. w. bilden den Schluß des zweiten Bandes; es sind zum Theil Vorgänge ohne Beispiel, zumal wenn man die einzelnen Verhältnisse so genau beleuchtet sieht. Die Urtheile der spätern Kriegsgerichte die gegen die Commandanten wegen „bewiesener Feigheit" das Todesurtheil verhängen, sind nicht zu hart. Nur darin war ein milderndes Moment zu finden daß ein Theil der Verantwortung auf die Regierung selbst zurückfiel, die, wie z. B. in Magdeburg und Hameln, abgelebte alte Leute an so wichtige Posten gesetzt hatte und sie so nach einem langen ehrenvollen militärischen Leben der Schande preisgab. Daß die Jüngeren, bei denen der Nachlaß der physischen Kräfte noch nicht eingetreten war, anders dachten und anders handeln

wollten, ist eine durchgehende Erscheinung; an ihnen findet daher die Muthlosigkeit der obersten Führer überall einen freilich erfolglosen Widerstand.

Die einzige erquickliche Episode in dieser allgemeinen Auflösung ist der Zug Blüchers. Seine Lage war noch viel verzweifelter als die des Fürsten Hohenlohe, aber der General verzweifelt nicht. Er findet Boitzenburg vom Feinde besetzt und erhält den Rath gleich dem Fürsten Hohenlohe auszuweichen, aber er schlägt den Feind aus den Quartieren und bezieht sie selbst; er hat nach dem Verlust von Lübeck nichts mehr zu hoffen, aber er gibt es noch nicht auf sich zu schlagen und fechtend unterzugehen, und als ihm die Unmöglichkeit bewiesen wird noch irgendetwas unternehmen zu können, so capitulirt er zwar, aber er hat Zeitlebens einen Groll gegen die Männer im Herzen getragen die ihm den Rath ertheilt hatten endlich den Widerstand aufzugeben. Die Geschichte dieses Zuges bis zur Capitulation wird in dem Werke Höpfners zum erstenmal vollständig gegeben.

Den besten Maßstab für die reichen Aufschlüsse im Einzelnen gibt eine Vergleichung eines Werks wie das vorliegende ist mit den französischen Quellen, einem Mathieu Dumas u. s. w., die immer noch auf die Darstellung deutscher Geschichtsforscher einen unzweifelhaften Einfluß üben. Durch die schlichte, actenmäßige Darlegung wird die französische fable convenue recht handgreiflich enthüllt, und es wäre nur zu wünschen daß über die ganze Periode von 1792—1815 die verschlossenen Schätze deutscher Archive der allgemeinen Kenntniß geöffnet würden, damit wir uns endlich einmal von der Abhängigkeit von fremden Quellen emancipiren könnten.

Graf Yorks Leben.

Von J. G. Droysen. Erster Theil.

(Allgemeine Zeitung 3. 4. 8. u. 9. April 1851 Beilage Nr. 93, 94, 98 u. 99.)

Es ist hohe Zeit daß wir die zerstreuten biographischen Blätter aus der Periode der Befreiungskämpfe sammeln, denn einmal wird die Reihe derer immer dünner die uns mit mündlicher Ueberlieferung zu Hülfe kommen können, und dann bedarf unsere Zeit mehr als jede andere solch erfrischender und aufrichtender Vorbilder. Die Persönlichkeit des

Mannes, die uns hier von geschickter Hand vor die Augen geführt wird, mag, von herrschenden Zeitmeinungen und Ansichten gemessen, oft wie eine weit entlegene und altfränkische Gestalt erscheinen; und doch wird sie alle mächtig anziehen und ihnen imponiren, denn sie zeigt uns in jedem Zug einen fertig ausgeprägten markigen Charakter, wie sie in unsern Tagen so selten sind. Diese Charakterfülle, diese Zähheit und Festigkeit des Willens, dieß Handeln nach großen, männlichen Berechnungen, diese spartanische Gedrungenheit bei so vielen tiefen und verschlossenen Falten, diese **brevitas imperatoria** neben einem solchen Talente des Zauderns und sich Geduldens tritt bei York prägnanter und eigenthümlicher hervor als vielleicht bei irgendeiner bedeutenden Individualität jener Epoche. Man hat von ihm das schiefe Bild eines verschlagenen, ulysseischen Charakters, eines kalten, finstern, unbändig ehrgeizigen und unverträglichen Mannes entworfen, und damit das Wahre nur zum Theil getroffen; denn auch die harten und herben Züge seines Wesens haben eine bedeutende, man darf sagen antikrömische Unterlage. Und in dieser charaktervollen Energie und Schroffheit, wie sie von der Sitte und Bildung moderner Zeiten mehr und mehr verschliffen wird, liegt Yorks hervorragende Bedeutung für die Befreiungszeiten. Es ist kein Mann der Stein'schen Reformen, vielmehr erscheinen ihm die neuen Einrichtungen als der eigentliche Anfang vom Ende, er hängt mit aller Zähigkeit, selbst Beschränktheit an der alten militärischen Prärogative des Adels, ihm sind die Trümmer die den Reformern nur als Bauschutt erscheinen, immer noch ehrwürdiger und auch brauchbarer Baustoff, er sieht in der Gründung der neuen preußischen Staatsordnung nicht etwa, wie Stein, die Fundamente künftiger Größe und die Vorbedingung alles selbstthätigen Strebens der nationalen Kräfte, sondern ihm erscheint das alles nur als eine Reihe unglückseliger Experimente, die dem jacobinischen und bonaparteschen Geiste des Zeitalters nicht fremd sind.

Es beruht dieß auf der ganzen Eigenthümlichkeit seines Wesens. Er ist ein Sprößling der alten preußischen Zeit, über die nun freilich zu Jena und Auerstädt der Stab gebrochen war, der aber auch die großen Fürsten, Staatsmänner und Feldherren des alten Preußens einst angehört hatten. Für dieß Preußen ist York noch ein recht scharf ausgeprägter Repräsentant; so körnig, so unbeugsam, so rührig und schöpferisch, aber auch so mit der alten Ueberlieferung militärischer Zucht und Gehorsams verwachsen, wie es die bedeutenden Männer alle waren

die vom großen Kurfürsten an bis zum großen König, die mit ihnen und unter ihnen die politische Bedeutung des alten Preußens haben schaffen helfen. Diesen preußischen Staat sieht York gefährdet durch die Reformen Steins; es schneidet ihm ins Herz daß damit so ohne weiteres tabula rasa gemacht werden soll. Aber auf der andern Seite ist jenes alte Preußenthum bei ihm auch noch in allen seinen guten und kräftigen Elementen lebendig; er ist der schöpferische, militärisch-organisirende Kopf, der Mann der unbeugsamen Disciplin und zugleich des soldatischen Selbstbewußtseins, der stolze Preuße der alten Zeit, der diesem Stolze freilich ein Fundament von Verdienst und Tüchtigkeit zu geben wußte. So ist jener alte Typus in ihm noch einmal ganz frisch und verjüngt zu sehen; was bei andern nur noch Phrase oder Selbsttäuschung war, wird bei ihm zum reichen Quell eines mächtigen Thuns, womit er an den Begebenheiten der neuen Zeit Theil nimmt. So wird er unvermerkt von einer andern Seite her der tüchtigste Verbündete desselben Strebens, dem die Stein, Gneisenau, Scharnhorst u. s. w. von ihrem Standpunkt der Reform aus nachgehen; ja er wird derjenige der eigentlich zur Entscheidung den mächtigsten Anstoß gibt. Eine That wie die Capitulation von Tauroggen kostete — dieß geht aus seiner Lebensgeschichte unzweifelhaft hervor — vielleicht keinem im ganzen preußischen Heere so viel schwere Kämpfe wie ihm, denn sie widersprach in ihren Mitteln durchaus dem was vor dem Forum des alten Preußenthums und seiner Disciplin als erlaubt und bräuchlich galt; aber mächtigere sittliche Motive geben den Ausschlag, und er thut den Schritt, von dem er selber dem König schreibt: „Ich schwöre Ew. k. Maj. daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde.“

Diesen merkwürdigen Verlauf eines Lebens, in dem alles zusammenwirkte den Charakter und die Willenskraft zu stählen, lernen wir erst aus Droysens Biogrophie kennen. Wohl leben noch, wie der Biograph sagt, in der Armee die Geschichten vom alten York, und bilden einen Theil jener soldatischen Mythologie, in deren Heroen sich die Grundzüge, die typischen Elemente dieses volkthümlichsten Heerwesens veranschaulichen. In diesen Geschichten erscheint York — dem alten kampffreudigen Feldmarschall Vorwärts gegenüber — als der ernste, strenge, zäh energische, „scharf wie gehacktes Eisen;“ sein Körper, trotz schwerer Wunden und Brüche, fest, stark, elastisch; sein Blick kühn,

durchdringend, freundlich nie; sein Wille eisern; sein ganzes Wesen gewaltig, gebieterisch, zur Zucht, zur Pflicht, zum höchsten Wetteifer aller Kraft zwingend. Dieß Bild ist in den wesentlichsten Zügen richtig. Aber es fehlen andere die diesen harten Charakter doch erst verstehen lassen. Ihn ganz würdigen wird man erst wenn man zugleich beachtet, welche Jugend durchkämpfend, welche Leidenschaften bewältigend, in welchen Uebungen des Willens und der Kraft erstarkt er dem gebrochenen Vaterland eine erste Stütze der Erhebung zu werden vermocht hat.

Nicht ohne Mühe hat Droysen das Material zu der Biographie zusammenbringen müssen. Ein freilich unvollendetes Manuscript des Generals Valentini, das schon für verloren galt, ist wieder aufgefunden und von ihm benützt worden; außerdem Urkunden, die freilich nur noch ein Rest von früher Vorhandenem sind. Schon York hat im Anfang der zwanziger Jahre den größten Theil seiner Papiere verbrannt, ohne daß „sein Tagebuch“ wie er es gleich nach dem Kriege in Absicht hatte, ausgearbeitet worden wäre. Aber wenigstens eine Auswahl des Wichtigsten hat er zurückgelegt und zu sorgsamer Aufbewahrung bestimmt. Anderes, namentlich Concepte aus seiner amtlichen Correspondenz, hat ein günstiger Zufall gerettet; wieder von anderm sind Auszüge die zum Behuf einer historischen Arbeit gemacht waren, erhalten. Dazu kamen verschiedene Correspondenzen und einzelne Aufklärungen die dem Verfasser von Lebenden und jüngst Verstorbenen, wie Boyen, Canitz, Graf Henckel und Graf Brandenburg, bereitwillig gegeben worden sind. Nicht überall ist dieß Material vollständig ausreichend gewesen, aber doch reich genug um ein getreues Bild des Helden zu entwerfen, und einzelne allgemein geschichtliche Partien, wie namentlich die preußische Politik in den verwickelten Verhältnissen der Jahre 1811 und 1812, mit interessanten Aufklärungen zu bereichern.

Die Familien-Ueberlieferung verlegt die Abstammung des Hauses nach England, wo es noch in den Earls von Hardwick blühe; jakobitisch gesinnt, sei es unter Cromwell erst nach Schweden, dann nach Pommern eingewandert und zum Protestantismus übergetreten. Ohne bedeutenden Besitz — „die Yorks, hieß es, haben nichts als ihren Degen“ — gehörten sie zu jenem militärischen Adel der alten preußischen Monarchie, der keine andere Laufbahn kannte als den Kriegsdienst, und mit unbedingter Hingebung dem heranstrebenden preußischen Königshause diente. Von einem Vater der diese Laufbahn mit Ehren durchgemacht, und einer bürgerlichen Mutter, einer Handwerkerstochter aus

Potsdam, ward Hans David Ludwig York am 26. September 1759 geboren (wo? ist nicht einmal genau zu ermitteln), und verlebte die erste Jugend unter der strengen soldatischen Zucht des Vaters. Was er um sich sah trug den militärischen Typus; zwei Brüder des Vaters waren in der Schlacht bei Leuthen gefallen, ein dritter in der Prager Schlacht, ein vierter bei Kunersdorf. In dem Hause lebte und webte man in Erinnerungen des glorreichen Krieges; es verstand sich von selbst daß auch der Sohn die militärische Laufbahn wählte und schon im zwölften Jahr als Junker in die Armee eintrat. Die Jugendbildung war natürlich mangelhaft, York selbst beklagte das später. „Die verdammten mirs und michs," pflegte er zu sagen, „beim Schreiben geht es noch, da macht man einen Zug und jeder kann es lesen wie er will; aber beim Sprechen muß man heraus damit." Desto mehr wurde jegliche Art körperlicher Kraft und Gewandtheit geübt. Den Degen in Hieb und Stoß führen, tanzen und voltigiren, das wildeste Pferd reiten, alles das konnte York mit ungewöhnlicher Meisterschaft; und diese steten und kräftigenden Uebungen gaben ihm eine Elasticität und Straffheit der Glieder, eine Gewohnheit und Sicherheit der eigenen Kraft, die er später in so eigenthümlicher Weise auf seine Lieblingswaffe zu übertragen verstand.

Yorks jugendliches Officierleben hat nichts besonders bemerkenswerthes; es fiel in eine der ungünstigen Friedensperioden die auf den Geist und die Haltung eines Heeres nur nachtheilig wirken können. Der erste Feldzug den York mitmachte, der baierische Erbfolgekrieg, der ja mehr einer politischen Demonstration als einem Krieg ähnlich sah, unterbrach die Reihenfolge dieser übeln Einwirkungen nicht, sondern verstärkte sie. In ihre Garnison zurückgekehrt ergaben sich die Regimenter Ausgelassenheiten und Aergernissen aller Art, und man war von oben nachsichtig genug diese Dinge zu dulden und jenen falschen und eingebildeten Corpsgeist zu nähren der in der Regel der Vorbote der Zerrüttung ist. Der junge York macht sich in dieser Periode seines Lebens eigentlich nur durch die Art bemerklich wie er aus dem Dienst auszuscheiden genöthigt war. Ein Officier, der zu seinen Vorgesetzten gehörte, hatte in dem Kriege von 1779 mancherlei wüste Plünderungen geübt, was nach der einen Version York zu einer starken Aeußerung veranlaßte, nach der andern bewog bei der nächsten Wachparade vor jenem Officier den Sponton zur Erde zu senken. Ob Friedrich II. wirklich den Cabinetsbescheid gab „Geplündert ist nicht gestohlen, York

kann sich zum Teufel scheeren," ist nicht ausgemacht; genug, der 21jährige York, dessen Cameraden ungestraft grobe Excesse hatten begehen dürfen, wurde um seines empfindlichen Ehrgefühls willen cassirt und auf die Festung geschickt. Der Arrest in der Cidatelle zu Königsberg ward von ihm dazu benützt manches nachzuholen was seine flüchtige Jugendbildung lückenhaft gelassen hatte.. Er übte das Französische bis zur vollkommenen Geläufigkeit; er las soviel wie möglich kriegsgeschichtliche Bücher; vor allem studirte er die Schriften des Marschalls von Sachsen, wie er denn später noch bekannte daß dieselben auf seine militärische Art den größten Einfluß geübt hätten.

In Preußen schien indessen seine Laufbahn für immer zu Ende; er entschloß sich in der Fremde sein Glück zu versuchen und ging nach den Generalstaaten. Andere Eindrücke umgaben ihn da, man könnte aber nicht sagen daß sie günstig auf ihn gewirkt hätten. Die damalige Bewegung in Holland, der Lärm der Presse, der Wirrwar der Parteiintriguen, diese hochmüthige Selbstgefälligkeit und Selbstsucht regierender Magistraturen und kaufmännischer Souveräne, diese wirre Weitläufigkeit in Dingen die raschen Entschluß und sicheres Handeln erforderten — das alles bestärkte nur in dem jungen Officier die Ueberzeugung daß eine feste und militärisch straffe Autorität allein im Stande sei auch mit mäßigen Mitteln politische Macht und Unabhängigkeit zu erwerben. Eine glückliche Bekanntschaft verschaffte ihm Gelegenheit an dem rühmlichen Seegefecht, das eine holländische Escadre an der Doggersbank den Britten lieferte, Antheil zu nehmen und selbst der Siegesbote zu sein der dem Erbstatthalter die erste Nachricht brachte. Er wird nun Capitän der Garde, eine Gunst des Glücks aus der ihm freilich nur neue Verlegenheiten erwachsen. Das Leben am Hofe, das hohe Spiel, dem er sich gern hingegeben zu haben scheint, die Langeweile eines mehr höfischen als militärischen Dienstes vermochten ihn seine Compagnie zu verkaufen und doch lieber, was er früher gern vermieden, in den Dienst der ostindischen Compagnie zu treten. Die Werbungen eines Regiments das nach dem Cap und Ceylon abgehen sollte, verschafften ihm neue Gelegenheit Welt und Menschen kennen zu lernen; mehrere Monate lang trieb er sich in Paris, in den glänzenden Kreisen des eben noch einmal aufleuchtenden altmonarchischen Frankreichs umher, bis er (Sept. 1782) zu Schiffe ging.

Ein bewegtes und gefahrvolles Leben am Cap und in Ostindien war für einen aufstrebenden, eisernen Charakter wie den Yorks eine

treffliche Schule. Die Bekanntschaft mit Suffren, dem berühmten französischen Seemann, wandte ihn ganz nach dieser Richtung hin, und es scheint einen Augenblick als sollte aus dem cassirten preußischen Lieutenant ein rechter Seemann werden. Es gelang ihm in diese meist zügellosen Colonialtruppen Zucht und Gehorsam zu bringen. Wie sonderbar kam es den trotzigen, übermüthigen, verwilderten Kerlen vor daß sie Zucht und Ordnung lernen, streng ihren Dienst üben, auf der Wache bleiben, zu bestimmten Stunden im Quartier sein sollten. Es gab da wilde Scenen, Meuterei; mit Degen und Pistol mußte York unter sie fahren; wenn er Nachts ausging die Posten, die Quartiere zu visitiren oder aus der Soirée des Gouvernementshauses heimging, war es mit den Pistolen in der Schärpe; jeden Augenblick konnte es auf Tod und Leben gehen. Aber er ward ihrer Meister, er bändigte sie; der Chevalier prussien, der petit diable ward gefürchtet; bald hatte er die Verehrung aller, sie wetteiferten um seine Zufriedenheit. Neben diesen gefährlichen Erziehungsversuchen blieb ihm noch Zeit genug der Lectüre nachzugehen und seine Lieblingsbeschäftigung, die Jagd, zu pflegen, so daß fast sein ganzes Thun in Arbeit, Wagniß und Bewegung aufging. Jene kaltblütige, herrschende Entschlossenheit, jene römische Ruhe und Fassung, die ihn bei aller tiefen Leidenschaft in entscheidenden Momenten nie verließ, ward in diesem wechselvollen Leben auf der See und auf den holländischen Colonien recht eigentlich auf die Probe gestellt und gehärtet.

Und doch — es ist ein seltsames Ding um die menschliche Natur! — finden wir mitten in diesem ernsten, äußern Ringen um eine Lebensexistenz, als Episode einen Liebesroman eingeflochten, so heftig und leidenschaftlich wie es für den ersten Blick zu dem spätern kalten starren Kriegsmann kaum zu passen scheint, und doch wieder in jedem Zuge seinem Wesen entsprechend. Schon bei seiner ersten Anwesenheit auf dem Cap hatte er mit einem sehr schönen aber armen Mädchen ein Verhältniß angeknüpft, das durch seine Abreise nach Ceylon ungeschwächt blieb; als er nach dem Cap zurückkam, war die Geliebte ihm unverändert treu und entschlossen ihm in die weite Welt zu folgen, sowie er ernstlich daran dachte um dieses Mädchens willen auf dem Cap zu bleiben. Ein reicher, junger Kaufmann von wackerem Charakter bewarb sich um das Mädchen, und als er mit der abschlägigen Antwort zugleich deren Ursache erfuhr, wandte er sich an York selbst, stellte ihm die Lage des Mädchens, seiner Eltern vor. York war auf das

heftigste ergriffen; sein treuester Freund und Camerad, der Schweizer Sandos, rieth ihm dringend er solle das Glück des Mädchens nicht an sein ungewisses Schicksal knüpfen und seine eigene Zukunft nicht durch eine Leidenschaft vernichten, die ihn für Größeres nicht entschädigen könne. Nach tagelangen Kämpfen hatte er sich selbst überwältigt, übergab die Geliebte, unter unendlichen Thränen der Armen, dem reicheren Bewerber, und bat nur um die Gunst der Trauung beiwohnen zu dürfen. Wenige Wochen und sie fand statt. York stand in der Kirche zur Seite, hörte fest und kalt der Rede des Pfarrers zu; als die Braut ihr Ja sprach, stürzte er zur Erde. Er wünschte sich hinweg vom Cap; er bat um Urlaub nach Europa, verkaufte seine Compagnie und kehrte mit dem nächsten Schiff nach Holland zurück.

Er fand dort (1785) alles in wachsender Gährung, und war trotz glänzender Anerbietungen nicht geneigt in den Dienst der schon von Demagogen beherrschten Regierung einzutreten. Seine Sehnsucht ging nach Preußen, dem wohlgeordneten, straffen Militärstaat, wie er vor seiner Phantasie stand; Empfehlungen der Prinzessin von Oranien sollten, so hoffte er, das frühere Mißverhältniß vergessen machen und ihm einen ehrenvollen Rückweg in die Armee bahnen. Als „Attaché der holländischen Gesandtschaft" ging er, nach dem Rath seiner fürstlichen Beschützerin, nach Berlin. Aber bei dem alten Friedrich scheint der frühere Vorfall unvergessen geblieben zu sein; wenigstens tragen seine Bescheide auf Yorks Gesuche unverkennbar das Gepräge persönlicher Malice. „Wenn Er den Seedienst wohl verstehen mag, so ist doch nicht zu vermuthen daß Er sich zum Landdienst schickt, und dazu sind doch die neu errichtet werdenden Regimenter einzig und allein bestimmt" — so lautete die erste Antwort; und als York den absichtlichen Irrthum, als habe er nur auf der See gedient,, berichtigte, erfolgte ein zweiter, noch plumperer Bescheid: „Ich muß nach Seinen letzten Seediensten billig Bedenken tragen Ihn bei der Infanterie wieder anzustellen; und würde das ebenso viel sein, als wenn ein Koch wollte Tanzmeister werden." Erst Friedrichs II. Tod schuf günstigere Verhältnisse; der Nachfolger willfahrte endlich seinem dreimal wiederholten Gesuch, und er durfte wieder die preußische Uniform tragen. Er ward Capitän bei den Füsiliren. Man muß, sagt sein Biograph, das bittere Brod der Fremde gegessen haben um ganz zu fühlen was es bedeutet die Heimath wieder zu haben. Nur in dem heimischen Boden wurzelt man fest und tief, hat man volle Zuversicht an seiner

Stelle zu sein. York hatte nun sein Vaterland wieder; wir begreifen es daß er sich von diesem Preußen, dem mühevoll wiedergewonnenen, doppelt fest umklammert fühlte. In seinem ganzen Thun ist fortan eine Frische, eine Zuversicht, der man wohl ansieht daß sie den tiefsten Lebensquellen entspringt. Es ist als ob er endlich festen Boden unter den Füßen fühlte. Freilich ein anderer als er ging ist er heimgekehrt. Noch ist in ihm dieselbe Heftigkeit des Empfindens, dieselbe Gewaltsamkeit aller Leidenschaft, aber sie ist hart umkrustet, unter der kalten Form von Gemessenheit, Vornehmheit, Sarkasmus fortglühend, nicht ohne immer neue Gefahr vulcanischer Ausbrüche. Und bändigte er sie schon sonst mit der stolzen Strenge des Pflicht- und Ehrgefühls, so hatten die Erlebnisse dieser sieben Jahre nicht seinen Stolz gebrochen noch seine Strenge gemindert, aber sie hatten ihn gelehrt von den Menschen und von den Verhältnissen weniger zu erwarten als sie zu versprechen scheinen, und nicht zu erstaunen wenn sie auch nicht dem Wenigen entsprechen.

In den Jahren des Ringens in der Fremde hatte York die Kunst des Gebietens aus dem Leben erlernt; er hatte das Gefühl seiner Ueberlegenheit, doch war es erst dann in voller Kraft, wenn er sich einem größeren Zusammenhang eingeordnet, für die Kraft und Ehre eines Ganzen in Anspruch genommen fühlte. So wenig, sagt Droysen, war er mürrisch oder blasirt daß er sich vielmehr an den Thorheiten und Widersprüchen, den Kleinlichkeiten und Lächerlichkeiten, aus denen sich den meisten Menschen ihr Leben summirt, mit unerschöpflichem Humor weidete. Die eigene schwer errungene innere Sicherheit und Selbstherrschaft machte ihn um so mitleidloser gegen die welche sie nicht einmal zu erringen versuchten, oder, der Entbehrung bewußt, in den Tag hineinlebten. Man sieht wohl, es liegt in diesem Charakter eine Doppelheit eigenthümlicher Art. Es ist als wenn in ihm zwei Gewalten gegen einander rängen um den Sieg. Eben darum war es so gefährlich wenn seine Schickungen ihn wiederholt an die Gränzen des Abenteurerlebens schleuderten; denn ein Schritt weiter, und er war der Verwilderung verfallen; günstige Fügungen geben jedesmal seinem stolzeren Selbstgefühl die Möglichkeit umzukehren. Aber ebenso in den ruhigen Tagen, die ihm nun beginnen, ist er mit nichten in seinem Gemüth still und befriedigt; er sucht die Spannungen und Bethätigungen, in denen allein er sein Genüge findet. Daher die stets wache Eifersucht alles das was zum Wesen seines Standes gehört

auszuprägen und zur Geltung zu bringen, die Entschiedenheit eines stets treffenden und oft schneidigen Urtheils, dem die Gewandtheit und Vornehmheit seiner Form nur umsomehr Stachel gab, die trotzige Gelassenheit, und man möchte sagen die stets gespannte Muskelkraft seines ganzen Wesens, als gälte es jeden Augenblick auf dem Platz zu sein und das durchzufechten wofür man einsteht.

Seine neue Stellung führte ihn erst nach Breslau, dann nach einem kleinen polnischen Nest, später nach dem öden, unfreundlich gelegenen Städtchen Johannisburg. In diesen kleinen, wenig reizenden Verhältnissen bewährt sich zugleich die Zähigkeit und die schöpferische Unruhe des Mannes. In dem schmutzigen polnischen Winkel weiß er sich Achtung und Vertrauen zu erwerben, so daß er selber in spätern Zeiten mit Befriedigung des Aufenthalts gedenken konnte; in den verschiedenen Garnisonsorten ragte er über die gewöhnliche Masse der Officiere schon genug hervor, um selbst in weiteren Kreisen als eine bedeutende Persönlichkeit anerkannt zu werden. Als er 1797 Bataillonschef wird, zeigten die Glückwünschungsschreiben hervorragender Männer daß man von ihm sich mehr als gewöhnliches versprach. Bezeichnend war seine Weise mit den Soldaten umzugehen. Gegenüber der herrschenden Mode mit Schimpfen, Mißhandeln und Prügeln die Leute zu dressiren, ließ York die Mittel körperlicher Züchtigung äußerst selten anwenden. Allerdings war er streng, forderte viel; aber er verstand es in seinem Bataillon ein soldatisches Ehrgefühl zu wecken, das, indem es den einzelnen Mann erhob, der Disciplin ganz andere und wirksamere Handhaben bot als die brutalsten Körperstrafen je gewähren konnten. Die sicherste Probe für den Geist seines Bataillons gab es daß Desertionen, an denen die Garnisonen überall krankten, in einer völlig offenen, mit Wald und Wildniß umgebenen Garnisonsstadt nicht vorkamen; das Vertrauen das den Leuten geschenkt, die größere Freiheit die ihnen gewährt wurde, weckte ihre Anhänglichkeit und ihr Ehrgefühl in dem Maße daß die Entlassung vom Bataillon eine Strafe wurde.

Die Würdigung seiner Tüchtigkeit war es die (1799) seine Ernennung zum Chef eines Jägerbataillons veranlaßte. „Das interessante“ Regiment, wie der König in seiner Ernennungsordre die Truppe nannte, bestand aus gelernten Jägern, Förstersöhnen u. s. w., zeichnete sich durch eine gewisse Ungenirtheit der taktischen Formen aus, haßte das Exerciren und ward von oben in diesen „Gerechtsamen und Frei-

heiten" beschützt. Es wird erzählt daß, als sie einmal bei einer Parade, die noch Friedrich abhielt, im Paradeschritt herankamen, der alte Herr den Krückenstock gehoben und gerufen habe: „Wollt ihr Schächer auseinander." Neben der starren Dressur der Garde und Linie nahm es sich komisch aus bei den Manövern und Paraden den bunten Haufen ohne Richtung und ohne Schritt vorbeimarschiren zu sehen; es schien, wie Droysen sagt, als sollten die Jäger in der allgemeinen Uniformität doch ein romantisches Element bilden, und man lächelte wenn sie vorüberzogen, wie über eine harmlose Ergötzlichkeit. Es ist nun sehr anziehend auch für den Laien zu beobachten wie er aus diesem tüchtigen, aber rohen Material eine Truppe formirte die ein wirkliches Jägercorps ward, und aller der Vortheile Meister war die ihre Bewaffnung und technische Fertigkeit ihr gewähren mußte. Widerspruch unter den Officieren gab es anfangs in Hülle und Fülle; die ältern namentlich wollten sich durch den verhältnißmäßig jungen Chef nicht aus ihrem Schlendrian herausbringen, die jüngeren in ihren Lieutenantsliebhabereien, Raufereien und dergl. nicht stören lassen. Aber York kam zum Ziel. Er war unerschöpflich in immer neuen Sarkasmen; er verstand es seinem Tadel die allerempfindlichste Schärfe zu geben, und trieb die Ungeschickten bis zu förmlicher Verzweiflung. Doch wird hervorgehoben daß er mit besonderem Tact eben diejenigen die er im Dienst aufs härteste angelassen, Abends, wenn sie ihn in seinem Garten besuchten oder mit ihm in der Ressource zusammentrafen, völlig cameradschaftlich und ohne irgendeine Erinnerung an die peinlichen Vormittagsstunden behandelte. Kam jemand, was namentlich in der ersten Zeit oft geschah, ihn zur Rede zu setzen, so empfing er ihn mit der ihm eigenen vornehmen Höflichkeit, unterhielt ihn sehr angelegentlich, ließ ihn aber nicht auf den Anlaß seines Besuchs kommen, bis er schließlich mit freundlicher Entschiedenheit hinauscomplimentirt war. Mit Augendienerei war ihm ebenso wenig beizukommen; wohl aber zwang ihm männlicher Widerspruch Achtung ab, wie denn einer von den wenigen mit denen er innige und bis in das Grab dauernde Freundschaft bewahrte, Valentini, bei einem solchen Anlaß seine Achtung gewann. Doch kam es auch zu ernsteren Conflicten: ein alter Major, bekannt als wilder Soldat, aber dem Trunk ergeben und händelsüchtig, natürlich auch mit Yorks Neuerungen unzufrieden, glaubte sich von dessen Haß besonders verfolgt; er faßte einen verzweifelten Entschluß und suchte den verhaßten Obersten in seiner

Wohnung auf, wie es hieß in der Absicht erst diesen, dann sich zu erschießen. Verstört verließ er das Haus Yorks und machte wenige Minuten nachher durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende. York selbst erzählte nie anders, als er habe den wild Aufgeregten zu beruhigen gesucht; das Gerücht — bezeichnend für die Art wie man den Mann auffaßte — erzählte: York habe den alten Officier mit so furchtbarer Kälte und Verachtung behandelt, mit so dämonischer Gewalt ihn in seinem innersten Wesen zerschmettert, daß dieser sich aus Verzweiflung das Leben genommen.

Während York in seinem kleinen Kreise den alten Formen neues Leben einzuhauchen wußte, nahte die Katastrophe welche das alte Preußen über den Haufen warf. Die Armee, sagt Droysen, befand sich in einem Zustand taktischer Vollkommenheit, der selbst die Dressur des alten Dessauers überbot; wahrscheinlich ist nie correcter marschirt, peinlicher die Gleichheit der Zöpfe und der Fußspitzen beobachtet worden als in den tonangebenden Regimentern von Berlin und Potsdam. Freilich versäumte man, wie neulich Oberst Höpfner nachgewiesen hat, über diesen Herrlichkeiten völlig den Bedürfnissen der neuen beweglichen Taktik zu genügen, worin der große Gegner von 1806 so überlegen war. Inmitten dieser Ueberreife untergeordneter Sachen, in diesem Großsein in kleinen Dingen begann man allerdings mit Unruhe inne zu werden daß man in eben den Richtungen denen Napoleon zum Theil seinen Kriegsruhm verdankte, in hohem Maße unreif sei, daß man weder die Ideen noch die Charaktere, noch die Leidenschaften besaß welche die Größe bedingen. Man beeiferte sich den praktischen Mängeln auf theoretischem Wege beizukommen; mit Heftigkeit warf man sich auf strategische Studien; und während die einen mit hochfahrendem Sibyllenton alles hinwegwarfen was nicht in den genialen Kreis höchst strategischer Erleuchtungen hineinreichte, suchten andere mit ebenso viel Spiritualität wie Dünkel Einrichtungen zu schaffen in denen sie ihre strategisch-politischen Combinationen zum Mittelpunkt des Staatswesens machen wollten. Solche Genialitäten der Bülow, Massenbach, Phull standen in desto grasserem Gegensatz mit dem schwerfälligen und zähen Gang des übrigen Wesens, mit der Vorliebe für alles Halbe und Mittelmäßige, welche die Entschlußlosigkeit sich so gern als Tugend anrechnen läßt.

Natürlich fand York an dem herrschenden Treiben nicht das mindeste Gefallen. Den Kriegslärm von 1805 und die Berliner Ro-

domontaden der haute volée und der Garde-Lieutenants wußte er auf ihren wahren Werth zurückzuführen; er ergoß sich in Spott „über die ästhetischen" Officiere, über ihren Umgang mit Schauspielern und Juden, und über das ganze eitle Wesen wie es sich um den Prinzen Louis gruppirte. Gegen die Königin, die von einer andern Seite her einen ähnlichen Einfluß übte und den alten herb militärischen Ton des Hofes umgestaltete, faßte York eine Abneigung die nie ganz gewichen ist; der klägliche Ausgang der Politik von 1805 schien alle seine trüben Ahnungen zu erfüllen. Er war ebensowenig der feigen und habgierigen Politik der Haugwitz und Lombard zugewandt, als der leidenschaftlichen Agitation für den Krieg; die drohende Alternative, entweder von Frankreich oder von Rußland ins Schlepptau genommen zu werden, war für seinen stolzen altpreußischen Sinn gleich demüthigend. Eine kurze Anwesenheit in Berlin im Julius 1806 stimmte ihn vollends herab. Er sah das Treiben der Officiere, die Demonstrationen im Theater; wie vollkommen widersprach das seinen Vorstellungen von Disciplin, von der Stellung der Soldaten! Sollten die Garde-Officiere die Politik Preußens machen? Sollte aus der Monarchie der Hohenzollern eine Berliner Prätorianer-Oligarchie werden, und gedachte man in solchem Zustande gegen napoleonische Heere zu kämpfen? Aber wer hörte seine Mahnungen!

Es erfolgte die Katastrophe, wie sie uns neuerlich wieder mit reichem Detail von Höpfner erzählt worden ist. In solchen Lagen kann der Einzelne den allgemeinen Einsturz nicht mehr aufhalten, höchstens im Untergehen seine Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit bewähren. York gehörte zu den wenigen die in dieser allgemeinen Auflösung noch dem alten Ruf preußischer Heere alle Ehre machten. Es zeigte sich jetzt wohin es führte, wenn man alten abgelebten Leuten Regimenter und Divisionen anvertraute, und ganz vergaß daß der Soldat vor allem ein Mann sein muß; kein Wunder wenn Zorn, Erbitterung und Verachtung in York emporschwoll. Wenn ein General zu ihm sagte: „Es bleibt nichts übrig als Unterwerfung unter den allgewaltigen Napoleon," wer möchte es York verargen daß er dem Vorsichtigen erwiederte: „Herr General, wer das im Ernst glaubt der muß, wenn er noch Ehre im Leib hat, sich die Kugel durch den Kopf jagen." Die taktische Ausbildung die York seinen Jägern gegeben, bestand jetzt ihre Probe in einer Zeit, wo sich alle taktischen Bande ruhmlos auflösten; die Jäger lieferten ein glückliches Gefecht bei Altenzaun, vertheidigten

sich überall mit Muth und Geschicklichkeit, und wir erfahren aus Droysens Darstellung eine Menge von Einzelheiten über die Kämpfe auf dem Rückzug nach Lübeck, die freilich für das Ganze ohne Wirkung blieben, aber doch wenigstens den ruhmlosen Capitulationen und Festungsübergaben ein aufrichtendes Gegenbild gegenüberstellen. Der Zug nach Lübeck, wie ihn Blücher führte, war nicht nach Yorks Sinn; er faßte seit jener Zeit über Blüchers strategischen Werth eine ungünstige Ansicht, die sich nie wieder ganz bei ihm verwischt hat. Für ihn selber freilich endete die Unternehmung schmerzlich genug; im tapfern Kampf in der Stadt Lübeck verwundet, vom Feinde gefangen und dann auf Ehrenwort entlassen, kehrte er hoffnungslos in seinen Garnisonsort Mittenwalde zurück; wo er Soldaten sah waren es feindliche, sein altes Preußen war zerbrochen. Mit elenden Ausflüchten wußte man seine Auswechslung zu verzögern; es war als sollte nichts versäumt werden um dieß stolze und harte Gemüth mit dem allertiefsten Haß zu erfüllen. Ja es schien als suchte York selbst eine Genugthuung darin alles zu erspähen und zu erforschen was seinem Hasse Nahrung geben mochte; nie war sein Humor schneidiger, seine Sarkasmen bitterer, seine Zornausbrüche jäher als in jenen Tagen. Damals auf der Rückkehr zur Armee, aber noch hinter der französischen Linie zurückgehalten, traf er auch einen Capitän vom Generalstab wieder, der im Hauptquartier in Thüringen den Officieren erläuterte wie Napoleon überall abgeschnitten und in das „strategische Netz getrieben“ sei. Napoleon ist so gewiß unser, fügte er hinzu, als wenn wir ihn schon in diesem Hute hätten — und die gläubigen Zuhörer erhoben sich auf den Zehen und guckten in den Hut hinein, in den der Capitän mit dem Finger deutete. Jetzt traf York den prophetischen Capitän gefangen hinter den französischen Linien, als eben die Hiobspost von Friedland und der Fall von Danzig das Schicksal Preußens vollendete; er konnte sich nicht enthalten den Unglücklichen mit dem bittern Bedauern zu begrüßen daß er nicht zur rechten Zeit seinen strategischen Hut von Jena zugehalten habe.

York, eben zum Generalmajor ernannt, folgte dem König in sein Exil nach Königsberg, es tauchte da einen Augenblick der Plan auf ihn zum Erzieher des Kronprinzen zu machen. In einem classischen Schreiben setzt er die Eigenschaften auseinander die seiner Ansicht nach der Erzieher eines Fürsten haben müsse, und lehnte dann für sich die Aufgabe aufs bestimmteste ab. „Es ist,“ so lautete der Schluß des

Briefs, „meinen Ansichten nach weniger nachtheilig seine Schwäche zu gestehen, als sie durch Beschönigung schädlich anzuwenden. Aus diesem Grund kann und darf ich nie den Vorschlag annehmen, der mir eine Bestimmung geben würde der ich nicht entsprechen kann. Ich bin sehr arm, ich habe ein Weib und vier Kinder die ich unaussprechlich liebe; ihr Wohl macht das Glück meines Lebens; mein ganzes Streben geht dahin für ihre Zukunft zu sorgen. Dennoch aber werden die Pflichten gegen meine Familie stets und unter allen Umständen jeder Zeit meinen Pflichten gegen König und Vaterland untergeordnet bleiben." Die Sache ward nicht weiter verfolgt, nachdem York so bestimmt abgelehnt hatte. Was wohl aus dem Zögling ein Erzieher dieses Schlages gemacht haben würde?

Inzwischen waren die ersten Schritte geschehen welche eine neue Politik der innern Reorganisation verkündeten, Stein und seine Plane traten in den Vordergrund. Es galt, nachdem Heer und Beamtenthum, die Organe des alten Preußens, einer so furchtbaren Niederlage verfallen waren, sie im nationalen Geiste zu regeneriren, die vorhandenen Kräfte, geistige wie materielle, zu erwecken und durch Uebung zu steigern, das Wohl des Ganzen und die Kraft des Staates durch das Selbstgefühl aller zu erhöhen und zu sichern, den Zwiespalt der Stände durch nationale Gemeinsamkeit und gleiche Mitbetheiligung an dem Staate auszusöhnen. Von dieser neuen Richtung fühlte sich nun York mit aller Macht zurückgestoßen. Er hatte schon früher nicht ohne Mißtrauen selbst einen Scharnhorst betrachtet, obwohl er diesen später würdigen lernte und ihm mit wahrer Verehrung zugethan war, aber gegen die andern von der Reformpartei verbarg er seine tiefe Abneigung niemals, ja gegen Gneisenau empfand er einen unversöhnlichen Groll, der von diesem ebenso unversöhnlich erwiedert ward. Das Verfahren gegen den Adel erschien York nur als eine schwächliche Nachgiebigkeit gegen die Meinung der Kosmopoliten und Raisonneurs, deren Stimme man anfange für die Meinung des Volkes zu halten; die Zerstörung des feudalen Vorrechts betrachtete er als den Anfang vom Ende. Möglich daß er bei einer ruhigeren Erwägung der hülflosen Lage selbst zu ähnlichen Entschlüssen gekommen wäre wie Stein und sie mit derselben Energie hätte durchzuführen suchen — aber jene ruhige Erwägung fehlte eben. „Der Mann" — schreibt er über Stein — „ist zu unserm Unglück in England gewesen und hat von dort seine Staatsweisheit hergeholt; und nun sollen die in Jahrhunderten be-

gründeten Institutionen des auf Seemacht, Handel und Fabrikwesen beruhenden reichen Großbritanniens unserm armen ackerbautreibenden Preußen angewöhnt werden. Wie hat er geeilt mit seinen Absichten zum Vorschein zu kommen! Gleich bei seiner Ankunft in Memel das bewirkte Edict daß jeder ohne Unterschied ein Rittergut kaufen, der Adel dagegen jedes bürgerliche Gewerbe treiben dürfe. Eine eigentliche Abschaffung man möchte sagen Verhöhnung des Adels ist dem Geist unseres Monarchen und unseres Volkes durchaus zuwider. Wird der Gewürzkrämer oder der Schneider, der das Gut erwirbt, oder der Speculant, der auf seinen Profit gedacht hat, wird er auch im Unglück seinem Monarchen zu Dienst sein mit Gut und Blut?" Die sogenannte Sklaverei des Bauern erscheint ihm nur als philanthropisches Geschwätz, das ganze System könne nur in der Kanzlei eines Bankiers oder von einem Professor ausgeheckt werden; er sieht voraus „wie das schöne Land bei diesem Plusmachersystem verwüstet werden würde," die Abschaffung der bäuerlichen Dienstbarkeit ist ihm nichts als ein Eingriff in das Eigenthum, und er hofft daß „Friedrich Wilhelm III. nicht das suum cuique aus seinem Ordensstern herausnehmen und den heiligen Crispin an die Stelle setzen werde!" Die Entlassung Steins begrüßt er mit Jubel: „ein unsinniger Kopf," sagt er, „ist schon zertreten, das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem eigenen Gift auflösen. Ich hoffe es wird bald besser werden."

Wir haben diese Stellen hervorgehoben um zu zeigen wie es auch in bedeutenden Köpfen aussah, und gegen welche Hindernisse Stein anzukämpfen hatte; der Erläuterung oder der Kritik bedürfen jene Ausfälle heutzutage nicht mehr, die Zeit hat gerichtet. Es versteht sich von selbst daß Yorks Widerspruch auf der ehrlichsten Meinung beruhte, und nichts mit den Richtungen gemein hatte die zur Wahrung des eigenen Vortheils anfangs in stillen Verdächtigungen, bald mit wachsendem Trotze der Durchführung des neuen Wesens entgegentraten. Aber York traute dem alten militärisch-bureaukratischen Staat, dessen Mängel er zugab, noch Kraft genug zu um, ohne das Fundament zu verändern, eine bessere und verjüngte Periode möglich zu machen. Dieß Fundament ganz zu verlassen schien ihm ein Frevel; denn er hing mit aller Starrheit und einer Pietät die eines bessern Stoffes werth war, an dem *alten* Preußen. Daß dieses todt und nimmer wieder zu erwecken sei, wollte ihm nicht einleuchten; Steins ganze Politik erschien ihm nur als ein unreifes Attentat auf alles das was noch

Lebenskraft hatte und eine Zukunft verhieß. Daß die märkischen Junker die neue Politik haßten und, wie wir durch Pertz erfahren haben, mit den niedrigsten Mitteln verfolgten, hatte sehr naheliegende und handgreifliche Motive; die Beweggründe die das ehrliche alte Preußenthum gegen die Politik der Fremdlinge stimmten, waren unendlich viel ehrenwerther, beruhten aber doch auf einer Verkennung der wirklich noch vorhandenen Lebenskräfte des alten Staates. Jene bittern Aeußerungen Yorks gegen Stein lassen die große aufopfernde Natur des letztern erst recht ins Licht treten. Schwerlich war der arme pommer'sche Edelmann stolzer auf seinen Adel als der rheinische Reichsfreiherr aus uraltem Geschlecht; aber während jener in dem Untergang der adeligen Vorrechte den Untergang der Welt sieht, konnte Stein in den Zeiten der Noth zu dem Vorschlag gelangen, es solle aller alte Adel aufhören und nur der im künftigen Entscheidungskampfe erworbene eine Geltung behalten!

Wich York in den Mitteln ab von den Freunden der Stein'schen Reform, so war er dagegen im Ziele — in der Abschüttelung der Fremdherrschaft — vollkommen mit ihnen einverstanden. Seit den Jahren 1811 und 1812 ist ihm ein Theil der Entscheidung darüber in die Hände gegeben; wir werden in einem zweiten Artikel darauf zurückkommen.

Das Jahr 1809 schien den preußischen Patrioten den günstigen Moment für eine Erhebung gegen die Fremdherrschaft zu bieten; schon aus der Pertz'schen Biographie von Stein haben wir erfahren welche Anstrengungen von dieser Seite gemacht wurden den König in den Kampf hereinzureißen, und wie niederschlagend das Scheitern dieser Bemühungen auf Stein selber und seine Freunde gewirkt hat. Noch ist vieles unaufgehellt, und wie Droysen sagt, wird die vollständige Aufklärung vielleicht nie erfolgen, wenn man in dem was gethan und unterlassen worden ein System und einen Zusammenhang suchen zu müssen glaubt. Doch — so versichert er uns „nach mündlicher Mittheilung aus bester Quelle" — stand Graf Götzen während der ersten Monate 1809, mit den ausgedehntesten Vollmachten ausgestattet, von Glatz aus in steter Beziehung mit Oesterreich; es ward von Königsberg aus Scharnhorsts Sohn an Erzherzog Ferdinand nach Warschau gesandt; die Contributionszahlungen Preußens an Frankreich hörten auf, von dem vertragsmäßigen Hülfscorps das Preußen gegen Oesterreich stellen sollte war gar nicht die Rede. Man hatte alles gethan

Napoleons Haß zu steigern und sein Mißtrauen zu rechtfertigen; man hatte nichts gethan sich vor den Folgen zu sichern — nichts als daß man aus Freundschaft gegen Rußland das unterlassen haben wollte was man aus eigenem Entschluß und auf eigene Gefahr zu thun nicht den Muth gehabt hatte. Sank durch eine solche Politik die politische Achtung Preußens nach außen noch tiefer, so war die Rückwirkung nach innen um nichts weniger beklagenswerth; die Hoffnungslosigkeit nahm zu, der Egoismus und die Abneigung Opfer zu bringen machte sich in grassester Weise geltend, und es bildete sich jene „Frechheit und Verwilderung in der Stimmung" die Stein in seiner Denkschrift vom Frühling 1810 beklagt.

York sah seit dem Ausgang der Kämpfe von 1809 den Dingen hoffnungslos entgegen; aber sein Pessimismus war nicht, wie bei vielen, der erwünschte Vorwand um nichts zu thun, sondern je finsterer er in die Zukunft blickte, desto rastloser war er auch seinerseits mitzuschaffen daß dem kommenden Unheil der Weg verlegt würde. Er rühmte wohl jene Seemannsart auf dem sinkenden Schiff auszuharren, aber die Flagge nicht zu streichen; so ein sinkendes Schiff schien ihm sein einst stolzes Preußen. Mit innerem Ingrimm sah er die Einwirkung welche die bekannte Petersburger Reise auf die äußere Haltung des Hofes übte, und es bereitete ihm wirkliche Qualen an dem Ordensfest von 1810 theilzunehmen — wo der altpreußische Soldat sich in Gesellschaft von Schauspielern (Iffland) und Gelehrten mußte decorirt sehen. Aber an der Spitze seiner Brigade wirkte er mit unermüdlicher Thätigkeit; seine Kunst, die Situation, das Individuelle, die jedesmaligen Zwecke und Mittel zu erfassen, machte die von ihm geleiteten Manöver zu wahren Musterübungen, wie sie denn auch als solche von der höchsten Militärbehörde anerkannt wurden. Die Disciplin handhabte er mit römischer Strenge; eine Compagnie, die, wie es scheint, nicht ohne Grund sich gegen ihren Hauptmann empörte, ward auf der Stelle von York entwaffnet und aufgelöst. Sträflinge, die von Pillau nach Graudenz transportirt wurden, versuchten im Nachtquartier zu Marienwerder Aufruhr; York eilte hin, hieb mitten unter ihnen zwei nieder, und den andern entsank der Muth. Seine taktische Ausbildung, wie sie sich auch in seinen Instructionen ausspricht, war durchaus eigenthümlich; es gebührt ihm, wie Droysen sagt, wenn nicht ausschließlich, der Ruhm taktische Körper so ausgebildet und belebt zu haben wie sie demnächst der Krieg bewähren

sollte. Er ist recht eigentlich der Lehrmeister der neuen preußischen Armee geworden.

Inzwischen schwankte die Politik Preußens zwischen der unbedingten Hingebung an Frankreich und zwischen den Hoffnungen auf eine Erhebung. Wie York die Franzosen haßte, bedarf keiner Ausführung; aber er gehörte gleichwohl zu denen die Stein und dessen Freunde um ihrer verfrühten Widerstandshoffnungen willen tadelten — er wollte daß man auf dem rechten Moment wartete. Bezeichnend ist eine Aeußerung des General Rapp die er gegen York that (Dec. 1810); es spricht sich in ihr die ermüdete Stimmung selbst so kräftiger Soldatennaturen wie Rapp war charakteristisch aus. Ueber Tisch kam das Gespräch auf die letzten Feldzüge; Rapp sprach von den Verlusten bei Eylau, bei Aspern und Wagram, wo unter den alten Soldaten des Kaisers stark aufgeräumt worden; es sei Zeit daß der Kaiser ein Ende mache; „denn glauben Sie mir, fügte er hinzu, eine Armee mit jungen Generalen und alten Soldaten ist noch einmal so gut als eine Armee mit alten Generalen und jungen Soldaten." Und nach einer Pause: „Uebereilt euch nur nicht, ihr Herren Preußen, wir erleben vielleicht noch daß ihr den größten Theil eurer verlornen Länder wieder bekommt, entweder so oder so." Das Jahr 1811 schien die Entscheidung näher zu rücken. Die Rüstungen und Truppenbewegungen auf französischer Seite, wem konnten sie anders gelten als der völligen Vernichtung Preußens? Die Armee glaubte fest an eine bevorstehende Katastrophe; auch die Regierung ward unruhig. Gneisenau ward gerufen, und rieth feste Stellungen zu nehmen, die Festungen auszurüsten und insurrectionelle Maßregeln vorzubereiten; Justus Gruner ging nach Prag um „alle débris der früheren Insinuationen zu benutzen, und jeden Keim zur neuen thätigen Selbsthülfe zu wecken"; als seinen Zweck bezeichnete er fürs erste die Bildnng einer deutschen Legion einzuleiten, dann Streifpartieen im Rücken des Feindes zu bilden, welche Magazine verderben und Zufuhren abschneiden sollten, endlich Insurrectionen in den unterjochten Ländern zu befördern. Ueber die Stimmung des Publikums und der Regierung gibt Droysens Werk Mittheilungen, welche die hoffnungslosen Klagen Steins (in seinen Briefen aus jener Zeit) nur rechtfertigen können. Seit den vergeblichen Spannungen von 1809 war die Stimmung erlahmt; das „gebildete Publikum" überzeugte sich mehr und mehr daß die politische Weisheit fortdauernd gutes Einvernehmen mit Frankreich fordere. Die admini-

strativen Maßnahmen Hardenbergs hatten vielfach verstimmt, die Berufung der Notabeln legte diese Verstimmung nur ans Tageslicht, statt sie zu heilen. Der Staatskanzler wünschte daß man ihm vertraue, und der Rathlosigkeit des tiefgebeugten Volkes blieb nichts übrig als auf die Arcana einer Staatskunst zu hoffen die immer noch in Wohlwollen und Zuversicht lächelte. Es war dem Staatskanzler genehm daß aus der öffentlichen Stimmung jene Heftigkeiten schwanden die, seiner begütigenden, weltmännischen, diplomatischen Natur an sich schon unbequem, den Voraussetzungen der aufgeklärten Staatsweisheit am meisten zuwider waren. Das eifrige Bemühen um Napoleons Gunst, die diplomatische Ostentation völligen Einverständnisses mußte sie endlich ganz irre machen. Das unglaubliche geschah, schrieb damals Gneisenau, die Nation gewöhnte sich an die Idee eines Bündnisses mit Frankreich. So stand es im Jahre 1811, zwei Jahre vor dem Gottesgericht von 1813; eine fruchtbare Lehre für die welche auf den Flugsand ermatteter und abgespannter Stimmungen Häuser bauen wollen!

Die Regierung befand sich in einer höchst peinlichen Lage, da sie sich zugleich mit ganz entgegengesetzten Tendenzen trug. Sie zog Gneisenau zu Rath; aber, so schreibt er selber, man fand meine Rathschläge zu kühn, und glaubte im stillen alles abmachen zu können. Man ließ durch Scharnhorst eine Wehrkraft rüsten welche die Gränzen der Convention von 1808 beträchtlich überschritt, aber zugleich wandte sich (Mai 1811) der König an Alexander ihm den Frieden zu empfehlen, an Napoleon ihm die nähern Bedingungen eines Schutz- und Trutzbündnisses darzubieten. In dieser zwiespältigen Lage befand sich die bedrohte Monarchie als Yorks militärische Stellung recht eigentlich zu einer politischen ward. Für den äußersten Fall eines Angriffs durch die Franzosen, aber auch nur für diesen, erhielt das westpreußische Militärcommando außerordentliche Vollmachten, die ihm die Entscheidung über den Moment fast ausschließlich in die Hände gaben. Diese Vollmacht, die für besondere Fälle einen Theil der königlichen Gewalt selber übertrug und das Recht über Krieg und Frieden in sich einschließen konnte, ward auf Scharnhorsts Vorschlag an York übertragen. Schwerlich war für diese überaus kritische Lage ein geeigneterer Mann als er zu finden. Es war seine Art daß er zu allem Kühnsten fähig und bereit, nicht anders wagte als wenn er den gewissen Vortheil berechnen konnte; er sah die Stimmung und die Kräfte Preußens

keineswegs optimistisch an, und war deßhalb vor einem unüberlegten Handstreiche am besten sicher. Empfand er so bitter wie einer die Schmach und das Elend des Landes, so war er doch wieder zu sehr Preuße von altem Schlag um gern an der Hand Rußlands den Kampf gegen Frankreich aufzunehmen, und vielleicht gegen das französische Joch ein russisches einzutauschen. Seine militärische Stellung, in dem neuen wichtigen Dienstverhältnisse war, wie wir aus vielen von ihm herrührenden Mitteilungen ersehen, überaus kritisch; mit zerstreuten Truppencolonnen stand er zwischen Thorn und Danzig und ihren starken französischen Besatzungen und zwischen die russische Gränze, wo 180,000 Mann standen, eingeklemmt, und schien jeden Augenblick einem Gewaltstreich ausgesetzt zu sein. Die aus Yorks Papieren zusammengestellten Auszüge geben darüber neue und anziehende Aufschlüsse.

Ueber diese ganze Partie der preußischen Politik, die nachher mit dem Allianzvertrag mit Frankreich (Februar 1812) eine Art von Abschluß erhielt, müßte eine ausführliche Darlegung aus den archivalischen Quellen ein reiches psychologisches Interesse gewähren; Droysen hat uns darüber aus Yorks Dienstverhältnissen wenigstens die Grundzüge mitgetheilt, nachdem wir bisher fast ausschließlich aus den dürftigen und zweifelhaften Notizen französischer Geschichtschreiber schöpfen mußten. Im Herbst des Jahrs 1811 schien alles einen letzten Verzweiflungskampf als etwas unvermeidliches hinzustellen. Wenn der Krieg, sagte Hardenberg damals zu einem höhern Beamten, nicht zu vermeiden ist, dann wirken Sie auch dahin daß wir gleich recht tief darein verwickelt werden, weil mit dem Beginn desselben auch von Bonaparte unser Untergang beschlossen ist, und wir nur mit Ehren fallen wollen, wenn der Sieg nicht zu erringen ist. Gneisenau meinte: „Lähmt uns nicht die Schwäche, so soll die Welt erstaunen mit welchen Kräften wir auftreten werden." Er sprach von einem „spanischen Krieg;" es soll demselben ein insurrectioneller Charakter gegeben, er soll in die Länge gezogen, nicht an Einem Schlachttage in wenigen Stunden die Hoffnung der Völker vernichtet werden. So sprachen die kühneren; im Cabinet war man freilich noch nicht so weit, vielmehr zeigen die York'schen Papiere daß weder die Regierung noch die öffentliche Stimmung zu einem „spanischen Kriege" fertig dastand, und mit wie geschickter Kunst die Napoleonische Politik Preußen umstellte und mit kleinen Schritten die entscheidenden einleitete.

Alle militärischen Vorbereitungen die an den preußischen Gränzen

erfolgten, hatten den Zweck einer einschüchternden Demonstration. „Alle Maßregeln, schreibt York (August 1811) an Scharnhorst, zeigen deutlich daß die Sache nunmehr bald zum Spruch kommen wird; und ich dächte es wäre jetzt der Zeitpunkt auch unsererseits ganze und kräftige Vorarbeiten zu machen. Nur ein fester, bestimmter Gang, der deutlich zeigt daß, wenn wir untergehen sollen, wir diesem Unglück mit Ehre und Anstrengung muthvoll entgegengehen werden, kann uns Achtung und vielleicht auch Consideration erwerben." Aber der Gang der Regierung war unsicherer als je; gerade in diesem kritischen Moment beging sie gegen Napoléon kleine Nachgiebigkeiten, welche das Gefühl der Schwäche und Demüthigung verriethen. Die Stimmung des Volkes war, wie Scharnhorst sich ausdrückt, ziemlich lau, selbst in jenem Ostpreußen das anderthalb Jahre später so rasch und freudig unermeßliche Opfer gebracht hat. Auch York verspricht sich nur dann einigen Erfolg, wenn der frühere Plan wieder aufgenommen werde die königlichen Prinzen in die Provinzen gehen zu lassen und sie an die Spitze der allgemeinen Erhebung zu stellen. „Die Anstrengungen der Polen," schreibt er an Scharnhorst, „verdienen wahrlich alle Achtung; man bringt unbeschreibliche Opfer. Wie andes ist es bei uns, wo man jeden Recruten von seiner Grundherrschaft erkämpfen muß, und wo ein elender Egoismus die allein herrschende Leidenschaft ist." Unter den schwierigsten Verhältnissen, von dem schleppenden Geschäftsgang der Behörden gelähmt, von französischen Manövern in seinem Handeln gestört, fuhr York fort die Maßregeln zu treffen die zur Vertheidigung nöthig schienen; es bewährte sich hier seine ganze militärische Tüchtigkeit, zugleich mit der Ausdauer, Ruhe und kalten Selbstbeherrschung, die durch die Verhältnisse geboten war. „Wir müssen uns absolut," heißt es in einem Briefe an Scharnhorst (Ende Augusts), „militärisch aufstellen, wir müssen uns schlechterdings nicht auf den ersten Stoß auseinander sprengen lassen. Kurz, es muß gehandelt werden; ich bitte, ich beschwöre Sie daß alle Streitkräfte hier vereinigt werden."

Was damals geschah, wurde freilich alles in der Voraussetzung gethan daß das Cabinet entschlossen sei die Unabhängigkeit Preußens gegen immer neue Demüthigungen mit den letzten Kräften zu vertheidigen. Allein je näher die Entscheidung rückte, desto zögernder traten die Bedenken der Regierung hervor. Es ist ein vortreffliches Wort das Scharnhorst damals an York schrieb: „Es ist bei uns eine übliche Sache daß man durchaus nicht im Geist, sondern immer in der Form

handelt." Statt der letzten Anstrengungen erfolgten Einhaltbefehle, und die ersten grollenden Andeutungen von Paris schlugen den Muth so nieder daß die Thatlustigen alle Hoffnung verloren. Damals (October 1811) schrieb Boyen an York: „Die Besorgniß daß wir aus zu großer Sehnsucht nach dem Frieden uns werden einschläfern lassen, und dabei in Gefahr stehen das Theuerste und Kostbarste zu verlieren, wächst bei mir mit jedem Tag." Inzwischen fuhr man doch fort die äußerste Eventualität im Auge zu behalten; man unterhandelte mit Rußland. Es kam da, wie eine Denkschrift Hardenbergs vom 2. November zeigt, zu keinem festen Abschlusse; Rußland scheint nur für gewisse äußerste Fälle seinen Beistand zugesagt zu haben. Man hat sich später darin gefallen die preußische Politik dieser schweren Zeit so aufzufassen als wenn sie in stetem, vertraulichem Einvernehmen mit Rußland geleitet worden wäre; Droysen zeigt daß man russischerseits selbst da noch zögerte fest und sicher für Preußen aufzutreten, als der schon unvermeidliche Bruch mit Napoleon diesen Gebieten ein besonderes Interesse gab. Unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges von 1812 hat Kaiser Alexander den merkwürdigen Ausdruck gebraucht: er sei im Frühling 1811 schon eben so fertig gerüstet gewesen; er hätte damals bis an die Elbe vordringen und Preußen zwingen können mit ihm zu gehen, ohne daß eine hinlängliche französische Rüstung ihn aufzuhalten da gewesen wäre. Seitdem hatte er ruhig zugesehen daß Napoleon ungeheure Streitmassen gegen Osten sammelte, die Festungen an der Elbe, Oder und Weichsel überfüllte, Preußen thatsächlich vollkommen in seine Gewalt brachte. Noch weiteres gegen Preußen zu beschließen konnte Napoleon nur in dem Augenblick ein Interesse haben, wenn er einen Krieg in Rußland selbst führen wollte. Die Bereitwilligkeit des russischen Kaisers für gewisse äußerste Fälle Preußen zu Hülfe zu kommen bedeutete nichts weiter als daß er lieber Preußen als Rußland zum Kriegsschauplatz machen wollte.

Für Preußen bestand also um diese Zeit, zu Ende des Jahres 1811, nur die eine Alternative: ob es in dem unvermeidlichen Conflict, der zwischen den beiden Verbündeten von Erfurt bevorstand, mit Napoleon oder mit Rußland gehen wolle? Die Unterhandlungen in Petersburg schienen auf diese letzte Entscheidung zu deuten; ihnen folgte unmittelbar (Nov.) die Ernennung Yorks zum Gouverneur von Ostpreußen und Litthauen, damit er wie die königliche Cabinetsordre sagte, „alle Einleitungen die ihm nothwendig scheinen möchten und die

nach dem angenommenen System ausführbar seien, bei Zeiten treffen könne. Schon vorher hatte York mit Scharnhorst und Schön Besprechungen gehabt über die Art der allgemeinen Bewaffnung. Scharnhorst hatte Verstärkung der vorhandenen Bataillone und daneben Erhebung der Massen als solcher, eine förmliche spanische Insurrection gewünscht; das Volk, äußerte er, müsse dahin gebracht werden daß jeder Einzelne so viele Franzosen todtschlage als er könne. Schön war dem mit der größten Entschiedenheit entgegen getreten, hatte eine wirkliche und geordnete Bewaffnung möglichst des ganzen Volkes, „formirte Nationalbataillone neben der Linie" gefordert; und erst nach heißem Streit war Scharnhorst seinen Gründen gewichen, hatte es Schön überlassen mit York das Nothwendige und Heilsame zu verabreden. Die Besprechung beider fand bald nach Yorks Ankunft in Königsberg statt. Als Schön ins Zimmer trat, empfing ihn York mit den Worten: „vor allem, sollte unser Plan mißlingen, so überleben wir dieß beide nicht." Und in die dargereichte Hand einschlagend erwiederte Schön: „Verstände sich das nicht schon von selbst, so würden andere dafür sorgen." Dann entwickelte York seinen Kriegsplan, Schön seine Ideen über die Bewaffnung des Volkes und die so zu formirenden Bataillone, und York ging auf dieselben vollständig ein, gab ihnen mit der ihm eignen Sachkunde eine bestimmtere Fassung. Es ist nicht genau zu ersehen wie weit im einzelnen diese große Maßregel vorbereitet worden; in einer Denkschrift, die einige Wochen später geschrieben ist, bringt York die so zu gewinnenden Streitkräfte — „ein Aufbieten des Volkes en masse zweckmäßig organisirt" — bereits in Anschlag. Es sind dieß also die ersten praktischen Elemente der späteren Landwehr, älter als die nachher entscheidend gewordenen Schritte welche im Januar 1813 von Dohna, York, Stein und den ostpreußischen Landständen geschehen sind.

Inzwischen bereitete sich bei der Regierung eine Wendung vor. Noch hatte man zwar den Gedanken an einen verzweifelten Kampf nicht aufgegeben, aber man ließ Napoleon Zeit seine Maßregeln vollständig zu treffen, man hatte mit Rußland keine feste Allianz, und gab durch keine Concessionen deutlich kund daß man vor dem Aeußersten zurückbebte. Die fortwährende Unsicherheit und Spannung zehrte den Rest von moralischer Kraft auf, und immer lauter wurde das Drängen jener großen Zahl von Behaglichen, wie Scharnhorst sich in einem Brief an York ausdrückt, „die es noth haben in ihre gewöhnliche

Karrenstraße zurück zu bringen." Auf der andern Seite steigerte das Einrücken der Franzosen in Schwedisch-Pommern die Erregung aufs höchste, und der Briefwechsel zwischen York und den bedeutendsten Personen schien den Ausbruch jede Stunde erwarten zu lassen. Indessen erhielt aber York ganz contradictorische Weisungen, welche die Unsicherheit der Gedanken in den höchsten Regionen charakteristisch ausprägten; am nämlichen Tage ließ man ihm privatim andeuten den etwa einrückenden Russen keinerlei Schwierigkeiten zu bereiten, und officiell bestimmte man das Einrücken der Russen möglichst hinzuhalten. Aufs dringendste wünschte York den Willen des Königs zu erfahren; „ich bin — heißt es in einem Briefe an Friedrich Wilhelm — zu allem bereit; ich sterbe jede Todesart mit Bereitwilligkeit, auf dem Schlachtfelde oder auf jede andere Art. Aber den Willen Ew. Majestät muß ich wissen. Eine Cabinetsordre vom 4. Febr. 1812 gab ihm zuerst überraschendes Licht; es war ihm darin unter der Bedingung der Verschwiegenheit mitgetheilt daß die Umstände den König nöthigten eine Allianz mit Frankreich abzuschließen. Zehn Tage später schrieb der König selbst: „Man muß auf alles gefaßt sein; denn wir sind nicht Herr der Umstände. Die ganze politische Situation ist ungünstig, und man kann nicht allezeit wie man will; daher manches contradictorisch."

Der König selbst neigte seiner Individualität nach weniger zu den raschen Entschlüssen der Patrioten; er scheute eine „spanische Insurrection" und die Erinnerung an das stumpfe und theilnahmlose Verhalten des Volkes nach der Jenaer Katastrophe machte ihn auch an dem Erfolg einer solchen Erhebung verzweifeln. Es ist nicht ganz aufgehellt welche besonderen Momente etwa noch in die Wagschale gefallen sein mögen, um zu Ende Januars 1812 die Entscheidung für Frankreich zu geben, aber eine interessante Thatsache theilt Droysen mit, die unzweifelhaft in dieser Krisis von Bedeutung war. Knesebeck der außer Dienst auf seinem Gute lebte, hatte nicht aufgehört über Mittel nachzusinnen wie Napoleons Macht zu brechen sei. Der nahende Krieg mit Rußland zeigte ihm die Möglichkeit gegen den Gewaltigen „zwei Bundesgenossen ins Feld zu führen denen er erliegen müsse, Raum und Zeit." Er hatte berechnet wie man den Feind tief und tiefer nach Rußland hineinlocken müsse, um ihn dann endlich seiner eignen Schwere, dem Klima, dem Mangel erliegen zu machen. Er eilte — es war in den letzten Januartagen — nach Berlin; er fand

den Kriegsminister mit dem russischen Gesandten in vertrautester Geschäftigkeit verkehren; er überzeugte sich daß ein Plan im Werke sei der seiner Ansicht nach vollkommen verderblich war. Er erbat und erhielt eine geheime Audienz bei dem Könige und theilte ihm seinen Gedanken mit: jetzt der Nothwendigkeit eines Anschlusses an Frankreich nachzugeben, um, wenn das Glück sich wende, zur rechten Zeit umzukehren. Der König hatte ihn ruhig angehört, und erwiederte dann: „Ist mir alles auch wohl schon beigefallen; die Herren hier aber wollen alle das Gegentheil, soll mich gleich mit Rußland vereinigen, sehe aber wohl daß dabei nichts gutes herauskommen wird; mit Kaiser Alexander will ich auch nicht gar ganz brechen; wissen ja wie wir miteinander stehen; wird sich schön bedanken die Franzosen in sein Land zu lassen wie Sie wollen." Doch entschloß sich der König Knesebeck nach Petersburg zu senden, „damit er dem Kaiser seine Gedanken vortragen könne." Da Napoleon selbst den Wunsch angedeutet der König möge noch einen Versuch der Vermittlung in Petersburg machen, so hatte Knesebecks Abreise den Anschein als solle sie Rußland und Frankreich noch eine Brücke der Aussöhnung schlagen. Es war nicht so; Knesebeck hatte den russischen Kaiser in den eigentlich geheimsten Gedanken der Politik Preußens einzuweihen.

Es waren Tage der peinlichsten Spannung, die wir in den Aeußerungen der bedeutendern Männern treu abgespiegelt finden; das Cabinet selbst hatte ja noch keine Gewißheit darüber ob Napoleon in die dargebotene Hand einschlagen werde, und erst am 3. März kam die Kunde daß Napoleon sich bewogen gefunden den Vertrag vom 24. Febr. einzugehen. Vierzehn Tage später ward auch York officiell in Kenntniß gesetzt, mit der harten Weisung sich mit dem General Rapp in militärischen Rapport zu setzen. „Es ist Mir" — so lauteten am Schluß des Königs eigenhändig hinzugefügte Worte — „äußerst viel daran gelegen daß Sie die Ihnen bestimmte Stelle annehmen, da Mir Ihre bewährte Treue, Anhänglichkeit und Kriegserfahrung zur Genüge bekannt ist, und ein solcher zuverlässiger Mann bei diesem Corps und unter solchen Umständen unumgänglich wird." Der Erfolg bewies wie vortrefflich die Wahl war, aber York folgte dem Ruf mit größter Ueberwindung. Scharnhorst zog sich damals zurück; Gneisenau, Boyen, Clausewitz, Chasot gingen nach Rußland, dreihundert Officiere nahmen ihren Abschied, um nicht neben dem verhaßten Unterdrücker fechten zu müssen. York, der Vertreter des alten militärischen Preußens und

des alten unbedingten Gehorsams, folgte dem Ruf des Königs mit schwerem Herzen, aber er folgte ihm. Nur eine merkwürdige Briefstelle öffnete einen Blick in sein Inneres. „Wo es auf Dienste für Ew. Maj. ankam, schrieb er dem König, habe ich bis jetzt noch nie von meiner Gesundheit gesprochen; erlauben Ew. Maj. mir indeß, in diesem Augenblick zur Sicherstellung meines bisher unbescholtenen Rufes noch hinzufügen zu dürfen, daß zwei schwere Blessuren und zwei Brüche, die ich im Dienste meines Vaterlandes erhalten, und früheres und späteres Leiden meinen Körper siech gemacht haben, und daß ich also auch bei der größten Anstrengung nicht im Stande sein werde mehr als höchstens eine Campagne auszuhalten. Nach Ablauf dieser Campagne getröste ich mich daß Ew. Maj. meine Dienste mit einer Pension belohnen werden, die ich nicht zur Fristung meines siechen Lebens, sondern nur zur Erziehung meiner vier noch unmündigen Kinder bedarf, welche nach meinem Tode sonst die Hülfe gutthätiger Menschen ansprechen müßten."

Mit dem Abschluß des französischen Bündnisses traten diejenigen Richtungen und Persönlichkeiten wieder in den Vordergrund welche schon vor 1806 die Vortheile dieser Verbindung empfohlen und seit dem Tilsiter Frieden so lange vergebens gegen die Ideologen und Tugendbündler angekämpft hatten. Die Feigen wie die Ehrgeizigen, die Bequemen wie die Neuerer drängten auf denselben Weg. Aus der Armee war ein Viertheil der Officiere ausgeschieden, und der active Theil des Heeres stand unter dem Befehl eines französischen Marschalls. Ihr eigner Führer, General Grawert, sah, wie York sich ausdrückte, „in Napoleon und dessen Handlungen etwas übermenschliches, und in den Feldherren Davoust und Macdonald die Jünger eines Propheten." Viele Officiere, so versichert der verstorbene General Canitz, beklagten daß das preußische Contingent nicht gleich den übrigen Contingenten aufgelöst und unter die verschiedenen Corps der großen Armee vertheilt sei. Man würde dann doch den Ruhm ihrer Siege getheilt haben. Gab es einen Preußenstolz, so schien ihm nichts als der Wunsch zu bleiben durch die höchste Bewährung kriegerischer Tüchtigkeit die Anerkennung derer zu erzwingen gegen die man sie zu bewähren gehofft hatte. In diesem Sinn verfuhr auch Napoleon; je mehr er das Land und das Heer im ganzen die Abhängigkeit fühlen ließ, um so eifriger war er in der Auszeichnung und Belobung der Einzelnen. Der französische Feldherr aber, dem die Preußen zunächst untergeordnet blieben,

war Macdonald, unter den Größen der bonapartischen Zeit eine der besseren und edleren Naturen. Seine ritterliche Artigkeit und Feinheit entzückte die Preußen, zumal er hie und da ein Wort fallen ließ das wie Mitgefühl und Verständniß von Preußens Lage klang.

Die Gefahren eines solchen Ineinanderfließens abzuwehren war niemand geeigneter als York. Seine Hauptaufgabe war es: in der unzweifelhaften Unterordnung des preußischen Corps und bei dem schon hervortretenden Eifer der französischen Befehlshaber dieselbe möglichst zu erweitern, diejenige Selbständigkeit geltend zu machen die unter den gegebenen Verhältnissen noch zu erreichen war. Mit wahrer Meisterschaft, ebenso kalt und stolz als diplomatisch gewandt, wußte er sich vor der Nullität zu schützen, zu welcher die Führer der Rheinbundscontingente sich verurtheilt sahen — eine Aufgabe die um so schwieriger war, je williger sein Chef Grawert sich der französischen Suprematie unterordnete. Mit Macdonald stand York gleich anfangs auf dem Fuße eines kühlen Geschäftsverkehrs; die gerühmte Liebenswürdigkeit des Marschalls machte auf den eisernen Mann keinen Eindruck. Schon im Julius, als man kaum den Niemen überschritten, äußerte sich Macdonald in Rosienna gegen einen preußischen Officier über York sehr bezeichnend: „Il est bon militaire, mais je le soupçonne de mauvaise volonté.“ In allen den kleinen Gefechten auf dem Zuge gegen Riga erwarben sich die Preußen das verschwenderische Lob des Marschalls; York bewährte auch hier seine zusammenhaltende und ordnende Kraft. Es verstummte in seiner Nähe das Frondiren und Besserwissen; aber nach einer guten Attaque, einem tapfern Gefecht fühlt man den Blick seines Beifalls. Man war überglücklich, wenn er einmal freundlich mit einem sprach; er buhlte nie um die Gunst der Truppen, aber er verstand es das Gefühl für Pflicht und Ehre zu entzünden und zu steigern. Man hatte tausend Geschichten von der eisernen Festigkeit des „alten Isegrim,“ von seiner kalten Ruhe, von seinem preußischen Stolz. Und ein Stolz war es doch, sich erzählen zu können wie er, als ein höherer französischer Officier gesandt war in seiner Nähe zu sein, denselben eingeladen habe die Vorposten zu bereiten, immer näher an die des Feindes hingeritten sei, dann gar in das Bereich der feindlichen Kanonen, die sofort lebhaft zu feuern begonnen; und als der Franzose ihn, auf die Gefahr aufmerksam, gefragt habe ob es nicht besser sei sich zu entfernen, habe York erwiedert: „ein preußischer Officier

würde solche Frage nicht gethan haben," und sei noch eine halbe Stunde unter den Kugeln weiter geritten.

Während York und seine Truppen sich das unfreiwillige Lob Napoleons und seiner Stellvertreter erwarben, schlug das persönliche Verhältniß zwischen York und Macdonald immer mehr aus Kälte in feindselige Entzweiung um. Die gerechten Beschwerden Yorks über Unordnung und Mangel in den Bedürfnissen für das Heer beantwortete der „liebenswürdige" Marschall mit einem Schreiben voll französischer Impertinenz, das man seinem ganzen sittlich empörenden Inhalt nach kennen muß,*) um die ruhige und gemessene Haltung Yorks zu bewundern. Nachts brachte ihm ein französischer Oberst den Brief, um die Wirkung des beleidigenden Tons zu beobachten und die Sache zum offnen Bruch zu treiben. Denn man durchschaute Yorks innere Feindseligkeit, und wünschte ihn wegzudrängen damit er einem gefügigeren Nachfolger Platz mache. Eben weil der „alte Isegrim" dieß Gewebe vollständig übersah, nahm er den Brief mit äußerer Ruhe entgegen, und antwortete dem Franzosen auf seine zudringliche Frage: „Was werden Ew. Excellenz thun?" nichts weiter als: „Sobald Sie zur Thüre hinaus sind vorläufig ruhig weiter schlafen." Macdonalds weitere Schritte bewiesen deutlich daß die Absicht zu Grunde lag dem preußischen Führer seine Stellung zu verleiden; eben dieß bestimmte aber York nur um so bedächtiger und kaltblütiger die Dinge zu erwägen. Von der ganzen Selbstbeherrschung und römischen Ruhe dieses Charakters bekommt man die rechte Vorstellung, wenn man hinzu nimmt daß fast in denselben Tagen wo zwischen ihm und Macdonald der Bruch erfolgte, der russische Anführer Paulucci in den dringendsten Briefen York aufforderte, nach der nun unvermeidlichen Katastrophe der französischen Macht ins russische Lager überzugehen. Aber der Unmuth über persönliche Kränkung hatte keine Macht über seine Entschlüsse, er schrieb dem zudringlichen Italiener jenen classischen Brief den die „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege" zuerst mitgetheilt haben, und stellte seiner Regierung die Entscheidung über sein Ver-

*) Wenn Clausewitz (hinterl. Werke VII. 216) von dem Briefe nur sagt, „er habe dem General seinen Mangel an gutem Willen und Eifer für die Sache vorgehalten," und wenn er dann gegenüber dem finstern York den „gemüthlichen" Macdonald hervorhebt, so beweist dieß allerdings daß der treffliche Clausewitz in Angelegenheiten Yorks kein unbefangener Beurtheiler war.

hältniß anheim. Nur einmal scheint es — denn die vorhandenen Quellen geben darüber nicht genügenden Aufschluß — als habe er dem Gefühl persönlicher Unbehaglichkeit in dieser Stellung nachgegeben, und mit ernstlichem Drängen seine Abberufung verlangt; sonst haben die Dinge durchaus das Ansehen als habe er gerade jetzt nur der dringendsten Nothwendigkeit weichen wollen.

Inzwischen waren in das Dunkel officieller Lügen und unvollständiger Gerüchte über die Lage der „großen Armee" die ersten Lichtstrahlen eingedrungen. Man erfuhr unendlich viel ärgeres als man gefürchtet oder gehofft, und auch York hörte durch Canitz, der von Wilna kam, die ganze Wahrheit. Wie die Lage war bezeichnet Canitz in seinem Bericht mit den Worten: es ward mir klar daß es dem General York binnen kurzem sehr gleichgültig sein konnte ob Macdonald und ob der Kaiser mit ihm zufrieden sei, oder nicht. Jetzt schlugen die Franzosen andere Saiten an; York erhielt das Officierkreuz der Ehrenlegion mit 20,000 Franken Renten (30. Novbr.), das er verachtend bei Seite legte, und es war ernstlich die Rede davon ihm den Marschallstab zu ertheilen — man fühlte jetzt welch eine Bedeutung dieß kleine Hülfscorps und sein Führer erhalten könne. Auf der andern Seite drängte Paulucci immer ungeduldiger; aber York vermochte durch seine Verführungsversuche so wenig wie durch die französischen Liebkosungen zu einem falschen, unbesonnenen Schritt fortgerissen zu werden. Endlich kam von Berlin ein Bescheid (vom 6. Dec.) auf die von ihm gegebene Darlegung des Verhältnisses zu Macdonald; man kannte dort auch schon die ersten Anträge die von russischer Seite gekommen waren. Der Bescheid gab York Recht, rieth ihm, „in diesen höchst kritischen Augenblicken wo möglich das gute Vernehmen mit dem Herzog von Tarent wiederherzustellen," über das Uebrige war ein in diesem Momente sehr bezeichnendes Schweigen beobachtet. Ob damals wirklich, wie einzelne Andeutungen vermuthen lassen, die erste Annäherung an Oesterreich vermittelst einer persönlichen Correspondenz beider Monarchen stattfand, und Kaiser Franz rieth den „noble élan" Preußens nicht zu hemmen, das ist nach den vorhandenen Quellen nicht ganz gewiß, und wird fast zweifelhaft wenn man liest wie im Januar und Februar 1813 Schwarzenberg und Metternich von einem „ferment Jacobin" sprechen, und die Erhebung Preußens als eine Auflösung der „liens sacrés entre les souverains et les peuples" bezeichnen. Genug, man temporisirte noch in Berlin. Eine Cabinetsordre von 12. Dec.

verschob die Entscheidung auf die Unterhandlungen im Hauptquartier, billigte aber wiederholt Yorks Verhalten, und ließ mit Bestimmtheit erkennen daß man weder in eine Zerstückelung des Corps noch in einen Wechsel im Commando einzuwilligen entschlossen. Aber die Ordre die Graf Brandenburg überbringen sollte ward noch ein Paar Tage zurückgehalten, ebenso der Abgesandte Yorks, Major Seydlitz. Den Grund des Zögerns deutet ein Schreiben Hardenbergs an, worin es unter anderm heißt: „Aus Wilna haben wir seit dem 29. Nov. gar nichts, und in der Lage der Dinge ist noch viel räthselhaftes, dessen Aufklärung wir mit Verlangen entgegensehen." Dazwischen fiel die „überraschende" Nachricht daß Kaiser Napoleon „mit einem kleinen Gefolge" nach Paris gereist sei, und zugleich kam von ihm ein Schreiben an den König welches, mit Vertrauensphrasen reich verbrämt, von einer Vermehrung des preußischen Corps auf 30,000 Mann, und von der Ernennung Yorks zum „Marschall des Reichs" sprach. Man konnte nicht mehr länger zögern; zwischen dem 18. und 21. Dec. verließen Graf Brandenburg und Seydlitz endlich Berlin. Nach einer mündlichen Ueberlieferung, so erzählt Droysen, habe der König, als Seydlitz sich seine definitiven Befehle an York erbat, geäußert: „aber nicht über die Schnur hauen;" und als Seydlitz um bestimmtere Weisungen gebeten, habe der König erwiedert: „Napoleon sei ein großes Genie, wisse immer Hülfsmittel zu finden;" und zum drittenmal habe Seydlitz gefragt: ob, wenn der Untergang der französischen Macht so vollständig sei wie man vermuthen müsse, der König gebiete daß York streng bei der Allianz verharre; sein General bitte flehentlich um des Königs Befehl wie er handeln solle. Der König habe geantwortet: „nach den Umständen," und habe damit Seydlitz entlassen. Als der letztere später sein „Tagebuch von 1812" schrieb, und davon sprach daß York keine Instructionen gehabt, strich die militärische Censur diese Stelle auf Grund einer eigenhändigen Bemerkung des Königs, welche so lautete: „der Nichtexistenz geheimer Instructionen für den General York darf keine Erwähnung geschehen." York selber sprach in einem Brief an Valentini die Hoffnung aus (1823), es werde durch seine Papiere in Zukunft einmal bewiesen werden daß er aus eigenem Gefühl gehandelt. „Jetzt glaubt mancher noch ich habe geheime Befehle gehabt, und sei andererseits impulsirt worden. Mein Sohn kann dereinst Gebrauch davon machen, wenn man, wie es in der Regel geschieht, meine Handlungen verkümmern will."

Es scheint darnach nicht als habe man in Berlin sich zum äußersten Entschluß gerüstet gehabt.*) Wohl wünschte man von der furchtbaren Verbindung mit Napoleon loszukommen, vielleicht im Einverständniß mit Oesterreich (Knesebeck eilte damals unter dem Namen eines Kaufmanns Hellwig nach Wien), aber man beurtheilte die Krisis nicht anders als nach dem Maße diplomatischer Mittel; von dem unerhörten Gottesgericht in Rußland, von der überwältigenden Wirkung auf die Gemüther der Menschen, von der ganzen Größe der Situation nahm man wenig Notiz; an die Möglichkeit einer nationalen Erhebung glaubte man nicht. Manches, namentlich die eigentlichen Motive in dem Verhalten gegen York, ist nicht ganz aufgehellt, und dem Geschichtschreiber bleibt es überlassen zu combiniren, welches die vorwiegenden Motive gewesen sind. Für York erwuchsen aus dieser doppelseitigen Haltung Verlegenheiten, die um so größer waren als er, im strengsten Sinne pflichttreu und gewissenhaft, sehr weit davon entfernt war eigenmächtig handeln zu wollen. Wir müssen uns erinnern daß er hier ganz an den Ueberlieferungen altpreußischen Gehorchens festhing; aber die Gewalt der Ereignisse zwang ihn nach eigenem Sinn sich zu entschließen und zu handeln. Das Corps unter Macdonald war indessen genöthigt — spät genug — seinen Rückmarsch anzutreten; York hatte als Soldat seine Pflicht gethan und ihm wiederholt und dringend die Gefahr längeren Säumens vorgestellt. Aber erstlich war der Marschall aus dem Hauptquartier über die wahre Lage der „großen Armee" nicht unterrichtet worden, und dann, als man endlich die Wahrheit sagte, zeigte der Ueberbringer (ein preußischer Husarenofficier) geflissentlich keine große Eile das Ziel seiner Sendung zu erreichen. Jetzt mußte man den Rückzug antreten; mit welch enormen physischen Hindernissen, erzählt uns Droysen im einzelnen. Schon tauchten unter den jüngeren Officieren die bei der vorausziehenden Division unter Macdonald waren Gedanken an eine Trennung auf; aber es war bezeichnend daß die alte Schule, bei allem Franzosenhaß, solche Anschläge rund abwies. Capitän Graumann erklärte: „Meine Haare sind in treuem Dienste grau geworden; fordert nicht von mir daß ich nach meinem Sinne handle, wenn meine Pflicht gegen den König widerspricht." Ein anderer sehr tapferer Officier rief: „Wenn der König

*) Auch Clausewitz und Henckel-Donnersmarck erklären entschieden: man habe am preußischen Hof den General York durchaus im ungewissen gelassen wie er handeln solle.

befiehlt daß ich mit meiner Hand meine Frau und meine sieben Kinder niedersäbeln soll, so thue ich es: aber desertiren kann ich nicht." Es war die Tradition des alten, willenlosen Kriegsgehorsams die sich hier geltend machte, und bald mächtigeren Strömungen weichen mußte; man darf aber nicht vergessen daß York selbst dieser alten Ueberlieferung angehörte.

Macdonald erkannte indessen mehr und mehr die ganze trostlose Lage der französischen Sache; seine Unruhe auf dem Marsch (26. bis 28. Dec.) seine offenherzigen Aeußerungen verriethen deutlich daß er die Bedeutung eines Abfalls von Preußen in diesem Augenblick wohl zu würdigen wußte. Mit Zeichen der ängstlichsten Ungeduld erwartete er York; er gab übrigens keinen Zweifel an dessen guten Willen kund. So zogen die Preußen in meilenlangem Zuge, zwischen Kleist und York die Hunderte von Wagen des Kleistischen Fuhrwesens, die Truppen äußerst erschöpft, tiefer Schnee, schneidende Kälte; der Feind vorn mit überlegener Cavallerie auf beherrschender Höhe, der Feind hinten, wie man glauben durfte mit der ganzen Stärke nachrückend, welche Monate hindurch das ganze Corps im Schach gehalten hatte. Wohl konnte York sich durchschlagen und er war am wenigsten der Mann der davor zurückscheute, aber nach den zweideutigen Aeußerungen von Berlin war es zweifelhaft ob es im Willen des Königs lag daß die preußischen Truppen mit den äußersten Anstrengungen den Franzosen aus ihrer verzweifelten Lage helfen sollten.

Gegenüber der Schilderung von Clausewitz, die jüngst ihren Hauptzügen nach in diesen Spalten aufgenommen worden, ist die Erzählung Droysens im einzelnen vollständiger und unbefangener. Unbefangener, sagen wir, denn es ist nicht zu verkennen daß der classische Militärschriftsteller, dem wir bisher die reichhaltigsten Mittheilungen über das Ereigniß von Tauroggen verdankten, wie er in der Zeichnung Yorks kein besonders schmeichelhaftes Bild des Generals entwarf, so auch in der Darstellung der Begebenheiten von einer ungünstigen, mißtrauischen Meinung beherrscht war. Droysen sucht die Quelle dieser Entfremdung vorzugsweise in den verschiedenen Richtungen beider; Clausewitz war einer von den Ausgetretenen, York war geblieben — und es ist wohl denkbar daß diese Verschiedenheit, deren Wirkungen sich später noch in der Armee kundgaben, daß die bekannte Abneigung Yorks gegen Gneisenau, Stein u. s. w. die Betrachtung seines Thuns einigermaßen trübte. Versuchen wir aus der alle Momente sorgfältig zusammenstellenden Erzählung Droysens das wesentlich Ergänzende hervorzuheben. Bekannt

ist es wie Diebitsch, bei dem sich auch Clausewitz befand, mit Yorks Corps zusammenstieß und am Weihnachtstage jene erste Unterredung bei den Vorposten stattfand, die noch keine unmittelbaren Folgen hatte. Nicht unerheblich ist es daß in demselben Augenblick noch ein Brief Paulucci's aus Riga (vom 22.) kam, worin dieser die frühern Anträge wiederholte und zugleich einen Brief des Kaisers mit einer bestimmten Vollmacht beibrachte.*) Jetzt scheinen die Anträge, wie der Ueberbringer Graf Dohna versichert, bei York mehr Eingang als früher zu finden. Es folgten die militärischen Recognoscirungen vom 26. Mai; da stieß York auf Dörnberg, seinen alten Freund und Waffengefährten, der jetzt Kosaken und Baschkiren anführte. Man unterredete sich, die beiderseitigen Truppen fraternisirten, ein russischer Stabsofficier und eine Abtheilung Kosaken geleiteten die weiter marschirenden Preußen. Während man in der Umgebung von Diebitsch fürchtete von York gefoppt zu werden, sprachen Dörnberg und Dohna schon jetzt die Ueberzeugung aus, daß York es mit der gemeinschaftlichen Sache ehrlich meine, obwohl seine Bewegungen auf eine Fortsetzung des Rückzugs schließen ließen. Es ist sehr wahrscheinlich daß York die im allgemeinen getroffenen Verabredungen mit Diebitsch für genügend hielt und in diesem Sinne den Grafen Henckel am 27. Dec. nach Berlin schickte; den förmlichen Abschluß glaubte er noch verzögern zu müssen. „York wünscht“ — so schreibt Dohna am 28. — „auch einen Schein der Nothwendigkeit zu haben; er ist daher in kleinen Märschen gegen Tilsit vorgerückt, in der Hoffnung daß morgen Graf Wittgenstein gewiß bei Tilsit eingetroffen ist, und es ihm unmöglich gemacht sei ohne sehr große Opfer die Memel zu passiren.“ An dem nämlichen Tag (28.) war York in Tauroggen, dem von Macdonald festgesetzten Orte der Vereinigung angelangt; er machte dort einen Rasttag, der nach den ungeheuren Strapazen der letzten Märsche nichts weniger als auffallend war. Ein Entwurf den Droysen mittheilt giebt Aufschluß über seinen Plan; er wollte am 30. nach Tilsit marschiren und finde er sowohl diesen Platz besetzt, als den Rücken und die Flanke beunruhigt, so werde er eine Convention schließen, wie sie ihm Paulucci

*) Der Kaiser verpflichtete sich „de ne pas poser les armes que je n'aurai pas réussi à obtenir pour la Prusse un aggrandissement territorial assez grand pour lui faire reprendre parmi les Puissances de l'Europe la place qu'elle y occupait avant la guerre de 1806. Es entspricht dieß fast wörtlich dem ersten geheimen Artikel des Kalischer Vertrags.

früher angeboten. So schienen sich die Dinge von selbst so zu machen, daß er genöthigt war durch die Umstände, aber diese Nöthigung mit seinen Wünschen zusammentraf.

Es trat aber eine Wendung ein, die ihm persönlich die Entscheidung anheimstellte. Seydlitz kam jetzt von Berlin mit den unbestimmten und zweideutigen Aeußerungen die man gegen ihn gethan, aus denen aber immerhin hervorging, daß man das französische Bündniß noch als feststehend betrachtet wissen wollte. Vereinigte sich also York jetzt mit Macdonald, so war dieß ein Pfand mehr für die Fortdauer des unnatürlichen Bundes, Preußen war dann die militärische Stütze für Napoleon in der jetzt so unberechenbar kritischen Lage, und die Allianz vom 24. Febr. 1812 blieb die Grundlage der preußischen Politik. Während York diese Eventualitäten erwog (29. Dec.), drängte alles zu einer raschen Entscheidung. Paulucci ließ ihm die Einnahme von Memel melden und fügte hinzu: „Sie haben nur noch eine Stunde Zeit um sich zu entschließen;“ ein Schreiben Wittgensteins kündigte an demselben Morgen an, daß er mit 50,000 Mann am Ufer des Niemen stehe und — damit die Entscheidung unaufschiebbar werde, kam auch ein Bote Macdonalds, der Befehle brachte, auf Pictupöhnen zu marschiren und sich dort mit dem Corps zu vereinigen. So war also der Marschall nahe genug, um keinen Vorwand des Zögerns zuzulassen; es gab keinen Mittelweg mehr zwischen Ja und Nein. Am Abend erschien nun Clausewitz, und es erfolgte jene Unterredung, die er uns ausführlich mittheilt. York schlug jetzt in die dargebotene Hand ein, wie er selber in einem Briefe an Paulucci sagte: *ich habe freiwillig meine Resolution fassen müssen, zu der ich mich gern gezwungen gesehen hätte.* Ein Ohrenzeuge hat die Anrede aufgezeichnet die York nach gefaßtem Entschlusse an die versammelten Officiere hielt. „Meine Herren, sagte er, das französische Heer ist durch Gottes strafende Hand vernichtet; es ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir unsere Selbständigkeit wieder gewinnen können, wenn wir uns jetzt mit dem russischen Heere vereinigen. Wer so denkt wie ich, sein Leben für das Vaterland und die Freiheit hinzugeben, der schließe sich mir an; wer dieß nicht will, der bleibe zurück. Der Ausganz unserer heiligen Sache mag sein wie er will, ich werde auch den stets achten und ehren, der nicht meine Meinung theilt und zurückbleibt. Geht unser Vorhaben gut, so wird der König mir meinen Schritt vielleicht vergeben; geht es mißlich, so ist mein Kopf ver-

loren. In diesem Falle bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und Kinder anzunehmen." Und als der stürmische Jubel Zeugniß gab daß auch keiner zurückbleiben wolle, schloß York: so möge denn unter göttlichem Beistand das Werk unserer Befreiung beginnen und sich vollenden.

In zwei Schreiben (vom 30. Dec. und vom 3. Januar) legte er dem König den Gang der Dinge und seine Beweggründe vor Augen, ganz gefaßt auf die höchste Entscheidung und mit der Betheuerung, „daß er auf dem Sandhaufen ebenso ruhig wie auf dem Schlachtfelde die Kugel erwarten werde." Wir heben aus dem einen Schreiben die Stelle hervor welche am schlagendsten zeigt, daß York seinen Schritt mit vollkommen klarer Erkenntniß der Folgen gethan hat. „Ew. königl. Maj. Monarchie, sagt er, ist es jetzt vorbehalten der Erlöser und Beschützer Ihres und aller deutschen Völker zu werden. Es liegt zu klar am Tage daß die Hand der Vorsehung das große Werk leitet. Der Zeitpunkt muß aber schnell benützt werden. Jetz oder nie ist der Moment Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen, ohne zu große und blutige Opfer bringen zu müssen. In dem Ausspruch Ew. Maj. liegt das Schicksal der Welt. Die Negotiations so Ew. Maj. Weisheit vielleicht schon angeknüpft werden mehr Kraft erhalten, wenn Ew. Maj. einen kraftvollen und entscheidenden Schritt thun. Der Furchtsame will ein Beispiel, und Oesterreich wird dem Wege folgen, den Ew. Maj. bahnen. Ew. königl. Maj. kennen mich als einen ruhigen, kalten, sich in die Politik nicht mischenden Mann. So lange alles im gewöhnlichen Gang ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen; das war seine Pflicht. Die Zeitumstände aber haben ein ganz anderes Verhältniß herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht diese nie wieder zurückkehrenden Verhältnisse zu benützen. Ich spreche hier die Sprache eines alten treuen Dieners; und diese Sprache ist die fast allgemeine der Nation."

Hier bricht der erste Band des Werkes ab. Indem wir versucht haben aus seinem eigenen reichen Inhalt eine unmittelbare Vorstellung des Werthes zu geben, den es für die Zeitgeschichte hat, hofften wir damit nur das Interesse für das Buch selber anzuregen. Für den folgenden Band spricht der Verfasser den Wunsch aus, daß alle noch zurückgehaltenen Materialien für die spätern Jahre der Biographie ihm bereitwillig mitgetheilt werden möchten; wir zweifeln nicht daß der erschienene erste Band ihm die Erfüllung dieses Wunsches erleichtern wird.

Zweiter Theil.

(Allgemeine Zeitung 27. u. 28. September 1852 Beilage Nr. 271 u. 272.)

In den früheren Mittheilungen über den ersten Theil des vortrefflichen Werkes ist in das Detail des Stoffes so genau eingegangen worden, daß es kaum nöthig scheint auf den ersten Abschnitt, der dort besprochen war, auch nur summarisch noch einmal zurückzukommen. Wir sahen dort die Dinge in der bangen ungewissen Schwebe, in welche sie einerseits durch den Schritt Yorks, andererseits durch das zögernde Abwarten des Berliner Hofs versetzt waren; wir sahen wie eine Hoffnung des Generals nach der andern vereitelt und die Bedeutung der That vom 30. December weder von der russischen Kriegführung noch von der preußischen Politik so rasch und thätig ergriffen ward wie es die verhängnißvolle Bedeutung des Augenblicks gebot. Wir sahen York zwischen das zudringliche egoistische Treiben russischer Officiere und das rathlose Temporisiren derer denen er allein gehorchen wollte in eine peinliche Mitte gestellt; hier drängte die Lage, die Stimmung des Volks, das entschlossene, thatkräftige Ungestüm Steins vorwärts, während dort die gewissenhafte, fast ängstliche Loyalität anderer, ebenso trefflicher Patrioten und die eigne Gewohnheit soldatischen Gehorchens zum Zögern rieth. Drohte heute die Unthätigkeit alles zu gefährden und die ganze Frucht des Vertrags von Poscherau einem zweideutigen Nachbar zuzuwenden, der dann den Osten Preußens die französische Knechtschaft mit russischer vertauschen ließ, so ward morgen wieder jeder Entschluß zur That gelähmt durch die späten, aber niederschlagenden Berliner Botschaften die York und seinen Schritt desavouirten. Gewiß war nie einem preußischen Soldaten eine größere Seelenpein in einem Moment von unberechenbaren Folgen zugemuthet worden als in jenen Tagen York; mußte er als Preuße fürchten durch längeres Säumen den ganzen Erfolg seiner That verloren zu sehen, so enthüllte ihm sein Soldatenbewußtsein den ganzen grausamen Widerspruch seiner Stellung, die viel mehr als er wollte und durfte, zu einer selbständigen und eigenmächtigen geworden war. Mußte es doch als bittere Ironie des Schicksals erscheinen daß gerade der Mann der als der schärfste Ausdruck alten preußischen Soldatenthums, als der schroffste Gegner der neuen Reformrichtung gelten durfte, den ersten Schritt gethan die althergebrachten Formen und Banden passiven Gehorsams zu durchbrechen, und den

Männern in die Hände zu arbeiten deren politisches Thun ihm ein Gegenstand tiefster Abneigung gewesen war!

Die Schwankungen und quälenden Zweifel die in solch einer Lage die eiserne Natur des Mannes bestürmten, hat der Biograph mit anschaulicher Lebendigkeit geschildert, und die früheren Besprechungen haben in diese anscheinend unthätige und doch so heftig bewegte Epoche vollständige Einsicht gewährt. Die Dinge waren dort bis zu dem Augenblick geführt wo York — trotz der Berliner Ablehnung und Entsetzung — sich entschloß und entschließen mußte selbstthätig voranzugehen. Was seinen Muth zur That gehoben hatte, war die bezeichnende Kunde daß der König Berlin verlassen und damit erst die volle Unabhängigkeit des Handelns gewonnen hatte. Wie überall in der Monarchie, so namentlich auch in Königsberg ward diese Reise des Königs mit der größten Freude begrüßt, man sah in ihr den ersten und entscheidenden Schritt von der französischen Allianz hinweg. Aber damit zugleich schien die russische Occupation den Charakter ändern zu müssen welchen Steins Eifer ihr zu geben gesucht hatte. Der König war nicht mehr unfrei. Der letzte Vorwand jene russische Vollmacht mit welcher Stein gekommen, und die den Männern in Königsberg ein so großer Anstoß gewesen, zu gebrauchen, war dahin. Mochte der König, falls er noch schwankte, durch den lauten Zuruf seines Volks in allen Ständen, in der Zuversicht das hohe Ziel zu erreichen gestärkt, in dem Entschluß mit Rußland vereint weiter zu kämpfen erleichtert werden — durch die „Administration für russische Zwecke" ward nach Ansicht der York, Dohna, Auerswald u. s. w. am wenigsten zum Ziel gewirkt.

Anders sah Stein die Dinge an — Stein, von dem Droysen bei diesem Anlaß richtig bemerkt daß man „auch in seinen Rücksichtslosigkeiten und Heftigkeiten, auch in seinen Irrthümern immer wieder dieselbe Wahrhaftigkeit und Seelenlauterkeit, dieselbe tiefquellende und zornmächtige Ursprünglichkeit wieder erkenne, die ihn über den gewöhnlichen Dunstkreis staatsmännischer Kunst und Mittel, über die politischen Charaktere seiner und vielleicht aller Zeiten fast einsam emporragen lassen." Ob sein damaliges Verfahren ein Irrthum war? Wohl mußte sein Beginnen scheitern wenn die Patrioten in Königsberg, wenn York, Dohna, Auerswald einen ganz entgegengesetzten Weg gingen, wenn die Stände, wenn die Bevölkerung vor dem kühnen Weg in den er einlenkte zurückschreckten. Und gewiß sind die leitenden Motive aller dieser Männer, ihre Rücksichten, ihre scrupulöse Loyalität, ihre Sorge

um preußische Majestätsrechte durchaus respectabel, aber allzu zäh festgehalten wurde dieß zu einem engen Gesichtspunkt, der von dem Augenblick an verderblich ward wo nur in raschem rücksichtslosen Handeln das Heil noch zu finden war. Beharrte z. B. die Berliner Politik in ihrem unentschiedenen Zaudern, folgten nicht so rasch wie es geschehen ist die entscheidenden Schritte vom Februar — und wie nah lag bis zuletzt eine solche Möglichkeit! — so war der Augenblick unvermeidlich wo alle mühsame Arbeit der trefflichen und loyalen Männer in Ostpreußen um ihre Früchte gebracht oder doch gegen ihren Willen in ganz andre Bahnen hineingedrängt ward. Steins Politik, auf große Ziele und im großen Style angelegt, mußte sich naturgemäß über viele sonst ehrenwerthe Bedenken und Zweifel hinwegsetzen, sie konnte für den Einzelnen empfindlich, ja hart und tief verwundend sein, aber sie ging immer auf den großen Hauptzweck hin — den Sturz Napoleons und den Kampf der europäischen Nationen. Er hatte das Maß von Kraft, Entschluß und Ausdauer, auf das in gewissen Kreisen zu zählen war, 1805 bis 1807 und 1807 bis 1809 zu gut kennen gelernt um nicht entschlossen seinen eignen kühnen Weg zu gehen. Darum befahl er die Aufhebung der Continentalsperre und aller den Handel und die Ausfuhr betreffenden Erlasse seit dem Tilsiter Frieden, befahl die Geltung des russischen Papiergeldes nach einem Zwangscurs und wies jede Einrede, als dem Drang der Umstände und dem Zwecke des Kriegs nicht entsprechend zurück. Es entstand darüber freilich ein leidiges Zerwürfniß das den Segen seines Wirkens lähmen mußte. Schroff und rasch wie er war, ließ er bald die bedächtigeren Männer hart genug an, und nicht bloß diese verloren den Muth einträchtigen Zusammenwirkens, auch in weitern Kreisen regte sich ein stilles Mißtrauen theils gegen den „Mann von 1808", theils gegen seine „russische Vollmacht" womit er sich eingeführt.

Ueber die Art der ständischen Verhandlungen, ihre Leitung, die Form der Propositionen kam es zu bittern Zerwürfnissen die Droysen im einzelnen erzählt; sie drohten geradezu das schwierige Werk kurz vor der Entscheidung zu vereiteln.*) Schön war es der hier das Vermittleramt übte. Nach einer stürmischen Scene zwischen Stein und York, wo es zum offnen Bruche kam, übernahm es Schön die streiten-

*) York hatte so den Muth verloren daß er erklärte, er gehe nach England und verzichte auf jede weitere Thätigkeit.

den Parteien zur Ruhe zu bringen. Er stellte Stein vor, wie wichtig der Moment, wie erhaben der Zweck sei, und Steins große Seele widerstand diesen Darstellungen nicht. Er gab nach, ordnete seine Meinung der Ansicht der Königsberger unter, ja er entschloß sich zu einem noch schwereren Opfer. Seine fernere Anwesenheit in Königsberg konnte der Nachempfindung des kaum beschwichtigten Haders neue Aergernisse und Zerwürfnisse hinzufügen. Andererseits die Glorie, Preußen bewaffnet, Landwehr und Landsturm errichtet, und dem Gang der europäischen Angelegenheiten einen andern Weg angewiesen zu haben, stand vor ihm, und er sollte darauf Verzicht leisten. Der Kampf in ihm war groß, aber sein herrlicher Geist siegte. Niemals, fügt Schön hinzu, ist er mir größer als in diesem Moment der Resignation erschienen. So hart rangen diese gewaltigen Charaktere wider einander. Aber allen galt das Vaterland über alles. Wie sehr sie auch nach entschiedenem Streit einander grollten und abgewandt blieben, um des Vaterlandes Willen mußten sie mit einander gehen und sich gegenseitig zu ertragen lernen. Auch York besuchte Stein, und sie schieden in Frieden von einander. Tags darauf am 7. Febr., verließ Stein Königsberg. Die russische Vollmacht hatte ein Ende.

Indessen war für Yorks Lage die Ungewißheit noch nicht beseitigt. Das letzte was er vom Hof wußte war die Abreise des Königs nach Breslau; von dort war weder ihm noch den ständischen Deputirten auf ihre Adresse vom 11. Jan. irgendein Bescheid geworden. So blieb York fort und fort in der peinlichsten Ungewißheit, und ohne alle maßgebende Weisung. Oeffentlich und officiell blieb über ihn alles das verhängt und in Geltung was die Zeitungen am 19. Jan. veröffentlicht hatten; nur daß Major Thile unmittelbar an ihn selbst die Meldung von des Königs Abreise zu überbringen gehabt, war ein Zeichen, aber auch das einzige, daß der König ihn nicht so wie es jene Bekanntmachungen erscheinen ließen, als einen dem Arm der strafenden Gerechtigkeit verfallenen Verbrecher betrachte. Indessen fing es sich an in den Provinzen zu regen, auch in der Mark ward es lebendig, und die Schulenburg, Marwitz und wie die Feinde der „westfälischen, ostpreußischen und fränkischen Schule“ von Staatsmännern sonst heißen mochten, begannen sich an den Dingen unmittelbar zu betheiligen. Von der Stimmung Ostpreußens bemerkt Droysen, trotz der mannichfachen Irrungen und Schwankungen sei doch der einmal wach gewordene Geist so wenig gehemmt oder gebrochen worden

daß er sich nur um so schärfer ausprägte. Auf der einen Seite die Ungewißheit über das was endlich im Rath des Königs werde beschlossen werden, auf der andern Seite das Mißtrauen nicht bloß in die wirkliche Macht, sondern auch in die Absichten Rußlands, diese Doppelheit brachte inmitten der höchsten Spannung und Erregung eine Gemessenheit hervor die es den Leitern der großen Erhebung möglich machte zwischen den gefährlichsten Klippen glücklich hindurch zu steuern.

Schon die Wahlen zur ständischen Versammlung, die in der letzten Januarwoche in allen Kreisen und Städten bis zur Weichsel hin gehalten wurden, waren von hoher Bedeutung; sie wendeten in allen Punkten der Provinz den Blick auf ein bestimmtes und deutliches Ziel. Nicht der König hatte geladen; es mußte jedem vor die Seele treten daß es eine höhere Treue gebe als die des bloßen Gehorsams, und daß diese jetzt zu bewähren sei. Dem russischen Rufe folgend, mußte man nur um so mehr im „rechten preußischen Geist" zu handeln wissen. Und in denselben Tagen des Wählens waren die vaterländischen Truppen auf dem Marsch vom Niemen zur Weichsel; jubelnd zogen sie westwärts; über die Oder und Elbe hinaus bis zum Rhein hin flogen die Gedanken. Das Volk in den Städten und Dörfern sah nun mit eignen Augen daß es Vorwärts zum Kampf ging. Aber wer sollte, wenn die Truppen alle hinwegzogen, die Provinz decken? wer, wenn die Tausende in Danzig, Thorn, in den polnischen Festungen hervorbrachen Rache zu üben, das offne Land beschützen? Ueberall ward der Gedanke wach daß die Provinz sich selbst wehren, daß alles was nicht mit der Armee gegen Westen eilte, bewaffnet und zum Waffendienst geübt werden müsse, um sich, wenn es noth sei, dem Feind entgegenzuwerfen. Seit Steins Ankunft — ausdrücklich lautete seine Vollmacht auf allgemeine Bewaffnung — trat diese Frage in den Vordergrund; man sagte sich daß die ständische Versammlung vor allem über sie zu beschließen berufen sei. Aller Orten ward erwogen und durchgesprochen wie eine solche allgemeine Bewaffnung einzurichten sei; mehr als ein Project wurde ausgearbeitet. Das wesentlichste, Recht und Pflicht jedes Preußen zur Vertheidigung des Vaterlandes, und die Möglichkeit daß man Soldat sein könne ohne aufzuhören Bürger zu sein, kam in der hohen Stimmung dieser Tage nicht weiter in Frage, galt dafür sich von selbst zu verstehen. Ueber Nebendinge ward desto eifriger disputirt.

Droysen berührt in Kürze die frühern Entwürfe die in dieser Richtung aufgetaucht waren, und verweilt dann ausführlich bei dem was jetzt die Männer der ostpreußischen Bewegung vorbereitet. Graf Alexander Dohna ging mit lebhaftem Interesse auf den Gedanken ein eine Landwehr, wie sie sich im österreichischen Krieg von 1809 und jetzt in den russischen Druschinen bewährt hatte, und einen Landsturm als Reserve unmittelbar von Seiten der Provinz aufzustellen. Er zog zunächst seine beiden Brüder mit zu Rathe; Graf Friedrich, der mit Aufträgen von Paulucci in Königsberg war, hatte als Officier der deutschen Legion nähere Kunde von der russischen Volksbewaffnung; und Graf Ludwig, der 1807 mit seinen Dragonern den kleinen Krieg im preußischen Oberlande rühmlichst geführt, in der Vertheidigung Danzigs sich durch mehr als eine kühne That ausgezeichnet hatte, verband mit seiner militärischen Erfahrung ein seltenes Talent des Organisirens. Stein empfahl auch Clausewitz und Dörnberg mit zu Rathe zu ziehen. Für Dörnberg mochten die Kasseler Erinnerungen von 1809 sprechen; und von Clausewitz wußte Arndt, der mit Stein in Königsberg war, daß derselbe 1810 oder 1811 den Entwurf einer allgemeinen preußischen und deutschen Volkserhebung und Landesbewaffnung nach spanischer und tirolerischer Weise dem König vorgelegt habe. Es scheint nicht daß Dörnberg mit hinzugezogen worden; Clausewitz stand durch sein inniges Verhältniß zu Scharnhorst den Dohnas nahe. Scharnhorsts Tochter, die Gräfin Friedrich Dohna, war jetzt in Königsberg, im Hause des Kanzlers v. Schrötter, des Gemahls einer Dohna'schen Schwester. In so eng befreundetem Kreise begannen nun die denkwürdigen Besprechungen, deren Summe dann Clausewitz — es bedurfte wiederholter Aufforderungen der Dohnas ehe er sich dazu bewegen ließ — in einem Entwurf „das Wesentlichste in der Organisation eines Landsturms und einer Miliz" betitelt, zusammenfaßte; einfache, große Gedanken wie sie die Lage der Verhältnisse und eine hohe, patriotische Auffassung dessen, was dem Volke gebührt und was es vermag, an die Hand gab. Man wird, fügt Droysen hinzu, den jüngern Genossen dieses edlen Kreises nicht zu nahe treten, wenn man in dem was diesen Entwurf von den russischen und österreichischen Organisationen unterscheidet, und was er in principieller Auffassung vor dem Scharnhorst'schen von 1808, vor dem Clausewitz'schen von 1811 an hochherziger Volksthümlichkeit voraus hat, überwiegend den Grafen Alexander Dohna wiedererkennt.

So weit war also vorgearbeitet als die Stände zusammentraten. Droysen beklagt es daß von den Verhandlungen derselben nicht viel mehr vorliege als die officiellen Protokolle und Eingaben, die natürlich von der lebendigen Wirklichkeit nur ein unzulängliches Bild geben; gleichwohl ist es eine dankenswerthe Bereicherung der Literatur jener Tage daß Droysen in den Beilagen diese Actenstücke hat vollständig drucken lassen. „Dieser Landtag,“ schrieb Schön ein Jahr später noch in vollem Enthusiasmus, „ist wichtiger als der Brand von Moskau und die 26 Grad Kälte. Die Yorksche Convention war ein Schattenspiel, wenn der Landtag nicht so war wie er war; er gab ihr erst Fundament und Kraft. Das Vorrücken der Russen war eine Kosakenoperation die ebenso schnell zurück als vorwärts geht, wenn das Volk auf dem Landtage nicht sprach wie es sprach.“ Im weiteren Verlauf des Briefes ruft der greise Staatsmann aus: „Kant lebt noch; und nur weil er lebte, ist das Leben da ... Und wie herrlich und groß stand dieser Landtag in Hinsicht auf Loyalität und Treue da; der Deputirte der fremden Macht fand kein Gehör, nur dem den unser König gesetzt hatte, legte man seine Wünsche vor.“

So erfolgte denn der entscheidende Beschluß des Landtags: eine Deputation an den General York zu senden, um ihn zu bitten seine Vorschläge oder Forderungen den Ständen „durch einen schriftlichen Aufsatz bekannt zu machen.“ Man beachte wohl was dieser Schritt bedeutete. York war notorisch abgesetzt, des Königs „höchster Unwille“ über ihn öffentlich und förmlich ausgesprochen; indem die namhaftesten Männer des Landes, unter ihnen der eben gewählte ständische Präsident, Minister Graf Dohna, der erste Bürgermeister der ersten Stadt des Landes, Heidemann, der bedeutendste Gutsbesitzer der Provinz, Graf Lehndorf von Steinorth, als Deputation zu York sandten, sanctionirten sie Namens der Provinz die sie vertraten, thatsächlich und offenkundig dessen Verfahren. York würdigte die ganze Bedeutung dieses Moments. Persönlich begab er sich mit der Deputation in die Versammlung zurück: als Generalgouverneur Preußens und als treuester Unterthan des Königs trete er in ihre Mitte um ihre Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland in Anspruch zu nehmen, sie aufzufordern seine Vorschläge zur Bewaffnung des Landes und zur Verstärkung der Armee auf das kräftigste zu unterstützen. Da die Verbindung mit dem König gehemmt sei, könne er nur nach den Umständen und Kraft der ihm als Generalgouverneur ertheilten Autorität handeln; kraft derselben werde er wie

bisher so auch ferner im Namen Sr. Majestät mit aller Treue und Ergebenheit und mit voller Verantwortlichkeit für alle seine Schritte handeln. Seine Plane und Vorschläge könne er der gesammten großen Versammlung nicht bis ins einzelne vorlegen; er wünsche daß ein Comité gewählt werde seine Vorschläge anzuhören, ihre Bemerkungen hinzuzufügen und dann so discutirt der Versammlung der Stände vorzutragen. Dann sprach er in kurzen mächtigen Zügen von dem was es jetzt gelte, von der Erniedrigung die Preußen getragen, von der Hoffnung des Vaterlandes: „ich hoffe, so schloß er, die Franzosen zu schlagen wo ich sie finde; ich rechne hierbei auf die kräftige Theilnahme aller; ist die Uebermacht zu groß, nun, so werden wir ruhmvoll zu sterben wissen." Da brach die Versammlung in lauten begeisterten Zuruf aus, und den Hinausschreitenden begleitete ein jubelndes: es lebe York! Er wandte sich; mit ernster Stimme gebot er Stille: „auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus!" Dann ging er. Es war, als wenn nun erst die Herzen gelöst, die ganze Macht patriotischen Empfindens erwacht sei. „Alles", rief man, „selbst Weib und Kind müsse sich bewaffnen, das wolle der König in seiner Noth."

Rasch gingen nun die Berathungen ihren Gang. Das bedeutende dabei war daß man das neue Institut vollständig den „Vertretern der Nation" wie damals der Ausdruck war, anvertraute, und daß man, den Staat in seinen administrativen Organen ganz, in seinen militärischen fast ganz bei Seite lassend, aus der freien patriotischen Selbstthätigkeit des Volkes heraus das Neue werden zu lassen sich entschloß. Noch einmal trat in der Verhandlung der Stände die russische Intervention als störender Gedanke dazwischen, aber es schwanden vor den allgemeinen Interessen alle kleinern Bedenken und zuletzt wußte Graf Alexander Dohna in einer gewaltigen und hinreißenden Rede die Stimmung zu jener ernsten Begeisterung zu erheben, die der Größe und Gefahr des Augenblicks würdig war. Rasch folgten nun Beschlußfassung, Ausführung, Adresse und Botschaft an den König; in der Haltung und dem Thun der Versammlung spricht sich ein Schwung aus, der zu den kühnsten Opfern und Thaten drängte, und zugleich eine gewissenhafte Loyalität, die das Gewissen der Aengstlichen beschwichtigen, die Verdächtigung der Kleinmüthigen entwaffnen mußte. Wohl fehlte es an beiden auch jetzt nicht. Die Deputirten einzelner Städte wollten sich mit Vorbehalten decken, indeß von anderer Seite auch die Verläumdung nicht unthätig war. Unzweifelhafte Mittheilungen ergaben

daß namentlich in den Beamtenkreisen Westpreußens das was in Königsberg geschah für sehr zweideutige Art gehalten werde, und daß die Bedenken welche die Regierung in Marienwerder gegen die Berufung der Versammlung geäußert habe, seit dem Bekanntwerden der Vornahme vom 5. Februar nur noch gewachsen seien. Schon in einer der ersten Sitzungen ward berichtet: man sage in Marienwerder, die Provinz Ostpreußen benehme sich durchaus nicht ihren Verhältnissen gegen den König angemessen, und habe die Provinz durch Deputirte dem Kaiser von Rußland angetragen. Die Versammlung hielt es für angemessen, „ihre höchste Indignation" über diese Nachrichten auszusprechen: „sie habe nie geglaubt daß irgendein preußischer Unterthan sich so tief erniedrigen könne ein so herabwürdigendes Urtheil über eine achtbare Provinz, welche bisher den Ruf der Treue, Ehre und Pflicht unbefleckt erhalten hat, zu fällen."

Inzwischen war der Landtag zum Ende seiner Geschäfte gelangt, und es galt nun die Beschlüsse ins Leben zu führen und dem König selbst das Ergebniß der Berathungen vorzulegen. Ein sehr interessantes Actenstück ist die Eingabe an den König, womit York die fertigen Entwürfe begleitete, deren einzelne Bestimmungen motivirte und ihre praktische Bedeutung darlegte. Wir heben aus dem umfassenden Aufsatz nur die Stellen hervor welche die Stellung der Provinz zu Rußland und jenes delikate Verhältniß zur russischen Vollmacht Steins berühren. Es gibt Momente im Dasein der Staaten wie der Menschen, so schreibt York, wo nur die Anwendung außerordentlicher Mittel die Erhaltung sichert. Ein solcher Moment ist für Ew. königl. Majestät der gegenwärtige, ein solches Mittel ist die Landwehr und der Landsturm. Der reinste Patriotismus, die treueste Anhänglichkeit an Ew. königl. Majestät, der bewußte Glaube daß nur mit des Vaterlandes Selbständigkeit das Glück auf dem Thron und in der niedrigsten Hütte bestehen kann, hat Ew. königl. Maj. Provinzen diesseits der Weichsel, allen übrigen zum Vorbilde, vermocht auszusprechen was Liebe und Treue willig zu leisten geneigt sind. In aller Herzen glüht dieß edle, einer durch Großthaten berühmten und sich achtenden Nation innewohnende Feuer, und in den Herzen der Männer, welche thätig hier wirken, daneben Reinheit der Absicht und des Willens. Der ehemalige Minister v. Stein, ein Mann der Sache Preußens und Deutschlands warm ergeben, erschien hier und berief durch den Landhofmeister v. Auerswald mit Vollmacht Sr. Majestät des Kaisers von Rußland eine landständische Ver-

sammlung zusammen, deren Berathungen die zweckmäßigste Landesvertheidigung zum Gegenstande haben sollten. Die Treue jedes Unterthans an Ew. königl. Majestät Person und allerhöchst Ihrer erhabenen Dynastie hatte alle Gemüther entflammt, und zu jedem Opfer bereit würde sich der Patriotismus an die wenngleich durch die Aeußerungen des erhabenen Monarchen Rußlands als befreundet anerkannte, dennoch fremde Autorität angeschlossen haben. Da fühlte ich mit Männern von Einsicht und Vaterlandsliebe gleichartig das Bedürfniß im Namen Ew. königl. Majestät diese erhabene Willensäußerung der Menge aufzunehmen und zu leiten, und trat als treuester Unterthan meines innigst verehrten Königs an die Spitze der landständischen Versammlung welche nur ihrem Monarchen und sich selbst mit Beistand seines kaiserlichen Freundes zu verdanken wünschte was das höchste aller öffentlichen Güter ist: äußere Sicherheit. Ew. königl. Majestät werden hierin den edlen Stolz Ihrer Nation erkennen, der Monarch Rußlands achtet ihn, da der Sinn fürs Edle und Große ihn belebt."

Während so die Dinge vorwärts schritten, schwebte York in fortwährender Ungewißheit über das was in der unmittelbaren Umgebung des Königs vorging. Es durchkreuzten sich bunte Gerüchte, es stieg auch wohl die Besorgniß auf: die Abreise nach Breslau werde nicht der Anfang des Bruches mit dem Napoleonischen System sein, und hohe Beamte alten Schlags ließen officiöse Warnungen vor den „russischen Umtrieben" ergehen. Droysen findet in dem Tagebuch Auerswalds zum 8. Febr. die Bemerkung gemacht: „York hat einen Courier vom König mit guten Nachrichten", er ist aber nicht im Stande genau anzugeben welcher Art diese „guten Nachrichten" gewesen sind. Er vermuthet daß sie nur die Mittheilung von irgendeiner bezeichnenden Thatsache, vielleicht der Berufung Scharnhorst's, enthalten haben. Daß sie nichts bestimmteres brachten, beweist ein Schreiben York's vom 10. Febr., worin er sagt: „obschon man mit mir verfährt als wenn ich in der Wirklichkeit aufgegeben wäre, so fahre ich dennoch fort nach Kräften für das wahre Interesse Sr. Maj. des Königs und des Vaterlandes zu wirken, und auf einer Bahn fortzuwandeln auf der kein Rückschritt mehr möglich ist; alle meine sonstigen Freunde haben sich aus Furcht vor Compromitirung mit mir zurückgezogen, von keinem ein Wink, noch weniger Rath oder Hülfe." Indessen transpirirte allmählich eine sehr wichtige Nachricht: daß der König schon seit Mitte Januars mit dem russischen Kaiser über ein Bündniß unterhandle. Derselbe

Officier der nach Königsberg geschickt ward um York's Absetzung anzukündigen, und der deßhalb überall bei den französischen Posten willkommen war, hatte den mündlichen geheimen Auftrag sofort ins russische Hauptquartier zu eilen und über ein Bündniß zu unterhandeln, falls Rußland geneigt sei den Krieg gegen Napoleon mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln fortzusetzen und ohne Aufenthalt die Weichsel und Oder zu überschreiten. Alexander gestand die Bedingungen die der König vorläufig festgesetzt wissen wollte, bereitwillig zu. Schon am 13. Jan. hatte Major Natzmer dieß im russischen Hauptquartier festgesetzt; am 14. eilte er auf Umwegen nach Berlin zurück, da die Franzosen Verdacht geschöpft haben mochten und auf ihn fahndeten. Durch diese wichtige Notiz fällt auf die Vorgänge die sich im Januar zu Berlin zutrugen, ein sehr aufhellendes Licht; die Reise nach Breslau ward also in Folge der Verabredungen mit Alexander angetreten, und dieser selbst hatte nach Droysens „völlig authentischer" Quelle den König zu diesem Schritte dringend auffordern lassen.*)

So bestimmt freilich lauteten die Nachrichten die York durch russische Generale erhielt, noch nicht; sie deuteten nur im allgemeinen auf eine Uebereinstimmung der Politik beider Länder hin. Ja sie hatten, wie wir aus den einzelnen Mittheilungen Droysens ersehen, zunächst für York nur die unangenehme Folge daß nun die Russen zudringlicher wurden mit den Anmuthungen sich an sie anzuschließen und unter russischen Oberbefehl zu stellen. York bedurfte der ganzen Zähheit und Vorsicht die ihm eigen war, um dergleichen Ansinnen zu widerstehen; er sah in dem Ausbleiben bestimmter Nachrichten und Befehle eben nur den Beweis daß man mit Rußland noch nicht völlig im reinen sei. Während er in den Beziehungen zu Rußland sorgfältig vermied den Entschließungen des Königs weiter vorzugreifen, ging er in der militärischen Organisation der Provinz desto entschiedener vorwärts. Unterstützt durch deren opferbereite Hingebung gelang es ihm rasch alle die Vorbereitungen zu treffen, die durch die Beschlüsse des Landtags

*) Es ist bemerkenswerth daß man im russischen Hauptquartier Nachrichten haben wollte: die Franzosen hätten den Anschlag gefaßt den König von Preußen gefangen wegzuführen. Bekanntlich hatten sie einige Jahre früher den König Max von Bayern, um ihn seinen Schwankungen zwischen Oesterreich und Frankreich (Schwarzenberg und Otto) zu entreißen, in der Nacht von München nach Würzburg gebracht; und vor und während der Schlacht von Leipzig war der König von Sachsen kaum etwas anderes als französischer Gefangener.

angekündigt waren. Droysen hat das Einzelne in seine Darstellung mit aufgenommen.

Die Stimmung des Volkes, die für ein rasches gewaltsames Zerreißen des aufgedrungenen Bundes mit Napoleon war, wurde vom König nicht vollkommen getheilt. Er faßte seine Lage und seine Pflicht anders auf. Man kennt, sagt Droysen, seinen Ausdruck: Napoleon müsse sich erst ins Unrecht setzen. Er verbarg sich nicht daß jener in allem was bisher geschehen war, den Wortlaut des Allianzvertrags und der nachfolgenden Vereinbarungen für sich hatte. Er hielt sich durch diese gebunden. Aber sie gestatteten ihm sie nun auch seinerseits zu deuten; das um so mehr als Napoleon bereits in der Forderung eines Cordons in Schlesien und eines größeren Hülfscorps den Anlaß zu neuen Verhandlungen gegeben hatte. Wie der König Napoleons Art auffaßte, zweifelte er nicht daß alles eher als die Annahme der preußischen Gegenanträge erfolgen, daß Napoleon eher zu Gewaltmitteln greifen als nachgeben werde. Und dann war er in seinem Gewissen frei. Diesen Verlauf sah er mit solcher Zuversicht voraus daß er schon vorweg, am Anfang Januars, dem Kaiser von Rußland jene Eröffnungen gemacht, die zunächst eventuelle Bedeutung haben sollten. Wie großen Werth, fügt unser Biograph hinzu, man auch einer formellen Gewissenhaftigkeit beilegen mag — und es wäre die gefährlichste Sophistik sie zu verläugnen — in der damaligen Lage der Verhältnisse konnten an dem Formalismus, den der König festzuhalten bemüht war, leicht die größten Interessen zu Grunde gehen. Eine nächste Folge jener Auffassungsweise war die daß York, sein Corps, das Land jenseits der Weichsel, fast möchte man sagen, dem Zufall überlassen wurde. Und am wenigsten vorauszusehen oder beabsichtigt war jene energische und sichere Selbstbestimmung, mit der Ostpreußen voranschritt und der die andern Provinzen zu folgen sich anschickten. Nicht minder bedenklich war es daß je länger der Abschluß mit Rußland sich hinzog, desto weniger Preußen in demselben s e i n e Bedingungen geltend machen konnte. Ja, indem die Russen ihr Vorrücken in dem Maß verzögerten, als Preußens Zutritt ungewiß blieb, ging mehr und mehr von der Gunst der Umstände verloren, auf die man im Anfang des Jahres vieles und alles hatte rechnen können. Das Uebelste war daß man, mit Napoleon weiter verhandelnd ohne den Glauben, ja ohne den Wunsch zur Verständigung zu kommen, sich in Zweideutigkeiten verwickelte, die, so sehr in dergleichen die Diplomatie ihre Kunst zu zeigen liebt, weder der Gewissen-

haftigkeit, von der man ausgegangen war, noch dem mächtigen Gang des nationalen Empfindens und der Entschiedenheit der Situation entsprachen.

Mit Recht hebt Droysen auch die Schattenseite der vielfach bewunderten Tergiversationspolitik Hardenbergs hervor. Er gibt zu daß die Preisgebung York's durch die persönlich unsichere Lage des Königs in Berlin gerechtfertigt sein mochte, aber indem er alle die Schritte jener Zeit durchgeht, findet er darin eine Duplicität, die über das nothwendige Maß hinausging. Namentlich glaubt er es sei „mehr als zu viel" gewesen daß Hardenberg gerade jetzt das Project einer Familienallianz, einer Vermählung des Kronprinzen mit einer kaiserlichen Prinzessin zur Besprechung brachte. Allerdings, wenn Napoleon seine Starrheit aufgab, wenn er den Aberglauben an das Gelingen der alten Künste fallen ließ, dann konnte jenes Spiel Hardenbergs für Preußen und Deutschland gleich gefährlich werden. Sprach der Imperator doch, wie nachher in Prag, Frankfurt, Chatillon, nur um wenige Tage zu spät von Nachgiebigkeit; wie nun, wenn er Hardenberg beim Wort nahm und jene „plus grandes modifications de son système", die er nach der Abreise nach Breslau in Aussicht stellte, wenige Wochen früher kamen? Das Zögern gegenüber den Russen hatte aber sehr bald die schlimme Folge daß der preußischen Politik die günstige Lage zur Unterhandlung verloren ging. Als man jetzt am 16. Febr. zu Klodawa die Unterhandlungen wieder aufnahm, zeigte sich Rußland in Betreff Polens ganz entschieden und bot zur Reconstruirung Preußens Sachsen an! Es waren also die Dinge schon in jene Bahn hereingedrängt, auf welcher nachher in den deutschen Verhältnissen die alte Zwietracht neu angefacht und nur Rußlands Vortheil vollständig gewahrt worden ist.

Der König war mit diesem Gang der Dinge, wie ihn die Verträge von Kalisch besiegelten, wenig zufrieden, und Droysen glaubt daß sein kaltes, fremdes Benehmen gegen Stein, wovon Pertz berichtet, wohl dem Umstand zuzuschreiben war daß der König ihm die Schuld beimaß. Ob nicht auch hier die russische Vollmacht, die in Königsberg so viel Anstoß erregte, mitgewirkt hat? Indessen schon die Art, wie man den König zum Abschluß gedrängt, war ihm unangenehm. Er hatte im Januar als Bedingung des Bündnisses gefordert und zugesagt erhalten daß die russischen Heere ungesäumt die Weichsel und Oder überschreiten sollten, vor allem um so die Formation der preußischen Heere mit Sicherheit beendigen zu können. Statt dessen hatten die russischen Truppen —

jene leichten Schwärme abgerechnet deren Erscheinen überall nur die Bevölkerung aufregte und sie verführte sich zu compromittiren — weit hinter der Oder, an der Gränze des Warschauischen Gebiets, Cantonnements bezogen; ja von der Kriegserklärung Preußens war ihr weiteres Vorrücken abhängig gemacht worden. Die augenblickliche Schwäche der russischen Streitkräfte war erklärlich und, wenn sie auch russischerseits mit unrichtigen Angaben verheimlicht wurde, kein Geheimniß; überwiegend mit preußischen Truppen mußte der Krieg eröffnet werden. Aber in dem geschlossenen Vertrag waren alle die Fragen über Thorn und Danzig, über das künftige Schicksal Polens und die Herstellung des preußischen Staatsgebiets offen gelassen; und während sich Rußland im Warschauischen auch in dem bis 1807 zu Preußen gehörigen Antheil thatsächlich festsetzte, enthielt der Vertrag für Preußen nur die allgemeine Frage einer Reconstruction in Norddeutschland; nicht einmal der Besitz der früheren preußischen Gebiete an der Nordsee, am Rhein und in Franken ward garantirt.

Daß man trotzdem den Vertrag hatte abschließen müssen, machte die Sache nicht besser. Am wenigsten nach des Königs Sinn war die Exaltation die sich überall mit eindrängte und durch alle Stände verbreitet wurde. Die Vorgänge in Ostpreußen waren ihm in sehr zweideutigem Licht geschildert worden; nichts weniger als freundlich war der erste Empfang, den Graf Ludwig Dohna mit seinen Landwehranträgen fand: „ob Herr v. York schon eine Bürgerkrone trage," hieß es unter andern. Entschuldigte diesen die eigenthümliche Lage, in der er sich befand — ganz anderer Art war es, wenn General Borstell mit seinen Feldtruppen aus Kolberg auf eigne Hand losmarschirte, und seine Meldung an den König (27. Febr.) mit den Worten schloß: „ich werde nichts weiteres unternehmen, bis Ew. Maj. Befehle mir bestimmt in Königsberg oder früher zugegangen sein werden, bitte aber Ew. Maj. fußfällig, lassen sie uns los." Und doch — gerade das entsprach den Ansichten und Stimmungen die selbst unter des Königs Augen mehr und mehr Raum gewannen, und denen demnächst Gneisenau's Erscheinen in Breslau ihre volle Energie gab. Mit Recht — so schließt Droysen diese Mittheilungen — lebt in den Erinnerungen des preußischen Volks und Heers jene Zeit als ein Bild allgemeiner Begeisterung, patriotischer Herrlichkeit, stolzer Kampfesfreudigkeit. Aber ohne jene trüberen Züge würde das historische Bild unwahr sein; ohne die Kunde jener Spannungen und Spaltungen, die schon die Anfänge bezeichneten, würde in dem

weiteren Verlauf der Verhältnisse und selbst der Thatsachen wichtiges unerklärlich und zusammenhanglos erscheinen. Daß man trotzdem sich in den höchsten Interessen zusammenfand, ihnen mit höchster Selbstverläugnung allen Unterschied der Meinung unterordnend höchste Ziele errang, ist die Größe jener Zeit.

Indessen war Yorks persönliches Verhältniß immer noch nicht geklärt; in Marienwerder traf ihn um diese Zeit der Befehl, „behufs eines kriegsrechtlichen Erkenntnisses eine auf bloß militärischen Gründen beruhende Rechtfertigung über den Abschluß der Convention einzureichen.“ Es mochte dieß bloß geschehen um die Formen zu wahren; Zopf war und blieb es immer, und selbst die Russen konnten nicht begreifen, wie man einen General wegen eines Schrittes zur Rechenschaft ziehe, den man als das glücklichste Ereigniß betrachten müsse. Yorks glorreichste That, bemerkt Droysen treffend, war keine That mehr, wenn er beweisen konnte daß sie militärisch gerechtfertigt war. Wohl hatte er in jenen Märschen der letzten Decembertage soweit irgendmöglich dafür gesorgt, einen Schein der Nothwendigkeit zu gewinnen; er selbst am wenigsten konnte sich verhehlen daß dem kundigen Blick dieser Schein sich sofort als Schein zeigen mußte. Oder sollte er den Stolz haben, den Verlauf der Sache ohne Beschönigung und Sophistik darlegend, seine Verurtheilung herauszufordern welche nicht den Patrioten, aber den Soldaten getroffen hätte? Ohne seinen Werth zu überschätzen, durfte er sich sagen daß dem König daran liegen mußte, ihn für den bevorstehenden Kampf in Activität zu behalten; einmal kiegsrechtlich verurtheilt, war er nicht mehr verwendbar, selbst Begnadigung, selbst ein Machtwort des Königs reinigte ihn nicht mehr. Unzweifelhaft war der Wunsch des Königs ihn freigesprochen zu sehen; sollte er diesen geflissentlich zu Schanden machen? York hatte die Meinung daß nur der Form wegen Kriegsrecht über ihn gehalten werden solle. Er hielt es für angemessen die geforderte Rechtfertigung immerhin mit einiger Sophistik so einzurichten daß sie allenfalls für ausreichend gelten konnte. Unter den Beilagen hat Droysen auch diese Selbstapologie mit abdrucken lassen.

Endlich erfolgte die völlige Reinigung, freilich nicht ohne manche störende Zwischenfälle die von neuem bittern Stimmungen Nahrung gaben. Schrieb doch selbst Scharnhorst an York: „ich bitte Sie inständigst, setzen Sie sich über kleine Unannehmlichkeiten weg; ich lebe nur allein in diesen.“ Indessen nahten die Tage der blutigen Ent-

scheidung. Droysen erzählt uns Yorks begeisterten Empfang in Berlin, seine erste, wie es scheint nicht unfreundliche, Audienz beim König, er schildert uns die bedeutendsten kriegerischen Persönlichkeiten die das York'sche Corps verherrlichten, und geht dann auf die Ereignisse über, die den Kämpfen im Mai unmittelbar vorangingen. Es ward dem Corps sehr bald die ersehnte Gelegenheit, den ersten Schlag zu führen und den blutigen Feldzug von 1813 rühmlich einzuweihen. Das glänzende Gefecht bei Möckern (5. April) war wesentlich, und man durfte sagen ausschließlich das Werk der Preußen, auch wenn die officiellen russischen Berichte wie gewöhnlich das ganze Sachverhältniß verdrehen. Droysen geht deßhalb ganz genau in die Einzelnheiten ein, denn hier wie an andern Stellen macht die russische Kunst die Thatsachen zu gruppiren es nothwendig eine völlige Revision des Einzelnen vorzunehmen.

In diesen ersten Kämpfen lernen wir York wieder als den Träger eiserner, unbeugsamer Disciplin kennen. In dem Gefecht vom 5. April hatte ein kecker aber auf eigene Hand unternommener Angriff des Major Hünerbein wesentlich zum Erfolg beigetragen; der glückliche Ausgang hinderte nicht daß York die Eigenmächtigkeit aufs strengste rügte. Unter den Trophäen des Tages fanden sich auch im Dorf Dannigkow zweihundert Gewehre — aber keine Gefangenen mehr. York versäumte, trotz alles Franzosenhasses, nicht gegen „Unordnungen und Excesse" die strengsten Strafen anzudrohen. Requisitionen ohne Bezahlung u. dgl. zogen ebenfalls Rüge und Strafe nach sich; der Dienst selber ward mit peinlichster Genauigkeit überwacht. Manche fanden dieß damals widerwärtig und der Begeisterung der Zeit widersprechend, andere wollten darin Yorks finstere Art erblicken daß er seinen Truppen gleich die Freude des ersten Erfolgs habe vergällen, kleine Ueberschreitungen weder der bewiesenen Bravour noch dem Erfolg habe zu gute halten wollen. Man wird, sagt der Biograph, nicht verkennen daß in Yorks ganzer Art jene herbere Auffassung der militärischen Pflicht begründet war; es wird ihm in der mit den Zeitverhältnissen nothwendig verbundenen „Exaltation" ein desto strengeres Hervorheben des Militärischen nothwendig erschienen sein; es war ihm für seine Person genug sich gefürchtet zu wissen.

Erwies sich der Geist der Truppen als unvergleichlich, so ließ dagegen die oberste Führung Wittgensteins, das Zaudern, das Hin- und Hermarschiren destomehr zu wünschen übrig. Schon am 6. April

schrieb Scharnhorst: „daß die große Armee nicht gefolgt ist, ist ein großer Fehler." Ihr langes Ausbleiben — durchaus gegen die Kalischer Verabredungen — hemmte die Operationen Blüchers und Wittgensteins, zwang sie an der untern Saale und an der Elster wochenlang still zu liegen, während Napoleons staunenswürdige Thätigkeit seine Heeresmassen in Franken und Thüringen sammelte und schon daran war mit überlegener Macht durch die Pässe der Saale hervorzubrechen. In demselben Maß schwanden die großen moralischen Eindrücke, mit denen man begonnen hatte: die Vernichtung der Napoleonischen Macht ward verwischt durch ihr kühnes und gewaltiges Wiedererscheinen; die Siegesglorie Rußlands und die Kühnheit der preußischen Erhebung schien sich in Nichts zu verlaufen. Die Rheinbundfürsten im Südwesten Deutschlands stellten trotz der Kalischer Proclamation ihre Contingente zum französischen Heer. Im York'schen Corps fühlte man das Kritische der Lage besonders lebhaft. Die Märsche und Contremärsche ohne festen Plan, die Unthätigkeit und das Zaudern in den Augenblicken, wo man dem gefährlichen Gegner hätte einen Vorsprung abgewinnen können, dieß alles schlug im York'schen Hauptquartier die stolzen Hoffnungen auf rasche Erfolge etwas nieder, zumal noch unmittelbar vor der Schlacht bei Großgörschen sich die Rathlosigkeit und Verwirrung grell genug kund gab. Die Schlacht selbst, wo York mit seinen Leuten sich nicht nur glänzend, sondern auch erfolgreich schlug, bestätigte die Befürchtungen.

Die militärischen Ereignisse im Mai 1813 füllen die letzten Blätter des vorliegenden Bandes; Droysen ist überall ausführlicher bei dem verweilt, was York und sein Corps speciell berührt, so bei dem Zug nach der Lausitz, so namentlich bei den Gefechten von Königswartha und Weissig, die der Schlacht vom 20. und 21. Mai vorausgehen. Der Rückzug nach den Kämpfen bei Bautzen und Wurschen schien von sehr übler Vorbedeutung; er deutete darauf hin daß man nicht nur Neisse, Quais und Bober, sondern bald auch die Oder überschreiten werde. Die gegenseitige Stimmung in den höheren Kreisen wurde fort und fort gereizter und mißtrauischer; es fehlte nicht an unangenehmen Zerwürfnissen, namentlich auch zwischen York und Gneisenau, die den alten Gegensatz in neuer Schroffheit weckten. Zwar gab Wittgenstein den Oberbefehl ab, aber sein Nachfolger Barclay debutirte mit dem Vorschlag sich nach Polen zurückzuziehen. Zu den dringenden Schritten die dagegen gerichtet waren, gehört auch ein warm und energisch ge-

schriebener Brief Yorks an Knesebeck, der alle peinlichen Folgen eines solchen Rückzugs auseinanderlegt und mit den Worten schließt: „Ich erbitte mir nur mit wenigem Ihre Meinung darüber, und ersuche Sie inständigst mir nur zu sagen ob der König bereits einen andern unabänderlichen Beschluß gefaßt hat, und ob wir von den angeknüpften Unterhandlungen und den Russen noch irgendetwas zu erwarten haben, oder uns selbst überlassen uns entweder selbst helfen oder untergehen müssen." In denselben Tagen ward aber der Waffenstillstand zu Poischwitz abgeschlossen, und damit eine neue Wendung der Dinge vorbereitet. „Wenn die Verbündeten — hatte Napoleon geäußert — nicht aufrichtig den Frieden wollen, so kann uns dieser Waffenstillstand theuer zu stehen kommen." Und wie sonst häufig in diesen letzten Tagen seiner Herrlichkeit, sah er das Richtige, aber der fatalistische Glaube an das „Gestirn" und das Vertrauen auf die alten Künste führten ihn trotz aller bessern Einsicht in die falschen Wege.

Dritter Theil.

I. Schlacht an der Katzbach.

(Allgemeine Zeitung 9. u. 10. October 1852 Beilage Nr. 283 u. 284.)

Der zweite Band hat, wie wir uns erinnern, in dem Augenblick abgebrochen, wo der Waffenstillstand vom 4. Jun. — die letzte Frist für Bonaparte die alten Künste zu erproben — abgeschlossen, und dadurch zunächst für Preußen und die deutsche Sache Ein Wesentliches gewonnen war: die Verhütung des Rückzugs der Russen nach Polen. Die sechswöchentliche Frist mußte nun die Lebensfrage des künftigen Kampfes entscheiden: auf welche Seite Oesterreich sich stellen werde. Daß Napoleon bis zum letzten Moment die Hoffnung nicht aufgab den Grafen Metternich in die Bahnen der Politik von 1810 zurückzulenken, und ohne allzu große Opfer die Allianz mit dem „Schwiegervater" neu zu besiegeln, das beweisen die Unterhandlungen in Prag, und gewiß hat nicht am wenigsten zur heilsamen Wendung der Dinge eben der Umstand beigetragen daß der Imperator sich mit einer Art von fatalistischer Sicherheit jetzt, wie später bei Leipzig und zu Chatillon, diesem Gedanken hingegeben hat. Für Preußen andererseits war der Hinzutritt Oesterreichs zum Bunde mit jedem Tag mehr der eigentliche Cardinalpunkt der Dinge geworden. Die Russen betrieben

die Angelegenheiten aber vom russischen Standpunkt, behandelten Polen vorweg als russische Eroberung; sie unterhandelten in zweideutiger Weise zu Kopenhagen, und indem sie Norwegen an Schweden zugesagt, mußten sie naturgemäß die Entschädigung Dänemarks auf deutschem Boden suchen. Ernste Sorgen stiegen bei denen auf welche die secundäre Stellung Preußens zu Rußland, die gleichsam freiwillige Unterordnung unter die bedenkliche russische Leitung wahrnahmen. „Ein durch und durch preußischer Mann," General Kleist — so berichtet uns Droysen — schrieb damals: „Krusemark hat mir die politische Verhandlung mit Dänemark berichtet. Was ist das für eine Handlungsweise! Da wird einem brühwarm. Ich bleibe bei der Meinung daß wenn Oesterreich nicht bestimmt mit activen Theil an dem Kriege nimmt, ein Friede das einzige ist was uns, ich will nicht sagen retten, aber frommen kann. Eine Bürgerkrone werden Sie sich verdienen wenn Sie in diesem Geiste fortfahren zu handeln, und die revolutionären Köpfe nicht aufkommen lassen. Der Minister S...n wird am Ende doch wohl finden daß ich mit meinem schlichten Verstand Recht gehabt habe in dem was ich ihm in Königsberg gesagt habe."

Man bedurfte Oesterreichs. Es hatte von Anfang an seine Theilnahme an dem Kampf gegen Napoleon zugesagt; es erneute diese Zusicherung für den Fall daß Napoleon den Frieden den es zu vermitteln versuchen wolle, nicht annehme. Mit großem Geschick hatte das Wiener Cabinet den Moment erpaßt wo die Verbündeten, um sich die Aussicht auf die österreichische Kriegshülfe zu sichern, sich den Bedingungen eines Friedens, wie sie dem österreichischen Interesse entsprachen, fügen mußten. Rußland willigte in eine Friedensbasis welche den Kalischer Vertrag auch in Betreff des Großherzogthums Warschau aufhob; Preußen willigte ein daß die Elbe auch ferner seine Gränze bleibe, daß der Rheinbund, daß das Königreich Westfalen erhalten werde. Und Oesterreich nahm zur Befestigung des allgemeinen Friedens nur in Anspruch daß ihm die illyrischen Provinzen und sein früherer Antheil an den Theilungen Polens erhalten werde. Aus Hormayrs „Lebensbildern," aus Steins Leben von Pertz wissen wir mit welcher Bangigkeit Männer wie Stein den Unterhandlungen auf dieser Grundlage entgegensahen; seine Briefe an Münster, an Gneisenau sind voll von den bittersten Ausfällen gegen den Leiter jener Verhandlungen, aber auch voll von der Sorge Napoleon möchte in die dargebotene Hand einschlagen. Hatte doch, wie Pertz erzählt, selbst jemand aus

Hardenbergs Umgebung damals die Ansicht geäußert: wenn der Friede nur „nicht gar zu ehrlos sei," werde man ihn doch wohl annehmen müssen!

Die letzte Hoffnung blieb immer daß Napoleon nicht nachgeben wollte, vielleicht nicht konnte. Das Wort daß er einst beim Uebergang über den Riemen über Rußland ausgesprochen — „sa fatalité l'entraine, ses destinées doivent s'accomplir" — das Wort war jetzt der rechte Sibyllenspruch für ihn selber geworden. Das ist eben das tragische Interesse das diese letzten Blätter seiner Geschichte bieten daß er, bei vollkommener Einsicht in die Lage, doch mit fatalistischer Sicherheit den Weg ging der zum Abgrund drängte. Er wußte im Januar und Februar welcher Umschwung sich in Preußen vorbereite, aber er that nichts ihm zu begegnen; er wußte und sprach es aus daß der Waffenstillstand vom 4. Jun. höchst verderblich werden könne, aber er schloß ihn; er wußte am Abend des 16. Oct. nach den Schlachten bei Wachau und Möckern daß die Hoffnung des Sieges verloren war, aber er zögerte doch den Schritt zurückzuthun bevor der eiserne Ring um ihn sich schloß; er ahnte es, und Caulaincourt sagte es ihm hundertmal eindringlich genug, daß, wie zu Prag, so zu Chatillon, die Minuten schon gezählt seien die man überhaupt mit ihm noch unterhandle — aber er marktete um kleine Dinge bis das Größte und Wichtigste verloren war. Wohl mochte in jedem dieser Momente die Betrachtung auf ihn wirken daß sein System zu gespannt sei um nicht durch die erste Nachgiebigkeit immer neue Concessionen herauszufordern, und daß dann bald das verloren gehen müsse was er das „prestige" seiner Macht und Herrlichkeit nannte — aber das eigentlich Charakteristische bleibt immer dieses Verlassen auf sein Gestirn, dieß Vertrauen auf die Zauberkraft der alten Künste, dieser Aberglaube an sein eigenes Ich, neben vollkommener Einsicht in die Gefahr der Dinge und in die Unzulänglichkeit seiner materiellen Kräfte. Es liegt in diesen Dingen eine Umschreibung des „Deus quos perdere vult dementat," wie die Weltgeschichte kein zweites aufzuweisen hat.

Die Lage Preußens, inmitten dieser gespannten Verhältnisse von ungewissem Ausgang, war peinlich genug; ob Napoleon Friede machen und damit den morschen Bau seines Reiches neu verkitten werde, ob Oesterreich in den Bund mit eintrete und ein Gegenwicht bilden helfe gegen den drückenden moskowitischen Verbündeten — das alles waren

Fragen von denen Preußens Schicksal jetzt abhing, und deren Entscheidung es bereits aus den Händen gegeben hatte. Weder der König, bemerkt darüber Droysen, noch die Staatsmänner denen er sein Vertrauen zu schenken gewohnt war, faßten den Beruf dieses Staates so hoch und mit dem Selbstgefühl wie es die mächtig emporschwellende Kraft der Nation gestattete, die Größe der Lage forderte, das staunende deutsche Volk erwartete. Die diplomatische Staatslenkung war auf dem Weg sich mit dem genügen zu lassen was die Eifersucht, das Mißtrauen und das eigene Interesse der übrigen Mächte Preußen wollten werden und sein lassen. Sie schien weder den Stolz, noch die Fähigkeit zu haben, statt der tugendsamen secundären Rolle in der die Bundesgenossen Preußen so gern sahen, diejenige geltend zu machen zu welcher das schon Geleistete das volle Recht gab.

Inzwischen vollendeten sich die Rüstungen. Das Heer, jetzt das bewaffnete Volk, warf — wenn nur der Krieg sich erneute — die ganze Wucht seines erstarkten preußischen und deutschen Selbstgefühls mit in die Wagschale. In den alten Soldatenherzen brannte die Schmach von 1806, in der begeisterten Jugend war, wie seit Jahrhunderten nicht, der Gedanke des deutschen Vaterlandes wach, in der Masse war so viel Haß und Rache als jeder Einzelne den Hohn und Frevelmuth der Fremdherrschaft hatte schweigend dulden müssen. Man war sich bewußt um alles zu ringen; man fürchtete nichts als den Frieden.

Zur Schilderung der Stimmungen jener Tage theilt Droysen ein Schreiben Schöns an York mit, worin sich die Sorge wegen eines Friedens und schwächlicher Nachgiebigkeit ebenso lebhaft kundgibt, wie das Mißbehagen über manche Enttäuschung die den Jubeltagen des ersten Enthusiasmus gefolgt war. „Im Innern," schreibt Schön unter anderm, „wird es bei uns täglich schlechter. Hardenberg thut jetzt nichts mehr und kann nichts mehr thun als Gesandte sprechen und Memoires beantworten, und hat das liebe Volk dem Herrn v. Beguelin anvertraut, der denn auch wie ein wahrer Vater für uns sorgt und die Ruthe führt. In Preußen hat man durch beispiellose Abgaben die Häfen geschlossen und allen Handel nach Rußland und Schwedisch-Pommern hinweggejagt. Wir verlieren dadurch alle Zollrevenüen, und der Soldat hungert, und haben den Curs mit England so tief geworfen daß die englische Subsidie nicht die Hälfte einbringt. Beguelin, dem Ew. Exc. schon bei Empfang jenes Bandes eins um den Hals legen lassen wollten, ist jetzt der Leiter des Volkes und der

Versorger der Truppen. Gott steh uns bei! Scharnhorst ist todt — für ihn gut, denn er wäre durch die Hardenberg'sche Verbindung, in die er hineingezogen war, tief gesunken. Aber wer wird die Dinge bei uns auch nur locker zusammenhalten? — — Wenn wir nur nicht Frieden bekommen! Im Frieden wird der jetzige Schlamm zum stehenden Sumpf. Die Armee kann allein die Atmosphäre heiterer machen. Der siegende General kann sprechen daß es die deutschen Ohren vernehmen müssen."

Noch vor Abschluß des Waffenstillstands war eine neue Eintheilung getroffen worden, wornach die bisher zwischen Blücher und York vertheilten Truppen drei Corps unter York, Kleist und Bülow bilden sollten; alle drei waren dem Oberbefehl Blüchers untergeben und Gneisenau Chef des Generalstabs. York nannte diese Anordnung ein Unglück, und begegnete ihr gleich anfangs mit jener Bitterkeit die seitdem der Grundzug des Verhältnisses zwischen Blücher und York geblieben ist. Droysen hat über dieß Verhältniß, das bis zur Schlacht an der Katzbach geradezu verderblich zu werden drohte, das auch nachher sich nur wenig milderte und noch einmal, 1814, recht peinlich und störend dazwischen trat, sehr viele interessante und authentische Mittheilungen beigebracht, und ohne irgendeine parteiische Vorliebe für seinen Helden die gegenseitigen Verwicklungen beleuchtet. Denn es ist keine Frage daß während Blücher und Gneisenau den Krieg im großen Style führten, York die Rolle eines Frondeurs spielte, der, ohne Vertrauen in die Talente des Oberanführers, seinem ganzen Mißmuth und seiner Eigenwilligkeit die Zügel schießen ließ. In Blücher sah er den „Husarengeneral", dem eine excentrische Partei eine Popularität zurecht geredet hatte, welche weit über seine Befähigung hinausreiche. York hatte seit dem Zug nach Lübeck die Meinung daß Blücher von seinen Umgebungen ganz abhängig sei. Und in wessen Händen sah er ihn nun! Von Gneisenau versah er sich nichts als unpraktischer Dinge, Ueberspanntheiten, und für seine Person Aergernisse die Fülle, selbst geflissentliche Kränkungen. Jede Berührung mit ihm gab der wachsenden Bitterkeit seiner Stimmung neue Nahrung. Müfflings kluge Behutsamkeit und die weltmännische Gewandtheit schien nur noch zu fehlen um den alten Blücher ganz zu umgarnen, der nur darum zum Oberbefehl auserlesen sei, weil er allein sich gefallen lasse daß andere in seinem Namen commandirten; den „Kraftgenies", deren Einfluß nun einmal alles mache, sei damit das Commando der That nach in die Hände gegeben.

Yorks Verstimmung wuchs seit er erfuhr daß gerade er bestimmt war unmittelbar unter Blücher zu stehen, also nach seiner Auffassung: von Gneisenau geleitet zu werden. Es lag, sagt Droysen, in seiner Persönlichkeit zu viel Fesselndes und Zwingendes als daß sich der Kreis seiner Umgebungen nicht fest und fester um ihn hätte schließen, mehr und mehr auf seine Anschauungsweise eingehen sollen. Es bildete sich nach und nach ein völliger Gegensatz zwischen dem York'schen und dem Blücher'schen Hauptquartier — ein Gegensatz den die verschiedene Weise der Geschäftsführung nur um so auffallender machte. Wenn Blücher, neidlos und voll großsinnigen Vertrauens, seinen Gneisenau gewähren ließ, und auch Müffling, auch die jüngeren Officiere des Stabes sich in wetteifernder Selbständigkeit bewegen durften, so war in Yorks Stab die strengste Regel, die gemessenste Ordnung, jeder auf seinen Bereich gewiesen. Suchte man dort, in dem großen Gedanken dieses größten Krieges lebend, nur in den höchsten Zielen das Maß dessen was geleistet werden müsse, so ward hier festgehalten was freilich mit höchster Steigerung aller Kräfte geleistet werden könne. Den „Strategen" gegenüber war man hier um so taktischer, den „Genialen und Enthusiasten" gegenüber um so mehr auf das Praktische gewandt; und wenn die kühnen Combinationen dort nicht selten das Maß leiblicher Kraft, die Bedingungen von Raum und Zeit zu vergessen schienen, so dachte man hier an die „Füße und die Magen, an die Flintensteine und Hufeisen" — Gegensätze über die doch immer die wundervolle Kraft und Zuversicht des alten Feldherrn hervorragte, wie denn mit Recht in ihm das Preußen jener unvergeßlichen Zeit seinen rechten Ausdruck gefunden hat. Es war so schreibt ein Officier des York'schen Stabes, wohl eine gnädige Führung Gottes der diese verschiedenen Charaktere auf diese Stelle brachte; die kühnen und großartigen Ideen des Blücher'schen Hauptquartiers wären wohl schwerlich so mit Erfolg gekrönt worden, wenn nicht ein Mann wie York da war der mit gewissenhaftem Ernst und eiserner Strenge für die Verfassung und den Geist seines Corps sorgte und es mit ebenso viel Ruhe und Umsicht als Muth und Energie in den Gefechten führte.

Zunächst freilich fehlte es nicht an Reibungen der peinlichsten Art. Handelte York nicht selten engherzig, verbittert und von persönlichem Mißtrauen erfüllt, so wußte man auch im Hauptquartier nicht immer die rechte Linie einzuhalten, und wie wir aus Droysens Mittheilungen entnehmen, war man dort nur zu leicht versucht das Verdienst des

Yorkschen Corps zu verkennen oder zu unterschätzen. Das hat sich sogar noch in der späteren Memoiren-Literatur geltend gemacht, wie die jüngst erschienenen Denkwürdigkeiten von Müffling beweisen. Um so bewunderungswürdiger, wenn man diese kleinen Widerwärtigkeiten in großen und entscheidenden Momenten vor Augen hat, bleibt dann jedenfalls das Ergebniß; es beweist mit welch unbedingter Hingebung und dem Aufgebot aller Kräfte auf beiden Seiten gewirkt ward, auch wenn man sich durch Mißverständniß und Zank nicht selten die besten Stunden des Siegs vergällte. Von vielen Zügen geben wir als Probe einen für York recht bezeichnenden. Gleich anfangs bevor noch der Kampf wieder begonnen war, murrte York darüber daß man seinen Generalstab wieder modificirte und ihm den Prinzen Karl von Mecklenburg als Brigadeführer zuschickte. „Hat mir der Teufel wieder einen Prinzen ...!" Der Prinz war zudem in der Armee gering angesehen, weil er nach der Schlacht bei Auerstädt sich selbst beurlaubt und nach Strelitz zurückgezogen hatte; York dachte nicht anders als man habe ihm aus dem Grunde des Königs Schwager an die Seite gesetzt, „damit ja alles an die rechte Quelle berichtet werde." Er empfing ihn mit kalter Höflichkeit, benützte aber den ersten Anlaß die Brigade des neuen Commandanten zu inspiciren. Er stieg vom Pferde, durchging die Reihen, musterte alles bis ins kleinste; alles war untadelig, er probirte da und dort ein Gewehr; alles war ohne Makel. Endlich fand er eins dessen Schloß nicht in der Ordnung war. Er drehte sich zu der folgenden Suite: die Herren, sagte er den Prinzen fixirend, sollten doch daran denken daß Soldaten zum Kriege und nicht zum Spielzeug sind; solche Vernachlässigung der Waffen ist unverantwortlich, durch solche Unordnung und Nachlässigkeit verliert man Bataillen, und an einer verlorenen Schlacht hängt vielleicht wieder das Schicksal der Monarchie. So ging es noch eine Zeitlang fort; auf der Heimkehr sagte er dann mit Genugthuung zu seinen Begleitern: „da hab' ich dem gnädigen Herrn einmal seine Lection gegeben; das schreibt er gleich alles dem König, und das will ich eben." Pedantisch und malitiös wie er hier war, verstand er es auch wieder vortrefflich in einem einzigen Wort wahrer inniger Anerkennung alles vergessen zu machen. In den Kämpfen die der Schlacht an der Katzbach vorangingen, zeichnete sich Prinz Karl von Mecklenburg sehr aus; als er aus dem Gefecht zurückkam, empfing ihn York mit den Worten: „Bisher trugen Ew. Durchl. den schwarzen Adlerorden als des Königs Schwager, gestern haben Sie ihn sich erkämpft."

Man lernt den strengen und finstern Mann von seiner verdienstvollen Seite kennen, wenn man bedenkt was dazu gehörte während des Waffenstillstands die mangelhaften Cadres zu ergänzen, das zum Theil sehr rohe und ungeübte Material soldatisch zurecht zu arbeiten, der ungeheuern Bedürfnisse nicht zu gedenken, für die nur sehr unzureichend gesorgt war. Von oben hatte York, wie es scheint, auf keine allzu eifrige Unterstützung zu rechnen; am Hofe hat man es wohl nie ganz vergessen daß der General einmal — und zwar in welchem Moment! — dem bekannten Grundsatz „le soldat ne raisonne pas, il obéit“ in so folgenreicher Weise untreu geworden war. Bei einer Revue welche die Monarchen hielten, zeigte sich wohl äußerlich der Unterschied in Ausrüstung und Bewaffnung; York sagte es dem König zu Gehör daß noch dieß und das, namentlich Schuhwerk fehle. Es wurde ihm die Antwort: „ist mir sehr unangenehm, haben aber den Krieg gewollt und alles angefangen.“ Die völlig neuen Elemente welche die allgemeine Bewaffnung in die Armee gebracht hatte, bedingten, wie York das Wesen des Krieges und die Aufgabe des Kriegers ansah, keineswegs eine veränderte Art soldatischer Zucht. Wie gewiß immer auf die größte Bravour und Begeisterung aller, wenn es auf den Feind ging, zu rechnen war, der größere schwerere Theil des Dienstes — denn die Gefechtstage sind die Sonn- und Festtage der Soldaten — besteht nun einmal im Marschiren, Bivouakiren und Mangelleiden, in der Entbehrung leiblicher Pflege, in Hunger und Durst, Regen, Schmutz und Kälte, in der Resignation ohne Uebersicht des Ganzen und seines Zusammenhangs, ohne Kunde von den jedesmaligen Gründen und Zwecken. Vielleicht, fügt unser Biograph hinzu, wurde in andern Corps die Aufgabe freier, volksthümlicher, idealer gefaßt. Gar manchem Freiwilligen ist es anfangs hart angekommen sich in das herbere, starrere Wesen des York'schen Corps zu finden, und es war ihnen empfindlich wie es im Tagesbefehl hieß: Se. Exc. haben bemerkt daß die freiwilligen Jäger sich nicht strenge genug nach den gegebenen Befehlen und Militärvorschriften richten u. s. w. Aber nur so glaubte York die Truppen dauernd zu höchsten Leistungen befähigt: „er müsse fühlen daß er sie ganz in der Hand habe.“ Die straffe Gespanntheit und Geschlossenheit seines eigenen Wesens theilte sich unmittelbar seiner Umgebung, seinen Officieren, seinen Truppen mit, es wurde das scharfe Gepräge dieses Corps, das am bestimmtesten das Gesunde und Gewaltige in der Tradition der alten preußischen Kriegszucht

in die neugegründete Wehrhaftigkeit der ganzen Nation hinübergepflanzt zeigte.

Der Waffenstillstand war gekündigt und wir finden York wieder in den blutigen, entscheidungslosen Gefechten in Schlesien, die der Schlacht an der Katzbach vorangehen. Diese angestrengten Märsche, bald verfolgend, bald zurückziehend, diese verlustvollen Gefechte ohne Resultat weckten in York neue Zweifel an der strategischen Einsicht des Blücher'schen Hauptquartiers; ihm erschien als unglückliches Vorzeichen unglücklicher Dinge das alles was nur die Einleitung und Vorbereitung der Schlacht an der Katzbach bildete. Wohl scheint im einzelnen sein Tadel gegründet gewesen zu sein, wie denn offenbar noch nicht alles so in einander griff wie man wünschen mußte, aber alle diese kleinen Störungen wurden durch die Thatsache überwogen daß Napoleon mit dem eigentlichen Zweck seiner damaligen Bewegungen scheiterte — ein Scheitern das er vergeblich durch die pomphafte Phrase vom „Aufpflanzen der Adler an der Katzbach“ hat zu maskiren suchen. Droysen hebt mit Recht hervor daß York, ohne Kunde von dem verabredeten Zusammenhang der großen Operationen, ohne Kunde der Instructionen Blüchers und der Reichenbacher Verabredungen, nur nach dem urtheilte was er unmittelbar übersah, und freilich weder Blücher noch Gneisenau hoch genug würdigte um ihnen auch da noch zu vertrauen wo ihr Verfahren ihm unbegreiflich erschien. Und sie ihrerseits hielten es nicht für angemessen York über das was sie bestimmte aufzuklären. Wenn der alte Blücher, in seiner unerschöpflichen Frische, rasch im Zorn auffahrend, ebenso schnell wieder in guter Laune war, und trotz allem doch fand daß „der Schwernöther, der York,“ ein unschätzbarer Corpsführer sei, einer „der wohl brumme, aber auch beiße,“ so empfand der hochherzige Gneisenau desto schärfer und schmerzlicher die Bitterkeit seiner Aufgabe, desto entrüsteter die ungeheure Gefahr die der großen Sache des Vaterlandes drohe.

Mit Widerstreben hätten die Russen, deren in der schlesischen Armee die Mehrzahl war, sich dem preußischen Obercommando gefügt; gleich die erste Maßregel des Feldzugs, die Occupation des neutralen Gebiets, war von ihnen als zweideutig und unwürdig bezeichnet worden; Sacken hatte mit einem befehlswidrigen Marsch begonnen; Langerons Verhalten wurde mit jedem Tag eigenwilliger und für das Ganze nachtheiliger; er besaß — ob durch irgendeine Indiscretion oder gar durch höhere Veranlassung — die geheimen Instructionen die Blücher

erhalten; ohne von dessen Reichenbacher Verabredungen zu wissen, glaubte er nach jenen nicht bloß Blüchers Verfahren beurtheilen, sondern auf eigene Hand handeln zu müssen. Begreiflich daß solche Stimmen der Commandirenden auch auf die russischen Truppen um so mehr Einfluß hatten, als für größere Mühseligkeiten auch nicht ein glücklicher und erfolglicher Tag Entschädigung gab. Desto gewisser mußte man des preußischen Corps sein. Hätte nicht schon der Gedanke an das Vaterland York bestimmen müssen jedes Aergerniß, jeden Tadel, jeden Schein eines Mißtrauens gegen Blüchers Leitung zu vermeiden? Statt dessen trieb er die Dinge bis zum offenen Scandal, that an seinem Theil so viel er konnte um Blücher und dessen durchdachte Kriegführung in den Augen der verbündeten wie der preußischen Truppen in Verachtung zu bringen. So mochte Gneisenau urtheilen. Auch er verkannte Yorks militärische Tüchtigkeit nicht. Aber dessen Art und persönlicher Charakter — York erschien ihm absichtsvoll, gallsüchtig, in seinen Motiven gewöhnlich, dem wahren Gedanken dieses Kriegs fremd, ja ohne Verständniß für denselben — war ihm um so widerwärtiger als er, selbst durchaus gerade und lauter, sich des edelsten Wollens und völliger Selbstverläugnung bewußt war.

Liest man in den biographischen Mittheilungen Droysens das Einzelne, so muß man nur immer von neuem sein Erstaunen aussprechen daß an diesen Widerwärtigkeiten nicht alles scheitere. Heute ward im York'schen Hauptquartier geklagt daß „der Generalstab Blüchers nicht wisse ob er vor oder zurück solle, und von einer Zeit zur andern hoffe daß der Feind davon laufe;" morgen hieß es: „die Herren fürchten immer der Feind werde ihnen entwischen, weil sie ihr Vorurtheil, die Bewegungen einer Armee nach der Wanderung eines Reisenden zu beurtheilen, auch auf die feindliche Armee übertragen;" oder York erklärte geradezu: der Oberanführer treibe mit den Kräften und Leben der Menschen „Kinderspiel." Daß ihm von Jauer aus durch Blücher der Befehl ward (23. Aug.) sein Lager beim „hiesigen Galgen gefälligst nehmen zu wollen," hielt er für durchdachte, höhnende Bosheit, und zwei Tage später kam es zu einer heftigen Scene zwischen beiden Generalen. „General York — so berichtet darüber ein ruhig gehaltenes Actenstück — hielt sich veranlaßt den General Blücher über die erlittenen Verluste zur Rede zu stellen, und that dieß auf eine sehr derbe Art in Gegenwart mehrerer russischen Officiere in Jauer. Blücher antwortete ihm ebenso, und dieser Auftritt war ganz dazu

geeignet unsern Verbündeten Achtung und Vertrauen gegen den preußischen Oberbefehl einzuflößen!" Die Folge war ein Entlassungsgesuch Yorks, das Droysen wörtlich mittheilt; es ist erfüllt mit den bittersten Anklagen gegen die Oberanführung, und sagt z. B. mit dürren Worten: es sei bloßes Glück daß bei solch einer Führung bisher noch nicht Ereignisse wie die von 1806 eingetreten seien.

Es war hohe Zeit daß es zu einer Schlacht kam, sonst wirkten diese Mißverständnisse fort, bis auch die unteren Schichten davon ergriffen waren. Denn bis zuletzt, bis zu dem Augenblick wo Blücher die Dispositionen zur Schlacht vom 26. August gab, drängte sich der Widerwille und das Mißtrauen störend in den Weg. Wir gehen hier nicht in die einzelnen Momente des denkwürdigen Tages ein; nur einige besonders prägnante Züge wollen wir hervorheben. Das Corps war in schlachtgemäßer Ordnung, so erzählt unser Biograph; als linker Flügel die Bataillone der Hünerbein'schen Brigade, von York geführt, am Thalrande vorrückend und schon der übrigen Linie voraus; als rechter Flügel Horns Brigade; in zweiter Linie der Prinz Karl; Steinmetz's Brigade in Reserve; die Reserve-Cavallerie hinter dem ersten Treffen, wo auch Hiller und Katzeler die Truppen der Avantgarde wieder kampffertig machten. Allen vorauf war Oberst Schmidt mit der Artillerie, in Linie mit den russischen Zwölfpfündern, im vollen Feuern und im Avanciren. Zuerst kam der linke Flügel an den Feind. Schon vorrückend, während Horn und Prinz Karl noch erst sich ordneten, hatte er von dem Thalrande her Artilleriefeuer erhalten; bald sah er drei Bataillone im Viereck und vier Geschütze vor sich. Das erste Treffen, das Brandenburger Bataillon Othegraven voran, eilte auf diese zu, bald im heftigen Kartätschenfeuer, „was fiel das fiel, alles übrige blieb im Avanciren"; schon war man im Bereich der Flintenkugeln. „Nun verdoppelten wir, schreibt ein Officier des Regiments, unsere Schritte, fällten das Gewehr und griffen das mittelste Carré von französischen Grenadieren mit gefälltem Bajonnet unter fürchterlichem Hurrahgeschrei an. Das Carré stand wie eingemauert. Wir näherten uns bis auf zwei Schritt. Einen Augenblick standen unsere Leute so den Franzosen gegenüber, von beiden Seiten sah man einander an. Dann riefen wir Officiere: „Drauf! drauf!" und nun nahm der Soldat das Gewehr verkehrt und schlug mit dem Kolben in die Franzosen hinein. Schnell wurde das Carré, da wir in Linie standen, rechts und links umzingelt, und so von allen

Seiten mit Bajonnet und Kolben angegriffen. Jetzt war an kein Pardongeben mehr zu denken, und nach zehn Minuten lag das ganze Carré da zu Boden geschlagen und in eine Pyramide verwandelt. Etwa 150 Lebendige und leicht Blessirte fanden sich hernach noch aus dem niedergeschlagenen Menschenhaufen heraus, diese wurden als Gefangene zurückgeschickt."

Andere Bataillone hatten die Batterie angegriffen, die in der Nähe aufgestellte Infanterie geworfen; der Feind sei im Weichen, meldete Graf Brandenburg an Jürgaß;*) „es schien mir also," schreibt Jürgaß in seinem Bericht, „der für die Reiterei so günstige Moment gekommen dem Feind schnell auf den Leib zu gehen." Mit lautem Jubel ging es vorwärts, die Nationalcavallerie unter Schack auf feindliche Reiter und Geschütz, die westpreußischen Dragoner und drei Litthauer Schwadronen gerade in die feindliche Geschützlinie hinein und über sie hinaus, Kanonen nehmend, in Carrés einhauend, bald in völliger Auflösung. Indessen sendet der Feind neue Reitermassen die geschlossen heranreiten, die Dragoner zurückwerfen, in die preußischen Batterien hineindringen, die nächste wegnehmen. York fuhr mit den heftigsten Worten gegen Jürgaß los; mit dem Brandenburger Bataillon Bülow eilte er zu den Batterien, die im Vorrücken begriffenen Bataillone Hillers schwenkten links, gingen mit dem Bajonnet gegen die feindlichen Reiter; gleichzeitig führte Prinz Karl seine Musketiere mit Trommelschlag, ohne einen Schuß zu thun, mitten in die feindliche Cavallerie hinein, ein energischer Seitenangriff Katzelers mit der Reiterei that das übrige. Schon schwenkte Sackens rechter Flügel, die feindlich Stellung überholend, gegen deren Flanke ein. Nun gab Blücher den Befehl zum allgemeinen Vorrücken; mit gezogenem Säbel führte er selbst die Cavallerie vor, die sich rechts der Sackens anschloß; York folgte an der Spitze seines Fußvolks. Das Gefecht wurde jetzt sehr heftig. Der Feind zog immer neue Truppen auf das Plateau; vergebens. Endlich noch drei neue Cavallerie-Regimenter suchten das

*) Von ihm berichtet Droysen im zweiten Band S. 172: Er war das Bild eines schlichten, treuen, ehrenhaften Rittersmannes, nicht eben raschen Blickes, aber nach der im Corps üblichen Ausdrucksweise „tapfer wie sein Degen." Wie oft York auch auf seine „Sanftheit" schalt, er verstand es ihn zu den tüchtigsten Leistungen zu steigern; und sich selber nie genug thuend, war Jürgaß dankbar für jeden schwersten Auftrag der ihm ward; er erfüllte ihn gewiß.

Gefecht herzustellen; nach kurzem Erfolg mußten auch sie wenden; ein frisches Regiment das sich durch das schon wilde Gewühl der Flüchtenden vorzuarbeiten suchte — man sagt von Macdonald selbst vorgeführt — vermochte dem Hurrah und Vorwärts der preußischen Bataillone und der unter Kartätschenfeuer wilderen Hast der Flüchtenden nicht zu widerstehen. Es war an kein Halten mehr zu denken. Glücklich wer durch die verfahrenen Hohlwege hinabkam, in welche Haubitzen und Zwölfpfünder, oben an dem Thalrand aufgefahren, hinunterfeuerten; alles stürzte in wilder Auflösung der wüthenden Neiße, der Katzbach zu, die, hochangeschwollen, zahlreiche Opfer forderten. Es war ein wundervoller Sieg. Schacks Tagebuch sagt: „Siegesgeschrei unserer Leute beim Anblick des Generals York." Er verwies es; so weit sei es noch nicht, man müsse sich schleunigst sammeln, sich zu neuem Kampfe bereit halten.

Aber wie litten auch die Truppen durch die vieltägigen Märsche und Gefechte, durch den Schlachttag selbst und die Verfolgung! Am übelsten waren die Landwehren dran, fast alle ohne Schuhe und Hosen, alle ohne Mäntel, in dem traurigsten Zustand; Droysen theilt Zahlen mit nach denen einzelne Bataillone auf etwas mehr als ein Drittel zusammenschwanden. Aber trotz alles Regens, Frierens und Hungerns waren die Truppen in der freudigsten Siegesstimmung. Und ganz abgesehen von den größeren, weiter greifenden Folgen des Sieges, war er für das schlesische Heer unmittelbar von sehr segensreicher Wirkung. Wenn auch nicht, wie behauptet worden, der Unfriede sich jetzt mit einemmal in Eintracht auflöste; aber das moralische und intellectuelle Uebergewicht war entschieden welches fortan das schlesische Armeecommando charakterisirt. „Von nun an," sagt Droysen, „begann der Zauber der den Truppen an Blüchers Persönlichkeit haftete, seine Macht zu entfalten und Gneisenau's Gedankenkühnheit und völlige Hingebung trug ihn gewisseren Fluges hoch und höher. Was auch andere, namentlich York selbst, im Einzelnen gegen sie recht haben mochten, das was jene im Ganzen dachten und schufen, ragte fortan unzweifelhaft über das Niveau der nur im Alter und Rang unterschiedenen Dienstverhältnisse hervor."

Ein interessanter Brief Gneisenau's aus jenen Tagen spricht das auch aus, wenn gleich nicht ohne einen gewissen wehmüthigen Ernst. Denn noch waren die alten Differenzen lange nicht ausgeglichen. Die Notizen des York'schen Hauptquartiers machen z. B. die Anmerkung,

es zeige sich „daß die HH. v. Gneisenau und v. Müffling keinen Begriff von der Bewegung einer Armee haben;“ York selbst machte wieder Einspruch gegen eine Ordre Blüchers, wofür denn aus dem Hauptquartier eine herbe Rüge von der Hand Gneisenau's wegen unvollkommener Benützung des Siegs erfolgte. Freilich — und darin lag wieder Yorks Rechtfertigung — war die physische Erschöpfung ungeheuer; Kälte, Nässe und Hunger, selbst Mangel an Munition bezeichneten die Tage nach dem Siege. Die Landwehr schmolz wie Schnee zusammen; York in seiner Strenge meinte das Zurückbleiben zu Hunderten sei böser Wille — es war nur die Natur die ihren Tribut forderte und die Hungernden und Erschöpften hemmte weiterzukommen.*) Auch im Blücher'schen Hauptquartier erkannte man diese Uebelstände; aber nach der kühnen und großartigen Auffassung die dort herrschte, sah man dort eher über die physischen Hindernisse hinweg, und mochte, wo sie sich denn doch geltend machten, leicht versucht sein Uebelwollen oder Zänkerei zu vermuthen. Es entspinnt sich darüber — als trübes Nachspiel zu dem glorreichen Tage vom 26. — eine bittere Correspondenz zwischen York und Blücher, die dann den ersteren wieder veranlaßte eine Eingabe an den König abzufassen, worin er den Sieg an der Katzbach dem „guten Glück“ zuschrieb und eigensinnig bei seinem Tadel der Blücher'schen Strategie beharrte! Wahrscheinlich unterblieb die Vollendung dieses übellaunigen Actenstücks, da inzwischen sehr anerkennende Cabinetsordres beschwichtigend eingewirkt hatten. Gneisenau dagegen blickt mit ganzer Seelenheiterkeit über diese kleinen Aergernisse hinweg in die Zukunft. „Der Soldat, schreibt er am 29. Aug., ging bis an die Brust durchs Wasser; er versank in Schlamm; viele sind barfuß und deren Zahl nimmt zu. Es fehlt in der ausgezehrten Gegend an Lebensmitteln, und der grundlosen Wege wegen können die Lebensmittelwagen nicht folgen; auch fehlt es in den verlassenen Dörfern an

*) Eine Cabinetsordre vom 31. Aug. ging sogar so weit wegen der überhandnehmenden Desertion in Oberschlesien den achtzehnten Kriegsartikel für diese Provinz aufzuheben, d. h., wie Schacks Tagebuch sich bei einem andern Anlaß ausdrückt, „müde Landwehrmänner mit dreißig Prügeln zu erfrischen.“ Einfacher, sagt Droysen mit Recht, hätte man die „Disciplin“ der Landwehren verbessert wenn man ihre Blöße bedeckt, ihren Hunger gestillt hätte. Die eingeleitete Untersuchung ergab daß „die Kraftlosigkeit der Leute bei den fortwährend forcirten Märschen und die schlechte Nahrung als Hauptursache für gültig anerkannt werden mußten.“ Als sie sich erholt hatten kamen rasch wieder Tausende zu ihren Bataillonen zurück.

Fuhrwerk. Dennoch trägt der Soldat dieses Ungemach ohne Murren, selbst mit Heiterkeit ... Es lebe der König! Sein Thron ist neu gegründet und wir werden unsern Kindern die Nationalunabhängigkeit hinterlassen. Nun gehe ich gern schlafen."

II. Wartenburg und Möckern.

(Allgemeine Zeitung 13. u. 14. October 1852 Beilage Nr. 287 u. 288.)

Der glorreiche Tag an der Katzbach war durch die zu gleicher Zeit angelangte Botschaft von dem Siege bei Großbeeren verherrlicht; das momentane Mißgeschick des böhmischen Heeres vor Dresden ward durch den entscheidenden Erfolg bei Kulm reichlich gut gemacht, und ein neuer Sieg der Nordarmee bei Dennewitz — gleichsam die Reduplication des Tages von Großbeeren — schloß den Cyklus von großen Waffenthaten würdig ab, welche in den letzten Tagen des August und Anfang Septembers den Zauber napoleonischer Unbesiegbarkeit ebenso zerstörten wie sie die materiellen Hülfsmittel des Kaisers der Auflösung entgegenführten. Unter allem was in den nächsten sechs Wochen geschah, ist nichts von so eingreifender Bedeutung gewesen wie der Uebergang des schlesischen Heeres über die Elbe den York bei Wartenburg erkämpfte, und auch in dem letzten Entscheidungskampf der unter den Mauern von Leipzig ausgefochten ward, war es wieder das schlesische Heer das in der gewichtigsten Episode der dreitägigen Völkerschlacht sich den schönsten und blutigsten Lorbeer errungen hat. So sind die nächsten Erlebnisse Yorks mit den inhaltschwersten Momenten des Kampfes von 1813 eng verflochten; für den Biographen fällt die persönliche Geschichte seines Helden mehr als je mit der großen Geschichte der Zeit und ihren wichtigsten Wendepunkten zusammen.

Vergebens hatte Napoleon, in dem Augenblick wo er Ney gegen Berlin sandte, noch einmal sein Glück und Geschick gegen Blücher versucht; die Kämpfe die man ausfocht gingen nicht ohne Verlust für die schlesische Armee ab, aber Napoleons Zweck ward vereitelt. Auch jetzt fehlte es nicht an manchem Mißton der in die erhebenden Siegesbotschaften dieser Tage hereinklang. York konnte über die geringe Meinung die er nun einmal vom Hauptquartier und dessen Führung hegte, nicht Herr werden; Langeron blieb so säumig und störrisch wie er an der Katzbach gewesen, und Blücher sah sich veranlaßt eine förmliche Be-

schwerde an seinen König gegen einen General einzureichen dessen französische Geburt sein Zaudern fast so bedenklich erscheinen ließ wie es die diplomatische Kriegführung Bernadotte's in der That war.*) Dazu kam die mißliche Kriegführung bei der großen Armee. Hatte es im Anfang des Feldzugs scheinen können als wenn die böhmische Armee recht eigentlich dazu ausgestattet werde die Initiative der entscheidenden Bewegungen zu machen so zeigte sich je länger je mehr wie wenig sie solchen Erwartungen zu entsprechen vermochte. Wie nach der Niederlage vor Dresden Fürst Schwarzenberg den größeren Theil der schlesischen Armee an sich zu ziehen gewünscht hatte, so wurde jetzt, da man einen Abmarsch Napoleons auf Leipzig vermuthete, von demselben wieder gefordert daß sich Blücher der großen Armee entweder über Pirna oder lieber auf dem ungefährlicheren Weg über Rumburg anschließen möge. Blücher setzte alles in Bewegung um dieß zu hindern; als Zugabe zu den bekannten officiellen Actenstücken theilt Droysen einen jener classischen unorthographischen Briefe mit worin er mit seinem unvergleichlich gesunden Blick die Unmöglichkeit auseinandersetzt das an ihn gestellte Begehren zu erfüllen. Gneisenau schreibt damals: man gibt uns zwar aus dem durch widersprechende Rathschläge zerrissenen Hauptquartier der großen Armee in Böhmen Aufgaben welche zu lösen oder zu verwerfen man uns die Freiheit läßt. Wo wir aber nicht gehorcht haben, darüber hat man uns hinterher immer gelobt, weil wir durch unser Urtheil und durch die Ereignisse immer gerechtfertigt waren. Man legt dort Werth auf unser Urtheil.

Seit der Nachricht von der Schlacht bei Dennewitz war im Blücher'schen Hauptquartier der Gedanke: mit der Nordarmee vereinigt über die Elbe vorzugehen, ins Auge gefaßt worden. Die ungemein mangelhafte Benützung jenes großen Sieges — gleich dem von Großbeeren war er ohne Mitwirkung des schwedischen Kronprinzen, ja trotz seiner erkämpft worden — steigerte das Mißtrauen gegen den Kronprinzen; wenigstens auf ein thätiges Eingreifen von seiner Seite, wenn es zur letzten Entscheidung gegen Napoleon ging, glaubte man nicht rechnen zu können, so lange er auf dem Kriegstheater der Nordarmee

*) Wie beengt der König von Preußen durch das russische Uebergewicht war, zeigte sich auch bei diesem Anlaß; York wurde vorsichtig über Langerons Führung befragt und zu verstehen gegeben daß man ihn entfernen wolle, aber er blieb, und zwar, wie es scheint, weil Blücher selbst „aus Rücksicht auf die Stimmung der russischen Armee" es so wünschen mußte.

allein stand. „Der Kronprinz von Schweden", heißt es in Blüchers Denkschrift vom 11. September, „kommt ganz außer Thätigkeit sobald die schlesische Armee sich auf eine bedeutendere Strecke von ihm entfernt." Man war der Ansicht, sich rechts wendend, ihn mit über die Elbe ziehen zu müssen. „Sobald wir über die Elbe gegangen sind", heißt es in einem Schreiben Gneisenau's aus diesen Tagen, „müssen wir eine Schlacht erwarten. Zwar könnten wir dasselbe Spiel wiederholen wie hier diesseits, und einer Schlacht ausweichen; allein endlich kommt es denn doch zu einem solchen entscheidenden Schlag, oder vielmehr man muß es selbst wünschen daß es dazu komme. Die Aufgabe ist nur es dahin einzuleiten daß wir die Schlacht mit der höchsten Wahrscheinlichkeit des Sieges annehmen." Freilich wurde man je länger je mehr zweifelhaft ob der Kronprinz mit vorwärtsgehen, ob er nicht vielmehr dazu thun werde einen Plan zu hindern der mehr als er zu wünschen schien die französische Macht gefährdete. Die Mittheilungen Tauenziens und Bülows ließen keinen Zweifel über seine zweideutige Politik; beide waren es müde sich, wie es Bülow ausdrückt, „durch die Furchtsamkeit und egoistische Politik eines Fremdlings" gehemmt zu sehen. Für den äußersten Fall wünschte Blücher — oder Gneisenau — die preußischen Truppen der Nordarmee ohne weitere Rücksicht auf den Kronprinzen mit der schlesischen Armee zu vereinigen. Die Monarchen erkannten gar wohl daß die unabhängige Stellung Blüchers allein die großen Resultate möglich gemacht habe welche die schlesische Armee vor den beiden größeren in Böhmen und in der Mark auszeichneten. Sie gestatteten daß statt ihrer die des Generals Benningsen zur Verstärkung nach Böhmen gehe; sie billigten den großen und kühnen Plan des Uebergangs über die Elbe. Nur die Absicht dem Kronprinzen das ihm übertragene Commando zu schmälern verwarf der König.

Inzwischen bereitete Napoleon seinen dritten Stoß gegen die schlesische Armee vor, und auch dieser wie die beiden früheren mißlang. Geschickt wich Blücher auch dießmal aus, und, wie Droysen bemerkt, auch diese Strategie, wie immer sie im Tagtäglichen sich darstellen mochte, in der Summe ihrer Resultate rechtfertigte sich. Eben jetzt war sie daran ihren Meisterzug zu thun: es galt die Elbe zu überschreiten. Man würde irren wenn man in demselben nur den richtigen strategischen Calcul hervorheben wollte. Das größere war der Entschluß die beiden stärkeren Armeen vorwärts stürmend mit sich zu reißen und zum letzten entscheidenden Schlage zu vereinen — war die Zuversicht

alle die schleichenden Bedenklichkeiten und Schwächlichkeiten, die lösenden Eifersüchteleien, deren die Natur dieser Vereinigung nur zu reichliche Keime trug, in nichts zerfallen zu sehen, so wie das Wahre und Rechte einfach und energisch vor sie hinträte. In diesem Geiste hat der an sich einfache Plan, durch einen Rechtsabmarsch sich vor die Nordarmee zu schieben und voran über die Elbe zu gehen, seine entscheidende Bedeutung

So leicht freilich gelangte man noch nicht zur Ausführung. Der von Seite des russischen Kaisers ins schlesische Hauptquartier commandirte russische General protestirte geradezu; Bernadotte bewies jetzt so wenig wie früher großen Eifer zu entscheidenden Dingen mitzuwirken, aber Blüchers Energie überwand die Hindernisse. Der Biograph Yorks schildert natürlich den Uebergang über die Elbe, Yorks glänzendste Waffenthat, von der seine Familie den Grafentitel führt, mit großer Ausführlichkeit, und stellt mit anschaulicher Lebendigkeit Moment für Moment dem Leser vor Augen. Wir müssen uns hier bescheiden das wesentlichste daraus hervorzuheben. Das Bedeutende dieser Waffenthat bestand, wie schon frühere Geschichtschreiber des Krieges von 1813 hervorgehoben haben, nicht sowohl in dem Uebergange selbst, als in dem unerwartet heftigen und durch Zahl und Stellung überlegenen Wiederstande. Es kann als die angenommene Meinung gelten daß man im Hauptquartier Blüchers die Stärke des Feindes bei Wartenburg und seine Position nicht genau kannte, sonst wäre wohl dort ein anderer Punkt des Uebergangs gewählt worden. So aber hatte man am Morgen des 3. October den Prinzen Karl von Mecklenburg mit einigen Bataillonen hinübergehen lassen, und als er Verstärkung verlangte, hatte ihm York solche geschickt. Nun standen die Feinde in einer von Natur befestigten, durch sumpfige Niederungen und kleines Buschwerk gedeckten Stellung, die Preußen ihrem Kreuzfeuer unerbittlich ausgesetzt, indem die Franzosen, hinter den Bäumen verborgen, ungestört auf die Linie schossen „wie man nach einem Wildpret zielt", und dazu waren die beiden Festungen Wittenberg und Torgau nicht allzuweit entfernt. So entwickelte sich ein mörderischer Kampf, bei dem aber die Preußen, trotz aller heldenmüthigen Ausdauer, durch die Ungunst ihrer Stellung schwere Verluste erlitten. Dießmal hatte York Recht, wenn er das Hauptquartier tadelte daß es die Schwierigkeiten wieder unterschätzt und die Stellung nicht genau gekannt habe; die Bedenken die er beim ersten Vorgehen geäußert, waren ungehört geblie-

ben, drohten sich aber auf eine sehr empfindliche Weise zu bestätigen. Indessen jetzt mußte man durch.

York selbst war mit seinem Stab angelangt, hatte sich unter persönlichen Gefahren bis in die Vorpostenkette begeben, überzeugte sich aber daß die Höhe hinter Wartenburg mit Geschütz, zum Theil mit 18-Pfündern, völlig gespickt sei. Es war klar daß man mit einem Front-Angriff auf Wartenburg nicht zum Ziel kommen konnte, daß man die festungartige Stellung des Feindes umgehen müsse. Mit seinem feinen Sinne für das Terain fand sich York zurecht. Es galt zunächst den Feind in Wartenburg festzuhalten und seine Feuer zum Schweigen zu bringen, indeß eine andere Colonne auf dem Elbdamm nach dem nahe gelegenen Dorfe Bleddin — freilich unter dem Feuer der feindlichen Batterien — vorrücken und die Umgehung des Feindes vorbereiten sollte. Sobald der Prinz von Mecklenburg Bleddin genommen und den rechten Flügel des Feindes umgangen hat — so lautete die Disposition — greifen die Brigaden Steinmetz und Horn in der Front an, lassen das Dorf Wartenburg durch einige Bataillone stürmen und umgehen dasselbe mit dem übrigen Theil ihrer Truppen an beiden Seiten. Die Stellung im Angesicht von Wartenburg war die schwierigste; das mörderische Feuer von den Höhen schmelzte Bataillone auf Bataillone „zu Schlacken", ein Bataillon des zweiten ostpreußischen Regiments wurde z. B. als man es nach sechsstündigem Gefecht ablöste, einige 60 Mann stark mit der Fahne in der Hand durch einen noch übrig gebliebenen verwundeten Officier zurückgeführt. Am Nachmittag hatte dann nach heftigem Kampfe der Prinz das Dorf Bleddin genommen und damit die Umgehung eingeleitet; jetzt war die Zeit gekommen auch in der Front zu stürmen. „Voran das zweite Bataillon vom Leibregiment, dann die Löwenberger Landwehr, zuletzt das erste Bataillon des Leibregiments. Den Vorgehenden rief York zu, sie sollten sich links halten um nicht ins tiefere Wasser zu kommen. So ging es durch die Obst-Anlage, und mancher brach sich im Vorübergehen noch eine Pflaume vom Baum. Jenes zweite Bataillon ward als es dem Graben nahte, ebenso wie zur Rechten die Landwehren auf das heftigste beschossen; es begann das Feuer zu erwiedern. Es war vorauszusehen daß mit Feuern hier nichts zu erreichen war. Horn setzte sich an die Spitze des Bataillons: „ein H.... wer noch schießt! Zur Attake Gewehr rechts!" Er voran, durchwatete das Bataillon den vorliegenden Morast, erstieg den Wall. Die Löwenberger Land-

mehr folgte, die Reste des Leib-Füsilierbataillons hatten sich angeschlossen. Die feindlichen Tirailleurs eilten von dannen, die hinter ihnen stehenden fünf Bataillone Italiener, die auf nichts weniger gefaßt gewesen waren, machten Kehrt. Ein zweiter buschiger Wall 500 Schritt weiter konnte ihnen Schutz gewähren, aber die Tirailleurs unter Hauptmann Holleben ließen ihnen keine Zeit sich zu ermannen; man sah einen General sich vergeblich bemühen die Leute zu halten; nicht einmal die Kanone die bei ihnen gestanden retteten sie. Schon hatte auch Oberst Welzien, mit seinen beiden Landwehrbataillonen den Graben „bis an den Gürtel im Wasser durchwatend", den Damm erstiegen." Auch Steinmetz mit seiner Brigade benützte die entscheidende Wendung des Kampfes, und die Umgehung von Bleddin her begann jetzt ihre volle Wirkung zu äußern. Der Feind von allen Seiten angegriffen, von rechts und links beschossen, trat einen Rückzug an, der bald in regellose, wilde Flucht ausartete.

Das Gefecht von Wartenburg, bemerkt Droysen, trägt jenes eigenthümliche York'sche Gepräge der Ausdauer und bohrenden Zähigkeit: es ist nicht irgend ein Handstreich, eine „geistreiche" Wendung, ein keck gewagter Versuch auf den niedrig geschätzten Muth oder Verstand des Gegners womit man zum Ziel gelangt; es gilt möglich sicher zu gehen, und wenn auch mit mehr Mühe und größeren Opfer des Erfolges gewiß zu sein. Man geht behutsam tastend vor, dann faßt man an, beißt sich in den Feind ein, hält ihn zäh fest, drückt und zerrt und schüttelt ihn da und dort und überall, bis er mürbe ist, dann gibt man ihm den sichern letzten Stoß. Zu dieser Art des Kampfes muß der Führer völlig kalten Blutes, eisernen Willens, zähester Spannkraft sein, muß er sich auf seine Truppen völlig verlassen können, sie müssen ganz in seiner Hand sein. Und die Truppen wissen daß wo der alte „Isegrimm" sich einmal eingelassen hat, der Ausgang, es mag biegen oder brechen, gewiß ist. Als des andern Tages die Generalitäten das Schlachtfeld besichtigten, erkannten sie mit Erstaunen die Schwierigkeit der gelösten Aufgabe. „Die französische Position", schreibt ein Officier des Yorkschen Stabes an diesem Tage, „war außerordentlich fest, alle Attaken auf ihren linken Flügel und das Centrum wurden durch Batterien flankirt. Die seltene Bravour mit der sich das York'sche Corps gestern geschlagen, ward allgemein anerkannt." Bis zum Ueberdruß verbindlich waren die Galanterien des Grafen Langeron gegen York: „Mon illustre camarade", wie er gern die Anrede machte,

worauf York nie anders als mit dem förmlichen „Ew. Excellenz“ antwortete. „Mag der Henker diese russischen Cameraden holen!“ hieß es dann wohl, wenn er mit seinen preußischen Cameraden allein war.

Der Erfolg und die Glorie des Tages lag nicht allein in den glänzenden Trophäen, sondern namentlich darin daß das preußische Corps, allein immerhin mit einem Verlust von fast 2000 Todten und Verwundeten, einen ihm an Zahl überlegenen Feind — denn gefangene Stabsofficiere gaben das Bertrand'sche Corps auf 23,000, ja 26,000 Mann an — aus solcher Stellung geworfen hatte ohne alle russische Mitwirkung. York selber, der nicht leicht zu befriedigen war, lobte dießmal die Truppen ohne allen Rückhalt und bittere Beimischung; „die schlesische Landwehr, sagte er, hat nun auch mit allen Ehren das große Examen bestanden.“ Und als das zweite Bataillon des Leibregiments, das zuerst den Wall erstiegen, nach dem siegreichen Gefecht, mit den andern Truppen, vor York vorbeidefilirte, nahm er den Hut ab und das ganze Gefolge that dasselbe, entblößten Hauptes standen sie da, bis das Bataillon vorüber war.

An kleinen Mißhelligkeiten fehlte es auch jetzt nicht. Gneisenau, voll Freude und Stolz über den Sieg, schrieb damals: „Dieser unser Uebergang ward während des Gefechts wieder ein so unüberlegtes Stückchen als es nur geben kann, und das schlecht ausfallen werde, genannt. So muß man die Succeſſe erkämpfen nicht allein gegen den Feind, sondern auch gegen die Gehülfen. Unter solchen Verhältnissen würden alle unsere Anstrengungen nichts fruchten, wenn nicht eine höhere Macht die Dinge leitete.“ Auf der andern Seite war man im York'schen Lager nicht mit Unrecht darüber mißvergnügt daß man im Hauptquartier Blüchers nicht offen genug das Verdienst der Preußen anerkenne, in den Berichten die „Herr v. Müffling“ schrieb, den Russen zu viel den Hof mache. Allerdings war Müffling in einer übeln Lage; bei aller glänzenden Ausstaffirung der Verdienste Sackens ꝛc. waren die Russen doch nicht zufrieden. „Die Leute verlangen, schrieb Müffling, daß sie über alle Maßen gelobt werden.“ So war schon nach der Schlacht an der Katzbach mit ungleichem Maß gemessen, Yorks Corps hintenangesetzt worden; jetzt kam es noch ärger. In dem Bericht über das Gefecht von Wartenburg, der in den Berliner Blättern vom 5. October mitgetheilt wurde, war der Name Yorks und seines Corps nicht einmal erwähnt, nur des unübertrefflichen Muthes der Landwehr gedacht. Schack entschloß sich „eine Re=

lation des Gefechts vom 3. October" zu schreiben und nach Berlin zu schicken, damit, wie er in seinem Tagebuch sagt, die Berliner erfahren daß das York'sche Corps noch in der Welt ist, und noch zu schlagen weiß. Der Aufsatz wurde an Schleiermacher zur Aufnahme in den Preußischen Correspondenten geschickt. Wenigstens so arg, wie kurz zuvor der Relation des Generals Bülow über die Schlacht bei Großbeeren, erging es der Beschreibung des Gefechts von Wartenburg nicht, doch währte es unerwartet lange ehe sie abgedruckt wurde, und in den Tagen als sie erschien, war bereits aller Sinn auf die größeren Ereignisse gewandt die sich auf den Feldern von Leipzig entschieden.

Immer enger zog sich das Netz von Heereskräften um Leipzig zusammen. Am 12. Oct. klärte sich die Lage der Dinge allmählich auf; die Communication mit der großen böhmischen Armee hinter der feindlichen Stellung in Leipzig war hergestellt; Merseburg, Weißenfels, Pegau, Borna war von den Verbündeten besetzt. Der Rittmeister v. Flemming war am 11. Oct. Abends aus Altenburg von den Monarchen abgeschickt und traf am 12. Mittags in Halle ein wo indessen die schlesische Armee sich concentrirt hatte; er brachte die Nachricht daß die große Armee in starken Märschen vorrücke, daß das Corps von Gyulai bei Lützen, Kleist und Wittgenstein bei Borna stehe, daß auch Benningsen über Dresden hinaus und auf dem Weg nach Leipzig sei. Von Napoleons Bewegungen erfuhr man daß er von Düben auf Wittenberg marschirt sei, von seinen Garden begleitet; Leipzig schien er fast entblößt zu haben. Gegen Abend des 12. kam die weitere Nachricht daß am vorigen Tag der Feind mit überlegener Macht die Elbe bei Wittenberg überschritten, das Corps des Generals Thümen zurückgeworfen habe. „Höchst sonderbare und gefährliche Stellung des Feindes" — schreibt Schack am Abend des 13. in sein Tagebuch — „man erwartet einen coup d'éclat. Höchst interessanter kritischer Zeitpunkt." In der That konnte Napoleons Bewegung auf das rechte Elbufer als die Einleitung zu einem coup d'éclat erscheinen; lag es nicht nahe, zumal nach dem Abfall Bayerns und der Gefährdung der Verbindung mit dem Rhein, daß er seine Verbindungslinie nach Niederdeutschland verlegte, wo er sich auf Magdeburg, Hamburg und die dänische Macht stützen konnte! Nach den bisherigen Erfahrungen war zudem kaum zu erwarten daß die große böhmische Armee ihm zu rasch folgen und der Kronprinz von Schweden auch dann noch im Geist des gemeinsamen Interesses thätig sein werde wenn Napoleons Erscheinen an der untern

Elbe diejenigen Verhältnisse gefährdete die ihn, den Kronprinzen, gewissermaßen persönlich angingen.

Daß eine solche Combination psychologisch zutraf, sollte sich bald herausstellen. Bezeichnend war es was schon einige Tage zuvor der jetzt ins Bülowsche Hauptquartier versetzte Valentini mit bitterm Humor geschrieben hatte: „Der Oberfeldherr, dessen Panier ich jetzt folge, läßt seinen Heerhaufen mehr Ruhe als wir unter den lorbeergierigen Strategen genossen, die uns bei Tag und Nacht durch Bäche und Ströme jagten; bei dem dritten Armeecorps kann man auf die Jagd gehen, einen Landedelmann besuchen" u. s. w. Jetzt erklärte Bernadotte geradezu er werde über die Elbe zurückgehen, und er hoffe die schlesische Armee werde ihm folgen. Er deutete dabei an daß ihm in den Trachenberger Verabredungen die Befugniß zugestanden sei bei gewissen Eventualitäten auch über die schlesische Armee zu verfügen; und als die weitern Meldungen kamen daß die Franzosen auch Dessau, Acken und die Saalbrücke bei Bernburg besetzt hatten, gedachte er den Rückgang über die Elbe zu erzwingen, er wolle sich durchschlagen!

Zum Glück ließen die Nachrichten von der böhmischen Armee der Meinung nicht mehr Raum daß Napoleon den gefürchteten Plan ausführen werde, und man hatte in Blüchers Umgebung die Ansicht daß es nur seine Absicht gewesen bei der schlesischen und Nordarmee die Besorgniß zu wecken — die der Kronprinz so lebhaft empfand — namentlich durch Bedrohung Berlins die Preußen zu verlocken daß sie zur Rettung der Marken über die Elbe zurückeilten, um sich dann rasch auf seinem linken Flügel bei Leipzig concentrirt mit plötzlichem Ungestüm auf die böhmische Armee zu werfen. Napoleon täuschte sich indessen nicht über das Mißlingen seiner Demonstration; am Morgen des 13. Oct. befahl er den Marsch aller Corps auf Leipzig.

Schack schreibt in seinem Tagebuch am 14. Oct.: „Der Knoten wird von Minute zu Minute enger und gefährlicher geschürzt. Napoleon, der seine Truppen bei Leipzig concentrirt haben sollte, führt sie nach Düben; ein gefangener Oberstlieutenant schildert ihn sonderbar: er schläft lange, darf nicht geweckt werden, gibt den Klagen der Truppen wegen Mangel kein Gehör. Es muß bald biegen oder brechen." Die schlesische Armee verlebte indessen, unmittelbar vor der großen Entscheidung, in Halle Stunden behaglicher Ruhe; die Stadt hatte mit besonders lebhaftem Enthusiasmus die Abschüttlung des westfälischen Königthums begrüßt. Man feierte fröhliche Commerse; Studirte und nicht Studirte,

Stabsofficiere und Landwehrmänner neben einander, wie Droysen hinzufügt, recht im Geist dieses preußischen Heeres, dieses deutschen Krieges; auch darin in diesem Geist daß man so in der vollen Lust und Hoffnung soldatischen Lebens, immerhin scherzend, die Universität als ein Rüstzeug mehr desselben Geistes, in dem man kämpfte und siegte, gleichsam im voraus herstellte. Ich weiß nicht ob der alte York mit auf dem Commers war, aber Schack war dort und Borcke der erste Ritter vom eisernen Kreuz; auch der alte Horn hat da sein Schmollis getrunken, auch Graf Brandenburg sein Fiducit geantwortet.

Am 15. Oct. ward aufgebrochen von Halle; schon am nächsten Tag stand das schlesische Heer, und namentlich das Corps von York bei Möckern in furchtbarem, blutigem Ringen dem Feinde gegenüber, und erkämpfte vom ersten Leipziger Schlachttag unter allen die rühmlichsten Lorbeeren. Es ist neulich in diesen Blättern das werthvolle Werk von Aster über die „Gefechte und Schlachten bei Leipzig" so einläßlich besprochen worden, daß wir uns wohl bescheiden dürfen nur eine Nachlese zu halten, und das Gesammtbild durch einzelne Züge zu ergänzen.

Die Aufgabe der schlesischen Armee an diesem Tag war wohl nach Ansicht des großen Hauptquartiers nur die, ähnlich wie Gyulai bei Lindenau, einen Theil der Streitkräfte Napoleons abzulenken und den Hauptangriff der böhmischen Armee auf Leipzig dadurch mittelbar zu unterstützen. Darum lautete denn auch die Disposition für Blücher nur dahin: auf Leipzig zu gehen und die Communication mit Halle nicht zu verlieren. Dazu kam daß Blücher die Stellung der französischen Armee nur eben unvollständig kannte, wie Napoleon die des schlesischen Heeres; aber — wie Aster sich ausdrückt — Blüchers Kriegseifer wußte sich bald einen klaren Operationszweck zu verschaffen, d. h. er suchte seinen Feind auf und trachtete ihn zu schlagen. So entwickelte sich, im Grund unabhängig und nach Blüchers eigenem Plan, nördlich von Leipzig in demselben Augenblick eine Schlacht (16. Oct.), wo sich südlich bei Wachau mit äußerster Hartnäckigkeit die böhmische Armee gegen Napoleon schlug. Und wie Blücher selbst gegenüber dem Hauptquartier der Monarchen sich genöthigt sah auf eigene Hand den Kampf zu führen, so stellt sich wieder ihm selber gegenüber für York die Nothwendigkeit heraus nach eigenem Ermessen und den veränderten Umständen gemäß selbständig zu handeln, und die ursprüngliche Disposition Blüchers zu modificiren. Da nämlich der letztere von

der Dübener Straße her eine Verstärkung des Feindes fürchtete, richtete er dorthin nicht nur einen guten Theil der Kräfte des schlesischen Heeres, sondern auch seine unmittelbare persönliche Leitung, während auf dem rechten Flügel der Angriff auf das Dorf Möckern mit jeder Stunde an Schwierigkeit, aber auch an Bedeutung wuchs und zuletzt dort vorzugsweise das Schicksal des Tages entschieden ward. York war es der hier einen der blutigsten, aber auch folgenreichsten Kämpfe der modernen Kriegsgeschichte geleitet und entschieden hat.

Vergleichen wir die Droysen'sche Darstellung der Schlacht bei Möckern mit der Schilderung von Aster, so ergiebt sich ein leicht begreiflicher Unterschied; der eine spricht als Militärgeschichtschreiber, der andere als Biograph, und während jener den großen Zusammenhang der kriegerischen Ereignisse um Leipzig im Auge hat, und alle einzelnen Seiten des Kampfes mit sachkundigem kritischen Blick verfolgt, verweilt dieser vorzugsweise bei dem was York und sein Corps angeht, also allerdings bei der prägnantesten Episode des Tages. Mit plastischer Lebendigkeit führt er uns alle wichtigern Momente dieser Episode vor, entfaltet eine Fülle von einzelnen Zügen, läßt uns in Aeußerungen und Anekdoten die Stimmung und Eigenthümlichkeit der Mitwirkenden erkennen, und sammelt das Ganze zu einem bunten und reichen Gemälde, wie es in dieser detaillirten Ausstattung der militärische Geschichtschreiber des ganzen großen Kampfes jener Tage nicht bezwecken konnte. Das spannendste Interesse des blutigen Treffens das nördlich von Leipzig gefochten ward, dreht sich eben um die mörderischen Gefechte unmittelbar bei dem Dorfe Möckern, deren Ausgang über den Sieg entschied. Das Dorf war so gelegen und angebaut, daß es für einen hartnäckigen und furchtbar verlustvollen Kampf alle Gelegenheit bot, und gewiß finden in der Kriegsgeschichte sich nicht viele Seitenstücke dazu daß ein Ort von diesem Umfang mit solcher Zähigkeit vertheidigt, mit solcher Heftigkeit angegriffen, und mit so schwerem Verlust genommen worden ist. Diese wiederholten Stürme auf das Dorf, diese Kämpfe auf der Gasse um die einzelnen Häuser, um die Gärten, waren von der Art daß Aster von einem Abschnitt des Kampfes mit Recht sagen kann: „derselbe habe nur im gegenseitigen Morden bestanden." Die letzten heißen Stunden des 18. Juni, der Kampf im Dorfe Planchenoit mögen nicht furchtbarer gewesen sein.

In der Schilderung des Ganges der Schlacht stimmen Aster und Droysen im wesentlichen überein; kleine Differenzen unbedeutender

Art abgerechnet weichen beide nur in einem und dem andern wesentlichen Punkt von einander ab. Am Abend nach 5 Uhr hatte der Kampf um Möckern den höchsten Grad der Heftigkeit erreicht; Marmont, so erzählt Aster, setzte sich selbst an die Spitze eines alten Regiments, und rückte den neu andringenden Preußen entgegen. Eine französische 12pfündige Batterie war an der Spitze und beschoß die Preußen mit Kartätschen. Jetzt schlug eine preußische Granate in einen der französischen zwölfpfündigen Munitionswagen, welcher augenblicklich mit noch drei andern mitten zwischen der französischen Infanteriemasse in die Luft flog wodurch für den Augenblick das Feuer der an der Spitze befindlichen französischen Batterie erlosch. Viele Franzosen wurden durch diese Explosion getödtet, verbrannt und schwer verwundet in die Luft geschleudert, Marmont selbst befand sich unter den Blessirten. So weit Aster, der diesem Unfall und dem nun erfolgten Cavallerieangriff Sohrs den Haupteinfluß auf die Wendung der Dinge einräumt. Droysen läßt die Explosion früher erfolgen, und stützt sich dabei auf die preußischen Berichte und den Rapport des feindlichen Generals. Gerade der letztere bemerkt aber in einem handschriftlichen Memoire, das Droysen anführt: le commencement des succès de l'armée prussienne suivit l'explosion de plusieurs caissons, qui eteignit le feu d'une batterie de 12 livres auprès de Moeckern. *)'

Darin stimmen aber beide Berichte vollkommen zusammen daß der Reiterangriff Sohrs entscheidend wirkte. Es waren — so schildert Droysen diese äußersten kritischen Momente — Yorks letzte Bataillone. Nun erst schien das feindliche Feuer, während die preußischen Batterien fast zum Schweigen gebracht waren, seine ganze Wuth zu entwickeln; 40 Geschütze donnerten dicht neben einander. Steinmetz, Losthin stürzten verwundet, Malzahn, Kosecki wurden getödtet, Major Mumm und rasch nach ihm alle Hauptleute des Bataillons fielen; Major Leslie, von zwei Kugeln getroffen, schritt immer noch seinen Grenadieren

*) Kleinere Differenzen bestehen darin daß z. B. Droysen bei dem Zusammenstoß bei Lindenthal die würtembergische Reiterei zur Deckung einer Batterie und eines Carré's aufgestellt sein läßt, wovon nach Aster die würtembergischen Berichte nichts wissen. Oder bei Droysen heißt der Führer der schlesischen Grenadiere Burghoff, bei Aster Burgsdorf, und ähnliche kleine Verschiedenheiten mehr. Auch läßt Droysen einigemal auf Langerons secundäre Thätigkeit am 16. einen Schatten fallen; das würde denn aber doch auch zugleich Blücher treffen.

voran, bis er erschöpft niedersank; „vorwärts, Kinder!“ war sein letztes Wort. „Das Schicksal des Tages hing an einem seidenen Faden“, schreibt Schack. „Alles war in starrer Spannung, und außer dem Geschützdonner vernahm man keinen Laut,“ sagt ein anderer. Und ein noch Lebender aus jener Heldenschaar: „Der Kampf steigerte sich von Moment zu Moment, bis seine Heftigkeit in und neben Möckern eine solche Höhe erreichte, daß sogleich Hunderte von Verwundeten aus den Reihen der fechtenden Bataillone zurückkehrten, und so eine Krisis andeuteten die den nahen Ausgang des blutigen Drama's zu unserem Nachtheil besorgen ließ. In diesem wichtigen Augenblick, wo alles auf dem Spiele stand, stürzte sich Major Sohr auf den Feind.“

Als der Erfolg dieses Angriffs noch zweifelhaft schien, gab York dann Befehl daß alle Cavallerie vorgehen, alles was vom Fußvolk noch übrig sei mit dem Bajonnet folgen sollte; er selbst setzte sich an die Spitze der schwarzen Husaren; mit gezogenem Säbel, mit dem Aufruf „Marsch! Marsch! es lebe der König!“ gab er das Signal zum allgemeinen Angriff. Da sprengte Graf Brandenburg vom linken Flügel daher strahlend und siegestrunken: „Die Schlacht ist gewonnen, die Bataillone des linken Flügel haben alle Batterien genommen.“ Erlauben mir Ew. Exc., fuhr er fort, die Bemerkung: daß der commandirende General etwas besseres zu thun hat als mit den Husaren einzuhauen.“ York stutzte, warf sich förmlich auf sein Pferd zurück — sagte dann: „Der junge Mann kann doch Recht haben.“ Aber er ritt dann doch zur Cavallerie zurück und führte den letzten entscheidenden Choc selber an. Das furchtbare Bild von Verwirrung, Auflösung, die massenhaften Opfer die diese letzten Stunden namentlich auch dem Feinde kosteten, die unwiderstehliche Macht womit nun die Preußen vordrangen, eine Leidenschaft der Tapferkeit die einem die sonst verschollene furia tedesca begreiflich macht — das alles ist oft von Augenzeugen geschildert und immer als etwas vorzugsweise diesem Tage eignes betont worden. Ein schönes, ehrenvolles Zeugniß hat Aster aus dem Berliner Kriegsarchiv mitgetheilt; es ist aus Langerons Tagebuch. „Dieser unerschrockene General, sagt er von York, und die braven Soldaten die er befehligte, hatten sich bereits in allen Gefechten mit Ruhm bedeckt; aber sie übertrafen sich selbst in dieser denkwürdigen Schlacht. Man kann den Heldenmuth nicht höher steigern als jeder General, jeder Officier und jeder Soldat von dieser tapfern Truppe es that.“

Aber welche Verluste bezeichneten auch den Tag! Mit beinahe 21,000 Mann war man am Morgen zuvor ausgerückt, nicht viel über 13,000 waren nach der Schlacht übrig. York hatte für den Morgen des 17. Octobers — es war ein Sonntag — Gottesdienst angeordnet. Es war ergreifend wie sich die dünngewordenen Bataillone mit ihren Fahnen, fast aller Führer verwaist, zusammenstellten. Und doch hatte das heldenmüthige Armeecorps sich wenige Wochen nachher abermals zu beschweren daß in den officiellen Berichten das was bei Möckern geschehen war „hämisch" übergangen, und mit dem was Langeron am 16. October gethan ungefähr in eine Linie gesetzt war! Das Schlimmste dabei war daß im York'schen Lager immer wieder der alte Verdacht auftauchte; diese Verkleinerung habe in der Feindseligkeit Gneisenau's oder Müfflings ihre Quelle.

Die Verfolgung des Sieges von Leipzig ist bekanntlich mehr von politischen als militärischen Dispositionen abhängig gewesen; die Geschichte des York'schen Corps giebt Zeugniß wie leichtsinnig eine verworrene Leitung der Dinge die besten Kräfte aufrieb. Die Truppen litten ungeheuer durch die unerhörten Strapazen, die ihnen ohne allen Erfolg zugemuthet wurden; das York'sche Corps, das mit nahezu 38,000 Mann nach dem Waffenstillstand ausgerückt war, sank in diesen Tagen einmal unter 10,000 herab. Nicht auffallend, wenn man bedenkt daß es vom 14. Oct. an unaufhörlich in Bewegung war, und erst am 5. und 6. Novbr. in der Wetterau einige Ruhetage fand. Das war auch der Grund warum York dem sofortigen Uebergang über den Rhein sich widersetzte; bevor die Ersatzmannschaften beigezogen, Ausrüstung, Bewaffnung, Munition u. s. w. ergänzt waren, hielt er jede weitere Unternehmung, zumal einen Winterfeldzug, für unzuläßig. Es ward denn auch dem Corps die unentbehrliche Ruhe gegönnt, und zwar im schönen Nassauer Lande, wo es natürlich nicht an manch pikanter Begegnung mit den weiland rheinbündischen Behörden und Autoritäten fehlte. In dem Zusammenleben mit seinen Leuten, wie es ihm dieser Ruhepunkt gestattete, traten dann auch die milderen Seiten des Verhältnisses hervor: seine wachsame Sorge für alles was sein Corps, seine Officiere wie seine Truppen anging, die zartsinnige Art wirkliches Verdienst anzuerkennen, und selbst ein gewisses Gehenlassen, das neben der strengen und förmlichen Art des Mannes seinen Leuten besonders wohlthat. Namentlich theilt Droysen ein paar prächtige Züge mit, als bei dem Avancement einige seiner verdientesten Officiere nicht

genug berücksichtigt oder geradezu zurückgesetzt schienen, wo York dann mit der ganzen Leidenschaft und auch wieder der Zähigkeit die ihm eigen war das gute Recht der Gekränkten durchfocht.

Auch mancher Mißton aus anderer Zeit klang herein in die Tage stolzer Siegesfreude. Die Rheinbündner fühlten sich wieder mehr und trugen ihr rothes Band eifriger zur Schau als es die Kämpfer von der Katzbach und Möckern ertragen mochten; erlebte es doch York daß man ihm in Frankfurt einen ehemaligen westfälischen Minister als Tischnachbar gab, wobei der General denn nicht versäumte sich nach den letzten Schicksalen Sr. westfälischen Majestät zu erkundigen. Und auch im eigenen Corps regten sich schon die Gegensätze namentlich in Hünerbein, dem sonst erprobten Soldaten, ward der Roué der Zeit von 1806 das Mitglied des Clubs von 1808 wieder lebendig. Als Yorks Officiere zum Jahrestag der Convention von Tauroggen ein feierliches Mahl vorbereiteten, erklärte Hünerbein: er verzichte darauf den „preußischen Abtritt“ zu feiern. Als Hünerbein demnächst nach dem Bergischen versetzt wurde um dort die Bewaffnung zu organisiren — „aus jeder krätzigen Nähnadel einen Helden zu machen,“ war sein Ausdruck — und als Staatsrath Gruner ihm als Civilgouverneur zur Seite stand wurde es in mehr als einer Spötterei und Bosheit ersichtlich wie völlig er sich von derjenigen Richtung entfernte die Gruner schon in den Tagen des Druckes mit ebensoviel Talent wie Energie vertreten hatte, bis ihn (1811) österreichische hohe Polizei hatte festnehmen und nach Peterwardein abführen lassen.

Zunächst ging's nun über den Rhein; Blücher hatte Schwarzenberg versprochen am 15. Januar vor Metz einzutreffen. Darüber und über das weitere wird ein dritter und letzter Artikel berichten.

III. Feldzug von 1814 und Yorks letzte Erlebnisse.

(Allgemeine Zeitung 21. u. 25. October 1852 Beilage Nr. 298 u. 299.)

Der Rhein war in der Frühe des Neujahrsmorgens überschritten worden, und ohne erheblichen Widerstand schob man die einzelnen französischen Colonnen vor sich her. Mühselig genug waren die ersten 14 Tage des neuen Feldzugs; aber die Truppen hatten alle Mühen mit wahrer Lust bestanden. Bis nahe an die Mosel hin war die Bevölkerung deutsch und meist den Verbündeten freundlich; erst im „schwarzen Bruchwald“ begann auch in den Dörfern das Französisch.

Aber auch da noch fand man gute Aufnahme; die ewigen Conscriptionen und auch jetzt wieder das Zusammentreiben der sogenannten Nationalgarden hatten die Leute erbittert. In ihren letzten Kalendern hatten sie von der défection du général York, und daß die an allem Schuld sei, gelesen; sie dachten sich unter dem traître wer weiß welch ein Ungeheuer, und waren nun sehr erstaunt ihn und seine Truppen wie andere Menschen angethan und nicht wie die Bestien hausen, sondern die strengste Mannszucht halten zu sehen. Von dieser strengen Disciplin, die erst bei zunehmender Noth und Entbehrung der Truppen nachließ, bringt Droysen bezeichnende Belege bei, namentlich einen, der beweist wie der General selber mit dem besten Beispiel voranging. Als er in Pont à Mousson in dem Schloß eines Generals, der 1806 in Berlin sich in das königliche Schloß einquartiert hatte, seine Wohnung nahm und dann bei der Abreise die Rechnung für die 20 Couverts seines Tisches, die er bestellt hatte, fordern ließ, weigerte sich der Maître d'Hôtel Bezahlung anzunehmen: sein Herr werde es sich zur Ehre rechnen den berühmten General York bewirthet zu haben u. s. w. York ließ sich den galanten Verwalter kommen. Allerdings hätte er wohl die Macht und allenfalls auch das Recht hier in diesem Schlosse zu hausen, es niederzureißen und Salz auf die Stätte zu streuen, da der General sich einst unterfangen habe in Berlin in seines Königs Schloß zu hausen als wenn es ihm gehöre; aber es solle aller Welt ersichtlich werden welch ein Unterschied zwischen einem preußischen und einem französischen General sei; er befehle jetzt die Rechnung. Sie ward dann in doppeltem Betrage bezahlt.

Nicht immer freilich hielt die Mannschaft so streng die Linie ein die der stoische General ihr vorzeichnete. Eine sehr drollige Geschichte kam vor als man im Anfang Februar Châlons angriff. York und seine Officiere standen um ein Feuer; da kam des Generals Reitknecht, der nach St. Memmie geschickt war um etwas Wein zu holen, zurück ohne Wein, aber stark taumelnd: „Alles todt, Excellenz, ja alles todt!" Das war sein Bericht. Schleunigst war Valentini zu Pferde nachzusehen was das bedeuten könne. Er fand ein seltsames Schauspiel. Die tapfern Leute hatten ein paar Champagnerkeller aufgefunden, hatten in dem trefflichen Weißbier — dafür tranken sie es — ihren Durst äußerst reichlich gelöscht, Tausende von Flaschen lagen zerbrochen umher; schnell berauscht waren die einen nur desto verwegener geworden, und mancher hatte mit der Flasche in der Hand gegen die Mauern

stürmend den Tod gefunden, andere lagen, immerhin an gefährlicher Stelle, im süßen Schlaf alle Gefahren und Drangsal vergessend, andere saßen und schwatzten und tranken. Das war der Bericht den Valentini zurückbrachte. „Eine nüchterne Brigade zur Ablösung“ war das vor allem Nöthige. Als es Tag geworden folgte dann eine sehr ernste Rüge, worin der strenge Feldherr die Officiere für alle ähnlichen Excesse verantwortlich machte; „es kam,“ so schreibt einer von diesen, „in uns alle eine heillose, aber sehr heilsame Furcht.“ Doch blieben die Ueberschreitungen nicht immer so gemüthlicher Art, wie jene Champagnergeschichte. Als im Laufe der nächsten Wochen der Soldat durch furchtbare Märsche, Entbehrungen an Nahrung und Bekleidung erschöpft, durch den zunehmenden Widerstand der Bevölkerung erbittert war, da drohte die bewährte Mannszucht des York'schen Corps in Verwilderung und gewaltsame Selbsthülfe umzuschlagen, und es kam zu manchem ernsten Auftritt zwischen den Truppen und ihrem General, der seinen Stolz dareingesetzt hatte daß das Heer sich so benahm, wie er selber in Pont à Mousson das Beispiel gegeben.

Das Verhältniß der beiden Hauptquartiere Blüchers und Yorks schien sich im Anfang des Feldzugs etwas freundlicher zu gestalten, aber sehr bald traten die alten Zerwürfnisse schneidender als je zu Tage und es drohte einen Augenblick zum offenen, ärgerlichen Bruche zu kommen. Das seltsame war daß dießmal nicht, wie 1813, die rasche, kühne, wagnißvolle Kriegführung auf Blücher'scher Seite den Widerspruch des bedächtigen, umsichtigen, allem militärischen Hasardspiel abgeneigten York herausgefordert, sondern daß dießmal die Rollen häufig wie vertauscht schienen; es kam vor daß in sehr ernsten Momenten York ungestüm drängte und trieb, wo selbst im Blücher'schen Hauptquartier eine augenblickliche Erschlaffung eingetreten schien. Nur darin bestand jetzt wie früher eine unversiegbare Quelle des Zerwürfnisses: daß York auf die physischen Bedürfnisse und Möglichkeiten mehr Rücksicht nahm als man es bei Blücher zu thun gewohnt war, und während hier über Yorks borstige, ungefügige Natur Beschwerde geführt ward, klagte man dort über die aufreibende und verschwenderische Art der Kriegführung Blüchers, die, unbekümmert um Menschenleben und Menschenkräfte das Aeußerste, oft das Unmögliche vom Soldaten verlange.

Im Anfang drängte Blücher ungemein zu raschen, wenn auch kostspieligen Unternehmungen. Er muthete z. B. York zu, im Januar

die Waffenplätze im Lothringischen zu nehmen, nöthigenfalls durch Sturm, „selbst wenn es tausend Mann und mehr kosten sollte;“ York machte dagegen die wahrscheinliche Erfolglosigkeit solch eines Versuchs, seine eigene nicht übermäßige Stärke und die Gefahren und Opfer eines Winterfeldzugs geltend. Im Blücher'schen Hauptquartier wollte man um jeden Preis den Beweis liefern daß es mit der Widerstandskraft des französischen Heeres zu Ende sei, um durch die Macht dieser Thatsache die schüchternen und friedliebenden Anwandlungen zu beschwichtigen die im großen Hauptquartier und bei den Diplomaten anfingen lebendig zu werden. Während man da ernstlich daran dachte durch einen Waffenstillstand dem Gegner eine Frist zum Aufathmen und zur Verstärkung zu gönnen, sprach Müffling schon im Januar die Gesinnungen Blüchers, Gneisenau's u. s. w. aus, wenn er schrieb: „Ich bin so gewiß als von meiner Existenz überzeugt daß unser Heil in der Schnelligkeit unserer Operationen liegt. Paris hat den Kopf verloren, lassen wir es nicht zu sich selbst kommen; frisch drauf los! Was riskiren wir? Nichts als einmal eine Schlacht abzubrechen, um sie in ein paar Tagen wieder anzufangen. Wenn Ihr bedenklich seid das Ganze zu engagiren, laßt den Feldmarschall die Avantgarde machen und angreifen. Ich möchte mich für den Erfolg verbürgen; es ist gar zu wichtig daß man den demoralisirten Franzosen keine Zeit läßt.“

Aber das Zaudern der diplomatischen Kriegführung überwog fürs erste noch; es bedurfte bitterer Lectionen, bis man den kühnen Schritt that, der am sichersten den Zauber der feindlichen Macht zerbrechen mußte. Man zögerte, man zersplitterte seine Kräfte einem Gegner gegenüber, dessen Ueberlegenheit nie glänzender als eben jetzt hervorgetreten war. Auch die Stimmung der Bevölkerung wandelte sich allmählich um. Die Nähe Napoleons und seine zuversichtlichen Proclamationen schienen plötzlich die Leute zu entzünden; daß er die Offensive ergriff, belebte alle Hoffnungen; mit der befohlenen levée en masse schien es Ernst zu werden. Die Dörfer waren leer, die Einwohner mit ihrem Vieh, ihren Vorräthen in die Wälder geflüchtet; dort lauerten sie Nachzüglern und kleinen Patrouillen auf, überfielen, entwaffneten, mißhandelten sie; in den Quartieren wurden Mordversuche gemacht — man konnte sich nicht länger über die Gesinnung des Volkes täuschen.

Die ersten Erfolge an der Aube waren nicht benützt worden, vielmehr hatte man nach den Tagen von Brienne und la Rothière

durch Zersplitterung der überlegenen Kräfte Napoleon die Gelegenheit gegeben seine ganze Raschheit, jene „rapidité de l'eclair," wie er sie einst in seinen glücklichen Tagen genannt, aufs neue zu bewähren und die getrennten Corps einzeln vor sich aufzurollen. Während er mit unbedeutenden Kräften die gewaltige Uebermacht der großen Armee in Schach hielt, warf er sich mit dem Kern dessen was noch disponibel war auf die einzelnen Colonnen der schlesischen Armee, war überall wo er sie traf den einzelnen Corps überlegen, und erfocht in vier, fünf Tagen (9. bis 14. Febr.) eine Reihe von Erfolgen, deren Summe einem großen Schlachtensiege gleichzustellen war. York hatte am 5. Febr. den großen Triumph gehabt, Macdonald, der einst in Curland sein Chef gewesen, durch eine Capitulation zur Räumung von Châlons zu zwingen; eine Granate hatte die Wohnung des Marschalls selbst in Brand gesteckt und diesem die verzweifelte Aeußerung abgenöthigt: Je voudrais que cette bombe m'eût écrasé moi-même. Aber diesem glücklichen Moment folgten nur peinliche Stunden der Ungewißheit und des Unheils. Es ist sehr lehrreich bei Droysen im einzelnen zu lesen, in welch peinlicher Ungewißheit York in diesen kritischen Tagen gelassen, wie bunt durch einander Nachrichten der bedenklichsten Art mit Befehlen sich kreuzten, die sehr bald den wechselnden Verhältnissen nicht mehr entsprachen. Erst allmählich konnte er volle Einsicht in seine Lage gewinnen, und diese Einsicht war nichts weniger als erfreulich. Die Herren Strategen — meinte York als ihm Napoleons Plan klar geworden — sollten jetzt das Manöver von Düben anwenden; war Napoleon im Begriff der zersplitterten schlesischen Armee in die Flanke zu stoßen, so mußte man, dem Stoß ausweichend, eilen sich zu vereinigen. Man mußte die Vereinigung rückwärts suchen; Blücher mußte nach Epernay ausweichen, Sacken konnte über la Ferté dem York'schen Corps dahin folgen, York selbst bemühte sich Epernay festzuhalten. In diesem Sinne waren auch seine Dispositionen für den 11. Februar. Aber schon den Tag zuvor hatte Napoleon das isolirte Corps unter Olsusiew aufgerieben und warf sich eben jetzt auf Sacken, von dem York schon seit mehreren Tagen „nicht die geringste Mittheilung" hatte, dessen Stellung und Lage ihm erst deutlich ward als der Kanonendonner von Montmirail über seinen Zusammenstoß mit Napoleon die unerfreuliche Gewißheit gab. In vielen Büchern ist Sackens „hochmüthiger Leichtsinn," wie York sich ausdrückte — Sacken selbst nannte es nachher un tour de jeune homme — viel zu mild

beurtheilt worden;*) die russische Geschichtschreibung gar (z. B. Michailowsky-Danilewsky) rechnet auch den Tag von Montmirail unter die „verdienten Züchtigungen für die Sorglosigkeit Blüchers.“ Aus Droysens Darstellung wird es nun ganz einleuchtend daß York die ganze Gefahr des Kampfes vollkommen richtig durchschaute, den begonnenen Kampf abgebrochen wissen wollte, und erst auf Sackens Andringen sich zur Mitwirkung entschloß, ohne die nach seiner Ueberzeugung, wenn man den Kampf wirklich fortsetzte, Sackens Corps dem Verderben preisgegeben ward. Droysen schildert im einzelnen den tapfern Beistand den York brachte; er konnte die Niederlage nicht abwenden, aber doch Sackens Corps vor dem Untergang bewahren. York ritt bis in das Tirailleurfeuer; umsonst machte ihn Valentini auf die Gefahr aufmerksam; er that als hörte er es nicht; er forderte die Herren vom Stabe auf sich zu entfernen, er würde den Tod gesucht haben wenn die Truppen sich nicht behaupteten. Von der Nacht, die dem Kampf bei Montmirail folgte, erzählend, erinnert einer von Yorks damaligen Officieren an ein schönes Wort, das von Wilhelm dem Oranier gesagt ist: „Er zitterte in keiner Gefahr, da er vorher gezittert; keine Schwierigkeit überwältigte ihn, da er sorgend und ringend sie zuvor überwältigt hatte.“ Der Kampf am 11. wie die Rückzugsgefechte vom folgenden Tag bewährt zwar die Tapferkeit des York'schen Corps aufs glänzendste, und wie Droysen sagt waren sie „in Wahrheit nicht minder ehrenvoll als ein Sieg,“ aber der erlittene Verlust war groß, und die Anhänger der Bonaparte'schen Sache sahen in den Erfolgen dieser Tage eine neue Rückkehr des Siegesglücks zu den kaiserlichen Fahnen.

Die nachtheiligen Wirkungen machten sich nach allen Richtungen hin fühlbar. Zunächst war die ganze Stimmung des Landes verändert. Man mußte in großen Abtheilungen marschiren, fand die Dörfer und kleineren Städte von ihren Bewohnern verlassen, das Vieh weggetrieben, die Vorräthe zerstört. Man wurde genöthigt den Brigaden Dörfer zum Fouragiren anzuweisen, und bei dieser Art von

*) Dieß geschieht selbst in solchen Werken wo sonst das Verhältniß beider Corps und ihrer Führer richtig dargestellt ist, z. B. in der Geschichte der Kriege XII. 1. 121, und es scheint fast als habe York hier wie bei anderen Anlässen deßhalb nicht die rechte Anerkennung finden können, weil sich der Zwiespalt der beiden Hauptquartiere auch in die spätere Geschichtschreibung übertrug.

Aushälfe lösen sich nur zu schnell und in erschreckender Steigerung die Bande der Ordnung und Disciplin, zumal der Soldat zugleich mit allen Beschwerden einer rauhen Jahreszeit zu kämpfen hatte. Die verwildernden Folgen blieben nicht aus; York mußte jetzt mit der ganzen Strenge seines Wesens dazwischenfahren, wenn die Preußen nicht auf eine Linie mit den Kosaken kommen sollten. „Ich habe geglaubt, erklärte er einmal den versammelten Officieren, die Ehre zu haben ein preußisches Armeecorps zu commandiren, ich commandire aber eine Räuberbande; meine Herren, ich will nicht den großen Abällino spielen, und werde einen jeden vor ein Kriegsgericht ziehen, der nicht mit aller Strenge wieder Ordnung in die Truppen bringt."

Eine andere schlimme Folge der erlittenen Unfälle war das Wiedererwachen der alten Verstimmungen. Wohl mochte York billig genug sein um vor dem Wirrwarr den er vor sich sah, einen guten Theil dem diplomatischen Hauptquartier zuzurechnen, das zwischen Kriegs- und Friedensgedanken hin- und hergeworfen der ganzen militärischen Action jene Schwäche und Unschlüssigkeit aufprägte, die eigentlich erst durch den Marsch auf Paris ihr Ende findet, aber er war doch weit entfernt sein altes Mißtrauen gegen die „Strategen" des schlesischen Obercommando's bei sich zu überwinden. Er schrieb die Verluste der letzten Tage durchaus der Führung der Armee zu; es wurden wieder die alten Anklagen von Leichtsinn u. dgl. laut. Es kam hinzu daß Sacken, der nach seiner Ansicht verdient hätte vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, nicht bloß entschuldigt, sondern wegen seiner „Unerschrockenheit" gelobt ward; vielleicht war man gar dazu geneigt das Unglück von Montmirail dem „Eigensinn" Yorks zuzuschreiben. Es entspann sich wieder eine Correspondenz wie in den August-Tagen von 1813; aus den von Droysen gegebenen Mittheilungen ergibt sich daß York um Enthebung vom Commando bat und sich lieber unter Kleist stellen lassen wollte, mit dem er vortrefflich harmonirte.

Das Bedenklichste war die Stimmung im Hauptquartier der großen Armee, wo man die rechte Lust zum Kampf fast verloren zu haben schien. Es ist durch die bis jetzt vor uns liegenden Quellen noch nicht ganz einleuchtend gemacht, ob es die zaghafte Vorsicht gelehrter Strategen, die Kaiser Alexander als die „pusillanimes" bezeichnete, oder ob es die natürliche Folge so vielfach sich durchkreuzender Menschen und Neigungen war was lähmend auf die Entschlüsse wirkte, oder ob wirklich der Wunsch mit Napoleon friedlich sich zu verständigen

jetzt noch solchen Einfluß zu üben vermochte — genug es fehlt der Thätigkeit im großen diplomatischen Lager an dem Schwung, der Sicherheit und dem kühnen Selbstvertrauen, die trotz aller Störungen und Zerwürfnisse der bleibende Grundzug des schlesischen Heeres war. Konnte man sich doch jetzt bei Troyes nicht entschließen mit 150,000 Mann gegen 70,000 zu einer großen Schlacht zu schreiten, vielmehr ging der Beschluß durch (23. Febr.) mit Napoleon über einen Waffenstillstand zu verhandeln! Umsonst war alles Bemühen Blüchers zu einer entscheidenden Schlacht zu drängen; er erbot sich sie allein zu liefern, wenn die große Armee nur in Reserve stehen wolle; vergebens — es blieb beim allgemeinen Rückzug. Blücher war entschlossen nicht zu folgen; damals schrieb er jenes classische Billet an Kaiser Alexander, worin er in wenig Sätzen den ganzen Nachtheil des Rückzugs schlagend zusammenfaßt und mit den Worten schließt: „E. k. M. danke ich allerunterthänigst daß Sie mich eine offensive zu beginnen erlaubt haben, ich darff mich alles guhte davon versprechen, wenn sie Gnedigst zu bestimmen geruhen, daß die Generalle von Wintzingerode und v. Bulow meiner anforderung gnügen müssen, in dieser Verbintung werde ich auf Paris vordringen, ich Scheue so wenig Kayßer Napoleon wie seine marschalle wenn sie mich entgegen träten."*) Seine Bitte ward gewährt; schon war Wintzingerode, der an der Marne stand, der schlesischen Armee zugewiesen, jetzt wurde auch Bülow, der bis Laon vorgerückt sein mochte, Blüchers Befehlen untergeben. „Der Ausgang dieses Feldzugs," hieß es in einem Schreiben des Königs an Blücher, „liegt von nun an zunächst in Ihrer Hand. Ich und mit mir die verbündeten Monarchen rechnen mit Zuversicht darauf daß Sie durch eine ebenso kräftige als vorsichtige Leitung Ihrer Operationen das in Sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen und, bei der Entschlußkraft die Ihnen eigen ist, es nie aus den Augen verlieren werden daß von der Sicherheit Ihrer Erfolge das Wohl aller Staaten abhängig ist." Schon in der nächsten Nacht (23. bis 24. Febr.) ward die Aube überschritten; an den preußischen Grenadieren vorrüberreitend, rief der alte Marschall Vorwärts ihnen zu: „Frisch Grenadiere! nun geht's nach Paris."

So munter freilich, wie das lautete, waren die Märsche der nächsten Tage bis zur Vereinigung mit Wintzingerode und Bülow keines-

*) Damitz Geschichte des Feldzugs von 1814 Bd. II. in den Beilagen.

wegs. Vielleicht nie, sagt Droysen am Schluß der Mittheilungen über den unendlich mühseligen Marsch, ist Truppen ein größeres Maß von Anstrengung zugemuthet, die Leistungsfähigkeit der Menschen und Thiere höher getrieben worden. Im abscheulichsten Zustande, ausgehungert, barfuß oder mit zerissenem Schuhzeug, die Hosen kümmerlich mit allerlei Lappen geflickt, die Mäntel im Koth der Bivouacs halb weggefault, das Lederzeug unangestrichen, die Waffen unpolirt, die Pferde abgetrieben und ungeputzt — so zog man in die Cantonnirung hinter Soissons, gerade jetzt in nicht eben siegesfroher Stimmung. Ganz anders sahen Bülow's Truppen aus, die aus den fetten holländischen Quartieren kamen und einen ebenso bequemen wie glücklichen Feldzug gemacht hatten — die Leute wohlgehalten, gut gepflegt, in schönen neuen Uniformen, selbst für den Stalldienst mit rothen englischen Stalljacken versehen, die Pferde wählig, die Geschütze blank. „Sie machten große Augen," erzählt Müffling, „als sie die zerlumpten Mäntel unserer Soldaten und unsere mageren Pferde sahen; es war fast auf jedem Gesichte zu lesen: so werden wir also in vier Wochen auch sein." Die gehoffte Ruhe ward indessen auch hier den erschöpften Truppen nur in sehr geringem Maß zu Theil; der 5. März war der einzige Rasttag nach so anstrengenden Märschen, und schon wenige Tage nachher bereiteten sich neue entscheidende Kämpfe vor.

Die ersten Unternehmungen an der Aisne entsprachen den Erwartungen nicht die man hegen konnte; namentlich war der Stoß, den man bei Craonne auf Napoleon führen wollte (7. März) mißlungen. Die Russen klagten die Preußen, diese wieder die Russen an; ein Officier „der durch seine äußern Verhältnisse besonders berufen und geeignet war streng, aber unparteiisch zu beobachten", rügt zwar die Nachlässigkeit des russischen Führers, wendet aber auch den Tadel gegen das Hauptquartier selber; „die Unentschlossenheit, Unsicherheit und Rathlosigkeit welche in dieser Periode im Blücher'schen Hauptquartier herrschte ist nicht zu beschreiben." Die interessanten Erörterungen die Droysen daran knüpft, betreffen eine Episode in der Krisis jener Tage, die wohl verdient daß man ihr genauer nachgeht. Gewiß war Unentschlossenheit und Rathlosigkeit bis dahin am wenigsten der Fehler des Blücher'schen Hauptquartiers gewesen. Durch Kühnheit der Entwürfe, Entschlossenheit der Ausführung unerschütterliches Festhalten des letzten großen Ziels, mit dem allein dieser Krieg zu einem wahren Frieden führen könne war es recht eigentlich das belebende und vor-

wärtstreibende Element in dieser großen Coalition; weder die ängstliche Kleinmeisterei der Diplomaten, noch die Sorge der Corpsführer um die Erhaltung und Ernährung ihrer Truppen hatte es in der kühnsten Verfolgung kühner Plane aufzuhalten, in der rücksichtslos energischen Verwendung der Streitmittel irre zu machen vermocht. Was auch in den Interessen und Anschauungen der Verbündeten verschiedenartiges auftauchen mochte, im Blücher'schen Hauptquartier hatte man stark und entschieden die Einheit des Interesse's aller, die Nothwendigkeit Europa ein für allemal von Napoleon zu befreien, ihn aus der Reihe der Herrschenden auszutilgen, im Auge behalten. Und der Macht dieser Idee vertraute man ganz; mit ihr war man gewiß die Geschäftigkeit um die kleinen Vortheile, wofür die Diplomatie so gern die großen Interessen aufgibt, beschämen zu können.

In diesen Tagen von Craonne und Laon erscheint nun Gneisenau — denn er ist der leitende Gedanke des Blücher'schen Hauptquartiers — wie verwandelt. Er ergibt sich eben jenen Bedenklichkeiten die er so lange bekämpft, er faßt die kleinen Vortheile ins Auge die er bisher verachtet hat. Müffling, der wenn irgendeiner genau orientirt sein konnte, bezeichnet — nach Droysens Ansicht mit Recht — die Vereinigung mit dem Bülow'schen Corps als den Anfang dieser Wandelung: er deutet sogar auf eine bestimmte Person — wahrscheinlich Boyen — welche in Gneisenau die Ansicht erweckt habe: man müsse die preußischen Truppen schonen, damit Preußen beim Friedenscongreß nicht zu schwach sei auch ein Wort mitsprechen zu können. Man wird nicht sagen können, fügt Droysen hinzu, daß diese Auffassung der Verhältnisse thöricht war; mögen diejenigen welche es sagen wollen, sich der großen Parade in Vertus im Sommer 1815, während der Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens, erinnern. Hätte Knesebeck oder Hardenberg, hätte York diesen Gesichtspunkt geltend gemacht — wie denn letzterer mit nichten der bisherigen Ansicht des Blücher'schen Hauptquartiers war, daß die Preußen überall das Meiste und Schwerste übernehmen müßten — so würde das völlig in der Ordnung gewesen sein. Aber wenn Gneisenau sich jetzt dieser nur diplomatischen Klugheit, diesem temporisirenden Argwohn gegen die Verbündeten, dieser engsten und niedrigsten Auffassung des preußischen Interesses zuwandte und nach ihr verfuhr, so trat er mit sich selbst in Widerspruch, so hatte er bisher gefehlt und behielt denen gegenüber, die so oft vergebens an die Schonung der Truppen gemahnt, doppelt Unrecht.

Für York sind durch diese Unschlüssigkeit die nächsten Tage zu peinlichen Prüfungen geworden, und wenn irgendjemals, so war er dießmal im Recht zu murren und die „Strategen" des Hauptquartiers anzuklagen. Am 9. März erschien Napoleon vor Laon, wo das schlesische Heer mit Bülow und Wintzingerode in weit überlegener Zahl und trefflicher Position aufgestellt war. Die Manöver des Feindes im Laufe des Tages überzeugten York daß seine Kräfte nicht einmal den vereinigten beiden preußischen Corps (dem linken Flügel der Armee) viel überlegen seien; so entschloß man sich, in der Nacht mit dem Corps von York und Kleist die Offensive zu ergreifen und durch eine rasche Umgehung den Krieg vielleicht mit einem einzigen Schlag zu beenden. Graf Brandenburg ward nach Laon geschickt um die Einwilligung des Feldmarschalls zu holen; auf halbem Weg traf er Blüchers Adjutanten Graf Goltz, der eben den Befehl einer Offensive an York überbringen sollte. Beide eilten zu York, der dem Grafen Goltz seinen Plan darlegte und ihm zu veranlassen auftrug daß wenn er vorgehe, Sacken mit seinem Corps in seine Stellung vorrücken und ihm als Reserve dienen möge. Der Moment war einer der brillantesten Yorks, er versammelte alle commandirenden Officiere, gab mündlich mit größter Klarheit, Kürze und Bestimmtheit die Disposition zum Angriff. Das Vorrücken sollte in geschlossenen Colonnen geschehen und mit lautloser Stille, bis man an den Feind komme; es sollte kein Schuß fallen, nur mit dem Bajonett angegriffen werden. „Gott" hieß die Parole, „Friedrich" die Losung. An Sacken sandte York Röder: er sei erfreut daß Sacken, mit dem in Gemeinschaft er den Sieg an der Katzbach errungen, auch heute sein Rückhalt sein werde; im Vertrauen auf ihn werde er, York, keinen Mann Reserve zurückbehalten, sondern alles ins Gefecht bringen. Man fing schon an in nächtlicher Stille vorzurücken, als der Bote von Sacken mit abschlägiger Antwort zurückkam; „er habe ganz andere Befehle." Es wird auch wohl ohne ihn gehen, meinte York, und er hatte Recht. Der Ueberfall ward mit unvergleichlicher Sicherheit ausgeführt; jeder Versuch des Feindes sich zu sammeln war vergebens, „gleich aufgescheuchten Schwärmen von Vögeln," wie Graf Brandenburg sich ausdrückte, „ließen sie sich auf ihrem eilfertigen Rückzug von Zeit zu Zeit nieder, da denn der herannahende Sturmschritt und Hörnerschall sie wieder aufschreckte." Es war ein wundervoller Sieg, nach so vielen übeln Tagen und Wochen desto erquickender. Das Armeecorps Marmonts war in völliger Auf-

lösung, es hatte fast seine ganze Artillerie, 45 Stück Geschütz, 131 Munitionswagen eingebüßt, 2500 Gefangene, 1500 Todte und Verwundete verloren.

Im Hauptquartier hatte man die verschiedenen Botschaften, die das Gelingen des Angriffs meldeten, mit größter Freude empfangen; „bei Gott," sagte Blücher, „ihr alten Yorkischen seid ehrliche brave Kerls; wenn man sich auf euch auch nicht mehr verlassen könnte, da fiele der Himmel ein." Als der Sieg vollständig war, entwarf man eine Disposition zu energischer Verfolgung; die Lage Napoleons bei Belle-Alliance war nicht viel schlimmer als jetzt, es konnte dieß der letzte Schlachttag des Krieges von 1814 werden. York war mit der Disposition einverstanden; die Truppen waren in vollem Marsch (am Morgen des 10. März) als eine Ordonnanz des Feldmarschalls den Befehl brachte mit allen Corps Halt zu machen. Der Befehl erschien unbegreiflich; wohl stand noch Napoleon im Angesicht von Laon und wollte am Morgen des 10. wieder angreifen, aber Müffling selbst hat diesen Angriff als einen der „unverschämtesten" bezeichnet — so wenig Aussicht auf Erfolg war vorhanden. Warum die beiden preußischen Corps jetzt, wo sie schon Napoleons Flanke überholt hatten, Halt machen lassen? Sie hatten nur zwei Stunden länger als er selbst bis zu der Lettebrücke bei Urcel zu marschiren; ließ man sie wenigstens dorthin, so sperrten sie ihm den Paß von Etourelles, griffen ihn im Rücken an; von vorn und hinten zugleich angefaßt wurde er dort zermalmt. York ließ durch den Grafen Brandenburg im Hauptquartier bitten, wenigstens diese Bewegung zu genehmigen; vergebens, es erfolgte der Befehl zur Umkehr nach Laon! Gneisenau hatte die in der Nacht ausgegebene Disposition „zu kühn" gefunden; „der Feldmarschall sei krank und er, als sein Stellvertreter, könne eine solche Gefahr nicht auf sich nehmen."

York war außer sich, wenn es gleich in seiner Art lag seine heftigsten Gemüthsbewegungen durch eine gewisse Kälte und Heiterkeit zu verdecken. Er sah in dem Rückzug, den man ihm statt der unzweifelhaften Vernichtung des Feindes aufgezwungen, das Spiel einer Intrigue; mit gewohnter Schwarzsichtigkeit beschuldigte er den „persönlichen Haß und Neid" Gneisenau's, der ihm den Ruhm der letzten und entscheidenden Schlacht dieses Krieges nicht habe gönnen wollen. Eine Kleinigkeit konnte jetzt das dünne Band des Zusammenhangs mit dem Hauptquartier zerreißen; diese Kleinigkeit war der Befehl von seiner Cavallerie 100 Pferde zur Escortirung nach den Niederlanden zu

commandiren. Er brach auf, nahm Abschied von seinen Umgebungen und ließ dem Feldmarschall schreiben „daß er sich veranlaßt sehe seiner Gesundheit wegen nach Brüssel zu gehen." Es schien dießmal mit dem oft Angedrohten Ernst werden zu wollen, zumal man im Hauptquartier übellaunig war und eher geneigt schien Kriegsrecht über York zu halten, als annähernde Schritte zu thun. Doch gelang es Schack und dem Grafen Brandenburg, mit Hülfe von Nostiz die Dinge wieder ins Geleis zu bringen. So groß auch der Schmerz war den das Schreiben bei dem Augenleiden verursachte, ließ sich der unvergleichliche alte Blücher doch von Nostiz zu einem begütigenden Schritte bewegen, und schrieb ihm mit großen, groben Buchstaben einen Brief, dessen Inhalt ungefähr dahin lautete: „Mein alter Camerad, so etwas darf die Geschichte von uns nicht erzählen, also seid vernünftig und kommt zurück." Und York kam zurück; er hatte jedenfalls insofern seinen Zweck erreicht, als er auch den Gegnern und noch mehr den Freunden den Werth seines Daseins wieder recht lebendig zum Bewußtsein gebracht hatte. Denn auf allen Seiten hatte man die Lücke tief und schmerzlich empfunden, als es mit dem Gehen Ernst zu werden schien.

Das Versäumniß vom 10. März strafte sich aber bitter genug. Napoleons glücklicher Angriff auf Rheims, das Wachsen der Insurrection waren die nächsten Folgen, die um so bedenklicher werden konnten, als man im Hauptquartier der großen Armee noch immer nicht über das Zaudern und Diplomatisiren hinausgekommen war. Tauchten doch in diesen Tagen wieder Plane auf die Radetzky veranlaßten dringend zu ersuchen, man möge doch preußischerseits diesen „unsinnigen Projecten" entgegentreten. Der heilsame Entschluß vom 24. März, mit der ganzen Macht nach Paris zu marschiren, beseitigte endlich alle Gefahr neuer Rückbewegungen und Negociationen.

Von Yorks Thätigkeit ist nun weniger zu berichten; die Quellen fließen spärlicher, schon weil die Massenhaftigkeit der jetzt wirkenden Kräfte und das spannende Interesse der großen weltgeschichtlichen Entscheidung, die jetzt bevorstand, den Blick vom Detail und vom Persönlichen mehr ablenken mußte. Es sind nur einzelne Züge zu erzählen, freilich solche die den Mann und seine Verhältnisse ungemein treffend charakterisiren. Eine von diesen Episoden beweist, gleich ähnlichen früher mitgetheilten, daß York seit dem Ereigniß von Tauroggen nie wieder der vollen königlichen Gunst sich freute. Am 29. März war man in der Nähe von Paris angelangt; die Monarchen kamen heangeritten, aber die

Freude der Truppen ihren König wieder zu sehen war doch größer als seine Nachsicht mit ihrem allerdings sehr reducirten Aeußern. York, so erzählt ein glaubwürdiger Gewährsmann, sei an den König herangeritten ihm „das brave erste Armeecorps“ zu präsentiren; des Königs strenges Auge sei durch den Anblick der Truppen beleidigt gewesen, er habe geäußert: „sehn schlecht aus, schmutzige Leute,“ und damit sei er zurückgeritten, und York habe sofort zu den Truppen gewandt Kehrt! und Marsch! commandirt. Gewiß sah das brave Corps nach diesen furchtbaren drei Wintermonaten nicht eben parademäßig aus; die Geschütze zum Theil mit Rädern von Bauernwagen, das Riemzeug mit Stricken geflickt, die Pferde abgetrieben, die Leute mit ungeschornem Haar und Bart, die Kleidung im besten Fall durch zahlreiche Flicken heil, nicht wenige mit zerrissenen Hosen — und doch hatten sie ihren König mit jubelndem Hurrah empfangen.

Jenes persönliche Verhältniß des Generals wird auch aus einer andern Mittheilung klar. Der König hatte ihm am Tag des Einzugs in Paris das Großkreuz des eisernen Kreuzes gesandt; York ging zum König um zu danken, und ward von ihm im Hôtel des Invalides empfangen, wohin Cuvier den König begleitet hatte. Es ging, so berichtet dieser Augenzeuge, von beiden Seiten „mit einer Oekonomie von Wärme“ her, die mir viel Verhängnißvolles von vorher und nachher erklärt; der ernste strenge York machte mir einen tiefen Eindruck; hier sah ich ihn zuerst, sah mit stiller Verwunderung den thatenreichen Mann, ganz so hatte ich ihn mir gedacht: ich glaubte ein Stück Weltgeschichte zu lesen. Wie York die damalige politische Lage auffaßte, welches seine Ansicht über die diplomatischen Verhandlungen waren, darüber fehlen leider zureichende Materialien; einzelne Züge legen indessen von der Lebhaftigkeit seines preußischen Ehrgefühls um so rühmlicheres Zeugniß ab, als die Aeußerungen sich auf Blücher bezogen, mit dem doch so manches Widerwärtige vorgefallen war. Man war einmal zu einem großen Gastmahl versammelt; nur Blücher fehlte noch. Die meisten der glänzenden Gesellschaft thaten als merkten sie die Verzögerung nicht; nur ein junger deutscher Fürst, dem der Krieg sein Land wiedergegeben, äußerte endlich, warum doch nur der Blücher die ganze Gesellschaft warten lasse. York hörte das; wie er pflegte, wenn er heftig wurde, die Haare rückwärts streichend, sprach er: „Wird denn niemand dem jungen Mann Antwort geben?“ Dann trat er selbst zu dem Fürsten: „Ich dächte es wäre besser daß Ew. Hoh.

hier auf den Blücher als in St. Petersburg auf Ihre Pension warten."

York begleitete die Monarchen nach London, und sah ohne Eifersucht die Huldigungen womit man Blücher überschüttete; er erinnerte sogar bei einem Anlaß, wo die Pflicht der Courtoisie versäumt schien, die Britten daran daß man ohne Blücher „heute nicht hier säße." Noch in London ward York ein anderer Wirkungskreis angewiesen, der Oberbefehl über alle Truppen und Festungen in Schlesien, da ihm der Oberbefehl über die am Rhein stehenden Truppen „keine dauernde und hinreichend wichtige Beschäftigung mehr gewähren könne." Er empfand diesen Bescheid als schmerzliche Zurücksetzung; seine Trennung von dem Corps, das er geführt, ging ihm zu Herzen, das sprach aus jeder Zeile des stolzen und doch wehmüthigen Aufrufs heraus, womit er von seinen Waffengefährten Abschied nahm. Das alte Mißtrauen regte sich wieder; bei der vom König bestimmten Dotation fühlte er sich zurückgesetzt, durch die offenbare Gunst, zu welcher die Blücher'sche Strategie auch bei Sachverständigen gelangte, fast beleidigt. Es scheint als habe man ihm nachher ernstlich Hoffnung gemacht im Jahr 1815 den Oberbefehl zu erhalten. Droysen versichert, nach „sehr glaubwürdigen Zeugnissen," man habe daran gedacht Blücher beiseite zu schieben. Knesebeck, so sagt jenes Zeugniß, ward zu ihm gesandt: er habe so viel Ruhm erworben daß er ihn nicht durch neue Siege mehren, nur durch Mißlingen mindern könne u. s. w. Blücher antwortete lachend: was das für dummes Zeug ist! und ließ den General stehen. Den Grund dieses Wandels sucht Droysen darin, daß man von Seite der erwachenden Reactionspartei in Blücher eben nur Gneisenau erblickte, der mit Boyen, Grolman, Rühle u. s. w. jene Richtung von 1808 vertrat. Boyen war Kriegsminister, Gneisenau wurde dann factisch Oberanführer und erwarb sich wahrscheinlich neue Lorbeeren; das mochte denen bedenklich scheinen welche gegen die „ostpreußische, fränkische und westfälische" Richtung der Politik dem märkischen Princip den Sieg zu erfechten hofften. Nur findet es Droysen auffallend daß man gerade an York gedacht haben sollte, der doch durch die Vorgänge vom Anfang 1813 gleichsam compromittirt war, dem man nachsagte er habe gehandelt „wie wenn ihn der Tugendbund impulsirt hätte." Doch darf man nicht vergessen wie eng York früher mit jener Partei verflochten war, wie schroff er bis zuletzt mehr noch persönlich als politisch den Repräsentanten der Richtung von 1808 entgegenstand.

Die Uebergehung beim Oberbefehl, die Ernennung zum Chef des Armeecorps in Sachsen, vermochte York sein Abschiedsgesuch einzureichen (April 1815); als die Gewährung versagt ward, stellte er in einer bittern Eingabe an den König seine Leistungen und seine Zurücksetzung vor Augen, und sprach die Ueberzeugung aus daß es „seinen Gegnern" gelungen sei ihm „bei Sr. Majestät zu schaden." Er erhielt den Abschied nicht, aber doch die Erlaubniß im Bade Warmbrunn sich zu erholen. Der Tod seines trefflichen Sohnes Heinrich, der kaum erst dem Knabenalter entwachsen zur Armee gegangen war, und in einem Gefecht bei Versailles tödtliche Wunden erhalten hatte, fiel tragisch erschütternd in diese Tage der Erholung herein. Der König nahm warmen und zarten Antheil an dem Unglück das den so vielfach verbitterten Mann verfolgte, aber der Entschluß aus dem Dienst auszuscheiden war jetzt nur unabänderlicher geworden. Im December 1815 erhielt er endlich die wiederholt vergeblich erbetene Entlassung; eben in der Mitte der Fünfziger war er „nur noch ein wohlhabender Grundbesitzer," nicht ohne die bittere Empfindung, man „danke Gott ihn endlich los zu sein." Wohl fehlte es nicht an manchen Berührungen mit den alten Cameraden, auch schöne Zeugnisse der Verehrung und Pietät folgten ihm in seine ländliche Stille nach Kleinöls, aber mit jedem Jahr vereinsamte er doch mehr. Beachte man wohl, sagt Droysen, was er großes geleistet, was von der Schärfe, der berechneten Kälte, der tief verhaltenen Gluth seines Wesens bedingt gewesen; darin wurzelte die ihm eigenthümliche Kraft. Noch ungebrochen, aber ohne große Aufgaben, ohne Gegenstand arbeitete sie jetzt weiter; der Friede des Alters kam nicht über ihn. Und doch war in ihm ein Kern tiefen und innigen Empfindens, wie selten es auch durch die harte Schale drang, mit der es ein Leben voll äußerer und innerer Stürme umgeben hatte.

Ein neues Familienunglück, der Tod einer geliebten Tochter — des zehnten Kindes das die Eltern verloren — gab der eisernen Natur des Mannes einen fühlbaren Stoß, zumal die äußern Eindrücke der Zeit, der Gang der Dinge in Preußen nicht geeignet waren zu trösten. Selbst York — gewiß kein Mann der ostpreußischen oder westfälischen Schule von Staatsmännern — schrieb damals: „Von allen Seiten hat man die Momente der Zeit von 1813 vergessen, und selbst besudelt hat man das was aus reinen und patriotischen Ansichten und Absichten hervorging." Die Ernennung zum Feldmarschall (1821)

nahm er ohne Freude auf; eher berührte es ihn tief daß Prinz Karl von Mecklenburg, den er einst auf der Parade so unerbittlich behandelt, ihm jetzt schrieb: „Ich gäbe um keinen Preis der Erde die Ehre hin gerade unter Ihnen gefochten zu haben." Körperliche Leiden verbitterten die letzten Jahre; seit den Schlaganfällen die ihn 1825 trafen, war sein Gehör geschwächt, sein Auge wurde stumpfer. Man würde sich indessen irren wenn man sich ihn nun milder gestimmt, minder starren Sinnes, minder herrisch und heftig denken wollte. Es geschah ihm daß er, wenn er sich zu sonnen auf der Terrasse saß, in die Wolken schauend Kämpfe, Zerstörungen, wildeste Bilder der Phantasie sah. Die alten Gluthen tobten noch fort in dem morschen Körper. Das Jahr 1830 nahm auch ihn hinweg. Eines Mittags, nachdem er lange und heftig gelitten, ließ er die Fensterläden öffnen; die Sonne schien freundlich ins Zimmer. Er fragte nach dem Tage; als der Sohn ihm sagte es sei der 3. Oct. — der Tag von Wartenburg — antwortete er: „heute werd' ich sterben." Bald schwand ihm die Besinnung; der Puls begann zu stocken; nur noch die Finger regten sich, gegen Morgen war er todt. In dem Grabgewölbe zu Kleinöls, an der Seite seiner Lieben, liegt er bestattet.

Deutsche Memoiren-Literatur.

I. General von Wolzogen.*)

(Allgemeine Zeitung 23. u. 24. Juni 1851 Beilage Nr. 174 u. 175.)

Die Leser der militärischen Schriften von Clausewitz werden sich wohl erinnern, daß derselbe in seiner classischen Monographie über den Feldzug von 1812 an mehreren Stellen des Obersten v. Wolzogen, als eines „geistreichen und kenntnißvollen Officiers" gedenkt, der „durch seine ausgezeichneten Kenntnisse, die vermuthlich alles überwogen, was damals im russischen Heere war, und durch seinen an Hülfsmitteln sehr reichen Geist, ganz vorzüglich geeignet gewesen wäre, der General-Quartiermeister der Armee zu sein." Dieser Wolzogen, im

*) Memoiren des k. preußischen Generals der Infanterie, Ludwig Frhrn. v. Wolzogen. Aus dessen Nachlaß unter Beifügung officieller militärischer Denkschriften, mitgetheilt von Alfred Frhrn. v. Wolzogen. Leipzig 1851.

Jahr 1845 als preußischer General verstorben, ist der Verfasser der vorliegenden Denkwürdigkeiten. Aus der bekannten thüringischen Familie entsprossen, und durch seinen Bruder, den weimarischen Oberhofmeister, mit Schiller verschwägert, gleich wie dieser auf der Stuttgarter Karlsschule erzogen, in württembergischen, preußischen und russischen Kriegsdiensten umhergetrieben, in den Kriegsjahren 1812—15 dem Kaiser Alexander sehr nahegestellt, und später noch als Mitglied bei der Bundes-Militärcommission thätig, wo Radowitz sein Nachfolger wurde — hatte Wolzogen reichlich Gelegenheit an den großen Begebenheiten der Befreiungsepoche beobachtend und handelnd theilzunehmen. Mehr um die Muße seines Lebensabends auf eine entsprechende Weise auszufüllen, als gerade in der Absicht ein Buch zu schreiben, hat er den Stoff seiner Erfahrungen je nach seiner individuellen Neigung ungleichmäßig vertheilt, und das Erlebte in schlichter, anspruchsloser Form aufgezeichnet. Den Haupttheil des Buches bilden die Denkwürdigkeiten der Feldzüge von 1812—14, also der Abschnitt worüber Wolzogen am meisten im Stande war Neues und Selbständiges mitzutheilen. Er war der einzige deutsche Officier im russischen Lager, der in die Plane und Entwürfe der leitenden Personen völlig eingeweiht war; seine Aufzeichnungen sind deßhalb um so werthvoller, je mehr die russischen Quellen der Vorwurf trifft nicht gar selten aus der Geschichte eine fable convenue gemacht zu haben. Selbst Clausewitz, der dem geheimen Getriebe nicht so nahe stand, erhält durch Wolzogen wesentliche Ergänzungen und Berichtigungen, und Herzog Eugens von Württemberg (dessen Erzieher Wolzogen war) so werthvolle „Erinnerungen" können gleichsam als Vorläufer der vorliegenden Memoiren gelten. Durch den Reichthum der mitgetheilten Denkschriften über den russischen Feldzug wird das Buch in die Reihe der wichtigsten Quellen über jenen Zeitabschnitt eingeführt, und hat zugleich in seiner Auffassung und Darstellung Vorzüge wie man sie beinahe nur von den angeführten deutschen Quellen — Clausewitz und Herzog Eugen — rühmen kann. Von französischer Rhetorik ebenso frei wie von der selbstgefälligen, pathetischen Ruhmredigkeit welche die russischen Bücher auszeichnet, machen Wolzogens Aufzeichnungen überall den Eindruck trockener zutreffender Wahrheit, und jener nüchternen Schärfe der Auffassung die auch dem Laien das technisch Militärische zugänglich und einleuchtend werden läßt.

Wir lernen zunächst die Lehrjahre des Verfassers kennen: sein

Leben auf der Karlsschule, wo er unter andern mit dem spätern nassauischen Minister v. Marschall, mit dem Chemiker Pfaff und Cuvier zusammen war. Der müßige Paradedienst in der „Gardelegion" Herzog Karls und in der Grenadier-Compagnie zu Ludwigsburg behagte dem aufstrebenden jungen Manne nicht; er suchte Beschäftigung in einem größern Staate, und fand sie zunächst als Portepee-Fähndrich in dem preußischen Regiment des Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, dessen Feldherrnruhm später bei Jena und Prenzlau zu Grabe getragen worden ist. Der neue Dienst gab freilich auch wenig Gelegenheit zu militärischer Action, aber Wolzogen fand wenigstens Muße die Lücken seiner theoretischen Bildung besser als in der Karlsschule auszufüllen. Seine Familienverhältnisse führten ihn auch wohl nach Weimar hinüber, dessen Celebritäten er als 25jähriger Lieutenant kennen lernte. Seine Aufzeichnungen gedenken noch mit besonderer Anhänglichkeit Jean Pauls, der sich damals (1798) gerade in Weimar aufhielt, und dessen „ungemeine Jovialität" auf den jungen preußischen Officier einen bleibenden Eindruck machte. „Er verschmähte," erzählt er uns, „die Genüsse des Lebens so wenig, daß ich ihn öfters in ziemlich benebeltem Zustande nach Hause zu bringen die Freude hatte. Goethe verglich ihn in solchen Momenten mit einem Salamander, womit seine damalige hagere Gestalt vortrefflich bezeichnet war." Von Schiller, der damals mit Wallenstein beschäftigt war, theilt er eine charakteristische Anekdote mit. „Er verlangte," so berichtet Wolzogen, „ich solle ihm ein treues Bild von einer Schlacht des 30jährigen Krieges liefern, damit er aus dieser Beschreibung die Grundfarben zur Schilderung des Todes von Max Piccolomini entlehnen könne; als ich ihm aber mit Karthaunen, Colubrinen und Bombarden kam, da schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „„Wie können Sie nur verlangen daß ich eine Scene welche den höchsten tragischen Eindruck auf die Zuhörer zu machen berechtigt ist, mit so viel Knall und Dampf anfüllen soll? Max kann nicht durch eine Kugel enden; auch muß sein Tod nur erzählt, nicht dargestellt werden, ähnlich wie Theramen in der Phädra Hippolyts Ende berichtet."" Er sann noch lange hin und her, wie er seinen Helden nach diesen Grundsätzen am besten aus der Welt schaffen möchte, und jeden Tag brachte ich ein neues Project dazu, das er jedoch, als viel zu kriegswissenschaftlich, immer wieder verwarf. Endlich hatte er seinen Entschluß gefaßt: „„Ich hab's" — sagte er — „Max darf nicht durch

Feindes Hand, er muß unter dem Hufschlag seiner eigenen Rosse, an der Spitze seines Cuirassier-Regiments des Todes Opfer werden!"" — und so entstand die herrliche Erzählung des schwedischen Hauptmanns."

Die Berufung zum Erzieher des Herzogs Eugen von Württemberg entfernte Wolzogen fürs erste aus dem preußischen Kriegsdienst. Sein pädagogischer Beruf ließ ihm eine zeitlang noch Muße seine Studien fortzusetzen und als Militärschriftsteller hervorzutreten, bis ihn die glänzenden Anerbietungen des regierenden Kurfürsten Friedrich vermochten (1805) den damals wenig erfreulichen Dienst im preußischen Heere mit der Rolle eines württembergischen Hauptmanns und Flügeladjutanten zu vertauschen. Die neue Stellung machte ihn zum Zeugen der Ereignisse von 1805. „Napoleon," so erzählt er uns, „traf in Ludwigsburg ein und wurde vom Kurfürsten vor der Thüre des Schlosses, die in einem Gartensaal führte, umgeben von allen Prinzen seines Hauses und dem gesammten Hofstaat, höchst feierlich empfangen. So sehr auch der stolze Mann Napoleon als parvenu und wegen der Hinrichtung des Herzogs von Enghien haßte, so demüthig verbeugte er sich doch vor dem unüberwindlichen und allmächtigen Kaiser, welcher damals lange noch nicht im Zenith seiner Herrschaft stand. Napoleon verlangte gleich nach der ersten Begrüßung zur Kurfürstin geführt zu werden, die bekanntlich eine englische Prinzessin und schon darum seine Feindin war; dieß geschah, und er benahm sich so außerordentlich artig gegen sie, und wußte so viel zum Lob der Engländer und namentlich ihrer Literatur zu sagen, daß dieselbe bald voll seines Lobes war. Auch der Kurfürst war bereits in seiner Ansicht über ihn um vieles milder geworden. Den andern Tag hatte er mit Napoleon eine vier- bis fünfstündige Conferenz bei verschlossenen Thüren, so daß es den Generalen Caulaincourt und Savary, den Begleitern des Kaisers, ganz ängstlich zu Muthe wurde, und sie der Besorgniß Raum zu geben schienen der Kurfürst habe den Kaiser am Ende auf die Seite geschafft. Wenigstens frug mich Savary zu verschiedenenmalen ob denn noch andere Ausgänge nach den Gemächern des Kaisers (worin die Conferenz abgehalten wurde) vorhanden wären, was ich bejahen mußte. Endlich verließ der Kurfürst ganz erschöpft die Zimmer Napoleons, und versicherte uns sogleich: daß ihm seit Friedrich II. niemand von solcher Beredsamkeit vorgekommen sei, und daß der Kaiser, sonderbar genug, auch ungefähr dieselbe tournure

d'esprit wie der große Friedrich habe. Im weitern Verlauf erfuhr dann die Umgebung des Kurfürsten den Uebergang zur französischen Allianz; er, der Kurfürst — habe Napoleon geäußert — sei offenbar der klügste und kräftigste Fürst Deutschlands, und Württemberg für seinen Geist zu klein; es müsse ihm daher ein größeres Reich und eine Königskrone werden, und dazu wolle er ihm verhelfen. Diesen Gründen konnte natürlich Friedrich von Württemberg nicht widerstehen."

Wolzogen sah sich so wider seinen Willen und seine Gesinnung, die nichts weniger als bonopartisch war, an die Politik des fremden Eroberers geknüpft; zwar gestattete ihm Kurfürst Friedrich so wenig als möglich thätigen Antheil an einem Kampfe zu nehmen der ihm wider die Natur ging, aber auch der friedliche Aufenthalt am Ludwigsburger Hof war für einen begabten und aufstrebenden Officier nichts weinger als behaglich. Man war in seinem Umgang eigentlich nur auf die Günstlinge des Königs beschränkt. . . . Wolzogen selber erhielt sich indessen in dem Wohlwollen des unterrichteten, geistreichen, aber despotischen Fürsten, und ward zu vertraulichen Missionen, z. B. auch an Napoleon verwendet. Die Wirkung die König Friedrich beim ersten Zusammentreffen mit dem Imperator empfunden hatte, der Zauber geistiger Größe, machte sich auch bei dem antifranzösischgesinnten Flügeladjutanten fühlbar. „Alle seine Fragen und Einwände," sagt er, „waren so lichtvoll als distinct, und offenbarten nur zu deutlich das eminente Talent und den ungeheuren Blick dem der Kaiser alle Siege auf dem Schlachtfeld wie im Cabinet verdankte." König Friedrich selber fand freilich den Kaiser im Jahr 1806 nicht mehr so liebenswürdig als bei der Ludwigsburger Zusammenkunft von 1805; hatte dieser damals nur Schmeicheleien und Versprechungeu verschwendet, so ließ er jetzt, und mit ihm seine Trabanten, den Herrn und Gebieter auf eine unangenehme Weise empfinden. Als Friedrich im October 1806 seine Aufwartung zu Würzburg hatte machen müssen, äußerte er auf dem Rückweg zu Wolzogen: „Ich weiß gar nicht wo ich früher meine Ohren hatte! Es ist gar derselbe Mann nicht mehr!"

Die Katastrophe von 1806 war für unsern Verfasser eine bittere Prüfung, da er nie aufgehört hatte preußisch gesinnt zu sein. Manche persönliche Mißhelligkeiten vermochten ihn seine glänzende Stuttgarter Stellung zu verlassen, und lieber sein Schicksal an den unglücklichen Staat zu knüpfen, über den damals viele andere, wie Johannes

Müller, „zur Tagesordnung übergingen." Er kam gerade zeitig genug um den traurigen Ausgang des Feldzugs von 1807 mit anzusehen. Was er über die Ursachen des Mißlingens beibringt verdient Beachtung, da er in alle diese persönlichen Verhältnisse genau eingeweiht war. Er wirft die Hauptschuld auf Benningsen, der schon bei Eylau gezeigt daß er den Widerstand russischer Tapferkeit nicht zu benützen verstand. Dieser fühlte, wie uns Wolzogen versichert, daß er Napoleon nicht gewachsen sei, aber es genügte ihm das Bewußtsein daß er der einzige Feldherr war welcher den Imperator bis dahin glücklichen Widerstand geleistet. Er dachte daher von dieser Zeit an nur noch an Frieden, oder auf einen Vorwand sich auf eine eclatante Art von der Armee entfernen zu können. Er suchte den Kaiser selbst zur Uebernahme des Oberbefehls zu vermögen, um die Verantwortlichkeit auf Alexander zu schieben und selber im Lichte einer verkannten Größe zu erscheinen. Das Mißlingen dieser Intrigue veranlaßte ihn zu einer Reihe von falschen Schritten, indessen die Armee entsetzlichen Mangel litt, nicht weil es an Vorräthen fehlte, sondern weil es, wie Wolzogen sagt, im Hauptquartier hochgestellte Personen gab die mit dem Hauptlieferanten um die Wette stahlen. So blieb Benningsen erst Monate lang unthätig, dann als ihm sein Angriff auf Ney gelang, rieth er überall zum Frieden, so daß schon damals das allgemeine Gerede im russischen Heere auf die mißmuthige Frage hinauslief: „Warum sollen wir uns für die persönliche Freundschaft unseres Kaisers mit dem König von Preußen noch ferner schlagen?" So ward die Schlacht bei Friedland ungeschickt angenommen und verloren; doch war, wie Wolzogen nachdrücklich versichert, der Verlust der Russen bei weitem nicht so groß wie er gewöhnlich (namentlich nach französischen Quellen) dargestellt wird. Vielmehr soll Benningsen über die Schlacht den nachtheiligsten Bericht gemacht und alles verloren gegeben haben, nur um den Kaiser zum Abschluß eines Waffenstillstandes zu bereden. „Alexander," so erzählt Wolzogen, „traute diesem Bericht nicht ganz, und schrieb daher seinerseits an den Generalintendanten Labanow daß Benningsen nur, wenn sich die Sache wirklich ganz so verhalte wie er sie dargestellt habe, von ihm zur Waffenstillstands-Unterhandlung bevollmächtigt werden solle." Der Brief verfehlte Labanow, da derselbe schon abgereist war, und Benningsen schloß nun ohne weiteres unter der Firma des Großfürsten Constantin, am 17. Jun. den Waffenstillstand ab. Dieser Prinz, der sich bei allen Gelegenheiten

des Feldzugs als Poltron bewiesen, war schon vor der Schlacht bei Friedland nach Tilsit gekommen, und bestürmte den Kaiser den Waffenstillstand zu bestätigen. Zwar kam es dabei zu einer harten Scene, worin die Rede war von Sibirien, vom Entthronen u. s. w., so daß der mit anwesende Generaladjutant Graf Lieven, um öffentlichen Scandal zu vermeiden, die Schildwachen vor den kaiserlichen Gemächern zurückzog, aber die Furcht von einer Insurrection des russischen Polens, und die von Benningsen wiederholt gemachte Vorspiegelung daß die Armee völlig desorganisirt sei, bestimmten Alexander in den Waffenstillstand einzuwilligen.

Die Vorgänge in Tilsit, die Theilung Preußens und die Verminderung der Armee nöthigten Wolzogen, auf seinen Wunsch, in preußische Dienste zu treten, fürs erste zu verzichten. Er ging nach Rußland, wo ihm einflußreiche Freunde wie Phull und sein ehemaliger Zögling Herzog Eugen von Nutzen sein konnten. Zu verschiedenen Diensten verwandt, machte er sich durch einzelne Arbeiten soweit bemerklich, daß ihn Alexander zumal unter den militärischen Mittelmäßigkeiten der russischen Aristokratie leicht heraussah und zu seinem Flügeladjutanten ernannte (1810). Von diesem Augenblick an war den Talenten des 37jährigen Mannes der rechte Spielraum eröffnet; an der Leitung der Ereignisse gewann er jetzt einen hervorragenden Antheil, und seine Denkwürdigkeiten führen uns mitten in die Vorgänge ein welche zur Katastrophe von 1812 hinüberleiten. Schon im Jahr 1809 waren die Bande der Erfurter Allianz lockerer geworden, und man gewöhnte sich am russischen Hof unbefangener die Frage zu erwägen: wie man sich im Fall eines Krieges gegen Napoleon zu verhalten habe? Damals schon schrieb Wolzogen, ohne officiellen Anlaß jene Denkschrift, die Herzog Eugen in seinen 1846 erschienenen „Erinnerungen“ mitgetheilt hat, und die im Jahr 1810 dem Kaiser Alexander vorgelegt wurde. In dieser Denkschrift ist zum erstenmal der Grundsatz streng durchgeführt: die Schlachten in jedem Fall zu vermeiden, wenn nicht die entschiedensten Vortheile dafür sprächen. „Ueberhaupt,“ heißt es dort mit dürren Worten, muß man den Gedanken ganz verbannen Land oder Gränzen vertheidigen zu wollen. Nur durch die Aufreibung der feindlichen Armee deckt man sein Land, es mag dieses nun hundert Meilen vor unserer Gränze oder hundert Meilen rückwärts, im Innern unseres Landes — bei Bialystock oder bei Pultawa — geschehen; gleichviel, das Land ist nicht eher sicher als bis

die feindliche Armee vernichtet ist. Einer solchen Kriegführung, heißt es an einer andern Stelle, muß auch das Genie Napoleons erliegen, weil er stets Menschen verlieren wird; denn seine wüthenden, fruchtlos gemachten Angriffe müßten seine Armee zusehends schwächen, so daß ihm am Ende die Mittel zur Ausführung seiner Entwürfe fehlen werden. Ohnehin ist sein System zu ausgedehnt, und wird es mit jedem Tage mehr. In Portugal, Italien und an der Weichsel zugleich despotisch zu herrschen ist eine Aufgabe deren Lösung seinen Kräften nicht angemessen scheint; besonders da er, um seinen Zweck zu erreichen, nie auf die Mittel sieht, und ihm die nächsten die besten sind, sei es auch daß diese dadurch auf Generationen oder auch auf immer zerstört werden. Napoleon nimmt nicht nur die Früchte, sondern er schneidet auch den Stamm ab und verschont selbst die Wurzel nicht. Dieses allgemeine Zerstörungssystem trägt in sich den Keim des Verderbens, der es am Ende selbst verderben muß. Seine Armeen, da wo er nicht selbst commandirt, können große Echecs erleiden, Bundesgenossen können von ihm abfallen, Insurrectionen ausbrechen — alles mögliche, und bei dem allgemeinen Haß gegen seine Person nicht unwahrscheinliche Dinge."

Der Krieg von 1812 selbst lieferte den Beweis daß es einem Einzelnen leichter ist solche Gedanken zu fassen als ihre Durchführung zu erwirken. Wolzogen stand mit seinem Kriegsplan, den General Phull ausgenommen, ziemlich vereinzelt da; bei den ersten Conferenzen die Alexander im Frühling 1811 halten ließ, war z. B. ein Romanzoff der Ansicht: ein Krieg gegen Napoleon werde Rußlands Untergang sein, und man müsse daher den Kampf um jeden Preis zu vermeiden suchen. Stockrussen, wie Araktschejew, riethen dagegen, aus purer Unwissenheit und Unbekanntschaft mit den Gefahren und Schwierigkeiten, kurzweg zum Offensivkrieg. Die Ernennung Barklay de Tolly's zum Kriegsminister erscheint daher unserm Verfasser als ein wahrer Glücksfall; denn obwohl er auch von ihm nicht sagen will daß er ein ausgezeichneter Kopf gewesen, da es ihm, trotz vieler Erfahrungen im Detail des Krieges, an der für größere Conceptionen nöthigen Verstandesschärfe und Geistesgewandtheit fehlte, so hält er ihn doch unter allen damaligen Officieren Rußlands für denjenigen der einen solchen Platz am besten ausfüllen konnte. Im Junius 1811 waren indessen die Dinge schon so straff gespannt daß ein Entschluß gefaßt werden mußte. Damals wurde Wolzogen zum Kaiser gerufen; er

fand ihn allein, in einer sehr ernsten Stimmung, und ward mit der Erklärung empfangen daß der Krieg mit Napoleon nun nicht mehr zu vermeiden sei. Lange habe er zwar gezögert und alles Mögliche gethan um die jetzige Lage der Dinge zu vermeiden, indem er das Talent Napoleons vollkommen anerkenne und wisse daß es ein großes Wagstück sei sich mit ihm in einen Kampf einzulassen; nun aber, da Napoleon stets von neuem bewiesen wie gefährlich seine Principien allen legitimen Regierungen gegenüber seien, müsse er endlich auch seinerseits eine andere, drohendere Stellung gegen ihn einnehmen. Auch sei es ihm nicht unbekannt wie übel ihm seine Russen und ein großer Theil von Europa die bis dahin gegen Napoleon bewiesene Nachgiebigkeit genommen habe; allein bisher habe er es als seine Pflicht erkennen müssen das Wohl seines Volkes, die Ehre seiner Dynastie und das Schicksal der Welt nur im äußersten Fall den Chancen des Krieges zu unterwerfen. Allerdings scheine dieser äußerste Fall gegenwärtig heranzurücken, und ein längeres Zuwarten und Stillbleiben mit der Ehre nicht mehr verträglich zu sein; er werde daher, falls Napoleon nicht bald ganz andere Saiten aufziehe, alles aufbieten und den Krieg so lange führen, bis entweder er oder jener zu Grunde gegangen sei. Darauf wolle er hiermit feierlich seine Hand geben.

Die Mission die Wolzogen von Alexander erhielt, war die Bereisung des westlichen Kriegstheaters im Reiche, damit dasselbe mit Rücksicht auf einen Defensivkrieg vollkommen organisirt werde. Es wurde ihm eine, freilich sehr unvollständige Instruction des Kriegsministers mitgetheilt, der man ansah daß sie die Ideen Phulls vielfach modificirt und verstümmelt zusammenfaßte. Phull theilte in den Vorlesungen die er dem Kaiser hielt seine Plane mit; der letztere ließ dann durch zweite oder gar dritte Hand darnach Entwürfe und Instructionen ausarbeiten; man kann denken welch krauses Durcheinander von Offensiv- und Defensivkriegführung da zusammen kam. Die Ideen Phulls waren aber nach Wolzogen ungefähr folgende: Napoleon hat für sich sein militärisches Genie und eine kriegsgewohnte Armee. In Rußland dagegen ist im eigentlichen Sinne des Worts niemand — weder der Kaiser noch einer seiner Generale — im Stande das Gesammtheer zu commandiren. Auch kann die russische Armee weder in Betreff ihrer Unterfeldherrn noch der Totalität ihrer Officiere, noch endlich in Hinsicht ihrer Kriegstüchtigkeit irgendwie mit der französischen verglichen werden. Was hat nun Rußland seinerseits diesen Elementen entgegenzusetzen?

Vor allem glaubte Phull die numerische Uebermacht des Feindes an Streitmitteln durch ein geschicktes Ausweichen und Zurückziehen am besten neutralisiren zu können, indem so Napoleon immer mehr von seinen Ressourcen entfernt, seine Armee in immer unwirthlichere Länder vorgeschoben und dadurch täglich physisch und moralisch geschwächt werden müßte, während die Russen inzwischen Zeit gewännen sich immer mehr zu concentriren und zu kräftigen. Für einen solchen Plan wollte nun Phull im voraus die Rückzugslinie genau bestimmen, alle vortheilhaften Positionen ausmessen, nöthigenfalls befestigen, und die Aufstellung der Truppen darnach vertheilen. Ein Angriff oder ein Vorgehen in das feindliche Gebiet sollte durchaus vermieden werden.

Wolzogen verbirgt die Lücken dieser Entwürfe nicht, aber er hebt auch hervor wie der Kaiser und seine Umgebung sich überhaupt zu keinem klaren Plan erheben konnten, sondern das ganze Jahr 1811 bis zum wirklichen Ausbruch des Krieges „in Illusionen zugebracht haben." Er selber ging indessen der Vollziehung des ihm gewordenen Auftrags nach. Er durchwanderte das ganze Kriegstheater, prüfte die Stärke der vorhandenen Befestigungen, schlug neue vor und entwarf ausführliche Gutachten, theils über das ganze militärische Terrain, theils über jede einzelne bemerkenswerthe Localität. Das gesammelte Material sammt den Actenstücken bildet eine sehr werthvoll Zugabe der Wolzogen'schen Memoiren; es wird uns da ein Stoff an die Hand gegeben der nicht nur für die Geschichte des Feldzugs von 1812 von Bedeutung ist. Wir lernen das militärische Terrain des westlichen Rußland, seine natürlichen Befestigungspunkte, seine Stärken und Schwächen an der Hand eines tüchtigen Militärs kennen, und erfahren zugleich wie wenig man sich in St. Petersburg die ganze Gefahr der Lage vergegenwärtigt hatte. Wolzogens Rathschläge, welche das westliche Terrain nicht so offen und ungeschützt wie es nachher geschah dem Feinde preisgeben wollten, wurden belobt, aber nicht befolgt. Als er von seiner Rundreise zurückkam, fand er am Hofe „alles nur herrlich und in Freuden, und gewahrte nirgends in diesen höchsten Kreisen eine Spur jener ernsten und sorgenvollen Thätigkeit die einem großen und gewagten Unternehmen stets vorhergehen muß, um die Resultate desselben einigermaßen zu sichern." Wie mit den Befestigungen, so ging es auch mit den Rüstungen der Mannschaft. Wolzogen machte darauf aufmerksam daß die Mannschaft an den Gränzen viel zu gering an Zahl sei, die Reserven viel zu spät kommen würden, falls der Krieg schon

im Anfang des Jahres 1812 beginnen sollte; die Ausdehnung des Reichs und der Charakter der russischen Verwaltung rechtfertigten diese Bedenken. In der That wurde auch vieles von dem was der Kaiser bereits im Jahr 1811 angeordnet hatte, erst nach dem ersten Pariser Frieden in Vollzug gesetzt so daß Rußland damals, trotz aller erlittenen Verluste, wirklich ein sehr bedeutendes, eben aus den 1811 conscribirten Reservemannschaften bestehendes Heer im Herzogthum Warschau auf den Beinen hatte.

So stimmt alles zu dem Worte von Clausewitz: der Feldzug von 1812 hat sich von selbst so gemacht; wenigstens hatte menschliche Weisheit daran nur einen mäßigen Antheil. Im Hauptquartier herrschte noch im Junius 1812 die größte Confusion; man taumelte dort, wie Wolzogen sich ausdrückt, zwischen Thun und Lassen, Sorge und Leichtsinn rath- und ziellos herum, während Hannibal vor den Thoren stand. Der Kaiser hörte jeden an, und es existirten über den Krieg ebenso viel Meinungen als Rathgeber vorhanden waren. Der Graf Romanzoff, Minister des Auswärtigen („la vieille marquise du marais" nach Stein) glaubte nach wie vor nicht an den wirklichen Ausbruch des Krieges, und hoffte den „nur Demonstrationen machenden" Napoleon immer noch beschwichtigen zu können. General Benningsen wollte ihm bei Neu-Troki eine Schlacht liefern; Armfeld hatte wieder eine andere Ansicht, ebenso Paulucci, während Phull hartnäckig bei seinem Rückzugsplan stehen blieb. Als die erste Nachricht ankam daß der Niemen überschritten sei, fehlte nicht viel man hätte die Boten als Lügner abgestraft, und wie endlich kein Zweifel mehr bestand, entstand, wie Wolzogen sagt, ein „allgemeines debâcle"; ein Glück nur daß der Kaiser mit seiner Umgebung bei dieser Gelegenheit zurückging und die Leitung mehr in eine Hand — in die Barclay's — überging. Einiges Zusammenwirken war freilich, wie aus Wolzogens Darstellung der militärischen Einzelheiten hervorgeht, auch jetzt noch nicht vorhanden; bedurfte es doch einer förmlichen diplomatischen Mission bis Bagration (als älterer General auf den jüngern Barclay eifersüchtig) sich dazu herbeiließ die Vereinigung beider Armeecorps zu bewirken! Die Planlosigkeit und Verwirrung, aus der sich wie durch ein Wunder noch ein glücklicher Ausgang entwickelte, ist im Einzelnen so treu und charakteristisch geschildert daß man jene russischen Darstellungen, die überall mit dem Ruhm eigner Fürsicht und Berechnung den Ereignissen nachgehinkt kommen, ein für allemal als abgethan betrachten kann.

In diesem ungewissen Zustand, wie er aus dem Einfluß wechselnder Ansichten, dem Schwanken zwischen Offensive und Rückzug, der Unzulänglichkeit aller Kräfte und Mittel nothwendig folgen mußte, war die Stellung Wolzogens eine sehr peinliche geworden. Als Fremder, als Rathgeber des wenig beliebten Barclay, mußte er dem Stockrussenthum, dessen Unwissenheit an ihm einen strengen Richter fand, immer gehässiger werden. Clausewitz hat dieß zum Theil auf Rechnung seiner trockenen, zurückhaltenden und ernsten Persönlichkeit geschrieben, die es wenig verstanden habe sich bei den Russen zu insinuiren. Wolzogens Darstellung beweist daß es einer solchen Combination nicht bedurfte um das Mißverhältniß zu erklären. Wo Barclay ihm Vertrauen bewies, wo er selber die Unfähigkeit der Stockrussen durch bessere Rathschläge bloßstellte, wo ihm gewichtige Aufträge zu Theil wurden, da bricht denn auch der Haß gegen ihn mit jener wilden Heftigkeit heraus wie ihn eben nur die Barbarei gegen geistige Superiorität empfinden kann. Man schämte sich nicht eine Geschichte zusammen zu fädeln die Wolzogen des Einverständnisses mit den Franzosen überführen sollte, und Graf Tolstoi verlangte geradezu vom Kaiser: „er solle den Obersten Wolzogen und einigen andern Verräthern den Kopf vor die Füße legen lassen.“ Steins Dazwischenkunft leitete den Sturm ab, bis die bessere Einsicht siegte. Bagration, den Wolzogen für freundlich gesinnt hielt, gab zwar der Forderung Tolls und Yermolows, den Deutschen zu entfernen, nicht nach, da man von dem Fremdling „doch Nutzen ziehen könne“, aber er meinte es würde sich vielleicht einmal Gelegenheit bieten Wolzogen im Gefecht an eine Stelle zu schicken von der er nicht zurückkehrte — ein Rath den Toll beim nächsten Anlaß ernstlich in Anwendung zu bringen suchte! Ein anderer deutscher Officier erhielt einen Auftrag nach Moskau, nebst einem Uriasbrief Yermolows an Rostopschin, worin dieser gebeten war den Ueberbringer sogleich nach Sibirien zu schicken; zufällige Vermittlung machte das Bubenstück zu Schanden.

Die Geschichte der militärischen Ereignisse bis zur Schlacht bei Borodino ergänzt unser Verfasser mit vielen interessanten und bezeichnenden Einzelnheiten, neben denen sich die pomphaften Schilderungen russischer Historiographie komisch genug ausnehmen; gegenüber dem stark duftenden Selbstlob womit sie ihre Darstellung auszustatten weiß, wird man bei dieser trockenen Erzählung des Details auf jedem Blatte an den Satz erinnert: mundus regitur Dei procidentia ac homi-

num stultitia. Barclay hatte indessen dem allgemeinen Mißvergnügen über die Rückzugspolitik weichen müssen, und die Leitung war an Kutusow übergegangen, dessen echt russische Individualität uns Clausewitz mit Meisterhand gezeichnet hat. Die lang ersehnte Schlacht wurde jetzt angenommen, aber freilich auch verloren. Wolzogen weist aus einzelnem nach daß die Lage der Russen am Abend des Schlachttages bei Borodino viel verzweifelter war als Napoleon ahnte; Barclay besorgte ernstlich Napoleon möchte den Sieg mit seiner früheren Energie benützen, das Corps von Baggowout über den Haufen werfen und der Armee in den Rücken kommen. Hierauf, so erzählt Wolzogen, beauftragte mich Barclay den Fürsten Kutusow, der sich während des ganzen Tages in der Schlachtlinie nirgends hatte sehen lassen, aufzusuchen, ihm die Stellung der beiderseitigen Heere zu schildern und weitere Verhaltungsbefehle von ihm einzuholen. Dabei fügte er indessen hinzu: „Lassen Sie sich die Antwort aber ja schriftlich geben; denn mit Kutusow muß man vorsichtig sein.“ Ich ritt lange, ehe ich den Fürsten fand; endlich traf ich ihn und seine Suite, die so zahlreich war daß sie mir wie ein Hülfscorps erschien, auf der Landstraße nach Moskau, etwa eine halbe Stunde hinter der Armee. Die Suite bestand fast nur aus jungen, reichen, vornehmen Russen, die in allerlei Genüssen schwelgten und an dem furchtbaren Ernste des Tages in keiner Weise Theil nahmen; auch Oberst Toll befand sich darunter und verzehrte soeben einen Capaun. Als ich meine Meldung mit einer Schilderung über die Stellungen und den Zustand des russischen Heeres anfing, und sagte daß außer auf dem rechten Flügel auf und zur Linken der Landstraße alle wichtigen Posten verloren gegangen seien, und sich die Regimenter sämmtlich in der größten Erschöpfung und Zerrüttung befänden, schrie mir Kutusow entgegen: „Bei welcher hundsf . . . Marketenderin haben Sie sich besoffen, daß Sie mir einen so abgeschmackten Rapport machen? Wie es mit der Schlacht steht muß ich doch wohl selbst am besten wissen! Die Angriffe der Franzosen sind überall siegreich zurückgeschlagen worden, so daß ich mich morgen selbst an die Spitze der Armee setzen werde um den Feind ohne weiteres von dem heiligen Boden Rußlands zu vertreiben!“ Dabei sah er seine Umgebungen herausfordernd an, und diese nickten ihm begeisterten Beifall zu.

Wolzogen war über ein solches Benehmen anfangs entrüstet, durchschaute aber bald die Absicht des alten Schlaukopfs. Das Sieges-

bülletin war schon fertig und durfte nicht Lügen gestraft werden; vielmehr sollte auch die Umgebung, so weit es möglich war, in dem Wahne eines Sieges erhalten bleiben. Der Feldjäger (ein Officier ward absichtlich nicht geschickt) ging dann mit der Siegesbotschaft nach St. Petersburg, das Tedeum wurde gehalten, Kutusow ward General-Feldmarschall und erhielt 100,000 Rubel zum Geschenk — bis das Preisgeben Moskau's wenige Tage nachher die bittere Täuschung verschwinden ließ. Unser Wolzogen hatte dann nicht lange darauf die Genugthuung dem Kaiser persönlich die ganze Entwicklung der Verhältnisse vortragen zu können. Als er auf die Schlacht bei Borodino kam, unterbrach ihn Alexander mit den Worten: „Und von allen diesen Details hat mir der ...... (hier brauchte der Kaiser einen etwas starken Ausdruck), der gegenwärtig meine Armee führt nichts geschrieben, sondern mir vielmehr lauter Lügen berichtet! Fahren Sie in Ihrer Darstellung nur ebenso unbefangen und wahrheitsgetreu fort wie Sie dieselbe begonnen haben, und wie ich es von einem biedern Deutschen erwarten darf!"

Daß Alexander in Rostopschins That nicht eingeweiht war, ist auch Wolzogens Ansicht; wohl aber ist er der Meinung daß der Gouverneur sie sorgfältig und lange vorbereitet habe. Als er selber mit Barclay die alte Hauptstadt Rußlands verließ, befand sich auch Rostopschin in der Gesellschaft. In einiger Entfernung von der Straße nach Kalomna erblickte man eine Menge Fuhrwerke die von Soldaten begleitet waren, und bei näherer Betrachtung sich als Feuerspritzen auswiesen. Befremdet richtete Wolzogen die Frage an Rostopschin, warum er auch diese mitgenommen habe, worauf er entgegnete: er habe dazu seine guten Gründe; „indessen, fuhr er ablenkend fort, habe ich für meine Person nur das Pferd worauf ich reite, und den Anzug den ich auf dem Leib trage, aus der Stadt mitgenommen." Später wurde einmal Rostopschin in Wolzogens Gegenwart vom Obermedicinalrath Formey in Berlin geradezu gefragt: wer den Brand von Moskau veranlaßt habe? worauf er erwiederte: „Darnach hat mich selbst der Kaiser noch nicht gefragt, und bin deßhalb Niemanden darüber eine Antwort schuldig." Wolzogen entnimmt daraus daß Rostopschin die That auf eigne Gefahr unternommen, und der Kaiser absichtlich eine Untersuchung über den Urheber vermieden habe, um ihn nicht bestrafen zu müssen.

Seit Barclay sich durch Kutusows Benehmen veranlaßt gesehen die Armee zu verlassen (20. Sept.), war auch Wolzogens Stellung

eine andere geworden; sein Amt als Adjutant des Kaisers rief ihn jetzt nach Petersburg. Er machte dort die nämlichen Wahrnehmungen die uns neulich aus Steins Lebensgeschichte mitgetheilt worden sind: „Der Hof und die Umgebungen des Kaisers, die Tolstoi, Wolchonsky ꝛc. waren äußerst kleinlaut und niedergeschlagen, die Residenzbevölkerung verzweifelte an der Rettung des Reiches, und nur Stein trug den Kopf aufrecht und stählte die weiche Natur Alexanders zu kraftvollen Entschlüssen."

In den Kämpfen bei Großgörschen, Bautzen, Dresden finden wir Wolzogen wieder; seine Aufzeichnungen werden hier gedrängter und übersichtlicher, doch verweilt er gerne bei den militärischen Ereignissen jener Tage, und bringt manchen einzelnen Zug, manch aufklärende Notiz bei, die er dem Aufenthalt im Hauptquartier verdankte. Am einläßlichsten schildert er die entscheidenden Gefechte zwischen Culm und Nollendorf, worüber er als Augenzeuge anziehendes Detail beibringen kann. Der Rückzug nach den unglücklichen Gefechten bei Dresden wurde ziemlich planlos und verworren angelegt; von Wolzogen erfahren wir daß es Ostermann war der sich, im Gegensatz zu den ursprünglichen Dispositionen Schwarzenbergs, von Barclay hatte bestimmen lassen seinen Rückzug nach Maxen, Dippoldiswalde und Altenberg zu richten, statt den nächsten Weg zu wählen, den er nachher einschlug. Es schien diese letzte Richtung zu gefahrvoll, und man war daher im Begriff die Verwirrung des Rückzugs der großen Armee noch bedeutend zu vermehren und Vandamme ohne Widerstand den Paß nach Böhmen zu überlassen. Es war das Verdienst des Herzogs Eugen von Württemberg auf das Gefährliche eines solchen Plans hinzuweisen, und — freilich erst durch die dringendsten Vorstellungen — Ostermann zu bewegen daß er seine Marschrichtung abänderte. Wolzogen, der den Berathungen beigewohnt, übernahm es den Kaiser Alexander von dem Entschluß zu benachrichtigen und dessen Einwilligung zu erwirken.*) Dem Herzog Eugen, dem Obersten v. Hoffmann, dem Chef des Generalstabs und dessen Adjutanten dem Obersten v. Wachter vindicirt unser Verfasser den Hauptantheil an dem Gelingen des denkwürdigen Unternehmens; daß man sie nicht nach Gebühr anerkannt, erklärt er durch den Mißmuth Barclay's, der es nie vergaß daß gegen seine Ordre gehandelt worden war. Daß der König von Preußen persönlich mit dem

*) Danilewsky schreibt das Verdienst des heroischen Entschlusses ausschließlich Ostermann zu, und ihm sind die meisten Darsteller gefolgt.

unermüdlichsten Eifer dafür thätig war dem kleinen Corps in seinem Verzweiflungskampfe Verstärkungen zu schaffen, wird auch von Wolzogen bestätigt.

Als Vandamme und Haxo als Gefangene eingebracht wurden, befand sich unser Verfasser in der Umgebung des Kaisers. Alexander sagte den Gefangenen einige tröstliche Worte und versprach ihnen eine gute Behandlung, worauf indessen Vandamme ganz trotzig und ohne den Hut abzunehmen erwiederte: Vous êtes le maître, Sire! Wolzogen, darüber empört, erinnerte den Kaiser daran daß das derselbe Mann sei der im Lande des Herzogs von Oldenburg ganze Bauernfamilien habe erschießen lassen, weil sie ihrem Herrn treugeblieben seien; eine Reminiscenz die den Artigkeiten des russischen Monarchen rasch ein Ende machte. Die Freude über den glänzenden und „nur durch eine Kette von wunderbar glücklichen Umständen unerwartet errungenen" Sieg war nach Wolzogens Schilderung ebenso gränzenlos, als vorher die Niedergeschlagenheit allgemein gewesen war. Alle Leiden des Rückzugs waren vergessen, und das Heer wie mit einem Zauberschlag in eine patriotisch begeisterte Heldenschaar umgewandelt. Am nämlichen Tag traf dann noch die Nachricht vom Sieg an der Katzbach ein, und in der Nacht machte Lord Cathcart Meldung von neuen Vortheilen die Wellington in den Pyrenäen errungen.

„Räthselhaft — so schließt Wolzogen seine Betrachtungen — wird es immer bleiben, warum Napoleon nicht eine kräftigere Verfolgung des bei Dresden geschlagenen Feindes anordnete, und insbesondere weßhalb er dem Vandamme'schen Corps keinen Succurs zuschickte, dessen rechtzeitiges Erscheinen das Kleist'sche Corps jedenfalls vernichtet und Vandamme gerettet hätte. Ein böser Dämon muß hier den sonst so klaren Blick des Feldherrn umdüstert haben! So aber ward Kleist allgemein als der Held des Tages gefeiert; der König überhäufte ihn mit Gnadenbezeugungen, ernannte ihn zum Grafen von Nollendorf und verlieh ihm den schwarzen Adler-Orden, worüber der Gefeierte selbst ganz bestürzt war und dem König sagte: „Ew. Maj. glauben in mir einen Sieger zu belohnen; leider muß ich aber gestehen daß ich mehr als Besiegter zu betrachten bin, indem ich meine ganze Artillerie verloren habe." (Als dieß vorfiel, waren die verlorenen Geschütze noch nicht wieder gefunden.) Allein der König erwiederte ihm daß schon sein heldenmüthiger Entschluß sich durch das Vandamme'sche Corps durchzuschlagen, die ihm gewordenen Auszeichnungen vollkommen rechtfertige,

weil dadurch die glückliche Entscheidung des Tages herbeigeführt worden sei.

Das Hauptverdienst an den Erfolgen bei Leipzig schreibt Wolzogen auf Blüchers Rechnung, während die Anordnungen des ersten Schlachttages bei Wachau (16. Oct.) an ihm einen strengen Beurtheiler finden. „Blücher," sagt er, „brachte durch seinen kühnen Uebergang über die Elbe, am 3. Oct., auch die Nordarmee und die böhmische zuerst in Bewegung, und veranlaßte so das Zusammentreffen sämmtlicher alliirten Heere bei Leipzig, eine Operation die um so verdienstvoller ist, je seltener es gelingt Armeen die von verschiedenen Punkten ausgehen auf einen zu concentriren." Dem Fürsten Schwarzenberg rechnet unser Verfasser seine politischen und diplomatischen Gaben höher an als seine Feldherrn-Eigenschaften, und er findet sein Verdienst treffend gezeichnet in dem Trinkspruch den Blücher ein paar Jahre später in Karlsbad auf den Fürsten ausbrachte: „Auf das Wohlsein des Feldherrn der drei Monarchen in seinem Hauptquartier hatte, und den Feind dennoch schlug!" Blücher freilich hat mit seiner etwas naturalistischen, aber kühnen und im großen Styl angelegten Kriegführung in allen entscheidenden Momenten den Ausschlag gegeben. So im März 1814 bei dem Marsch auf Paris, so am 18. Jun. 1815 durch den weltgeschichtlichen Marsch von Ligny nach Waterloo. In den Schriften der Strategen von Fach finden wir, wie bei Napoleon, häufig die Bemerkung, daß seine Entwürfe gegen Regel und Herkommen stritten, aber ähnlich wie bei dem großen Gegner war es auch wieder das Kühne und Ungewöhnliche der Auffassung und die Energie der Ausführung welche außerordentliche Erfolge verbürgte.

Von dem Moment an wo der Sieg erfochten schien begannen die Rivalitäten der einzelnen Verbündeten sich wieder zwieträchtiger hervorzudrängen. Wolzogen bringt darüber wenig erbauliche Belege. Wir müssen es den Männern der Kriegskunst zur Beurtheilnng überlassen, ob der Vorwurf richtig ist daß Schwarzenberg die Marschrichtung des großen Heeres von Leipzig nach Frankfurt nur in der Berechnung festgestellt, daß die Oesterreicher zuerst in Frankfurt, der alten Kaiserstadt, einrücken konnten, und daß deßhalb die nachlässige Verfolgung der Franzosen, ja mittelbar die Schlappe bei Hanau lediglich einer militärischen Etiketten-Rücksicht zu verdanken war — Thatsache ist es daß man im russischen Hauptquartier sich, nach Wol=

zogens unverdächtigem Zeugniß, sehr ernste Sorgen über dergleichen machte. So hatte Alexander in Leipzig sich sehr geeilt zuerst in die Stadt einzurücken, so wurde auch jetzt in Schweinfurt ernster Kriegsrath darüber gepflogen wie man noch schnell vor den Oesterreichern nach Frankfurt kommen könne — ein Wettrennen in dem auch, mit Wolzogens Hülfe, die Russen glücklich den Preis davon trugen! Daß sich in der Politik eine ähnliche Erfahrung machen ließ, entging dem Scharfblick des kaiserlichen Adjutanten nicht. Er erzählt uns wie Alexander schon damals den Rathschlägen derer zugänglicher zu werden anfing die Steins Reorganisationsplanen entgegenwirkten. „Stein," sagt er, „der persönlich von der Idee, durch die Centralverwaltung der Kleinstaaterei in Deutschland ein Ende zu machen, lebhaft durchdrungen war, empfand bei der Masse der gegen seine Absichten sich auflehnenden Interessen, in denen er nur einen neuen Keim zur Zwietracht und Schwäche des Vaterlandes sah, großen Aerger, und einst als ihn Kaiser Alexander bei einer Conferenz über diese Angelegenheiten darauf aufmerksam machte daß er schon, um seine Großfürsten und Großfürstinnen künftig mit passenden Heirathen versorgen zu können, das Fortbestehen der kleinen Fürsten wünschen müsse, erwiederte er dem Kaiser in seiner bekannten schroffen Weise: Das habe ich freilich nicht gewußt daß Ew. Maj. aus Deutschland eine russische Stuterei zu machen beabsichtigen!" Die von manchen Seiten angefochtene Behauptung daß einzelne Rheinbundfürsten, namentlich Friedrich von Würtemberg, fortwährend mit Napoleon in Verbindung standen, wird von Wolzogen unterstützt; er beruft sich auf das Kundwerden einer geheimen Correspondenz, die der König mit einem in Paris lebenden Diplomaten gepflogen habe.

Auch Bernadotte's Gesinnung lernte unser Verfasser kennen. Als er im Jahr 1814 in den Niederlanden stand, erfuhr er daß der Kronprinz von Schweden mit Maison, seinem ehemaligen Chef des Generalstabes, in beständiger Verbindung war. Er schickte daher einen gewandten und vornehmen Herrn, einen Prinz von Croy-Solre, der ein eifriger Anhänger der Bourbons war, in das schwedische Hauptquartier um die Plane Bernadotte's zu erforschen — eine Rolle die der zum Diplomaten geborne junge Mann außerordentlich gut zu spielen wußte. Denn schon nach kurzer Zeit brachte er überzeugende Beweise daß der Kronprinz gegen Frankreich nichts mehr unternehmen werde, vielmehr die geheime Absicht hege sich selbst nach

Napoleons Vernichtung auf den französischen Thron zu schwingen. Wolzogen säumte nicht diese Notizen Nesselrode mitzutheilen, und es wurde zugleich dafür gesorgt daß fortan französische Officiere nicht mehr allzuleicht durch die Vorposten der Verbündeten den Weg zu Bernadotte fanden.

Die letzten Abschnitte der Memoiren sind flüchtiger skizzirt, und enthalten nur noch kurze Mittheilungen und einzelne anziehende Züge über Wolzogens Thätigkeit*) in Frankfurt und seinen Antheil an verschiedenen Missionen, z. B. nach Aachen und an mehrere Höfe. Von Interesse ist noch seine Mittheilung über die Motive seiner Pensionirung (1836). Bevor er es selber wünschte, ward er in ehrenvoller Weise in Ruhestand versetzt, und es schien alles darauf hinzudeuten als glaube der König es sei das auf Wolzogens Wunsch geschehen, während es nur der Wunsch des Kriegsministers war. „Bei dieser Angelegenheit, erzählt unser Verfasser, hatte sich Witzleben — wie ich durch meine Berliner Freunde erfuhr — vorzüglich durch den Wunsch leiten lassen meinen kenntnißreichen und geistvollen, aber wegen seines stark prononcirten Katholicismus nicht überall beliebten Amtsnachfolger sobald als möglich aus den Umgebungen des Kronprinzen zu entfernen, da er dessen Einfluß auf den letzteren fürchtete. Bei dem hohen Ansehen aber das Major Radowitz damals schon bei Hofe genoß, konnte dieß nur dadurch durchgesetzt werden daß man ihn zu einer ausgezeichneten auswärtigen Stelle vorschlug — und hiezu erschien der Frankfurter Posten der passendste."

II. Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813.

Von Fr. v. Müller, großh. sächsischem Geh.-Rath und Kanzler.

Braunschweig, 1851.

(Allgemeine Zeitung 22. August 1851 Beilage Nr. 234.)

Den Freunden des literarischen Weimar, vor allem den Kennern der Goethe-Literatur, ist der (1849) verstorbene Kanzler v. Müller eine bekannte und befreundete Erscheinung; sie kennen seinen regen Eifer für die Gründung eines bleibenden Ehrendenkmals für Goethe,

*) Er war 1815, wie er schon lange gewünscht, wieder in den preußischen Dienst zurückgetreten.

seinen Antheil an der Errichtung des Herder-Standbildes, und die Pietät womit er sowohl Goethe's Andenken als die Schutzbefohlenen des Dichters schirmte und vertrat. Er behielt, sagt der Herausgeber der „Erinnerungen," A. Schöll, so zu sagen ein freiwilliges Consulat für Weimars Beziehungen zur schönen Literatur, für die Aufnahme und Empfehlung junger Dichter, die 'Einzelnen nützlich geworden sind, für die gastliche Feier von Dichterbesuchen und Fortsetzung der Verhältnisse zu Literaten und Künstlern im Auslande. Die vorliegenden Aufzeichnungen lehren ihn uns von einer andern Seite kennen: als weimarischen Diplomaten der Rheinbundszeit, den die traurige Nothwendigkeit jener Tage mit Napoleon selbst, seinen bekanntesten Kriegs- und Staatsleuten in amtlichen Verkehr und zum Theil persönliche nähere Berührung gebracht hat. Der Kaiser selbst, seine Talleyrand, Maret, Daru, Murat, Ney u. s. w., dann von deutschen Persönlichkeiten die Dalberg, Montgelas, Metternich, Gagern werden uns, so wie sie Müller im Leben und in den Geschäften jener merkwürdigen Zeit hat kennen lernen, in lebhaften und anziehenden Skizzen vor Augen gebracht.

Es sind nicht große polititische Ereignisse oder die geheimen diplomatischen Fäden der Zeit auf die durch die Aufzeichnungen des weimarischen Kanzlers neue und unerwartete Schlaglichter geworfen würden, aber wir werden z. B. in das Treiben der Rheinbunds-Diplomatie sammt der ganzen deutschen Erbärmlichkeit jener Tage an der Hand einer ehrenwerthen patriotischen Persönlichkeit unmittelbar eingeführt. Dieser große kleine Wirrwarr in den deutschen Verhältnissen jener Zeiten, dieß Wettrennen um die Gunst des Imperators, dieß Intriguiren und Diplomatisiren um die Spolien des alten Reiches, und diese bittere Nothwendigkeit für einen kerndeutschen Fürsten wie Karl August und für einen ehrenhaften Mann wie Müller war, sich in all dieß Getreibe einzulassen — wird uns in der anziehendsten Darstellung vorgeführt. Manche interessante Episode entschädigt für die Eintönigkeit des Stoffes. Das Schicksal hat es so gefügt daß der Agent des kleinen weimarischen Fürstenthums dem corsischen Eroberer einigemal sehr nahe kam, einmal sogar in nichts weniger als freundlicher Weise, und wir erhalten dann bei solchen Anlässen über Napoleon manche neue Mittheilung, die in sich den Stempel der Aechtheit und Treue trägt, auch wenn sie uns nicht von einer so tüchtigen Autorität wie Müller käme.

Es ist bekannt daß die Haltung der Herzogin dem Kaiser Achtung abzwang, als er vom Jenaer Schlachtfeld nach Weimar kam und nicht übel Lust hatte dem unter preußischen Fahnen dienenden Herzog ein ähnliches Schicksal zu bereiten wie den Fürsten von Hessen und Braunschweig. Bei dem Gegenbesuch den er ihr abstattete, suchte er möglichst verbindlich zu scheinen, spielte die Rolle des unfreiwillig zum Kriege Genöthigten, und versicherte die Herzogin: croyez moi, Madame; il y a une providence qui dirige tout, et dont je ne suis que l'instrument. Zwar gab er über das Schicksal das Weimar bestimmt war keine beruhigende Versicherung, aber die ernste und vortreffliche Haltung der Herzogin hatte doch einen bleibenden Eindruck auf ihn gemacht, den er jetzt gleich gegen Rapp in den Worten aussprach: voilà une femme, à laquelle pas même nos 200 canons ont pu faire peur. Zufällig mit Denon und Clarke bekannt geworden, wurde der damals erst 27jährige Rath Müller zu einer Sendung ins kaiserliche Hauptquartier gebraucht, die dem Land Erleichterung und dem Herzog zu seiner Rückkehr aus preußischen Diensten eine längere Frist auswirken sollte. Aus einer kurzen Fahrt nach Naumburg wurde unerwarteterweise eine Mission nach Berlin, da Müller genöthigt war dem nach der preußischen Hauptstadt eilenden Sieger zu folgen, und es ihm erst gelang in Potsdam zur Audienz zu gelangen. Noch wirkten die Erinnerungen von Weimar; Napoleon war freundlich, rühmte das standhafte Benehmen der Herzogin, und beklagte das Verhängniß das man dem Lande bereitet. „Der Krieg ist ein häßliches Handwerk, ein barbarisches, vandalisches; aber was kann ich dafür? man zwingt mich dazu wider meinen Willen." Aber das war nur die Außenseite; Napoleon wollte erst sehen ob sich ihm Karl August recht unterwürfig und gehorsam zeigen werde, und eben an dieser Schwierigkeit drohte die ganze Existenz des kleinen weimarischen Staats zu scheitern. Auch als dem Herzog die Nothwendigkeit einleuchtete für eine verlorene Sache einen unnützen Widerstand aufzugeben, that er dieß mit fürstlichem und ritterlichem Anstand. In einem Briefe den Müller mittheilt, schreibt Karl August der Herzogin: daß er in die Hände des Königs von Preußen die Entscheidung der Frage gelegt habe, ob er jetzt mit Ehren den preußischen Dienst verlassen könne? „Ich diene," sagt er, „jetzt 20 Jahre. Ich konnte mich ohne Vorwurf nicht losmachen, die Ueberzeugung erfüllter Pflicht ist aber der einzige wahre Trost wenn uns das Unglück die Reize des Lebens

raubt. Ich weiß, der Kaiser ehrt einen Soldaten der sein Handwerk mit Eifer treibt; er wird mich daher nie verachten können. Sein Wille wird über meine Familie und mein Land entscheiden." Solche Gesinnungen waren es aber nicht die im französischen Hauptquartier günstig stimmen konnten; Müller sollte das bald erfahren. Seine erste Zusammenkunft mit Talleyrand, von dessen äußerer Persönlichkeit und Manier er eine treffliche Skizze entwirft, ließ ihm keinen Zweifel übrig daß die Existenz des Fürstenthums Weimar nicht eher gesichert sei als bis der Bonaparte'schen Politik zuverlässige Beweise der Unterwürfigkeit seines Fürsten gegeben waren.

Eine Audienz bei Napoleon selbst legte dieß grell genug an den Tag. Der weimarische Rath, früher gnädig empfangen, wurde jetzt hart angelassen, und als er seinen Herrn zu vertheidigen unternahm, rief der Kaiser: „Mein Herr Rath, ich bin zu alt um auf Worte zu bauen, ich halte mich an Thatsachen. Weiß Ihr Herzog wohl daß ich ihn billig der Regierung entsetzen sollte? Wenn ich dieß gleichwohl bis jetzt noch nicht gethan, so liegt die Ursache bloß in meinem Wohlwollen für die Frau Herzogin, und darin daß ich, gastlich in ihrem Schloß aufgenommen, einer Fürstin die schon so viel gelitten, gern noch größern Schmerz ersparen wollte. Es ist, fuhr nach manchen einzelnen Vorwürfen der Kaiser fort, jetzt die beste Zeit seine Staaten im Nu zu verlieren. Sie sehen wie ich's mit dem Herzog von Braunschweig gemacht habe. Ich will diese Welfen in die Sümpfe Italiens zurückjagen, aus denen sie hervorgegangen. Wie diesen Hut — hier warf er ihn zornig zur Erde — will ich sie zertreten und vernichten, daß ihrer in Deutschland nie mehr gedacht werde. Und große Lust habe ich es mit Ihrem Fürsten ebenso zu machen. Beim Himmel! wenn man nicht wenigstens hunderttausend Mann und eine gute Anzahl Kanonen hat, soll man sich nicht unterstehen gegen mich Krieg führen zu wollen. Und die Preußen hatten wohl so viel und mehr: was hat es ihnen geholfen? Ich habe sie zerstreut wie Spreu im Wind, ich habe sie niedergeschmettert, und sie werden sich nicht mehr aufrichten." In diesem Tone, der an die Bulletins von 1806 erinnert, ging es weiter. Müller nahm sich mit Wärme seines Herrn an, rühmte dessen treffliche Eigenschaften und suchte den Eroberer bei seiner verwundbarsten Seite zu fassen. Er erinnerte ihn an die Stiftung der Ehrenlegion; „warum wollten Sie, Sire, einen Fürsten darum verdammen daß er die Gesetze der Ehre unverbrüchlich befolgt hat?"

Die Mahnung wirkte günstig; Napoleons Ton ward milder, und er ließ wenigstens die gewünschten Pässe für die herzogliche Familie ausfertigen.

Vollständig indessen hat sich das Verhältniß Karl Augusts zu Napoleon nie geklärt — auch dann nicht als er in seinem Fürstenthum wieder befestigt und in den Rheinbund eingetreten war. In Warschau sollte der Herzog sich präsentiren, er zögerte; in Dresden, als Napoleon nach dem Tilsiter Frieden durchreiste, ward er zur Audienz berufen und erschien — durch einen unglücklichen Zufall — zu spät. Napoleon empfing ihn verstimmt; Karl August selbst äußerte unmittelbar nach der Audienz zu Müller: „Was für ein gewaltiger Unterschied zwischen Friedrich dem Großen und diesem Kaiser! Welch eine ganz andere imposante Erscheinung war doch Friedrich! Nichts von allem was er mir sagte, könnte mir Bewunderung oder Zutrauen einflößen." Napoleons Mißtrauen gegen den Herzog, in dem er wohl den ungewöhnlichen Mann erkannte, ging auch nachher noch so weit daß er nach dem Attentat von Staps gegen Rapp den Verdacht äußerte: der Fanatiker könne wohl von Weimar oder Berlin aus zu einer That veranlaßt worden sein!

Inzwischen war Müller unvermerkt und nicht unbeneidet zu einem gewiegten Diplomaten geworden, wobei ihm theils sein unermüdlicher Eifer und seine Geschmeidigkeit, theils die angeknüpften Verbindungen zu Hülfe kamen. Er war mit Talleyrand, Labesnardière, Maret, Duroc, Rapp und andern einflußreichen Leuten in nähere Berührung gekommen, und hatte sie, wie seine Schilderungen beweisen, vorzugsweise von ihrer freundlicheren Seite kennen lernen; die Beilegung der weimarischen Contributionssache, der Abschluß des Beitritts zum Rheinbund wurde in die Hände des jungen Raths gelegt, und, soweit die Umstände es ermöglichten, mit Erfolg erledigt. Eine der unerfreulichsten Begegnungen in diesen Geschäften war der bekannte Daru, der ganz dem Musterbild entsprach das man sich von einem rechten napoleonischen Intendanten und Blutsauger entwerfen konnte. „Nicht darauf," meinte er in der ersten Verhandlung mit Müller, „was Weimar leisten zu können glaube, sondern auf das was der Kaiser fordere, komme es an; er habe lediglich die Befehle des Kaisers zu vollziehen, ohne weder rechts noch links zu blicken. Und als ihm Müller insbesondere die Unerschwinglichkeit der von der Stadt Jena verlangten großen Fleischlieferung für das dort errichtete französische

Lazareth vorstellte, und hinzufügte daß selbst die Professoren dort dem empfindlichsten Mangel ausgesetzt seien, erwiederte Daru: „Mais je ne vois donc pas du tout la nécessité, que ces messieurs mangent de la viande.“ Die drückende Noth die dem Lande bereitet ward, regte übrigens in dem trefflichen Karl August und seinen Rathgebern die ganze Thatkraft auf, auf Mittel zu sinnen durch die man der Verarmung des Landes vorbeugen könne, und zugleich vergaß man mitten in dieser die alten literarischen Neigungen nicht. Wurden doch, wie uns Müller erzählt, damals Schritte gethan den berühmten Geschichtschreiber der schweizerischen Eidgenossenschaft für Jena zu gewinnen, und Joh. Müller hatte bereits zugesagt, als ihn, zu seinem Unglück, Napoleons Schmeicheleien bethörten die Ministerstelle in Westfalen anzunehmen.

Talleyrand lernen wir von seiner liebenswürdigen und geistreichen Seite kennen, als anmuthigen Gesellschafter und leichten, fast leichtfertigen Geschäftsmann. Er gefiel sich darin Scenen und Situationen aus seinem frühern Leben zu schildern, das Gespräch dann auf die verschiedensten Gegenstände zu lenken, und durch heitere Scherze die Gesellschaft zu erfrischen. Einmal bezeichnete er einen alten Kammerdiener als den Mann dem er sein Leben und seine jetzige Existenz verdanke, und den er deßhalb auch immer beibehalten habe, obschon er ihn von Zeit zu Zeit ausnehmend übervortheile. „Als es mir,“ fuhr er fort, „in Amerika und England nicht nach Wunsch ging, faßte ich den Entschluß nach Ostindien und zunächst nach Calcutta zu reisen. Ich hatte mir die besten Empfehlungen dahin verschafft, mich in Baltimore auf einem guten Schiff eingemiethet, und eröffnete es nun am Vorabend der Abreise meinem Diener. Das ist unmöglich, mein Herr, erwiederte dieser, ich kann durchaus nicht zugeben daß Sie so schnell abreisen, denn ich habe erst gestern Abend alle Ihre Wäsche der Wäscherin gegeben, und bekomme sie unter zwei bis drei Tagen nicht zurück. Ich lachte anfangs über diesen Einwurf; er kam mir aber doch wie ein Wink des Schicksals vor. Das Schiff konnte nicht länger auf mich warten; ein anderer Franzose, der mit mir aus England gekommen war, bat mich, ihm, wenn ich zurückbliebe, meine Empfehlungsbriefe abzutreten. Ich that es; il est allé à Calcutta à ma place, et ma foi, il y est mort à ma place!“ Vielleicht hätte sich die Welt besser dabei befunden wenn die Wäscherin in Baltimore dem Ex-Bischof von Autun seine Wäsche besorgt gehabt hätte.

Eine interessante Bekanntschaft machte Müller an Labesnardière, dem vieljährigen und erprobten Arbeiter an Talleyrands Seite, den wir auch vom Wiener Congresse her kennen. Labesnardière, erzählt uns Müller, lebte in vollständiger Zurückgezogenheit, verzichtete auf allen äußern Glanz und hatte sich so die stille Unabhängigkeit seiner Meinung bewahrt. Er konnte sich im Jahr 1806 rühmen noch niemals Napoleon nahe gekommen zu sein; je ne me soucie pas du tout, sagte der kaiserliche Staatsrath, de voir cet homme ou de parler avec lui. Als Müller später nach Paris kam, war ihm der geistreiche, eigenthümliche Mann, der alle Erscheinungen des Tages mit beißender Ironie und frei von der herrschenden Schmeichelei beurtheilte, eine sehr wohlthuende Bekanntschaft. Er verbarg auch gegen die Freunde seinen Unglauben an die Napoleonische Macht durchaus nicht. Diese stolzen Schlösser, sagte er an einem schönen Herbstabend in Fontainebleau zu Müller, und alle die kaiserliche Pracht und Anmaßung die jetzt darin entfaltet wird, ja dieses ganze so kühn aufgebaute Kaiserreich werden nach nicht allzu langer Zeit in Trümmern fallen; alle Siege des Kaisers müssen im Hinblick auf die Zukunft nur als ebenso viele Fehler gelten.

Die Erfurter Festlichkeiten von 1808 kann uns Müller als Augenzeuge schildern. Wir übergehen die einzelnen Anekdoten die er mittheilt, und beschränken uns darauf einige Notizen von allgemeinem Interesse hervorzuheben. Bezeichnend für den Ueberdruß der sich der Franzosen selber bemächtigt hatte, ist die Thatsache daß von französischer Seite gegen Müller die Hoffnung geäußert ward: durch den Widerstand Alexanders werde der maßlosen und ausschweifenden Politik Napoleons ein Ziel gesetzt werden. Müller theilte dieß Karl August, dieser dem Herzog von Oldenburg mit, um es an Alexander zu bringen. Der Herzog hatte eine lange Unterredung mit dem russischen Kaiser, der für die gemachten Eröffnungen sehr dankte, und versicherte daß sie ganz mit dem übereinstimmten was er selbst aus geheimen Berichten wisse. Er deutete aber auf wichtige Gründe hin die ihn abhielten sein Benehmen gegen Napoleon zu ändern, und schloß mit den merkwürdigen Worten: c'est un torrent qu'il faut laisser passer.

In der bekannten Unterredung mit Goethe, worüber, außer den redenden Personen selber, Müller die besten Mittheilungen geben konnte, versicherte Napoleon: er habe Werthers Leiden siebenmal gelesen, und machte zum Beweis dessen eine tief eindringende Analyse des Romans,

wobei er jedoch an gewissen Stellen eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe finden wollte. „Das ist nicht naturgemäß, und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das gethan?“ Goethe gab den Grund dieses Einwands zu; einem Dichter dürfte es jedoch zu verzeihen sein, wenn er sich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um eine gewisse Wirkung hervorzubringen, die er auf einfachem, natürlichem Wege nicht hervorbringen zu können glaube. Auf das Drama zurückkommend, machte Napoleon Bemerkungen die, wie Müller sich ausdrückt, den Beweis lieferten daß er die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit, gleich einem Criminalrichter, betrachte, und die deutlich zeigten wie tief er das Abweichen des französischen Charakters von Natur und Wahrheit empfinde. Die Schicksalstragödien mißbilligte er höchlich; „sie haben einer dunklern Zeit angehört. Was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal.“ „Sie sollten, fuhr er fort, den Tod Cäsars, großartiger und würdiger als Voltaire, schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte seine hochsinnigen Plane auszuführen. Kommen Sie nach Paris, ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort gibt es größere Weltanschauung! Dort werden Sie überreichen Stoff für ihre Dichtungen finden.“ Jedesmal wenn er sich über etwas ausgesprochen hatte, setzte er hinzu: qu'en dit Monsieur Goet? Und als der Dichter abtrat, sagte er zu Berthier und Daru: Voilà un homme! Auf Goethe hatte die Unterredung einen tiefen Eindruck gemacht, und er ging ernstlich mit dem Gedanken um der Einladung des Kaisers nach Paris zu folgen.

Von der Unterredung Napoleons mit Wieland war Müller Ohrenzeuge. Der Kaiser fragte ihn welches seiner Werke er wohl für das vorzüglichste halte? „Sire, entgegnete der Dichter, ich lege auf keines derselben einen großen Werth. Ich habe geschrieben wie es mir ums Herz war.“ Welches aber, wiederholte Napoleon, ist dasjenige welches Sie mit der meisten Vorliebe geschaffen haben? Worauf Wieland Agathon und Oberon nannte. Die bekannte Frage an Johannes Müller: „welches Zeitalter wohl das glücklichste der Menschheit gewesen sei,“ wurde auch an den Dichter des Oberon gerichtet; als Wieland mehr allgemein antwortete, sprang Napoleon auf die römische Kaiserzeit über,

wiederholte die auch anderwärts*) erhobene Klage, Tacitus habe die römischen Imperatoren zu dunkel gezeichnet, und wandte sich dann zu dem Christenthum und seinen Wirkungen im römischen Reich. Uebrigens, lenkte er dann plötzlich ein, und trat dabei ganz nahe und vertraulich an Wieland heran — „übrigens ist es noch eine große Frage ob Jesus Christus jemals gelebt hat?" Wieland, in dem Napoleon vielleicht einen wirklichen deutschen Voltaire erwartete, erwiederte rasch und lebhaft: „Ich weiß wohl, Sire, daß es einige Unsinnige gab die daran zweifelten, aber es kommt mir ebenso thöricht vor als wollte man bezweifeln daß Julius Cäsar gelebt und Ew. Maj. leben," worauf der Kaiser Wieland auf die Schulter klopfte und offenbar befriedigt „bien, bien" sagte.

Minder harmlos war eine Unterredung die Müller selbst mit dem französischen Kaiser hatte, und die in dem letzten Abschnitt der „Erinnerungen" aufgezeichnet ist. Es war Ende Aprils 1813; drei Wochen nachdem eine Colonne rheinbündischer und holländischer Truppen aus panischer Kosakenfurcht (es hieß, Jenaer Studenten hätten sich die gefährliche Maskerade erlaubt) eiligst Weimar verlassen hatte, vierzehn Tage nachdem das neugesammelte weimarische Contingent von einer preußischen Streifpartie gefangen worden war. „Nie werde ich den Moment vergessen, sagt Müller, als die Flügelthüren jenes großen mit einem Erker versehenen Zimmers der Statthalterei sich öffneten, und nun der Kaiser Napoleon in seiner Chasseur-Uniform langsamen Schrittes auf mich zukam und, ganz ruhig, aber mit zusammengezogenen Augenbrauen, verbissenen Unwillens, mich mit der lakonischen Frage ansprach: où est votre contingent?" Müllers Entschuldigung, es sei abgeschnitten worden, rief nur einen heftigeren Ausbruch und einen Strom von Vorwürfen gegen den Herzog hervor. „Aber fürwahr, man betrügt mich nicht so leicht! Ich habe Sie alle gelesen, diese Briefe; die Kunst zu entziffern und unmerkbar Briefe zu öffnen ist unglaublich weit gediehen! Ihr Herzog ist der unruhigste (le plus remuant) Fürst in ganz Europa. Und euer Tugendbund, die frechen und revolutionären Reden eurer Jenaischen Professoren, der revolutionäre Samen den sie überall unter die Jugend ausstreuen! Sind nicht die Vorposten des Generals Durutte zu Jena durch Studenten die als Kosaken verkleidet waren allarmirt worden?" Die Einwendungen Müllers nicht

*) Neuerdings von Höck.

beachtend, fuhr er fort: „Ich muß ein abschreckendes Beispiel von Bestrafung geben; noch diesen Abend wird das fünfte Armeecorps in Jena einziehen; dort auf meinem Schreibtisch liegt die Ordre an den General Bertrand die Stadt niederzubrennen; ich bin eben im Begriff sie zu unterzeichnen." Vergebens bot Müller alles auf den Zorn zu beschwichtigen; als er den Vorfall mit den Studenten in Abrede stellte, sprang Napoleon heftig an die Thür, rief seinen im Vorzimmer befindlichen Gesandten St. Aignan herein und schnaubte ihn mit den Worten an: „Est-il vrai, ou non, que les avant-postes du général Durutte ont été alarmés par les étudiants de Jena." St. Aignan zögerte und suchte ausweichend zu antworten; der Imperator hielt ihm die geballte Faust vor das Gesicht mit dem Ausruf: „oui ou non, oui ou non." St. Aignan dachte edel genug, wenigstens jeden Bericht über die Sache in Abrede zu stellen, worauf Napoleon einen Augenblick ruhiger ward, und dann ausrief: „eh bien, ce ne seront donc que les maisons des professeurs qui doivent être brûlées." Es kostete Mühe das Unsinnige einer solchen Maßregel ihm begreiflich zu machen; seine corsische Leidenschaft gab sich dann noch in heftigen Ausfällen gegen die „idéologues" und „radoteurs" kund, aber Jena blieb doch vor der Einäscherung bewahrt.

Die Audienz Müllers hatte im Grunde den Zweck zwei willkürlich festgenommene weimarische Beamte zu befreien, denen man auf oberflächlichen Verdacht hin gefährliche Correspondenzen vorwarf. Man kann sich denken wie der Unterhändler angelassen ward. La chose est fort simple, sagte Napoleon sehr trocken, il se sont avisés de correspondre en présence de l'ennemi au delà des avantpostes, donc ils doivent être fusillés. Umsonst versuchte Müller alles was die Beredsamkeit besorgter Freundschaft eingeben kann; als er von dem einen der Gefangenen erwähnte daß derselbe einst dem Kaiser als Kammerherr beigegeben gewesen, meinte er kalt: Ah monsieur, je ne vois pas du tout, pourquoi un chambellan ne pourrait pas être pendu. Dieser furchtbare Lakonismus brachte Müller aufs äußerste; er drang mit heftigen Worten und Gebärden auf den kaltblütig auf- und abspazierenden Kaiser ein, so daß St. Aignan für nöthig hielt ihn am Rockschoß zurückzuziehen. Nach einer kleinen Pause sagte Napoleon: vous êtes bien téméraire, mais je vois que vous êtes un fidèle ami; finissons, je vais charger Berthier d'examiner cette affaire; voyons, quel sera le résultat de cette enquête. Die Her-

zogin vermittelte dann die Sache, und es lief ohne Execution ab. Die Erinnerung an diese letzte Unterredung scheint aber auf den trefflichen Müller einen tiefen und bleibenden Eindruck gemacht zu haben.

III. Aus dem Nachlasse des Generals F. A. L. v. d. Marwitz auf Friedrichsdorf

Berlin 1852.

und des Generals W. J. v. Krauseneck.

Berlin 1851.

(Allgemeine Zeitung 2. 3. u. 4. März 1852 Beilage Nr. 62, 63 u. 64.)

General v. d. Marwitz.

Das Gebiet der historischen Denkwürdigkeiten, vor einem Jahrzehnt in Deutschland noch ziemlich brach, gehört jetzt zu den angebautesten Partien unserer geschichtlichen Literatur; den großen und gewichtigen Werken welche uns in den jüngsten Jahren geboten worden, folgte eine Reihe von Aufzeichnungen zweiten Ranges, die, wenn sie auch nicht jenen imposanten Reichthum an neuen und tiefgehenden Aufschlüssen enthalten, doch für die Kenntniß und Sittenschilderung der Zeit ein unbestreitbares Interesse bieten. Lernen wir aus ihnen nicht, wie z. B. aus Steins Leben, die innern und geheimsten Fäden der großen europäischen Politik, Personen und Thatsachen der gewichtigsten Art von neuen und pikanten Seiten kennen, so werden wir dafür in gewisse scharf ausgeprägte Kreise des gesellschaftlichen Lebens eingeführt, und erfahren wie auf diese die großen Schwingungen des Welt- und Völkerlebens zurückgewirkt haben. Zur Charakteristik der heutigen Parteien und Meinungen, der socialen Gruppen und ihrer Gegensätze ist es aber von unläugbarem Werthe, an scharfen, kantigen Vertretern entgegenstehender Richtungen die unmittelbaren Eindrücke zu studiren welche die stürmische Epoche des Uebergangs aus der alten in die neue Zeit, die gesellschaftliche Umwälzungsperiode die sich an die Ereignisse von 1789 anknüpft, in den verschiedenen Ständen und Kreisen unserer Nation hervorgerufen hat. Es liegen zwei Bücher vor uns, beide biographischen Inhalts, beide Schilderungen und Denkwürdigkeiten zweier Zeitgenossen enthaltend, und zwar preußischer Generale, und doch in Stoff und Auffassung so grundverschieden, wie es nur ganz entgegengesetzte Zeiten und Lebensanschauungen sein können.

Wir meinen die beiden Schriften die vor kurzem über die Generale v. d. Marwitz und Krauseneck erschienen sind; sie bieten uns die erwünschte Gelegenheit, an scharfen Umrissen und zum Theil derb ausgeprägten Zügen die Physiognomie der verschiedenen Richtungen und Parteien zu studiren, die in diesem Augenblick allenthalben um die Herrschaft ringen — im preußischen Staatsleben wie in den andern Kreisen des großen Vaterlandes.

Der eine der beiden geschilderten Männer zeigt sich in jedem Zuge als märkischer Edelmann, wie sie „von Ursprung in der Neumark und in Pommern ansäßig gewesen," eine derbe und grobkörnige Persönlichkeit der „guten alten Zeit", voll Haß gegen Doctrin, Gelehrte und Mittelstand, voll Geringschätzung gegen den „Pöbel, oder wie man jetzt zu sagen beliebt, das Volk" (S. 93), ein „ächt brandenburgisches Herz" und ein rechter Ausdruck der Art von Royalismus, die selbst dem Throne gegenüber nie vergißt „daß der Ritterschaft niemals Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten verliehen worden sind, sondern daß sie dieselben von Ursprung her besessen hat." (S. 96)

Der andere — Krauseneck — aus einem fast vergessenen Adel, ist eine bewegliche, frische fränkische Natur, vom feinsten geistigen Gepräge, an Gesinnung edel und vornehm, und doch in jedem Zuge bürgerlich gebildet und von freier bürgerlicher Denkungsart; ein „gelehrter" Officier im besten Sinne des Wortes, von jener geistigen Vielseitigkeit und jenem Ebenmaß wie es sich in einem rein soldatischen Berufe nur selten zu gestalten vermag, voll Begeisterung für das classische Alterthum, erfüllt von lebendigem Sinn für alles Ideale, aber auch tüchtig und sattelfest in allem Praktischen. In der That, wenn die neue Zeit, ihre Bildung und ihre Schule sich einen Repräsentanten aussuchen wollte um ihn den Verehrern der „guten alten Zeiten," den Gegnern moderner Bildung und Lebensanschauung als tüchtiges Exempel vorzuhalten, kaum könnte sie in diesem Lebenskreise eine geeignetere Persönlichkeit dazu finden.

Auf der andern Seite sind wir denen ebenso sehr zu Dank verpflichtet welche die Aufzeichnungen des Geneals v. d. Marwitz der Vergessenheit entzogen, und an einem markigen, durchaus ehrenfesten Charakter aus alter Zeit uns den Gegensatz in aller Schärfe aufgedeckt haben, der diese Zeiten und ihre Verehrer von uns Modernen scheidet.

Die Herausgeber — oder wenn das Gerücht Wahrheit — der Herausgeber in der Person des geheimen Regierungsrathes v. R.

ist sich dieses Gegensatzes nicht nur vollkommen bewußt, sondern es scheint für ihn gerade darin das überwiegende Motiv für die Veröffentlichung der Marwitz'schen Aufzeichnungen gelegen zu haben. Das Buch wird von ihm „recht eigentlich als eine Errungenschaft des Jahres 1848" bezeichnet. „Das Leben und die Meinungen eines Mannes, sagt er, der ein Repräsentant der alten Zeit im besten Sinne gewesen ist, der zur Zeit der höchsten Blüthe des Liberalismus in Preußen einer von den sehr wenigen war die gegen den Despotismus des herrschenden Systems offen auftraten, und der seine Ueberzeugung mit dem Kerker besiegelt hat*) — sie würden vor 1848 von wenigen verstanden, ja auch nur gelesen worden sein; der erschütternden — lange noch nicht genug erschütternden — Mahnungen des Jahres 1848 bedurfte es um die vereinzelten Männer, die mit Ueberzeugung und vollem Bewußtsein das Bekenntniß des seligen Generals v. d. Marwitz theilten, zum festen Kern einer offen hevortretenden Partei zusammenzuführen, und in den vielen, in denen jene Gesinnungen unbewußt schlummerten, sie zu wecken und zum vollen Bewußtsein zu bringen."

Es ist wahr was der Herausgeber beklagt, daß es Betrachtungen aus diesem Standpunkt sehr wenige gibt welche die Jahre 1807 bis 1827 im „Gegensatz zu der damals alles beherrschenden liberal-despotischen Anschauungsweise" ins Auge fassen und beurtheilen. Ebendarum verdient die Bekanntmachung den Dank aller derer welche jene Zeiten, ihre Gegensätze und Parteien aus den unmittelbaren Kundgebungen der Zeitgenossen möchten kennen lernen. Wir haben in den jüngsten Jahren eine Reihe von bedeutungsvollen Mittheilungen aus jener Periode erhalten, die fast alle mehr oder weniger von der „liberal-despotischen" Anschauungsweise beherrscht sind; hier lernen wir nun den Revers der Münze kennen, und es kommt hier die Partei zum Wort die wir dort nur als machtlose Minderheit**) haben wirken gesehen. Eben durch diesen Gegensatz wird das Buch zu einer erwünschten Ergänzung der geschichtlichen Literatur, die sich an Stein und seine Freunde anknüpft; es bringt zwar neue Thatsachen und Enthüllungen nur wenige, aber es schildert uns die ganze Zeit vom Standpunkt einer stark aus-

*) v. Marwitz wurde im Jahr 1811 wegen einer heftigen Vorstellung im Namen der lebussischen Stände, worin über die schlechte Verwaltun'g Hardenbergs Klage geführt ward, fünf Wochen nach Spandau gesperrt.

**) General Graf York gehörte zu dieser Minderheit, zu den Gegnern Steins.

geprägten individuellen Meinung, die in dieser Schärfe und Consequenz bis jetzt noch keinen Repräsentanten unter den zeitgenössischen Memoirenschreibern gefunden hat. Es kann unter solchen Umständen viel weniger unsere Absicht sein sich gegen ein solches Werk kritisch oder polemisch zu verhalten, als vielmehr an pikanten und sprechenden Zügen den Mann selbst, seine Meinung und seine Partei vor Augen zu führen.

Die politische Anschauungsweise des Hrn. v. d. Marwitz ist die patriarchalische. Wie sich der Hausherr sein Gesinde bildet, er selber immer zuerst da ist und dann erst mit seinem Gelde Dienstboten, Erzieher, Kutscher ꝛc miethet, so ist es auch mit dem Staate. Wenn man die Geschichte aller europäischen Staaten durchgehen will, meint er, so wird man immer finden daß der Fürst allenthalben eher dagewesen ist als das Volk, daß er sich sein Volk gemacht hat, ebenso wie der Hausherr sich sein Hauswesen macht, nicht umgekehrt. „Die Sucht der Umwälzung unter den Gelehrten jener Zeit — so klagt v. d. Marwitz — hat diese heilsame Ansicht erschüttert. Es kamen Irrlehren auf, welche die Industrie und den Credit an die Stelle des ruhigen Besitzes setzten, die rationalistische Schule untergrub die Anschauungen über das Verhältniß der Menschen zu Gott; es entstand ein wildes Streben, wodurch einer den andern zu verdrängen suchte, gegen die alten ehrwürdigen Stände, die Geistlichkeit und den Adel ward eine heftige und consequente Agitation gerichtet, die sich in der ganzen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts bis auf Bürger, Voß nnd Pfeffel herab kundgab.“ „Selbst in allen Kinderschriften jener Zeit ist immer der Junker ein Narr und ungezogener Bengel, der Bürgerssohn ein Tugendheld.“ So wurden allmählich die gesunden Ansichten verwirrt; die „Lügen der Stuben- und Schulgelehrsamkeit“ über das Verhältniß des Gutsherrn zum Bauern, über das Jagdwesen ꝛc. fanden immer mehr Eingang.

v. d. Marwitz versäumt nicht an einzelnen Zügen den Gegensatz der guten alten Zeit zur heutigen einleuchtend zu machen. Einen Edelmann erkannte man im allgemeinen schon an seinem Wesen; wer ihn irgend kannte, der grüßte ihn. Wenn es unter ihnen solche ungeschickte und ungeschliffene Kerle gegeben hätte wie jetzt (wo sie nach der neuen Weltverbesserungsmethode erzogen sind), so würde niemand den geringsten Umgang mit ihnen gepflogen haben.“ Es sei richtig, fügt er hinzu, daß die Officierstellen und die höheren Civilposten beinahe ausschließlich mit Edelleuten besetzt wurden; er habe aber nie gehört

daß sie vermeint hätten ein ausschließliches Recht darauf zu haben. Die Arroganz und der Neid gegen den Adel sei unter den bürgerlichen Beamten noch nicht heimisch gewesen, auch die Grobheit noch nicht, ja sie hätten offenbar weit mehr Lebensart als jetzt Minister und Excellenzen gehabt. „Die Schaar von meistens unmanierlichen Knaben, welche man jetzt Referendarien nennt, und die sich für Staatsmänner halten sobald sie ein Examen abgelegt haben, wurde damals gar nicht bemerkt.“

Diesen sehnsuchtsvollen Klagen über die gute alte Zeit folgt eine bittere Parallele zwischen den verschiedenen Classen der heutigen Gesellschaft, ihren Sitten und Manieren und zwischen den patriarchalischen Zügen jener Zeit. Man habe, so lautet das Endurtheil, alle natürlichen Verbindungen getrennt, und jeden mit unbefriedigten Ansprüchen isolirt. In Frankreich habe die „wahre individuelle, corporative und locale Freiheit, wenngleich schon geschmälert, doch noch unter Ludwig XVI. existirt, die Empörung erst habe die Unterdrückung und Despotie eingeführt.“ Aus solchen Sätzen — wir müssen es gestehen — glaubten wir oft mehr den Herausgeber und seine auf die Spitze getriebene Doctrin herauszuhören als die unmittelbare Anschauung des alten märkischen Edelmanns. Es liegt nicht in seiner Art seine Meinung zu solchen Orakelsprüchen zu verallgemeinern, seine Stärke besteht in den individuellen und localen Zügen die er auswählt. Vollkommen ächt z. B. ist die an die Betrachtung über das Verderbniß der Zeit angeschlossene Digression über die Wissenschaft des Reitens und Pferdezäumens, deren Resultat der alte Herr in der Betrachtung zusammenfaßt: „Ich glaube daß ich jetzt noch der einzige Mensch bin der sie gründlich versteht.“ Nicht minder bezeichnend ist die Notiz über das königliche Hoftheater der guten alten Zeit. „Da die Sache königlich war — so wurde sie auch königlich behandelt; wem es eingefallen wäre aufzubringen daß die Zuschauer bezahlen müßten, den hätte man für rasend gehalten. Jeder Hofstaat, jedes Dicasterium, die Minister, das Kammergericht, kurmärkische Kammer 2c. — alles hatte seine bestimmten Logen, in die es unengeltlich eintreten, auch seine Bekannten und Freunde darin aufnehmen konnte. Das ganze Parterre war für das Militär.“ Oder der prächtige Zug zur Sittengeschichte jener Tage, wie bei der Huldigung neben den lebussischen Ständen auch Deputirte der Frankfurter Universität erschienen und einer derselben „lose und demagogische Reden“ führte, bis auf einmal die Donnerstimme des

ihm gegenübersitzenden Majors v. Bredow vom Regiment Gendarmes ihm entgegenscholl: „Jetzt ist es genug; infamer Hallunke, wenn er nun nicht den Augenblick das Maul hält, so wahr ich lebe, ich packe ihn und werfe ihn hier zu dem Fenster hinaus!"

Es läßt sich darnach ungefähr ermessen wie diese Weltanschauung sich zum modernen Lieberalismus stellt. Da nach der Meinung des Hrn. v. d. Marwitz die Gelehrten die Erfinder desselben, der bürgerliche Mittelstand dessen Träger ist, so kennt sein Haß gegen beide kaum eine Gränze. Sein „märkisches" Herz hat einen Grimm gegen die Repräsentanten der Bildung und des bürgerlichen Mittelstandes, wie man ihn — merkwürdig genug — so leidenschaftlich und unduldsam sonst höchstens in den Reihen der äußersten Demokratie finden mag. Er spricht wohl gelegentlich von dem „nichtswürdigen gebildeten Mittelstande" (S. 156), und nennt ihn da natürlich in einer Kategorie mit den Gelehrten, oder er wiederholt nachdrücklich: „Jenes Pack, was man jetzt die Gebildeten nennt, taugt gar nichts, und ist gar nicht zu gebrauchen." (S. 161.) Oder er meint vom Fürst-Primas Karl Dalberg, unter den Gelehrten habe er als aufgeklärt und als Menschenfreund gegolten, „woraus man schon hätte schließen sollen daß nicht viel an ihm war" (S. 166). Die französische Unsitte und Verderbtheit in den Jahren der Unterdrückung fand nach Hrn. v. d. Marwitz nur unter dem bürgerlichen Mittelstand und „vorzüglich unter den Gebildeten" eine schreckenerregende Ausbreitung; der Adel und der Bauer blieb davon verschont. Manchmal werden Ausfälle dieser Art geradezu an den Haaren herbeigezogen. Wie er z. B. erzählt daß die märkischen Bauern den General Victor abfingen und nach Colberg führten (1807)*), fügt er die Betrachtung bei: „Wären sie schon zu der Höhe der Bildung des berühmten Mittelstandes und der Industriösen emporgestiegen gewesen, so würden sie ihn köstlich bewirthet und seine Reise aus allen Kräften befördert haben."

Aus derselben Abneigung stammt auch die Parallele zwischen dem Prinzen Louis Ferdinand und Johannes Müller, die nach einer Verherrlichung des Prinzen mit folgender Schilderung des helvetischen Thucydides schließt: „Es war — sagt v. d. Marwitz wörtlich von dem berühmten Geschichtschreiber — ein kleines, grundhäßliches Kerlchen

*) Gelegentlich bemerken wir daß nach den gewöhnlichen Mittheilungen die Gefangennehmung durch Schill'sche Freischärler geschah. S. Haken: Leben F. v. Schills. I. 76.

mit einem Spitzbauch und kleinen Beinchen, einem dicken Kopf, immer glühend von vielem Fressen und Saufen, mit Glotzaugen die weit aus dem Kopfe heraus standen, und beständig roth unterlaufen waren, mit einer heisern und krächzenden, höchst unangenehmen Stimme, der sich im Französischen geläufig, im Deutschen aber nur mit Mühe ausdrückte."

Ist diese Zeichnung nichts weniger als geschmeichelt, so sind es ebenso wenig die Urtheile und Charakterskizzen die v. d. Marwitz von andern bedeutenden Männern seiner Zeit entwirft. Der kurmärkische Landedelmann hat noch jenes unbegränzte nil admirari, das sich weder durch Rang, noch Talent und Namen, noch durch die öffentliche Meinung anderer Menschen irgend imponiren läßt. Darum wird man vergebens in den Libellen der äußersten Linksmänner mehr wegwerfende Urtheile über namhafte Zeitgenossen finden als in diesen Aufzeichnungen. Der große Stein gilt ihm natürlich als Erzjacobiner; er fing die Revolutionirung des Vaterlandes an, den Krieg der Besitzlosen gegen das Eigenthum*), der Industrie gegen den Ackerbau, des Beweglichen gegen das Stabile, des crassen Materialismus gegen die von Gott eingeführte Ordnung, des Nutzens gegen das Recht, des Augenblicks gegen die Vergangenheit und Zukunft, des Individuums gegen die Familie, der Speculanten und Comptoire gegen die Felder und Gewerbe, der Bureaux gegen die aus der Geschichte des Landes hervorgegangenen Verhältnisse, des Wissens und eingebildeten Talents gegen Tugend und ehrenwerthen Charakter." (S. 292). Hardenberg wird als Staatsmann wie als Privatmann mit den gröbsten Anklagen überhäuft, Metternich kurzweg damit abgefertigt: „Er war ein Mensch wie Hardenberg, aber viel schlechter" — und das will nach Marwitz'scher Anschauung viel heißen. Lord Grey — der „Vater der Reform" — wird beschuldigt „durch eine unbedachte auf den Pseudo-Philosophismus gegründete Parlamentsreform sein Vaterland in den Abgrund der Revolution gestürzt zu haben." Canning wird bald wie ein Narr, bald wie ein Dummkopf geschildert, und aus dem Jammer der Liberalen über seine Entfernung „der sichere Beweis gezogen daß er nichts taugte." Gegen die englische Verfassung und parlamentarische Regierung wird die scharfsinnige Bemerkung gemacht daß „die nutzlose Zeitverschwendung der Parlamentsdebatten die menschlichen Kräfte übersteige"; denn Pitt

*) Napoleon sagt in einem seiner Bulletins von Stein: il voulait revolter la canaille contre les propriétaires.

und Fox seien früh gestorben; Perceval ermordet, Castlereagh wahnsinnig geworden, Liverpool habe der Schlag gerührt, Canning sei nach kurzer Verwaltung ebenfalls erlegen! Decazes wird kurzweg als „Demagoge" charakterisirt. (S. 344. 468. 410).

Es läßt sich nach diesen Proben denken wie das Urtheil des Hrn. v. d. Marwitz über die Stein'sche und Hardenberg'sche Reformperiode lauten mag; als die Stimme einer „kleinen aber mächtigen Partei" ist dasselbe in jedem Falle von geschichtlichem Interesse. Gegenüber der Revolution die Stein ins Land gebracht, „verschwinden die Erpressungen Napoleons wie ein Gaukelspiel vor einer schreckenvollen Wirklichkeit." Die berühmten Reform-Edicte sind nichts als Ausgeburten Rousseau'scher und Montesquieu'scher Theorien! Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit ist ihm ein wahrer Gräuel. Das Gesetz über Verkauf der Domänen lief „dem Grundgesetz des preußischen Hauses zuwider", und „konnte daher noch von jedem Nachfolger in der Krone für ungültig erklärt und die verkauften Domänen zurückgenommen werden." Die Städte-Ordnung von 1808 schafft lauter kleine Republiken. „Ein gewählter Magistrat ohne Macht (in den kleinen Orten wurde die Stelle des Bürgermeisters sehr bald an den Mindestfordernden übergeben) und neben ihm eine allmächtige Stadtverordnetenversammlung, so zahlreich, daß nothwendig der große Haufe und die Schreier das Uebergewicht haben mußten." Von allen Reformmännern findet höchstens Scharnhorst einige Gnade, aber er wird als „der Mörder der preußischen Cavallerie" bezeichnet; auch er wird bespöttelt darüber daß von nun an die Stellen im Heere für Bürgerliche wie für Adelige zugänglich wurden. „Durch die Kinder des Bankiers, der Kaufleute, der Ideologen und Weltbürger wird neunundneunzigmal unter hundert Fällen der Speculant oder der Ladenschwengel hindurchblicken — der Krämersinn steckt in ihnen, der Profit immer vor ihren Augen. Der Sohn eines — meinetwegen dummen — Edelmanns wird sich immer scheuen einer Gemeinheit beschuldigt werden zu können." (Der bürgerliche etwa nicht?) „Ich traue im Kriege weit mehr auf den Sohn eines armen Landedelmannes oder Officiers, die auf ihrem Schloß oder in ihrer Garnison Mangel leiden, als auf den eines Reichen, der seinen Reichthum der Speculation und wohl gar Bankerotten verdankt. Auch das zu viele Lernen ertödtet den Charakter." (S. 305 ff.)

Es läßt nicht bestreiten daß in diesen Ansichten „Methode" ist, und die Offenheit womit sie ausgesprochen werden, verdient in jedem Fall

Anerkennung. Der märkische Edelmann alten Schlages lebt nun einmal der festen Ueberzeugung daß der Zustand vor 1806 und 1807 ein höchst glückseliger war, und daß ein Haufen Abenteurer und Fremdlinge sich der Katastrophe von Tilsit eben nur bediente um Preußen noch tiefere Wunden zu schlagen als ihm Jena und Auerstedt hatten bereiten können. Auch in Frankreich war vor 1789 — nach Hrn. v. d. Marwitz fester Ueberzeugung — der Zustand höchst behaglich, und trotz der lettres de cachet, den Bastillen rc. die „wahre individuelle, corporative und locale Freiheit" genugsam gesichert (S. 50), bis die Gelehrten jene weltzerstörenden Doctrinen erfanden, die Freimaurer, Illuminaten, Jacobiner, Carbonari und Burschenschafter sie verbreiteten (S. 195), den „nichtswürdigen" Mittelstand damit erfüllten, und nun jene Zertrümmerung alten wohlgegründeten Glückes eintrat, woran die Gegenwart leidet.

Die bitterste Lauge unversöhnten Grolles wird über Hardenberg ausgegossen; der cavalière Ton womit die Aufzeichnungen sonst von den Celebritäten der Zeit reden, schlägt hier geradezu in die Schmährede um. Vielleicht verdanken wir dem daß man sich endlich im Kreise Hardenberg'scher Verehrer und Angehörigen einmal entschließt etwas genügendes und authentisches über den Staatskanzler zu veröffentlichen. Nicht als wenn uns die politische Weltanschauung des Frhrn. v. d. Marwitz eine einläßliche Widerlegung nöthig zu machen schiene, allein sein Auftreten gegen Hardenberg hat mit politischen Ansichten wenig mehr zu thun. Er greift den Charakter, die politische Integrität des Staatskanzlers in der bittersten Weise an, er legt ihm Dinge zur Last welche mit der persönlichen Ehrenhaftigkeit eines Mannes unvereinbar sind. Und da nach der Meinung des Herausgebers v. d. Marwitz „ein Mann von altrömischem Charakter war" (S. 483), so wird man zu diesen herben Vorwürfen wohl nicht schweigen können.

Von geschichtlichem Interesse ist es aus dem Munde des Hrn. v. d. Marwitz zu vernehmen wie diese märkische Partei die preußische Verwaltung seit 1815 beurtheilte. Er tadelt das Auseinanderreißen der alten Provinzen und die Einrichtung neuer Regierungsdepartements als eine Quelle unsäglicher Verwirrungen und Kosten, er rügt die „ungeheure Menge von Dotationen" welche der Staatskanzler ausgetheilt, die Verschwendung in den wegen der neuerworbenen und abgetretenen Länder abgeschlossenen Verträgen, namentlich aber die Begünstigung des Wuchers, die er recht eigentlich als das charakteristische

Merkmal der Hardenbergischen Verwaltung bezeichnet. „Es war jetzt weit einträglicher an der Börse zu lauern und Staatspapiere bald zu kaufen bald zu verkaufen, als sich mit dem Ackerbau, mit Fabriken oder mit Handarbeit zu quälen, und so wurden der müßigen Speculanten mehr, der fleißigen Arbeiter immer weniger." Die wucherischen Umschläge an der Börse hörten auf verabscheut, die Wucherer — „solch ein Kerl hieß jetzt ein Rentier" — verachtet zu werden. Daß die Gewerbe sanken, die Gesellen faul und leidenschaftlich, die Bauern zu Knechten ihres Gesindes wurden, jeder Bäcker, Schuster und Schneider seinen Sohn studiren ließ, und so ein „allgemeines Drängen von unten nach oben, allenthalben Liederlichkeit" entstand — das sind nach Hrn. v. d. Marwitz lediglich Folgen der Stein-Hardenbergischen Reorganisationsperiode. Auf die preußische Justiz ist er am übelsten zu sprechen; dagegen hat die Verwaltung des Kriegswesens, trotz einzelner Ausstellungen, allein einen günstigen Beurtheiler an ihm. Hier findet er auch ausschließlich jene gränzenlose Verschwendung nicht die er in allen Theilen der Staatsverwaltung rügt.

Die Folgen eines solchen Staatssystems erblickt Hr. v. d. Marwitz in den Verschwörungen und Attentaten die seit 1817 namentlich aus der deutschen Jugend hervorgingen. Er ist darin ganz mit der Mainzer Centraluntersuchungscommission einverstanden daß „von den Thorheiten der Studenten durchaus keine Gefahr für die Länder zu besorgen wäre, dagegen hätten sich die bedeutendsten und allerdings gefährlichsteu Umtriebe in den meisten Regierungen selbst, hauptsächlich in der preußischen, und namentlich im Bureau des Staatskanzlers, vorgefunden." Durch diese und ähnliche Mittel, so erzählt Hr. v. d. Marwitz, habe man endlich dem König die Augen geöffnet, so daß er die demagogischen Gesetzentwürfe Hardenbergs, namentlich die Constitutionsurkunde, verworfen habe. So leicht freilich sei es nicht gewesen den Staatskanzler los zu werden; doch habe sich der König einstweilen mit dem 1807 verabschiedeten Minister v. Voß in geheime Correspondenz gesetzt, und auf dessen Rath die Hardenbergischen Entwürfe verworfen. „Dieß ward aber vor Hardenberg so geheim gehalten, daß als der König das Bedürfniß fühlte mit Voß auch einmal zu sprechen, er eine Reise nach Strehlitz unternahm, auf dem Rückweg zu Nacht in einer Glashütte unweit Rheinsberg blieb, und dahin Voß, der sich in Havelberg aufhielt, insgeheim kommen ließ."

v. d. Marwitz erzählt uns dann weiter wie man v. Voß in den

Staatsrath eingeschoben und sich Hardenbergs mehr und mehr entledigt, aber freilich der rasche Tod des Hrn. v. Voß (Januar 1823) die Hoffnungen auf eine Reorganisation vereitelt habe. „Es entstand dann leider ein wahrer Chaos, das noch bis auf den heutigen Tag fortdauert.*) Auf der einen Seite der sehr wohlgesinnte und edle, aber gar nicht energische und mit den innern Landesverhältnissen wenig bekannte Graf Lottum, der Kronprinz, einige neue Mitglieder des Staatsraths (General Knesebeck und Müffling), einige Rathgeber des Kronprinzen, der Oberkammerherr Fürst Wittgenstein — auf der andern Seite die ganze unveränderte Hardenberg'sche Beamtenhierarchie mit allen ihren Ministern, Ministerien, Oberpräsidien, Präsidien, Regierungen, Generalcommissionen und allen den tausend Heimathlosen, die entweder das Land zu beglücken fortstrebten, oder wenigstens doch ihre Stellen, ihre Einkünfte und das Verständniß mit ihren Freunden sich zu erhalten trachteten."

Doch begann allmählich die Rückkehr zum Bessern, zumal seit der Einführung der provinziellen Stände, obwohl auch hier „die Demagogen noch manches Unzeug hineinzubringen gewußt hatten." Aber in jedem Falle war einmal „die tolle Idee abgewendet aus einem so zusammengesetzten Staate wie der preußische ist alle Abgeordneten in eine einzige Versammlung zu vereinigen" (S. 460). Doch fingen die Dinge an mehr Consistenz zu gewinnen; im Staatsrath, wo jetzt Herzog Karl v. Mecklenburg präsidirte, gewann die bessere Partei die Oberhand, und es entstand wenigstens ein Stillstand im Revolutioniren." So schließt Hr. v. d. Marwitz seine Aufzeichnungen mit dem Troste daß eine bessere Zeit im Anzug, der Abgrund der Revolution verschlossen sei. Ohnedieß hat er aus den Ereignissen seiner Zeit die feste Ueberzeugung geschöpft daß die Revolutionen nur gelingen durch die Muthlosigkeit der Könige, „weil die Demagogen sämmtlich nur Maulhelden sind, keinen Muth zum Fechten und keinen Anhang im Volke haben" (S. 431).

Gegen Oesterreich hat der märkische Freiherr ungefähr die Stimmung die im schlesischen und im siebenjährigen Kriege großgezogen ward. Sein „römischer Charakter" findet zwar den Basler Frieden nicht ehrenvoll, aber insofern gut „als er uns von schlechten Alliirten befreite, und aus Verhältnissen riß in denen es nicht mehr auszuhalten war."

*) v. der Marwitz schloß seine Aufzeichnungen im Jahr 1828.

Es gibt überhaupt für ihn nur eine brandenburgische Welt, wie es nach seiner Ansicht eigne brandenburgische Herzen und offenbar auch besondere brandenburgische Köpfe gibt. Der zweite Theil dieser „Märzerrungenschaft“ — worin außer militärischen Mittheilungen die Hardenbergische Verwaltung noch besonders vorgenommen werden soll — steht uns noch vor Ostern bevor.

General W. J. v. Krauseneck.

Schon in unserem ersten Berichte haben wir den Gegensatz hervorgehoben zwischen den beiden Persönlichkeiten deren Erlebnisse und Aufzeichnungen uns hier vorliegen, und in der That läßt sich dieser Gegensatz zweier verschiedener Richtungen und Lebensansichten innerhalb einer und derselben Zeit kaum schärfer als hier an zwei Individualitäten gleichen äußern Berufs nachweisen. In v. d. Marwitz lernten wir den märkischen Landedelmann alten Schrots und Kornes kennen, voll unbedingter, blinder Anhänglichkeit an die „gute alte Zeit“, voll Widerwillen gegen die neue, ein erbitterter Gegner aller modernen bürgerlichen Bildung, Lebensart und Ansprüche, ein Verächter aller „Doctrinärs“ und „Philosophanten,“ dem alle göttlichen und menschlichen Ordnungen erschüttert scheinen, seit die Gliederung des patriarchalisch-feudalen Staates aufgelöst ist. In Krauseneck tritt uns eine Natur ganz andern Schlages entgegen: der Sohn eines bürgerlichen Beamten in Bayreuth, dessen adelige Abstammmung in Vergessenheit gerathen ist, der Sprößling des heitern fränkischen Landes, aber ohne Ansprüche und Vorrechte der Geburt in die Welt geworfen, und darauf angewiesen durch Bildung und Schule sich eine Existenz zu erkämpfen. „Ein geschickter, fleißiger, guter Mensch“ — schreibt sein General im ersten Feldzug über ihn — „aber ein armer Schlucker.“

Die Meinung des Hrn. v. d. Marwitz: daß zu viel Lernen den Charakter ertödte, ist nicht die leitende Erziehungsmaxime für den jungen Krauseneck geworden. An den Mustern des classischen Alterthums herangebildet, ein Zögling der philosophischen und künsterischen Cultur des achtzehnten Jahrhunderts, ist er gerade mit allen den Bildungsstoffen inficirt worden, die nach der märkischen Weltanschauung des Hrn. v. d. Marwitz das Verderben der Menschheit herbeigeführt haben. Aber seine Begeisterung für die Alten und für die Kant’sche Philosophie hindert ihn nicht auch in seinem Fach eine hervorragende Tüchtigkeit

zu erwerben, und sich zu einem jener wissenschaftlichen Officiere im besten Sinne des Wortes auszubilden die jeder Armee zur Zierde gereichen. Auch der „Charakter ist durch dieses viele Lernen nicht ertödtet worden. Im Gegentheil macht diese frische, kraftvolle Natur einen durchaus gesunden Eindruck, steht mit aller Fröhlichkeit mitten im Leben und freut sich der durch eigene Kraft erworbenen Thätigkeit, statt grollend dazwischen zu blicken, mit der Welt und ihren Geschicken zu hadern, und an dem „nichtswürdigen" Mittelstand und dessen Bildung seine Art von Weltschmerz auszulassen.

Bei Krauseneck ist alles von hellem geistigem Gepräge, wir möchten sagen von vornehmer Bildung. Aus den Mittheilungen aus seinen Briefen (die Biographie selbst ist etwas gar pretiös geschrieben) spricht ein überaus feiner, zartsinniger Geist und zugleich jene Lebensfreude und jener gesunde Humor wie er sich bei allen Männern findet die vollkommen an den rechten Platz gestellt sind. Krauseneck konnte zwar nicht von sich rühmen daß er der letzte sei der die Reitkunst aus dem Fundament verstehe, aber er ist als ausgezeichneter Generalstabs- und Genie-Officier eine der Zierden des preußischen Heeres gewesen, und hat selbst in den Zeiten bei den verschiedensten Männern als hohe Autorität gegolten, wo seine politische Meinung von Ketzerei nicht frei war. v. d. Marwitz klagt einmal daß auch nach der Restaurationsperiode im Staatsrath „heimathlose Theroetiker", nicht aber „im Land angesessene Männer" ihre Stelle fanden; Krauseneck ist einer von diesen heimathlosen Theoretikern gewesen, an denen das rein brandenburgische Bewußtsein Anstoß nahm.

Krauseneck (geboren 1775) hat seine Laufbahn von unten auf gemacht, ohne durch Geburt, Familienverbindungen oder erbliche Ansprüche irgend unterstützt zu sein. Als tüchtiger Genie-Officier, als hervorragender Techniker hat er seit seinen Jünglingsjahren an den Revolutionsfeldzügen theilgenommen, und nach der Katastrophe von 1806 zu der Reorganisation des preußischen Heeres rühmlich mitgewirkt. Er hatte die Befriedigung seine Thätigkeit durch York, den damaligen General-Inspector sämmtlicher leichten Truppen der Armee (1811), welcher seit Jahr und Tag schon mit durchgreifender Einsicht und nachhaltiger Kraft in die Bildung dieser Truppen eingegriffen, anerkannt zu sehen. Sein Verhältniß zu dem trefflichen, durch einmüthige und männlich bescheidene Haltung sich auszeichnenden Officiercorps seiner Truppe wuchs zu einem überaus günstigen und wechselseitig sich beleben-

den heraus. Beide waren darüber einig wie durch den Mechanismus elementarer Uebung hindurch das denkende Element, ein edles Selbstgefühl, edle Treue und eine die Gluth kriegerischen Feuers wahrende Gesinnung zu pflegen seien. Sein Scheiden aus verschiedenen Kreisen seines Wirkens rief Kundgebungen hervor, die einmal für den Mann und seine anregende Kraft, dann aber auch für den Geist, der damals die Soldatenwelt bewegte, gleich günstiges Zeugniß ablegen

Die Geschichte der Freiheitskriege wird durch Krauseneck's Erlebnisse und Aufzeichnnngen mit manchem werthvollen Beitrag bereichert; seine persönliche Tüchtigkeit brachte ihn überall in Verhältnisse und Wirkungskreise von denen die Leitung der Dinge abhing. Von der Schlacht bei Großgörschen bis zum Ende des Kampfes, bis zur Blokade von Landau und der Uebernahme von Mainz hat er an den Ereignissen handelnd theilgenommen, an einzelnen Punkten mit bleibendem Verdienst; seine Verwendung in der Linie wie seine gewichtige Stellung an der Spitze des Generalstabs der Armee (1829) zeigt den frischen, anregenden, schöpferischen Geist, womit er den vorhandenen Mechanismns zu beleben suchte. In der Heeresorganisation hatte er Antheil an einer Aenderung, die in jüngster Zeit wieder Tagesfrage zu werden schien. In den dreißiger Jahren drängten die finanziellen Verhältnisse des Staates auf eine Ersparniß in der Heerverfassung. Auf höhere Veranlassung faßte Krauseneck die auf drei Jahr ausgedehnte Dienstzeit des Soldaten näher ins Auge, und stimmte mit andern, namentlich mit einem ihm befreundeten ausgezeichneten Officier, welcher einst, in naher Stellung zum König, diesen Gegenstand schon früher erwogen hatte, für eine Beschränkung derselben wenigstens hinsichtlich der Infanterie. Dem preußischen Staate (war seine Ansicht) sei die Aufgabe geworden mit benachbarten, an materiellen Kräften ihm sehr überlegenen Staaten auf gleicher Linie der Macht sich zu erhalten, und es habe derselbe im allgemeinen sie gelöst durch eine weise Gesetzgebung, eine zusammenhaltende Verwaltung und eine Heerverfassung die, wenn auch nicht durchweg in ihrem Wesen begriffen, doch allgemein anerkannt worden sei. Im Frieden alles möglichst vollkommen bereit zu haben was zur Aufstellung einer großen Militärmacht erforderlich wäre, ohne nachtheilig für Gewerbe und Finanzen zu werden, sei der leitende Gedanke bei Organisirung der Armee gewesen. Was zur Verwirklichung desselben materiell oder geistig geeignet schien, sei daher berücksichtigt worden, und das Jahr 1830 habe gezeigt in welch kurzer Zeit

das Heer und sein Zubehör schlagfertig hervorzutreten vermöge. Das Treffliche des preußischen Militärsystems hänge aber unmittelbar mit der Stellung des Heeres zum Staate zusammen, mit der allgemeinen Verpflichtung zum Wehrdienst auf eine bestimmte Zeit, mit der nicht von andern Classen der Staatsbürger absondernden Lage, in welcher der Soldat während der Dauer seines Dienstes sich befinde. Von diesem System, das freilich auch zur Auflösung mancher ältern eigenthümlichen Standesbildung in bürgerlichen und bäuerlichen Verhältnissen beitrage, erwarten zu wollen daß es auch noch die Gewohnheiten, Fertigkeiten und Standesbegriffe erzeuge die man als Tugenden eines alten Soldaten anrühmt, würde beweisen daß man den Geist in welchem dasselbe geschaffen, nicht begriffen habe. Um einen Soldaten zu bilden wie in andern Staaten, die in der Lage seien beträchtliche Theile des Heeres fortgesetzt zu verwenden, würde selbst eine Verlängerung der Dienstzeit auf fünf Jahre nicht hinreichen. Auch dürfe man auf die Dauer der Dienstzeit im Frieden nicht einen zu hohen Werth legen; die Kriegsgeschichte der letzten vierzig Jahre zeige hinlänglich daß junge Soldaten den gehegten Erwartungen besser entsprochen hätten als alte. Ein Mann von gewöhnlich natürlichem Geschick könne in achtzehn bis zwanzig Monaten, also in zwei Sommern und einem Winter zum Infanteristen für alles ausgebildet werden was er im Krieg und Frieden zu leisten habe. Im Reiter- und Artilleriedienst dagegen würden drei Jahre nöthig sein. Es komme übrigens bei Ausbildung des jungen Kriegsvolkes vornehmlich auf die richtige Beurtheilung und Behandlung der auszubildenden Kräfte an; mühsame mechanische Unterweisung werde niemals besondern Erfolg haben.

Von allgemeinerem Interesse sind auch die Ansichten die Gneisenau in einem Briefe vom Mai 1831 — als er in Posen commandirte — über den russisch-polnischen Feldzug ausspricht. So viel, schreibt er, haben wir aus diesem Kriege gelernt daß alle die Besorgnisse die man aus der Größe der russischen Macht schöpfen wollte nichtig sind; sie, die Russen, sind für uns sehr nützliche Bundesgenossen und nicht zu fürchtende Feinde; darum mögen wir getrost mit ihnen im Bündniß bleiben; 200,000 Mann ihrer Truppen werden in einem Kriege mit Frankreich uns nützliche Dienste leisten, und früher oder später bricht dieser Krieg dennoch aus.

Stehen die obenangeführten Aeußerungen über das preußische Kriegswesen geradezu dem entgegen was der Vertreter des altbranden-

burgischen Staats darüber ausspricht, so sind die Abweichungen auf dem Gebiete politischer Meinungen nicht weniger scharf. Fühlte sich ein v. d. Marwitz zur neuen Zeit und ihren Umbildungen überall in einem bittern Gegensatze, so zeigt sich bei Krauseneck eine unläugbare Verwandtschaft mit dieser neuen Zeit. Seine politische Ansicht im allgemeinen, wie sie nach Studien und Beobachtungen sich herausstellte, war mit dem Freien und Selbständigen seines Charakters und seiner gesammten Weltanschauung so verwachsen, daß sie als ganz ungekünstelter Ausdruck seines Wesens erschien. Sie wurzelte in dem Grundgedanken daß der Staat, aus allgemeinem Bedürfniß des Rechtsschutzes hervorgegangen, als natürliches Ergebniß höherer und menschlicher Weisheit anzusehen sei, die Einrichtungen desselben aber von dem Grade der Bildung, den herrschenden Begriffen und Sitten eines Volkes abhängig, und mit dem nicht zu hemmenden Wechsel der Meinungen und Gewohnheiten in zeitgemäßer Weise umzubilden seien. War Krauseneck zwar von lebendiger royalistischer Ueberzeugung, so war er doch zugleich entschiedener Gegner der Willkür. Keine durch einseitige Interessen bedingte Staatsleitung, meinte er, wäre zu pflegen, das Gefühl für gesetzliche Freiheit müsse herrschend und damit auch die individuelle Ausbildung gefördert werden. Versäume es die Staatsgewalt in dieser Richtung zu wirken, suche sie auszuweichen oder mit kleinen Mitteln entgegenzutreten, so würde über kurz oder lang den hervordringenden Keimen zu neuen Gestaltungen auf andere Weise Raum geschafft, und zum Nachtheil des Ganzen dasjenige gewaltsam errungen werden was verständigerweise auf gesetzlichem Wege hätte gewährt werden können.

Mit diesen Ueberzeugungen mußte Krauseneck begreiflicherweise zu manchem in Opposition stehen was in Preußen gefördert und gepflegt ward. Zwar ward er vom König aus „persönlichem Vertrauen zu seinen erprobten Gesinnnngen, seinen Einsichten und seiner Geschäftserfahrung" in den Staatsrath berufen (1837), aber eben daß dieß erst jetzt und nicht schon früher geschah, schrieb man dem Einfluß der entgegengesetzten Partei zu. Namentlich sollte der Präsident des Staatsraths, Herzog Karl von Mecklenburg, die freisinnigen Meinungen Krausenecks für bedenklich gehalten haben. Wenn dieß wahr sei, meinte Krauseneck, so müsse des Präsidenten System wohl ein schwaches gewesen sein, da ein gutes Profil auch gegen schweren Kaliber Stand gehalten haben würde; Preußen müsse den Vogel der die Sonne nicht

scheue, nicht aber den Krebs oder die Eule zum Vorbild seines Strebens nehmen. Daß er sich im Staatsrath nicht wohl fühlte, beweisen einzelne briefliche Aeußerungen. „Ich will," schrieb er (1839), „den König bitten mich aus der Schule zu entlassen, denn ich bin zu alt noch etwas zu lernen, am wenigsten von jungen Leuten. Wenn Prügel nicht verletzender sind als eine Freiheitsstrafe, warum prügelt man nicht alle Welt? Kurz und wohlfeil wäre die Procedur jedenfalls." Minister Rochow hat mit vieler Eloquenz pro baculo gesprochen. Ich weiß nicht was mancher gewollt hat, Grolman geht es ebenso."

Sehr treffende Aeußerungen finden sich über die Rheinlande und ihre Bewohner, die Krauseneck in seinem verwandten fränkischen Naturell nicht mit der Selbstüberhebung uckermärkischen Provinzialgeistes, sondern mit unverkennbarer Vorliebe beurtheilte. Als im Anfang des Jahrs 1840 die Spannung zwischen den alten und den neuen Theilen der Monarchie sich zu einzelnen groben Verirrungen führte, schrieb Krauseneck: „Was sich in unsern herrlichen Rheinprovinzen regt, . . . ist insofern wahrhaft betrübt, als der Geist der sich dort als der preußische manifestirt, zur Verkennung auch des Guten dessen wir uns rühmen können führen muß. Daß die Unterstützung welche die Strebungen unserer Privilegirten, auch derer die nicht eine Scholle ihr Eigenthum nennen können, in höhern Regionen finden, zu Teufeleien wie die in Düsseldorf führen müssen, versteht sich von selbst." Er klagte darüber daß man durch ein System des Nepotismus, der Willkür, der leidenschaftlichen Behandlung dienstlicher Dinge recht eigentlich die bösesten Geister herauf beschwöre.

Gegenüber den Klagen und Vorwürfen womit ein Mann wie v. d. Marwitz die Welt und ihre Lenker überschüttet, und das Ende aller Dinge prophezeit, hat es etwas sehr wohlthuendes die ruhige, in sich selber fertige Anschauungsweise Krausenecks zu vergleichen. Er meint, eine verständige Würdigung der Dinge, mit denen man hienieden zu thun hat, sei die Hauptsache. „Jeder vertraue seinem Genius. Die Welt in sich tragen, das ist die wahre Garantie des Bestehens; viele, welche von der äußern Welt begünstigt sind, finden kein Glück, weil sie es am unrechten Orte suchen." Ohne der geselligen Welt abgestorben zu sein, hatte Krauseneck doch für vieles kein Interesse mehr was diese bewegte; das Leben am Hof erscheint ihm wenig anlockend. Von diesem contemplativen Standpunkt aus würdigte er die Verhältnisse in sehr zutreffender Weise. Er betrachtete den Thronwechsel

von 1840 und was sich daran knüpfte als einen sehr wichtigen Wendepunkt der preußischen Staatsentwicklung, war auch nicht ohne Vertrauen auf einen verständigen Gang der Dinge. Er glaubte daß man das Bessere ernstlich wolle, aber man scheine über den Curs, wohin man steuern wolle, noch nicht recht einig zu sein. „Mit dem sic volo, sic jubeo will es überall nicht mehr gehen, und so hat das Steuern seine eigene Schwierigkeit. Es wäre noch ein Gewinn wenn sich eine tüchtige, compacte Opposition bildete; am Ende wird sich eine solche wohl entwickeln, aber es wird vorher viel raisonnirt und deraisonnirt werden." Halb scherzhaft wies er auch auf den Widerstand hin den alles finde was aussehe wie eine Anstalt „welche die Leute auf den Schub in den Himmel schicken will."

Er hielt damals (1841, 1842) den Zeitpunkt für gekommen eine constitutionelle Staatsform, und mit ihr Freiheit der Presse, Oeffentlichkeit der Rechtspflege und der Verwaltung, Selbstregierung der vorhandenen, örtlich bedingten Körperschaften und Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung und Besteuerung zu gewähren. Dadurch werde mit der Ruhe und Stätigkeit des Ganzen auch naturgemäßes Fortschreiten sich verbinden, das Bewußtsein des Individuums zu dem des Staats sich erheben, weniger die Selbstsucht als der Gemeinsinn das treibende Motiv werden, alle Organe würden zu einer höhern Lebensregung kommen, und so die Kraft des Staates auch nach außen hin zunehmen.

Ohne die Verdienste welche die Bureaukratie gehabt zu verkennen und innerhalb gewisser Gränzen ihr die Berechtigung zu versagen, wünschte er doch die freiere körperschaftliche Entwicklung der bürgerlichen Verhältnisse gefördert und die schleppende Weitläufigkeit der Schreiberherrschaft, jenen trocknen und fabrikmäßigen Geschäftsgang, beseitigt, der über dem Formellen das sachlich Nothwendige übersieht. Ernste Sorgen machte ihm schon 1846 die Neigung, die Ansprüche der Privilegirten zu begünstigen. „Der Staatsrath wird alle Tage mehr ein Beamtencongreß, aus Mitgliedern die man mit Vorsicht wählt. In einer solchen Versammlung können die besten Ansichten sich keine Geltung verschaffen."

Von Berufsarbeiten aus dieser spätern Periode bietet am meisten allgemeines Interesse der Antheil den Krauseneck an der Befestigungsfrage Süddeutschlands gehabt hat. Wir ersehen daraus daß die Meinungen darüber geraume Zeit sehr auseinander gingen, denn während

in Wien mächtige Einflüsse die Befestigung Ulms für genügend erachteten, verfocht in Berlin namentlich Krauseneck, nicht ohne Widerspruch in der nächsten Umgebung zu finden, mit großer Lebhaftigkeit die Ansicht daß Süddeutschlands Vertheidigungssystem die rechte Kraft erst dann erhalten würde wenn beide, Ulm und Rastatt, Donauland und Schwarzwald befestigt würden. Die Correspondenz nahm damals (1837) einen etwas gereizten und bittern Ton an, bis sich allmählich die von Krauseneck vertretene Ansicht Bahn brach. Frage der Fürst Metternich, heißt es in einer Erwiederung Krausenecks, was denn im Laufe der letztverflossenen 15 bis 20 Jahre in der militärischen Lage Süddeutschlands so wesentlich sich verändert habe um eine Umwandlung der früheren Ansichten gerechtfertigt erscheinen zu lassen, so sei zu entgegnen daß die gegenwärtige Sachlage, in Vergleich zu den militärisch-politischen Verhältnissen von 1818 bis 1820, als eine durchaus andere anerkannt werden müsse. Die Katastrophe von 1830 habe die großartigsten Veränderungen hervorgebracht, die jetzige Lage sei der von 1819 fast in keiner wichtigen Beziehung mehr vergleichbar. Frankreich sei nicht mehr durch den belgischen Festungsgürtel, durch englische Flotten und spanische Heere auf die Defensive gewiesen, sein politischer Zustand sympathisire mit dem der innerlich nicht mehr neutralen Schweiz und des von Holland abgefallenen Belgiens, seine Dynastie nähere sich England, während die Cabinette von London und Petersburg gespannt wären. Frankreich und Oesterreich hätten ihre Vertheidigungsfähigkeit seit dieser Zeit mehrfach erhöht, indeß unter Zunahme der Wahrscheinlichkeit eines feindlichen Angriffs die süddeutschen Staaten in früherer Wehrlosigkeit geblieben, und dadurch etwaigen Einflüsterungen des Nationalfeindes zu föderativem Anschluß an denselben eben nicht verschlossener geworden wären.

Schon 1847, nach einer mehr als 56jährigen Dienstzeit, hatte Krauseneck seinen Abschied gefordert, ließ sich jedoch, obwohl bereits sehr leidend, durch Boyen wieder zum Bleiben bestimmen. Im folgenden Frühjahr sah er sich gleichwohl genöthigt die Ruhe zu suchen, nachdem ihm kurz vorher (am 24. April 1848) das Kriegsministerium angeboten worden war. „Wir brauchen, hatte ihm der König geschrieben, einen Mann, dessen Namen jedem Soldaten, ich möchte sagen überzeugend klingt, ein ächt preußisches Herz, einen Mann von Muth der vortrefflichen Collegen gegenüber die Stimme der Wahrheit, eine ächte Soldatenstimme hören läßt." Die Ereignisse des Jahres 1848

machten auf ihn einen tiefen Eindruck; so freisinnig seine Meinungen immer gewesen, mit solchem Widerwillen erfüllte ihn das Gebahren der Berliner Demagogie. Er konnte die auf Vermittlung gerichteten Absichten des März-Ministeriums anerkennen, aber er wußte dessen schwankendes Handeln gegen die durch den äußersten Radicalismus aufgeregten Massen durchaus nicht zu fassen, noch weniger zu billigen. Er rieth schon im Junius zu thätigem Ernst und nachdrücklichen Maßregeln. Seine Stimme wurde vom König mit zustimmender Anerkennung gehört, von den eigentlich Regierenden unbeachtet gelassen. Er wünschte ein kräftigeres Ministerium, das in den täglich sich weiter und weiter lockernden Zuständen entschlossen zur Entscheidung vordränge, nach wiedererrungener Ruhe aber mit lebendiger Einsicht die Keime des nationalen Lebens scharf ins Auge fasse, und den neuen Organismus zu befestigen wisse. Gegenüber der Straßensouveränetät würde er selbst sehr starke Maßregeln nicht verschmäht haben.

Er sah noch den Umschwung der Dinge, während seine körperlichen Leiden zunahmen. In den kritischen Novembertagen des Jahres 1850 erlag er dem langwierigen Uebel das durch den schmerzlichen Verlust eines theuern Kindes eben erst noch gesteigert worden. Für alle aber, auch für solche die ihm nicht im Leben nahe gestanden, bleibt das Bild des Mannes anziehend der ein ächter Träger der geistigen Vornehmheit, treu seinem König und doch durchaus von männlicher Freiheit durchdrungen, „ein anderes Bewußtsein in sich trug als das welches sich in Straßen und Sälen breit macht."

L. Stein, Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage.

In drei Bänden. Leipzig 1850.

(Allgemeine Zeitung 29. u. 30. August 1851 Beilage Nr. 241 u. 242.)

Es ist nicht etwa eine erweiterte Bearbeitung der Stein'schen Monographie über Socialismus und Communismus die uns hier geboten wird, sondern ein ganz neues Werk, das einen selbständigen Weg durch den geschichtlichen Stoff der letzten zwei Menschenalter gesucht hat. Reich an anregenden Momenten politischer Art, wie an tiefen und treffenden historischen Blicken, mit ungemeiner dialektischer Schärfe

ausgestattet, und überall aus einer umfassenden geschichtlichen Betrachtung geschöpft, macht dieß Buch den ersten durchgreifenden Versuch die Geschichte der Umwälzungen seit 1789 streng von ihrer gesellschaftlichen Seite aufzufassen. Ein solches Bemühen ist um so verdienstlicher, je häufiger man über dem äußern Beiwerk revolutionärer Geschichten es versäumt hat in den eigentlichen Kern, in die socialen Beweggründe und Gegensätze, tiefer einzudringen. Gleichwohl wird sich das Stein'sche Werk nur allmählich seine Anerkennung schaffen, nicht des Stoffes wegen, in dem sich alle großen Interessen unserer Zeit berührt finden, sondern mehr um der allzu systematischen Form willen die der Verfasser dem Stoffe gegeben hat. Wohl ist es ein treffliches Wort das Stein dem Buch als Motto vorangesetzt: Je ne sais pas l'art d'être clair pour qui ne veut pas être attentif — und der aufmerksame Leser wird wohl auch schwerlich die innere Klarheit der Auffassung vermissen, allein die Entwicklung hat für einen geschichtlichen Stoff viel zu viel abstract Dialektisches, für eine historische Darstellung zu viel eigentlich Scholastisches. Es ist wahr, ganz konnten die systematischen Erörterungen nicht gemieden werden bei einer Materie wo die Schulsysteme eine so große Rolle spielen; aber Stein durfte gegen seine Neigung zur speculativen Deduction bei einem zeitgeschichtlichen und äußerlich so nahe gelegenen Stoffe etwas weniger nachgiebig sein als er gewesen ist. Die innerliche Frische und Lebendigkeit womit er seine Aufgabe ergriffen und durchgeführt hat, würde viel unmittelbarer auf den Leser herüberwirken, wenn sie nicht zu häufig in der monotonen und farblosen Einkleidung systematischer Construction hervorträte. Die Leser freilich die noch die gute alte Gewohnheit haben sich sorgfältig und mit der Aufmerksamkeit ehrlicher Wißbegierde durch ein umfassendes Buch hindurchzuarbeiten, die werden für den Reichthum der Anregungen die ihnen geworden, für die scharfen Schlaglichter die auf den Gang der jüngsten Weltentwicklung fallen, für die feinen und zutreffenden politischen Betrachtungen durch die sie angezogen und belehrt werden, ebenso dankbar sein, auch wenn die Einkleidung im ganzen mehr eine systematische als historische ist. Aber die Masse dieser Leser ist nicht sehr groß, und der zahlreichen Majorität der andern sollte man den Genuß ernster und solider Bücher nicht allzu sehr erschweren.

Mit der Feststellung der Begriffe von Staat und Gesellschaft beginnt Stein seine Darlegung. Der Staat als höchste Persönlichkeit, zur höchsten Entwicklung bestimmt, wird die Entwicklung aller Ein-

zelnen durch seine eigene höchste Gewalt anstreben müssen; denn indem er für alle sorgt, sorgt er für sich; er hat, indem er die Einheit von Persönlichkeiten ist, gar keinen andern Weg seine eigene höhere Fortbildung zu erreichen. Der Staat wird daher suchen müssen in der Verfassung dem Einzelnen seine Freiheit zu sichern, in der Verwaltung das Leben aller Staatsbürger zu ihrer eigenen Aufgabe zu machen. Die Staatsverwaltung wird eine um so schlechtere sein, je größer die Zahl und die Noth derer ist welche sie vernachlässigt; sie wird in dem Grad vollkommener, je mehr sie im Stande ist allen die Mittel zur höchsten persönlichen Entwicklung darzubieten. Während so der Staat die Einzelnen zur persönlichen Einheit zusammenfaßt, ordnet die Gesellschaft sie als Einzelne dem Einzelnen unter; in ihr ist jene Thätigkeit welche die Mittel der eigenen Unabhängigkeit und der fremden Abhängigkeit erwirbt, das eigentlich bewegende Element, das Interesse des Einzelnen der lebendige Grundsatz. In diesem Gegensatze zwischen Staat und Gesellschaft, in dem Kampf beider Mächte erblickt Stein das eigentliche Wesen unserer unmittelbaren Gegenwart. Der Staat, so folgert er aus seinen Vordersätzen, wird an der Lösung des Widerspruchs zwischen einer herrschenden und einer abhängigen Classe arbeiten; er wird zuerst in der Verfassung die Gleichheit des öffentlichen Rechts als obersten Rechtsgrundsatz aufstellen, in der Verwaltung die Hebung der niedern Classen zum wesentlichen Gegenstande seiner Thätigkeit machen. Jede Maßregel welche eines von diesen Zielen verfolgt geht aber im allgemeinen gegen die gegebene gesellschaftliche Ordnung, im besondern gegen die gesellschaftliche Lage der herrschenden Classe. Gerade mit dieser tritt daher der Staat in scharfen Gegensatz; denn die herrschende Classe ist es welche um der Abhängigkeit willen ihre bisherige Herrschaft, und die tausend Genüsse die sich an dieselbe schließen, verlieren muß, wenn die Bestrebungen des Staates siegen; sie ist es sogar welche die materiellen Mittel dazu hergeben wird, um durch die Hebung der niedern Classe ihre eignen Vorzüge einzubüßen. Sie wird daher, um die Consequenzen der Staatsidee von sich abzuweisen, soviel wie möglich suchen sich ausschließlich der Staatsgewalt zu bemächtigen.

Dieß sind, in den gedrängtesten Zügen zusammengefaßt, die Voraussetzungen von denen Stein ausgeht. Wie sich denn aus dem Bestreben einer gesellschaftlichen Classe die Staatsgewalt an sich zu reißen und auszubeuten die socialen Widersprüche herausbilden, socialistische Lehren und Systeme geboren werden, gesellschaftliche Revolutionen vor-

bereiten, und wie nun die Aufgabe dahin geht die sociale Reform anzubahnen — das sind die Fragen deren Erörterungen der Rest der allgemeinen Einleitung gewidmet ist. In der Entwicklung Frankreichs seit 1789 findet er die ungestörteste Erscheinung der Gesetze welche die Bewegungen des politischen und gesellschaftlichen Lebens beherrschen; dort hat sich einmal von 1788—1830 die rein politische Revolution, in dem Sieg der erwerbenden, aber rechtlich abhängigen Classe über die bloß besitzende und herrschende, dann die Entstehung der arbeitenden Classe im Gegensatze zum Capital, und endlich der erste entscheidende Kampf und Sieg der socialen Demokratie in einer stetigen Reihe von innern Umwälzungen herausgebildet. Unserm Vaterlande weist Stein eine davon verschiedene Entwicklung zu. In verschiedene Staaten getheilt und doch von dem Bedürfniß und Bewußtsein nationaler Einheit getrieben, drängt Deutschland mit ganzer Kraft der politischen Einheit als dem Ersten und Wichtigsten entgegen; jedoch nicht ohne auch von den socialen Gegensätzen ergriffen zu sein. Auf diese Weise ist Deutschland von zwei Bewegungen zugleich durchdrungen, die nicht verfehlt haben sich gegenseitig zu hemmen und zu schwächen. Die nationale Richtung, welche Deutschlands Einheit will, hat die vorhandene sociale Bewegung als das Untergeordnte betachtet, und einen Theil ihrer besten Kräfte verbraucht um sich ihrer zu erwehren. Die sociale Richtung hat die politische zum Theil verachtet, zum Theil verkannt, und sich von ihr getrennt. Dadurch sind beide in ihrer besten Kraft gebrochen; und in diesem Verhalten liegt der wahre Kern der Geschichte des deutschen Parlaments in Frankfurt. Denn die nationale, politische Richtung ist von der Reaction gerade durch ihre Abneigung gegen die sociale erst geschwächt, dann zersplittert und überwunden worden. „Wenn aber," fügt Stein hinzu, „das Gesetz richtig ist das die Bewegung der Freiheit beherrscht, so muß die politische Umgestaltung der socialen vorangehen. Daher ist es ganz gewiß und nothwendig daß für Deutschland die sociale Bewegung in den Hintergrund treten muß und wird, sobald das deutsche Volk noch einmal sich erhebt."

Eine gedrungene Uebersicht faßt zunächst die wesentlichsten Ergebnisse der ersten französischen Revolution zusammen. Gegenüber der neuerlich bisweilen wieder laut gewordenen Ansicht*) daß jener Umwälzung die tiefern gesellschaftlichen Motive gefehlt hätten, gegenüber jenen rosenfarbenen Schilderungen altmonarchischer Zustände, worin sich die

*) Z. B. von Granier de Cassagnac.

Tendenz Geschichtschreibung versucht hat (und in Frankreich sind leider alle Richtungen, von Guizot und Thiers bis zur Lamartine und Louis Blanc, immer mehr der Tendenzschriftstellerei verfallen) — gegenüber jener Entdeckung der Partei Klugheit, nicht der geschichtlichen Einsicht, betont Stein mit aller Schärfe die innere Nothwendigkeit aus der die Erschütterungen von 1789 hervorgegangen. Die berühmten Fragen und Antworten des Abbé Sieyès hätten eigentlich für alle künftigen Zeiten die Verhandlung darüber abschneiden sollen. „Die Ordnung der Gesellschaft" — so drückt sich damit übereinstimmend Stein aus — „und mit ihr der Besitz der Staatsgewalt, beruhte auf der absoluten Herrschaft des geschichtlichen und arbeitlosen Besitzes über die Arbeit, den erworbenen Besitz und die geistigen Güter; es standen damit nicht etwa nur die Bedürfnisse und Forderungen eines großen Theils der Nation, sondern die Gewißheit und Nothwendigkeit des geistigen Fortschritts selber in so unlösbarem Widerspruch, daß entweder die ganze freie Zukunft Europa's oder jene Ordnung der Gesellschaft untergehen mußte." Wie sich dieß Gefühl schon in den geistigen Bewegungen des achtzehnten Jahrhunderts aussprach, wie die Monarchie, nach halben und mißlungenen Experimenten einer physiokratischen und finanziellen Reform, den Bürgerstand aufgab, wie dieser mit der Intelligenz und der Masse sich gegen das Königthum verband, wie dann die Ereignisse vom Mai bis August 1789 jenem Mittelstand die Herrschaft errangen, brauchen wir aus den bekannten Ereignissen der Revolution nicht im einzelnen zu wiederholen.

Die Erklärung der Menschenrechte und die Nacht vom 4. Aug. schufen eine neue Grundlage gesellschaftlicher Verhältnisse. Die Abschaffung der Leibeigenschaft, die Aufhebung der Majorate, die Theilung des großen Besitzes, die Veräußerung der Staatsdomainen, die neue Organisation in Justiz und Verwaltung hatten den Keim unermeßlicher Umwälzungen in sich, indeß zugleich seit dem 14. Juli die Massen zur unmittelbaren Betheiligung an dem Umsturz der alten Zustände herangezogen waren. Bald schied sich der siegreiche dritte Stand in seine bisher vereinigten Elemente; es entstand die erste bewußte Trennung in die verhängnißvollen Begriffe bourgeoisie und peuple, die durch die Verfassung von 1791, ihren Wahlcensus u. s. w. nur schroffer werden mußte. Diese Verfassung selbst, wie sie die Massen nicht befriedigte, war auch nicht im Stande den constitutionellen Monarchismus zu begründen; es war ein Werk der Halbheit, indeß der

constitutionellen Partei die Kraft, dem Throne selbst der consequente Wille fehlte die constitutionelle Monarchie fest zu begründen. So verfiel die monarchische Ordnung dem unvermeidlichen Untergang — eine Thatsache deren Bedeutung Stein in einer treffenden Bemerkung gewürdigt. „Die Vernichtung des Königthums in Frankreich," sagte er, „hat für ganz Europa zunächst Eine inhaltschwere Folge gehabt. Sie hat das Königthum, das sich in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an die Spitze der Reformen stellte, allen Reformen der Gesellschaft dauernd entfremdet. Der Tod des Königs Ludwig warf die übrigen Könige offen in die Arme der Aristokratie, und dadurch ist vielleicht mehr als durch alles andere der Weg der ruhigen Entwicklung abgeschnitten, und die Revolution zu einer Erscheinung gemacht die man sogar eine naturgemäße hat nennen können, während doch tiefere Einsicht in das Wesen der Gesellschaft und des Königthums hätte zeigen müssen daß es eben die unnatürliche Stellung des Königthums war welche die damalige wie die folgenden Revolutionen motivirte." Ueber die natürliche Stellung des Königthums hat sich Stein in der Einleitung ausgesprochen. „Unter allen Formen, heißt es dort, ist die des Königthums der reinste Ausdruck des selbständigen persönlichen Staats." Es hat sich fast allenthalben erhoben auf dem Bedürfniß der gedrückten Theile der Völker; allenthalben ist es durch die natürliche Unterstützung der letzteren zur Entwicklung seiner Macht gediehen; allenthalben ist es da am sichersten gewesen wo es seine Macht im Sinne jener Staatsidee gebraucht hat. Seine Gefährdung, sein Untergang tritt da ein wo es diese Bahn verläßt; seine Vergangenheit hat auf diesem Princip beruht, seine Zukunft wird darauf beruhen.

Dem Siege der Demokratie, welche sich die unbedingte Gleichheit als Ziel vorgesetzt, der Herrschaft des Schreckens und den Anfängen communistischer Tendenzen folgte die Zeit der Ermattung von 1795, wo die alte Gesellschaft zertrümmert war, ohne daß eine neue sich gebildet hatte. Es galt die neue Vertheilung des Besitzes, die sich vorbereitende Macht des Mittelstandes zu sichern; darum erhielt man fürs erste den republicanischen und revolutionären Zustand. Man wollte keinen König, weil man Privilegien und Stände fürchtete; die Republik von 1795 wollte keine Massenherrschaft begründen, sondern nur mit dem Königthum die Elemente verbannen welche der noch kaum sich bildenden, auf der neuen Vertheilung des Besitzes fußenden Gesellschaft gefährlich werden konnten. Hätte das Königthum es vermocht

seine alten Principen aufzugeben, so wäre schon damals eine Reformation möglich geworden. Allein ganz Europa kannte ein solches Königthum nicht, und Frankreich hätte es diesem feudalen Europa gegenüber nicht halten können. Man wollte Ruhe, man fürchtete Störung von oben wie von unten, und darum machte man ein Directorium das kaum sich selbst halten konnte, und eine Verfassung welche die Massen ausschloß. Und in dieser Ruhe war es wo sich die neuen Dinge zuerst vorbereiteten. Dieselbe Gesellschaft aber welche 1795 die Republik wollte, ließ 1815 Napoleon fallen und begrüßte den neuen König; 1795 hätte man die Gesellschaft überwinden müssen um den König einzuführen; 1815 nahm sie ihn, obgleich dreifach so stark wie damals, fast freiwillig auf. Die Gesellschaft war keine andere, aber das Königthum war ein anderes geworden.

Die Betrachtungen welche Stein über die Zeit des Directoriums anstellt, enthalten viel Treffendes über die innere Entwicklung jener Zeit. Er zeigt wie sich in den Tagen der Ruhe die neue Macht bürgerlichen Besitzes und Geldes anfing festzusetzen, wie sie der Rückhalt war auf den sich das Directorium stützen konnte, so lange es seinerseits diese neue Macht vor Anarchie und Restauration sicher stellte. In demselben Sinn steht das Heer dem Directorium gegen jede Regung des alten Royalismus zu Gebote. Das Heer war ganz die eigentliche Schöpfung der Revolution: jung, ohne Tradition, durch eigene Macht emporgekommen, von allen feudalen Ueberlieferungen losgerissen und in seinem eigenen Organismus überwiegend demokratisch, war es der mächtigste Stein des Anstoßes für jede Herstellung altmonarchischer Institutionen.

In diesem Kampf der neuen Gesellschaft gegen die Extreme liegt die eigentliche Wichtigkeit jenes Zeitraums, nicht in dem Mehr oder Minder der Freiheit welche die Verfassung von 1795 gewährte. Stein sieht in dieser Verfassung ein sehr gelungenes Werk theoretischer und doctrinärer Constituirung; aber es war die Zeit noch nicht gekommen für eine Feststellung solch stetiger Formen, und, fügt er hinzu, „wo nur eine doctrinäre Verfassung möglich ist, da ist überhaupt noch keine Verfassung möglich."

In diesen unfertigen und gährenden Verhältnissen ergreift der erste Consul das Ruder der Staatsgewalt: er ist nicht nur der Abgott des Heeres, sondern auch der Mann der damaligen französischen Gesellschaft. Mit dictatorischer Gewalt soll er die neuen Zustände, die

sich aus dem Chaos revolutionärer Erschütterungen herausgebildet, feststellen, Staatsordnungen statt abstracter Staatsverfassungen aufrichten, die junge gesellschaftliche Organisation vor den sie bedrohenden Gefahren schützen, und dazu legt ihm die Nation freiwillig die unbeschränkte despotische Gewalt in die Hände. Auf der einen Seite sehen wir ihn dann in der Organisation und Gesetzgebung des Staates, namentlich in dem code civil auf die Bahnen einlenken welche die Revolution gebrochen, auf der andern durch feudale und altmonarchische Restaurationsgelüste sich mit der neuen Gesellschaft in unlösbaren Widerspruch begeben. Jener erste Punkt ist es besonders worin Stein die europäische Wichtigkeit der Napoleonischen Zeit findet. „Die Napoleonischen Verfassungen, sagt er, sind die großen Gränzsteine welche die Geschichte an diesem Scheidewege aufgerichtet hat; sie sind der erste Ausdruck der tiefen socialen Umgestaltung, die mit unserm Jahrhundert die Geschichte der Welt beherrscht. Ihr Werth oder Unwerth ruht daher nicht in ihren Bestimmungen; ihre Mission ist überhaupt gleichgültig gegen ihre politische Richtigkeit, ihr rascher Untergang unabhängig von ihrem Einfluß; dadurch daß sie da gewesen und gegolten, haben sie das organische Leben Europa's umgestaltet."

In Frankreich selbst hatte sich indessen die neue volkswirthschaftliche Macht in der Gesellschaft ausgebildet, und war gegen das napoleonische Kaiserthum in eine natürliche Opposition gerathen; die Verfassung staatsbürgerlicher Freiheit, die sie forderte, gab ihr Napoleon nicht, sie ward ihr erst in der Charte von 1814. „Die Restauration Ludwigs XVIII., sagt darüber Stein, war der Friede mit Europa, die Charte der Friede mit dem französischen Volk; von ihr datirt eine ganz neue Epoche in Europa." Alle übrigen Verfassungen des revolutionären Frankreichs, nicht minder die Verfassungen die Frankreich den überwundenen Staaten auferlegt hatte, waren bis dahin noch immer von Europa als feindliche Elemente des bisherigen Staatensystems angesehen. Die Charte aber, als die Bedingung betrachtet unter welcher Ludwig XVIII. allein auf seinem Thron sich erhalten konnte, war die förmliche Anerkennung daß Europa selber den Boden der feudalen Gesellschaft verlassen habe, und im Begriff stehe in die Epoche der staatsbürgerlichen hineinzutreten. Was bisher durch die Gewalt der französischen Waffen bestanden hatte, das ward jetzt durch die Diplomatie Europa's freiwillig und als ein Natürliches hingestellt; die Charte Ludwigs XVIII. ist der Beginn der constitutionellen Epoche in Europa.

Dem Königthum in Frankreich selbst war mit der Charte Ludwigs XVIII. die Aufgabe vorgesetzt: sich mit der neuen Gesellschaft vollkommen zu verständigen, und zu zeigen was es selber vermochte, indem es sich mit seiner erhabenen Mission über die Gegensätze der Gesellschaft hinstellte, und die natürliche Entwicklung mit weiser und starker Hand regelte. Die Geschichte der Restauration hat freilich nur den Beweis geliefert daß das wiederhergestellte Königthum sich in diese Stellung nicht zu finden wußte. Die Widersprüche welche in der constitutionellen Verfassung selber liegen, und namentlich die Persönlichkeit der Staatsgewalt mit der Gesellschaft in Conflict bringen, stellt Stein durchaus nicht in Abrede; aber er findet einen ähnlichen Widerspruch in jeder Verfassung. „Wir behaupten, so urtheilt er gewiß mit Recht, daß es ganz unmöglich ist eine Verfassung zu ersinnen in welcher dieser Widerspruch ohne Opfer der Individualität nicht vorhanden wäre; die staatliche Gemeinschaft wäre kein Lebendiges wenn sie ihn nicht hätte. Die constitutionelle Monarchie ist nur eine besondere Form des Gegensatzes zwischen dem persönlichen Staate und der Gesellschaft; ob sie die beste ist oder nicht, ist an sich nicht zu entscheiden, sondern es hängt davon ab ob jedes dieser beiden Elemente Bewußtsein genug hat von dem Wesen und Werth des andern, um, obwohl mit ihm im Gegensatz, dennoch in gegenseitigem Stoß und Gegenstoß das Leben des Staats aufrecht zu halten. Hier in diesem Bewußtsein liegt die Kraft jener Verfassung, nicht in ihren Formen. Und hier liegt denn auch die wahre Gefahr des constitutionellen Staatslebens. Denn da dasselbe aus dem Gegensatze und der Bewegung jener zwei Elemente besteht, so muß jeder Act des einen, der eine Vernichtung des andern zur Folge hat, die ganze Existenz des Staatslebens gefährden. *Es ist nicht möglich mit Rechtsbestimmungen hier eine Gränze zu ziehen; jene Elemente müssen selber ihr wahres Verhältniß wissen.* Und da dieß das Leben selber ist, so läßt sich nur aus dem jene Kenntniß langsam schaffenden Leben die Harmonie der Gegensätze bilden. Wo aber in einem Staate eines von diesen Elementen das andere völlig bewältigen will, da bricht der Widerspruch in offene That aus, und diese That ist die Revolution, der offene Kampf der Gesellschaft gegen die ihr feindlich gegenüberstehende Staatsgewalt."

Die Juliusregierung stand auf dem Boden der Charte von 1814, indessen sich das Uebergewicht der industriellen Gesellschaft und die Herr-

schaft des Capitals ausgebildet hatte. „Der Zustand eines Volkslebens,“ bemerkt darüber Stein, „in welchem das Capital die gesellschaftliche und gesellige Macht, sein Genuß der höchste Genuß der Gemeinsamkeiten, die Anerkennung seiner Wichtigkeit bis zur Hochachtung vor ihm, und das Streben nach ihm bis zur Käuflichkeit und Verkäuflichkeit gestiegen ist, ist der Materialismus der menschlichen Gesellschaft. Der Materialismus ist nicht die Achtung vor der erwerbenden Arbeit, nicht das Streben nach Erwerb, nicht der rohe materielle Genuß, nicht der Mangel an höhern Bedürfnissen und Bildungen der Wilde, der Naturmensch, der Ungebildete, der emsig Betriebsame sind nicht materiell; der Materialismus ist ein ganz bestimmter Zustand des Geistes der menschlichen Gesellschaft, und unmittelbar verknüpft mit der Herrschaft des Capitals. Seine Symptome sind Geldstolz und Abwesenheit von Kunst und Poesie, nicht Schwelgerei und Barbarei, auch nicht die bloße Sparsamkeit, die Geschäftsthätigkeit oder die Gesinnungslosigkeit; erst die Herrschaft der großen Capitalien macht aus allen diesen Elementen den Materialismus.“ Im einzelnen entwickelt dann Stein in scharfen Umrissen, wie sich als nothwendige Erscheinung nicht durch die Schuld der Einzelnen, sondern lediglich als Consequenz der industriellen Gesellschaft, der Gegensatz des Proletariats zum Capitalbesitz ausbilde, und jene socialen Doctrinen wecke die sich in den verschiedenen Abstufungen unter dem Socialismus und Communismus gruppirt finden. Er weist dem Socialismus das Verdienst zu zum erstenmal die Forderung gestellt zu haben daß man das ganze äußere Leben der Welt in seinem Verhältniß zur höchsten Bestimmung des Individuums denke. Er läßt sich durch die Extravaganzen im Einzelnen nicht irren in seiner Ueberzeugung daß damit eine neue Epoche für das französische Leben angebrochen sei, und folgt mit aller Forschergeduld den einzelnen Systemen wie sie sich seit St. Simon herausgebildet haben. Die lebhafte und warme Schilderung dieser Lehren, deren praktische Utopien er nicht verkennt, füllt den größern Theil des zweiten Bandes aus.

Die Bewegungen nach der Julisrevolution führen ihn unmittelbar auf die äußere Geschichte Frankreichs zurück. Wie die ersten Jahre der Julisregierung den politischen Republicanismus überwältigen, socialistische und communistische Tendenzen in Verschwörungen und Attentaten enthüllten, wie dann allmählich der politische Republicanismus von der socialen Demokratie überholt und absorbirt wird, und der

sociale Riß in der französischen Gesellschaft sich immer mehr erweitert — dieß beschäftigt den Geschichtschreiber zunächst, ehe er auf die Momente des innern Verfalls der Julinsmonarchie eingeht. Die Erörterungen die nun folgen bieten ein um so größeres Interesse, je häufiger in neuester Zeit der wirklich historische Gesichtspunkt von dem Parteigeist verschoben worden ist. Die Spionenliteratur eines Chenu und de la Hodde haben uns mit dem innern Schmutz der Parteimänner, ihrer persönlichen Nichtswürdigkeit und ihrem groben Intriguenspiel zur Genüge bekannt gemacht; die antirevolutionären Parteien haben natürlich sich diese Gelegenheit nicht entwischen lassen solche Quellen eifrigst auszubeuten, um schließlich zu dem Ergebnisse zu kommen: daß es eine Handvoll Lumpen und Gauner gewesen der man die extemporirte Republik vom 24. Febr. zu verdanken hatte. Wir wollen alles glauben was über die sittliche Qualität der Ledru-Rollin, Caussidière, Sobrier, und Consorten, oder über die tändelnde Selbstgefälligkeit der damals thätigen Rhetoren und Poeten gesagt worden ist, aber wir werden dessenungeachtet nicht aufhören den Glauben derer als eine der schlimmsten Selbsttäuschungen zu betrachten die da meinen mit solch persönlichem Scandal sei das inhaltschwere Warum? großer Umwälzungen genügend beantwortet. Die Hände die solche Revolutionen durchführen sind in der Regel nicht rein, die Motive einzelner Führer noch weniger, und dennoch widerspricht es aller menschlichen und geschichtlichen Wahrheit zu behaupten: ohne einen verhängnißvollen Schuß, einen unglücklichen Zufall, ohne das plumpe Intriguenspiel einer Bande Abenteurer stünde die monarchische Ordnung der Dinge in Frankreich heute noch so fest wie vor dem Februar. Dieß Uebersehen der tiefer liegenden Ursachen über den zufälligen äußern Erscheinungen ist indessen nirgends häufiger als in Restaurationszeiten, deren innere Lage die Pflicht sorgfältiger Umschau auf Gründe und Ursachen doppelt dringend auferlegt.

Es ist vollkommen wahr was Stein im Eingang seines dritten Bandes behauptet: daß mit dem Verhältniß des Königthums eine innere Aenderung verhängnißvoller Art vorgegangen ist. Seit Jahrhunderten war es für die große Masse des Volkes mit der Idee des Staats selber verschmolzen, und namentlich für die germanischen Völker die unbedingte, unbezweifelte und natürliche Voraussetzung jeder Staatsverfassung gewesen. Jene Unmittelbarkeit in der Anerkennung, jene Unbedingtheit in der Voraussetzung ist verschwunden, und die Monarchie

Gegenstand der Prüfung und des Zweifels geworden — eine Thatsache, vor deren Bedeutung man nicht die Augen verschließen sollte. Unser Geschichtschreiber faßt gewiß mit Recht diese Veränderung als eine sehr gewichtige auf, und geht dem Königthum in seinen Ursprung, in seine gegenwärtige Lage nach, verfolgt sein Verhältniß zur Bureaukratie und zum Schein-Constitutionalismus, und warnt dringend vor dem folgenschweren Irrthum: äußere materielle Gewalten seien im Stande ihm, gegenüber der gährenden Gesellschaft, eine dauernde Sicherheit zu gewähren. „Der äußere materielle Sieg des Königthums," sagt er, „nutzt demselben auf die Dauer zu gar nichts; und wehe dem Königthum das auf diesen Sieg allein seine Hoffnung baut. Denn sobald nach ihrer Niederlage die herrschende Classe wieder zu ihrer Kraft kommt, wird sie mit desto größerm Nachdruck den Kampf aufs neue beginnen und dann ihren Sieg um so nachdrücklicher benutzen."

Gegenüber dieser Gefahr sieht Stein nur einen Ausweg. Das Königthum steht über den Classen der Gesellschaft und ihren Gegensätzen. Als persönliche Vertretung der Persönlichkeit des Staates sucht es nothwendig nach einem selbstthätigen Eingreifen in die Bewegung des Staats. Die herrschende Gesellschaftsclasse aber tritt ihm entgegen, und will den Staat von sich aus und für sich leiten. Der Kampf der daraus zwischen dieser Classe und dem Königthum entsteht, kann eine Zeitlang unentschieden und mit wechselndem Glück dauern. Allein in diesem Kampf wird das Königthum immer besiegt, und dann wird es entweder vertrieben, oder zu einem selbstthätigkeitslosen Repräsentanten des Staats gemacht. Oder es muß die Gesellschaftsordnung durch unsittliche Mittel vernichten, und dann geht mit der Moralität und der Freiheit Gesellschaft und Staat zugleich allmählich zu Grunde. In diesem Kampfe hat das Königthum für die Erhaltung seiner Selbstthätigkeit und seiner hohen Stellung nur einen sichern Ausweg: es ist der, sich mit all der Besonnenheit, Würde und Kraft welche der höchsten Gewalt im Staate ziemt, im Namen der Volkswohlfahrt und der Freiheit an die Spitze der socialen Reform zu stellen. Von diesem Standpunkt aus würdigt unser Geschichtschreiber die Regierung Ludwig Philipps, zeigt mit welchem Geschick, welcher Zähheit und welch gefährlichen Mitteln er und sein Gouvernement personnel nicht nur die antimonarchischen Parteien besiegt, sondern auch die industrielle Gesellschaft, die ihn 1830 auf den Thron erhoben, über-

wältigt und sich gegenüber der Wahlkammer die Selbstregierung wieder errungen hat. Er weist uns auf die Ordnung und Geläufigkeit der Maschine hin, wie sie in den vierziger Jahren bestellt schien, und wie doch zugleich eine geheime, aber immer mächtigere Disharmonie durch den ganzen schönen Bau menschlicher Klugheit und Macht hindurchging, ein Gefühl einer nahen, unvermeidlichen Gefahr, aus jenem so festgeordneten Leben dessen scheinconstiutionellen Staates in das Eintagsleben eines unnatürlichen Zustandes versetzt zu sein. Nicht die Agitation in der Presse, nicht die Verschwörungen, nicht die Corruption, sondern der immer weiter klaffende Spalt zwischen dem „System" und jener an Macht und Reichthum immer wachsenden Gesellschaft war die tiefere Quelle der herannahenden Krise. Statt des Interesses des besitzenden Standes herrschte das persönliche Interesse der Deputirten, und dieser innere Widerspruch ward immer fühlbarer, das grobe Mittel der Käuflichkeit immer schwieriger und gefahrvoller. Eben der materielle Wohlstand, der unter der Friedensregierung gedieh, die ausgebreitetere Bildung stärkte die Macht der von der Regierung ausgeschlossenen Classe der Besitzenden, und steigerte das Bewußtsein ihres Gegensatzes zur persönlichen Regierung des Königs. Ludwig Philipp fühlte das; er ging der Revolution gerüstet entgegen. Er desorganisirte die Pariser Nationalgarde und spaltete sie; er umgab Paris mit Bastillen; er baute in der Stadt strategisch vertheilte befestigte Casernen; er unterhielt eine starke Garnison; er ließ seine Söhne in der Armee dienen; er besetzte alle Stellen mit ergebenen Generalen; er ließ alle demokratischen Bewegungen verfolgen — und bei dem allem schien alles ruhig und ohne Gedanken an Widerstand zu sein. Da wird in einer Nacht, zum Theil ohne Bewußtsein der Kämpfenden selber, von dem Ausgang des Kampfes das bewunderte Werk menschlicher Klugheit umgeworfen, als sollte, wie Stein sagt, mit unwiderstehlicher Gewalt der Satz bewiesen werden „daß weder die höchste Entwicklung des Königthums, noch die höchste Gefahr der socialen Revolution die besitzende Classe der industriellen Gesellschaft daran zu hindern vermag jede persönliche Regierung außerhalb der Volksvertretung zu vernichten." Diese Lehre bezeichnet Stein als das wichtigste Vermächtniß das die Julius-Regierung an die Fürsten Europa's hinterlassen habe.

Wir brechen hier ab, und verweisen die Leser auf die interessante Schlußpartie des Stein'schen Werkes. Die Entstehung der Republik vom 24. Febr., ihre socialistischen Anfänge und wirren Experimente,

ihr Verlauf bis zum 10. Dec. 1848 — Ereignisse die wir bis jetzt nur nach ihrem äußern factischen Bestand erfahren und beschrieben gesehen haben, werden hier lebendig und scharf in ihre innern Motive zergliedert. Einzelne Abschnitte, z. B. die Beurtheilung der Thätigkeit Louis Blancs, enthalten, wie mir scheint, das Gediegenste was über diese Verhältnisse bis jetzt gedacht und gesagt worden ist.

Zur Literatur der französischen Revolutionsgeschichte.

I. Fr. Lewitz, Mirabeau.*)

(Allgemeine Zeitung 11. Juni 1852 Beilage Nr. 163.)

Nachdem die Quellen über Mirabeau jüngst durch die Aufzeichnungen des Grafen de la Marck aufs werthvollste ergänzt worden, ist es nun wenigstens nicht mehr der Mangel an Material der die biographische Behandlung erschwert. Mirabeau's eigene Schriften und Briefe, dann die vor nunmehr fast achtzehn Jahren erschienene Sammlung seines Adoptivsohnes Montigny, endlich die Correspondenz de la Marcks bieten, zusammengenommen mit den übrigen Quellen der Revolutionsgeschichte, zureichenden Stoff ein reiches und getreues Gemälde des Mannes zu entwerfen. Die Zeiten der Befangenheit und des Parteihasses sind für den Titanen der ersten Revolution vorüber; stehen wir jetzt seinem Wirken noch nahe genug um es mit dem lebendigen Interesse von Zeitgenossen zu erfassen, so sind wir doch auch wieder fern genug um gegen die Leidenschaften und persönlichen Abneigungen sicher zu sein die Mirabeau's Bild über Gebühr verwirrt und entstellt haben. Die Verleumdungen des Parteigeistes und die plumpe Klatscherei haben sich an wenigen bedeutenden Männern so schwer versündigt wie an ihm; von rechts und links war man im Wetteifer bemüht das Andenken des großen Mannes mit persönlichem Schmutz zu überdecken. Noch während er lebte und wirkte, waren die Aristokratie und die Demokratie gleich geschäftig sorgfältig die Schlacken ins Licht zu stellen, damit man neben ihnen das reine Gold nicht sähe; der kleine Neid der Lameths, wie die eitle Selbstgefälligkeit der Necker'schen Clique

*) Mirabeau. Ein Bild seines Lebens, seines Wirkens, seiner Zeit. Von Dr. Friedrich Lewitz. In zwei Bänden. Breslau, 1852. Erster Band.

und der affectirte Sittenrigorismus aller der Leute denen große Laster so fern lagen wie große Tugenden, hat sich stets einmüthig darin begegnet den Stab zu brechen über die unbequeme Erscheinung eines Mannes der in seiner Verirrung und Verderbtheit noch groß genug war alle Berühmtheiten und Talente von 1789 weit in den Schatten zu drängen.

Man ist gerechter geworden; man hat sich gewöhnt einen guten Theil der Sünden mehr der Zeit als dem Mann aufzubürden, seine wilde Jugend mehr einem bittern Schicksal zuzuschreiben als seiner eigenen Schuld. Und in der That gewährt kaum ein individuelles Leben ein so reiches und dramatisches Interesse, eine so bewegende Einsicht in das innere Leben vor 1789, als die Geschichte Mirabeau's. Dieß Ueberwuchern geistigen Reichthums neben einer völligen Auflösung der sittlichen Ordnung der Gesellschaft, diese Aristokratie mit ihren Ehehändeln, Erbschaftsprozessen, Unsittlichkeiten im größten Maßstab gegenüber einer schon fertigen Doctrin von dem nothwendigen Umsturz der ganzen socialen Gliederung, dieser Unglaube an jede höhere Autorität, dieser Haß und diese Verachtung gegen jede innere Berechtigung der Staatsgewalt neben den plumpsten und äußersten Mitteln der Despotie, neben ihren lettres de cachet und Staatsgefängnissen — das alles ist ja im Grund nur auf kleinerem Raum, und mit einem persönlichen Stoff verknüpft, die Sittengeschichte Frankreichs wie sie im großen und ganzen vor 1789 war. Das stürmische und wilde Leben eines Mannes zeichnet uns an der bedeutendsten und begabtesten Persönlichkeit des alten Frankreichs dieß Land und die Nation selber; es reicht fast allein hin die Geschichte der Gesellschaft vor 1789 bis auf den Grund zu erkennen. Der spätgekommenen Klugheit, die sich zweifelnd fragt ob denn die Umwälzung von 1789 eine innere Nothwendigkeit gewesen, braucht man nur das einzige Leben Mirabeau's zum Studium anzuempfehlen; es liefert reiches Material die Revolution zu motiviren.

Das vorliegende Werk über Mirabeau, dessen erster Band sein „Jugendleben" schildert, geht von diesem richtigen Gesichtspunkt aus; es will einen Beitrag zum Verständniß der gesellschaftlichen Zustände Frankreichs unmittelbar vor der Revolution geben. Es versucht Mirabeau's Sturm- und Drangperiode als eine bezeichnende Episode aus dem damaligen Leben der höheren Gesellschaft zu entwickeln, und den biographischen Stoff zur Charakteristik des socialen Lebens vor

1789 auszubeuten. Der Verfasser geht überall dem Zusammenhang nach der zwischen den herrschenden Sitten der Zeit und den Schicksalen seines Helden bestand; er verweilt bei besonders prägnanten Lebensmomenten, um von da für die Sittengeschichte Resultate zu gewinnen; er hält dabei durchaus den Gedanken fest daß alle einzelnen Züge des Lebens jener Tage auf die gesellschaftliche Krisis hinweisen die das Jahr 1789 gezeitigt hat. Wir haben es also nicht sowohl mit einer Biographie in gedrängten und großen Umrissen, mit einer scharfen und pikanten Skizze Mirabeau's zu thun, als vielmehr mit einem reichen Detail, das sorgfältig so gewählt und gruppirt ist daß wir damit zugleich in die innern Zustände der Zeit eingeführt werden. In genauen Auszügen aus den Schriften und Briefen seines Helden läßt er ihn wie die übrigen handelnden Personen meist selber sprechen, und gibt mehr thatsächlichen Stoff als Raisonnement, mehr das factische Detail und die unmittelbaren Zeugnisse der Betheiligten als selbständige Schilderungen und Charakteristiken.

Die Auffassung des Verfassers ist von einer unverkennbaren Vorliebe für Mirabeau beherrscht; indem er die Zeit und ihre Sitten an bezeichnenden Zügen erkennen läßt, faßt er Mirabeau überall nur als das Kind dieser Zeit, vertheidigt und rechtfertigt ihn gegen die Ankläger, und es gelingt ihm manch trübe Episode seines Lebens im einzelnen besser aufzuklären, und was früher den Anklägern als Handhabe gedient, zum Preise seines Helden zu wenden. Jene zauberische Macht über die Menschen, die Mirabeau im Leben so wunderbar bewährt hat, und von der noch neuerlich die hingebende Bewunderung eines eifrigen Royalisten wie der Graf de la Marck war eine merkwürdige Probe gibt — diese Macht übt er noch über das Grab hinaus auf alle die sich ihm nähern und ohne Befangenheit ihn studiren. Nicht leicht nimmt eine geschichtliche Persönlichkeit so sehr den ganzen Menschen gefangen wie Mirabeau; zwischen Bewunderung und Schmerz getheilt verfolgen wir die Tragödie seines Lebens, sind immer geneigt ihn zu entschuldigen wo er irrt, suchen die Zeit und die Welt die ihn umgab zur Verantwortung zu ziehen statt seiner, um uns so den grausamen Widerspruch — solch ein Geist und solch ein Leben! — so viel nur immer zu mildern. Und es liegt in diesem vorwiegenden Interesse, das uns der Mann abgewinnt, ein sehr richtiger Instinct.

Neben den vorzugsweise schrecklichen Größen der Revolution, an denen eben das Schreckliche einen guten Theil der Größe ersetzt; neben

den blendenden Rhetoren und Phrasenhelden, neben der theatralischen Gespreiztheit und Grimasse, woran die Revolution so reich ist, übt Mirabeau natürlich einen zwingenden Einfluß auf alle die sich dem Stoff nähern; denn er ist die einzige wirkliche und wahre Größe der revolutionären Epoche, die einzige Erscheinung die in jedem Zuge Natur, Originalität und geistige Gesundheit athmet. Den Rhetoren steht hier ein Staatsmann, den Tribunengrößen eine Persönlichkeit voll Energie zur That, der bloß akademischen Bildung ein in der bittersten Schule des Lebens großgezogener Charakter, der eiteln und coketten Gespreiztheit jene wirkliche Größe gegenüber deren Selbstgefühl auf gutem Grunde ruht, deren sorgloser Stolz eben in dem Bewußtsein ihrer Kraft wurzelt.

Eine kurze sittengeschichtliche Betrachtung der Zeit schickt der Verfasser der Biographie Mirabeau's als Einleitung voraus. „Nach einem Jahrhundert, bemerkt er, pflegt die Bedeutung und der Werth ungewöhnlicher Menschen die Entstellungen des Neides und der Verleumdung siegreich überwunden zu haben. Und doch, wenn in Kunst und Wissenschaft, wie im Staalsleben der Ausspruch Wahrheit hat: daß wer etwas großes leisten will, tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden und standhaft beharren muß, so treffen diese Eigenschaften bei Mirabeau vollkommen zusammen, soweit sie von den Gaben der Natur abhängen. Was sein Zeitalter, seine Familie, seine Jugendverhältnisse, seine Lebensschicksale aus ihm machten, gewährt allerdings von mehreren Seiten ein verschiedenes Bild, und es fehlt nicht an Verzerrungen der edeln, großen Gestalt, welche die Natur mit vollster Liebe beseelt und gebildet, die Gesellschaft durch ihre innere Zerrüttung in nicht unwesentlichen Zügen entstellt und verderbt hat. Das Leben Mirabeau's bietet so tiefes, so ungewöhnliches Leiden, so gewaltigen Seelenschmerz, daß seine Kraft dazu gehörte es zu ertragen und dem Geschicke Trotz zu bieten."

„Alles, bemerkt er an einer andern Stelle der Einleitung, was nach der natürlichen Ordnung seine Jugend hätte schützen und fördern sollen: Vater und Mutter, Gattin und Geschwister, Lehrer und Richter, Standesgenossen und König, alles war bis dahin ihm entgegengewesen, alles ein Hinderniß, daß seiner Anstrengungen spottete. Nur zwei Wesen traf er im Leben die mild für ihn sind und die ihn lieben, zwei Wesen gegen das Gesetz wie gegen die göttliche und menschliche Ordnung: seine Geliebte, welche die Gattin eines andern ist, und die

er unglücklich macht, und die Revolution, der er den Impuls gibt, und die er verläßt als er ihr am unentbehrlichsten war.“ Die Verwüstung und Verunstaltung der edlen und großen Naturanlage des Mannes findet der Verfasser eben durch die Umgebungen, durch Familie, Gesellschaft, und Zeit erklärt; er will damit die Zurechnungsfähigkeit nicht zurückweisen, aber den Maßstab der Beurtheilung darnach modificiren. „In diese Welt voll Gräuel — so schließt er die einleitende Skizze — die bis ins Innerste der Häuslichkeit und des Familienlebens den sittlichen Gehalt verloren hatte, trat er ein, ein Mensch voll glühender Leidenschaft, von der stärksten Sinnlichkeit, voll Genie, Lebenslust und Lebenskraft, und die Eindrücke seiner Zeit sind natürlich in ihm desto mehr erkennbar, je stärker sein Charakter war, je tiefer alles sich bei ihm einprägte und je mächtiger alles hervortrat.“

Zunächst macht uns der Biograph mit dem Hause Mirabeau's bekannt, und führt uns in die reiche Ahnengalerie origineller und scharf ausgeprägter Persönlichkeiten ein, welche die Vorfahren des Mannes von 1789 waren. Das alte Florentiner Ghibellinengeschlecht brachte die ganze italienische Gluth und Leidenschaftlichkeit mit in seine neue provençalische Heimath; eine ungemeine geistige Energie und Rührigkeit, Unbändigkeit und Stolz sind die Grundzüge in der Physiognomie des Hauses, und fast jede Generation liefert wenigstens ein Original, worin sich diese Familienmerkmale zu einem markigen und ausdrucksvollen Bild ausgeprägt haben. So Mirabeau's Großvater, so sein Oheim, so sein Vater, der „ami des hommes“ — der letztere freilich in der unliebenswürdigsten Weise. Ihm kam niemals der leiseste Zweifel an seine untrügliche Einsicht; er war fanatisch in dem Glauben an die eigene Unfehlbarkeit, und wie Goethe sich einmal ausdrückt, das Dogmatische in ihm stieg bis zum höchsten Grade der Intoleranz. „Man wäre, sagt Lewitz, versucht zu fragen:

Warum von tausend Vätern
Just eben diesen Vater ihm? und ihm
Just diesen Sohn von tausend andern Söhnen?

hätte nicht das Schicksal selbst in dem brausenden Sturme der Revolution eine so vernehmliche Antwort gegeben! Gleichwohl würde man diesem merkwürdigen Mann Unrecht thun, wenn man ihn nur aus den unseligen Verhältnissen zu seiner Familie beurtheilen wollte. Hier erscheint er freilich von der schwärzesten Seite. Weitblickender Verstand, Originalität des Denkens und Energie des Handelns, tiefe

Einsicht in die Verhältnisse seiner Zeit fehlen ihm durchaus nicht, und erklären auch allein den mächtigen Einfluß den er auf alle seine Umgebungen übte, sowie den Ruf den er genoß."

„Aber welche Familienverhältnisse! Der Vater mit der Mutter entzweit, von ihr getrennt und von einem intriganten Weibe beherrscht, der Sohn mit allen Talenten und wilden Neigungen seines Geschlechts geboren, in diese häusliche Zerrissenheit, in diese Umgebung von Intrigue, Habsucht, Sittenlosigkeit hereingeworfen und von ihr herumgezerrt, dazu dann dieß ganze Treiben des provençalischen Adels — in der That, man ist mehr versucht über die Energie zu staunen womit der junge Mirabeau sich über dem Schmutz erhält, als darüber sich zu wundern daß seine Jugend die wilden Spuren dieser furchtbaren Schule des Lebens an sich trug. Nicht die Riquettis allein, die Marignanes, Cabris, Villeneuves, kurz die ganze Blüthe der damaligen höhern Gesellschaft in der Provence, liefert ziemlich dunkle Farben zur Sittengeschichte jener Tage. In der Umgebung wächst der junge Honoré auf; verschwenderischer von der Natur ausgestattet als irgendeiner seines Hauses, aber auch von dem Stolze, dem Eigensinn, der Sinnlichkeit und Leidenschaft der Riquettis. Seine kleinen Jugendsünden werden mit unvernünftiger Strenge, ja mit einer gewissen Animosität des Vaters gezüchtigt; er selber aus der Zwangspension in das Garnisonsleben, aus diesem ins Staatsgefängniß, aus dem Gefängniß in den Kriegsdienst verschlagen, durchlebt eine Jugend, wie sie bewegter, schicksalsvoller kaum einem Jüngling von nicht ganz zwanzig Jahren geboten worden ist. Eine gewöhnliche Natur wäre dem doppelten Druck der Verirrungen und der Züchtigungen rettungslos erlegen; bei Mirabeau geschah weder das eine noch das andere. Seine Verirrungen sind damals noch Jugendsünden, kaum so schlimm wie die Zeit; die Strafen beugen ihn nicht, er wird in dieser harten Schule nur um so stählerner für den Sturm und Drang des Lebens. Und neben diesen wüsten, düstern Episoden diese geistige Universalität die das Genie kennzeichnet, diese Gabe sich alles rasch anzueignen und selbständig zu gestalten, diese zauberische Superiorität, womit er jeden Kreis dem er sich nähert geistig leitet und sich dienstbar macht!"

Unser Biograph gibt uns in dieß alles eine reiche und unmittelbare Einsicht, indem er aus Briefen, Tagbüchern und Aufzeichnungen sorgfältig das wesentliche herauswählt und es zu einer fortlaufenden Geschichte zu verweben sucht. Er betont es ganz besonders wie planlos

und selbst von welch unlautern Motiven geleitet der Vater den Sohn züchtigte; einmal z. B. ist es geradezu nur die Furcht Mirabeau möchte seiner Mutter gegen den Mann und dessen Buhlerin Hülfe leisten, die dem unglücklichen Honoré eine neue lettre de cachet und ein neues Staatsgefängniß bereitet; ein andermal schickt er ihn nach dem Fort Joux, in der eingestandenen Hoffnung er werde über die nahe Gränze entfliehen, und so der Heimath und der Familie ferner nicht mehr zur Last sein; die brieflichen Aeußerungen des „ami des hommes“ sind wahrhaft grauenerregend. Seinem unglücklichen Sohne fehlt, sagt der Verfasser in einem Rückblick, das ruhige und gleichmäßige Fortschreiten der Bildung, weil er zur unrechten Zeit und auf falsche Weise niedergehalten wird; die Regeln die man ihm vorschreibt lernt er nicht verstehen, und kann sie daher nur gezwungen befolgen; die Gewalt fühlt er nur in harten und willkürlichen Aeußerungen der Uebermacht. Seine Seele neigt sich von selbst dem Ungemeinen, dem Edlen, dem Großherzigen zu; aber es fehlt durchweg die Liebe welche die Keime pflegt und fruchtbar entwickelt.

Eine sehr milde Beurtheilung findet bei dem Biographen Mirabeau's Verhältniß zu Sophien; er bemüht sich die unselige Entwicklung durch ein genaues Eingehen in alle einzelnen Momente zu motiviren, er deutet namentlich darauf hin wie Mirabeau eine Zeillang der Leidenschaft zu widerstehen suchte, ja von Pontarlier aus mit seiner getrennten Frau wieder anknüpfen wollte, nur um aus dieser peinlichen Lage einen Ausweg zu finden. Wo hätten auch die Liebenden einen sittlichen Halt finden sollen? In den Grundsätzen und Sitten der Zeit so wenig als in den Umgebungen und der Familie; Mirabeau's Angehörige so wenig wie die Familie Sophiens hatten irgend Ursache auf die beiden Ehebrecher einen Stein zu werfen, und allerdings, nach dem Abgrund von tiefer Verderbtheit der sich hier vor uns aufthut, fühlt man sich zu einer sehr nachsichtigen Beurtheilung gedrungen. Die Flucht mit Sophien — das zeigt der Briefwechsel — war nur die unvermeidliche Folge des einmal betretenen Irrwegs. Nicht aus Unbesonnenheit oder sinnlicher Leidenschaft, sondern nach einem harten Kampf entschloß er sich dazu. Er unterzog sich allen Gefahren, wagte sein Leben und seine bürgerliche Existenz, weil er nun die Frau, deren Ehre er bloßgestellt, nicht verlassen, den Schutz den die Verführte forderte nicht versagen wollte.

Merkwürdig sind in diesem trüben Gemälde persönlicher Geschichten

einzelne ahnungsvolle Fingerzeige in die Zukunft. „Und diese Menschen zahlen die Kopfsteuer," schreibt einmal der ami des hommes, nachdem er den Zustand der untern Classen mit plastischer Lebendigkeit geschildert: „und das Salz will man ihnen auch noch nehmen! Diese Leute plündert man aus! Das nennt man regieren! Mit einigen feigen, sorglosen Federstrichen überliefert man diese Menschen dem Hungertod! Und das denkt man ungestraft thun zu können? Wahrhaftig ein solches Schauspiel weckt große Gedanken! Armer Jean Jacques! sagte ich zu mir, wenn man dich hieher schickte, dich und dein System, um bei diesen Leuten Noten abzuschreiben, so wäre das eine bittere Antwort auf deine Abhandlung. Für mich aber waren diese Gedanken tröstlich; ich habe mein ganzes Leben der Aufgabe geweiht zu predigen daß man den Armen erleichtern, ihn unterrichten müsse, um einzig mögliche Schranken zwischen Unterdrückung und Aufruhr zu errichten, die einzige, aber unfehlbare Bedingung eines Vertrags zwischen der Macht und der Schwäche. Ach, dieses Blindekuhspiel wird zu weit getrieben, und kann nur durch einen allgemeinen Umsturz enden!"

Mit Recht hebt der Verfasser den Gegensatz hervor zwischen den Worten des Briefschreibers und seinen Werken. Dieser scharfsichtige Beobachter der socialen Zustände kannte sich selber am wenigsten; dieser „Menschenfreund," den die armen Bewohner des Gebirgs mit Erbarmen erfüllten, hatte nie ein menschliches Mitleid mit seinem eigenen Sohn. Dieser seltsame Widerspruch veranlaßt den Biographen zu einer sehr richtigen Betrachtung, die nicht bloß für jene Zeit ihre Geltung hat. „Das war eigentlich, sagt er, der Kern der damaligen Weltlage, und die wahre innere Ursache der bald hereinbrechenden Katastrophe, die der alte Marquis so bestimmt voraussieht daß diese Männer vermöge der scharfen Ausbildung des Verstandes zwar im Stande waren die Uebelstände einzusehen und sogar die Mittel dagegen aufzufinden, aber nicht vermochten mit eigener Aufopferung die erreichten, ererbten oder widerrechtlich erworbenen Vortheile aufzugeben. Die Selbstüberwindung, die Entäußerung der Selbstsucht, diese höchste sittliche That des Menschen, fehlte ihrer Existenz, und so blieb alle Einsicht der Uebel, aller Aufwand von Scharfsinn, alle Anstrengung der Staatskunst und der Wissenschaft leer und unfruchtbar. Jeder wollte nur so lange von der Verbesserung des Zustandes wissen als es nicht ihn selbst, nicht seinen Vortheil, nicht sein Vermögen, nicht seine Ge-

nässe, nicht seine Lüste bedrohte oder beeinträchtigte. Und doch war und ist das Eine ohne das andere unmöglich!"

Ausführlich verweilt der Biograph bei Mirabeau's Aufenthalt in Vincennes, seinen Briefen aus dem Gefängniß, seinem Kampf um die Befreiung. Aus den Briefen namentlich stellt er das Bezeichnende gruppenweise zusammen um den Mann und seine damalige Lebensanschauung daran zu charakterisiren. Die apologetische Tendenz ist auch hier nicht zu verkennen. Richtig ist es allerdings daß das rasende Benehmen des Vaters, der Streit mit der Familie schon von den Zeitgenossen vielfach mißverstanden war, und man ohne Prüfung der Gründe in Mirabeau einen Mann sah den mit allem Rechte das Haus und die Gesellschaft ausgestoßen. Man kannte nur die Anschuldigungen seines Vaters, des „Menschenfreundes," die Verfolgungen der Familie, seine Processe, seine Schulden und seine stete Geldnoth, seine Liebesabenteuer und seine Einsperrungen, seine Ehescheidung und die Entführung Sophiens. Mit welcher Ungunst trat ihm 1789 die öffentliche Meinung in der Constituante gegenüber; wie scheu zog sich eine Menge von redlichen Leuten von ihm zurück, wie mußte er sich erst Gehör und Ansehn erkämpfen, bis die Vorurtheile gegen ihn sich etwas milderten! Und doch stehen wir keinen Augenblick an zu behaupten daß unter dieser Kruste Mirabeau'scher Lasterhaftigkeit unendlich viel mehr Stoff von Edelsinn, Größe und Humanität verborgen liegt als jemals unter der Hülle der geschmacklos angepriesenen Robespierre'schen „Tugend" zu finden war.

Daß jene Stimmung von 1789 auf das ganze folgende Urtheil der Geschichte herübergewirkt hat, ist gewiß; unser Biograph setzt es sich überall vor auch die andere Seite nachdrücklich zu betonen. Seinen Verirrungen stellt er die tiefe Verderbtheit seiner Gegner, den bekannten Beschuldigungen die oft verdeckten Motive der Ankläger gegenüber. Die Thatsachen, sagt er, schienen ihn ohne weiters zu verurtheilen. Wie viel weniger trat es hervor daß der Vater durchaus den Sohn für seine Richtung gewinnen und benützen wollte; daß er in dem heranwachsenden Jüngling einen Tadler seiner eigenen häuslichen Verhältnisse fürchten, und ihn daher frühzeitig entweder unterjochen oder von sich stoßen mußte; daß er sein und seiner Kinder Vermögen an ehrgeizige oder phantastische Unternehmungen verschleudert hatte, und die endliche Rechenschaft scheute! Wie wenig bekannt ist es daß Sophiens Ehe nur ruchloser Schein war; daß ihr Mann, ein frömmelnder, verdorbener,

entnervter Greis, aus elenden Nebenrücksichten das blühende 18jährige Mädchen ihren Eltern gleichsam abgekauft hatte; daß er den Liebeshandel ruhig ansah, oder gar aus niederträchtigen Beweggründen stillschweigend begünstigte; daß Mirabeau's Gattin ein herzloses, schwaches, den Zerstreuungen und Vergnügungen ganz hingegebenes Wesen war? Der Verfasser findet eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit zwischen Mirabeau's und Lord Byrons Lebensirrwegen; tugendsame Entrüstung darüber habe — meint er — nur dann einen Werth wenn sie auf der sittlichen Grundlage eigner Reinheit und der einsichtsvollen Beurtheilung der Verhältnisse beruhe. Es ist leicht, fügt er hinzu, aus dem sichern Hafen glücklicher socialer Verbindungen, aus der festen Stätte eines ruhigen durch Erziehung bewahrten Lebens, in einer Zeit wo wüste Schwelgerei nicht mehr für guten Ton gilt, wo vielmehr die herrschend gewordene öffentliche Meinung sie brandmarkt und in Schlupfwinkel verscheucht, da ist es leicht gegen einen Mann wie Mirabeau, dem die Natur die glühendsten Leidenschaften gegeben hatte, der in der verderbtesten Zeit aufgewachsen, und durch keine Bande sittlicher Art gezügelt war, schlechthin ein Verdammungsurtheil zu fällen.

Mit Interesse wird man die Zusammenstellung einer Reihe von anziehenden und bedeutenden Stellen aus seinem Briefwechsel von Vincennes lesen, jenem Vincennes hinter dessen festen Mauern und Riegeln der Gefangene seine wunderbare Spannkraft entfaltete, um mit der Feder und dem Wort den Despotismus zu überwältigen der ihn gefangen hielt. Einen besonders reichen Stoff an solchen Auszügen den Mann zu charakterisiren bietet die Schrift „sur les lettres de cachet et les prisons d'état,“ jenes glühende Manifest des Gefangenen gegen die Kerkermeister, des Unterdrückten gegen die Unterdrücker. Der Grundgedanke der diese Schrift wie alle ähnlichen Erzeugnisse der Epoche durchdringt, ist immer die Auflehnung gegen die herrschende Gewalt und ihre Mängel, das Streben die Zustände in ihrer Zerfallenheit darzustellen und durch die Kraft der menschlichen Vernunft eine bessere Gestaltung vorzubereiten. Von Demuth und Entsagung, von einem Hinweis auf die göttliche Vorsehung, von einer Kraft des Glaubens und der Begeisterung durch denselben ist hier, wie in fast allen ähnlichen Documenten der Zeit, nicht die Rede. Es ist die Revolution die sich in ihrem blendenden Glanze und ihrer schneidenden Einseitigkeit ankündigt.

Unter diesem Gesichtspunkt hebt der Biograph auch die Stellen hervor welche sein Verhältniß zum Religiösen beleuchten können. Ihm erschienen die religiösen Grundsätze als unabhängig von dem sittlichen Lebenskreise, als außer demselben liegend; er betrachtete sie bloß als Formen der Religionsübung, und traf darin wieder mit dem weitaus größten Theil seiner hervorragenden Zeitgenossen charakteristisch zusammen.

Mit Mirabeau's schriftstellerischer Thätigkeit bis 1781 und seinen Processen zu Pontarlier und Aix schließt dieser erste Band; der zweite wird den interessantesten, aber auch schwierigsten Theil der Aufgabe, sein öffentliches Leben, zu behandeln haben. Ausreichendes Material dazu ist eigentlich erst mit den Denkwürdigkeiten de la Marcks gegeben worden, und zwar gerade solches wie es der milden und apologetischen Auffassung des Biographen entspricht.

II. Ed. Arnd, Geschichte der französischen Revolution.*)

(Allgemeine Zeitung 7. u. 8. Juli 1852 Beilage Nr. 189 u. 190.)

Eine Geschichte der französischen Revolution die mehr als gedrängte Skizze wäre und dem lesenden Publikum zugleich die Mühe der gelehrten Forschung ersparte, wird in Deutschland immer noch einen weiten und dankbaren Lesekreis finden, zumal seit die Einsicht durchzudringen beginnt daß die französischen Bücher uns nur zu häufig fable convenue statt wirklicher Historie geboten haben. Das vorliegende Werk hat sich unverkennbar die Aufgabe gesetzt diesem Bedürfniß zu genügen; detaillirt und stoffreich, auf fleißigen Forschungen beruhend und doch in Anlage und Darstellung mehr dem größern Kreis gebildeter Leser zugewandt, möchte es die Lücke ausfüllen die wir bis jetzt fast ausschließlich mit französischer Zufuhr ergänzt sehen mußten. Der Verfasser ist uns aus einem vor etwa 8 Jahren erschienenen Buch vortheilhaft bekannt; seine „Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung der französischen Nation bis 1789" ist eine gediegene, stoff- und ideenreiche Arbeit, die von gründlichen Studien französischer Geschichte genügendes Zeugniß abgibt. Das uns vorliegende Werk schließt sich daran unmittelbar an. Es drängte sich dem Verfasser, der viel in Frankreich gelebt, die Ueberzeugung auf daß die Revolution

*) In sechs Bänden. Braunschweig 1851.

in den bekanntesten französischen Werken fast immer mehr vom Standpunkt politischen Parteigeistes als von dem einer historischen Anschauung aus aufgefaßt worden ist. Weder die theokratischen Absolutisten, wie Joseph de Maistre, Bonald, Felix de Conny, noch die Mittelstufen des politischen Liberalismus in Thiers, Mignet u. s. w., noch die pantheistisch-demokratischen Tendenzschriften eines Michelet und Lamartine schienen ihm dem Anspruch an eine wirklich historische Behandlung eigentlich zu genügen. Die Grundsätze, sagt er im Vorwort, von denen die genannten Schriftsteller und ihre Geistesverwandten bei der Auffassung und Darstellung geleitet worden, schienen mir, so groß auch ihr Talent sein mag, von keinem Streben nach einem reinen Verständniß jener Epoche, sondern von äußeren Einflüssen und vorübergehenden Verhältnissen eingegeben zu sein. Eine ernste und unbefangene Vergleichung der Thatsachen mit jennen revolutionären und antirevolutionären Theorien überzeugte mich daß sich eine Geschichte der französischen Revolution in keines dieser Systeme einschließen lasse, ohne die Wahrheit und Wirklichkeit der Dinge zu verkennen und ihnen Gewalt anzuthun.

Wer die französischen Werke mit kritischem Auge gelesen hat, wird diesem Urtheil Arnds unbedingt beipflichten; es ist leider eine nur zu gegründete Klage daß die Geschichtschreibung der Revolution jenseits des Rheins von Thiers bis auf Granier de Cassagnac herab vollkommen Tendenzschriftstellerei geworden; nur in verschiedenen Abstufungen, feiner oder plumper, einschmeichelnder oder zudringlicher, bald mit überlegener Beredsamkeit und Dialektik, bald mit jener täppischen Sophistik welche die jüngste Schule gouvernementaler Federn vorzugsweise kennzeichnet. Im einzelnen ist dann freilich der Unterschied groß genug zwischen der feinen akademischen Darstellung des verbannten Exministers und zwischen der Manier journalistischer Lanzknechte des 2. Decembers; aber im Ganzen ist die Aehnlichkeit frappanter als es auf den ersten Augenblick scheinen sollte. Es ist dieß Uebel in Frankreich so eingewurzelt, daß selbst ein Mann wie Guizot in seinen jüngsten Schriften der Versuchung nicht hat widerstehen können in historischer Einkleidung Tagespolitik zu behandeln.

Unser Geschichtschreiber hat sich von diesem Uebel freizuhalten gesucht. Er hat sich überall bemüht in die wesentlichen und eigenthümlichen Falten der Zeit einzudringen, sie selber sprechen zu lassen, der eignen politischen Meinung möglichst wenig Einfluß auf die Schil-

derung der Thatsachen einzuräumen. Er steht den Extremen rechts und links gleich fern; er huldigt einer mittleren, verständigen und nüchternen Ansicht, erblickt weder in der Revolution pure Gräuel und Scheußlichkeiten, noch hängt er um diese den beschönigenden Mantel des Fatalismus. Er vergißt über den Verzerrungen und Verbrechen die tieferen Motive und Ideen nicht welche die Zeit und ihre Massen bewegten; er tröstet sich auch mit dem optimistischen Satz nicht: die Gräuel und Entartungen seien eine nothwendige Ausstattung gewesen um die Ideen und Principien zum Siege zu führen. Ein ernstes Streben überall die Wahrheit zu erzählen, ist unverkennbar; nirgends gleitet er über die schmutzigen und blutigen Stellen mit jener vornehmen Leichtigkeit hinweg worin z. B. Lamartine das Menschenmögliche leistet, überall finden wir eine trocken ehrliche Anschauung und geradsinnige Beurtheilung der Dinge.

Daß Arnd seinem Texte keine Noten und Nachweisungen beigibt, halten wir in dem gegebenen Fall für mißlich. Das Beispiel des frühern Werkes über die „Entwicklung des französischen Volkes" hätte hier nicht maßgebend sein sollen. Dort hatte er bekannte Ereignisse in gedrängten Zügen zusammenzudrängen und daran seine Reflexionen zu knüpfen; hier steht er vor einem Stoffe, in seinem Detail so reich wie kein anderer der Geschichte, vor einem Stoffe wo jede Woche, fast jeder Tag seinen wechselnden und spannenden Verlauf hat, wo wir nicht nur durch eine Fluth von andern Quellen, sondern allein schon durch den Moniteur im Stande sind den detaillirten Verlauf mit einer Genauigkeit und einem Reichthum jeder einzelnen Scene und Episode zu studiren wie auf keinem andern historischen Gebiete. Abweichungen über das einzelne, Differenzen über die Thatsachen sind aber um des Quellenreichthums willen hier näher gelegt als anderwärts wegen der Quellenarmuth. Kurze Nachweise hätten dem populären Zweck keinen Eintrag gethan, und wären doch dem prüfenden Leser ein erwünschter Fingerzeig gewesen. Auf die Gefahr hin für etwas pedantisch zu gelten, machen wir diese Ausstellung um deßwillen, weil wir besorgen überrheinische Exempel möchten uns in falsche Wege leiten, und nachdem wir uns lange mit übermäßigem Apparat mühevoll dahingeschleppt, der Reiz uns verführen auch so leichtgeschürzt, so „leger" wie unsere Nachbarn vors große Publikum zu treten. Schütten wir das Kind nicht mit dem Bade aus; lernen wir von den Franzosen ihre Kunst der Exposition, Anordnung und Gruppirung, ihre frische, präcise, plastische

Darstellung, aber halten wir an der schlichten deutschen Art fest für das was wir sagen auch den Nachweis nicht zu vergessen. Das Buch von Arnd trägt überall die Spuren gründlicher und wahrheitliebender Quellenlectüre; um so weniger hätte das bißchen Ballast den raschen Flug der historischen Erzählung gestört.

Unsere Sorge wir möchten der Leichtfertigkeit verfallen, mag ungegründet sein, um so besser; wer aber den Einfluß genau beobachtet hat den z. B. ein Buch wie Lamartine's Girondisten auch auf unsere deutsche Lesewelt geübt, wird unsere Aengstlichkeit begreifen. Diese unverantwortliche Art Geschichte zu schreiben, unbewährte Anekdoten in die Thatsachen einzuflechten, Gebilde der eigenen Phantasie bald in Monologen-, bald in Dialogenform den handelnden Personen unterzulegen, Traditionen von sehr zweifelhaftem Werth als neue Aufschlüsse zu bieten, das Ganze mit Walter Scott'scher Genremalerei von Personen und Oertlichkeiten auszustatten — diese Manier, die zudem einer bestimmten Tendenz dient und die Geschichte im ganzen und einzelnen schief auffaßt, aber durch den verführerischen Reiz blendender, weicher Darstellung eingeführt wird, hat auch in Deutschland schlimm genug gewirkt. Es wird manches gute, solide Buch nöthig sein bis die Vorurtheile und Verkehrtheiten beseitigt sind die der eine Lamartine in die Lesewelt eingeführt hat. Das vorliegende Buch Arnds gehört unzweifelhaft zu denen die dazu angelegt sind die Vorurtheile des Parteigeistes durch ruhige und nüchterne Erzählung zu überwältigen.

Doch würde es dem Werth des Werkes keinen Eintrag thun wenn die Darstellung sich in schärfern, präcisern Gränzen hielte. Der Strom der Erzählung fließt zu breit und bisweilen monoton dahin; die prägnanten Momente treten nicht in jener bestimmten plastischen Abgränzung vor das Auge des Lesers; man ist versucht der ganzen Schilderung mehr Gedrängtheit, Energie und Aufschwung zu wünschen. Dann hat der Verfasser zu viel der reflectirenden Weise seines frühern Buches nachgegeben, und nicht selten Betrachtungen angestellt wo wir vorzugsweise Thatsachen hören möchten. Diese Reflexionen erweitern sich bisweilen zu wirklichen Excursen; der Verfasser stellt z. B. eine einläßliche Parallele zwischen Reformation und Revolution an, erörtert ausführlich die Gründe aus denen 1789 die englische Verfassung in Frankreich unmöglich war, unterwirft die That der Charlotte Corday einer ausführlichen Beurtheilung, oder hebt wohl gar die Aehnlich-

keiten und Verschiedenheiten hervor die zwischen dem Islam und der Revolution bestehen. Alle diese Abschweifungen wurzeln in dem lobenswerthen Bestreben der Revolution und ihrem eigenthümlichen Wesen recht genau ins Auge zu schauen. Auch enthalten sie eine Reihe richtiger und zutreffender Bemerkungen, aber sie thun der historischen Darstellung offenbar Eintrag. Bei keinem geschichtlichen Stoff ist die Macht und der Reiz der einzelnen Thatsachen so groß wie bei der Geschichte der Jahre 1789—1799; der Leser will hier zunächst den raschen Gang der Dinge in seiner ganzen dramatischen Lebendigkeit vor sich sehen, und die Thatsachen selber sprechen gerade hier lauter als alle Reflexionen. Das Lob das ein feiner römischer Kunstrichter dem großen Meister der hellenischen Geschichtschreibung spendet — densus et brevis et semper instans sibi Thucydides — dürfte gerade bei diesem Stoffe die wahre Richtschnur für jeden historischen Darsteller sein.

Als Zweck und Ziel der ganzen revolutionären Bewegung erschien dem Verfasser die Realisirung der politischen und bürgerlichen Freiheit in einer allgemeinern und menschlichern Weise als sie im Alterthum und Mittelalter bestanden, weßhalb ihm die Revolution berechtigt schien alle die Zustände aufzuheben und zu entfernen die sich mit der Erreichung ihrer Aufgabe nicht vereinigen ließen. In Bezug auf die angewandten Mittel und die dadurch bedingte Beurtheilung der Personen gibt es für ihn „ein sittliches Kriterium, dem Geiste eingeboren und von Religion und Recht geheiligt, dem alle Erscheinungen der moralischen Welt ohne Bedenken unterworfen werden können.“ So erscheint ihm zwar die Revolution im Hinblick auf ihr Ziel als berechtigt, aber diese Berechtigung geht nach seiner Ansicht nie so weit daß die Verwerflichkeit der Mittel damit bemäntelt oder beschönigt werden dürfte. Der Zweck dieser Arbeit wäre erfüllt, sagt er im Vorwort, wenn sie zu einer wahren Anschauung der Revolution von 1789, ihrer Licht- und Schattenseiten, ihrer Größe und ihrer Mängel, des Bewunderungswürdigen und Verwerflichen in ihr beitragen sollte. Jene Epoche ist als eine äußere Erscheinung verschwunden, aber die erhebenden und abschreckenden Beispiele die von ihr aufgestellt worden, die wahren und falschen Lehren die sich in ihr geltend gemacht haben sind nicht verweht oder vergessen, sondern tief in die innerste Gesinnung unserer Zeit eingedrungen.

Eine einleitende Uebersicht faßt die Zustände der alten Monarchie zusammen, schildert die allmähliche Entartung aller großen Institu-

tionen des Landes, des Klerus, des Adels, der Magistratur, zeigt dem gegenüber die Entwicklung der bürgerlichen Elemente der Gesellschaft, und weist dann an Voltaire, Montesquieu und Rousseau den Einfluß nach den die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts auf die Umwandlung in Sitte und Denkart geübt hat. Der französische Adel, meint Arnd, und mit ihm die Monarchie wäre noch zu retten gewesen, wenn er den rechten Moment bei der Versammmlung der Notabeln erfaßt, und es verstanden hätte sich aus einer militärischen Kaste in ein politisches Patriciat umzuwandeln, und selbst das Signal zu den nothwendig gewordenen Verbesserungen zu geben. Das Unternehmen wäre schwierig, aber der Erfolg nicht unmöglich gewesen. Sein größter Irrthum war in seinen alten Verhältnissen beharren und sich mehr auf die Macht der Waffen als die der Ideen verlassen zu wollen. Officiere ohne Soldaten, denn in diese Lage gerieth der französische Adel von der Einnahme der Bastille an, konnten keine Stützen für das Königthum abgeben, und selbst der tapferste Widerstand mußte mit ihrem Verderben endigen. Mit Recht hebt der Verfasser den grellen und unversöhnlichen Gegensatz nachdrücklich hervor in welchem sich im achtzehnten Jahrhundert die bürgerlichen Elemente der Gesellschaft zu den mittelalterlichen Formen und Zuständen befanden. „Ein großer Despot, sagt er, der alles auf gleichem Fuß zu behandeln versucht hätte, würde in Frankreich im achtzehnten Jahrhundert populärer gewesen sein als ein König der bei gemäßigtem Walten an den ständischen Unterschieden des Mittelalters festhielt. Die Verletzungen welche die Bevölkerung einst unter dem Feudalwesen erfahren waren tief im Gedächtniß haften geblieben. Der Tiers-Etat in allen seinen Kategorien sah die Vergangenheit, wegen der einst von seinen Vorfahren erlittenen Unterdrückung, als eine Schmach für sich an, die er nur durch die gänzliche Aufhebung der letzten Ueberreste der an sie erinnernden Einrichtungen glaubte sühnen zu können. Daß jene verhaßten Zustände einst natürlich und nothwendig gewesen, daran wurde bei der gährenden Stimmung der Gemüther nicht gedacht. Die Revolution war ursprünglich weniger gegen das Königthum als gegen die mit ihm verbundenen ständischen Elemente des Mittelalters gerichtet.“ Erst als die Krone es versäumte sich freiwillig an die Spitze des Tiers-Etat zu stellen, und im Bunde mit ihm die Grundlage zu einer neuen Verfassung zu legen, ward sie in die Verwerfung der privilegirten Classen, auf die sie sich zu stützen dachte, mit hineinverwickelt. Und je weiter wir den

Gang der Bewegung und ihrer Folgen überschauen können, desto prägnanter springt dieß sociale Motiv der Revolution in die Augen. Wie es sich von Anfang an für die Franzosen weniger darum handelte eine neue Verfassungsform von bleibender Dauer aufzurichten, als die alten gesellschaftlichen Formen zu zerschlagen, so sind auch nach keiner Seite hin die Wirkungen der Revolution dauernder und ihre „Errungenschaften" mehr gesichert gewesen als nach dieser. Ja es liegt darin der Schlüssel zu mancher frappanten Wahrnehmung der spätern Zeiten. Napoleons schrankenloser Despotismus war z. B. wenigstens bis zu der Zeit wo die Unvernunft der auswärtigen Politik das Land materiell ruinirte, unstreitig populärer und nationaler als die Bourbons mit ihrer Charte und ihren constitutionellen Versuchen je werden konnten. Ohne Zweifel hauptsächlich aus dem Grunde weil der kaiserliche Gewalthaber die den Franzosen wesentlichen Früchte der Revolution, Gleichheit für alle, gemeinschaftliches Recht für alle, Freiheit des Erwerbs, Zugänglichkeit aller Aemter und Ehren, Zertheilung und Käuflichkeit des Grundbesitzes, rechtliche Gleichheit der Bekenntnisse u. s. w. unverkümmert bestehen ließ, bei den Bourbons das Bestreben gerade dieß anzutasten theils vorhanden war und vorhanden sein mußte, theils gefürchtet ward. Den Bourbons, welche der Tribüne und der Presse wieder freieren Spielraum ließen, wurden diese ständischen, auf Wiederbelebung des alten Adels und des alten Klerus gerichteten Neigungen von der Generation von 1789 viel bitterer angerechnet als die eiserne Gewalt bureaukratischer und militärischer Allmacht die das Kaiserthum über alle geübt hatte.

Wir gehen Arnds Darstellung der Geschichte von 1789, der Schilderung der Händel mit Parlamenten und Notabeln nicht weiter nach, und wenden uns zu den Ereignissen von 1789. Hier ist es vornehmlich die Schilderung Mirabeau's bei der wir einen Augenblick verweilen. Unser Geschichtschreiber hebt mit Recht die wunderbare Ueberlegenheit des Mannes hervor, der auf der so neuen und fremden Bühne des öffentlichen Lebens mit einer Sicherheit und Klarheit auftrat als wenn er in dieser Sphäre von jeher gelebt hätte, der sich bald nicht nur zum Führer einer Partei, sondern zum Leiter der Revolution selbst aufwarf, und nur durch den Tod in der kolossalen Aufgabe sie zu zügeln und zu bändigen unterbrochen ward. Diese seltene Macht eines Einzigen über eine ganze Nation findet er nur durch das Verhältniß erklärt in welchem Mirabeau zu einer Gesellschaft stand die

wie die französische nach einem Muster geformt und nach übereinstimmenden Regeln und Beispielen erzogen war wo die Originalität von selbst zu den Ausnahmen gehörte. Tritt, sagt er, unter diesem modellirten, sich überall ähnelnden Wesen und Treiben eine scharf geschnittene, eigenthümlich gezeichnete, mit einem ganz besondern Blick und Ton begabte Gestalt auf, so macht sie sich leichter und mächtiger geltend als da wo Originale häufiger sind. Eine solche, von den Fesseln und dem herkömmlichen Gepräge des gewöhnlichen französischen Wesens freie Persönlichkeit war Mirabeau; man sah ihm an daß alles was er sagte und that, es mochte an und für sich Lob oder Tadel verdienen, ihm angehörte und aus ihm selber kam, und in dieser so unabhängigen, auf sich selbst gestellten Natur lag das Geheimniß ihrer Macht. Mirabeau, dessen verwerflichste Handlungen nie das Gepräge jener gemeinen, rohen, grausamen Natur an sich tragen die seine Nachfolger kennzeichnet, ist der einzige Parteiführer aus der ersten Periode der Revolution der in frischen Zügen vor dem Gedächtniß der Nachwelt steht, indeß die meisten andern wie Schatten verflogen, die Führer der spätern Periode mehr durch ihre Gräuel als durch ihr Genie bemerkenswerth geworden sind.

In der Zeichnung der Führer der spätern Zeit ist Arnd nirgends in den geläufigen Fehler der französischen Parteigeschichtschreibung verfallen: das Schlechte, wenn es recht kolossal ist, mit einer Art von bewundernder Scheu zu betrachten, und Größe da zu finden wo nur die Verzerrung und Entartung ungewöhnlich groß ist. Es will uns sogar scheinen als habe er manche Persönlichkeiten eher unter- als überschätzt. In Danton z. B. sieht er zwar eine kräftige rohe Natur, aber ohne jeden außerordentlichen Stempel, aus dem die besondere Lage in die ihn die Revolution stellte das machte was er geworden ist. Aber Danton besaß außer dem kühnen, himmelstürmenden Trotz der Zeit, die in ihm fast allein Natur und nicht Maske war, den Muth und die persönliche Thatkraft die den blutgierigen Sophisten des Berges fehlte; er hatte den Instinct für eine solche Revolution, ahnte ihr Geheimniß, und fühlte die Zeit herannahen wo ihre Kraft erschöpft war. Sein Verhalten zu den Girondisten, sein Benehmen gegenüber dem schrankenlosen Morden, seine letzte Prophezeihung an Robespierre, schon auf den Stufen des Schaffots gegeben, zeugen von einer tiefern politischen Ahnungsgabe als sie den meisten Persönlichkeiten der terroristischen Zeit eigen war. Die Wildheit seiner Worte wie seiner Thaten ist keine

affectirte, er ist unter den letzten Koryphäen von 1793 und 1794 der einzige Mann an dem die natürliche Energie und Begabtheit in den Vordergrund tritt, nicht die Intrigue, die Grimasse, oder jenes theatralische Spreizen, jene Kokketterie und Selbstbewunderung an der Robespierre und sein ganzer Schweif krank waren.

Daß wir in unsern Autor nicht etwa einen Bewunderer Robespierre's vor uns haben, wie dieß in Frankreich fast Mode geworden, brauchen wir kaum zu versichern. „Robespierre, sagt er (II. 240), zog die Aufmerksamkeit der Menge durch den Ruf seiner Unbestechlichkeit, durch den scharfen, schneidenden Ton seiner Declamationen auf sich, und wußte eine Zeitlang selbst manchen besser Gesinnten durch seinen demokratischen Dogmatismus, durch die geheimnißvolle Besonderheit seines Lebens und Wesens, und die unerschütterliche Zuversicht mit der er seine Grundsätze behauptete, zu blenden. Seine kalte Grausamkeit, sein finsterer Neid, seine gränzenlose Herrschsucht waren damals noch keineswegs allgemein ruchbar geworden, obwohl sie von denen die ihm näher standen, geahnt wurden.“ „Die sonderbare und außerordentliche Macht, sagt er an einer andern Stelle (III. 196), die dieser Mann ohne ungewöhnliche Naturgaben übte, beruhte darauf daß er die dämonische Seite der französischen Revolution mehr als alle andern Theilnehmer derselben in sich aufgenommen hatte. Man muß annehmen daß in seinem persönlichen Wesen mehr als in sonst jemanden etwas vorhanden war das dem Charakter jener Zeit entsprach. Er begriff daß es sich in ihr, wenigstens für den Augenblick, um Auflösung und Zerstörung alles Vorhandenen handelte, und schlug deßhalb immer die extremsten Maßregeln die zu diesem Zweck führen sollten, mit einer systematischen Ruhe und Kälte vor die dem was er wollte in den Augen anderer den Ausdruck einer Nothwendigkeit gab gegen die jeder Widerstand hoffnungslos und vergeblich war. Seine von Haus aus mittelmäßigen Gaben waren durch die Folgerichtigkeit und Schärfe mit der er das revolutionäre Princip aufgefaßt, wirklich erhöht worden, und er blendete, erschreckte oder überzeugte Personen die ihm sonst in jeder andern Beziehung überlegen waren. Als die Revolution, nachdem sie alles umgestürzt hatte was ihr umzustürzen möglich war, endlich in ihrem Lauf anzuhalten gezwungen wurde, fiel Robespierre; er bedeutete nur so lange etwas als die Zerstörung dauerte.

Diese Auffassung kommt unzweifelhaft der Wahrheit näher als die gewundenen und floskelreichen Schilderungen voll beschönigender Rück-

sicht und bewundernder Scheu, womit uns manche Erzeugnisse der jüngsten französischen Geschichtschreibung versehen haben. Der Cultus den man indirect mit dem Manne getrieben ist gewiß einer der merkwürdigsten Beweise wohin die Parteiverblendung mißleiten kann. Ungewöhnlich ist bei diesem dürren, unproductiven, aber zähen und logischen Kopfe höchstens die seltsame Bizarrerie der Natur, die eine kalte, eitle, selbsüchtige Seele mit dieser fanatischen Verbissenheit in die Rousseau'sche Humanitätslehre erfüllt hat. Insofern ist die ganze Persönlichkeit eine Abnormität, eine Verzerrung, die man immerhin bewundern mag wenn man die Vorliebe des Jean Paul'schen Naturforschers für **monstra** und Mißgeburten theilt. Dieses frömmelnde Pharisäerthum, das den Honig der „Tugend" auf den Lippen und die Galle blutigen Hasses im Herzen trägt, ist weder etwas so ungewöhnliches noch großes daß es einen exceptionellen Maßstab der Beurtheilung verdiente. Dieser glatte salbungsvolle Sophist mit seiner Katzen- oder Hyänennatur hat gerade von den gemeinsten Eigenschaften der revolutionären Zeit einige besonders üppig ausgebildet an sich. So jenen Proletarierneid gegen die Aristokratie — des Talents zumal; so jenes Drapiren mit Phrasen ohne jeglichen tiefen Gehalt, so besonders jene Virtuosität der Verleumdung, worin die Presse und Tribüne der Revolution excellirte. Wer dieß für die nothwendigen Requisiten eines vollendeten Demokraten hält, und wer sich ähnlich gequält fühlt von den Furien kleinen Neides gegen alles hervorragende, der mag sich allerdings an seinem Idole erbauen. Ist es aber nicht charakteristisch für die Menschennatur daß sie den Advocaten von Arras noch am ersten mit Rücksicht und Schonung behandelt und seine „vertu" nachdrücklich in die Wagschale fallen läßt, während sie an Mirabeau der Neigung zur Splitterrichterei kaum widerstehen kann?

Das Zusammenkommen des Convents veranlaßt unsern Geschichtschreiber eine Umschau vorzunehmen über den eigenthümlichen Charakter dieser Versammlung und die Natur der Revolution überhaupt. (III. 85 ff.) Die tragische Größe eines Theils der Begebenheiten die sich unter dem Convent ereigneten, die Gräuel aller Art mit denen er sich und die Nation befleckte, die Siege die er über das Ausland davontrug, die gewaltigen innern Kriege die er zu führen hatte, der Parteikampf der in seiner eignen Mitte wüthete, der Fanatismus von dem er erfüllt war, der ganze chaotische Charakter der Epoche, das alles macht die Versammlung zu einer in der Geschichte einzigen Er-

scheinung, der an wilder Größe vieler ihrer Thaten, aber auch an tiefer Verdorbenheit der meisten in ihr hervortretenden Persönlichkeiten selten etwas gleich gekommen ist. Dennoch steht diese Versammlung an historischen Resultaten tief unter der Constituante, welcher allein der positive Kern der französischen Revolution angehört und von der die gesammte politische Erneuerung des französischen Lebens ausgegangen ist. „Der Convent, sagt Arnd, ist mit seinen Thaten wie ein Sturm über den Boden den er verwüstet gezogen, hat aber an das schon vor ihm begonnene Werk der Zerstörung nur die letzte Hand angelegt und eigentlich nichts neues geschaffen, kein dauerndes Monument seines Daseins zurückgelassen.“ In der Umschau über die Persönlichkeiten kommt der Verfasser dann zu dem Ergebniß daß sich verhältnißmäßig wenige hervorragende und schöpferische Talente in der Versammlung geltend gemacht, kein einziges das den beiden Größen welche die erste Revolution begränzen — Mirabeau und Napoleon — irgend zu vergleichen wäre. Dieß führt unsern Geschichtschreiber zu einer Betrachtung, in der gewiß ein ganz specifischer Zug der Revolution von 1789 betont wird: die verhältnißmäßig geringe Bedeutung der Persönlichkeiten gegenüber den Massen. Allerdings waren es diese die vorzugsweise und mehr als in jeder frühern Bewegung in Rechnung kamen, waren sie es deren Instinct auf die Zerstörung aller alten Zustände hindrängte. Ihre Führer stiegen in ihnen, wie Wellen im Sturm, einen Augenblick lang empor, um dann um so unvermeidlicher dem Abgrund zu verfallen; die wilde Menge die sie geboren und emporgetragen verschlang sie wieder. Für die blutigen Gräuel der Revolution, ihre wilden und wahnsinnigen Ausartungen, das Sturmlaufen gegen göttliche und menschliche Ordnung werden sich Paralellen finden in vorangegangenen Zeiten; wir erinnern nur an die Hussitenkriege und an das Reich der Wiedertäufer. Ja selbst die erste englische Revolution ist reicher an wilden Auswüchsen und zerstörenden Negationen als es die gewöhnlichen Darstellungen errathen lassen; nur war dort in dem religiösen und sittlichen Fundament der Nation ein Gegengewicht, das der unter Ludwig XV. und seinen Vorgängern herangewachsenen Generation fehlte, und es fand sich dort bald der starke Steuermann der die Excesse der Revolution zügelte, ohne ihre Kraft zu lähmen. Aber jene allgemeine Betheiligung der Massen ist ein eigenthümlicher Zug der gesellschaftlichen Umwälzung von 1789; sie sind zum erstenmal die bewegende, nicht die bewegte Kraft, sie lernen ihre Stärke

kennen und die Geschichte ihres Machtbewußtseins datirt von jenem Tage an.

Den Tod Ludwigs XVI. beurtheilt Arnd von eben dem Standpunkt von dem aus seine Richter das Urtheil sprachen: vom politischen. „Die französische Republik, sagt er richtig, hatte etwas gemachtes, fremdartiges, theatralisches, und konnte nur durch die äußerste Ueberspannung und Gewaltsamkeit für wenige Jahre eine scheinbare Festigkeit erlangen. Dieß fühlten die systematischen oder heuchlerischen Fanatiker des Convents, und darum glaubten sie das Volk durch Begehung eines großen Verbrechens, das keine Rückkehr mehr erlaubte, mit den Grundsätzen der Revolution fester verbinden zu müssen, so wie sie später, da jede Exaltation ihrer Natur nach erschlaffen muß, immer auf neue Reizmittel sannen und dadurch zur Begehung immer größerer Frevel fortgerissen wurden.“ Unser Verfasser kann sich bei seiner Vorliebe für historische Parallelen nicht enthalten den Tod Karls I. dem Ludwigs XVI. entgegenzustellen, und an den einzelnen Motiven der verschiedenen Zeiten zu zeigen in wie viel höherem Grade der tragische Ausgang Karl Stuarts durch die Verhältnisse erklärt und durch die größere Rohheit und Wildheit der Zeiten begreiflich gemacht ist. So streng er übrigens über die Hinrichtung des unglücklichen Königs urtheilt, er unterläßt es doch auch nicht gerade bei diesem Anlaß nachdrücklich darauf hinzuweisen daß es nicht die politischen Principien, sondern die vorhandene tiefe Sittenverderbtheit war welche der Revolution ihren blutigen Charakter aufdrückte. „Das was in den Ideen der französischen Revolution wie in den Gedanken jeder großen religiösen oder politischen Neuerung für die Sittlichkeit gefährliches lag, der Geist des Widerspruchs, der Empörung, des Uebermuths, der Habgier, wuchs von dem unruhigen, maßlosen und verwilderten Wesen des Volks wie eine Funke vom Sturm ergriffen zu einem ungeheuern Brand heran, von dem nicht nur die alten morsch gewordenen Außenwerke des französischen Lebens verzehrt wurden, *sondern dessen innere Natur selbst eine schwer zu heilende Wunde erhielt.*“

Nach diesen Proben läßt sich erwarten daß unser Autor nicht zu der bequemen fatalistischen Auskunft greift, alle die Gräuel des Terrorismus als nothwendige Glieder der revolutionären Staatsweisheit anzuerkennen. Er läugnet den Zusammenhang zwischen den politischen Freveln der Revolution und ihren militärischen Erfolgen; er erklärt usdrücklich daß die zahlreichen Hinrichtungen der Generale von keinem

Einfluß auf das militärische Glück der Revolution gewesen sind. (IV. 200.) Es durfte noch nachdrücklicher betont werden daß Carnots Verdienste nicht darin ihre Wurzel hatten daß er Jacobiner war und den Terrorismus walten ließ, sondern daß sie aus seiner technischen Meisterschaft entsprangen. Und selbst alle Energie des Wohlfahrtsausschusses hätte, umgeben von der Vendée und den girondistischen Bewegungen, der Macht der Dinge weichen müssen, wenn die Coalitonsarmeen nach den Erfolgen von Mainz, Condé und Valenciennes im Anfang Augusts 1793 die Somme überschritten und den entscheidenden Marsch von ungefähr 20 Meilen gegen die Hauptstadt angetreten hätten. Aber sie mußten, den Engländern zuliebe, Dünkirchen belagern, bis die Franzosen Athem geschöpft hatten! Das war eben die bedeutungsvolle Verkettung der Dinge daß es der Coalition an Einheit, an Grundsätzen, überhaupt an all den sittlichen Momenten fehlte, die allein werth und fähig machen eine solche Revolution zu überwinden. Es bedurfte der bittern Lection von 21 inhaltsschweren Jahren, bis die Armeen wieder einen so günstigen Augenblick erkämpften um ihn fruchtbarer als im Sommer 1793 zu benützen.

Die Geschichte der Parteikämpfe wird von Arnd natürlich mit besonderer Vorliebe behandelt, da sie die Revolution am besten von ihrer politisch-socialen Seite erkennen lassen. Die Revolution ist zwar von Kriegsthaten und Friedensunterhandlungen durchzogen, aber nicht von ihnen bestimmt; die Grundsätze und der Kampf um sie hat ihren Einfluß auf die Geschicke der Welt entschieden. Arnd hat daher von den rein militärischen und diplomatischen Ereignissen nur so viel aufgenommen als nothwendig in den Verlauf des Ganzen gehört, um eben die eigenthümliche Gestalt der Umwälzung um so klarer hervortreten zu lassen. Aus diesem Grund nimmt die zweite Hälfte der zehn Jahre einen viel gedrängtern Raum ein; die Geschichte bis zum 9. Thermidor zieht sich bis in den Anfang des fünften Bandes, der Rest enthält die Geschichte bis zum 18. Brumaire.

Seine individuelle Ansicht hat der Geschichtschreiber in einer Stelle der Schlußbetrachtung (VI. 316) niedergelegt. „Der Keim (sagt er) und das innerste Wesen der französischen Revolution, sobald man diese von ihrem äußeren Verlaufe, ihrer momentanen Hülle trennt, und sie als eine der großen im Leben der Menschheit sich in gewissen Epochen erhebenden Ideen betrachtet, bestand darin, durch äußere und endliche Mittel auf dem Boden der Welt das zu vollbringen was das

Christenthum mit Hülfe übersinnlicher Lehren und Gebräuche im Gebiete des Innern gethan hatte. Sie wollte das Dasein der Einzelnen im Staat befreien und veredeln, und die bürgerliche Gesellschaft nicht wie ein Gefängniß oder Arbeitshaus, sondern wie eine Bühne zur Entwicklung aller Anlagen und Kräfte einrichten. Die Realisirung dieser Idee ist von dem besondern Charakter des Volkes, in welchem sie sich zuerst ankündigte, dem Standpunkt seiner öffentlichen Gesittung, der Lage der Welt überhaupt verunstaltet und verderbt worden, sie selbst aber hat von diesen Schlacken und Mängeln nicht erreicht werden können. Denn es liegt in ihr ein wahrer und deßhalb unzerstörbarer Gehalt verborgen. Jene ursprüngliche Idee, die von ihrer äußern Gestalt wohl getrennt werden muß, ist dann und wann scheinbar still gestanden um neue Kraft zu sammeln, hat aber an ihrem endlichen Siege nie gezweifelt, und wird, je länger der Widerstand gegen sie dauert, um so mehr Gelegenheit haben sich von den an ihr haftenden Schlacken zu reinigen und ihre Aufgabe vollständiger zu lösen. Unser Geschichtschreiber glaubt also — und gewiß mit Recht — an eine versöhnende Lösung der Leiden und Widersprüche; wie bald sie erfolge, das liegt jetzt fast mehr als je im Schooß einer räthselvollen Zukunft verschlossen.

III. S. Kaiser, französische Verfassungsgeschichte.*)

(Allgemeine Zeitung 18. Juli 1852 Beilage Nr. 200.)

Hatten uns die früher erwähnten Werke mitten in die Bewegung der Ereignisse, in die Geschichte der Persönlichkeiten und öffentlichen Charaktere eingeführt, so versucht dieß Buch uns die leitenden politischen Gedanken und Formen im Zusammenhang darzustellen In Plan und Anlage erinnert es mannichfach an L. Steins „Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich;“ nur daß hier die gesellschaftlichen Umwälzungen, dort die politischen Formen und Verfassungen das vorherrschende Thema bilden. Auch reicht das Kaiser'sche Buch nicht an das Stein'sche in Beherrschung des Stoffes und planmäßiger, systematischer Darlegung; wohl aber hat es mit ihm eine der Schatten-

*) Französische Verfassungsgeschichte von 1789—1852 in ihrer historischen Aufeinanderfolge und systematischen Entwicklung dargestellt von Simon Kaiser, Fürsprech in Solothurn. Erste Hälfte. Leipzig, 1852.

seiten gemein, die von solcher Behandlungsweise unzertrennlich scheint: die trockene, systematische Methode, das Definiren und Distribuiren in einem Stoff wo wir sonst gewöhnt sind Personen und Ereignisse mit plastischer Lebendigkeit vor uns zu sehen. Das hindert aber nicht daß ein solches Werk sehr belehrend, anregend und sogar in hohem Grade anziehend für den sein kann der aus der geschichtlichen Betrachtung dieser Zeiten ein ernstes Studium macht, nicht nur dilettantisch genießen und unterhalten sein will — ein Vorzug den das geistvolle Stein'sche Buch unbestritten besitzt.

Die Behandlung des Stoffs in dem Kaiser'schen Werk erinnert uns mehr an Studien als an eine völlige Bewältigung der Aufgabe. Der Bearbeiter hat sich in seinen Quellen viel und eifrig umgethan, aber das Quellenmaterial ist noch Herr über ihn, nicht umgekehrt. Er bringt uns mehr Auszüge aus den Quellen als planmäßige Verarbeitung, mehr Referat als Urtheil, und je nach dem persönlichen Interesse womit der Autor dem einen oder andern Theil des Stoffes mehr zugewandt ist, mit abwechselnder und ungleicher Ausführlichkeit. Auch die Darstellung selbst trägt jenen unfertigen Charakter von Studien die noch nicht abgeschlossen sind. „Denn die Bemerkung darf man nicht vergessen," oder „die Bemerkung will ich nur geschwind hinzufügen," sind nicht selten wiederkehrende Wendungen des Autors, die sehr charakteristisch für eine Darstellung sind die sich bald beschränkt, bald gehen läßt, bald Abschweifungen macht, bald wesentliche Dinge mitten in dem Fluß der Darstellung wie halbvergessene Reminiscenzen einstreut.

Die Darstellung beginnt mit der Schilderung des alten Frankreichs. Das Land und seine Stände, der Staat und die Regierung, Rechtspflege, Steuerwesen u. s. w. wird uns im einzelnen vorgeführt, und in vielen eigenthümlichen Zügen das alte Land und die alte Gesellschaft gezeichnet. Für manche einzelne Partie wäre ein genauerer Beleg der Quellen nicht überflüssig gewesen, da nicht nur die Geschichte der Revolution selber, sondern namentlich die Zeiten die ihr vorangingen, bei der Lebhaftigkeit des Parteigeistes fast ein Gegenstand der Controverse geworden sind. Ein sehr fleißig gearbeitetes Buch, „die Geschichte der Staatsveränderung" (von H. v. Schütz), das in entschieden contre-revolutionärem Sinn die Revolution behandelte, hat sich zuerst bemüht diese Zustände vor 1789 im Detail zu rechtfertigen. Diesem Buch zufolge waren die Zustände im Grunde ganz leidlich —

ein Satz der allenthalben nicht allzuschwer zu beweisen ist, wenn man mehr aus Gesetzen, Decreten und Verordnungen die Kenntniß der Zeiten schöpft als aus der herben Wirklichkeit der Dinge; Schuld an allem Uebel waren im Grunde nur die „Philosophen," zu denen nach jenem Buch selbst freilich so ziemlich alle die Leute gehörten welche damals in Frankreich irgendeine Bedeutung und eine Stimme hatten, von Turgot, Malesherbes und Necker an bis auf Mirabeau. Das Buch ist uns immer ein merkwürdiger Beweis gewesen wohin man mit aller fleißigen Erforschung des Stoffes kommt, wenn man mit einer fixen Idee zur Behandlung eines geschichtlichen Gegenstandes herantritt. Und doch reicht die eine Lebensgeschichte Mirabeau's hin von dem politischen und socialen Zustande Frankreichs vor 1789 ein richtigeres Bild zu gewähren und die Revolution besser zu motiviren als alle diese mühevollen Schilderungen, die das historische Material gebrauchen wollen um etwas bestimmtes zu beweisen oder eine vorgefaßte Meinung aus geschichtlichen Begebenheiten zu belegen. Gegenüber dieser Methode, die neuerlich auch in Frankreich wieder Adepten gefunden hat, hält sich der Verfasser unseres Werkes an die Thatsachen selbst, und seine Ergebnisse sind natürlich auch andere. Daß er mit seiner persönlichen Ansicht der Revolution nicht feindlich, sondern freundlich gegenübersteht, geht aus dem Zusammenhang der Darstellung wohl hervor, hat aber auf die Zusammenstellung der Thatsachen keinen störenden Einfluß geübt.

An die Schilderung des vor-revolutionären Frankreichs reiht sich eine Uebersicht der „Elemente des neuen," eine Charakteristik der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in ihren bedeutendsten Repräsentanten, Montesquieu, Voltaire und Rousseau. Wir hätten hier, statt der etwas breiten, zerfließenden Auszüge, lieber eine schärfere Charakteristik der literarischen Thätigkeit der Männer und ihres Zusammenhangs mit der Revolution vorgefunden; das Material bedurfte hier einiger Sichtung und Beschränkung, um das Eigenthümliche und Bedeutende desto nachdrücklicher in den Vordergrund treten zu lassen. Ausführliche Auszüge aus dem Contrat social genügen z. B. nicht um Rousseau's Zusammenhang mit der Revolution ins gehörige Licht zu setzen. Rousseau's ganze frühere Thätigkeit von seinen ersten paradoxen Preisschriften an, sein feindseliger Gegensatz gegen die herrschende Gesellschaft, ihre Cultur und Civilisation, sein Kampf für einen Naturzustand ohne Barbarei, für eine gesellschaftliche Verjüngung ohne con-

ventionelle Fesseln, ohne die Mode und die Grimasse seiner Zeit — das war es was ihn zum Träger der entschiedensten Bewegung innerhalb der Revolution gemacht hat, während der Contrat social nur eben in knappen Umrissen die Sätze aufstellt nach denen die sociale Demokratie nachher die Verfassung von 1793 verfertigt hat.

Ueber diese Verfassung von 1793 hat der Verfasser seine eigenthümliche Meinung; er wirft es der Demokratie als Sünde vor daß sie diese „einfache, klare und deutliche Verfassung" nicht in Vollziehung setzte. Ob es den Urhebern dieses nur vom doctrinären Gesichtspunkt aus merkwürdigen Products wohl jemals Ernst war diese Verfassung einzuführen? Wir glauben es nicht, theils weil uns die ganze reelle Thätigkeit der Männer im schneidendsten Gegensatze zu jener Verfassungs-Ideologie zu stehen scheint, theils weil wir ihnen Nüchternheit genug zutrauen das Unausführbare jenes durch und durch abstrakten Experimentes einzusehen. Konnte man schon überhaupt daran zweifeln ob jemals ein einigermaßen umfangreicher und cultivirter Staat nach diesen Phijosophemen des Genfer Denkers einzurichten war, so hatte doch gewiß damals von allen leitenden Persönlichkeiten niemand den ernsten Gedanken auch nur den unfruchtbaren Versuch mit dieser Verfassung zu machen. Während man die Tyrannei der Clubs und Ausschüsse organisirte, alle palarmentarische Macht zerbrach, alle corporative, municipale und provinzielle Lebenskraft zerstörte, sich sein Revolutionsgesindel mit 2 Fr. Diäten täglich präsent hielt, den obligaten Schrecken organisirte — hatte man doch wohl niemals die Absicht den Staat nach jener Rousseau'schen Schablone einzurichten, oder auch nur die Gesellschaft dafür vorzubereiten.

Was der Verfasser als Hindernisse für die Einführung dieser Constitution betrachtet — die Zertrümmerung der Unabhängigkeit der Gemeinden, die Herrschaft der Clubs und die Erniedrigung der Nationalvertretung durch den Sturz der Gironde — darin möchten wir nicht sowohl ein Hemmniß der Verfassung von 1793 erblicken, als vielmehr eine Störung für jede freiheitliche Entwicklung. Indem der Terroismus alle municipalen und provinziellen Lebensfäden zerschnitt, die Centralisation der Staatsmaschine auf die Spitze trieb, die Allgewalt der Hauptstadt vollendete, indem er auf Furcht und Servilität seine Gewalt stützte, alle unabhängigen Geister und Charaktere auf das Blutgerüste schickte, die ganze Nation mit plattem Materialismus erfüllte und die Gedanken des Mords und der Zerstörung recht eigentlich zu seinen

Staatsmaximen erhob — hat er, nach unserer Ansicht, mit die meiste Schuld daran daß Frankreich aller seiner Freiheiten und Verfassungen nie hat froh werden können. Aus dem Stoffe den die Schreckensherrschaft als Erbe hinterließ, haben die folgenden Regierungen ihre Despotie der Verwaltung aufgebaut, gegen die alle papierne Freiheit der Verfassung unmächtig war. Mit jener Hinterlassenschaft von politischer Unterdrückung, Feilheit und Demoralisation, welche das Schreckensregiment zu dem alten vorhandenen Material aufgehäuft, sind Regierungen möglich gewesen wie die vom 18. Brumaire bis zum 2. Dec. Daß in Frankreich die besten Köpfe in den Terroristen die Retter Frankreichs begrüßen konnten statt die Verderber, daß man sich eine Art Trost=Philosophie erfand, die gegen all den Krankheitsstoff womit die Gesellschaft damals erfüllt war die Augen verschloß, und daß die liberalsten Leute in Frankreich sich zu Lobrednern der Staatsmaschine machten, die seit 60 Jahren alle politische Freiheit im Keim erstickt — das ist einer der schlagendsten Beweise wie weit man dort noch davon entfernt ist auch nur den Sitz des Uebels erkannt zu haben. Wir hoffen der 2. Dec. trägt dazu bei diese Erkenntniß vorzubereiten, und insofern wollen wir ihm und seinen Urhebern gern eine providentielle und heilsame Bedeutung einräumen.

Im Verhältniß zu der Ausdehnung die der Verfasser den Bewegungen vor 1789 und den Ereignissen dieses Jahres selbst gegeben hat, durfte er wohl in diesen Mechanismus der Regierung etwas genauer eingehen; derselbe hat für die Entwicklung Frankreichs eine größere Bedeutung als die wechselnden elf Verfassungsstatute die Frankreich seit 1791 gesehen hat. Eine verständliche Uebersicht dieser Dinge ist in dem vor einigen Jahren erschienenen vierten Band von Schäffners „Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs" zu finden, dort sind die Verfassungen erörtert, aber auch die ganze Administration, Polizei und Steuerverwaltung, Heerwesen, Kirche, Unterricht und Justiz ist in eine Uebersicht zusammengedrängt, und die wechselnden Einwirkungen von 1789 bis auf die Gegenwart geschichtlich entwickelt. Wie Theorie und Praxis sich zu einander verhalten, wie es der Administration fast überall gelungen ist die liberalen Constitutionen zu paralysiren, das ist dort recht übersichtlich neben einander gestellt.

IV. Zinkeisen, der Jacobinerclub. Erster Theil.

(Allgemeine Zeitung 15. u. 16. August 1852 Beilage Nr. 228 u. 229.)

Es gibt wenig Stoffe über die so viel gesprochen und abgeurtheilt und so wenig gründliches erforscht worden ist wie die Geschichte des Jacobinerclubs. Sollte man denken daß hier die erste kritische und historische Bearbeitung vor uns liegt, und bis zum Erscheinen dieses Buches wir theils auf die stark gefärbten Parteiberichte, theils auf zerstreutes, unverarbeitetes Material beschränkt waren! Es ist wahr, der Stoff hat den Reiz nicht den eine Geschichte der Revolution selbst im großen und ganzen gewährt; wir werden hier aus den Räumen imposanter parlamentarischer Versammlungen in einen Parteiclub eingeführt; statt des dramatischen Interesses womit uns die großen Ereignisse in ihrer mächtigen äußern Erscheinung fesseln, werden wir hier mit kleinen Mitteln und demagogischen Künsten vertraut; statt der großen Eindrücke durch welche wir die Leidenschaft und Thatkraft eines ganzen Volkes bewegt sehen, finden wir uns hier vielfach trivialen Menschen und gemeinen Mitteln gegenüber, deren Virtuosität in demagogischer Organisition uns nicht entschädigt für die ersten großen Tage von 1789, für die oratorischen Triumphe von Mirabeau, für den großartig erschütternden Anblick den die allmähliche Auflösung einer vorhandenen Gesellschafts- und Staatsordnung gewährt. Eben weil es aber in mancher Hinsicht die Geschichte der Revolution hinter den Coulissen ist womit wir hier bekannt werden — eine Geschichte die allerdings viel von dem Zauber abstreift durch den der Blick auf die Bühne befangen ist: eben darum ist eine tüchtige Darstellung des Stoffs nicht nur eine erwünschte Ergänzung, sondern häufig auch ein Correlativ für die vorhandenen historischen Schilderungen der Revolution. Für sich allein reicht allerdings die Geschichte des Jacobinerclubs nicht hin die Revolution in ihrem Wesen zu erkennen, aber als Vervollständigung und Berichtigung des hergebrachten Wissens wird sie um so dankenswerther sein.

Mit Recht meint der Verfasser, der dieser fleißigen und gediegenen Arbeit schon vor Jahren eine Skizze hat vorausgehen lassen, es sei jetzt mehr als je an der Zeit durch sorgfältige Prüfung des Einzelnen das land- und tagesläufige Urtheil über die Ereignisse der Revolution zu berichtigen und zu läutern. „Bei der Leichtfertigkeit und An-

maßung, sagt er, womit man neuerdings wieder mehr als je, diesseits und jenseits des Rheins, über die französische Staatsumwälzung urtheilt, spricht und schreibt, womit man namentlich nicht selten die riesenhaften Erscheinungen dieser Welt-Tragödie zu Zwecken kleinlicher Partei-Interessen in ganz entgegengesetzten Richtungen benutzen und ausbeuten zu können meint, dürfte vielleicht der Förderung geschichtlicher Erkenntniß und politischer Einsicht ein nicht unwesentlicher Dienst geleistet werden, wenn man sich auf das bescheidene, aber mühevolle Gebiet ernster Forschungen zurückzieht, um einzelne hervorragende Momente derselben, nach Grund und Wesen, im Lichte thatsächlicher Wahrheit zu zeigen."

Die Arbeit die der Verfasser uns hier vorlegt, hat diesen Zweck vollkommen erreicht; sie gehört zu den fleißigsten und gediegensten Monographien über die Revolutionsgeschichte. Ueberall wird man ebenso sehr einer gesunden nüchternen Forschung und Kritik begegnen, wie einem Urtheil dessen Unbefangenheit durch die Doctrinen moderner Tendenzgeschichtschreibung von rechts und links nicht getrübt ist. Besondere Genugthuung hat es uns gewährt den Verfasser über die neueste Manier in Frankreich jene Periode zu behandeln, namentlich über die Lamartine'sche Geschichtsromantik, dasselbe Urtheil abgeben und motiviren zu hören das wir in einem frühern dieser Aufsätze hier ausgesprochen haben.

Des Verfassers vieljähriger Aufenthalt in Paris hat ihm Gelegenheit gegeben eine Menge zerstreuter Quellen, Parteischriften, Journale und fliegender Blätter zu benützen, die in Deutschland schon zu den Seltenheiten gehören, ja die in Frankreich selbst nicht gar zu häufig und vollständig zu finden sind. Ist es doch geradezu parador zu nennen daß z. B. die große Bibliothek in Paris nicht einmal ein vollständiges Exemplar des Marat'schen Ami du peuple besitzt, während sich in Berlin ein solches vorfindet. Wohl haben einzelne Liebhaber und Sammler mit erstaunlichem Fleiß, ja mit Aufopferung diese vorhandenen Lücken zu ergänzen gesucht, aber es bleibt immer noch vieles zu wünschen übrig. Den auffälligen Umstand daß selbst von Zeitungen und Pamphleten, die zur Zeit ihres Erscheinens in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet wurden, sich oft nur mit Mühe eine Probe auftreiben läßt, glaubt Zinkeisen durch eine Mittheilung erklären zu können, für deren Richtigkeit ihm das vollgültige Zeugniß eines Mannes bürgt der selber zu Paris seit Jahren aus dem Sammeln

und Vertrieb von dergleichen Seltenheiten ein ersprießliches Geschäft gemacht hat. Als sich nämlich im Jahr 1814 die Alliirten Paris näherten, hatte sich unter dem Volke, Gott weiß wie, plötzlich das sonderbare Gerücht verbreitet: die siegenden Monarchen und die Bourbonen würden nach ihrem Einzug in ganz Paris sofort eine strenge Haussuchung nach revolutionären Schriften, die man allerdings auch schon zur Kaiserzeit vielfach beseitigt und versteckt hatte, veranstalten lassen, und wo sich dergleichen noch finden sollten, gegen die Besitzer sogleich militärische Execution verhängen. Der panische Schrecken welcher durch dieses einfältige Gerücht hervorgerufen wurde, soll so groß gewesen sein daß man — versteht sich so geheim wie möglich — die Journale und Pamphlets aus der Revolutionszeit haufenweise verbrannte oder in die Latrinen warf.

Dem sei wie ihm wolle, zum guten Theil erklärt sich wohl die rasche Vergänglichkeit durch die flüchtige Natur der Journale und Pamphletliteratur; ebenso wie umgekehrt das hohe Alter der Drucke des 15ten und 16ten Jahrhunderts nicht denkbar wäre ohne ihre solide und massenhafte körperliche Anlage. Ich dächte, wir hätten in unsern Tagen im kleinen eine ähnliche Erfahrung machen können. Wenn auf irgend einem Gebiet, so sind in der Placaten- und Flugschriften-Literatur, in der wilden Schmäh- und Hetzpresse die Jahre unserer Sturm- und Drangperiode der Revolution von 1789 einigermaßen ebenbürtig gewesen, auch wenn uns die journalistischen Talente im Styl von Desmoulins und Marat gefehlt haben. In jedem Fall hat es sich doch der Mühe verlohnt diese flüchtigen Erzeugnisse, welche die schäumende Woge des Tages auswarf, zu sammeln, und es ist dieß wohl hie und da auch mit dem nüchternen geschichtlichen Bienenfleiß geschehen, zu dem sonst solche Tage der Erschütterung am allerwenigsten angelegt sind. Aber wie vieles ist auch völlig verschwunden; wie manches was wir einst an jeder Straßenecke paradiren sahen, ist jetzt dem bekehrten Autor zu Gunst und Liebe aus den Portefeuilles und aus der Erinnerung der Menschen verweht, um sich höchstens vielleicht hie und da noch als wirkliche Rarität in der Mappe eines wohlwollenden Sammlers vorzufinden! Wie erstaunlich rasch der Umschlag in solchen Zeiten ist, zumal wenn die Furcht vor der nahen Reaction mit hinzukommt, davon haben wir im kleinen merkwürdige Proben erlebt. Jener wilde Nachwuchs unserer amis du peuple und pères Du Chesnes, wie wir ihn 1848 und 1849 vor uns sahen, war heute

noch in voller praktischer Thätigkeit, überall gelesen und verbreitet, sogar hie und da in den Salons nicht ganz ohne Heimathrecht (um des lieben Scandals willen!) — da kam eines schönen Morgens die bewaffnete Reaction, die wilden ungezogenen Schößlinge einer entarteten Presse fingen mit einemmal an historisch zu werden, und nun kostete es die allergößte Mühe von dem was gestern noch durch aller Hände gegangen auch nur ein einziges vollständiges Exemplar aufzubringen. Das stimmt denn allerdings zu der von Zinkeisen gemachten Mittheilung.

„Der Jacobinismus, bemerkt schon Bailleul, hat ebenso viele Epochen wie die Meinungen Nuancen und die Revolution Krisen gehabt haben. Als etwas abgesondertes, für sich abgeschlossenes kann dessen Geschichte nicht gedacht und dargestellt werden; sie greift in alle Verhältnisse der Revolution mehr oder minder bedeutsam ein, und steht mit denselben in fortdauernder Wechselwirkung.“ Unser Verfasser hat sich daher den Stoff nach innern und äußern Momenten so gruppirt daß der Club Breton zu Versailles bis zur Uebersiedelung nach Paris im October 1789 den ersten, der ins Jacobinerkloster zu Paris übergesiedelte Verein der amis de la constitution in seinem Kampfe gegen die Constitutionellen bis zur völligen Trennung von den feuillans (Jul. 1791) den zweiten Abschnitt bildet. Eine dritte Periode wird den fortgesetzten Kampf gegen den Feuillantismus bis zum Sieg der Jacobiner im Sept. 1792, eine vierte den Kampf gegen die Gironde bis zum Oct. 1793, ein fünfter Abschnitt den Kampf des Clubs mit sich selber bis zur Katastrophe des 9. Thermidor, ein sechster und letzter endlich die allmähliche Auflösung der Jacobiner erzählen. Der vorliegende erste Band führt die Dinge nur bis zum Julius 1791; den Rest soll der in kurzem erscheinende zweite Band enthalten.

Zinkeisen verfolgt die Lebenszeichen des schon vor 1789 wieder erwachten Triebs der Association bis in dessen Anfänge; er schildert uns zunächst jene zum großen Theil harmlosen Verbindungen in der „guten“ Gesellschaft, die in die ersten fünfzehn Jahre der Regierung Ludwigs XVI. fallen, und deren Bedeutung eben nur darin lag daß sie von einer wieder lebendig gewordenen Bewegung Zeugniß ablegten, die durch den Absolutismns des 17ten und 18ten Jahrhunderts erstickt schien. Bedeutungsvoller wurden diese ersten Versuche der Association seit die Kämpfe zwischen der Regierung und den Parlamenten,

die Berufung der Notabeln, der völlige Bruch mit den Parlamenten die vorhandene politische Gährung auf ein bestimmtes und klares Ziel hinlenkten, seit namentlich die Wahlen zu den états généraux die Vereinigung der Gleichgesinnten als ein praktisches Bedürfniß des Tages erscheinen ließen. Die états généraux kommen zusammen; da tauchen denn auch gleich ein comité Target, ein comité Duport als erste parlamentarische Clubs auf, in welchen namentlich die Männer der Bewegung sich selber zu orientiren und ihre Meinungsgenossen zu einer gemeinsamen Action zu vereinigen strebten. Aber es findet sich auch schon bezeichnenderweise im Dec. 1788 eine société publicole, die es sich zur Aufgabe gamacht hat „d'éclairer les esprits“, und in demselben Moment haust auch im Palais Royal ein „club des enragés“, der Vorläufer des nachherigen club du palais royal, zunächst mit der wichtigen Aufgabe beschäftigt Flugschriften zu verbreiten. Doch war das Clubwesen vor dem Zusammentritt der états généraux, und auch noch die erste Zeit nachher, nicht entfernt das was es nachher für Frankreich geworden ist. Kein einziger der genannten Vereine hatte eine bestimmte äußere Organisation, hielt öffentliche Sitzungen oder stand als solcher mit dem Publikum in irgend einer unmittelbaren Beziehung; eben deßhalb hatte aber auch die Regierung keine rechte Veranlassung der Thätigkeit dieser Vereine Hindernisse in den Weg zu legen. Die Verordnungen des Polizeilieutenants von Paris berührten sie nicht, und besondere Gesetze über das Vereinswesen waren noch nicht vorhanden. Allerdings fehlte den politischen Vereinen auch noch das populäre Element und die unmittelbare Berührung mit den Massen, wodurch ihre Macht später unterstützt ward, und daher mochte es kommen daß die Regierung wie die Parteien dieß Mittel revolutionärer Agitation anfangs unterschätzten. Meinte doch in der ersten Zeit selbst ein so kluger Mann wie Sieyès es sei der Wirksamkeit dieser Vereine keine Bedeutung zuzuschreiben, bis er, eines bessern belehrt, im Clubwesen einen der wirksamsten Hebel seiner politischen Plane fand.

Als die états généraux zusammengetreten waren, begann natürlich für die politischen Clubs eine neue Zeit; Majorität und Minorität des Adels, Klerus, dritter Stand suchten sich in solchen Vereinen zu organisiren. Das ständische Element der alten Zeit nimmt noch einmal einen Anlauf die alte Gliederung aufrecht zu erhalten, aber wie die Vollmachten zuletzt gemeinsam geprüft, die Berathungen und

Beschlüsse gemeinsam gefaßt werden, so muß auch dieser letzte Versuch ständischer Partei-Organisation dem mächtigeren Zug einer neuen Zeit weichen. „Das belebende Element," sagt Zinkeisen von den ersten in Versailles gestifteten Adelvereinen, „die Männer von Energie und Grundsätzen schieden nach und nach von ihnen aus und traten auf die Seite des tiers-état, in welchem das erhaltende und revolutionäre Princip ja bald auch zu Spaltungen und Parteien führte. Was davon zurückblieb, löste sich von selbst auf, oder fand am Ende nur noch in der Emigration einen trostlosen Vereinigungspunkt. Der dritte Stand hatte indessen begonnen zur Orientirung zusammenzutreten, sich bei seinem Doyen, bei Bailly, zu versammeln, bis der bretagnische Deputirte Chapelier durch die Gründung des club breton den entscheidenden Anfang zu einer neuen Gestaltung des Clubwesens machte. Der erste Gedanke dazu, sagt Zinkeisen, ging nicht einmal von ihm, sondern von Mirabeau aus. „Was uns fehlt", äußerte dieser eines Tages zu Chapelier in einer Unterredung über England, „das sind die Clubs." — Clubs, entgegnete Chapelier, was sind das? „Mein Freund, fuhr Mirabeau fort, das sind Menschen die sich vereinigt haben; das muß man wissen; denn zehn Menschen vereint können hunderttausend getrennt zittern machen." Das Wort wirkte bei Chapelier. Er wußte schnell die 44 Abgeordneten des dritten Standes aus der Bretagne für sich zu gewinnen, und so eröffneten sie in einem zu diesem Zweck besonders gemietheten Local, Avenue de St. Cloud Nr. 36, ohne weiteres schon im Laufe des Monats Mai ihre Zusammenkünfte. Der Zweck war ursprünglich kein anderer als eine vorläufige Berathung der Gegenstände und Fragen welche je am folgenden Tag in der Versammlung vorkommen sollten; es geschah das anfangs mit Ruhe und Mäßigung, nicht selten mit Tiefe und Umsicht, keineswegs im Sinn einer systematischen Opposition gegen den Hof und die Regierung. Ob freilich die Mitglieder des Vereins sich noch in einem so ganz naiven Zustande politischer Unschuld befanden, wie unser Verfasser nach einer Mittheilung von Bertrand de Moleville erzählt, möchten wir bezweifeln, wenigstens auf dieß einzige Zeugniß eines Mannes dessen Angaben nicht überall die Probe halten, nicht als sicher annehmen. Die Klarheit und das Uebergewicht das die bretonischen Deputirten in der Versammlung selbst entfalteten, verschaffte ihrem Club rasch ein gewisses Ansehen; bald ward er der Vereinigungspunkt in welchem sich Bailly wie Sieyès, Lafayette und Robespierre, die Noailles und

Aiguillons mit Duport und Barnave, die Lameths neben Mirabeau zusammenfanden. Mit Recht tadelt es Zinkeisen daß der Hof und die Regierung nichts thaten sich mit dem Verein in Vernehmen zu setzen und einen friedlichen Einfluß auf ihn zu gewinnen, statt ihn bald in schlechten Witzen zu verspotten, bald mit abgeschmackten Märchen, wie z. B. dem Gerücht, der Club arbeite auf die Erhebung des Herzogs v. Orleans zum Throne, zu verdächtigen. Denn noch hatte der Verein gesunde Elemente in sich und war weit davon entfernt die Keime oder gar die Tendenz zu einer wohlorganisirten Clubherrschaft in sich zu tragen.

Der erste Schritt dazu geschah in den Affiliationen, die sich zunächst in den Ständen der Bretagne bildeten; ihre Bedeutung und Gefahr ward aber weder von der Regierung noch selbst von vielen Theilnehmern begriffen, die später machtlose Opfer des fertigen Netzes einer Club-Tyrannei geworden sind. Es ist wieder ein charakteristischer Beweis für Mirabeau's unvergleichliche Scharfsichtigkeit daß er der erste war der spöttisch von „bretonischen Beschlüssen" redete, und sich namentlich schon bei dem Veto der geläufigen Anmaßung solcher Clubs widersetzte durch Adressen und Deputationen eine unmittelbare Entscheidung auf die Beschlüsse der Versammlung üben zu wollen. Ebenso gut wie Rennes, sagt er bei solch einem Anlasse, hätten ja dann auch Viroflay, Chaillot, Melun und andere Dörfer das Recht gleiche Abgeschmacktheiten vorzubringen; ich erwarte von der Weisheit der vortrefflichen Abgeordneten aus der Bretagne daß sie in ihrer Heimath die rechten Grundsätze im Umlauf zu bringen wissen." Noch schien indessen die Gefahr nicht dringend; der Einfluß des Clubs breton wie seine Zusammensetzung war zunächst nur parlamentarisch, mit den Massen selbst stand er noch außer unmittelbarem Zusammenhang, den Gewaltthaten und Aufständen war er fremd. Das bewegende Element das nach dieser Seite hin wirkte und die Massen zu organisiren bemüht war, hatte schon jetzt in Paris und nicht in Versailles seinen Sitz aufgeschlagen, namentlich im Palais Royal. Dort wo die Massen täglich aus- und einströmten und jedem Verwegenen zum stets bereiten bequemen Werkzeuge dienten, siedelten sich zuerst in einer zu diesem Zweck mitten im Garten leicht errichteten Bretterbude, dann gewöhnlich in dem viel besuchten Café de Foy eine Anzahl junger exaltirter Köpfe an, welche sich ohne weiteres als Club constituirten. Der Zutritt stand jedem offen, ein speculativer Buchhändler sorgte gleich

daneben für die politische Tagsliteratur. Hier war es, wo Desmoulins, und Marat ihre ersten verhängnißvollen Triumphe feierten.

Es ist zu einer hergebrachten Meinung geworden, die zu verbreiten der Parteigeist von Anfang an ungemein rührig war, daß der Herzog von Orleans hier die leitende und bewegende Kraft gewesen sei. Zinkeisen widmet dem eine einläßliche Prüfung. Daß die angeblichen Beziehungen des Herzogs zu Mirabeau sich bei näherer Betrachtung in nichts auflösen; der Beweis ist neulich durch die Correspondenz mit dem Grafen de la Marck sehr erleichtert worden. Aber auch auf die revolutionäre Thätigkeit des Palais Royal war, wie eine unbefangene Prüfung zeigt, der Orleans'sche Einfluß nur ein sehr bedingter; der Name und das Geld des Prinzen wurde mehr als Mittel benützt, ohne daß die Erhebung der Linie Orleans das Ziel gewesen wäre. „Parteien, sagt Zinkeisen, welche sich in Wortkram, kleinlichen Intriguen und feilen Speculationen umhertreiben und abmühen, haben zu keiner Zeit, nicht einmal in ihrem eigenen Interesse, etwas bedeutenderes erreicht und gewirkt, geschweige denn daß sie nach außen hin zu Macht, Ansehen und bleibendem Gewicht gelangt wären." Daher wurden auch weder in dem geheimnißvollen Comité zu Montrouge noch bei den mysteriösen Berathungen in den Gemächern des Herzogs, welchen namentlich Siehès, Langue, Laclos, Sillery u. a. beigewohnt haben sollen, die aber vielleicht mehr in der Phantasie des Herrn v. Lamartine als in der Wirklichkeit existirten, erkleckliche Resultate erzielt, die ans Tageslicht getreten wären.

Ein entscheidender Wendepunkt trat ein als sich in Folge der October-Ereignisse Regierung, Nationalversammlung und parlamentarische Clubs nach Paris übersiedelten. Rasch fand sich dort der Club Breton wieder zusammen; während die Vorsichtigeren den Zeitpunkt für gelegen hielten eine Säuberung vorzunehmen, hatten die Entschiedeneren sich beeilt durch eine schnelle Reorganisation allen Versuchen dieser Art zu begegnen. Gleich nach der Uebersiedelung miethete man den Speisesaal des Jacobinerklosters, um, bevor die Machinationen der Gemäßigten zu einem Ergebniß führten, die Sitzungen so wie in Versailles fortsetzen zu können. Man taufte sich um, und wählte den Namen „société des amis de la constitution" — eine glückliche Bezeichnung die nicht wenig dazu beitrug den Einfluß der Gesellschaft rasch in ganz Frankreich auszubreiten. Man zog erst Gelehrte und Schriftsteller, dann überhaupt Einwohner von Paris bei, und alterirte

so den bisher ausschließlich parlamentarischen Charakter des Vereins. Bald reichte der enge Speisesaal des Klosters nicht mehr hin die Mitglieder der Gesellschaft zu fassen. Man bezog für erhöhten Miethzins zuerst die Bibliothek und endlich die sehr geräumige Kirche der Jacobinermönche, die man dann selbst mit einem gewissen Luxus in einen förmlichen Sitzungssaal umwandelte. Durch Geldbeiträge wurden nicht nur die Kosten dieser Einrichtung, sondern, was bald ins Enorme stieg, die Ausgaben für Druckkosten und Porto bestritten. Der Club nahm nun allmählich ganz den Charakter einer parlamentarischen Versammlung an, und drohte rasch der assemblée constituante eine gefährliche Concurrenz zu bereiten; die Tribünen füllten sich, auch die exaltirten Weiber wie Theroigne de Mericourt*), Rose Lacombe stellten sich bald ein. Die Affiliationen wurden planmäßig durchgeführt, und schon im Laufe des Jahres 1790 zählte die Vereinigung über hundert Töchterclubs, die sich fast über alle bedeutenden Provinzialstädte ausbreiteten. Und rasch durchdrang dieß Affiliationswesen die kleinsten Venen des kranken Körpers. „Bald, sagt Zinkeisen, gab es in ganz Frankreich fast kein Dorf mehr welches nicht für sich eine Art Jacobinerclub gehabt hätte, und mancher Schulmeister — denn sie waren es in der Regel die da den Vorsitz führten und den Ton angaben — fühlte sich Manns genug auf eigene Hand hin die Rolle eines Danton oder Robespierre au petit pied zu spielen, und das Stückchen Volkssouveränetät in irgendeinem vergessenen Winkel auf seine bedeutende Person zu concentriren."

Die Gesellschaft der „Verfassungsfreunde" oder wie sie jetzt erst von den Gegnern mit Hohn, dann von den Mitgliedern mit Stolz genannt wird, der „Jacobinerclub" war an einer eigenthümlichen Gränzlinie angelangt. Es bekämpften sich in ihm die aufbauenden und die zerstörenden Elemente, die zur Schau getragene Tendenz des Schutzes der Verfassung drohte bereits absorbirt zu werden von dem

*) Zinkeisen hat über diese merkwürdige Persönlichkeit der Revolution einige dankenswerthe Notizen beigebracht, die wohl nicht allgemein bekannt sind. Als bekannt dürfen wir voraussetzen daß sie in Folge einer gräulichen Mißhandlung durch die weiblichen Furien des Terrorismus wahnsinnig ward; den meisten neu dürfte die Mittheilung sein daß sie, noch 24 Jahre vom Wahnsinn gepeinigt, erst am 9. Mai 1817 in der Irrenanstalt der Salpetrière, 58 Jahr alt, ihr Ende gefunden hat. In einer Schrift des berühmten Irren-Arztes Esquirol (deutsch von Bernhard, Berlin 1838) finden sich sehr interessante Bemerkungen über die Natur ihres Wahnsinns.

entgegengesetzten Streben gegen jede monarchische Staatsordnung. Der Club selbst hatte seine ursprüngliche Bedeutung noch nicht völlig abgestreift, aber es bedurfte nur noch eines Schrittes, und er ward allmählich zu dem Brennpunkt einer über ganz Frankreich ausgedehnten Clubdespotie, als welchen ihn die Geschichte kennt. Bezeichnend für diese Uebergangsstellung ist ein Document das der Verein selbst am 8. Febr. 1790 unter dem Titel „Reglement" ausgehen ließ; in diesem fast völlig vergessenen Actenstück, das wieder hervorgezogen zu haben ein Verdienst unseres Verfassers ist, prägt sich der Zwiespalt der im Club selber lag sprechend genug aus. Einmal spricht daraus noch der offenbar aufrichtige Gedanke die werdende Verfassung zum Feldzeichen für die Partei der neuen Ordnung der Dinge zu machen; man betonte noch die kritische Lage in welcher sich das Königthum befand, man sprach von Achtung und Unterwürfigkeit gegen die constitutionellen Gewalten, aber man war doch auch von der Sorge beherrscht die Reaction möchte die künftige Verfassung gefährden, und setzte sich daher zugleich mit dem ganzen Apparat revolutionärer Agitationsmittel in volle Rüstung. So lagen neben den Gedanken der frühern Zeit zugleich die Keime der folgenden Entartung.

Hält man dieß fest, so muß man, wie Zinkeisen sagt, über den durchdringenden Scharfsinn und das praktische Geschick erstaunen womit die damaligen Leiter der Gesellschaft in der äußern Organisation derselben sogleich die rechten Mittel zum Zweck zu wählen wußten. Sie lagen vor allem in dem mit beispielloser Consequenz durchgeführten System der Affiliation, welches der Gesellschaft bald die Herrschaft über Millionen verschaffte, und dann in der bestimmten und streng ausgebildeten Form der Gesellschaftsverfassung, welche ihr, den übrigen Gewalten im Staate gegenüber, von Anfang an zwar nicht eine gesetzliche, aber doch wenigstens eine stillschweigend und nothgedrungene anerkannte Existenz sicherte. Sie lagen ferner in der raffinirten Disciplin, welche von jedem Mitglied, von jeder neu hinzutretenden Filialgesellschaft die unbedingteste Unterwürfigkeit „unter den Geist und die Zwecke" des Vereins verlangte; sie lagen endlich in der Einheit der Gewalt, welche dem Jacobinismus sofort auch dadurch verliehen wurde daß sich die Pariser Gesellschaft ohne weiteres selbst für „den einzig möglichen gemeinschaftlichen Mittelpunkt für alle ähnlichen Vereine im ganzen Königreich" erklärte. Um diesem System der Centralisation noch mehr Gewicht zu geben, stützte sie sich selbst, während sie den

andern Gesellschaften Muster und Anhaltpunkt sein wollte, gleichsam auf die Nationalversammlung, die doch nun einmal allgemein als das Centralorgan der Volkssouveränetät betrachtet wurde.

Die Versuche dem Jacobinismus, wie er sich jetzt anfing zu entfalten, die Spitze zu bieten, sind ungemein lehrreich, und führen bisweilen zu pikanten Parallelen aus den Erfahrungen unserer eigenen jüngsten Vergangenheit. Diese Versuche, bald von eigentlich reactionärer Seite, bald vom geistlichen Corporationsgeist, bald vom vermittelnden Standpunkt aus unternommen, scheitern alle; bald sind sie zu schülerhaft und unerfahren in der ganzen demagogischen Taktik die im Jacobinerkloster zu Hause war, bald fehlt es ihnen an der eigenen Klarheit und Wahrhaftigkeit ihrer Grundsätze. Das Detail, bisher in einer Menge von Blättern, Denkwürdigkeiten, Urkundensammlungen zerstreut, wird von Zinkeisen zum erstenmal in genauer Reihenfolge zusammengefaßt und die innere Parteigeschichte der Revolution um manche anziehende Episode bereichert. Das Ergebniß freilich ist schließlich überall dasselbe: diese Gegenminen dienen in ihrem Mißlingen nur dazu den Triumph der Jacobiner zu verherrlichen. Von besonderem Interesse ist indessen namentlich ein Versuch, der es unternahm der Entartung des Jacobinerclubs mit denselben Grundsätzen einen Damm entgegenzustellen welchen er seinen Ursprung verdankte. Die alten Theilnehmer der ersten Stürme auf die alte Monarchie regten sich die Auswüchse der neuen Demokratie zu zügeln.

Dieß veranlaßt den Verfasser zu einer Abschweifung über das Verhältniß in welchem sich jetzt die constitutionelle Demokratie von 1789 — Lafayette namentlich — zur Monarchie und zum Thron befand. Eine einsichtige und nach beiden Seiten hin billige Auseinandersetzung entwickelt die Gründe aus denen es nicht gelang eine dauernde Verständigung zwischen Lafayette und dem Hof, ein einträchtiges Zusammenwirken Lafayette's mit Mirabeau zu bewirken. Die neueren Quellen, namentlich der Briefwechsel mit la Marck, sind dabei fleißig benützt worden. Das Ergebniß faßt Zinkeisen schließlich darin zusammen daß der Versuch einer solchen Einigung, die Mirabeau in den Dienst der Constitutionellen im Sinne Lafayette's geführt hätte, schon deßhalb scheitern mußte, weil Mirabeau nicht dazu gemacht war irgend einer Partei zu dienen; er konnte, sagt er, bei der unbedingten Selbständigkeit seines Charakters nicht einmal Parteihaupt sein; er hielt sich für berufen Dictator zu werden. Mit dem Gedanken einer

solchen Dictatur konnte sich aber Lafayette weder persönlich noch im Interesse seiner constitutionellen Ideen befreunden. Der Zwiespalt beider Männer war eine politische Nothwendigkeit, vielleicht selbst mehr — ein Verhängniß. Der aus dem Lafayette'schen Constitutionalismus erwachsene Versuch in dem „Club von 1789" ein Gegengewicht zu schaffen gegen die Jacobiner theilte die Schwäche der Partei, wie sie seitdem in allen folgenden Kämpfen hervorgetreten ist: der rohen demagogischen Taktik unkundig, um ihrer Mäßigung willen den beiden Extremen verhaßt, auf ihre guten Grundsätze und Sitten pochend, selbstgefällig, prätentiös, so sucht sie einer schon fertigen demagogischen Organisation mit parlamentarischer Kunst, feiner Sitte und friedlicher Doctrin bei Zweckessen und harmlosen Demonstrationen entgegenzutreten — ohne irgend ein anderes Ergebniß als die eigne Schwäche zu enthüllen und der wachsenden Macht der Gegner neue Triumphe zu bereiten. Wer etwa denken sollte wir nehmen die Umrisse zu diesem Bilde mehr aus der Gegenwart als aus der Vergangenheit, den bitten wir nur bei Zinkeisen den betreffenden Abschnitt selber nachzulesen, zum Beweise daß „alles schon dagewesen."

Noch war indessen — gegen die Mitte des Jahres 1790 — die republicanische Partei keineswegs im Uebergewicht bei den Jacobinern; es gab noch unter ihnen eine gute Zahl die, weit entfernt der Republik das Wort zu reden, die Monarchie nur vollständig im democratischen Sinn umzugestalten dachten. Sie wollten, wie Zinkeisen sagt, die Vereinigung der Freiheit mit der Monarchie; sie geriethen aber bei der Lösung dieses Problems nicht nur mit den Gegnern der Revolution überhaupt, nicht nur mit der ursprünglich sehr schwachen überspannten Partei im Club, sondern auch unter sich selbst in Conflicte, welche ihre Thätigkeit lähmten und ihren Einfluß schwächten. Unklarheit, Mangel an Charakter, Selbsttäuschung trugen bei den meisten die Schuld des Irrthums welcher sie auf diesen Weg geführt hatte, und am Ende zum Werkzeug einer Partei machte, der sie weder ihren Gesinnungen noch ihren Zwecken nach angehören konnten. Gehörten doch z. B. Leute wie Duport, die nachher mit aller Entschiedenheit die überwuchernde Macht der Clubdespotie zu bekämpfen suchten, unter die ersten Organisatoren jenes Netzes von Affiliationen, an welche die Macht der Clubs geknüpft war. Aber freilich bedurfte es erst noch herber Lectionen um sie zur Umkehr zu vermögen.

Aus der Zusammenstellung von Clubverhandlungen, Journalaus-

zügen u. s. w. ergibt sich indessen klar daß noch gegen die Mitte des Jahres 1790 die gebietende Macht der Jacobiner nicht so fest stand, daß sie nicht Schwankungen und Erschütterungen ausgesetzt gewesen wäre. Entscheidend wirkte nach dieser Richtung die berühmte Debatte über das Recht des Kriegs und Friedens; der Triumph den hier Mirabeau für die Sache der Monarchie erfocht, machte die Stürmischen besorgt und nachdenkend. Aus ihrem merklich gedämpfteren Ton ist es deutlich herauszuhören daß sie nach diesem Siege des constitutionellen Monarchismus eine neue Kraftentwicklung desselben fürchteten. In der That war auch die Zeit vom Mai bis zum Julius 1790, bis zur Unterdrückung des Soldatenaufstandes in Nanzig und zum Föderationsfest, die letzte günstige Frist die der Wiederaufrichtung einer mächtigen constitutionellen Partei gegönnt war, und wenn jemals, so war damals der Zeitpunkt für den Hof sich den Restaurationsplanen Mirabeau's rückhaltlos hinzugeben.

Eine eigenthümliche Episode in Zinkeisens Buch ist der Abschnitt den er eingestreut hat: „Der Herzog von Chartres als Jakobiner.“ Es sind hier mit einer gewissen Vorliebe für den nachherigen König der Franzosen alle die Notizen über sein Thun und Treiben in den Jahren 1789—1791 zusammengestellt, mancher löbliche und ritterliche Zug aus dem Jugendleben des merkwürdigen Mannes aufbewahrt, und wunderliche Proben mitgetheilt von dem revolutionären und demokratischen Enthusiasmus der Zeit, von dem sogar diese kalte und begeisterungslose Seele vorübergehend beherrscht war. Von gewichtigerem Interesse für die innere Geschichte der Revolution sind die Mittheilungen die Zinkeisen über das Treiben der niedern Demokratie macht, deren Bedeutung schon jetzt selbst neben dem großen Centralclub im Jakobiner-Kloster anfing gefühlt zu werden. Das bewegende Element der wilden revolutionären Wühlerei, jener Geist des Aufruhrs, welcher die Massen sich großzuziehen und unterthan zu machen bemüht war, hatte von Anfang an vorzüglich in einigen jener Districtsversammlungen von Paris seinen Sitz, welche, ursprünglich nur Wahlcomités, sich nach und nach eine eigenthümliche politische und administrative Thätigkeit angemaßt hatten. In dieser Hinsicht hatte sich vor allen der District der Cordeliers hervorgethan, welcher bei der Kühnheit seiner Führer, namentlich Dantons, und der Entschiedenheit seines politischen Auftretens für die übrigen von gleicher Farbe gewissermaßen den Ton angab. Dieser District der Cordeliers war zugleich die einzige öffent-

liche Macht gewesen die eine Zeitlang im Sinn einer Partei Orleans gewirkt, bis sie anfing ihre eigene politische Bahn einzuschlagen. Er faßte Beschlüsse, nahm Deputationen an und ertheilte ihnen Bescheide, fertigte seine Verfügungen den übrigen Districten mit einer gewissen dictatorischen Miene zu, nahm gegen die Municipalbehörden eine überlegene Stellung ein, und schaltete und waltete überhaupt so als ob er eine weitere Macht über sich ganz und gar nicht anzuerkennen brauche. Der District der Cordeliers spielte gleichsam die Nationalversammlung im Kleinen. Und auch die Cordeliers waren das äußerste noch nicht. Hinter ihnen standen jetzt schon die kleinen Associationen für den großen Haufen (denn auch der Jacobinerclub hatte noch ein aristokratisches Air), wo die Massen natürlich nicht belehrt und aufgeklärt, sondern zu jener Fiebergluth erhitzt wurden die sie zu blinden Instrumenten der kaltblütig berechnenden Demagogie machen mußte. So war das Clubwesen schon zu einem krankhaft überwuchernden Auswuchs der Zeit geworden; die ganze politische Gesellschaft war wesentlich clubistisch organisirt, Hauptstadt und Provinzen, der Mittelstand und die Massen in diese Associationen eingereiht, die mehr und mehr den Staat zu verschlingen drohten, und damit dem bittern Ernst auch die komische Kehrseite nicht fehle,. bildeten die Portiers, die entlassenen Garden u. s. w. einen Schweizerclub, die Wasserträger, Kaminfeger und dgl. einen Club der Savoyarden! Unser Landsmann Anacharsis Cloots, der ächte Repräsentant des tollgewordenen deutschen Kosmopolitismus, war der Gründer dieses letzten Vereins; er strafte denn auch die guten Murmelthierfänger damit daß sie von Zeit zu Zeit seine Reden über die Universalrepublik des Menschengeschlechts anhören mußten.

Eine umfangreiche Abschweifung Zinkeisens beschäftigt sich mit dem Verhältniß Mirabeau's zum Hof. Gestützt auf die neuen Documente in dem mehrfach genannten Briefwechsel hat er die dort niedergelegten Materialien genau verarbeitet und damit wohl die erste ausführlichere Charakteristik dieser letzten Periode von Mirabeau's politischem Wirken gegeben. Wem nicht die Correspondenz mit la Marck selbst zur Hand ist, der findet hier alles wesentliche in geschichtlichem Zusammenhang dargestellt. Die zwingende Macht die Mirabeau auf jeden übt der sich ihm nähert, hat sich auch an unserm Verfasser bewährt; die apologetische Neigung ist bei ihm unverkennbar, und allerdings ist nach den neuesten Veröffentlichungen dazu reicheres Material gegeben als bei irgendeinem öffentlichen Charakter der modernen Ge-

schichte. Das poetische, das wahrhaft tragische Element — so schließt Zinkeisen seine Erörterung — welches sich durch dieses großartige Dasein hindurchzieht, hat seine letzten Tage, gleich denen der Heroen aller Zeiten, fast zur Legende gemacht. So ist dem Scheidenden noch manches gewichtige Wort, mancher prophetische Ausspruch in den Mund gelegt worden, dessen Wahrheit nicht bis zu historischer Gewißheit verbürgt werden mag. Aber sicherlich ist selten ein Herz gebrochen das, im Bewußtsein eines sich aufopfernden Strebens und welthistorischer Zwecke, so vom Gefühl des tiefsten Schmerzes über vereitelte Hoffnungen und von den bangsten Besorgnissen für die kommenden Zeiten erfüllt gewesen wäre. Auch Mirabeau, fügt er hinzu, mußte, bei aller Ueberlegenheit des Geistes und des Talents, menschlichen Schwächen seinen Tribut zahlen. Die Bestimmtheit und Klarheit seiner Zwecke schützte ihn nicht vor Täuschungen und Verirrungen in der Wahl der Mittel. Dieß gilt namentlich auch in Bezug auf sein Verhältniß zu den Jacobinern. Es wird immer schwer bleiben zu sagen welche Wendung die Revolution genommen haben würde wenn Mirabeau lange genug gelebt hätte um seine Plane zu Gunsten des Hofs und der Monarchie vielleicht selbst noch zu verwirklichen. Aber so viel kann man mit Gewißheit annehmen daß er dabei im Jacobinerclub ein Hinderniß gefunden haben würde welches selbst im günstigen Fall ihr Gelingen sehr zweifelhaft machen mußte. Den Beweis dafür findet Zinkeisen eben in den Vorgängen welche der Trennung der Feuillans von den Jacobinern vorausgehen und deren Darstellung den Schluß des vorliegenden Bandes bildet.

Zweiter Theil.

(Allgemeine Zeitung 19. August 1853 Beilage Nr. 231.)

Es ist über den ersten Theil dieser fleißigen und verdienstreichen Arbeit früher in diesen Blättern berichtet worden; wir glauben darum eine Pflicht gegen die Leser zu erfüllen wenn wir auch von der Fortsetzung und dem Abschluß des Werks in Kürze Rechenschaft geben. Der stattliche zweite Band von mehr als tausend Seiten enthält die Geschichte des Jakobinerthums in seiner eigentlichen Blüthezeit, vom Sommer 1791 an bis zum Verfall und der Auflösung der revolutionären Demokratie. Je inniger die Jakobinische Partei mit den Ereignissen der Jahre 1791—1794 verflochten ist, um so mehr war

ihr Geschichtschreiber veranlaßt auf das allgemeine Gebiet der Revolutionshistorie hinüberzuschweifen, und die Geschichte des Clubs mit einer einläßlichen Darstellung des ganzen revolutionären Treibens jener Zeiten zu verbinden. Mit reichem Material ausgestattet und von vielen seltenen Quellen der Zeit unterstützt, hat der Verfasser sich nicht den Zwang einer allzu knappen und gedrängten Darstellung auferlegt, sondern sich eher zu viel gehen lassen und zu ergiebige Mittheilungen aus seinem reichen Vorrath gegeben. Was dadurch an raschem Fortgang und Uebersichtlichkeit der Darstellung verloren geht, wird auf der andern Seite ersetzt durch den Werth den das Buch für jeden erhält der aus der Revolutionsgeschichte ein sorgfältiges Detailstudium machen will; dafür wird das Werk ein unentbehrliches Hülfsmittel sein.

Es leuchtet ein daß die Thätigkeit des furchtbaren Clubs für sich nicht herausgegriffen und dargestellt werden konnte; erst im Zusammenhang mit dem Volk draußen, mit dem Convent, mit der Regierung und im Gegensatz zu den feindlichen Parteien vermag sie im rechten Licht zu erscheinen. Eine einläßliche Charakteristik der Feuillants z. B., oder der Gironde war unentbehrlich, und Zinkeisen hat diese Aufgabe mit Fleiß und Unparteilichkeit gelöst; gegenüber der rhetorisirenden Verschönerung stellt er sich unverkennbar die Aufgabe Stoff zu einem richtigern Urtheil über die verschiedenen Parteien der Revolution an die Hand zu geben. Dadurch erweitert sich aber die Geschichte des Clubs zu einer Geschichte der Parteien überhaupt; die Macht und Bedeutung des Jakobinismus wird zugleich an der Entwicklung der übrigen Parteien und Associationen, an der Zersetzung und dem Untergang des constitutionellen und demokratischen Doctrinarismus der Feuillants und der Girondisten nachgewiesen. Dieß alles zusammen gewährt ein fast vollständiges Bild der Revolutionsgeschichte jener Tage, das freilich dadurch etwas einseitig wird daß wir diese Geschichte hier gerade in ihrer unerquicklichsten Erscheinung kennen lernen. Es sind die Vorgänge der Bühne, hinter den Coulissen angesehen; der dramatische Reiz wird natürlich bedeutend geschwächt, und der Zauber der Illusion so gut wie abgestreift, wenn man den Blick in die Garderobe und in die Rüstkammer werfen kann. Nicht allein die falsche, eben nur theatralische Größe erscheint dann in komödienhafter Dürftigkeit; auch das wirklich Bedeutende und Ungewöhnliche verliert sich über diesen kleinen Machinationen, Intriguen, über diesen niedern Motiven und nichtsnutzigen Praktiken, in deren

Werkstätte wir hereinschauen. Damit ist denn freilich das historische Gemälde einer solchen Zeit nicht erschöpft; diese Clubmanöver, diese Factionsintriguen, diese kleinen Wühlerkünste und diese groben demagogischen Handgriffe haben ihre eingreifende Bedeutung, aber der große Gang der Weltgeschichte wird nicht durch sie geleitet. Ihre genaue Kenntniß hat jedoch in jedem Fall den unbestreitbaren Werth als ernüchterndes Gegengift zu wirken gegen die rhetorische Manier der andern, welche die Geschichte solcher Zeiten in Novellenform erzählen, oder eine Reihe pikanter Genrebilder daraus gestalten, denen nichts fehlt als die geschichtliche Wahrheit.

Der zweite Band nimmt die Darstellung dort auf wo die entschiedene Trennnng der Constitionellen und Demokraten eingetreten war, und der Jakobinerclub momentan an Zahl und Ausdehnung eine fühlbare Einbuße erlitten hatte. Indessen war diese Niederlage nur von vorübergehender Wirkung; die in ihnen wohnende Kraft, die Kühnheit und Bestimmtheit ihrer Bestrebungen, die Energie und Verwegenheit ihrer Häupter, kurz alles was in solchen Krisen einer Partei den Vorsprung gewinnen kann, sicherte ihr den Sieg über die Feuillants. „Mit der Revolution selbst" — sagt Zinkeisen — „entstanden und emporgewachsen, großgezogen durch die Ungeschicklichkeit seiner Gegner und die Schwäche der Regierungsgewalt, übte der Jakobinerclub nicht nur in seiner nächsten Umgebung, sondern auch in der Ferne auf alle revolutionären Elemente gewissermaßen eine unwiderstehliche Magie aus, mit deren Hülfe er es am Ende wagen konnte allen Mächten im Staat Trotz zu bieten. Sie erhielt ihn unter allen Wechselfällen auf der Höhe des revolutionären Einflusses, auf welcher er seinen entschiedensten und mächtigsten Gegnern noch lange Zeit unerreichbar blieb." Der Geschichtschreiber hält die Lage der Constitutionellen im Sommer 1791 an sich keineswegs für eine verzweifelte; aber er glaubt daß sie es selber versäumten ihren Gegnern zur rechten Zeit mit den starken Waffen positiver Ueberzeugungen und durchgreifender Handlungen entgegenzutreten, statt die unglückliche Taktik der Verneinung und eines nur leidenden Widerstandes zu üben. Er scheint zu der Ansicht zu neigen daß es klüger gewesen wäre wenn die Feuillants, statt in Uebereilung auszutreten, in dem Club verblieben und alles daran gesetzt hätten eine innere Umgestaltung desselben zu Stande zu bringen; ja auch nach ihrem Austritt sieht er auf ihrer Seite noch eine Menge von Vortheilen, welche schnell mit Klugheit und Geschick benützt ihnen

sofort eine dauernde Ueberlegenheit über ihre Gegner sichern konnten. Aber, fügt er hinzu, dazu fehlten ihnen eben die Hauptsachen: ein bestimmter durchdachter Plan und Männer von Energie und Charakter welche es verstanden hätten die Verhältnisse und die Geister zu beherrschen, und demgemäß einen solchen Plan mit Consequenz zu verwirklichen.

So ging die Krisis vorüber die nach dem mißlungenen Schlag vom 17. Jul. 1791 und nach der Trennung der Feuillants den Club materiell wie moralisch bedrohte; während die Gegner ihren Vortheil unbenützt ließen, errangen die Jakobiner binnen kurzem das verlorene Feld vollständig wieder. Es hing viel davon ab wem es gelänge den Vorsprung in den Provinzen zu gewinnen; der Boden dort war erst zu bearbeiten, und noch keineswegs principiell an die revolutionäre Demokratie verloren. Aber die Feuillants überließen sich nach Art der Mittelparteien jenem bequemen und unthätigen Vertrauen auf ihre gute Sache, indessen die rührigen Gegner, in ihren Mitteln nicht verlegen, die affiliirten Verbindungen in der Provinz in Angriff nahmen, erst noch mit studirter Mäßigung und einem wohlberechneten Ton der Versöhnlichkeit auftraten, bis ihnen das Feld ganz und ausschließlich gehörte. Die Feuillants aber erlagen dem Geschick das ihnen und allen verwandten Parteien bestimmt scheint; sie verloren aus Ungeübtheit in demagogischer Taktik den Einfluß auf die Massen, und besaßen zugleich niemals das rechte und aufrichtige Vertrauen der strengern Royalisten. Eine Einsicht in diese Lage überkam schon damals selbst einzelne der Führer. Als im Herbst 1791 die Frage zur Erörterung kam: ob es nicht zweckmäßig sei einen constitutionellen Gegenclub gegen die Jakobiner zu gründen, widerriethen die Lameths sammt ihren Freunden, und zwar aus Gründen denen eine bleibende Geltung für Parteien dieser Art innewohnt. Die Jakobiner, meinten sie, beständen aus Leuten voll Thätigkeit und Entschlossenheit, welche zum größten Theil wenig oder nichts zu verlieren hätten; der künftige constitutionelle Club werde sich ohne Zweifel meistens aus reichen und wohlhabenden, aber eben darum unthätigen und furchtsamen Männern bilden, welche wohl die Anarchie verabscheuen, aber nichts wagen würden ihr mit Muth entgegenzutreten.

Man glaubt sich in manche Episoden unserer jüngsten Geschichte versetzt, wenn man im einzelnen verfolgt wie der Jakobinerclub seine bedrohte Macht seit Herbst 1791 wieder erringt und auf breitern

Grundlagen als je zuvor befestigt. Die Constitutionellen erlassen beschränkende Clubgesetze; ihre Wirkung wird durch die rührigen und gewandten Gegner vereitelt. Die Feuillants kommen nach wiederholten Berathungen schließlich zu dem Ergebniß: nichts zu thun; die Jakobiner bemächtigen sich der affiliirten Vereine, der Presse, und streuen in Volksschriften ihre Ideen unter die Masse. Selbst was man sehr schlau glaubte ausgedacht zu haben, schlug im Erfolge gegen die Erwartungen der Urheber aus. So hatte man, bei dem unpolitischen Decret welches die Wiedererwählung der Mitglieder der Constituante untersagte, zunächst sich von der kurzsichtigen Berechnung leiten lassen damit die exaltirten Elemente fernzuhalten, die doch gerade noch in der ersten Versammlung am wenigsten zahlreich gewesen; der Vortheil kam nun vorzugsweise den Jakobinern zu gut. Denn während die große Zahl der ausgeschlossenen Constitutionellen vom politischen Schauplatz verschwand, warfen sich die Jakobiner mit ganzer Energie auf die Organisation ihrer clubistischen Macht, die bald stark genug ist das parlamentarische Wesen zu leiten und zu verschlingen. Der Hof zersplitterte Zeit und Geld in jenen nutzlosen Künsten die Bertrand de Moleville mit so viel Selbstgefälligkeit erzählt; bezahlte eine Claque die zu nichts half, erkaufte gewissenlose Demagogen die sich vom Hof Geld geben ließen und den Jakobinern dienten, überwarf sich mit den Constitutionellen, deren Interesse und Ziel in diesem Augenblick wenigstens sie eng mit dem Hof verknüpfen mußte. Die Jakobiner aber wissen alle Hebel in Bewegung zu setzen; bis zu der kleinen Taktik, die auf das französische Wesen wohl berechnet ist, bis zu den patriotischen Aufzügen, Maskeraden und Narrheiten herab ist alles von ihnen wohl berechnet die Gemüther und Leidenschaften der Masse gefangen zu nehmen.

Mit dem Zusammentritt der legislativen Versammlung beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Jakobinismus; die Feuillants verlieren nun vollends allen Einfluß, und die jakobinische Partei erhält durch die Girondisten eine Vertretung, deren Talent und Schwung, deren südliche Heißblütigkeit und Leidenschaft, deren elegante und vornehmthuende Demagogie ungemein dazu angethan war Propaganda für die revolutionäre Demagogie zu machen. Um die Girondisten und ihre Thätigkeit bewegt sich daher vorzugsweise diese Partie von Zinkeisens Darstellung. Es läßt sich denken daß der Geschichtschreiber sich in entschiedenen Gegensatz zu den Lobrednern und Apologeten der Gironde stellt; seine Beurtheilung hebt in schneidender Schärfe alle die

Halbheiten, den Mangel an Wahrheit und Ehrlichkeit in ihrer Taktik hervor, und verfolgt im einzelnen den Gang ihrer demagogischen Kunst, die stark genug war der Monarchie vollends ihre letzten Stützen zu rauben, ohne doch eine feste demokratische oder republicanische Ordnung aufrichten, oder auch nur sie vor den äußersten Ausschreitungen revolutionärer Zügellosigkeit zu bewahren. Ihr Verhalten während des Processes von Ludwig XVI., ihre Schwäche und Muthlosigkeit im letzten Augenblick der Entscheidung über das Loos des Königs wird hier einer strengen, aber wohlverdienten Kritik unterworfen, und die Beurtheilung nirgends durch die verführerische Sympathie mit dem Talent und der Anmuth einzelner Persönlichkeiten gemildert.

Wir unterlassen es hier den Verlauf der sehr ausführlichen Darstellung, die namentlich vom Mai 1793 bis Julius 1794 eine vollständige innere Geschichte der Parteien gibt, im einzelnen zu verfolgen, und beschränken uns auf einige Notizen welche die letzte Epoche ihrer historischen Bedeutung berühren. Auch für die Jakobiner kam die Zeit wo der Schrecken seinen Zauber verlor, und nur lächerlich erschien was vordem furchtbar gewesen. Der Geschichtschreiber erzählt uns im einzelnen wie seit dem 9. Thermidor auch gegen sie mit demselben Erfolg die demagogische Taktik geübt ward deren Meister sie einst gewesen, und wie sie von den Muscadins der siegreichen Reaction in ähnlichen Belagerungszustand gehalten werden wie sie selber einst ihn gegen den Convent geübt. Nur endigten die Dinge dießmal nicht mit dem Blutgerüste; durch Stockprügel wurden nun die Männer gezüchtigt die vordem der Schrecken aller Gemäßigten gewesen. So ist namentlich die letzte Sitzung (11. Nov. 1794) des Clubs von einer überwiegend komischen Wirkung. In ihrem Local belagert, von den Muscadins mit Stockschlägen und Steinwürfen bedroht, und wohl auch ernstlich abgeprügelt, schlüpfen sie trotz des Schwurs auf dem Platz zu sterben einzeln oder paarweise von der Schaubühne ihrer einstigen Triumphe hinweg. Von den Zurückgebliebenen weiß oder wagt keiner mehr das Wort zu ergreifen. Endlich erhebt sich Caraffa noch einmal, das alte Pathos carikirend, mit dem Vorschlag: „Man hat dem Volk den durch die Aristokraten ermordeten Lepelletier gezeigt, Marat wurde mit blutender Wunde von den Cordeliers umhergetragen um das Volk aufzuregen; wohlan! ich verlange daß alle Steine welche nach den Freunden der Gleichheit geschleudert worden sind mit Sorgfalt aufgelesen, auf dem Bureau des

Präsidenten aufgeschichtet und dem Volk zu Anfang jeder Sitzung vorgezeigt werden." Dieser burleske Vorschlag, von den wenigen Anwesenden lebhaft beklatscht, war die letzte That der Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit im ehemaligen Jakobinerkloster zu Paris.

Auch über die Localität und deren äußere Erscheinung gibt Zinkeisen Bericht. In den neuerlich erschienenen „Personen und Zuständen aus der Restauration und dem Juliuskönigthum" von der Verfasserin der „Erinnerungen aus Paris" ist von einem großen, dunkeln und feuchten Gebäude mit zertrümmerten Fenstern und Thüren die Rede, welche vom Nordwind hin- und hergeworfen werden; dann von einem matterleuchteten Saal, der sich täglich am Abend mit schmutzigen und zerlumpten Gestalten füllt, auf deren Redner von den äußersten Enden des Saals her ein paar Stümpchen Talglichter ihren matten Schein werfen. Diese Schilderung mag dem Bild entsprechen das sich die lebhafte Phantasie eifriger Leser der Revolutionsgeschichte von der Drachenhöhle entwirft, aber es ist gleichwohl ganz unhistorisch. Der Saal war zweckmäßig, sogar mit einem gewissen Luxus eingerichtet, und trefflich beleuchtet. Auch ist, bemerkt Zinkeisen, die Vorstellung ganz falsch daß der Jakobinerclub am Ende nur noch aus „schmutzigen, zerlumpten Menschen" bestand. Das war niemals der Fall; Leute aus dem gemeinen Volk, zusammengelaufenes Gesindel waren nie Mitglieder des Jakobinerclubs, selbst in seiner wildesten Zeit hielt er sich immer auf der Höhe der gebildeteren Mittelclasse und des Bürgerstandes. Man verfuhr in der Aufnahme streng, in den Sitzungen ward in der Regel eine scharfe Disciplin gehandhabt und ein gewisser äußerer Anstand beachtet; gerade das trug aber dazu bei ihm den bedeutenden und gefährlichen Charakter zu verleihen den er so lange zu behaupten wußte. Der Pöbel und der ungebührliche Tumult auf den Tribünen gehörte auch hier, wie überall und zu allen Zeiten, zu der revolutionären Decoration, welche die eigentlichen Leiter vortrefflich anzubringen wußten wo sie ihren Zwecken dienen mochte; sie machte aber nie das Wesen der Sache aus. Selbst der äußere Sansculottismus war bei den eigentlichen Jakobinern mehr Redensart als Wahrheit. Robespierre blieb bis auf das Schaffot ein revolutionärer Stutzer.

Das Jakobinerkloster wurde zum Nationaleigenthum erklärt. Ein Beschluß des Convents vom 17. Mai 1795 setzte fest daß an seiner

Stelle ein Marktplatz unter dem Namen „Marché du neuf Thermidor" errichtet werden sollte. Zu diesem Zweck wurde, einem ferneren Beschluß vom 24. Jun. desselben Jahres zufolge, der Verkauf sämmtlicher Gebäude angeordnet welche zum Local des ehemaligen Jakobinerclubs gehört hatten. Bald darauf wurden sie abgebrochen und die neuen Verkaufshallen eröffnet; diese wurden später längere Zeit „Marché des Jacobins" genannt. Noch heute befinden sie sich unter dem Namen „Marché St. Honoré" auf der Stelle des Jakobinerklosters, welches bis auf einige verbaute Mauertrümmer spurlos verschwunden ist. Ist so von den Localitäten nichts mehr zu schauen, so existiren doch noch bis in unsere Zeit einzelne lebendige Ueberreste aus dem Inventarium des Jakobinismus. Zinkeisen erzählt aus seinen eignen Erlebnissen, wie ihm (1838) der verstorbene Buchon versprach, „une Jacobine de 1793, une vraie tricoteuse de Robespierre, une ancienne furie de la Guillotine" zu zeigen. Am folgenden Tag, berichtet er, führte mich Buchon zu festgesetzter Stunde in eins der kleinen Kaffeehäuser dritter Ordnung, die sich in der Nähe der durch die Septembertage 1792 so berüchtigt gewordenen Abbaye, jetzt Militärgefängniß, befinden. Kaum hatten wir da an einem der kleinen Marmortische Platz genommen, als eine bejahrte Frau von höchst wunderlichem Aeußern, in Stoff und Schnitt der Kleider dem vorigen Jahrhundert angehörig, an der Hand einen mächtigen Strickbeutel, eintrat und sich schweigend an dem ihr schon im voraus bestimmten Platz niederließ. Das durch einen weit vorstehenden Hut bedeckte Gesicht, runzlicht, eingefallen, abgebräunt, aber ausdrucksvoll und nicht ohne Spuren des erloschenen Feuers früherer Leidenschaften, wäre eine herrliche Studie für Chodowiezki gewesen. Dieses Wesen war eine der unerschütterlichsten, der wüthendsten Heroinen auf den Tribünen des Jakobinerclubs an den markirtesten Tagen der Schreckenszeit. Sie verläugnete sich keineswegs; sie hätte noch geschworen für Robespierre auf ihrem Posten zu sterben. Im übrigen war sie verschlossen, einsilbig und vor sich hinbrütend. „Ah! le divin Marat!... L'incorruptible Robespierre!... L'infame Cabarrus, la coquine!... Ils l'ont assasiné ces gueux de Thermidoriens!..." Mehr war aus ihr nicht herauszulocken. Sie schwärmte in einer andern Welt. Seit undenklichen Jahren erschien sie jeden Morgen, immer dieselbe, an derselben Stelle, um ihr bescheidenes Frühstück einzunehmen; man hatte sie nie anders gesehen.

V. Mallet du Pan.*)

(Allgemeine Zeitung 5. Februar 1853 Beilage Nr. 36.)

Der Genfer Mallet du Pan, der unermüdliche Publicist des legitimen Königthums mitten unter den Gährungen der Revolution, verdiente wohl ein geschichtliches Denkmal. Die Leser der französischen Revolutionsgeschichten haben ihn ohne Zweifel gelegentlich als einen Journalisten nennen hören, der die undankbare Arbeit unternahm gegen den Strom zu schwimmen; manche kennen ihn vielleicht auch nur aus dem witzigen Wortspiel Camille Desmoulins', der dem Mallet du Pan drohend voraussagte: es werde aus ihm bald ein Mallet pendu werden. So schlimm ist es nun zwar nicht geworden, wenn es gleich in den heißesten Tagen von 1790 bis 1792 dem Pariser Souverän keineswegs an gutem Willen fehlte an dem reactionären Publicisten ein Exempel der Lynch-Justiz zu statuiren. Erinnert sich doch die Tochter Mallets noch mit Schaudern an die Abende wo sie mit der Mutter ein Theater besuchte, und ihr aus dem Parterre das gemüthliche Lied „Mallet du Pan à la lanterne" entgegenschallte. Indessen hatte Mallet die meisten der wilden Gegner, die in der Blüthe der Popularität mit Pike und Laterne drohten, überlebt; aber eben nur überlebt als Verbannter, Verfolgter, tief erschüttert in seinem Glauben an die in Barbarei und Despotie versinkende Zeit und ohne die tröstliche Aussicht auf eine neue Umwandlung. Vielmehr fällt sein Tod fast mit dem Tage zusammen wo der Sieg von Marengo das revolutionäre Consulat erst recht befestigte, und jede Hoffnung auf einen nahen monarchischen Umschlag auf lange vertagte.

Die Erlebnisse und Aufzeichnungen eines begabten, muthigen und unermüdlichen Gegners der französischen Revolution bilden an sich schon eine werthvolle Ergänzung der Quellenliteratur. Der Vorwurf ist gegründet daß schon bei der Sammlung und Herausgabe der Quellen der Revolutionsgeschichte eine gewisse Parteilichkeit obgewaltet hat, wie viel mehr bei ihrer Benützung! Schon der Moniteur hat in jener ersten Richtung viel verschuldet; wie blind und befangen aber oft die spätern Sammler, z. B. die Herausgeber der großen histoire parlementaire,

*) Mémoires et correspondance de Mallet du Pan, pour servir à l'histoire de la révolution française, recueillis et mis en ordre par A. Sayous, ancien professeur de Genève. Paris 1851. I. II.

zu Werke gingen, ist auf deutscher Seite mit Recht gerügt worden. Wenn schon die Auswahl und Gruppirung der Quellen das Urtheil des Lesers gefangen zu nehmen suchte, wie wird es mit der Lectüre und Benützung selbst oft gegangen sein! Ist es doch an sich schon viel anziehender Mirabeau zu hören, die Blätter Camille Desmoulins' zu lesen oder sich in die Aufzeichnungen der Frau Roland zu vertiefen, als sich von Necker, Mounier und Lally belehren zu lassen, bei Bertrand de Moleville Rath zu holen, oder selbst den verständigen und moderirten Ferrières zu vernehmen. Man ist aber noch weiter gegangen. Während unbedeutende Bruchstücke revolutionärer Literatur mit einer Art von Cultus der Nachwelt überliefert wurden, wandte sich das Interesse der Sammler wie der Leser nur sehr getheilt oder nur mit Widerstreben z. B. einem Publicisten wie Mallet du Pan zu, dessen Aufzeichnungen uns die düstere Kehrseite der Revolution, oft Grau in Grau gemalt, vor Augen führen. Und doch sind für die Geschichte der royalistischen Partei während der Revolution Mallets Leben und Schriften ein ebenso werthvoller wie anziehender Beitrag; denn Mallet ist in der ganzen Reihe ehrenwerther Monarchisten unstreitig der frischeste politische Kopf gewesen, und seine Feder hat allein die Reize des Schwungs, der Energie und Bitterkeit, die sonst mehr auf der entgegengesetzen Seite heimisch waren.

Es ist aber auch das Leben eines solchen Mannes ein interessanter historisch-politischer Stoff. Ein geborener Genfer, Sohn eines reformirten Geistlichen, und mit der ganzen Hartnäckigkeit des Genfer Doctrinarismus erfüllt, ja von der puritanischen Energie und Leidenschaft alter calvinischen Zeiten noch durchdrungen, zwar ein Zögling der Cultur des 18ten Jahrhunderts und von Voltaire begünstigt, aber doch wieder im tiefsten Gegensatz zu der eleganten Frivolität der Pariser Salonsbildung, ein rechter Genfer Conservativer, bei dem die „Philosophie" nicht im Stande war das Fundament religiöser und sittlicher Erziehung zu alteriren, wie sie ihm in seinem väterlichen Pfarrhause am Genfer See zu Theil geworden — eine solche Persönlichkeit dürfte schon um ihres eigenthümlichen, nicht alltäglichen Wesens willen ein gewisses Interesse ansprechen. Das Interesse wird wachsen durch den Zusammenhang des Mannes mit einer großen, gewaltig erschütterten Zeit, zu deren Führern und Parteien er theils feindlich entzweit, theils in enger Freundschaft verbunden stand, von deren Irrthümern und Einseitigkeiten er uns wieder ein anderes Bild gewährt, als die bekannten revolutio-

nären Persönlichkeiten. Die Geschichte seines literarisch-politischen Wirkens ist die Biographie eines Mannes der mit moderirten Doctrinen die wilde Gährung revolutionärer Zeiten beschwichtigen, die Extreme auf beiden Seiten zur Raison bringen, sie durch Belehrung und Warnung bekehren möchte — der aber mit aller dieser Sisyphus-Arbeit zuletzt nur Undank und Haß auf beiden Seiten erntet, und nichts für sich behält als die stille Achtung einer kleinen Secte Gleichgesinnter.

Nach dieser Seite hin hat das Leben eines Mallet gleichsam eine typische Bedeutung: sie zeichnet uns eine Natur von vermittelnder Richtung, die sich von dem Gräuel und der Wüstheit revolutionärer Zerstörung zurückgestoßen fühlt, die nicht fatalistisch genug denkt um das Unvermeidliche wie ein wildes Unwetter zu ertragen, und die auch wieder zu besonnen ist um sich mit der wohlfeilen Staatsklugheit der Unverbesserlichen zu begnügen — also eine Persönlichkeit die in solch revolutionären Zeiten es in der Regel mit allen Parteien verdirbt, deren Mühe und Arbeit für den ersten Blick als ganz verloren erscheinen kann. So ist's auch dem wackern Mallet begegnet, daß man ihn in Paris mit Haß und Erbitterung, in Koblenz mit Hohn und Unwillen las; und während ihn die Marat'sche Presse als würdigen Candidaten für die Laterne empfahl, schützte ihn dieß zu Verona, Blankenburg und Holyrood nicht einmal vor der übeln Nachrede doch nur ein verkappter Jacobiner zu sein.

Die Lectüre dieser „Memoiren und Correspondenz", die aus seinen Tagebüchern, seinem ausgebreiteten Briefwechsel, seinen publicistischen Denkschriften zusammengestellt ist, zeigt uns diese undankbare Thätigkeit eines ebenso begabten als ehrenwerthen Mannes in verschiedenen Ausläufen; sie führt uns dabei in Kreise des Denkens und Handelns ein denen bisher in den Geschichten der französischen Revolution nur eine sehr untergeordnete Theilnahme geschenkt worden ist. Und doch sind Persönlichkeiten wie diese zu jeder Zeit eines gewissen historischen Interesses werth. Mag man nun die Doctrin des Genfer Publicisten verwerfen, mag man an seinen eckigen und schroffen Urtheilen sich stoßen, über seine Irrthümer und Illusionen den Stab brechen, oder die ächt doctrinäre Unfehlbarkeit belächeln womit er sich dem ganz entgegengesetzten Lauf der Dinge gegenüberstellt — eine Ueberzeugung die mit solchem Ernst festgehalten und mit solchem Muth vertheidigt wird, ist zu allen Zeiten zu achten. Ein Journalist der sich in solcher Zeit die ganze Unabhängigkeit der Gesinnung wahrte, den der Terrorismus

der Revolutionäre nicht einschüchterte, den der Haß nicht erschreckte und das Lob nicht bethörte, der unbefleckt geblieben ist vom Schmutz der Käuflichkeit, und der sein Leben und seine Gesundheit in Arbeit, Aufregung und Leidenschaft verzehrte für eine Sache die seine uneigennützige Ueberzeugung war — ein solcher Journalist scheint uns immerhin der historischen Betrachtung würdiger als manche der glänzenden Apostasien, an denen die Geschichte der Revolutionen so reich ist.

Es ist ein vortreffliches Wort das ein Freund Mallets ausspricht, nachdem er in aller Naivetät erzählt wie man gelernt habe sich den Umständen und Personen zu fügen: vous voyez que notre morale s'arrange de tout, et je crois que c'est là sa perte.

Seit der Zeit wo Genf der Mittelpunkt und die Schule des europäischen Calvinismus gewesen, hat die kleine Republik niemals eine so bedeutsame Stellung zu den großen Weltbewegungen eingenommen wie in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts. Man braucht nur an Voltaire in Ferney, an Rousseau, an Necker, an Dumont, an Clavière zu denken um sich die Einflüsse zu vergegenwärtigen die theils auf Genf herüberwirkten, theils davon ausgingen. In diesem bewegten und anregungsvollen Kreise war Mallet aufgewachsen und gebildet worden; eine kurze Episode ausgenommen, die ihn auf Voltaire's Empfehlung als Professor nach Kassel führte, nahm er bis 1783 an den politischen und literarischen Gährungen des kleinen Freistaats lebhaften Antheil, und schulte sich darin zum Politiker und Publicisten. Noch nicht 35 Jahre alt siedelte er 1783 nach Paris über, und gewann rasch als Redacteur des Mercure de France eine gewichtige Stimme unter den Organen der öffentlichen Meinung. Es ist interessant die Eindrücke zu beobachten welche die von der Revolution schon ganz inficirte französische Gesellschaft in dem Genfer Publicisten weckte. Auf der einen Seite war er betroffen von der Leichtfertigkeit des Volkes, der Corruption der höhern Classen, dem frechen Ton der Höflinge und der Willkür der Regierung; auf der andern überraschte ihn nicht minder die Dreistigkeit womit man im Salon wie vor den Gerichtshöfen, in den Kaffeehäusern wie auf den öffentlichen Promenaden Grundsätze laut verhandelte deren Folgerungen Staat und Gesellschaft erschüttern mußten. Er war erstaunt über den kurzsichtigen Leichtsinn womit die Regierung die Gährungsstoffe der Zeit eher steigerte als beschwichtigte, womit sie die revolutionären Elemente nicht nur im Innern gewähren ließ, sondern nach außen hin (wie in Nordamerika, Holland) gar noch

ermunterte; aber auch die Züge des Volkscharakters, die Frivolität, der Mangel an sittlichem Ernst, die Leidenschaft des Raisonnirens und Opponirens erfüllten ihn mehr mit Sorgen als mit Respect.

So prägt sich in seiner Auffassung von Anfang an ein pessimistischer, trüber Grundzug aus; ganz im Gegensatz zu dem hoffnungsvollen Rausch der ersten Flitterwochen der Revolution, belauscht er ängstlich und mißmuthig den Gang der Ereignisse, und seine Prognose ist durchweg eine ungünstige. Der sprudelnde Enthusiasmus der naiven Politiker überkommt ihn so wenig als der himmelstürmende Trotz der bewußten Revolutionäre; er steht den Ereignissen ganz als kalter, nüchterner Beobachter gegenüber, und dieß gibt seinen Aufzeichnungen einen eigenthümlichen Werth. Was er z. B. über die Ereignisse von 1781, 1788 ff. in seinen Tagebüchern niedergelegt hat, sind trockene und verständige Reflexionen fast von historischer Unbefangenheit, aus denen die richtige Ahnung des abschüssigen Ganges der folgenden Zeiten vernehmlich herausspricht. Seine innerste Ueberzeugung machte ihn der abstracten und theoretischen Demokratie nach Rousseau's Anleitung ebenso abhold wie der Erhaltung des alten Absolutismus: er huldigt einem gemäßigten Repräsentativsystem, und theilt mit Malouet, Mounier, Lally Tolendal die Vorliebe für die englische Verfassung. Er kämpft für diese Form mit aller Geschicklichkeit eines gewiegten Publicisten, mit der Zähheit und dem unermüdlichen Eifer eines Doctrinärs. Er kann sich auch nicht davon überzeugen daß die Zustände, so verfault sie ihm auch selbst erscheinen, einen solch friedlichen Aufbau nach gemäßigten und vermittelnden Principien nicht mehr zuließen; er will nicht zugeben daß zu dem vielverschlungenen geschichtlichen Organismus englischer Gesellschaft und Verfassung so gut wie alles in Frankreich fehle, er trifft darin mit seinen Gegnern wieder wunderbar zusammen daß er die britische Schablone für eine ähnliche Panacee hält wie jene die amerikanische. Gerade diese doctrinäre Einseitigkeit verleiht aber diesen Mittheilungen ein gewisses Interesse. Es ist gewiß daß das alles was damals Mallet im Mercure de France gegen Nationalversammlung, ihre Leiter, ihre Presse, ihre Verfassung u. s. w. sagte, nicht nur mit großem Talent und ungemeiner Frische geschrieben, sondern auch durchweg auf verständigen und moderirten Principien, auf einer vollkommen logischen Schlußfolge beruht — und doch hat es offenbar nur bei denen Eindruck gemacht die bereits bekehrt und überzeugt waren. Wer die Ohnmacht aller vermittelnden Doctrin in solchen Zeiten gründlich erkennen

will, der darf nur die Mittheilungen lesen die aus Mallets Journal und seinen Tagebüchern zusammengestellt sind; sie verrathen durchaus einen besonnenen und verständigen Geist — und wurden eben darum von der Linken wie von der Rechten mit Hohn und Abscheu zurückgewiesen.

An Lesern hat es dem mit Geist, Freimuth und Ausdauer redigirten Blatt Mallets nicht gefehlt; sein Muth, die Verfolgungen und Gefahren die er bestand, steigerten natürlich das Interesse. Aber die Art der Leser — „ce qu'on appelle les honnêtes gens," sagt der Herausgeber nicht ohne Bitterkeit — hatte eine täuschende Familienähnlichkeit mit dem Gros anständiger und conservativer Leute, wie wir es zu andern Zeiten revolutionärer Bewegung haben kennen gelernt. Die braven Leute lasen den Mercure de France mit Eifer, waren auch sehr zufrieden damit daß der gute Genfer Enthusiast sich unter Anfechtungen und persönlichen Gefahren für ihre Sache in die Bresche warf, verdachten es ihm auch entschieden wenn er sich nur wenige Wochen Erholung gönnte, aber weiter ging ihr politischer Muth und ihre Aufopferung nicht, und Mallet selbst goß manchmal die Schale bittern Spottes über die Egoisten aus, die es wie eine Schuldigkeit betrachteten daß ein anderer ihre Feigheit mit seinem Muth und seiner Thätigkeit decke.

Mit dem wilden Hasse der revolutionären Partei, der feigen Unthätigkeit der „Wohlgesinnten" hielt die blinde Unverbesserlichkeit des emigrirten Junkerthums vollkommen gleichen Schritt. In ihren Augen war der Genfer Royalist, der für das Königthum eine, wenn auch fruchtlose, doch unverdrossene und aufopfernde Arbeit that, nicht weniger verwerflich als die rothesten Jakobiner; denn der gute Mallet wollte zwar die Monarchie, aber ohne den Wust der alten Mißbräuche und Verkehrtheiten. Wir haben — schreibt er darüber einmal scharf aber für alle Zeiten treffend — anonyme Royalisten von einem erschütternden Muthe, die mit einem Wort alle Revolutionäre verschwinden machen; sie reden nur vom Hängen, Ausrotten und Unterjochen. Ihre Unerschrockenheit geht so weit daß sie z. B. von Coblenz oder Tournay aus alle miteinander, Jakobiner, Constitutionelle und Monarchisten, mit einem Schlag vernichten. Unter dem Namen eines Monarchisten verstehen sie alle diejenigen welche die Abscheulichkeiten der Revolution, die blutigen Gewaltthaten und den Wahnsinn der Anarchie verabscheuen, einen König, einen Adel, eine Geistlichkeit, eine

Regierung wollen, aber ebenso entschieden ein Volk, eine Freiheit, öffentliche Rechte und eine zum Wohl der Regierten wie der Regierenden beschränkte Autorität begehren. Ich habe die wohlfeile Ehre für das Haupt dieser ruchlosen und gotteslästerlichen Secte zu gelten, die darauf ausgeht uns vor neuen Umwälzungen zu schützen, indem sie alle Classen für die Erhaltung der Monarchie interessirt. Vor allem die Anhänger von zwei Kammern sind von den Freunden des unbedingten Königthums bestimmt durch die Parlamente zum Hängen verurtheilt zu werden — sobald nur diese Gerichtshöfe wieder hergestellt sind. Es fehlte gerade noch dieser letzte Zug von Tollheit um uns in der öffentlichen Meinung des Auslands vollends den Stoß zu geben. Einer dieser Tapfern, die 60 Stunden weit weg von der Gränze noch so vorsichtig sind die Anonymität zu bewahren, aber doch diejenigen der Feigheit bezichtigen die seit drei Jahren in Paris das Feuer der Ereignisse aushalten, hat gegen mich den Proceß instruirt, und bereits sein Urtheil unter dem Titel „Politique incroyable des Monarchiens, lettre à M. Mallet du Pan, le chef de cette secte,“ drucken lassen.

Erst in dem Augenblick wo das letzte monarchische Ministerium verdrängt, durch Jakobiner ersetzt und der Krieg erklärt war, im April 1792, gab Mallet seine journalistische Thätigkeit auf; es wartete seiner die vertrauliche Sendung an die verbündeten deutschen Fürsten, über die wir, nach den unvollständigen Mittheilungen Bertrand de Moleville's und der bekannten Mémoires d'un homme d'état, hier genaueres und authentisches erfahren. Das Gutachten das Mallet im Julius 1792 den verbündeten Monarchen vorlegte*) enthält durchweg gemäßigte Gesinnungen; es deutet unverblümt an daß nichts verderblicher wäre als die Annahme der wilden Rathschläge der Emigration. Die Monarchie dauernd wieder aufrichten, sie in den Herzen befestigen, durch eine moralische Unterwerfung unter die Autorität einem neuen Schiffbruch verbeugen, gegenüber der revolutionären Partei jeden Vorwand beseitigen als sei der Restaurationsfeldzug eine auswärtige Invasion zur Unterdrückung der berechtigten Freiheiten — das sind die Grundgedanken des Gutachtens das die authentische Meinung Ludwigs XVI. enthielt, und von ihm selber revidirt und ergänzt worden war. Der gute König ahnte nicht daß man in Coblenz die moderirten Rathschläge seines Emissärs mit Widerwillen vernahm; dort waren

*) Mémoires, I. 427—449.

die ritterlichen Vertheidiger der Monarchie, wie Cazalès und Monlosier sammt Mallet du Pan selber nicht viel anders angesehen als wenn sie zum Schweife Robespierre's gehört hätten.*) Zugänglicher für verständigen Rath schien man im Hauptquartier der Alliirten; darauf deutete wenigstens der Verlauf der Conferenzen zwischen Mallet, Haugwitz, Cobenzl und Heymann hin, worüber uns aus den Aufzeichnungen Mallets interessante Mittheilungen gemacht werden. Man fragte den Genfer Publicisten ob denn wirklich die große Mehrheit der Franzosen dem ancien régime abgeneigt sei? Er bejahte es. Man fragte ihn über Calonne, und traf in dem ungünstigen Urtheil über ihm mit Mallet überein. Man schien die Coblenzer Entwürfe nicht viel anders anzusehen als der Emissär des Königs; man wollte nicht daß man die Prinzen und die Emigrirten ihre gefährlichen Experimente anstellen ließe; les puissances, sagt man zu Mallet, le voient comme vous.

In diesem Sinne dachte Mallet an die Entwerfung eines Manifestes, das die Getreuen im Innern ermuthigen, aber auch gegenüber den Besorgnissen vor einer unverständigen Contrerevolution beruhigen sollte. Von Koblenz, den Prinzen und Emigrirten erwartete Mallet nichts mehr; man vermied es dort sich mit ihm nur in Besprechung einzulassen. Besseres Vertrauen hatte er auf die verbündeten Mächte; in der That hörte man ihn dort, als er die Grundzüge seines Manifestes entwickelte, mit Wohlgefallen an, legte ein heilsames Mißtrauen gegen die Koblenzer Politik an den Tag, und schien so ganz in die moderirten Bahnen einlenken zu wollen daß Mallet, beruhigt über den Erfolg seiner Mission, sich zunächst nach Genf begab. Wie war er erstaunt als wenige Tage später das wirkliche Manifest vom 25. Jul. erschien und ihn überzeugte daß der Koblenzer Einfluß, unterstützt durch den russischen Gesandten (Romanzoff), noch im letzten Moment die gemäßigten Vorschläge beseitigt hatte! Daß der Ein-

*) Marie Antoinette selbst sprach mehrfach ihren äußersten Unwillen über die Emigrirten aus. So schrieb sie unterm 26. August 1791 an den österreichischen Gesandten Grafen Mercy d'Argentau: „Sie kennen aus eigener Erfahrung die schlechten Reden und die schlechten Absichten der Emigrirten. Diese feigen Seelen wollen, nachdem sie uns verlassen haben, nun auch noch fordern daß wir uns allein bloßstellen, allein allen ihren Interessen dienen sollen. Die Brüder des Königs klage ich nicht an; ich galube ihre Herzen und ihre Endziele sind rein; aber sie sind umgeben und geleitet von Ehrgeizigen die sie zu Grunde richten werden, nachdem sie vorher uns zu Grunde gerichtet haben.

druck dieses Actenstücks ein verfehlter war, darf wohl jetzt als allgemein anerkannt gelten; auch wenn die Declamationen französischer Schriftsteller über die furchtbare Erbitterung die es erregt ohne Zweifel übertrieben sind. Den ächten und wahrhaften Eindruck scheinen uns die Briefe wiederzugeben die damals Mallet von seinen Pariser Freunden erhielt: „Die Erklärung des Herzogs von Braunschweig, heißt es darin, macht keinerlei Sensation; man lacht darüber. Nur die Journalisten und wer sie sonst noch gelesen hat kennen sie.“ Oder ein anderer schreibt: „Die Erklärung hat keinerlei Eindruck hervorgebracht; die Masse kennt sie nicht, ein Theil des Publicums hielt sie entweder für nicht authentisch, oder die wirkliche Gefahr welcher der König ausgesetzt ist, hat den Eindruck verwischt.“

Der tragische Ausgang des Königthums und das unrühmliche Mißlingen der auswärtigen Intervention bereitete Mallet ein unstetes ruheloses Dasein. Abwechselnd in Genf, im Waadtland, in Brüssel, in Bern umhergetrieben, verlor er gleichwohl die Hoffnung einer nahen Restauration nicht, selbst dann nicht als im Sommer 1793, nach dem Fall von Mainz, Condé und Valenciennes, der kostbarste und unwiederbringliche Moment eines glücklichen Schlages gegen die Hauptstadt versäumt worden war. Die Aufsätze und Denkschriften Mallets aus diesen Tagen haben bleibenden geschichtlichen Werth; gestützt auf eine Fülle von Detail, das ihm seine persönliche Erfahrung und seine Verbindungen zuführten, entwirft er Charakteristiken von den Personen und Zuständen in Frankreich, die zwar herb und schonungslos nur die eine Seite des Gemäldes erschöpfen, aber gerade die Seite an welcher die historische Kunst des Verschweigens und Schönfärbens ihre besten Probestücke abgelegt hat.

Noch vor dem Sturz Robespierre's tauchte von neuem der Gedanke einer Contrerevolution auf, und es schien sich eine unerwartete Fusion zwischen den Liberalen von 1789 und den Anhängern der ständischen Monarchie vorzubereiten. Man hoffte die meisten Nüancen zu vereinigen, wenn man als Feldgeschrei auf die Fahne schrieb: „Krieg gegen die Anarchie, Achtung für Religion und Eigenthum, ein erbliches Königthum mit Nationalrepräsentation“ — aber man hatte selbst mit solchen Entwürfen nicht nur zahllose persönliche Eitelkeiten und Bedenken erst zu überwinden, sondern vor allem die arge Selbsttäuschung des emigrirten und feudalen Royalismus zu bekämpfen. Vergebens erinnerte Mallet du Pan daran daß auch König Heinrich IV. nur durch Concessionen

seinen rechtmäßigen Thron gewonnen; die Verhärtung der Köpfe und Herzen nahm mit der Hoffnungslosigkeit der Lage zu. Ungehört sprach damals Mallet ein Wort daß auf die heutige wie auf jene Lage paßt: „Die Zeit ist vorüber wo der Helmbusch der Ehre und Pflicht, wo das Blut Heinrichs IV. einen kühnen und kriegerischen Enthusiasmus einflößte. Der Charakter unserer Sitten, die Verwüstungen der Revolution, die Abschwächung der früheren Kräfte haben in Frankreich und allenthalben jene heroischen Gefühle der Treue, Anhänglichkeit und Begeisterung verwischt; es gibt heutzutage in Frankreich niemand mehr der nicht seine Pflichten nach seinen Gefahren berechnete." Es bedarf kaum der Bemerkung daß solche Gedanken im Hauptquartier der Emigration für ebenso jacobinisch galten wie das was vom Convent und Wohlfahrtsausschuß geschah; in Mallets Correspondenz finden sich fast unglaubliche Beweise des blinden Undanks womit das vertriebene Königthum seine besten Freunde von sich stieß.

Das geschichtlich Interessanteste aus diesen Zeiten (1794 bis 1797) sind die Correspondenzen die Mallet du Pan mit österreichischen und preußischen Staatsmännern führte. Schon vor dem Baseler Frieden hatte Hardenberg mit ihm angeknüpft, während er gleichzeitig dem Wiener Cabinet in ausführlichen Denkschriften die Lage Frankreichs darlegte. Die Correspondenz mit Hardenberg dauerte auch dann noch fort als man bereits die Baseler Unterhandlungen begonnen hatte, und es hatte noch eine Zeitlang den Anschein als wolle Hardenberg die Berichte Mallets benützen um in Berlin gegen den Frieden zu wirken. Der Abschluß des Friedens unterbrach den Briefwechsel, bis ihn zu Ende des Jahres 1795 Hardenberg wieder anknüpfte. Bezeichnend ist es wie Mallet, bei allem unermüdlichen Interesse für die Herstellung der Monarchie, doch mehr und mehr die Hoffnung aufgiebt daß es den Bourbons gelingen werde sie wieder aufzurichten. „Ich versichere Sie, schreibt er (Februar 1796) an einen den Prinzen nahe verbundenen Mann, wenn es einen fremden Fürsten gäbe der reich, geschickt und unternehmend genug wäre, Sie würden in Frankreich eine ähnliche Revolution erleben wie 1688 in England." Ein andermal sagt er gegenüber den Unheilbaren und Verrannten ein vortreffliches Wort. „Es hat sich, schreibt er, in Europa eine Ligue von Thoren und Fanatikern gebildet, die, wenn sie könnten, dem Menschen das Recht zu sehen und zu denken verböten; weil man die Aufklärung mißbraucht, möchten sie alle die sie für gebildet halten ausrotten; weil

Schurken und Verirrte die Freiheit zum Gegenstand des Schreckens gemacht, möchten sie die Welt mit dem Säbel und dem Stock regieren. Ueberzeugt daß ohne Leute von Geist nie eine Revolution gekommen wäre, hoffen sie mit der Beschränktheit sie zu überwältigen. Arme Tröpfe, die nicht einsehen daß die Leidenschaften viel mehr als Verstand und Erkenntniß zum Umsturz der Staaten beitragen, daß, wenn der Geist schädlich gewesen, noch mehr Geist nothwendig ist diesen Schaden gut zu machen. An Verbündeten wie ihr seid stärken sich die Gegner, denn auch der Jacobinismus will ja nur die Unwissenheit und die Säbelherrschaft. Es thut noth sich diesem doppelten Vandalismus zu widersetzen, und darzuthun daß, wenn der französische Republikanismus das Werk der Verkehrtheit war, er doch auch nicht weniger die Frucht der Unwissenheit ist." Wie weit diese Thorheit ging, beweisen die Briefe die Portalis und Quatremère de Quincy 1799 über die Philosophie Kants und Fichte's an Mallet schrieben; sie gehören zum abgeschmacktesten was jemals französische Federn über deutsche Verhältnisse geschrieben haben. Bemerkenswerth ist übrigens daß unter denen für die das Wort später gesprochen ward: „sie hätten nichts vergessen und nichts gelernt" — der Graf von Artois keineswegs als der schlimmste erschien. Er verstand es sehr gut die herbe Unzugänglichkeit seiner Meinungen durch die Milde und Eleganz seiner Formen zu verhüllen; ein ausführlicher Brief z. B. den er 1798 an Mallet schrieb (er ist im zweiten Band abgedruckt), lautet durchaus nicht so bedenklich wie die Meinungen seiner Rathgeber und seine eigenen späteren Thaten erwarten lassen.

Mallets Thätigkeit neigte ihrem Ende zu; erst von Bern ausgewiesen, dann in Folge der Schweizer Revolution nach dem Breisgau geflüchtet, siedelte er nach England über, um dort zugleich Zeuge des Umschwungs vom 18. Brumaire und der trostlosen Uneinigkeit der Royalisten in der Verbannung zu sein. Von Arbeit und Anstrengungen erschöpft, starb er in dem Augenblick wo die Siegers- und Ruhmeszeit des Consulats begann. Für alle Opfer und Mühen war ihm als Trost für vergebliche Arbeit nichts geblieben als das in diesen Tagen freilich seltene Gut: seine ehrliche Ueberzeugung und sein unbefleckter Name.

VI. H. v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795. Erster Band.

(Allgemeine Zeitung 24. u. 25. September 1853 Beilage Nr. 267 u. 268.)

Wir sind in diesen Blättern nicht selten dem geläufigen Vorurtheil entgegengetreten, als sei die Bearbeitung der Revolutionsgeschichte schon durch die Franzosen so gut wie erschöpft, und es bleibe uns nahezu nichts übrig als eine dürftige Nachlese. Das vorliegende Buch von Sybel gibt uns die erfreuliche Bestätigung wie viel hier noch zu thun war, und wie wenig die Franzosen die Unbefangenheit und den guten Willen hatten die rechte Bahn einzuschlagen. Von jener heillosen Art die Geschichte zu behandeln die Lamartine in diese Periode hereingebracht hat, gar nicht zu reden, auch die denen es ernsthaft um historische, nicht um romantische Behandlung zu thun ist, können über gewisse Dogmen nicht hinwegkommen, die ihre nationale oder politische Ansicht beherrschen und ihnen die volle Freiheit der Quellenerforschung erschweren. Ist es doch bezeichnend daß selbst eines der unentbehrlichen Quellenwerke, die bekannte Histoire parlementaire von Buchez und Roux in einer durchgängigen Parteitendenz unternommen und durchgeführt ist, und darnach nicht die Auswahl und Vertheilung berechnet, sondern selbst in einzelnen Reden und Actenstücken eine Censur gehandhabt wird die sich den bekannten beschnittenen Ausgaben mönchischer Gelehrsamkeit ebenbürtig an die Seite stellen kann.

Darum bedurfte Sybel keiner Rechtfertigung, sondern er hatte auf wohlverdienten Dank Anspruch wenn er diesen Stoff von neuem vornahm. Denn abgesehen von den in neuester Zeit erschienenen Quellenschriften die auf die Darstellung wichtiger Partien einen durchgreifenden Einfluß üben müssen — namentlich Mirabeau's Briefwechsel und Mallet du Pan's Denkwürdigkeiten — hat Sybel auf den Pariser Archiven eine Nachlese gehalten, deren Erfolg wohl zu einer neuen Bearbeitung des Stoffes ermuthigen konnte. Die Correspondenzen des Kriegsministeriums mit den commandirenden Generalen, die geheimen Depeschen der Conventscommissäre, die Proceßacten Custine's und Houchards, die umfangreichen Papiere des Wohlfahrtsausschusses, die wahrscheinlich noch ganz unbenutzt waren, lohnten die Mühe des Forschers wohl, ließen aber auch um so schmerzlicher die Zurückhaltung

empfinden die fort und fort, zum eigenen Nachtheil, mit deutschen Archivalien beobachtet wird. Welcher Deutsche, ruft Sybel aus, der einmal diesen Zeiten seine Betrachtung zugewandt, hätte nicht das Dunkel beklagt welches über der Theilnahme der Nation an unserm Weltkrieg ruht? Im Grunde geht — außer den spärlichen und unbeglaubigten Mittheilungen der damaligen Zeitungen — unsere wesentliche Kenntniß auf ein Buch zurück dessen Verfasser zwar von vielerlei, genau besehen aber von gar nichts die ganze Wahrheit gehört hat, auf die **Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état**, ein Buch welches in jeder Hinsicht zu der von Gerüchten lebenden Literatur der französischen Auswanderer gehört. Das Geheimniß, fügt unser Geschichtschreiber hinzu, in welches die handelnden Regierungen bis jetzt ihre Urkunden gehüllt haben, ist namentlich für uns Deutsche von empfindlichen Folgen gewesen. Da alle Belehrung über jene gewaltige Zeit aus französischen Quellen stammt, ist auch unsere Literatur an dieser Stelle durchaus von französischen Gesichtspunkten beherrscht; jede Parteifarbe ist bei uns wie in Frankreich dabei vertreten, mit einziger Ausnahme der nationalen. Auch in unsern Schriften nimmt sich jene Periode so aus als wenn die Geschichte Europa's identisch wäre mit der französischen, als wenn sie nur von dorther ihre Entwicklungsgesetze empfangen hätte. Es leuchtet ein von welchem Einfluß auf die Beurtheilung der Dinge ein solches Verhältniß sein mußte. Noch stärker zeigt sich ein ähnliches Uebergewicht des ausländischen Standpunktes in den polnischen Geschichten; hier liegt der ziemlich beispiellose Fall vor daß die Sieger in einer großen und gewaltsamen Katastrophe den Besiegten das Wort beinahe ausschließlich gelassen haben. So gibt es bei dem größten Theil unseres Publikums über Deutschlands damalige Verluste gegen Frankreich keine andere Stimmung als die französische, über seine Eroberungen an der Weichsel kein anderes Gefühl als das polnische. Es ist dieß sehr begreiflich bei der tiefen Verborgenheit unserer deutschen Quellen; immer aber bleibt es auch ein politisches Unglück daß die besorgten Rücksichtnahmen aus welchen diese Schließung unserer Archive entsprungen ist, bis auf den heutigen Tag fortdauern.

Dem Verfasser zwar ist es gelungen eine interessante Reihe von Actenstücken zu benützen — wir nennen nur die Briefe des Herzogs von Braunschweig, Möllendorffs, Tauenziens, Lucchesini's, Mansteins — welche für den deutschen Antheil der Geschichte jener Tage vom

größten Gewicht sind, aber eben dieß konnte das Bedauern daß die Einsicht in die deutschen Archivalien keine unbeschränkte ist, nur steigern. Denn außer der an sich werthvollen Ausbeute hat sich hier, wie in den meisten ähnlichen Fällen, eine bezeichnende Erfahrung ergeben: die Thatsachen, auch selbst die von entschieden üblem Leumund, gewinnen ein günstigeres Ansehen bei der genaueren Kenntniß der ächten Quellen. Es liegt einmal zu sehr in der menschlichen Natur, bei allem was mit Geheimniß umgeben wird, das „quilibet praesumitur malus" als Vorurtheil anzunehmen, als daß nicht jede rückhaltlose Eröffnung der rechten Quellen jedenfalls im Einzelnen, oft auch im Großen und Ganzen, die Lage der Angeschuldigten zum Vortheil verändern sollte.

Von all diesem Quellenmaterial hat unser Geschichtschreiber einen so sorgsamen und kritischen Gebrauch gemacht daß sein Buch in der Behandlung der Revolutionsgeschichte Epoche machen wird. Ueber manche wesentliche Partien hat er allein und zuerst das Wahre gesagt: theils weil seine Quellen ihn in Stand setzten, theils weil er das Wahre hat sehen wollen wo andere sich aus Vorurtheil oder Parteimeinung die Augen verschlossen. Ueberall steht er den Rhetoren und Sophisten mit nüchterner Kritik gegenüber, zieht von dem Schmutz und den Gräueln jeden beschönigenden Schleier schonungslos weg, läßt sich von keinem nationalen oder politischen Enthusiasmus mit fortreißen, vermeidet auch alle dramatisirende und auf den Reiz des Pikanten berechnete Malerei; ja er behandelt oft die einzelnen Vorgänge nur mit knapper Uebersichtlichkeit, um dem innern Zusammenhang der Ursachen und Motive die ungetheilte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Darum wird das schmucklos, aber lebendig geschriebene Buch von allen Freunden ernster geschichtlicher Lectüre gern gelesen werden, zumal es ein rechtes Gegengift gegen jene französische und französirende Geschichtschreibung ist, wie sie sich seit dreißig Jahren mit allem Aufwand der Dialektik und Darstellung in Frankreich wie in Deutschland eingebürgert hat. Denn nicht nur gegen die handgreiflichen Lobredner des Schreckens, sondern auch gegen die feinen und verführerischen ist das Buch von Anfang bis zu Ende gerichtet; dem geläufigen Fatalismus der Betrachtung, der für so vieles ein geschmeidiges Gewand war, stellt der Geschichtschreiber überall einen nüchternen Pragmatismus von Ursachen und Wirkungen entgegen, der es denn freilich nicht mehr zuläßt mit Thiers und seinem ganzen Nachwuchs jede einzelne Schlechtigkeit, jeden Schmutz

der Gesinnung und That, als eine Art von höherer sittlicher Nothwendigkeit stillschweigend zu verehren.

Damit ist nicht gesagt daß unser Geschichtschreiber sich seiner Subjectivität ganz und gar entäußert oder sich jeder bestimmten politischen Meinung begeben habe. Vielmehr ist aus seinem Buch die eifrige constitutionelle Gesinnuug unverdeckt herauszuhören. Sein Bedauern daß es im ersten Anlauf mißlungen die repräsentative Monarchie festzustellen, geht durch die ganze Darstellung der Jahre 1789 bis 1791 vornehmlich durch; er ist in seinem Urtheil besonders streng gegen jenen demokratischen Monarchismus der, ohne die Massenherrschaft zu wollen, ihr doch durch kurzsichtige Schwäche und Popularitätssucht die Wege geebnet; er spricht es unverhohlen aus daß Frankreich das größte Maß materieller und politischer Glückseligkeit in den kurzen Pausen seiner constitutionellen Einrichtung erlangt hat. Vielleicht ist er in diesem lebhaften Eifer für ein geordnetes monarchisches Staatswesen bisweilen zu weit gegangen in seinem Urtheil gegen die revolutionäre Bewegung, und hat nur demagogische Verworfenheit und souveränen Unverstand gesehen, wo zugleich tieferliegende Motive den friedlichen Aufbau der constitutionellen Ordnung gehemmt haben. Revolutionen sind überhaupt nicht der günstige Moment für die Aufrichtung der constitutionellen Monarchie.

Wenn die große englische Revolution dagegen Zeugniß zu geben scheint, so fällt vor allem die an sich conservative Natur jener Bewegung ins Gewicht, die für ein althergebrachtes und neubefestigtes Recht gegen unberechtigte königliche Prätensionen in die Waffen trat. Und doch wäre wohl auch dort die constitutionelle Traditon in dem Unverstand und der Leidenschaft der Levellers und socialistischen Schwarmgeister zu Grunde gegangen, hätte nicht ein Mann wie Cromwell mit eherner Hand diese Extreme in Schranken und zugleich die Grundformen repräsentativer Monarchie aller Störungen ungeachtet unverdrossen aufrecht gehalten. Was ihm dabei freilich mächtig zu Hülfe kam, war jenes mannhafte und nervige Geschlecht der Puritaner, das den Kern der revolutionären Schaaren wie des Heeres bildete, während es in Frankreich die Generation Ludwigs XV. war welche die Revolution gemacht hat. Bei dem tiefen sittlichen Bankerott der dortigen Gesellschaft gehörte, scheint uns, auch bei der weisesten nnd besonnensten Staatskunst ein Uebergang zu einer wohlgeordneten verfassungsmäßigen Monarchie zu den schwierigsten Dingen der Welt; viel näher lag die

furchtbare Entfesselung jener rohen elementaren Kräfte, unter deren wilden Schlägen die ganze alte gesellschaftliche und staatliche Ordnung zusammenbrach. Die demagogischen Künste und Handgriffe haben das ihrige dazu beigetragen die politische und sittliche Verworrenheit zu steigern, aber der unlösbare Widerspruch in den Verhältnissen war vorhanden, und keine vermittelnde Verfassungstaktik reichte hin den Uebergang so mild und allmählich zu machen wie ihn der Freund friedlicher und geordneter Freiheit wünschen mochte. Es ist unserer Zeit wieder besonders nahe gelegt den Gräuel der Verwüstung zu beklagen den unklare Doctrinen und böse Thaten angerichtet haben; denn die Aussicht auf die nahe Lösung ist ungewisser als je geworden, und nicht die verzweifelnden Pessimisten allein geben sich dem Gedanken hin daß wir dem bas empire näher stehen als Plato's Republik; aber was sind sechzig Jahre einer stürmisch bewegten Geschichte die noch unter dem unmittelbarsten Einfluß der Revolution selber stehen, um über die Zukunft und Lebensfähigkeit einer Weltepoche ein sicheres Urtheil abzugeben? Nur daß die Revolution den Sturz der mittelalterlichen Formen nicht zu Gunsten des modernen Militärstaats vollbracht hat, scheint uns, durch die Geschichte des größten und fähigsten Exempels dieser Art das die Weltgeschichte aufzuweisen hat, so erschöpfend dargethan daß selbst die überraschendsten Umsprünge die Ueberzeugung davon nicht erschüttern können.

Mit Recht weist Sybel in der Einleitung darauf hin daß man über dem Tadel der Verirrungen in welche die neue Weltrichtung gerathen, nicht vergessen sollte daß der Zustand aus dem sie Europa emporgerissen, uns allen, ohne Ausnahme, als die unerträglichste Barbarei erscheinen würde. Man hat, sagt er, eine Zeitlang die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts zum Theil in ihren werthlosesten Ausläufern überschätzt; man ist jetzt nur zu geneigt ihr weltgeschichtliches Verdienst zu übersehen, weil es das Gemeingut aller und der Boden unseres Zustandes geworden ist. Wer jedoch über ihre zuweilen schlaffe oder heuchlerische Humanität die Achseln zucken möchte, versetze sich erst in die gänzlich inhumane Zeit vor ihren Werken zurück. Weder das classische noch das christliche Alterthum, weder das Mittelalter noch die Reformation nahm einen Anstoß an den ärgsten Gräueln der Kriegführung, an den Qualen einer grausamen Criminaljustiz, an einer Vernichtung der politischen Gegner, gegen welche alle Schrecken unserer Revolutionen und Reactionen Kinderspiele sind. Der Gedanke

daß das Leben jedes einzelnen Menschen für die andern etwas bedeute, ist erst durch das vorige Jahrhundert eine thätige Kraft geworden.

In gedrängten, aber markirten Zügen faßt der Geschichtschreiber die Zeiten Ludwigs XIV. und die folgenden zusammen, zeigt wie sie den Grund zur Revolution gelegt und den Geist des Widerspruchs und der Verneinung großgezogen, und verweilt dann bei den Zuständen des Landes und Volkes wie sie sich vor dem Ausbruch der Katastrophe gestaltet hatten. Es ist einer der eigenthümlichen Vorzüge des Sybel'schen Buches daß darin nicht nur auf den Zusammenhang der Staats- und Verwaltungsformen, der politischen Meinungen und Verfassungsansichten mit der Revolution eingegangen, sondern überall auch die tiefgehenden Rückwirkungen der materiellen und ökonomischen Zustände des Landes betont werden. Was die Verhältnisse des Grundeigenthums angeht, so macht Sybel vor allem darauf aufmerksam daß eine Classe mittlerer Eigenthümer, groß genug um von dem Acker ein sorgenfreies Dasein zu gewinnen, und immer noch so klein um zu steter und angestrengter Artbeit genöthigt zu sein, also der ländliche Mittelstand vor der Revolution gänzlich fehlte. Heutigen Tags, bemerkt er, lassen sich die ländlichen Eigenthümer Frankreichs in drei Massen sondern, deren jede ungefähr ein Drittel des ertragsfähigen Landes besitzt. Achtzehn Millionen Hectaren fallen auf 183,000 großer, fünfzehn Millionen auf 700,000 mittlerer, fünfzehn Millionen auf nicht ganz 4 Millionen kleiner Eigenthümer. Zieht man den Vergleich mit dem alten Zustand, so ist das letzte Drittel armer Besitzer in genauer Uebereinstimmung auf beiden Seiten vorhanden, und merkwürdig genug, es findet sich fast ungeändert 1815 und 1831, ebenso wie vor der Revolution und in unserer Zeit. Die furchtbarsten Stürme gehen über seine Oberfläche und ändern nichts an seinem Bestehen. Was aber die Bewegung von 1789, was die Freiheit des Bodens und die bürgerliche Gleichheit in Wahrheit neu erschaffen hat, das ist jene Mittelclasse welche jetzt ein volles Drittel des Areales inne hat. Wie oft ist es von Feudalen und Socialisten verkündet worden daß die volle Freiheit in ökonomischen Dingen zur Vertilgung der Mittelclasse und dem Gegensatz der Millionäre und Proletarier führe! Hier sehen wir das Gegentheil in einer der größten geschichtlichen Thatsachen; das Feudalsystem durch seine Beschränkungen hat den ländlichen Mittelstand zerdrückt, die Herrschaft der Freiheit hat ihn neu geschaffen. Von besonderm Interesse sind die Erörterungen des Verfassers über

die Wirkungen welche die wilde Entartung der Feudalität in Frankreich auf die Agricultur übte; ohne Rhetorik, vielmehr gestützt auf Zahlen und statistische Belege, wird da nachgewisen wie diese Landwirthschaft ohne Fleiß, ohne Wissenschaft und ohne Capital die Ertragsfähigkeit und Ernährungskraft des ganzen Landes niederhielt.

Aehnliche Ausführungen über den Zustand des städtischen Gewerbes, der Industrie und des Handels leiten den Geschichtschreiber zu dem annähernden Ergebniß daß Frankreich unter der alten Monarchie in Industrie und Gewerbe vierfach, in der Landwirthschaft dreifach, in dem Handel ungefähr doppelt so arm war als in der Gegenwart. Er sieht darin die natürlichste Erklärung zu den Finanzzuständen vor der Revolution. Ein Budget von 500 Millionen bedeutete darnach für die ökonomische Kraft des Landes damals ungefähr so viel wie heute eine Abgabenmasse von 1400, und folglich auch eine Jahreslücke von 100 Millionen nicht weniger als in unserer Zeit ein Deficit von 300 Millionen. Eine einläßliche Schätzung der Lasten aber zeigt daß sie nicht nur, nach heutigen Verhältnissen berechnet, zum Nationalreichthum außer Proportion standen (Sybel stellt auch hier dem Feudalstaat die Socialisten an die Seite, die es allein vermochten während der Schreckenszeit eine noch höhere Belastung herauszuzwingen), sondern die oft angestellte Prüfung ihrer Vertheilung weist die grellsten Ungleichheiten auf. Die Schilderung dieses klaffenden Zwiespaltes in der Gesellschaft und der vergeblichen Experimente von 1774—1789 ihm abzuhelfen, bildet den Schluß der Vorgeschichte womit Sybel die Ereignisse von 1789 einleitet.

In rascher Folge entwickelt der Geschichtschreiber die Begebenheiten vom Mai bis Julius 1789, die Rathlosigkeit der Krone und ihrer Rathgeber, den kühnen revolutionären Act des dritten Standes und die vage Verworrenheit in den Begriffen der meisten, unter denen nur dem einzigen Mirabeau eine vollkommen lebendige Ahnung von den Segnungen einer geordneten Freiheit wie von der entsetzlichen Verwirrung anarchischer Zustände vor der Seele stand. Als einen entscheidenden Stoß auf den begonnenen abschüssigen Weg der Revolution betrachtet Sybel die Lafayette'sche Erklärung der Menschenrechte. Er kann ihnen nach keiner Seite hin eine günstige Anschauung abgewinnen; indem sie Frankreich mit einem Sprung aus der Despotie in die schrankenlose Freiheit und Gleichheit herüber drängten, und nur durch die Schule der Anarchie hindurch zum Despotismus führten, erscheinen sie ihm

ebenso verwerflich wie wenn sie die Bedeutung einer weltumfassenden Propaganda ansprachen. Denn um den Völkern und Herrschern ein nachdrückliches Beispiel zu geben, nach dem sie ihre politische Weiterbildung einzurichten hätten, scheint ihm dieses ideale Staatsrecht weder scharf genug gedacht, noch gut genug redigirt. Mit herben Worten bricht der Geschichtschreiber den Stab über dieses Lafayette'sche Evangelium, das statt der Gleichheit der Rechtsfähigkeit und des Rechtsschutzes den Anspruch auf thatsächliche Gleichheit hinstellte, und indem es die Befugniß des einzelnen zur Auflehnung gegen jedes mißliebige Gesetz aussprach, nicht den Willen der Gesammtheit, sondern die Willkür des einzelnen auf den Thron erhob. Diese neuen Grundrechte (die Lafayette für ewig hielt, und denen Mirabeau mit prophetischem Spott nicht ein Jahr Dauer verhieß) zerstörten, wie Sybel mit Recht hervorhebt, eben das was man damals zunächst bezweckte: die Möglichkeit einer parlamentarischen Verfassung und eines demokratischen Staats; denn nach jenen Sätzen war es ebenso gut Sklaverei dem Willen erwählter Vertreter wie den Geboten des erblichen Königs gehorchen zu müssen. Gerade darum sind die droits de l'homme das rechte Ideal für die sociale Republik, der bitterste Gegensatz jeder wirklich demokratischen Staatsordnung. Die „Menschenrechte" — so drückt sich Sybel am Schluß dieser Erörterung aus — führen zum Despotismus der Massen über die einzelnen; sie werden deßhalb das Losungswort aller radicalen Parteien bleiben. Dagegen strebt der wahre Liberalismus überall nach Einzelfreiheit und Gesammtwohl; nichts ist mithin verkehrter als ihn für gleichartig mit dem radicalen Streben zu halten, und ihn nur als weniger folgerichtig oder unerschrocken zu bezeichnen, wie dieß noch heutigen Tags eine beliebte Streitweise der feudalen Partei ist. Die kleine Bevorzugung der Radicalen bei dieser Polemik hat übrigens ihren guten Grund, nicht bloß in der Regel von der Berührung der Extreme, sondern in dem Wesen der drei Parteien. Denn die äußerste Rechte gelangt zur Ausbeutung der niedern durch die höhern, die äußerste Linke zur Unterdrückung der höhern durch die niedern Classen; sie streiten also nur über die Personen, nicht über das System, während sie gegen den Liberalismus ganz denselben principiellen Gegensatz bilden.

Wir folgen dem Geschichschreiber nicht in die einzelnen Vorgänge bis zur Verpflanzung des Königs und der Versammlung nach Paris; es finden sich in diesen Abschnitten treffliche Skizzen der hervorragen=

den Parteien und Personen, gute und unparteiische Nachweise über das wüste Treiben der Demagogie und die allmähliche Auflösung der ganzen gesellschaftlichen Ordnung, zu deren Wiederherstellung denn allerdings das werdende Verfassungswerk in seiner Duplicität zwischen Monarchie und Republik am wenigsten beizutragen verhieß. In diesen Partien tritt die eifrig constitutionelle Anschauung des Geschichtschreibers besonders lebhaft hervor; mit unverkennbarem Interesse bespricht er die Bestrebungen der Monarchisten des Centrums, züchtigt bitter die schmutzigen Hantirungen der allmählich aufblühenden kleinen Demagogie und ihre Ausbeutung der socialen Frage, mindert aber auch nichts von der schweren Verantwortlichkeit welche sich die halben und unfertigen Politiker der Linken in ihrer Coketterie zwischen Königthum und socialer Republik unzweifelhaft zugezogen haben. Von diesen innern Wirren wendet sich dann die Darstellung zu den Vorgängen der äußern Politik, dem Verhältniß Oesterreichs und Preußens, und faßt lebendig und anziehend die Hauptmomente der Wendung zusammen durch die Leopold II. die von Joseph verlorenen Posten wieder einnahm, und Preußen erst in die Position des Reichenbacher Vertrags und dann noch weiter zurückdrängte.

Eine besonders verhängnißvolle Wirkung auf den Gang der revolutionären Dinge schreibt Sybel der Behandlung der Kirchenfrage zu. Er will es unentschieden lassen ob der Weg den die Revolution gleich anfangs gegen die Kirchengüter betrat, auch selbst in ihrem Sinne richtig erwogen war; er deutet darauf hin daß wenigstens der ökonomische Erfolg den Erwartungen die man gehegt, keineswegs entsprochen hat. Aber einen ganz unzweifelhaften Mißgriff sieht er in der Umgestaltung der Kirchenverfassung, welche den ganzen Widerstand der religiösen Gewissen aufregte. Den Klerus, sagt er, als den ersten Stand des Feudalsstaats, hatte sie vernichten können, ohne daß der Widerstand von etwas anderem als der Ohnmacht der Besiegten Kunde gegeben hätte; den Klerus als den Träger eines im Volke wurzelnden Glaubens hatte ihre Hand noch kaum berührt, und sofort kündigte sich der Bürgerkrieg auf hundert Punkten des Königreichs an. Man mußte erfahren daß hinter den aufgeklärten Rednern der Clubs und den religionslosen Pöbelhaufen der Hauptstadt in der Hälfte des Landes eine bäuerliche Bevölkerung vorhanden war die mit zäher Unerschütterlichkeit und mit kriegerischer Hitze an der Kirche ihrer Väter festhielt. Der Geschichtschreiber zeigt wie sich im einzelnen dieser Wider-

stand entwickelte, indessen das alte Gefüge der Staatsordnung sich auflöste, das neue die allgemeine Verrwirung nur vermehrte, die Decrete der Nationalversammlung das Heer demoralisirten, und die ökonomischen Verlegenheiten bereits einen Grad erreichten der an der Möglichkeit einer friedlichen Abhülfe verzweifeln ließ. Auf diesen letzten Punkt namentlich hat Sybel viele Sorgfalt verwendet, und in lichtvollen Uebersichten den Stand der finanziellen Angelegenheiten veranschaulicht.

Diese Zustände scheinen ihm so heillos verfahren daß er auch Mirabeau nicht mehr die Kraft der Abhülfe zutraut; er nennt es ein Glück für den großen Redner „daß ein günstiges Geschick sein Leben endigte, als sein Beruf unmöglich geworden war." Die Flucht des Königs rückte dann vollends die Aussicht auf eine erträgliche Lösung in die weiteste Ferne. Denn kein Mensch hatte einen andern Gedanken als daß der König, einmal an der Gränze angelangt, sich mit Artois vereinigen, hunderttausend fremde Soldaten in das Reich einführen und über Blut und Ruinen den Feudalstaat wieder errichten würde. Damit hatte der König, wie Sybel nachdrücklich hervorhebt nicht bloß die Clubbisten, „deren größerer Theil bei jeder Herstellung der Ruhe den Galgen fürchtete, und die Proletarier, denen bei geordnetem Zustande die Ernährung auf Staatskosten entging," sondern die Masse der Bürger gegen sich aufgebracht. Die Bauern fürchteten die Herstellung der Zehnten, der Herrschaftsrechte und aussaugenden Steuern; die Bürger gedachten an den Uebermuth des Adels, der wieder aus den Logen der Canaille des Parterre's auf die Köpfe speien würde; die Soldaten sahen die Stockstreiche, den niedern Sold und die Ausschließung von den Officierstellen vor Augen; den Käufern der geistlichen Güter schien der frisch gewonnene Erwerb in der Hand zu zerrinnen. Was endlich noch an Begeisterung und Gemeingefühl in der Nation vorhanden war, bewegte sich um die Gedanken der Freiheit, des menschlichen Rechts, der Vaterlandsliebe; die Rückkehr zu dem alten Zustande mit fremder Gewalt wäre ihnen zugleich ein leiblicher und geistiger Selbstmord der Nation gewesen.

Dieß führt den Geschichtschreiber auf die Betrachtung der europäischen Politik zur Zeit vor dem Ausbruch des Revolutionskrieges. In einem der lehrreichsten Abschnitte des Buches wird nachgewiesen wie die Verhältnisse im Osten, die polnische und die türkische Angelegenheit, die Stellung Oesterreichs zu Preußen und die dadurch bedingte Position der Seemächte wesentlich auf die Beurtheilung und Haltung einwirkten

welche das Ausland der Revolution gegenüber einnahm. Es wird sehr gut gezeigt wie geschickt Leopold II. die preußische Politik auch aus der Prosition des Reichenbacher Vertrags herausdrängte, und theils den wachsenden Kriegseifer Friedrich Wilhelms II., theils den Widerwillen seiner einflußreichen Umgebung gegen Hertzberg trefflich benützte Preußen zu größeren Nachgiebigkeiten zu bewegen und die Intervention in Frankreich zum Lockmittel weiterer Concessionen zu machen. Dem ungeduldigen Eifer des preußischen Monarchen den Thron in Frankreich wieder aufzurichten, steht Leopold abwehrend, zäh und nichts weniger als kriegslustig gegenüber; seine Briefe an Marie Antoinetten beweisen daß er aufrichtig der Meinung war die Revolution austoben zu lassen, sich zunächst an die Constitution zu halten und bessere Conjuncturen abzuwarten, und was er in diesen Briefen über die Gefahren des Kriegs hinsichtlich der Beschleunigung und Erhitzung der Revolution sagt, bildet eine Reihe scharfsinniger und zutreffender Prophezeiungen. Kurz, wenn der Revolutionskrieg auf die Initiative des Kaisers warten mußte, so ward er wahrscheinlich nie begonnen. Es ist eine geläufige Anschauung: den Kampf gegen die Revolution im Jahr 1792 als einen ungeheuern Mißgriff zu bezeichnen, und man pflegt wohl heute noch meistens die Dinge so zu beurtheilen wie sie damals Leopold ansah. Unser Geschichtschreiber ist anderer Meinung. Nach seiner Ansicht übersah Leopold völlig die unermeßliche Angriffskraft und Angriffslust der Revolution. Er sträubte sich, sagt er, gegen die Einsicht daß, wenn die Mächte das Schwert in der Scheide behielten, die französischen Demokraten die Eröffnung des Kampfes erklären würden; er hatte die Ereignisse von 1790 im Gedächtniß, und erwog nicht welche Reihen neuer Gegner hinter den damaligen Führern emporgewachsen waren. Die Frage stand in Wahrheit nicht so: ob die Uebel des Krieges zu vermeiden, sondern ob und wie der sichere Kampf zu gutem Erfolg hinauszuführen sei. Friedrich Wilhelm war bei weitem nicht so klug und so politisch gebildet wie der Kaiser, dießmal aber traf in der Hauptfrage: Krieg oder Frieden, sein Gefühl es richtiger als aller Scharfsinn des Kaisers. Allerdings hieß es den Leuten die seit 1792 in Frankreich den Ton angaben, eine Mäßigung und Selbstbeschränkung zutrauen die sie am wenigsten besaßen, wenn man glauben wollte sie würden die Kraft ihrer revolutionären Propaganda unversucht lassen, zumal gerade die nächsten Gränzgebiete, Belgien, die geistlichen Rheinlande rc., die größte Lockung zu einem

revolutionären Streifzug boten; aber bei allem dem lag auch für die deutschen Mächte die Kriegsfrage bei weitem nicht so einfach wie es scheinen konnte. Vom Reich und seiner Wehrkraft ganz abgesehen, war es noch sehr ungewiß welche Festigkeit die junge österreichisch-preußische Freundschaft, die erst vom Reichenbacher Vertrag datirte, in der Hitze des Kampfes bewähren würde; die Erfahrung schon von 1792 und noch mehr von 1793 hat gezeigt daß man sich darüber innerhalb der bescheidensten Erwartungen halten mußte. Dann aber war es unverkennbar welch großes Interesse Rußland dabei hatte die beiden deutschen Großmächte an den Rhein zu detaschiren, damit es während dem ungestörte Muße habe seine Interessen im Osten, namentlich in Polen, mit allem Erfolg wahrzunehmen. Da konnte denn leicht der Fall eintreten, wie er 1794 und 1795 eingetreten ist, daß Preußen, in der peinlichen Alternative zwischen einem weitaus sehenden Kriege, der ihm wenig Vortheile verhieß, und einem Frieden, der es ihm möglich machte seine dringendsten Lebensfragen im Osten eifrig und mit Erfolg zu wahren, lieber den Kampfplatz ruhmlos verließ, und durch einen Separatfrieden sich die Möglichkeit schaffte Rußland im Osten schärfer zu bewachen.

Die Haltung Leopolds blieb indessen unbeweglich dieselbe, und Sybel hat mit aller Klarheit nachgewiesen daß auch zu Pillnitz keine Aenderung eintrat, vielmehr der Kaiser allen Versuchen ihn zu einer bestimmten Verpflichtung zu bewegen gewandt auswich. So wenig begründet, sagte er, ist die tausend- und abertausendmal wiederholte Angabe daß in Pillnitz die erste Coalition zum Angriff auf die französische Revolution beschlossen worden sei. Das Ganze war ein Versuch der nordischen Mächte und der Emigranten Leopold zu sich hinüberzuziehen — ein Versuch der aber vollständig mißglückte. Da natürlich Preußen, welches damals noch keine Rheinprovinz besaß, das Abenteuer eines französischen Krieges allein nicht unternehmen konnte noch wollte, so war bei Leopolds Verhalten das Ergebniß des Tages durchaus Null — eine Auffassung wofür der Geschichtschreiber vollkommen zureichende Belege beibringt. Ebenso bekämpft er auch die gewöhnliche viel verbreitete Anschauung als sei von Seiten Oesterreichs oder des Reiches das französische Nationalgefühl beleidigt und zum Kriege gedrängt worden. Er führt uns in das innere Parteigetriebe, zeigt namentlich mit welcher Versessenheit die Gironde die Dinge auf einen Krieg hinzudrängen suchte, und erklärt es geradezu für eine

Täuschung des Partei- oder Nationalinteresses, wenn man den Angriff anderswo als auf französischer Seite sucht. Tausendmal, sagt er, ist es wiederholt worden: der Krieg welchen Frankreich gegen die Mächte begann, war nur Abwehr gegen die Feindseligkeit womit diese und der katholische Klerus die Freiheit von 1789 und die Verfassung von 1791 bedrohten. In Wahrheit aber sind wenige geschichtliche Thatsachen gewisser als das gerade Gegentheil jenes Satzes: der Krieg ist durch die Gironde begonnen worden, um die monarchische Verfassung von 1791 zu beseitigen, und Ludwig XVI., die Feuillants und Kaiser Leopold wurden von ihnen bedrängt, weil sie alle diese letzte Stellung vor der Republik gegen den Angriff der Jacobiner zu behaupten suchten. Der König wünschte für spätere Zeit eine Reform der Verfassung auf friedlichem Wege, die Gironde aber begann den Krieg um den gewaltsamen Sturz der Verfassung sofort zu erreichen. Bei der augenblicklichen Ruhe bedurfte sie dazu einer erneuerten Gährung, sie mußte durch ein starkes Reizmittel die Masse der Nation wieder in die Wege der Jacobiner zurückschrecken. Was bei der Flucht des Königs geschehen, gab dazu die Mittel an die Hand. Wenn man dem Volk die Einbildung beibrachte daß König, Priester, Emigranten und Ausland einverstanden seien mit deutschen Truppen das alte Staatswesen wieder einzuführen, dann, wußte man, würde die unermeßliche Mehrzahl des Volkes sich zu den Jacobinern gesellen.

In dem Verlauf der innern Parteikämpfe wird dann der vollständige Sieg der kriegerischen Bewegungspartei, die Vergeblichkeit des letzten möglichen Versuchs einer friedlichen Lösung durch Lafayette's Unentschlossenheit nach dem 20. Jun. 1792, der Sturz des Königthums selber dargestellt. Die Schilderung der Septembertage und der Nachweis wie die Partei des Schreckens die Mordscenen zur Beherrschung der Wahlen benützte, gehört zu den trefflichsten Partien des Buches; nackt und schonungslos wird der Gräuel der Mordthaten und die schamlose Frechheit gezeichnet womit man den Eindruck dieser Auftritte demagogisch auszubeuten verstand, aber auch nachgewiesen welche Mühe es kostete die noch keineswegs jacobinisch gesinnte Masse der Bevölkerung zu Wahlen im Sinne des Terrorismus hinzudrängen. Die Darstellung der Wahlen zum Convent, so widerwärtig die Details sind, ist doppelt dankenswerth, je flüchtiger die französische Geschichtschreibung und die von ihr beherrschte deutsche über diese unbequemen Einzelheiten hinweggegangen ist. Daß der Plan der Septembermorde spätestens

am 26. August beschlossene Sache, und der Hauptzweck dabei die Beherrschung der Wahlen war, wird nach den Mittheilungen die Sybel gibt so gut wie gewiß.

Indessen rüstete man zum Krieg. Die Vorbereitungen dazu, den Feldzug von 1792 selber und dessen unerwarteten Ausgang wird man bei unserm Geschichtschreiber mit um so größerem Interesse nachlesen, je mehr er gerade hier in der Lage war aus den früher erwähnten handschriftlichen Quellen neue Aufklärungen beizubringen. Er schildert uns das Schwanken des Herzogs von Braunschweig, der dem Kriege gegen Frankreich im tiefsten Innern abgeneigt war, und doch nicht die Kraft des Entschlusses finden konnte dem Wunsch des Königs wieder offen entgegenzutreten oder von aller thätigen Mitwirkung fern zu bleiben. Diese Stimmung des Oberbefehlshabers, die Lage des Reichs und die Rüstung zur Heerfahrt selbst war denn freilich nicht sehr glückverheißend für den Ausgang des Kampfes. Der oberste Führer, sagt Sybel, war dem ganzen Unternehmen von Herzen abgeneigt, eine Menge der Betheiligten aus der tiefsten Unthätigkeit nicht emporzurütteln, die Rüstung der Hauptmacht bedeutend hinter dem günstigen Zeitpunkt zurück, und in der polnischen Frage dem preußisch-österreichischen Bündniß ein giftiger Keim des Mißtrauens und der Eifersucht eingepflanzt. Allerdings wirkte die unzulängliche Kriegsrüstung und das mißtrauische Zögern wesentlich auf den Ausgang ein. Denn unser Geschichtschreiber hält — und er stützt sich dabei auf französische Quellen aus dem Kriegsarchiv — die Wehrkraft Frankreichs, wie sie im Sommer 1792 war, für vollständig zerfallen; soviel auch die Revolution dazu beigetragen haben mochte die Stimmung des Volkes gegen die Fremden zu erhitzen, so hatte sie nach seiner Ansicht doch nicht weniger dazu beigetragen Frankreich gegen einen ernsten Angriff militärisch wehrlos zu machen. So standen, sagt er, sich diese Mächte gegenüber: die eine war so heruntergekommen an militärischer Stärke daß nur der Muth der Verzweiflung auf glückliche Abwehr hoffen konnte; dafür trat die andere in einer Schwäche der Angriffsmittel auf mit der bei gewöhnlichen Verhältnissen kein Verständiger auch nur den Anfang eines Versuchs gemacht hätte. Der Herzog von Braunschweig war voll von Sorge über eine nicht vorhandene Kraft der Revolution, und der König stützte sein Vertrauen auf eine Gesinnung des französischen Volkes von welcher das Gegentheil existirte. So ging es durch den Verlauf des ganzen Feldzugs hindurch. Es war nicht

ein Ringen von Kraft gegen Kraft, von Talent gegen Talent, sondern ein Wetteifer der Mängel und Fehler. Was der eine versah, machte der andere durch größeres Versehen sogleich wieder quitt. Daraus ergab sich eine Menge unerwarteter Wechselfälle, welche den Feldzug mit einer Reihe spannender Scenen erfüllten; je länger der zuerst übermächtige Angriff dauerte, desto mehr schmolzen seine Mittel, während der Vertheidiger durch sein Weichen selbst sich stärkte. Sobald beide Theile im Gleichgewicht waren, hielt der Angriff inne, um im folgenden Moment den Rückzug anzutreten.

Die Unterhandlungen nach der Kanonade von Valmy hat Sybel zum erstenmal aus den authentischen Quellen dargestellt, und damit die vielen irrigen Anschauungen, die namentlich durch die Mémoires d'un homme d'état in Umlauf gekommen sind, beseitigt. Das Wesentliche davon wollen wir hier in Kürze zusammendrängen. Nachdem die Franzosen bei Valmy durch den Doppelgeist der preußischen Führung — der König wollte schlagen, der Herzog nicht — der Gefahr einer Niederlage entgangen waren, und eben damit einen unzweifelhaften moralischen Erfolg erlangt hatten, war ihre Lage noch keineswegs besonders tröstlich; die Preußen konnten vielmehr jeden Augenblick von ihrer Ueberlegenheit Gebrauch machen. Dieß zu hindern, und sie so lange in ihrer Stellung festzuhalten bis er selber ihnen gewachsen war, nahm Dumouriez zu Unterhandlungen seine Zuflucht.

Er ergriff die Initiative, der gefangene Cabinetssecretär Lombard ward der vom Zufall glücklich gebotene Vermittler, an dem Mißmuth des Herzogs und der Abneigung Mansteins gegen eine Fortsetzung des Kriegs fand er Verbündete. So errang sich Manstein vom König die Erlaubniß am 23. Sept. als preußische Vorschläge an Dumouriez zu bringen: Wiedereinsetzung des Königs, damit man mit ihm unterhandeln könne, und Aufhören aller Propaganda. Auch als am nächsten Tag die Botschaft kam daß der Convent damit begonnen das Königthum abzuschaffen, hörten die Verhandlungen nicht auf, indessen Dumouriez, ebenso thätig wie gewandt, alles aufbot sich in die gehörige Rüstung zu setzen. In Paris aber hatte man den Gedanken rasch ergriffen durch einen Separatvertrag die Preußen von Oesterreich zu trennen und sie zur Räumung des Gebiets zu vermögen. In einer Denkschrift vom 27. Sept. stellte Dumouriez diesen Gesichtspunkt mit einer zudringlichen Offenheit auf. Jetzt war man enttäuscht im preußischen Hauptquartier; es bedurfte kaum der Dazwischenkunft Luc-

chesini's, der mit dürren Worten sagte: man habe sich von Dumouriez bethören lassen; man brach kalt ab — als üble Frucht war freilich der verschlimmerte Rückzug geblieben. Nun war es an den Preußen durch geschickte Unterhandlungen sich den eigenen Rücken zu decken. In der That wechseln denn die Rollen; in den ersten Tagen des Octobers, während der Rückmarsch beginnt, wird von preußischer Seite scheinbar auf die französischen Einflüsterungen eingegangen, bis man den Kopf aus der Schlinge hat, und alle Verhandlungen über einen Separatfrieden, an den damals auf preußischer Seite noch nicht gedacht ward, kurzweg abweisen konnte. Aber eine böse Aussaat war dadurch genährt worden: das Mißtrauen auf österreichischer Seite, das sich bald militärisch und politisch deutlich genug kundgab. Die neue Allianz beider Mächte erhielt ihren ersten Riß; schon in den Ereignissen vor Ende des Jahres 1792 und noch mehr im folgenden Jahr trat dieß mit voller Deutlichkeit hervor.

Zweiter Band. Erste Abtheilung. Düsseldorf, 1854.

(Allgemeine Zeitung 2. u. 3. März 1855 Beilage Nr. 61 u. 62.)

Der erste Band dieses Werks ist den Lesern der Allgem. Ztg. aus einem frühern Bericht vortheilhaft bekannt; ein reicher Quellenvorrath, gründliche Forschung und Kritik, und eine lebhafte, geschmackvolle Darstellung weisen diesem Buch unter den jüngsten Erzeugnissen der historischen Literatur eine hervorragende Stelle an. Gegenüber den französischen Auffassungen, die noch viel zu sehr die Ansichten bei uns beherrschen, hat es nicht nur den Werth eines kritischen Supplements, sondern es dient zugleich als wahres Correctiv gegen die tendenziöse Geschichtschreibung, die über dem Rhein bei Behandlung der französischen Revolution unter den Parteien der Linken wie der Rechten bisher die herrschende gewesen ist. Diese erste Hälfte des zweiten Bandes trifft zudem in einem wesentlichen Theil ihres Inhalts mit einem großen tagesgeschichtlichen Stoff zusammen; es ist darin neben den französischen Dingen von der Schlacht bei Jemmappes bis zu der von Neerwinden und dem Anfang des französisch-britischen Kriegs hauptsächlich der polnischen Katastrophe große Aufmerksamkeit zugewandt, und die verhängnißvollen Vorgänge der zweiten Theilung genauer, kritischer und aus ungedruckten Quellen lichtvoller dargestellt als dieß bisher geschehen konnte.

Der Verfasser beginnt damit, in einem Rückblick die Entwicklung der Revolution und ihr eigenthümliches Wesen noch einmal schärfer ins Auge zu fassen; er weist darauf hin wie eng verknüpft mit der vorausgegangenen Geschichte die Erschütterungen von 1789 sind, und wie der Gegensatz alter und neuer Zeiten sich in seiner ganzen Schärfe schon viel früher zu entfalten beginnt als im Moment des Ausbruchs der demokratischen Revolution von 1789. „Sie war," sagt er, „nicht der Anfangspunkt einer neuen Zeit, sie gehört vielmehr nach ihrem positiven Gehalt durchaus in den Zusammenhang des vor drei Jahrhunderten begonnenen Weltprocesses. Sie erstrebt die Beseitigung der verrotteten Ordnungen, welche, aus der Zeit des Feudalstaats überkommen, damals nur noch als willkürliche Lasten, ohne Zweck für das Wesen der Dinge, Frankreich bedrücken. Sie will dem Menschen die Freiheit des Verkehrs und der Arbeit, die Anerkennung seiner menschlichen Würde, die Verbindung mit seinen gleichartigen Volksgenossen, die Berechtigung des Glaubens und des Gedankens erringen."

Bei aller Verschiedenheit des Orts und der Zeit erkennt man doch dieselben Grundtriebe nach welchen Deutschland einst seinen Kampf gegen die Hierarchie, Holland gegen Spanien, England gegen die Stuarts, Amerika gegen England unternommen hat. Aber nicht minder deutlich erscheint dann gleich bei dem ersten praktischen Schritt die verhängnißvolle Abirrung. Während jene übrigen Länder keine dringendere Sorge haben als inmitten des Umsturzes der alten den Aufbau der neuen Ordnung zu vollenden, erklärt die französische Revolution nicht bloß den falschen Autoritäten, sondern allen sittlichen Gesetzen den Krieg, und verfälscht damit eine jede ihrer unermeßlichen Aufgaben. An die Stelle der ökonomischen Freiheit setzt sie die Beraubung der Eigenthümer, an die Stelle der allgemeinen Rechtsfähigkeit die Verfolgung der höhern Stände, an die Stelle der befreiten Religiosität die Mißhandlung der bisherigen Kirchenfürsten. Eine schlechte Regierung weiß sie nur durch die Vernichtung aller Regierungskraft zu verbessern; sie stellt die Gleichheit durch die Ausrottung der Reichen und Hervorragenden her, und findet die Freiheit erst in der Entfesselung aller Leidenschaften und Verbrechen. Nicht die rasche Ersetzung des zertrümmerten Rechtsbodens, sondern die völlige Ungebundenheit jedes Willens scheint die Aufgabe der Politik geworden zu sein, und so gibt es binnen zwei Jahren in Frankreich kein Gesetz und kein Ansehen mehr als das der rohen Gewalt.

Es wird dabei von dem Geschichtschreiber der Vortheil wohl eingeräumt den für die rasche Beseitigung z. B. des Feudalwesens der gewaltsame Gang der Revolution gehabt hat, aber er sieht diese augenblickliche Beschleunigung doch durch bleibende Uebelstände aufgewogen. „Die Revolution," sagt er, „hat die politische Begeisterung der Völker nicht minder stark als die politische Sittlichkeit derselben verzehrt. Sie hat die Regierungen ebenso oft von Verbesserungen wie von Gewaltthaten hinweggeschreckt; sie hat die Kirche in gründlich schiefe Stellung zur Politik gedrängt, das Bürgerthum mit unsittlicher Abspannung und das Proletariat mit unverständigen Forderungen erfüllt. Sie hat es in ihrem ersten Verlauf seit 1789, und wo ihr Wesen wieder aufgetaucht ist, überall aufs neue bewiesen daß sie kein anderes Ende haben kann als das erste Empire — den Militärstaat, der allerdings ein gleichförmiges Privatrecht und weitgeöffnete Dienstbahn gewährt, zugleich aber der Handelsverbote, des Lehrzwangs und des kirchlichen Drucks bedarf, der also der Arbeit, dem Gedanken und dem Glauben statt der Freiheit Unterjochung bringt, und so die Forderungen unseres Völkerlebens nicht erfüllt, sondern vernichtet."

Die Betrachtung dieses fatalistischen Gangs führt den Geschichtschreiber auf den mächtigsten Grund der Verirrung und Verzerrung, in welche die Revolution früh verfiel: auf den sittlichen Bestand der Gesellschaft, womit die Nation in die Umwälzung der alten Zustände eintrat. Und gewiß lag der Quell des Verderbens nicht darin daß man die unhaltbaren Formen über Bord warf, sondern daß es eben die Gesellschaft der Zeiten Ludwigs XV. war, welche die materielle und sittliche Umgestaltung des nationalen Lebens in die Hand nahm. Es wäre eine nicht uninteressante Parallele die Gesellschaftskreise der letzten Decennien dieses Königs mit den tonangebenden Männern und Maximen von 1792 bis 1794 zu vergleichen; es würde sich daraus am leichtesten ergeben wo die Aussaat der politischen Moral dieser letzten Tage ausgestreut worden ist. Alle leitenden Staatsmänner der Mord- und Zerstörungspolitik gehören den höhern oder doch den gebildeten Kreisen der alten Gesellschaft an; die Massen sind in ihrer Weise wie immer roh, gewaltthätig und folgen ihren wilden Instincten des Hasses und der Genußsucht, aber die wahren Träger der Politik jener Zeiten sind nicht aus diesen tiefsten Schichten der frühern Gesellschaft hervorgegangen. Fouché und Collot d'Herbois, Carrier und Lebon, der Marquis Maribond-Montaut, Chaumette, Hebert und ihre

Bande, um nur eine Anzahl der berüchtigsten Treiber des Mord- und Verwüstungssystems zu nennen, gehörten nicht dem Gassenpöbel der Vorstädte an, sondern sind Zöglinge der Zeit Ludwigs XV. und der Dubarry gewesen. Nicht aus dem Sturze, sondern auf dem Boden der alten Monarchie war die Habgier und Selbstsucht, die Gewaltthätigkeit und Rohheit erwachsen, welche von dem Jubel der Augustnacht zum Jammer der Septembermorde geführt hat.

Mit der innern Gewaltsamkeit der Revolution geht nun frühe die Tendenz auswärtiger Eroberung Hand in Hand; nachdem man sich im Innern jeder bindenden Pflicht entäußert hat, lag es nahe auch nach außen das Gleiche zu thun. Seit 1791 und 1792 wächst diese Neigung, durch die natürliche Anlage des Volks begünstigt, steigert mit jedem Tag ihren Anlauf, und zieht allmählich alle Staaten Europa's in seine Wirbel hinein, indessen der sonstige Inhalt der Revolution mehr und mehr zusammenschrumpft, und auch von dieser Seite die Dinge der Militärdictatur entgegenreifen. Was den verhängnißvollen Charakter dieser Zeit besiegelte (fügt Sybel hinzu), was seit 1792 in Europa jeder Krisis ihre volle Spannung, jeder Gefahr ihre doppelte Schärfe gab, was denn auch unsere Erzählung von nun an in den Vordergrund stellen und damit ihren Gesichtskreis über den ganzen Welttheil ausdehnen muß — dieß war das Zusammentreffen der französischen Offensive im Westen mit der nicht minder umfassenden und revolutionären Politik des russischen Kaiserthums im Osten. Wir haben einige Aeußerungen derselben schon zu erwähnen gehabt, den Einfluß ihres türkischen Kriegs auf Deutschland im Jahr 1790, den stillen Gegensatz Kaiser Leopolds 1791 gegen ihr eifriges Drängen zu Polens und Frankreichs Unterwerfung, endlich die Wichtigkeit ihrer polnischen Politik für das Verhältniß von Preußen zu Oesterreich im Herbste 1792. Je stärker aber die Revolution die Kräfte der mitteleuropäischen Staaten in Anspruch nahm, desto gewaltiger schritt, nach allen Seiten begehrliche Wünsche erstreckend, das russische Cabinet vorwärts. Neben den französischen Krieg trat, mit gleicher Wichtigkeit für Europa, und zu jenem in unaufhörlicher Wechselwirkung, die Theilung Polens. Während die übrigen Staaten immer mehr von den Ereignissen, wurden die Ereignisse immer entschiedener von den beiden allein gewaltigen Machthabern, dem französischen Wohlfahrtsausschuß und der Kaiserin Katharine abhängig.

Wir sind dem Verfasser in diese einleitenden Betrachtungen ge-

nauer gefolgt, weil sich aus ihnen am einfachsten der Plan und die Gruppirung der folgenden Darstellung ergibt. Der Zusammenhang der Erzählung, die im ersten Bande mit den August- und September-Ereignissen des Jahres 1792 abgebrochen war, beginnt hier mit der Schilderung des Regiments und der Parteien in dem Augenblick wo Dumouriez die Feinde über die Gränzen zurückgedrängt hatte. Wir sehen eine revolutionäre Regierung die aus dem Umsturz des Königsthums und den blutigen Erstlingsthaten des Schreckens hervorgegangen ist; sie verfügt durch ihre außerordentlichen Commissäre, die mit dictatorischer Macht in den Provinzen regieren, über eine Fülle von concentrirter Macht, wie sie kaum der alten Regierung, geschweige denn den schwankenden Gewalten seit 1789 zu Gebote gestanden hatte. Der Heere fühlte sie sich sicher, sowohl durch die Parteistellung der Generale als den patriotischen Eifer der Truppen; die Masse der Bevölkerung lag in der tiefen Abspannung, in welche die Septembermorde die darauf folgende Reaction und die Kriegsgefahr alle Classen nach einander geworfen. Niemand hatte ein reges Mitleid für die gestürzte Sache, wenige schwärmten für die Republik und deren steigende Lasten, es war überhaupt Begeisterung und Gemeingefühl verschwunden, und die herrschende Stimmung bestand in dem Wunsch zunächst das eigene Leben durch die kommenden Stürme hindurchzubringen. Dagegen war die revolutionäre Regierung immer peinlicher von einer Sorge bedrängt, deren Last mit jedem Tage wuchs: der finanziellen Noth, dem Assignaten-Elend, der Entwerthung aller Güter und dem Stillstand aller nationalen Arbeit, deren tieferer Grund wieder die Unsicherheit des Eigenthums war. Je dringender aber diese Noth auf die inneren Zustände drückte, desto unbedenklicher einigten sich Girondisten und Jacobiner in dem Programm: Ernährung der Republik durch weitere Kriegsbeute. Den Sold der Heere, den die eigene Casse nicht aufbringen konnte, mochten die besiegten Nachbarländer tragen; die Masse der Assignaten, unter der Frankreich erlag, mußte auf die umwohnenden Völker vertheilt werden. Die Revolution hatte in Frankreich confiscirt was sich mit einem politischen Schein confisciren ließ; es kam jetzt darauf an die übrigen Nationen Europa's zur Deckung ihrer Kosten herbeizuziehen. Darin trafen die verschiedensten Persönlichkeiten der Regierung wunderbar zusammen; die Girondisten, die noch am Ruder waren, und Danton, sonst seit dem Septembermord mit ihnen in bitterster Entzweiung, waren über diesen Punkt kaum abweichender

Meinung. Begeisterung für irgendein Ideal — sagt Sybel über Danton — hatte er nie besessen; jetzt waren seine Begierden gesättigt, sein praktisches Auge geschärft und sein Eifer für die Revolution in jedem Sinn zu Ende. Er war überzeugt daß es eine Thorheit sei den Franzosen von Freiheit zu reden, er meinte der Staat sei auf jener Stufe des römischen Reichs angelangt wo Cato ein Narr und Cäsars Dictatur ein nothwendiges Uebel war. Selbst nach dieser Dictatur zu streben war er zu schlaff, ein Bündniß mit der Gironde war nach deren grimmigem Haß unmöglich, die eigene Partei verachtete er von Grund seines Herzens. Er kannte natürlich seine Stellung zu gut als daß er seine demokratische Haltung aufgegeben hätte; er blieb nach wie vor ein gewaltiger Volksmann, donnernder Clubredner und Führer des Berges; in der That hatte er aber keinen andern Wunsch als der bisher geernteten Früchte zu genießen und weiteren Vortheil aus der Bewegung zu ziehen. So paßte er vollkommen zu den Ministern, sowohl in der zuwartenden Stellung zwischen den Parteien als der beutelustigen Eroberungssucht nach außen.

Gefährlich konnte dieser herrschenden Partei in diesem Augenblick nur Dumouriez werden; seine Popularität stand in höchster Blüthe, aber seine revolutionären Velleitäten waren vorüber. Die Demagogie hatte ihm zur Gewalt verholfen, sie erschien ihm nun überflüssig, der Soldat war wieder mit aller Stärke in ihm erwacht; er zeigte nur zu deutlich daß er die Männer des Schreibtisches, der Rednerbühne, der Presse verachtete, und an der wüsten Unordnung des Staates tiefen Anstoß nahm. Um so lieber hörte die Regierung auf Custine, aus dessen prahlerischen Zusagen Sybel nach den Protokollen des Ministerraths einige Züge mittheilt. In Deutschland, sagte er, greife der Freiheitsgeist gewaltig um sich, er habe Böhmer und Wedekind für ihre Verdienste dafür schon 500 Livres Monatgehalt ausgesetzt (bald nachher erhielt Böhmer noch 6000 Livres Gnadengeschenk aus Paris), es sei eben so nöthig wie leicht die Freiheit unter diesen glücklichen Himmelsstrichen zu verbreiten. Die nächste bedeutende Regierung, die pfalzbayerische, dränge sich immer freundschaftlicher zu Frankreich, die Hauptfestung derselben, Mannheim, könne er jeden Tag ohne Blutvergießen erhalten, wenn er 1,200,000 Thaler dafür bezahle. Diese offensive und verwegene Politik revolutionärer Propaganda sagte den Gewalthabern in Paris besser zu als Dumouriez' Vorschlag, zunächst Belgien mit Schonung und Großmuth zu gewinnen, sich die Brücke

zu einem Frieden mit Preußen zu bahnen und Oesterreich in Europa zu isoliren. Wohl gelang es ihm durch den Sieg von Jemmappes sein Lieblingsproject zu vollführen, aber unter den Händen ward ihm zugleich die Leitung und Benutzung dieses Erfolges entwunden.

Der erste bedeutende Vorsprung den die revolutionäre Angriffspolitik gegen ihn erlangte, war die Auflösung der alten Armee. Die Demokratie des September hatte während der Gefahren des preußischen Angriffs an die Regimenter nur sehr oberflächlich zu rühren gewagt; sie war zufrieden daß die Truppen sie anerkannten und vertheidigten, und zu diesem Behuf sich die Verstärkung durch die nationalen Freiwilligen gefallen ließen. Es war also, abgesehen von einer Anzahl emigrirter Officiere, noch immer die alte königliche Armee, welche gerade durch den Krieg die bis dahin erschlaffte Disciplin im wesentlichen wiederherstellte. Noch unterschieden sich die Linientruppen sehr bestimmt von den Nationalgarden, und sahen auf die Freiwilligen mit unbefangener Verachtung herab; vollends die höhern Officiere, die Generale und Genaralstäbe gehörten fast ohne Ausnahme zu den liberalen Fractionen des alten Adels, waren bereit für das Vaterland und gegen die Ausgewanderten zu fechten, hatten jedoch für den Berg und den Pariser Stadtrath kein anderes Gefühl als Zorn und Ekel. Eben dieser Stadtrath bekam aber jetzt die ganze Leitung des Heeres in die Gewalt. Gegen Ende Octobers war an Servans Stelle Pache als Kriegsminister gefolgt, der sich bald Leuten wie Marat und den Führern der Pariser Gemeinde völlig in die Arme warf. Sybel bezeichnet diese Veränderung als eine epochemachende; was der 10. August für den Staat, sagt er, das war Pache's Ministerium für das Heer. Aus den Acten der Kriegsverwaltung gibt er dann interessante einzelne Belege, wie rührig nun die Partei ans Werk ging die alten Bestandtheile des Heeres vollends zu zersetzen, die Grundlagen der Disciplin und der Autorität Dumouriez' zu untergraben.

Im November folgte dann das Decret, das als erstes offenes Manifest allgemeiner Propaganda betrachtet werden konnte, gleich darauf geschahen die ersten praktischen Uebergriffe, und in demselben Augenblick ward der Versuch friedlicher Ausgleichung unter preußischer Vermittlung, den Lucchesini mit Mandrillon unternahm, vereitelt. Ein gemeinsamer, kein Sonderfriede, persönliche Schonung Ludwigs XVI., Verzicht auf revolutionäre Eroberung und dafür die Anerkennung der französischen Republik — das war das Friedensprogramm welches

die preußische Politik im November 1792 aufstellte. Es hätte also in Frankreichs Macht gelegen den Frieden herzustellen. Die sofortige Folge des Abschlusses, bemerkt Sybel, wäre die Erhaltung des deutschen und polnischen Reichs, wäre vor allem die Beschränkung Rußlands auf die bisherige Machtstellung gewesen. Aber wer in Paris durchschaute diese Verhältnisse? Wer wollte dort einen Frieden der ohne Blut und Beute geschlossen worden wäre? Robespierre verwarf ihn, wenn er die Rettung Ludwigs XVI. enthielt, wie Roland, Danton und Lebrun, wenn er die französischen Heere auf den Boden der Republik zurückführte. Vielmehr wurden Lucchesini's nachgiebige Friedensprojecte mit den wildesten und abenteuerlichsten Planen beantwortet, die vom Rhein bis zum Dniepr das alte Europa mit revolutionärer Propaganda erfüllen sollten.

Wie es das Bestreben des Geschichtschreibers ist, den französischen Darstellungen gegenüber, zu zeigen daß im April 1792 die Kriegserklärung und im November die Fortdauer des Kampfs keineswegs durch die Politik des Auslands, sondern lediglich durch die Taktik der herrschenden Parteien in Frankreich selbst verschuldet war, so bekämpft er auch die geläufige Anschauung die von den Franzosen emsig ausgebreitet und von vielen andern nachgesprochen worden ist: als sei der Bruch mit England das planmäßige Werk Pitts gewesen. Er verweist zum Beleg auf mehrere Thatsachen, die Pitts Abneigung gegen jede Einmischung und Burke's ungeduldiges Grollen darüber beurkunden. Es ist nicht wahr — sagt er — so unzähligemal es auch unter Robespierre und Napoleon wiederholt worden, daß Pitt sich der ökonomischen Zerrüttung Frankreichs, des Ruines und namentlich des Handels und des Untergangs der Colonien, als gefährlicher Concurrenten für England erfreut hätte; er hatte zu bestimmte Zahlen vor sich, die ihre Wichtigkeit des englischen Handelsabsatzes nach Frankreich, namentlich seit 1789, vor Augen stellten; die Verarmung Frankreichs ergab für die englische Industrie eine größere Einbuße als der Aufstand S. Domingo's Vortheil für die englischen Zuckerinseln gewährte. Aber in politischer Hinsicht hatte Pitt allerdings gegen die französische Anarchie wenig einzuwenden. Auch er, so kalt und sicher sonst sein Urtheil war, fiel in den verhängnißvollen Irrthum aus dem ökonomischen Elend Frankreichs auf entsprechende Verminderung seiner militärischen Kraft zu schließen. Er wünschte also in jeder Beziehung daß man das Land sich selber überlassen möge; der Krieg,

meinte er, würde es vollends zu Grunde richten, oder deutschem Einfluß überliefern, im Frieden werde aber die innere Parteiung jede Gefahr für das Ausland verhindern. Auch gegen England freilich war die Politik der jungen Republik nicht so inoffensiv wie die Franzosen es gerne darstellen. Sybel zeigt, mit Berufung auf Herbert Marsh, dessen Angaben er durch glaubwürdige diplomatische Berichte vollkommen bestätigt findet, daß die Beziehungen der französischen mit der britischen Demokratie eng genug geknüpft, und die Vorbereitungen einer gewaltsamen Schilderhebung weit genug gediehen waren um auch die wachsame Sorge des englischen Staatsmannes herauszufordern. Doch bedurfte es noch der Invasion in Belgien und der Gelüste nach Holland, um das ganze Interesse wie die Ueberlieferung der britischen Politik gegen Frankreich in die Waffen zu rufen.

Ehe die Darstellung dazu übergeht, wird uns die tragische Episode von Ludwigs XVI. Proceß vorgeführt. Der Verfasser fühlt wohl daß es schwer ist, nach so unzähligen Darstellungen des Ereignisses im allgemeinen, noch irgend etwas wesentlich neues beizubringen. Auch verzichtet er darauf das Bild der persönlichen Schmerzen, welche die Gewölbe des Tempels in jenen entsetzensvollen Tagen einschlossen, die Reihe der Brutalitäten welche auf die Häupter der königlichen Familie gehäuft wurden, das Schauspiel der parlamentarischen Kämpfe womit alle Parteien die Zustimmung der Mit- und Nachlebenden für ihr Thun zu erringen suchten, mit neuen Zügen zu vervollständigen oder seine Darstellung dabei lange verweilen zu lassen; er stellt sich vielmehr die Aufgabe so viel wie möglich die wahren Gründe und den entscheidenden Charakter des Verlaufs scharf ins Licht zu stellen. Wie sich in die Stellung der Parteien die verhängnißvolle Frage über Ludwigs Schicksal eng hineinverwebt hatte, wie nicht die Person des Königs und das Königthum, sondern ganz andere Gründe und Berechnungen den Ausschlag gaben, wie die Gironde mit weitschweifigen und ungeschickten Mitteln den König in ihrem Interesse zu retten dachte, die Jakobiner ihrerseits die alte bewährte Taktik, die Massen zu erhitzen und alle ochlokratischen Hebel in Bewegung zu setzen, mit gewohnter Virtuosität handhabten, darauf ist die Sybel'sche Darstellung vorzugsweise gerichtet.

Ob es der Gironde gelang die Gefahr des Königs zur politischen Wiederbelebung der Mittelclassen zu benützen, und von ihnen wie von den Monarchisten aller Farben unterstützt die Herrschaft des

Pariser Proletariats zu brechen, oder ob es die Gegner dahin brachten durch die Katastrophe Ludwigs ihre eigene Gewalt im Bunde mit den Massen der Hauptstadt siegreich herzustellen, darum drehte sich die ganze Reihe von Debatten und Intriguen welche die letzten Monate des Jahrs 1792 und die ersten Wochen des folgenden Jahrs ausfüllen. Mit großer Klarheit legt unser Geschichtschreiber dann weiter dar, daß schließlich nur die brutale Gewalt den Ausschlag gab. Die Agitation des Pöbels, der Abfall der durch die jakobinische Demagogie endlich verführten Föderirten und die ungescheutesten Drohungen brachten am Ende mühsam die Majorität hervor, in der ein guter Theil für den Tod des Königs stimmte, weil er damit das eigene Leben zu retten hoffte. Nicht die Sorge vor royalistischer Reaction, auch nicht ein betäubender Rausch republikanischen Freiheitsfanatismus hat im entscheidenden Moment die Stimmen gelenkt, sondern die nackte Gewalt von der einen, die blasse Furcht von der andern Seite.

Was Sybel beim Ausgang der Tragödie bemerkt, das faßt, scheint uns, die sittliche Würdigung der Folgen des 21. Jan. in prägnanter Kürze zusammen. Ludwig XVI., sagt er, war der einzige Mensch in Paris, der an jenem Tag in seiner Seele den Frieden besaß. Die zahmern Anhänger der Revolution wanden sich unter dem Druck des Gewissens, die Gironde sah den eigenen Sturz vor Augen, die Jakobiner knirschten über die Einsamkeit ihres Siegesjubels. Den Tag über blieben alle Läden in Paris geschlossen, die Stille eines dumpfen Staunens lag auf der Stadt, Abends wurden die auf Befehl eröffneten Theater spärlich besucht. Wir haben unsere Schiffe hinter uns verbrannt, rief Marat. Es war der kürzeste Ausdruck für die Wahrheit der Thatsache. Der Grundstein der Republik war an diesem Tag durch Mörderhand in Blut gesenkt, Blut und Mord blieb die Ordnung in allen Theilen des heranwachsenden Gebäudes. Die Sieger des 19ten hatten seitdem in Frankreich keine Wahl mehr außer dem eigenen Tod oder der Vernichtung aller Gegner. Sie waren mit dieser Stellung nicht unzufrieden, weil sie überhaupt nur in dem radicalen Sturz des Bestehenden den Beruf und das Ziel der Revolution erblickten. Sie sahen nicht daß man auf solche Art Kriege führen, aber nicht Staaten gründen kann. In Wahrheit aber war dieß die Folge ihres Verbrechens, daß sie für den Augenblick die Herstellung des Throns unendlich erschwert, aber mit demselben Streich auch die Zukunft ihrer Republik getödtet hatten. Eine große und gebildete Nation

erträgt es auf die Dauer nicht von einem Verbrechen zu zehren und von dem Mord regiert zu werden.

Indessen war der Bruch mit England vorbereitet worden. Nicht die Solidarität conservativer Interessen, auch nicht die Entrüstung über den Königsmord hatte die britische Politik zum Kampf getrieben, sondern — wie Sybels Darstellung evident nachweist — das Vorgehen der Republik in Belgien, ihre unverhüllten Absichten auf Holland. England ging für dieselben Interessen in den Kampf für die es ein Jahrhundert zuvor, trotz den Stuarts, sich dem Kriege gegen Ludwig XVI. angeschlossen hatte. Daß auf Seiten der französischen Republik nicht diese Verwicklung abgewendet ward, hing fast an ähnlichen Parteibewegungen wie die waren welche das Schicksal des Königs bestimmt hatten. Es deutet alles darauf hin daß die Gironde, wenn es ihr gelang durch die Rettung Ludwigs ihre eigene Herrschaft zu befestigen, vor allem damit begann ihre propagandistischen Gelüste von ehedem zu zügeln, und durch eine gemäßigtere Haltung nach außen den Frieden mit England zu erhalten. Aber es wollte ihr so wenig glücken wie bei dem Prozeß des Königs; eine ähnliche Taktik der Jakobiner führte diese auch dießmal zum Ziel. Wie im Frühjahr 1792 die Gironde in blinder, leidenschaftlicher Hast den Krieg um des Krieges willen herbeizog, und der Bruch mit Oesterreich ihr Werk war, so riefen jetzt ihre Gegner durch unnachgiebigen revolutionären Trotz den Uebertritt Englands zur Coalition hervor. Auch Dumouriez hatte, gleich den Girondisten, noch einen letzten Versuch gemacht durch vermittelndes Eingehen den drohenden Krieg zu beschwören, aber die Terroristen hatten dafür gesorgt daß er damit zu spät kam. Ohnedieß neigten sich die Tage seiner Glorie zu Ende. Eben jetzt erfolgten die entscheidenden Todesschläge auf das alte Heerwesen: die Verschmelzung der Freiwilligen mit der Linie und die Wahl der Officiere, Aenderungen deren Wirkung in erstaunlicher Raschheit hervortrat. „So zeichnete sich" — mit diesen Worten resumirt Sybel die Situation — „die wahre Lage der Dinge mit jedem Tage schärfer, die Träume und Schäume von der Freiheit aller Menschen und aller Völker waren verflogen. Wie weit lagen die Zeiten zurück in welchen die niedere Volksclasse mit der Aufhebung der Privilegien die Rechtsgleichheit der Bürger beklatscht hatte! Einmal auf den Weg der Gewalt gerathen, erkannte sie jetzt keinen andern Zustand mehr an als die Herrschaft des Proletariats über die einst höher Gestellten. Die Führer des

Pariser Pöbels, durch das Königsblut berauscht, nöthigten durch die Decrete des willenlosen Convents die französischen Bauern in ihren Dienst, um von nun an das Joch ihrer Begierden dem gesammten Europa aufzulegen. Gegenüber der Wildheit dieses Angriffs verschwand für den Augenblick jede andere Rücksicht, England und Deutschland fanden sich hier mit ihrer ganzen Kraft beschäftigt, und im Osten Europa's gewann die russische Eroberungssucht genau so weit freie Hand wie im Westen die französische. Der Tod Ludwigs XVI. überlieferte, indem er den Bruch zwischen England und Frankreich unheilbar machte, Polen und Türken der Herrschsucht der Kaiserin Katharina.

Indem Sybel sich zu den verhängnißvollen Vorgängen im Westen wendet, faßt er zunächst in einem gedrängten Ueberblick die ältern Zustände des russischen Reiches, zusammen: die Zerstörung aller im Mittelalter etwa vorhandenen Bildungskeime durch die Mongolenherrschaft, das rohe Walten barbarischer Eroberer, das Nomadenhafte und Asiatische der Grundlagen des neuen russischen Wesens, wie es sich unter dem Druck der Mongolen wieder zur Selbständigkeit emporarbeitete. Er deutet darauf hin wie hier alle Lebensquellen des Abendlandes, kirchliche Selbständigeit, feste Corporationen, geistige Fortbildung unter dieser Verwüstung verschüttet wurden, wie sich den Zeiten der regsten Entwicklung europäischer Staaten, im 16ten Jahrhundert, noch nichts als der Trieb roher nomadenhafter Eroberung kundgab, und keine Ahnung vorhanden war von dem lebenvollen Gemeinwesen der Griechen, von dem festen Rechtsstaate der Römer, oder von der reichen Individualität der Germanen, mithin jede Spur der Grundstoffe fehlte, aus welchen die abendländischen Staaten erwachsen sind. Es war, sagt er, in allen Zügen der reine Orient, altpersische Verwaltung, türkisches Kriegswesen, muhamedanische Allmacht des Chalifen. Er zeigt dann weiter wie das byzantinisch-russische Kirchenthum mit diesen gesellschaftlichen Zuständen zusammenwuchs, wie sich mit den Rechten des Heerführers die des Oberpriesters in der Hand des Fürsten vereinigten, und die individuelle Freiheit der Einzelnen so wenig denkbar war als das persönliche Eigenthum im Sinn der abendländischen Nationen. In nationaler Beziehung, bemerkt er treffend, hatte der Mangel des Grundeigenthums dieselbe Folge, die er überall erzeugt hat: er ließ kein festes Verwachsen des Volkes mit dem heimathlichen Boden aufkommen, pflanzte einen Sinn der Unruhe und Rastlosigkeit in die

Massen, und führte so der Regierung ein höchst brauchbares und fast zwingendes Material zu unaufhörlichen Angriffs= und Eroberungskriegen zu. Bei der tausendjährigen Dauer des Zustandes sind diese Folgen in Rußland vollständiger entwickelt als irgend sonst in der Weltgeschichte; man hat bemerkt daß bis auf den heutigen Tag ganze Völkermassen in dem weiten Reich unaufhörlich wandern, daß in ganz Rußland keine Provinzialdialekte existiren, daß der Russe wohl sein Vaterland, aber durchaus keinen Heimathsinn kennt. Wie ließe sich ein leichterer Stoff für kriegerische Beweglichkeit denken?

Es wäre ein Irrthum zu glauben, Czar Peters Reformen hätten diese Grundlagen russischer Despotie, Einheit und Eroberungskraft irgend berührt. Wohl durchbrach er die alte Dumpfheit und die starre Indolenz, strebte europäische Lebenssitten und abendländische Anstelligkeit hervorzurufen, aber die morgenländische Despotie der Staatsgewalt suchte er nur eben in europäischer Weise zu regeln und zu discipliniren. Die Beseitigung der Strelzis, die Bildung eines europäischen Heers, die Herstellung einer uniformen Admistration und Justiz, die volle Verschmelzung des Kirchenthums mit der Czarenmacht — dieß und ähnliches ging nur eben darauf aus die alte moskowitisch=mongolische Staatseinheit und Herrschergewalt noch mehr zu steigern; sein Ukas von 1722 vollends, der die legitime Erbfolge indirect aufhob, und dem Czaren überließ seinen Nachfolger zu ernennen, war ein ganz charakteristischer Zug morgenländischer Despotie. In seiner Politik nach außen gibt sich diese erhöhte despotische Macht am deutlichsten durch die wachsende Gier der Eroberung kund. Schon Peter beschränkte sich nicht darauf den Zugang zum baltischen und zum schwarzen Meere zu erstreben, schon in ihm kündigt sich jene unersättliche Begierde rechtlosester Eroberungssucht an, welche die folgende Periode der russischen Politik bezeichnet. Er mischte sich in die polnischen Dinge, zog sich dort eine landesverrätherische Partei groß, nährte alle Elemente der innern Anarchie, übernahm die Garantie der schwedischen Verfassung, um mit diesem Titel jede bessernde Aenderung verbieten zu können; er verschwägerte sich darauf mit dem Herzog von Holstein, um dessen Händel mit der Krone Dänemark für seine Zwecke auszubeuten, und faßte durch eine andere Heirath in Mecklenburg festen Fuß, wo er endlich nur durch die bewaffnete Festigkeit Englands und Preußens an der völligen Unterwerfung des Landes gehindert wurde. Die Beherrschung Polens, die Lenkung Schwedens, die Umgarnung Nord=

deutschlands entwickelten sich eines aus dem andern; schon verstiegen sich Peters Gedanken zu einer innern Umwälzung Englands, welche er, ganz im Sinne der Tilsiter Politik, durch ein Europa beherrschendes Bündniß mit Frankreich zu bewirken hoffte. Nichts von diesen Dingen — fügt der Geschichtschreiber hinzu — war zum innern Gedeihen Rußlands irgendwie erforderlich; wohl aber entsprangen sie naturgemäß aus dem ganzen Bau der Reichsverfassung, und deßhalb blieben sie das Erbtheil aller folgenden Regierungen, mochten diese beschaffen sein wie sie wollten.

Diese Betrachtung leitet von selbst zur Regierung Katharina's, deren Persönlichkeit und außerordentliche Lebensstellung Sybel in einer treffenden Skizze veranschaulicht. Als die Grundgedanken ihrer äußern Politik treten denn früh die Bestrebungen vor, Polen aufzulösen und das türkische Reich zu vernichten. Was in dieser Richtung seit 1762 geschehen war, ist theils in dem frühern Band erzählt, theils wird es in gedrängter Kürze hier recapitulirt. War es 1772 gelungen durch die Zwietracht Oesterreichs und Preußens den ersten Schritt zur Auflösung Polens zu thun, so schienen jetzt, zwanzig Jahre später, die Umstände anfangs nicht so günstig. Zwar hatte Katharina eifrig geschürt die beiden deutschen Mächte in den westlichen Krieg zu verwickeln und dadurch für den Osten unschädlich zu machen, aber eben der Bundesvertrag von Berlin, der am 7. Febr. 1792 Oesterreich und Preußen verknüpft, konnte doch auch, wie er zur Abwehr gegen die Revolution gestiftet war, zur Vertheidigung gegen Rußland dienen. Er sprach nach allen Seiten hin die Erhaltung des bisherigen Rechtszustandes als die Aufgabe des vereinten Deutschlands aus, und lud alle europäischen Mächte zur Unterstützung dieses Strebens ein. Es war die Ablehnung aller Eroberungs- und Einmischungsgelüste, zugleich aber auch der Wunsch durch eine imposante Machtentwicklung die Jacobiner zu Frieden und Mäßigung zurückzuführen. Nicht geringer hätte, richtig durchgeführt, der Werth dieses Bundes nach Osten sein können. Die thätige Eintracht der deutschen Mächte hätte durch ihr bloßes Dasein den russischen Einfluß auf Mitteleuropa ausschließen können; wie Preußen und England vor zwei Jahren die Türken errettet hatten, so deckten jetzt die deutschen Cabinette die Integrität Polens; an Rußland selbst erging die Einladung sich diesem erhalten System beizugesellen. Es war ein letzter Versuch Europa vor dem Hader der Revolution und der Reaction zu bewahren, und eine überwiegende Macht für die Erhaltung des Rechts, des Friedens und des Besitzstandes zu vereinigen.

Indem Katharina dieser Politik ihre Mitwirkung versagte, gab sie den verbundenen deutschen Mächten den handgreiflichen Beweis wohin ihre Politik strebte; nicht die Verhütung, sondern die Entflammung des Revolutionskrieges, nicht seine rasche Beendigung, sondern seine längste Dauer wünschte sie, und bewies in jedem Zuge, daß sie, allen conservativen und contrerevolutionären Phrasen zum Trotz, mit der Revolution gleiche Interssen gemein habe. Freilich indem sie diesen politischen Weg einschlug, blieb sie nur ihrer eigenen Vergangenheit und der Ueberlieferung des russischen Staates getreu. Solange der französische Krieg noch unentschieden war, hüllte die Kaiserin ihre Plane in tiefstes Geheimniß; es ist erstaunenswerth welche Geduld sich die ungeduldigste Herrschsucht aufzulegen verstand, bis die Zeit kam wo sie die Hülle konnte fallen lassen. Aus den diplomatischen Berichten des holländischen Gesandten van Hogguer gibt uns Sybel darüber eine Reihe bezeichnender Einzelheiten. Seit dem Herbst 1791 war die mit der Mai-Verfassung unzufriedene Aristokratie in Rußland versammelt, ward von der Czarin ausgezeichnet, aber noch nicht offen unterstützt. Es ward Friede mit der Türkei geschlossen, ein Heer an der Gränze Polens zusammengezogen, aber erst als der Krieg Frankreichs und Oesterreichs unvermeidlich schien, trat sie aus ihrer Zurückhaltung hervor, versprach den polnischen Edelleuten ihre bewaffnete Unterstützung zur Herstellung des Rechtszustandes in Polen, und genehmigte daß Felix Potocki die Grundzüge einer Conföderation entwarf, in der seine Anhänger sich zur Beherrschung Polens vereinigen sollten. Noch bestand aber, eben durch den Februar-Vertrag befestigt, das österreichisch-preußische Bündniß; die deutschen Mächte verlangten Aufklärung über die Rüstungen, sie forderten, wiewohl vergeblich, Rußland auf dem Bunde beizutreten.

Der erste Anstoß im russischen Interesse kam ungeschickterweise von Preußen. Es regte sich dort mit neuer Stärke das Begehren nach Danzig und Thorn — ein Begehren das durch die ganze geographische Lage erklärt und durch die Theilung von 1772 unabweisbar geworden war. Aber so laut im preußischen Interesse der Besitz von Danzig und Thorn geboten sein mochte, es war doch der unglücklichste Moment gerade jetzt die in den Verwicklungen von 1788 bis 1790 vergeblich ausgesprochene Forderung zu erneuern. Wohl war es ein Mißgriff der Wiener Politik dieß Ansinnen so trocken und fast höhnisch von der Hand zu weisen, da die österreichisch-preußische Eintracht durch

die beiden Städte noch immer wohlfeil genug bezahlt war — aber warum mußte man auch 'gerade jetzt in Berlin mit einem Gelüste hervortreten das den uneigennützigen Charakter des Februar-Vertrags geradezu verläugnete, und Rußland nur als erwünschte Handhabe dienen konnte die beiden deutschen Mächte zu entzweien; erst die eine, dann die andere in die Mitschuld seiner rechtlosen und gewaltthätigen Politik zu verstricken!

Dem ersten falschen Schritt folgt bald der zweite verhängnißvollere. Geärgert über die kühle Aufnahme den der Lieblingswunsch Preußens in Wien fand, klopfte man in St. Petersburg an, und fand natürlich entgegenkommende Aufnahme. Nicht als wenn Katharina sofort die Berliner Staatsmänner in die Falten ihrer Politik eingeweiht hätte, aber sie bewies sich äußerst freundlich gegen Preußen, und ebenso kalt gegen Oesterreich. Als Bischofswerder (Mitte April 1792) in St. Petersburg anlangte, wurde er mit offenen Armen aufgenommen; es gab für den Augenblick, nach russischer Versicherung, in Europa keinen würdigern Fürsten als den ritterlichen preußischen Monarchen, den ächten Vorkämpfer in dem heiligen Kriege gegen die Revolution. Umgekehrt ward Oesterreich unfreundlich behandelt, um so vor allem Eines zu erreichen: die Lockerung der österreichisch-preußischen Freundschaft, die Nährung des Mißtrauens unter den beiden deutschen Großmächten. Im Mai ging dann Katharina einen Schritt weiter: sie weigerte sich nun offen dem Februar-Vertrag beizutreten, erklärte sich aber geneigt ein besonderes Bündniß mit Preußen abzuschließen. Indem Preußen dieses Anerbieten bereitwillig ergriff, verließ es schon die conservative Grundlage auf welcher die Politik des Februarbündnisses beruhte, gab den Schutz Polens und seiner Verfassung gegen Rußland indirect preis, und verwickelte sich, noch ohne vollkommen klares Bewußtsein, in die Politik die eben zu Targowitsch die Conföderation schloß, welche die Brücke der russischen Einmischung werden sollte.

Zwar, wie Katharina jetzt die Maske noch weiter lüftete und Preußen geradezu einige Palatinate von Großpolen anbieten ließ, stutzte man in Berlin; man schien doch mit Besorgniß zu überschauen in welch labyrinthische Politik man sich da hatte verleiten lassen. Statt bereitwillig einzuschlagen, schien man vielmehr zu berechnen wie hoch sich wohl Rußlands Antheil an der Beute belaufen müsse wenn es Preußen einige Provinzen anbiete, und gab vorerst ausweichende Antwort. Indessen war man auch in Wien unruhig geworden; dem Groll Preußens

über die Abweisung wegen Danzig und Thorn war dort ein natürliches Mißtrauen gefolgt über die Collisionen Preußens mit Rußland. Man fing auch in Wien an sich um die separate Freundschaft der Czarin zu bemühen, und bald erlebte man das erbauliche Schauspiel wie die beiden im Februar 1792 zu Schutz und Trutz verbundenen deutschen Mächte sich um die Wette bemühen den Vorrang in der moskowitischen Freundschaft einzunehmen. Wie im Anfang Junius der holländische Gesandte schrieb: „Die beiden deutschen Höfe gebrauchen alle Mittel um Rußland ein jeder für sich zu gewinnen, und dieses ist zu klug um einen solchen Wetteifer nicht für seine eigenen Zwecke zu benützen.“ In der That schließt am 13. Jul. Oesterreich, am 3. Aug. Preußen seinen Sondervertrag mit Rußland; der ganze Inhalt dieser Verträge ist nicht genau bekannt, doch hat es alle Wahrscheinlichkeit daß, wie Sybel vermuthet, der österreichische nur den Sturz der Maiverfassung in Polen aussprach, dem preußischen schon Stipulationen über die Vertheilung der Beute angehängt waren. In jedem Fall war es durch diese Taktik der Czarin gelungen die Politik der deutschen Großmächte ganz auseinander zu halten und durch ihre Zwietracht sich freie Hand in Polen zu schaffen. Zugleich regte sich in Wien — vielleicht durch diese polnischen Dinge gereift — ein verwandtes Gelüste; man war dort, nach dem Rückzug aus der Champagne, entschlossen zwar den Krieg fortzusetzen, aber nicht um Deutschland zu vertheidigen oder Ludwig XVI. zu retten, sondern um in dem Getümmel einige Provinzen zu erobern. Die alte verhängnißvolle Begierde nach Bayern, die von 1778 bis 1805 so viel dazu beigetragen Deutschland zu entzweien und zu verwirren, ward wieder mit aller Stärke lebendig, ihre sittliche Rechtfertigung lag ja in dem Gang der polnischen Dinge! So ward der Kampf gegen die Revolution immer mehr zu einem Krieg der blanksten Selbstsucht auf allen Seiten; jener conservative Bund vom Februar 1792 flatterte zerrissen in allen Lüften, es war dafür gesorgt daß über die Vertheilung der Beute dauernder Stoff der Entzweiung zwischen Oesterreich und Preußen genug übrig blieb, und Rußland in diesem Wirrsal von Selbstsüchteleien freie Hand behielt ungehemmt nach Westen vorzuschreiten. Es ist eine treffende Betrachtung, womit unser Geschichtschreiber den Lauf dieser Dinge begleitet: „eine Revolution“, sagt er, „die sich mit jedem Schritt tiefer in Blut und Verbrechen verstrickte, erhielt dadurch ihren weltgeschichtlichen, reinigenden und richtenden Beruf, daß bei

ihren Erschütterungen die Gegner aller Orten nur der eigenen Selbstsucht gedachten. Während der Orkan mit donnernden Wogen die Dämme untergrub, lagen die Wächter im Hader über die antreibenden gescheiterten Trümmer."

Wohl kam nachher (December 1792) eine Art von Verständigung zu Stande zwischen beiden Großmächten, aber welche! Nachdem man wochenlang gehadert und gefeilscht, der russische Einfluß sich indessen in Polen festgesetzt, die Franzosen Belgien genommen hatten und gegen den Rhein hin vorgedrungen waren, vereinigte man sich über die kräftige Fortsetzung des französischen Krieges; Preußen sollte sich in Polen, Oesterreich in Bayern arrondiren dürfen, vorausgesetzt daß der Kurfürst und die Zweibrücker Linie dazu ihre freie Zustimmung gäben. So war in dem Augenblick wo England in das antirevolutionäre Bündniß eintrat, der Krieg schon von seinem ursprünglichen Grundsatz weit abgewichen; statt die Revolution zu bekämpfen, gelüstete es Preußen nach Posen, Oesterreich nach Bayern, Rußland nach Warschau und Konstantinopel. Scheinbar erweiterte sich die Zahl der Gegner der französischen Revolution, in Wahrheit dehnte sich nur eine selbstsüchtige Verwirrung über Europa aus, bei der hier die Jacobiner und dort die Czarin ihre Plane ungefährdet vollenden mochten. Scheinbar erhoben sich die beiden deutschen Mächte zu einem gemeinsamen Kampfe gegen die französische Republik und zu territorialer Ausdehnung am Rhein und an der Weichsel, in der That aber herrschte zwischen ihnen argwöhnische Verbitterung, leidenschaftliches Mißtrauen, wechselseitige Schadenfreude. Der Keim zu der Unterwerfung Deutschlands durch die französischen Waffen wurde in demselben Augenblick und durch denselben Vertrag gelegt, in welchem Oesterreich die russische Herrschaft über die polnische Nation besiegelte.

Wir folgen der Darstellung nicht weiter in die Geschichte der zweiten Theilung, so scharfe und charakteristische Züge zur Geschichte nationalen Verderbnisses sich daraus auch hervorheben ließen. Die Gefühle sittlicher Empörung über die Politik der Sieger werden allerdings getheilt, wenn man die Lage der Ueberwundenen damit vergleicht; der Mangel jedes volksthümlichen Gesammtgefühls, die volle Zersetzung alles dessen was sonst einen Staat und eine Gesellschaft ausmacht, Verrath und grobe Bestechung ist selten so grell und schamlos hervorgetreten wie in diesen letzten Tagen Polens. Aber die vorbereitenden Vorgänge sind ein Stück unserer eigenen Geschichte; hier wie in allen

ähnlichen Zeitabschnitten fällt die Geschichte russischen Wachsthums mit der Geschichte der Zwietracht Oesterreichs und Preußens vollkommen zusammen.

Vaulabelle, Restaurationsgeschichte.

(Allgemeine Zeitung 4. Juni 1858 Beilage Nr. 155.)

Unter den Novitäten der historischen Literatur die das letzte Jahr gebracht, findet sich auch ein neuer Band (der sechste) von Achille de Vaulabelle's Histoire des deux Restaurations, einem Buche das sich gegenüber den rhetorisirenden und tendentiösen Darstellungen jener Zeiten durch Ernst und Nüchternheit eine verdiente Anerkennung erworben hat. Der Band behandelt die Zeit vom spanischen Kriege bis zum Sturze Villèle's, also den größten Theil dieses merkwürdigen Ministeriums. Eine Geschichte der Restauration bietet aber in unsern Tagen immer ein sehr mannichfaltiges Interesse, mag man nun zunächst nur den gegenwärtigen Zustand Frankreichs im Auge haben, oder an die allgemeine Strömung in Europa denken, die sehr viele Vergleiche mit Restaurationsperioden zuläßt. Der Zustand in Frankreich selber, wie er sich seit den Katastrophen vom Februar und December gestaltet hat, ist einer Darstellung der Restaurationszeiten entschieden günstig; die Revolution und der Bonapartismus haben den Beweis übernommen daß unter der Monarchie beider bourbonischen Zweige die Freiheit und die Ordnung besser geschirmt waren als in den gewaltsamen Uebergängen von der Herrschaft des vote universel zur demagogisch-soldatischen Dictatur. Man hat sich unter den herben Eindrücken des Imperialismus gewöhnt die bourbonischen Hinneigungen nach dem alten Throne, dem Adel und der Hierarchie milder zu beurtheilen; sie ließen doch der Presse Spielraum, sie hielten die Tribüne aufrecht, ja sie waren von einer ängstlichen Legalität im Vergleich mit der autokratischen Unbedingtheit des neuen Cäsarenthums. Solche Gedanken und Parallelen gewinnen in der friedfertigen und gebildeten Gesellschaft des heutigen Frankreichs unverkennbar an Boden; die Leute denen es um eine geordnete und normale Entwickelung der Dinge zu thun ist, und die die Gewaltsamkeit der Uebergänge scheuen, die Classen der Gesellschaft welche politische Culturbedürfnisse haben, welche die Sicherheit und Selbstän-

digkeit der Person, die Ungestörtheit der Debatte, den Glanz der Tribüne hochhalten, gewöhnen sich mehr und mehr daran selbst die Monarchie der Restauration, trotz ihrer Emigrantenlaunen, ihres Junkerthums und ihrer Priesterschaft, wie eine Zeit höherer Freiheit und gesünderer Entwickelung zu betrachten als die Herrschaft des „demokratischen" Thrones, der auf den Trümmern aller öffentlichen Freiheiten aufgerichtet ist.

Anders freilich mögen die Stimmungen in den untern Schichten sich verhalten — in jenen Classen welche von den französischen Parteimännern mit unsinnigen Doctrinen erfüllt, mit Schmeichelei gehätschelt und verdorben worden sind, bis sich der Meister fand, der, statt der Theorien und Phrasen, ihnen „panem et circenses" gegeben hat. Vom Cäsarenthum zugleich disciplinirt und gefüttert, wird ein guter Theil dieser Massen in dem gegenwärtigen Regime jedenfalls einen großen Fortschritt gegenüber dem constitutionellen Königthum, wenn nicht gar das erste nachahmungswerthe Exempel socialistischer Dictatur erblicken. Sie sind toleranter geworden gegen die Corruption, seit diese verstanden hat den Kreis der Mittheilnehmer so ansehnlich zu erweitern; sie werden die alten Kammern leicht vergessen, die freilich alle zusammengenommen nicht so viel für das materielle Wohlergehen des Volkes gethan haben wie eine einzige britische Parlamentssession seit 1846. In ihnen sind die Culturbedürfnisse der Politik lange nicht so lebendig wie in den mittlern und höhern Classen; dagegen der Haß gegen das legitime Königthum mit seinen antirevolutionären Traditionen nur um so zäher. Sie stehen unter einem alten Gesetze französischer Entwickelung: die Despotie, wenn sie nur mit der Gleichheit verbunden ist, leichter zu ertragen als die Freiheit ohne Nivellement.

Jene mildere Ansicht der Restaurationszeit klingt auch, oft ganz unwillkürlich, in Vaulabelle's Darstellung durch. Wohl hält der Geschichtschreiber seine liberale und demokratische Meinung nicht zurück, schildert auch in kräftigen Zügen das unvernünftige Treiben contrerevolutionärer und hierarchischer Ungeduld, und verweilt mit unverkennbarer Vorliebe bei den oratorischen Kundgebungen Manuels, Foy's, Constants und Royer-Collards, aber es geht doch auch wieder durch die ganze Darstellung ein mäßiger und billiger Ton, den man vor den neuesten Erfahrungen bei Männern der Linken kaum hätte suchen dürfen. Vaulabelle, indem er mit allem Recht die verderbliche Blind-

heit der priesterlich-adeligen Camarilla, die Karl X. allmählich ganz umspann, nachdrücklich betont, hat doch auch wieder Unbefangenheit genug die guten Seiten der Restauration anzuerkennen. Im Jahr 1824, sagt er einmal, war jede Opposition so zu sagen verschwunden, Karl X. populär, die monarchische Gesinnung compact, der Staatsschatz in Blüthe, die Verwaltung kräftig, die Beamten gefürchtet; daß sich drei Jahre später dieß alles ins Gegentheil verkehrt hatte, betrachtet er als die schlimme Frucht des maßlosen Treibens der contrerevolutionären Parteien. Man hätte glauben sollen, fügt er hinzu, die klerikale Partei habe während ihres fünfjährigen Regiments ihre Kraft eben nur vergrößert auf Kosten dieser Regierung, deren Lebenskraft gleichsam durch diese verhängnißvolle, entnervende Verbindung erschöpft ward.

Eine sehr lehrreiche, und namentlich in unsern Tagen der Beherzigung ungemein werthe Seite der Vaulabelle'schen Darstellung ist die Partie welche das Treiben des contrerevolutionären Fanatismus schildert. Einmal hat der Geschichtschreiber über jeden einzelnen Exceß der Reaction jener Tage sorgfältig Buch geführt, jeden Mißgriff und jede ungeschickte Maßregel wie sie die Verstockung und Leidenschaft der Leiter, oder wie sie der lästige Diensteifer der Werkzeuge eingab, genau verzeichnet; dann hat er — und dieß gibt der Darstellung zugleich Reichthum und Leben — aus den parlamentarischen Debatten der Zeit ausführlichere Auszüge gegeben, und damit die Extravaganzen der Partei in Wort und Ton treuer wiedergegeben als es die pikanteste Schilderung vermöchte. Expectorationen eines Salaberry, St. Chamans, Duplessis de Grenadan und ähnlicher enfants terribles der äußersten Rechten, oder die Blutrede die Bonald bei der Verhandlung des Sacrilegiumsgesetzes in der Pairskammer hielt, müssen wörtlich gelesen werden, wenn man die Partei, deren Saturnalien den legitimen Thron untergruben, ganz erkennen will; diese Ausbrüche, zusammengehalten mit den Maßregeln der Rache, des Hasses, der Unversöhnlichkeit, vor denen die extremen Restaurationsparteien sich so schwer schützen können, machen es im einzelnen ungemein anschaulich wie sich der Umschwung vorbereiten konnte, der binnen drei oder vier Jahren die ganze royalistische Strömung in eine oppositionelle verkehrte, der blinden und fanatischen Majorität von 1824 die Oppositionskammer von 1828 folgen ließ.

Wer die alte, und doch immer neue Lehre: daß Regierungen viel häufiger durch den Mißbrauch ihrer Kräfte und die Uebertreibung

ihrer Principien verderben als durch die Schwäche, recht anschaulich an Thatsachen erproben will, der darf nur die Geschichte des Ministeriums Villèle in den Jahren 1824 bis 1827 studiren. Aller Ueberfluß von Regierungsgewalt über den man verfügen konnte, und verschwenderisch verfügte, alle Maßregeln, Verfolgungen, alle Sophistik und Gewalt die man den Gesetzen anthat, alle Beamteneinschüchterung und was man sonst noch für Kennzeichen einer „starken“ Regierung hielt, hinderten nicht daß diese Regierung, die 1824 nach dem Ausgang des spanischen Krieges wirklich eine starke heißen konnte, vier Jahre später ohnmächtig zusammenbrach, und mit dem „après nous le déluge“ ihren Nachfolgern die bourbonische Monarchie übergab. Jene adstringirende Kraft, welche das Uebermaß contrerevolutionärer Parteien auf die verschiedenartigsten Meinungen ausübt, hat sich auch damals bewährt; binnen wenig Jahren hatten die Ultras es glücklich dahin gebracht daß die Leute die für Manuels Ausschließung gestimmt, mit denen gingen die dagegen protestirt, und daß auf einem und demselben Wahlmanifest die Namen Labourdonnaye's, Delalots und Hyde de Neufville's neben denen Lafayette's, Duponts (de l'Eure) und Benjamin Constants erschienen! Fusionen dieser Art, auch wenn jederzeit selbsüchtige Beweggründe dazu mitwirken, haben doch in der Regel eine tiefere Bedeutung; es sind Wetterzeichen, deren Gefahr indessen meistens von den herrschenden Parteien unterschätzt wird. Man wirft gern seinen stärksten Groll auf die Abgefallenen statt die Quellen des Abfalls zu verstopfen.

K. Klüpfel: Die deutschen Einheitsbestrebungen in geschichtlichem Zusammenhang dargestellt.

Leipzig, 1853.

(Allgemeine Zeitung 26. u. 27. Mai 1853 Beilage Nr. 146 u. 147.)

Zu den bezeichnenden Symptomen der Richtung welche unsere Literatur nach 1848 genommen hat, möchten wir besonders die erhöhte Thätigkeit auf dem Gebiet populärer Darstellungen unserer vaterländischen Geschichte zählen. Da sich uns wohl bald die Gelegenheit bietet in einer allgemeineren Uebersicht zusammenzufassen was nur innerhalb des letzten Jahres für deutsche Geschichte geleistet worden, so be-

halten wir uns noch vor auf einzelne Erscheinungen zurückzukommen, die sich alle darin ähnlich sehen daß die Autoren es als eine Forderung der Zeit betrachten unsere nationale Geschichte dem größern Publikum näher zu bringen, und die doch wieder in Auffassung und Behandlung gewaltig von einander abweichen. Das Charakteristische dieser Arbeiten liegt jedenfalls darin daß zu gleicher Zeit an drei, vier verschiedenen Orten Männer von ganz verschiedener Meinung und Parteistellung das gleiche Werk, und wir dürfen sagen, in dem gleichen praktisch politischen Zweck unternommen haben.

Auch das vorliegende Werk gehört in diese Reihe. Es faßt seine Aufgabe gedrängt und verständig auf, enthält sich jeder langathmigen Abschweifung über die ältern Zeiten, schildert dieselben vielmehr nur in den Hauptzügen, gestattet dann, je näher es den neuern Zeiten kommt, dem Detail der Thatsachen desto mehr Raum, und ist gerade bei den Erlebnissen unserer jüngsten Geschichte am ausführlichsten. Da die „deutschen Einheitsbestrebungen" so alt sind wie die deutsche Geschichte, so wird die Darstellung, auch wenn sie zunächst jenem einen Moment die größte Aufmerksamkeit zuwendet, doch unvermerkt zu einer gedrängten Darstellung der gesammten deutschen Geschichte, und wie es die Natur des Stoffes mit sich bringt, treten gerade deren interessanteste Abschnitte in den schärfsten und sorgfältigsten Umrissen vor unsere Augen. Der Verfasser schöpft diese gedrängte Darstellung aus der reichen und gründlichen Kenntniß des gesammten Materials; schon in der richtigen Vertheilung des Stoffes, noch mehr in den treffenden Winken und Bemerkungen die er gelegentlich einfließen läßt, gibt sich der gelehrte Erforscher des Quellenstoffs kund, während die nüchterne Klarheit und Leichtigkeit der Darstellung den Leser nirgends die Mühseligkeit der Erforschung mit durchmachen läßt.

Auf kaum fünfzig Seiten wird die Entwickelung des Reichs bis zum Interregnum zusammengedrängt, daran die Charakteristik der habsburgischen und luxemburgischen Kaiserpolitik, die Bemühungen der Städte und alle die föderativen Versuche und patriotischen Rathschläge angereiht, welche bereits seit dem 14ten und 15ten Jahrhundert mit mehr gutem Willen als Erfolg darauf hinstrebten für die gelockerte Verbindung des Reiches wieder einen festen und haltbaren Kitt zu finden. In Rudolf von Habsburg, dessen Verdienste um Herstellung von Frieden, Recht und Ordnung bereitwillig anerkannt sind, erblickt Klüpfel doch nur in beschränktem Sinne den Wiederhersteller des Reichs, weil durch

ihn eine Bahn betreten ward die „der Bildung eines nationalen Einheitsstaats“ einen gesetzlichen Riegel vorschob.

„Indem Rudolf, sagt er, den künftigen Königen den Weg wies einen Ersatz für die unsichere und mangelnde Königsgewalt in Gründung einer Hausmacht zu suchen, und dazu die königlichen Vorrechte zu benützen, ist Rudolfs Regiment zwar für Deutschland sehr wichtig, aber keineswegs der Einheit förderlich geworden. Die Luxemburger beuteten dann dieß System mit der ihnen eigenthümlichen Industrie weiter aus, und es wurde um so verderblicher da das Bestreben Oesterreichs, innerhalb Deutschlands durch die Fürsten in Erweiterung der Hausmacht gehemmt, darauf gerichtet wurde sich durch Erwerbung nichtdeutscher Länder zu vergrößern.“

Auf der schmalen und bescheidenen Grundlage aber von der aus Rudolf nach der Zerrüttung des Interregnums die Reichsgewalt an sich nahm, ließ sich freilich kaum anders handeln als der Graf von Habsburg gehandelt hat; überschritt er die Gränzlinie die er mit Selbstverläugnung seiner kaiserlichen Gewalt gezogen, so wartete seiner ohne Zweifel nur die Erfolglosigkeit welche die Regierungen seiner nächsten Nachfolger bezeichnet. Mit jener bescheidenen Selbstbeschränkung hat er binnen kaum zwei Jahrzehnten doch mehr restaurirt als irgendeiner der nachfolgenden Kaiser, und die Erwerbung seiner Hausmacht im Osten, auch wenn sie die Grundlage österreichischer Sonderstellung geworden ist, bewahrte doch das Reich vor der Gefahr schon dicht an den Gränzen Thüringens, der Oberpfalz und Bayerns ein großes slavisches Reich erblühen zu sehen.

Den städtischen Verbindungen, in denen in jüngster Zeit nicht selten die wichtigsten Träger einer möglichen Reform der deutschen Reichsverfassung erblickt worden sind, gesteht Klüpfel diese Bedeutung nicht zu; er vermißt z. B. in der Hansa des 13ten und 14ten Jahrhunderts die Elemente zu einer weitergreifenden politischen Einigung, die in Reichsangelegenheiten ein gewichtiges Wort hätte mitsprechen können.

„Ein bewußtes Interesse für staatliche Einheit Deutschlands, sagt er, war bei den Hansestädten nicht in höherem Grade vorhanden als an den fürstlichen Höfen. Die vorwiegende Neigung des deutschen Mittelalters theils kleinere Kreise zu bilden, theils sich nicht sowohl für den Staat im allgemeinen als für bestimmte einzelne Zwecke des öffentlichen Wohls zu verbinden, hielt auch die Hansa in ihrer Beschränkung

fest. Schutz des Handels war ihr ursprünglicher Zweck, und darüber ging sie auch selten hinaus. Mit dem Schutz des Verkehrs zu Land und zur See stand die Aufrechthaltung des Landfriedens in engem Zusammenhang, und der Verein mußte in dieser Beziehung allerdings in den Wirkungskreis der Reichsgewalt eingreifen, aber er dachte nicht daran sich selbst an deren Stelle setzen zu wollen."

Auch den städtischen Bewegungen in der letzten Hälfte des 14ten Jahrhunderts räumt unser Geschichtschreiber die Wichtigkeit nicht ein die andere Historiker darin gesucht haben. Er hält es für einen Irrthum, wenn man aus der reichen Mannichfaltigkeit von Bundesgestaltungen jener Tage, von denen immer eine die andere verdränge, auf eine an politischer Bildungskraft üppig reiche Zeit schließen wolle; er sieht in allen diesen wechselnden Bündnissen nur ohnmächtige Versuche einer zu politischen Neugestaltungen unfähigen Zeit, und manche jener Föderationen, die man mit einem urkundlichen Apparat überliefert hat, als wären sie epochemachende politische Schöpfungen, erscheinen ihm in der That nur als papierne Entwürfe, die auf die wirklichen Verhältnisse gar keinen Einfluß übten. Das eigentliche Resultat dieser Bündnisse, sagt er, ist nur ein negatives, nämlich der Beweis der Unmöglichkeit bei der bestehenden Territorialzersplitterung und der verfassungsmäßigen Ohnmacht des Kaisers zu einer befriedigenden Form der Reichseinheit zu gelangen. Der wesentliche Inhalt jener Bewegungen war freilich der Sieg der Fürstenmacht über die Städte; aber dieser Sieg war nicht so wichtig daß dadurch erst die künftige Gestalt des Reiches entschieden worden wäre. Die Fürstengewalt würde wohl schwerlich in ihrer Entwickelung aufgehalten worden sein, wenn auch die Städte in Süddeutschland die Selbständigkeit ihrer Bündnisse erhalten hätten; höchstens würden sich zwischen den fürstlichen Territorien vereinzelte republikanische Gemeinwesen wie die Schweizer Eidgenossenschaft gebildet haben, aber zu einer neuen auf das freie städtische Bürgerthum gegründeten Form des Reichsverbandes, wie man vielfach angenommen hat, hätten jene Bündnisse nicht mehr führen können.

Nach einer einläßlichen Darstellung des interessanten Zeitabschnitts zu Ende des 15ten Jahrhunderts, wo die Reform-Ideen das ganze politische Interesse der Nation erfaßt hatten, geht Klüpfel zu den Zeiten der Reformation über, also einer Periode über deren Verhältniß zu den Einheitsbestrebungen es bis heute am schwersten fällt ein unbefangenes und nach allen Seiten befriedigendes Urtheil zu gewinnen.

Darüber daß die Bewegung von 1517 in ihrem ersten Anlauf den Einheitstendenzen innig verwandt war, sie ungemein fördern und zum populären Gemeingut machen konnte, darüber, scheint uns, besteht kaum ein ernster Meinungszwiespalt; wenigstens wäre es nicht schwer aus den Aeußerungen der hervorragendsten Träger der neuen Zeit, aus Luther wie aus Hutten und aus den Symptomen der nationaleinheitlichen Opposition, die sich anfangs an die neue Lehre anlehnte, die Zweifler zu belehren. Aber über den Fortgang der Bewegung, über die positive oder negative Rückwirkung welche sie auf das einheitliche Leben der Nation übte, gehen die Meinungen noch sehr auseinander. Wir reden nicht von den Gegnern welche der Wittenberger Reformation aus kirchlichen Motiven principiell abhold sind, aber auch von entschiedenen Anhängern der neuen Lehre hört man das Zugeständniß daß dieselbe die vielversprechenden Tendenzen politischer Reform in ihrem Fortgang gehemmt und abgetödtet habe — während von anderer Seite wieder ein solches Zugeständniß geradezu abgelehnt wird. Uns scheint als habe man die Lebenskraft und Fruchtbarkeit der politischen Reformen von 1486 ff. vielfach überschätzt, ja bisweilen fast übersehen daß dieselben von der landesfürstlichen Aristokratie ausgegangen waren, und demgemäß die neue Ordnung des Reiches im aristokratisch-ständischen Styl aufbauen sollten. Jene Reformen sind ja weniger ein Rückschlag im einheitlich monarchischen Sinne der alten Zeit gewesen, als vielmehr ein Anschluß an die neuen Formen seit dem Interregnum und ein Versuch um die ausgebildeten territorialen und corporativen Gewalten ein nicht sehr straffes föderatives Band zu knüpfen. Nicht was einzelne treffliche Patrioten, wie Berthold von Mainz, sich als Ideal vorgestellt, sondern was praktisch daraus geworden, kommt auch hier in Frage. Da zeigt sich denn doch daß von den neuen Einrichtungen gerade die einheitlichen am ersten verkümmerten, und schon vor 1517, binnen der letzten fünfzehn Jahre von Maximilians Regierung, von allen den unitarischen Schöpfungen der Reformergeneration — sei es durch Schuld des Kaisers, sei es durch die Wirkung des Particularismus — eben nur noch dürftige Schattenrisse übrig waren.

Die Reformation von 1517 hatte von dem politischen Interesse an diesen Umgestaltungen wenig zu absorbiren; das war schon im Absterben begriffen. Wohl aber vermochte sie, schon dadurch daß zum erstenmal wieder die Spannung der gesammten Nation in einer Richtung

erreicht war, die mächtigste Verbündete zu werden für einen großartig und kühn angelegten monarchischen Restaurationsplan. Die Geschichte Dänemarks, Schwedens, Großbritanniens gibt den Beweis daß die Existenz eines einheitlichen und durch starke monarchische Gewalt zusammengefaßten Staatswesens erst mit dem Eindringen und der Ausbeutung der Ideen von 1517 beginnt; in diesen uns so verwandten germanischen Staaten ist die Reformation der Anfang der Einigung, nicht der Spaltung geworden. Es kam hier begreiflicherweise nicht auf den einseitigen Sieg einer Partei eines Bekenntnisses oder einer Kirchenform an, sondern darauf daß sich eine mächtige, einheitliche Gewalt fand welche die Erschütterung der Nation begriff, leitete und vor den so nahe liegenden deutschen Gefahren des Zersplitterns und Individualisirens schützte. In allen jenen genannten Staaten war eine solche Gewalt vorhanden, in Deutschland lag nur die Möglichkeit, selbst die Wahrscheinlichkeit vor sie mit Hülfe der neuen Bewegung erst zu erschaffen. Wie es kam daß Karl V. dieses Erschaffen versäumte, wir möchten sagen zur Zeit wo er es konnte nicht wollte, und als er es wollte nicht mehr konnte, das ist neuerlich wiederholt zum Theil von erprobten historischen Meistern dargestellt worden. Das Ergebniß für eine unbefangene Betrachtung schien uns immer dahin zu gehen daß der einheitliche Mittelpunkt in Deutschland schon nicht mehr vorhanden war und nach den Jahren ungewisser Schwebe (1521 bis 1523) eben auch die religiöse Bewegung wie alles andere der angebornen und politisch zum völligen Uebergewicht gelangten Neigung der individuellen, vielheitlichen, particularen Entfaltung anheimfiel. Was von einheitlicher Gewalt übrig war, zeigte sich weder stark genug die neue Lehre zu unterdrücken, noch hatte sie die Neigung oder die Kraft sie in ihrem Sinn zu leiten oder auszubeuten; so mußte naturgemäß die individualistische und vielgestaltige Entfaltung der Deutschland schon seit Jahrhunderten einseitig hingegeben war, auch die Form werden in welcher sich die Bewegung von 1517 Bahn und Geltung schaffte. Das geschah freilich in demselben Augenblick wo sich fast alle angränzenden und rivalisirenden Mächte, die skandinavischen Staaten, Frankreich, England, durch Anschluß an die Bewegung oder im Kampf gegen sie gestärkt, geeinigt und monarchisch abgeschlossen hatten; und während alle diese Länder an Macht und Organisation gewannen, war in Deutschland zu der vorhandenen Zersplitterung ein neues mächtiges Moment der Spaltung und Zwietracht hinzugekommen.

Für den Grad politischen Interesses in der einheitlichen Richtung sind uns immer die Erschütterungen von 1523 und 1525 als der merkwürdigste Maßstab erschienen. Beiden Versuchen revolutionären Unitarismus, dem ritterlichen wie dem bäuerlichen, hat es gewiß nicht an dem revolutionären Stoff, an exaltirten Massen, an begabten, kühnen Führern, an der günstigen Constellation der Zeiten gefehlt, und doch wie rasch und durchgreifend war die Niederlage! Schwerlich ist diese nur deßhalb erfolgt weil in Luther, statt des erwarteten Führers, der heftige Gegner der Revolution erstand, sondern weil die überwiegend stärkern Elemente in der Nation, nicht nur der Rest kaiserlicher Autorität, nicht nur die deutsche Hierarchie, sondern auch die zur vollen Lebenskraft erwachsene fürstliche Territorialgewalt und das noch immer mächtige und reiche Städtewesen sich in dem Widerstand dagegen vereinigten, ganze große Striche Deutschlands davon völlig unberührt glieben, überhaupt die Neigung und die Macht das Bestehende zu erhalten in der Nation die revolutionären Tendenzen weit überwogen. Hätte Luther seine ganze Natur ablegen, seine Abneigung gegen den Aufruhr und das Gebahren des „Herren Omnes“ bezwingen können, hätte er es über sich vermocht die verführerische Rolle eines Bundschuhführers auf sich zu nehmen, er wäre unfehlbar zu dem Ausgang gedrängt worden den die Thomas Münzer und Florian Geyer 1525 gefunden haben. Wenn man, wie neuerlich oft geschehen, einen Sündenbock für die mißlungene Revolution von 1525 aufstellen will, so darf man ihn damals so wenig wie heute in einer Partei oder einzelnen Persönlichkeiten suchen, man muß 1525 — wie 1848 — die Nation in ihren überwiegenden und stärkern Elementen verantwortlich dafür machen.

Unter den Zügen der Aehnlichkeit die sich zwischen der Erschütterung jener Tage und unserer jüngsten aufgreifen lassen, ist auch der daß beide, wie alle mißlungenen Revolutionen, einen starken Rückschlag auf die gesunden und berechtigten Bedürfnisse und Wünsche politischer Reform ausgeübt haben. Damals wie heute wurden die reformirenden Bestrebungen in die Niederlage der revolutionären verwickelt, die moralische Mitschuld auf sie geladen, der Widerwille gegen sie an dem Widerwillen gegen die Revolution genährt und gesteigert. Der rege politische Gemeinsinn, das Interesse an einer Fortbildung der nationalen Angelegenheiten hat daher nicht 1517, sondern 1523 bis 1525 seinen empfindlichsten Stoß erlitten. Luther hatte von dieser

Rückwirkung revolutionärer Bewegung eine so klare und feststehende Ansicht, daß er schon mehrere Jahre vor dem Bauernkrieg schrieb: „Es ist die Weise des Aufruhrs nicht nütz, bringt auch nimmermehr die Besserung die man damit sucht. Denn Aufruhr hat kein Vernunft und geht gemeinlich mehr über die Unschuldigen denn über die Schuldigen. Darum ist auch kein Aufruhr recht wie rechte Sache er immer haben mag, und folgt allzeit mehr Schadens denn Besserung daraus, damit erfüllt wird das Sprüchwort: aus Uebel wird Aergeres."

Hat man unter den durchgreifenden Wirkungen die sich an die Bewegung von 1517 knüpfen, ein Moment der Einigung — das sprachliche und culturgeschichtliche — oft zu gering angeschlagen, so möchten wir andererseits behaupten daß man die trennende Bedeutung der confessionellen Verschiedenheit nicht selten zu hoch geschätzt hat. Im 16ten Jahrhundert selbst fehlt es nicht an Beweisen daß ein einträchtiges Zusammenleben verschiedener Ansichten und Bekenntnisse möglich war, und nachher hat gerade in entscheidenden Augenblicken unsere Geschichte der gesunde nationale Instinct über die confessionelle Hetzerei den Sieg davon getragen. Selbst der dreißigjährige Krieg hätte längst vor 1648 seinen Abschluß gefunden, wenn es sich nur um religiöse Controversen gehandelt hätte, wenn nicht politische Interessen innerhalb und außerhalb des Reichs bei seiner Verlängerung betheiligt gewesen wären. Und als es sich nachher darum handelte im Osten die Türken, im Westen das französische Uebergewicht zu bekämpfen, da waren wieder nicht die kirchlichen Verschiedenheiten die Ursache daß das Reich nicht einträchtig zusammenstand; vielmehr haben auf den glorreichen Schlachtfeldern in Ungarn, Italien, Spanien und den Niederlanden katholische und protestantische Deutsche ritterlich neben einander gefochten. In den neueren Zeiten zumal, wo der humane Geist unserer nationalen Cultur mit jedem Jahrzehnt die schroffen Kanten confessioneller Entzweiung mehr abschliff, haben gerade die bewegtesten Zeiten den Beweis geliefert daß das Bekenntniß die Eintracht nicht hindern konnte, gleichwie die Zwietracht in der Regel aus andern Quellen sich nährte. Wohl hat in allen Zeiten — und in den ermüdeten, verbitterten Tagen stets am rührigsten — der Parteigeist immer wieder seine Hebel angesetzt, um den vorhandenen Gegensatz zu bewußter unversöhnlicher Zwietracht zu steigern, aber auch jedesmal, wenn der scharfe Luftzug großer und ernster Gefahren über uns hinzog, war unter allen vorhandenen Differenzen diese am

raschesten verweht. In den Perioden wo der Thätigkeit der Nation der rechte Spielraum fehlte, wo sie dem passiven Hinbrüten preisgegeben war, der öffentliche Geist gelähmt, die Stimmungen verbittert waren, in solchen Zeiten hat gewöhnlich der undeutsche Geist tendenziösen Sectenhaders — wenigstens vorübergehend — die glücklichsten Erfolge gehabt

Doch wenden wir uns von dieser Abschweifung zu unserm Geschichtschreiber zurück. Auch er ist der Ansicht daß die kirchliche Bewegung, an die sich anfangs die Hoffnung auf eine politische Wiedergeburt der Nation geknüpft hatte, „in die Versandung des Particularismus, in die Erlahmung alles nationalen Lebens verlief." Er sucht die Ursachen in dem Mißgeschick daß Deutschland in dem Augenblick der Krisis, wo es mehr als je eines von nationaler Gesinnung beseelten Führers bedurfte, einen Fremden zum Kaiser hatte, der weder die deutschen Gedanken noch die deutsche Sprache verstand, und statt eines auf Einheit und Selbständigkeit des deutschen Volkes gegründeten Reiches eine kirchlich politische Einheit der mitteleuropäischen Staaten erstrebte, in welcher die deutsche Nation nur zu einer untergeordneten Bedeutung herabgesetzt war. Da nun die einigende Macht, welche in dem gemeinsam religiösen Aufschwung lag, gewaltsam unterdrückt wurde, so machte sich der dem deutschen Charakter so eigenthümliche Sonderungstrieb in dem Egoismus der Fürsten und dem kirchlichen Interesse der Stämme geltend. Während Bayern, das von dem religiösen Erneuerungstrieb minder lebhaft ergriffen war, durch ein enges Bündniß des Fürstenhauses mit dem alten Kirchenthum seine Macht steigerte, benützen die der Neuerung günstigen Fürsten die Gelegenheit zur Einziehung geistlicher Güter und die Nothwendigkeit des Kirchenregiments sich anzunehmen, zu festerer Begründung und Ausdehnung ihrer landesherrlichen Macht. Kirchlicher Protestantismus, fürstlicher Oppositionsgeist gegen das Reichsoberhaupt und Festhalten an der Stammesbesonderheit gingen Hand in Hand, und halfen das Band der nationalen Einheit sprengen.

Die Gestaltung der Reichsverhältnisse nach dem dreißigjährigen Kriege wird in einer lichtvollen Auseinandersetzung des westfälischen Friedens veranschaulicht, die immer schärfere Ausbildung der particulären Mächte, die Absonderung Oesterreichs, das Emporkommen Preußens und das immer bestimmtere Hervordrängen des Dualismus innerhalb des alten Reichsverbandes in den Hauptzügen treffend nachgewiesen.

Aus der Beurtheilung des Geschichtschreibers spricht dabei überall die entschiedene unitarische Gesinnung, die Vorliebe für das Kaiserthum, die Abneigung gegen den landesfürstlichen und territorialen Widerstand heraus. Hat er früher die Sonderstellung getadelt, die Oesterreich östlich von Deutschland und theilweise außer Deutschland einnahm, so steht er lebhaft auf Seite der österreichischen Entwürfe als es sich um Josephs II. Tausch- und Arrondirungsplane handelt, als dieser Kaiser noch einmal den Versuch macht durch „Reform der Reichsverfassung" die Kaisergewalt zu restauriren. Vom Standpunkt der deutschen Einheitsidee scheint jenes Streben der Arrondirung ihm keineswegs zu tadeln; „selbst wenn es nicht so bald gelungen wäre, sagt er, ganz Deutschland unter ein Scepter zu bringen, so wäre es doch ein Gewinn für die Einheit gewesen, wenn wenigstens die südliche Hälfte in Joseph ihren wahren Kaiser bekommen hätte. Deutsch-Oesterreich hätte dann nicht so dem übrigen Deutschland entfremdet bleiben können, und das Bruchstück des deutschen Reichs hätte sich später vielleicht zum Ganzen erweitert."

Wir sind ähnlichen Auffassungen auch sonst schon begegnet, können uns aber damit nicht recht befreunden; es scheint uns, die politische Ansicht stört hier die ganz unbefangene Beurtheilung. Deutschland vom alten Kaiserthum aus zu restauriren war ein ganz vergeblicher Versuch, nachdem seit 1648 alles Lebenskräftige und Gesunde, die Anfänge einer Staatsbildung, die Heereskraft, das Ansehen nach außen auf dem Boden der territorialen und particularen Entwicklung Deutschlands erwachsen war. Die Kaisergewalt war etwas todtes, unproductives, innerhalb der territorialen Entwicklung, dagegen hatte Deutschland eine Menge neuer Lebenstriebe angesetzt, und sie war zu etwas volksthümlichen, nationalem geworden; es war doch wohl nicht daran zu denken daß sich eine particulare Gewalt, wie z. B. die preußische Friedrichs II., so ohne weiteres von dem plötzlich wieder umgehenden Gespenst der todtgeglaubten Kaiserwürde in den Sack stecken ließ! Die Lehrbach-Romanzoff'schen Intriguen sind damals von den Unbefangensten durchaus als das betrachtet worden was sie waren. Oder war die Einheit Deutschlands damit nicht viel eher vom Ziel entfernt als ihm genähert, wenn Joseph II. die bayerischen und württembergischen Dynastien nach Brüssel und Modena transportirte, sich bis an den Rheyn vorschob, während gegen Preußen im Norden, falls es ähnliches versuchte, billige Connivenz geübt ward? Aus der dualistischen

Rivalität, wie sie sich ausgebildet hat, wäre auf diesem Wege die völlige Theilung Deutschlands geworden; Deutschland hätte selbst aufgehört ein „geographischer Begriff" zu sein. Aus demselben Grunde können wir auch die herbe Beurtheilung des deutschen Fürstenbundes nicht ganz theilen. Der Bund war eine natürliche Consequenz von 1648; der bedrohte Territorialismus suchte seinen anerkannten Bestand aufrecht zu erhalten gegenüber Versuchen deren Durchführung die rechtlich bestehende Verfassung von 1648 erschüttern mußte. Der Quell des Uebels war also nur der westfälische Friede: der Fürstenbund nichts als eine nothwendige Schutzwehr der Elemente, die ihr gutes Recht von 1648 erhalten wollten. Das territoriale und dynastische Particular-Interesse war eben diesseits wie jenseits das allein bestimmende Moment, und was uns als deutscher Einheitsgedanke, als uneigennütziges Ziel nationaler Einigung vorschwebt, ist nicht sowohl etwas in jener Periode vorhandenes und in der Nation lebendiges gewesen als ein Product der folgenden Zeiten.

Die weitere Darstellung wird wenigstens in den Grundzügen zu einer ziemlich vollständigen deutschen Geschichte. Der Rheinbund, der Versuch der norddeutschen Reichsgruppe, die Gründung des Bundes von 1815, die einheitlichen Bestrebungen während der Friedensperiode bis zu der Erschütterung von 1848 und ihren Folgen — darin ist fast die ganze deutsche Geschichte der letzten fünfzig Jahre enthalten, und mehr als je fällt die Darstellung der „deutschen Einheitsbestrebungen" mit der gesammten deutschen Geschichte zusammen. Wenn es eines Beweises noch bedürfte daß diese Gedanken, die sich oft mit Nachdruck, oft auch nur sehr verblaßt durch unsere ganze Geschichte hindurchziehen, niemals lebendiger, unbezwinglicher und populärer auf die gesammte Entwicklung der Nation eingewirkt haben als in unserm Jahrhundert, so genügte ein Blick auf unsere Geschichte seit vierzig bis fünfzig Jahren: sie ist fast ausschließlich eine „Geschichte deutscher Einheitsbestrebungen." Aus der Darstellung unseres Geschichtschreibers tritt dieß recht prägnant hervor.

Daß der Particularismus, wie er sich nach dem Rheinbund und dem Bund von 1815 territorial gestaltete, auf natürlichen Stammesgränzen und Unterschieden beruhe, stellt Klüpfel in Abrede, und hält einer solchen Meinung die bunte Zusammensetzung der verschiedenen Territorien entgegen, von denen keines einen reinen und ausschließlichen Inhalt eines alten deutschen Stammes enthalte, gleichwie kein alter

Stamm mehr ungetrennt und zusammenhängend einen Staat bilde. Er gewinnt dieser zufälligen Gruppirung indessen eine gute Seite ab, weil sie das particularistische Abschließen der einzelnen Staaten unmöglich gemacht und dem Bewußtsein nationaler Einheit mächtig Vorschub geleistet habe.

„Je mehr die Stämme, sagt er, politisch durcheinandergeworfen sind, je weniger die einzelnen Theile eines Staates durch Stammeseinheit, gleiche Confession, Sitte, ältere Gesetzgebung mit einander verbunden sind, je mehr die verschiedenen Verkehrs-, Handels- und Productionsverhältnisse in einander greifen und die Lebensadern sich in den Nachbarstaat hinüberziehen, desto mehr bedürfen die Staaten einer des andern, desto mehr müssen sie das Bedürfniß fühlen nach Einheit der Gesetzgebung, nach Einigung der Verkehrsverhältnisse zu streben. Die Zerstückelung der deutschen Stämme in vielerlei Staaten, die mangelhafte Arrondirung hat viel dazu beigetragen daß aus allen Staaten und Stämmen gemeinschaftliche Bedürfnisse und Forderungen sich erhoben, und das Verlangen nach Einheit in Kreise durchdrang die für die mehr ideelle und politische Seite der nationalen Einheit keinen rechten Sinn gehabt hätten.“

Unter den Momenten welche zum Scheitern der Frankfurter Arbeit von 1848 beigetragen haben, hebt unser Verfasser eins hervor, das zwar schon früher mannichfach angedeutet, doch niemals so nachdrücklich wie es sollte betont worden ist.

„Soviel auch seit den Befreiungskriegen, sagt er, über deutsche Einheit und Freiheit gesprochen und geschrieben worden war, so hatte man doch auf Verwirklichung derartiger Wünsche verzichten gelernt; die Einheitsidee zog sich in die Köpfe einiger weniger Gebildeten zurück und gestaltete sich hier als Theorie und Ideal, an dem die Massen keinen Theil hatten. Das Volk entbehrte der politischen Erziehung und Bildung, es fehlte sogar an einer geschlossenen nationalen Partei die ein bestimmtes politisches Ziel hätte verfolgen können. Mehr in die Praxis eingedrungen waren die Freiheitsbestrebungen, die aber Elemente in sich aufnahmen welche mit dem Princip der Erhaltung deutscher Volkseigenthümlichkeit im Widerspruch standen. Freiheits- und Einheitsbestrebungen aber vermischten sich miteinander, indem eines sie zusammenführte — die Opposition gegen das Bestehende. Dadurch wurden politische Aufgaben, die sonst zu allen Zeiten von einander getrennt verfolgt und gelöst worden sind, zusammengeworfen. In dieser

Verwirrung der Parteien und Bestrebungen traf uns das Jahr 1848; der von Frankreich gekommene Anstoß überraschte uns plötzlich, ehe wir recht wußten was wir eigentlich wollten; es war nur die allgemeine Ahnung daß jetzt, da alles Bestehende schwankte, die Zeit gekommen sei wo die bisher fast für unerreichbar gehaltenen Ideale verwirklicht werden könnten. Aber nun kamen auch die mannichfaltigen Elemente, die bisher gemeinsam in der Opposition zusammengefaßt waren, zu Tage, schieden sich aus, und geriethen in Kampf miteinander. Es zeigte sich daß die Voraussetzung der staatlichen und nationalen Einheit, die Einheit der Gesinnung fehlte, und nicht einmal die Majorität einer Partei vorhanden war."

Erkennt unser Geschichtschreiber hier aufrichtig das Unreife der Einheitsbestrebungen von 1848 an, so erhebt er sich doch mit ganzer Entschiedenheit gegen die geläufige Art das mancherlei Tiefe und Berechtigte das in jenen Tendenzen lag zu ignoriren, wegzuspotten, wegzusophistiren oder es kurzer Hand als einen Auswuchs französischer Revolutionsgedanken abzuthun.

„Man meint auf diese Weise, sagt er, über die ernsten Anforderungen einer kräftigen Neubildung hinwegzukommen, die Angst vergessen zu machen mit der Anhänger des Alten an die gemäßigte Reformpartei sich anklammerten, des Dankes enthoben zu sein den man ihr schuldet, oder den Leichtsinn und die Charakterlosigkeit gut zu machen womit viele sich jetzt conservativ Nennende sich selbst an extremen Kundgebungen betheiligten. Es ist freilich jetzt eine Erschlaffung eingetreten, aber . . . das Bedürfniß der Einheit, das Bewußtsein der politischen Mängel ist klarer geworden, und dieselben Forderungen werden mit wachsender Macht hervortreten; mehr als je ist die Einheitsidee durchgedrungen, in allen Ländern und unter allen Parteien hat sich bei den Nationalgesinnten die Ueberzeugung befestigt daß nur durch Einigung der deutschen Staaten die Nation gerettet werden könne."

Bei der Beurtheilung der Vorgänge von 1848 ff. verbirgt unser Geschichtschreiber seine subjective Meinung nicht; es ist ein scharf ausgeprägter Gothaismus dem wir überall begegnen. Ob der Verfasser auch für die Zukunft noch eine Wiederholung des gescheiterten Versuchs von 1848 bis 1849 für möglich und wünschenswerth hält, darüber gibt uns indessen sein Buch keine Andeutung. Uns scheint als gehöre die Einsicht daß dieser Weg ein verkehrter sei und zum zweitenmal nicht

betreten werden dürfe, auch zu den „Errungenschaften" des Jahres 1848. Die wichtigsten Gründe dafür suchen wir nicht in persönlichen und zufälligen Verhältnissen, sondern in dem natürlichen und berechtigten Particularismus, der sich neben allen lauten Einheitsbestrebungen doch auch gerade in den jüngsten Jahren besonders bestimmt kundgegeben hat. Die Verfassungsentwürfe von 1848 und 1849 haben diesen Particularismus weder zu gewinnen noch zu überwinden gewußt; sie sind nur da mit ganzer Seele ergriffen worden wo das Unzulängliche der staatlichen Existenz zu jenem particularen Selbstgefühl keinen Raum mehr ließ. Vernehmlicher als je haben die Ereignisse uns die Lehre gegeben daß die deutsche Einheit auch nach den populären und volksthümlichen Begriffen unserer Nation nur eine föderative sein kann und sein wird. In dieser Richtung kann der moderne Cäsarismus unserer Tage nach zwei Richtungen hin eine wohlthätige Bedeutung üben. Indem er einerseits den Werth der föderativen Staatseinheit uns höher schätzen lehrt, und die Bedeutung französischer Staatsideale für Deutschland gründlich zu zerstören angethan ist, wird er andererseits uns vielleicht nur zu bald die Gelegenheit geben an praktischen und brennenden Anlässen die Schwächen unserer deutschen Föderation zu corrigiren.

Aus ganzem Herzen stimmen wir aber dem Satz bei womit unser Geschichtschreiber seine Darstellung schließt: eine Politik welche dem berechtigten nationalen Einheitsstreben feindlich entgegentrete, wäre keine conservative, sondern eine destructive; sie zerstörte die geistige Kraft des deutschen Volks, und sammelte den Stoff zu Erschütterungen welche die ganze geistige Bildung der Gegenwart in Frage stellen, und mit der Existenz der deutschen Nation auch die Ruhe und Cultur Europa's bedrohen würden.

Arneth: Leben des kaiserlichen Feldmarschalls Grafen Guido Starhemberg.*)

(Allgemeine Zeitung 21. November 1853 Beilage Nr. 325.)

Es sind wenig alte Herrengeschlechter in der Geschichte Oesterreichs zu verzeichnen deren Namen einen so guten historischen Klang

*) Das Leben des kaiserlichen Feldmarschalls Grafen Guido Starhemberg. Von Alfred Arneth, Hofconcipist im Ministerium des kaiserl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten. Wien, 1853.

hätten wie das Haus der Starhemberge. Es sind Staatsmänner und Feldherren aus ihm hervorgegangen, doch ist es ihr kriegerischer Ruhm besonders dem wenige Familien des alten Oesterreichs nachgekommen sind, der von keiner überboten worden ist. Der tapfere Vertheidiger Wiens, Rüdiger Starhemberg, oder Guido der berühmte Heerführer in Ungarn, der Türkei, in Italien und Spanien, sind nicht in Oesterreich allein populäre Namen. Dort wo die Steier, sagt Graf Guido's Biograph, wo die Steier ihre grünen Wellen einet mit den bläulichen Fluthen der Enns, wo jetzt das stolze Schloß der Fürsten v. Lamberg hinwegsieht über das zu seinen Füßen ruhende gewerbfleißige Städtchen, stand die Wiege des starhembergischen Geschlechtes. Die Bemühungen übereifriger Genealogen dasselbe von den steierischen Ottokaren herzuleiten, und so die Abstammung des Hauses, das erborgten Prunkes wahrlich nicht bedarf, bis an die ersten Fürsten jener Gegenden, ja über diese hinaus, bis an römische Patriciergeschlechter hinaufzuschrauben, sind schon zu bündig widerlegt worden, um hier noch einer Besprechung zu bedürfen. Wohl nannten sich die Vorfahren der Starhemberge, wie so viele andere von dem Ort ihrer Abstammung „de stira“, doch waren sie nur Ministerialen der Ottokare, und kommen als solche öfters in den Urkunden vor. Ein solcher erscheint schon zu Ausgang des 11ten Jahrhunderts mit dem später oft wiederkehrenden Vornamen Gundacker; historisch bedeutend wird die Familie zuerst im 15ten Jahrhundert. Da ist schon ein Rüdiger unter den hervorragenden Feldhauptleuten Kaiser Friedrichs III., ein Gotthardt Starhemberg zeichnet sich als Landeshauptmann in Oesterreich ob der Enns aus, hilft den böhmischen Adel bändigen und schlägt die Einfälle der Ungarn siegreich zurück. Wie fast der ganze Landesadel, ward die Familie von der Reformation ergriffen, dadurch dem Hause Habsburg vorübergehend entfremdet, und erst nach der Rückkehr zur katholischen Kirche erlangte sie die alte Vertrauensstellung wieder.

Im dreißigjährigen Krieg, in den Türkenkämpfen unter Montecuculi, in den Kriegen am Rhein treten Starhemberge auf; auch in den hohen diplomatischen Stellen ist der Name zu finden, und einer, Graf Gundacker Thomas, hat die Würde eines Staatsministers erlangt. Doch ist keiner an Ruhm wie an bleibendem Verdienst dem Grafen Guido oder Guidobald zu vergleichen, dem Führer in zahllosen Kämpfen, dem würdigen Nachfolger und Kriegscameraden Eugens von Savoyen; seine Thaten in der Türkei wie in Italien und Spa-

nien, seine Führung namentlich in der Lombardei nach Eugens Entfernung und seine Siege in Spanien haben ihn schon in den Augen eines Zeitalters, das an großen Feldherren wahrhaftig nicht arm war, den ersten militärischen Namen an die Seite gestellt.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes — derselbe Arneth der im Parlament zu Frankfurt saß — hat sich darum ein wirkliches Verdienst erworben, indem er den reichen biographischen Stoff, den Guido Starhembergs Leben gewährt, zum Gegenstand einer so fleißigen und eleganten Arbeit machte. Er beklagt in seinem Vorwort den Mangel an biographischen Schilderungen hervorragender militärischer Persönlichkeiten, an denen die österreichische Geschichte reich genug ist, und für die doch die historische Kunst verhältnißmäßig sehr wenig gethan hat. Diese Betrachtung, sagt er, war es zunächst welcher das vorliegende Buch seine Entstehung verdankt. Es sollte damit ein erster Schritt gethan werden um dem Mangel an Lebensbeschreibungen berühmter österreichischer Feldherren einigermaßen abzuhelfen. Warum ich es vorzog die Biographie des Grafen Guido Starhemberg vor der so manches andern nicht minder ruhmwürdigen Heerführers zu schreiben, hat vorerst darin seinen Grund daß ich mich zu der Persönlichkeit des Feldmarschalls mehr als zu denen der meisten kaiserlichen Generale deren Gestalten in der Geschichte leben, hingezogen fühlte. Es erschien mir besonders reizend die Thaten eines Mannes zu schildern der in den verschiedensten Gegenden Europa's, an den Abhängen des Balkans wie an jenen der Pyrenäen, am Fuß der Karpathen wie an dem der Apenninen für die Sache seines Kaisers ruhmvoll stritt, der die Banner des deutschen Zweiges des Hauses Oesterreich bis in das Herz von Spanien, also weiter führte als dieselben jemals früher oder später gewesen sind. Eine zweite Ursache lag darin daß die seltene Reichhaltigkeit des Starhemberg'schen Archivs im Schloß Riedegg und die Bereitwilligkeit mit welcher mir der Besitzer desselben, Graf Heinreich Starhemberg, dessen umfassende Benützung gestattete, Aussicht bot ein auf die unmittelbaren Quellen gegründetes, also vollkommen wahrheitsgetreues Werk zu Tage fördern zu können. Der dritte die andern noch überwiegende Grund war endlich daß Guido Starhemberg ein Zeitgenosse und Mitkämpfer Eugens gewesen, daß durch die Schilderung der Erlebnisse des erstern auch viel Licht auf jene des zweiten, des größten Feldherrn den Oesterreich je gehabt, geworfen, und dadurch schätzbares Material zu einer künftigen Darstel-

lung der militärischen und politischen Wirksamkeit des Prinzen angesammelt wurde.

Die äußere Stellung unseres Biographen ist ihm bei der Aufgabe die er sich gesetzt, allerdings sehr förderlich gewesen. Nicht nur die Papiere des Starhemberg'schen Hauses standen ihm zu Gebot, sondern die Schätze des kaiserl. Haus- und Staatsarchivs, des Kriegsarchivs und ähnliches mehr blieben natürlich dem kaiserlichen Beamten des auswärtigen Ministeriums nicht verschlossen. Durch diese Ausbeute ist das Buch zu einer der inhaltreichsten Quellenschriften geworden, und zwar für ein viel umfassenderes Gebiet als die persönlichen Erlebnisse Guido Starhembergs. Durch die innige Verflechtung dieses Feldherrn mit den wichtigsten Kriegsbegebenheiten in dem Zeitraum von 1683 bis 1714 wird seine Biographie an sich schon zu einer Kriegsgeschichte jener Zeiten, zumal wenn der Reichthum des vielfältigsten Quellenstoffs den Biographen ermuthigt einläßlicher die ganze Reihe von historischen Vorgängen zu beleuchten mit welchen das Leben seines Helden näher oder entfernter verknüpft war. Es kann das Verdienst der Arneth'schen Arbeit nur erhöhen daß er sich dabei nicht eine allzu knappe Beschränkung auferlegte, sondern die wichtigeren Partien aus der Geschichte jener Zeit vielfältig auch da wo sie nicht unmittelbar mit Starhembergs Persönlichkeit verflochten sind, aus seinem Quellenvorrath beleuchtet. Für eine der denkwürdigsten und thatenreichsten Epochen der neueren Zeit, für die Türken- und Ungarnkämpfe, für die Kriege um die spanische Erbfolge ist somit eine dankenswerthe Quelle neuen Urkundenstoffes eröffnet, die sich an andere Monographien aus derselben Zeit, namentlich an die Correspondenzen Eugens, Marlboroughs und Ludwigs von Baden als willkommene Ergänzung anschließt.

Die militärische Neigung brach sich in dem jungen Starhemberg selbständig ihre Bahn. Im Jahr 1657 geboren und als jüngerer Sohn dem geistlichen Stand bestimmt, doch auch von Jugend auf den ritterlichen Künsten vertraut, fühlte er sich auf der Jesuitenschule zu Linz nicht heimisch; er ließ die „Rhetorik", die er eben dort studiren sollte, im Stich, und ging an den Rhein um als gemeiner Soldat in das Regiment seines tapfern Vetters Rüdiger einzutreten (1677). Da traf er noch mit den Helden der ältern Generation zusammen, schulte sich noch unter manchem tapfern Degen des dreißjährigen Kriegs, aber auch die militärischen Celebritäten der neuen Zeit, Karl von Lothringen,

sein Vetter Rüdiger wurden hier seine Vorbilder. Mit dem Schicksal des Letztgenannten finden wir ihn fortan eine geraume Zeit verflochten. Unter ihm nimmt er an der Belagerung von Wien, deren Ruhm von Rüdigers Tapferkeit unzertrennlich ist, mit Auszeichnung Theil, unter ihm ficht er in Ungarn, überall mit großem Verdienst; aber wie er mit den Tagen der Glorie seines Vetters verknüpft war, so trifft ihn auch die Ungunst, als Rüdiger mit dem Hofkriegsrath in Zwiespalt geräth, und seine Empfehlung dem tapfern jungen Verwandten mehr nachtheilig ward als zur Förderung diente. War das erste Vorrücken rasch erfolgt, so trat nun eine Pause ein die der Biograph lediglich diesen innern Mißverhältnissen der leitenden Personen zuschreibt. Indessen das Verdienst schaffte sich seinen Weg; mit der denkwürdigen Belagerung von Ofen (1686), die Oesterreich nach anderthalbhundertjähriger Entfremdung den Schlüssel zu Ungarn wieder in die Hände gab, ist der Name keines kaiserlichen Officiers rühmlicher verflochten als der Guido Starhembergs; er wird nun Oberst, erhält das Regiment Spinola, und nimmt den thätigsten Theil an den Türkenkämpfen der nächsten Jahre. Er ist 1688 mit vor Belgrad, steht wieder unter den vordersten Stürmenden, und wird nur wie durch ein Wunder vor einem jähen Tod bewahrt. Eine Bombe der Türken hatte eine Pulverniederlage der Belagerer entzündet und die Laufgräben, in denen sich auch Graf Guido befand, verschüttet. Ganz in Erde, Steinen, Mauertrümmern vergraben wurde Starhemberg bereits todt geglaubt, durch die schnelle Hülfe der von der Explosion verschonten Soldaten aber vom Schutt befreit und aus der Gefahr lebendig begraben zu werden gerettet. Mit Staub und Blut bedeckt und durch das entzündete Pulver bis zur Unkenntlichkeit verbrannt und geschwärzt, arbeitete sich Guido hervor, von seinen Kriegern mit Jubel als vom Tod erstanden begrüßt. Als der tapfere Held in späterer Zeit zu Wien am Hof war, fragte ihn die Kaiserin: wie ihm zu Muthe gewesen als ihn vor Belgrad die Mine verschüttet hatte. „Mir war nur", antwortete er, „bange um meine Fahne, daß sie nicht in einer Moschee als Siegeszeichen prange, und um meine Ohren, daß die Janitscharen den Preis nicht erhalten den ihre Agas dafür bezahlen."

Die Mittheilungen welche der Biograph Starhembergs über den Gang des Türkenkriegs in den folgenden Jahren, über die Lage der Armee bis zur Ankunft Eugens und über die Erfolge Eugens selber gibt, sind für die specielle Kriegsgeschichte jener Zeit von unzweifelhaftem Werth;

es sind die ersten ganz urkundlichen Nachweise über die Zustände und Stimmungen im Lager, bis zu dem Augenblick wo der Sieger von Zentha den glücklichen Umschwung herbeigeführt hat. Die Noth des Heers zu dieser Zeit war so groß, daß Guido Starhemberg aus Mitleid mit den nothleidenden Soldaten, mit dem, wie er sagte, „ich fechten und also meine Ehre erhalten muß", auf seine bescheidene Erbschaft zweitausend Gulden aufnahm um nur für die unentbehrlichsten Bedürfnisse sorgen zu können. Der rühmliche Friede von Carlowitz, bei dessen letzten diplomatischen Vorgängen Graf Guido persönlich thätig war, gab dem tapfern Degen die ersehnte Ruhe. Er war inzwischen in den Deutschorden aufgenommen worden, und erhielt nach dem Frieden die Commende Laibach, auf der er von seinem Wunden und Strapazen auszuruhen hoffte. „Ich bin nun, schrieb er damals an seinen Bruder, ein völliger Oekonomus, und ist das Urbarium, die Stifft, Steuer, Contribution, Bergrecht, Robot, Extragefäll, Sterbrecht und Zinsregister meine einzige Beschäftigung; wann ich mich nicht etwa zu viel vermesse, hoff' ich der Herr Bruder wird in wenigen Zeiten an mir einen vollkommenen Oekonomen finden." Allerdings scheint er nicht bloß an der Spitze seines Regiments, sondern auch in Haus, Hof und Familie auf strenge Ordnung gehalten zu haben. Schon im Januar 1697 bat er seinen Bruder ihm dessen ältesten Sohn Gandomar „tanquam futurum patrem familias familiae Starhembergianae" für einige Zeit zur Ausbildung zu überlassen. Im Jahr 1698 nahm dann der Feldzeugmeister seinen Neffen mit sich zu den diplomatischen Verhandlungen die dem Abschluß des Friedens vorangingen, und sandte ihn auf eigene Kosten nach Rom, damit er dort die Rechte studiren, Länder und Völker sehen und sich in den neuern Sprachen ausbilden könne, lauter Dinge die nach Guido's ziemlich hoch gespannten Erwartungen nöthig waren um dereinst ein würdiger Chef der Familie Starhemberg sein zu können. Wie ängstlich er über das physische und sittliche Wohlergehen des Neffen wachte, davon gibt ein Brief Zeugniß der eine tüchtige Strafpredigt enthält. Er hatte gehört daß sein Zögling plötzlich von Rom einen Ausflug nach Neapel unternommen, auch in Rom selbst mitten unter den Deutschen wohne. „Teutsche Bruederschaft", schreibt der tapfere Held, „und liederliche Cameradschaft findet man auch allhier, und zu Neapel hört man weder jura, und der weder sprechen, weder was anders kann, wird alda wenig Ehr einlegen, sondern nichts als ein hantwerksbürschel auf der Wan-

derschafft gleichsehen. Ich muß bekennen daß ich nicht geglaubt hette der Vetter solte meine treymeinende Instruction so wenig considerizen — weilen ich aber sehe daß er viel gescheider als ich und sein Vatter, undt daß er meinen treyen rath so wenig attendirt undt gering schezt, werde ich khünftig mier die mühe ersparen denselben zu incommodiren, und gar gern hören wie hochvernünftig und wohlausgedacht er von sich selbsten alles disponirt habe." Doch hat sich der gestrenge Oheim später begütigen lassen.

Dieses friedliche Stillleben ward unerwartet schnell durch den spanischen Erbfolgekrieg unterbrochen: wir finden den Grafen Guido bald von neuem im Feld, und zwar wieder unter Eugen, dem zunächst die Leitung auf dem italienischen Kriegsschauplatz zufiel. Gleich die ersten Jahre des großen, ereignißvollen Kriegs sind durch Siege bezeichnet, deren Werth man erst dann recht würdigen kann wenn man die Lage genau kennen lernt in welcher sich die kaiserlichen Truppen und ihre Feldherrn befanden. Gegenüber überlegenen Massen und einem der größten Feldherrn der spätern Zeit Ludwigs XIV., hatten die kaiserlichen Führer an der Lethargie des kaiserlichen Hofs, dem Widerwillen des Hofkriegsraths, dem Mangel des Nothwendigsten viel gefährlichere Gegner als an Vendome und seinen Truppen.

Von der Verwahrlosung in welcher sich die österreichische Regierungsmaschine damals befand, geben diese Mittheilungen aus Eugens und Starhembergs Briefen eine sehr getreue Vorstellung; Kaiser Leopold in seinem unüberwindlichen Phlegma, läßt die Dinge gehen wie es Gott gefällt; der Hofkriegsrath, seit Rüdiger Starhembergs Tod der letzten Capacität beraubt, treibt die Dinge auf seine Hand, gibt auf die wichtigsten Mittheilungen der Feldherrn in Italien kaum Antwort, und — so vermuthet wenigstens Eugen — legt ihre Berichte dem Kaiser gar nicht mehr vor. Bald durch die wunderliche Vermittlung eines Beichtvaters, des Pater Bischoff, bald durch geheime Sendungen nach Wien muß der größte Feldherr Oesterreichs suchen seinen Klagen Eingang zu verschaffen, damit sie nicht in den Acten des Hofkriegsraths verschwinden, sondern wenigstens zum Ohr des einzigen rührigen und frischen Geistes am Hof, des römischen Königs Joseph, gelangen.

Für die innere Geschichte der damaligen Verwaltung Oesterreichs, die es besser verstand Talente wie Eugen, Starhemberg, Markgraf Ludwig zu paralysiren als zu benützen, bieten die Auszüge aus der

Correspondenz jener Tage ein nicht geringeres Interesse als die frühern Mittheilungen die uns vor einigen Jahren in dem militärischen Briefwechsel Eugens und des Prinzen Ludwig von Baden geworden sind. Liest man in diesen authentischen Berichten die Schilderung von der materiellen Noth der Truppen, deren Zahl zudem immer mehr schwand, von der kläglichen Armuth der Officiere, die, wie Eugen schreibt, „so groß war daß viel Bettler in der Welt sein werden die kein so mühseliges Leben führen," von dem Mangel am nothwendigsten, von der Kleidung und Nahrung an bis zu Zelten und Obdach, sieht man aus den Nachrichten der commandirenden Feldherren, wie Desertion und Zuchtlosigkeit als unvermeidliche Folgen des materiellen Elends anfingen einzureißen — dann weiß man in der That nicht worüber man mehr erstaunen soll, über die Verknöcherung des Staatsmechanismus in Wien, dessen Vertreter um Köpfe und Herzen „ein dreifaches Erz" zu tragen schienen, oder über die Genialität und mannhafte Ausdauer der Feldherren, die diesen Tagen der Noth nicht nur nicht erlegen sind, sondern vielmehr sie durch einzelne glanzvolle Waffenthaten bezeichnet haben. Guido Starhemberg theilt mit Eugen den Ruhm dieser Tage, erst unter ihm, dann, wie Eugen sich persönlich nach Wien begibt, als sein Stellvertreter.

Der Sommer des Jahrs 1703 schien endlich die Besserung zu bringen; die bisherige Verwaltung ward epurirt, Eugen selbst trat an die Spitze des Hofkriegsraths, im Lager zweifelte man nicht mehr daß nun eine bessere Zeit kommen werde. Der Erfolg wird zeigen, so berichtet Arneth, daß diese Erwartung zu hoch gespannt und es selbst dem Prinzen unmöglich war in dem Augiasstall der Unordnung und Verwirrung mit der gewünschten Schnelligkeit aufzuräumen. Um dieß zu bewirken hätte der Prinz eine Unterstützung von Seiten des Monarchen selbst und der einflußreichsten seiner Räthe bedurft, deren er sich leider nicht zu erfreuen hatte. Der Kaiser war voll des besten Willens, der aber durch eine ganz unglaubliche Unentschlossenheit gelähmt wurde; er hätte eines Ministeriums bedurft das, aus energischen Männern zusammengesetzt, ihn bei der Lenkung des Staatsruders kräftig unterstützt hätte. Allein Leopolds einflußreichste Räthe litten an dem gleichen Mangel wie der Kaiser selbst. Sie widersetzten sich der von Eugen verlangten durchgreifenden Aenderungen in der Behandlung der Staatsgeschäfte, und so sehr war alles in Stocken gerathen daß selbst eine so kräftige Hand wie die des Prinzen die eingerosteten

Räder der Maschine nicht in schnellere Schwingungen zu versetzen vermochte.

So kam es daß noch drei Monate nach seinem Amtsantritt Eugen dem Feldzeugmeister Starhemberg schreiben mußte: „Ew. Excellenz können unmöglich glauben, auch nicht einbilden, was große Confusion im Ministerio allhier versire, und in was Unordnung seitdem daß ich sie in Italien hinterlassen, die Sachen verfallen sein, ja ich kann sie versichern wenn ich nicht selbsten gegenwärtig und alles mit Augen sähe daß es mir kein Mensch glauben machen könnte, denn, wann die ganze Monarchie auf der äußersten Spitze stehen und wirklich zu Grunde gehen sollte, man aber nur mit 50,000 Gulden oder noch weniger in der Eil aufhelfen könnte, so versichere ich Ew. Excellenz daß man es müßte geschehen lassen und nit zu steuern wüßte."

Der Verlauf der Kriegsbegebenheiten in Italien während der dornenvollen Jahre 1703—1705 bildet einen wesentlichen Theil der biographischen Darstellung Guido Starhembergs; die Lebensgeschichte des großen Feldherrn erweitert sich ganz zu einer einläßlichen und lichtvollen Geschichte des Kriegs in der Lombardei. Unter den peinlichen Umständen, wie sie die Erzählung Arneths im einzelnen darlegt, muß denn Starhemberg jahrelang aushalten; ist es doch nicht die Noth und Entbehrung des Heers allein die ihn drückt, es kommt auch noch ein störendes Mißverhältniß mit dem Herzog von Savoyen hinzu, und er selber wird von einem körperlichen Leiden heimgesucht, der Nachwirkung einer schlimmen Wunde bei Ofen, eines Pfeiles dessen Spitze noch in seiner Schulter stak. Nur mit Mühe konnte er die gewünschte Entlassung erhalten, die ihm Ruhe und Genesung geben sollte. Kaum genesen (1706) ward er von neuem an die Spitze eines Heeres gerufen um an einer sehr kritischen Stelle, in dem empörten Ungarn, den Waffen des Kaisers das Uebergewicht wieder zu erkämpfen. Während der fünfzehn Feldzüge die Starhemberg in Ungarn gegen die Türken ausgefochten, hatte er sich eine genaue Kenntniß des Landes, seiner politischen Verhältnisse, des Charakters und der Denkungsweise seiner Bewohner erworben. Seine kriegerischen Talente, seine heldenmüthige Tapferkeit, sein ernstes und ruhiges, zugleich aber menschenfreundliches Benehmen, das ihn von der Mehrzahl der hartherzigen und rohen Kriegsmänner jener Zeit vortheilhaft unterschied, hatten ihm längst die Achtung der Ungarn erworben, und seine Führung unter schwierigen Verhältnissen und mit bescheidenen

Kräften hat denn auch seine Wahl zum commandirenden General in Ungarn vollkommen gerechtfertigt.

Die eigentliche Glanzperiode von Starhembergs militärischem Wirken beginnt mit dem Jahr 1708, wo er den spanischen Oberbefehl übernahm; die Siege von Almenara, Saragossa, und vielleicht am meisten der an Königs Pyrrhus bekanntes Wort erinnernde Tag von Villaviciosa erhob ihn in den Augen der Zeitgenossen in die Reihe der ersten Feldherren des Jahrhunderts. Arneth versichert, Eugen habe das spanische Commando ausgeschlagen, weil er angesichts der Schwierigkeiten die seiner dort warteten, nicht seinen wohlerworbenen Feldherrnruf aufs Spiel setzen wollte, und diese Weigerung sei es hauptsächlich gewesen welche, von Karl VI. nie vergessen, ein innigeres Einverständniß zwischen diesem Kaiser und dem großen Feldherrn gehindert habe. Dem sei wie ihm wolle, die Entfernung des Kriegsschauplatzes vom Mutterlande, die Einwirkungen des kleinen Hofes der sich an Karl anhing, die Dürftigkeit der Hülfsmittel und die Abhängigkeit von den Engländern machte diesen Kampf zu einer so unermeßlich schwierigen Aufgabe, daß nur ein Mann wie Guido Starhemberg die ärgsten Nachtheile abzuwenden und auch diesen Kampfplatz mit glänzenden Siegesthaten zu bezeichnen vermochte. Wir hören über die Geschichte der Feldzüge dort, die wir bisher noch vorzugsweise aus fremden Quellen schöpfen mußten, durch Arneth zuerst auch urkundliche deutsche Berichte; sie können denn freilich den Zustand nicht kläglich genug schildern. „Die Lage in welcher ich den König finde, schreibt der Marquis von Este an Eugen, ist so unglückselig daß es allen die es nicht mit eigenen Augen gesehen haben, ganz unglaublich scheinen muß. Um alles in zwei Worten auszudrücken, genüge die Versicherung daß man hier gar nichts besitzt. Es mangelt an Truppen, an Artillerie, an Proviant, an Geld.“ Starhemberg, den man mit den besten Versprechungen nach Spanien geschickt, fand dort alles anders als ihm die Dinge in Wien geschildert worden waren; er mußte wieder, wie einst in Italien, mit bittern Klagen beginnen. „Ob man nun, schreibt er an den Kaiser, auf die bisherige Weise fortkommen und Ew. kais. Maj. dem Erzhause, dem gemeinen Wesen ersprießliche Dienste leisten kann, und wie einem treuen Vasallen, der sich beständig ohne Vortheil und Nutzen seines Herrn sacrificirt sehen muß, zu Muth sei, das können Ew. Maj. aus Dero höchsterleuchtetem Judicio und mildestem Gemüth von selbst ermessen.“ Es könne vielleicht, fügt

er gekränkt hinzu, von „mehr Experimentirten und Scharfsinnigeren" vorgesehen werden daß auf dem bisherigen Wege Spanien zu erobern sei; „mich aber und viel andere ehrliche treue und wohlmeinende Leute, die die Gefahr und den wahren Stand vor Augen haben, bedünkt daß man den Monarchen selber aufs Spiel setzt, für welchen man den Thron zu gewinnen so viel kostbares Blut, Geld und Zeit mit Bedrängniß vieler Völker bis jetzt vergeblich angewendet hat."

Diesen Klagen gegenüber ist allerdings nicht zu übersehen welch unermeßliche Opfer Oesterreich der Sache König Karls schon gebracht hatte, und noch immer brachte. In Flandern, in Deutschland standen die kaiserlichen Heere im Kampf gegen Frankreich; in Italien drang der Herzog von Savoyen unablässig darauf daß die vertragsmäßige Zahl kaiserlicher Truppen gestellt werde; der Papst hatte stark gegen Oesterreich gerüstet, und in Ungarn war der Aufstand noch lange nicht gedämpft. An dem kleinen Hofe König Karls hatte man denn natürlich nur die eigne dringende Noth vor Augen, und erwog nicht die bedrängte Lage in welcher sich der gesammte Kaiserstaat befand. Manches, worüber wir zuerst aus Arneth genauen Bericht erhalten, kam hinzu die gegenseitige Stimmung zu verbittern. Der Kaiser hatte sich von seinem Bruder die Abtretung von Mailand heimlich versprechen lassen, aber man wagte nicht, so lange der Kampf dauerte mit diesem heimlichen Compromiß hervorzutreten, vielmehr ward das Herzogthum dem Namen nach durch Karl von Spanien regiert. Dem Kaiser war diese Form ebenso lästig, wie Karl seinerseits sich durch manchen eigenmächtigen Schritt der kaiserlichen Generale gekränkt fühlte. In der höfischen Umgebung des Königs überwogen die spanischen und neapolitanischen Elemente, die denn freilich nicht besonders geeignet waren die Unebenheiten zwischen den Höfen von Barcelona und Wien auszugleichen. Auch Starhemberg hatte den störenden Einfluß dieser Höflinge und Schreiber, die vom Krieg nicht das mindeste verstanden, aber gleichwohl alles leiten wollten, aufs peinlichste zu empfinden; daß er unter allen diesen widrigen Verhältnissen ausharrte, war die stärkste Probe welche seine Loyalität gegen das Kaiserhaus überstanden hatte.

Daß man in solchen Umständen die glänzenden und ehrenvollen Bedingnisse welche damals Ludwig XIV. anbot, nicht annahm, hat oft genug bei außerösterreichischen Geschichtschreibern lebhafte Mißbilligung erregt; auch Arneth schließt sich diesem Tadel aufs entschiedenste an, und führt uns zugleich in das innere Getreibe der britischen

Diplomatie ein, deren zudringliche Forderungen an König Karl es allerdings wünschenswerth erscheinen ließen sich lieber mit dem Feind zu vertragen als länger neben dem „Verbündeten" zu kämpfen. Wir ersehen aus der Darstellung des Biographen im einzelnen welch neue Qualen dem tapfern Feldmarschall dadurch bereitet wurden. Darum kann es nie genug bewundert werden daß es ihm unter allen diesen Widerwärtigkeiten gelang Siege wie die bei Almenara und Saragossa zu erfechten, und noch nach der traurigen Katastrophe Stanhope's bei Brihuega den Franzosen jene glänzende, wenn auch fruchtlose Schlacht bei Villaviciosa zu liefern. Zu seinem Ruhme hat indessen vielleicht kaum eine Waffenthat so sehr beigetragen wie dieser erfolglose Sieg. Daß er mit einer kleinen, durch angestrengte Märsche ermüdeten Armee den überlegenen Feind unter einem Führer wie Vendome angriff, ihn mit Verlust schlug, ihm eine Anzahl Kanonen abnahm, und das Schlachtfeld behauptete, das erfüllte Freund und Feind mit Bewunderung. Die Spanier setzten ihn fortan ihrem gepriesenen Gonsalvo von Cordova an die Seite, nannten ihn gleich diesem „el gran Capitan."

Alle diese Mühen waren freilich erfolglos, seit der Tod des Kaisers Josephs I. und der Wechsel in der britischen Politik die ganze politische Constellation veränderte. Bis zuletzt zwar war Starhemberg in Spanien thätig, aber er konnte die große Wendung der auswärtigen Dinge nicht hindern die den Verzicht Karls auf die Krone Spaniens bedingten. Nach dem Frieden zog er sich dann in seine ländliche Gebirgseinsamkeit zurück, und auch als er nachher nach Wien übersiedelte und als Großcomthur das Deutschordenshaus bewohnte, blieb er doch Privatmann. Mit manchen einflußreichen Persönlichkeiten am Hofe gespannt, auch mit Eugen seit Jahren in einem ziemlich entfremdeten Verhältniß, sucht er keinen Einfluß, und erwarb auch keinen. Nur in der äußersten Verlegenheit kam es wohl vor daß man ganz in der Stille seinen militärischen Rath einholte. Dagegen erscheint er nun als Privatmann gerade von seiner liebenswürdigsten Seite; der strenge oft herbe Geschäftsmann des Lagers ist abgelegt, und der biedere alte Kriegsheld, der auf seinen wohlverdienten Lorbeeren ruht, an die Stelle getreten. Er liest nun seinen Plutarch und Thucydides, geht dem edlen Waidwerk nach, ist ganz voll eifriger Fürsorge für seine Neffen und Nichten, in deren Jugend und Tüchtigkeit er sich selber zu verjüngen schien. Die Briefe die der alte Held an seine studirenden Neffen schrieb, zeigen eine große Herzlichkeit und einen

ungezwungen heitern Sinn, wie er draußen im ernsten Geschäftsdrang nie hervorgetreten war; aus den Rathschlägen die er darin gibt spricht ein ehrenfester deutscher Charakter, ein rechter Edelmann, den der französische Firniß nicht erdorben. So starb er fast achtzigjährig (1737), in den letzten Zeit zwar körperlich sehr erschöpft, aber geistig noch ungebeugt. Mit ihm erlosch die Reihe der Feldherren welche so lange Zeit hindurch die Banner Oesterreichs zum Sieg geführt hatten. Er war der letzte der Helden die unter Leopolds Regierung die Waffen des Kaisers verherrlicht hatten. Montecuccoli, Karl von Lothringen, Friedrich Veterain, Rüdiger Starhemberg, Ludwig, die Grafen Heißer und Bussy=Rabutin, der große Eugen, sie alle waren ihm bereits vorangegangen, und es trat nun jene Erschöpfung im Kriegsglück Oesterreichs ein, die erst durch Dauns und Laudons Siege zu einem neuen Aufschwung gediehen ist.

A. Arneths Prinz Eugen von Savoyen.*)

(Allgemeine Zeitung 19., 20. u. 21. Mai 1858 Beilage Nr. 139. 140 u. 141.)

Eine Lebensgeschichte des Prinzen Eugen, die der Bedeutung des Stoffes und den Anforderungen heutiger Kritik entspricht, wird allen Freunden historischer Lectüre eine willkommene Gabe sein. Die Persönlichkeit des Mannes selbst lebt wie wenige noch in populärer Erinnerung fort; nicht in Oesterreich allein, auch „im Reich“ ist der Held, der uns die Türken und die Franzosen abgewehrt, noch unvergessen. Das Zeitalter dem er angehört, hat genug tüchtige deutsche Kräfte fremdem Dienst zugewendet, und von Bernhard von Weimar und dem schwedischen Karl Gustav an bis zum Marschall von Sachsen können wir gar manchen aufzählen der unter andern als deutschen Fahnen sich hohen Ruhm erwarb; in Eugen hat uns einmal das Ausland einen eben so seltenen wie reichen Ersatz gewährt. Ein Fremder, dessen Abstammung und Familie ihn theils nach Frankreich, theils nach Italien wies, löst sich von allen den Verpflichtungen mit denen Geburt und Ueberlieferung ihn verkettete, und weiht dem Kaiser und dem Reich die ganze hingebende Thätigkeit seines Lebens; denn es

---

*) Nach handschriftlichen Quellen der kaiserlichen Archive. Erster Band. 1663 bis 1707. Wien 1858.

war nicht der gewöhnliche gewissenhafte Dienst wie ihn hundert andere je nach ihrer Begabung mit größerer oder geringerer Frucht zu leisten gewohnt sind: er ist mit ganzer Seele den großen Interessen hingegeben für die er das Schwert führt, und es erfüllt ihn die wärmste Begeisterung für den Herrn und das Land denen er sein Leben widmet. Einen bessern österreichischen Patrioten hat es nie gegeben als Eugen; das ward von den Völkern und Heeren so richtig empfunden wie am Hofe. Das eröffnete ihn den Weg zum Ohr und Herzen seines sonst vielfach umschränkten und schwer zugänglichen kaiserlichen Herrn; das hob ihn selber auf die Höhe der Selbstverläugnung, die in den entscheidendsten Momenten seines Lebens den Erfolg erringen half.

Die Thätigkeit Eugens in ihrer besten und blühendsten Zeit fällt mit einem großen Abschnitt europäischer Geschichte zusammen, dessen Verlauf zum guten Theil durch seine Thaten bestimmt worden ist. Es ist die Epoche die das dominirende Uebergewicht Frankreichs auf lange hin erschüttert, und seinem östlichen Verbündeten, den Osmanen, den Nimbus der Unbesiegbarkeit auf immer zerstört hat. Bis dahin war Oesterreich und das deutsche Reich zwischen zwei unruhige, kriegslustige Nachbarn eingeklemmt gewesen, und mußte sich nach Osten und Westen zugleich seiner Existenz wehren; um Wien zu retten, mußte man Straßburg opfern, und weil vor Wien und Ofen der Glanz des alten Waffenruhms der Türken erblich, warf sich der „allerchristlichste" König auf das Reich, und verheerte die Rheinlande. Dieser doppelte Alp wurde von uns abgenommen; nach schwerer Zeit schöpften wir wieder Athem, das nationale und militärische Selbstgefühl richtete sich aus seiner Gebrochenheit etwas auf, in dem Türkenkriege sah man wieder deutsche Contingente aus aller Herren Ländern in Ehren und Eintracht neben einander kämpfen, in dem großen Kriege der folgte erlangten in den blutigen Proben von Höchstädt, Turin, Malplaquet deutsche Waffen den höchsten Glanz der ihnen seit Jahrhunderten geworden war.

Für Oesterreich insbesondere ist diese Periode eine Zeit der Krisis gewesen; vom östlichen und westlichen Feinde zugleich bedroht, im Innern durch Aufstände erschüttert, und durch die Mängel seiner Organisation und Verwaltung auf bescheidene Hülfsquellen beschränkt, wäre der Habsburgische Staat damals dem Sturm ohne Zweifel unterlegen, ohne den Rath und die Thaten Eugens von Savoyen. Es war nicht der Feldherr und Stratege allein der ins Gewicht fiel:

Eugen war zugleich der Vertraute und Rathgeber zweier Monarchen, er war Staatsmann und Diplomat, seine Rathschläge verbreiten sich über alle großen Fragen der innern und äußern Politik; er vermochte was kein anderer vermocht hätte, so daß seine Geschichte zugleich wesentlich mit der Staatsgeschichte Oesterreichs in einer hochwichtigen Epoche dieses Staates zusammenfällt.

Es bedarf daher in der That keiner Rechtfertigung wenn ein Oesterreicher es unternimmt das Leben dieses Mannes zu schildern, zumal, wie der Autor im Vorwort hervorhebt, die über Eugen erschienenen Schriften theils ungenügend sind, theils nur seine militärische Thätigkeit schildern, ohne seine Wirksamkeit als Staatsmann, sein Privatleben und die fördernde Wirkung die er auf Kunst und Wissenschaft übte, auch nur zu erwähnen. Um ein vollständiges und richtiges Bild der großartigen Persönlichkeit des Prinzen zu erhalten, sagt er, muß jede dieser Seiten hell beleuchtet und in ihrem wahren Lichte dargestellt werden. Es ist dieß um so nöthiger, als es nur wenige Gestalten in der Geschichte geben wird über welche größere Irrthümer verbreitet, mit deren Ansehen ärgerer Frevel getrieben wurde, und unter deren Namen jämmerlichere Fabrikate, für Briefe Eugens ausgegeben, in die Welt geschickt worden sind.

Die letzte Bemerkung des Biographen bezieht sich auf die umfassende Briefsammlung welche im Jahr 1811 ein Herr v. Sartori als „hinterlassene politische Schriften des Prinzen" herausgegeben, und die Arneth unbedenklich für eine der stärksten literarischen Mystificationen erklärt welche jemals gewagt worden sind. Es ist allerdings ein starkes Stück daß in manchen Büchern über Eugen diese Briefsammlung wie ein Urkundenschatz benützt, in andern wenigstens einzelne pikante Aussprüche und Urtheile als authentisch angeführt worden sind, allein so ganz unbedingt ist die Glaubwürdigkeit jenes Fabricats doch niemals angenommen, sondern hie und da wenigstens ein leiser Zweifel gegen die Aechtheit ausgesprochen worden. Den Beweis der Fälschung vollständig zu führen, dazu gehörten bessere und reichere Materialien als sie der Oeffentlichkeit vorlagen. In dem Anhang zu seinem ersten Bande geht Arneth eine Reihe von Briefen durch, und weist an einzelnen Zügen die Fälschung überzeugend nach. Gleich der erste Brief bei Sartori trägt ein verdächtiges Datum, und ist an einen Mann gerichtet der in solcher Stellung damals nicht existirte. Auch eine Anzahl anderer Schreiben sind nachweislich aus

Orten datirt an denen sich Eugen zur angegebenen Zeit nicht befunden hat. Oder der Prinz ertheilt einem Feldmarschall Befehle unter dessen Commando einmal er selber stand, und der ein andermal seine Stelle in Italien geraume Zeit quittirt hatte. Dann sind eine Reihe von sachlichen Unwahrscheinlichkeiten oder geradezu unmöglichen Dingen in die Briefe verwebt; es sind Verhältnisse vorausgesetzt die so nie existirten, oder Thatsachen erzählt die sich durch Eugens eigene und ächte Correspondenz als Erfindungen darstellen. Oder es sind grobe Anachronismen mit eingeflochten, und dem Prinzen Aeußerungen in den Mund gelegt die entweder zu der wirklichen Situation oder wenigstens zur angegebenen Zeit nicht paßten. Auch werden Aussprüche von ihm mitgetheilt die für den der ächte Briefe von ihm gelesen hat, schon durch Form und Ausdrucksweise den Stempel der Unächtheit an sich tragen. Schließlich versichert Arneth daß der Beweis, den er an einigen Dutzend Briefen führt, sich in gleicher Weise an allen übrigen begründen lasse.

Es ist gewiß unverantwortlich, auf die Weise wie es der Verfertiger der Briefe gethan hat, die literarische Welt zu täuschen, und man muß es dem Biographen Eugens sehr Dank wissen daß er diesen Betrug enthüllt hat. Aber eine Betrachtung kann man dabei doch nicht unterdrücken. Es ist gewiß nicht rühmlich daß sich die gelehrte Welt von einer groben Fälschung hat mystificiren lassen; aber daß Oesterreich einem seiner größten Männer bis dahin kein würdiges Denkmal geschaffen hatte, sei es durch eine Biographie, sei es auch lediglich durch Herausgabe authentischer Urkunden, das zeugt eben auch nicht von besonderer Schätzung der eigenen Größen. Mit andern Worten, das Geheimthum in den Archiven und die träge Abneigung gegen das Tageslicht historischer Forschung trägt eine Hauptschuld, wenn so viele Irrthümer und Vorurtheile in geschichtlichen Dingen zäh eingewurzelt bleiben, oder geradezu der fable convenue und der berechneten Täuschung das Feld gehört.

Das Werk von Arneth macht diesen Vorwurf verstummen; es schafft dem großen Feldherrn und Staatsmann sein lang vermißtes, in Inhalt, Form und Ausstattung würdiges Denkmal. Der Biograph hat sich die doppelte Aufgabe gestellt die auf Wahrheit begründeten Angaben über Eugen, über sein Leben und Wirken zu Tage zu fördern, und dadurch zugleich das unendlich viele Falsche, das bisher über ihn verbreitet wurde, als solches darzustellen und gründlich zu

widerlegen. Dieß konnte natürlich nur dadurch geschehen daß der Verfasser an dem lauteren Quell der eigenen Schriften des Prinzen schöpfte, deren aus seinem langen und thatenreichen Leben eine überraschende Menge auf unsere Tage gekommen ist. Der größte Theil der geschichtlichen Quellen die von Eugen herrühren, oder doch auf ihn Bezug haben, ist in mehreren hundert Fascikeln in dem kaiserlichen Haus-, Hof- und Staatsarchiv und in dem kaiserlichen Kriegsarchiv aufbewahrt. Außer dem freien Zutritt und der uneingeschränkten Benützung dieser Schätze und der Durchforschung des Hofkammer-Archivs ist dem Biographen manche schätzbare Mittheilung aus dem Archiv des Minsteriums des Innern geworden; dann hat er die Urkunden und Correspondenzen, die noch in den Sammlungen mancher angesehenen Familien aufbewahrt sind, benützt, und bei einem Aufenthalt in London manche werthvolle Ergänzung aus dem Archiv des auswärtigen Amtes gewonnen. Seine Aufgabe selbst hat er als ein Unternehmen gefaßt dessen Zustandekommen ihm in gleicher Weise durch das Interesse Oesterreichs wie durch dessen Ehre geboten schien. In Oesterreichs Interesse, sagt er im Vorwort, muß es gelegen sein daß es endlich einmal klar werde in der Darstellung des Lebens, der Thaten und der Schicksale des größten Mannes der jemals zu seinem Wohl gewirkt hat. Als eine Ehrensache Oesterreichs aber erscheint es daß demjenigen welchem noch nirgends ein Denkmal prangt in Erz oder Stein, ein solches wenigstens durch eine wahrheitsgetreue Schilderung seiner ruhmvollen Persönlichkeit gesetzt werde.

Soweit der erste Band des Werkes, das deren drei umfassen soll, ein Urtheil zuläßt, wird diese Aufgabe aufs würdigste gelöst werden. Arneth hat sich durch seine Lebensgeschichte Guido Starhembergs auf diesem Gebiet zur Genüge legitimirt. Was dort anzog, die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit der Forschung, die Klarheit der Disposition und der gediegene Ernst der Darstellung, das wird der Leser auch hier wiederfinden. Nur ist der Rahmen des historischen Gemäldes größer und umfassender. Eugens Geschichte ist zugleich die Oesterreichs und der europäischen Kämpfe in der Periode des Rückgangs französischer und osmanischer Weltmacht. Was an bedeutenden Regentenpersönlichkeiten, Feldherren und Staatsmännern in diesen Dingen mit thätig gewesen ist, das fällt in den Bereich des Biographen. Arneth hat es nicht unterlassen dieß hereinzuziehen, und dadurch seinem Werk eine reiche Mannichfaltigkeit gegeben; wir können uns denken daß dieß

zunächst in Oesterreich ein reges Interesse erwecken wird, und wünschen nur daß auch außerhalb des Kaiserstaats ein Gleiches der Fall sein möge; denn des Mannes Andenken, dessen Leben hier vorliegt, sollte auch im „Reich" fortleben wie im Kaiserstaat; er gehört beiden an.

Der jüngste Sohn Karl Emanuels I. von Savoyen stiftete die Nebenlinie Carignan. Von seiner Gemahlin, Marie von Bourbon, der Schwester und Erbin des letzten Grafen von Soissons, hatte er zwei Söhne, deren jüngerer Eugen Moriz den Titel eines Grafen von Soissons annahm. Durch sein mütterliches Erbe eingebürgert in Frankreich, brachte er einen Theil seiner Jugend am Hofe von Versailles zu, und war als Prinz von Geblüt und als liebenswürdiger tapferer Cavalier eine dort gern gesehene Persönlichkeit. Damals standen die Nichten Cardinal Mazarins in höchstem Glanz, besonders die reizende Olympia Mancini, der Liebling des Oheims, gegen deren Reize der damals noch jugendliche Ludwig XIV. nicht lange unempfindlich blieb. Sie wies die Huldigungen des jungen Monarchen nicht geradezu ab, allein sie scheute sich doch die Reihe der La Vallière und Montespans zu eröffnen; sie zog die Hand, welche der Graf von Soissons ihr anbot, den Schmeichelworten und Betheuerungen Ludwigs vor. Reichthum hohe Geburt und das verwandtschaftliche Verhältniß zu Mazarin ebneten natürlich dem Gemahl Olympia's seine Laufbahn; er stieg zu hohen Stellen, und ward in bedeutenden militärischen und diplomatischen Missionen gebraucht. Sein Palast zu Paris stand an der Stelle wo sich gegenwärtig die Getreidehalle befindet. Dieses merkwürdige Gebäude, im vierzehnten Jahrhundert ein Eigenthum des böhmischen Königs Johann von Luxemburg, dann ein Kloster büßender Nonnen, war von Katharina von Medicis nach einem umfassenden Plan umgestaltet worden. Es stand inmitten prachtvoller Gärten, die sich, im Geschmack jener Zeit mit Springbrunnen und Bildsäulen verschwenderisch verziert, dort weithin ausdehnten wo jetzt in der Rue de Viarmes in ängstlicher Raumersparung ein Wohnhaus sich an das andere drängt. Am Ende des Gartens befand sich eine Capelle, lange Zeit nach ihrer Erbauerin die Capelle der Königin benannt. Im Hofe des Palastes erhob sich die berühmte dorische Säule, welche der Königin Katharina zu astronomischen Beobachtungen gedient haben soll, und die noch gegenwärtig das einzige Denkmal längst entschwundener Größe, an das düstere Gebäude der Getreidehalle gelehnt, den Platz bezeichnet wo dereinst das Hôtel de Soissons gestanden hat.

Das ist das Stammhaus Prinz Eugens, „des edlen Ritters." Hier gebar ihn Olympia Mancini als den jüngsten von fünf Söhnen, am 18. Oct. 1663, gerade hundertfünfzig Jahre vor dem Sieg von Leipzig. Die ersten Jugendjahre Eugens fielen in die Zeit wo seine Eltern noch in voller königlicher Gnade standen. Die Gunst welche Ludwig XIV. vordem der Olympia Mancini zugewandt, trug sich auch auf die Gräfin v. Soissons über; der König suchte gern in dem glänzenden Hôtel de Soissons Zerstreuung und Erheiterung, und die Gräfin war die einflußreichste Dame am Hof, sie beherrschte nicht nur dessen Feste und Zerstreuungen, sondern von ihr hing auch vorzugsweise die Vertheilung der ersehntesten Gunstbezeugungen ab. Ein an sich unbedeutender Vorfall war der Anlaß daß der Graf vom Hof verbannt ward, ein Beweis daß die Gunst des Königs im Weichen war. Zwar stellte sich äußerlich das Verhältniß wieder her, allein nur auf kurze Zeit. Neue Mißverständnisse, an denen die in der Hofluft geschulte Neigung der Gräfin v. Soissons zur Herrschaft und Intrigue nicht ohne Antheil war, führten zum völligen Bruch. Der Graf und seine Gemahlin mußten im Mai 1665 den Hof verlassen, und zwar mit dem geheimen Befehl sich nach einem ihrer Güter zu begeben. Die an Lebensgenuß und äußern Glanz gewohnte Italienerin war nicht dazu geschaffen dieß mit philosophischer Ergebung zu tragen. Sie empfand vor allem den Durst nach Rache, und suchte in diesem Geist ihre Kinder zu erziehen. An den Hof zurückgekehrt, fand sie natürlich die alten Verhältnisse nicht wieder; der Tod ihres Gemahls, der 1673 auf der Reise nach dem Heerlager des Marschalls Turenne plötzlich starb, erschütterte auch ihre äußere Stellung in der Welt. Ihr unruhiger Geist griff nach jedem Mittel um das frühere Ansehen wieder zu gewinnen; sie verlegte sich auf Sterndeuten und Wahrsagerei; ja sie kam in Verkehr mit der berüchtigten Voisin, welcher später als Giftmischerin der Proceß gemacht wurde. Das benutzten dann ihre Feinde, unter denen Louvois und die Montespan, zu schmählichen Anklagen; sie floh nach Flandern, und erbot sich ihren ordentlichen Richtern sich zu stellen, wenn sie nicht schon vor dem Urtheilsspruch nach der Bastille oder nach Vincennes gebracht würde. Aber die Bedingung wurde verworfen, und von Louvois jede ersinnliche Brutalität versucht um ihr den Aufenthalt in Brüssel zu verbittern, bis denn mit der Zeit die Leidenschaft sich kühlte, und man einsah was die richterliche Untersuchung längst behauptete: daß Grund zu einer An-

klage gegen die Gräfin durchaus nicht bestehe. Die alte Verbindung mit Frankreich war dadurch freilich auf immer zerrissen, obwohl ihre Kinder dort zurückgeblieben und der Obhut der Großmutter v. Carignan überlassen waren. Auf diese wirkte denn natürlich mehr die Ungunst der spätern Tage, als die Erinnerung an den Glanz königlicher Gnade, der vordem das Hôtel Soissons umgeben hatte.

Für Eugens Leben ist dieß nicht ohne Bedeutung gewesen, zumal er selbst die Ungunst des Königs in besonderm Grade glaubte empfinden zu müssen. Schon in frühester Jugend hatte der Prinz eine ausgesprochene, ja völlig unwiderstehliche Neigung zum Waffenhandwerk gezeigt, und mit rastlosem Eifer allen Studien obgelegen welche ihm Kenntnisse im Kriegswesen verschaffen sollten. Die Mathematik wurde von ihm als Lieblingsstudium betrieben, und Sauveur, das spätere Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften, der Freund Vaubans, soll den Prinzen in der Geometrie unterrichtet haben. Das Leben Alexanders des Großen von Curtius war seine Lieblingslectüre. Durch anhaltende Leibesübungen suchte er seinen von Natur schwächlichen Körper zu den Strapazen des Kriegslebens zu stählen; Gespräche von Schlachten und Belagerungen hatten den größten Reiz für ihn, und seine Augen erglänzten bei dem Klang kriegerischer Instrumente. Aber sein Aeußeres deutete allerdings nicht auf einen heroischen Beruf. Wie Elisabeth Charlotte v. Orleans in ihrer derb drastischen Weise ihn schildert, war er „klein und heßlich von Person, hatt die oberleffzen so kurtz daß er den Mundt nie zu thun konnte, und man allezeit zwey große breyte Zähn sah; die Naß hatt er Ein wenig aufgeschnupft undt ziemblich weitte Naßlöcher, aber die Augen nicht heßlich undt lebhafft."

Es begegnete Ludwig XIV., was einem Größern nach ihm mit Laudon widerfahren sein soll, daß er nach dem ersten flüchtigen Eindruck den Mann beurtheilte, zurückstieß, und sich damit eine unschätzbare Kraft verdarb. Eugen ward wider seinen Willen zum geistlichen Stand bestimmt, mußte geistliche Kleider tragen, und wurde am Hof und vom König wohl scherzweise „le petit abbé de Savoye" genannt. Als nun mit den Jahren seine Neigung zum Soldatenstand immer lebhafter wurde, als er endlich dem König für die ihm zugedachten geistlichen Würden dankte, und um eine passende Stelle im Heer bat, da wurde sein Ansuchen schonungslos und in einer Art zurückgewiesen daß all der lange verhaltene Groll, all die mühsam zurückgedrängte

Erinnerung an die ersten Jugendeindrücke, an die zweimalige Verbannung des Vaters, an die schmerzerfüllten Worte der Mutter über die ihr zugefügten Mißhandlungen — daß alle diese Gefühle mächtig hervorbrachen in der Seele des Jünglings. Er soll geschworen haben Frankreich zu verlassen, und niemals dahin zurückzukehren, außer mit den Waffen in der Hand. Gewiß ist daß Eugen, er mag einen solchen Schwur geleistet haben oder nicht, doch unverrückt in diesem Geist handelte. Seine Abneigung gegen das französische Königshaus schlug so tiefe Wurzeln in ihm, daß er dasselbe noch fünfzig Jahre später in seinen Briefen an König Karl Emanuel III. von Sardinien wiederholt als den ärgsten und gefährlichsten Feind des Hauses Savoyen bezeichnete.

Es war für die künftigen Ereignisse entscheidend daß er nach Wien ging. Schon war ein älterer Bruder vor ihm, kurz vor dem Ausbruch des Türkenkriegs, in den Dienst des Kaisers getreten, wo er freundliche Aufnahme fand, und ihm bald ein Regiment verliehen ward. Auch Eugen fand eine gleich erwünschte Aufnahme. Abgesehen davon daß in Wien Leute sehr willkommen sein mußten die der damals allbewunderten Sonne von Versailles den Rücken wandten, zumal wenn es Prinzen des Hauses Savoyen waren, scheint sich früh ein Verhältniß persönlicher Gunst gebildet zu haben. Eugens gediegene und gehaltvolle Weise gefiel in Wien eben so entschieden wie seine unansehnliche Statur und seine aufgestülpte Nase den Versailler Höflingen als erschöpfender Beweis seiner Unfähigkeit zum Feldherrn erschienen war; Leopold empfand ein unverkennbares Wohlwollen für den neunzehnjährigen Jüngling, das dieser ihm mit aller Hingebung und Dankbarkeit erwiederte.

Es war der Augenblick wo der zwanzigjährige Stillstand, den der Kaiser nach der Schlacht von St. Gotthard mit den Türken geschlossen, seinem Ende nahte, und ein heftiger Angriff von dieser Seite so gut wie gewiß war. Auf solch einen Kampf war man aber in Oesterreich wenig vorbereitet, wie unser Biograph versichert, nicht sowohl aus Arglosigkeit, als weil der am Wiener Hof so entscheidende spanische Einfluß in dieser Richtung thätig war. Des spanischen Botschafters emsigste Sorge war den Kaiser von einem Zusammenstoß mit den Türken abzuhalten, und alle Kräfte des deutschen Zweigs des Hauses Oesterreich gegen Frankreich verfügbar zu machen. Durch den Präsidenten des Hofkriegsraths, Markgraf Hermann von Baden, welcher

blindlings den Eingebungen des Botschafters folgte, wußte derselbe seine Ansicht zur Geltung zu bringen, und den Kaiserhof zu vermögen daß er die Rüstungen in Ungarn vernachlässigte, um die Türken nicht zu Feindseligkeiten zu reizen. Man war daher, wie der Krieg ausbrach, ziemlich unvorbereitet, und konnte selbst zum Schutz der bedrohten Hauptstadt nur eine geringe Macht aufstellen. In einem Gefecht das der Herzog von Lothringen bei Petronell mit der Vorhut des osmanischen Heers bestand (es war am 7. Jul. 1683) sah der junge Eugen zum erstenmal den Feind; gleich dieser erste Kampf kostete ihm den Bruder, der, bei der Verfolgung der Feinde, vom Pferde gestürzt und von seinen eigenen Leuten im Getümmel überritten worden war; aber es begann auch eine treffliche und fruchtbare Schule für den jungen Kriegsmann. Die Kämpfe um Wien und die Belagerung der Stadt selbst führten eine Reihe bedeutender militärischer Persönlichkeiten dort zusammen, an deren Beispiele Eugen sich bildete. Die wahrhaft französische Bravour, sagt sein Biograph, des polnischen Königs Johann, in seltsamer Weise gepaart mit seiner etwas regellosen sarmatischen Kampfesweise, bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu der bescheidenen, durch ihre Einfachheit aber um so mehr imponirenden Persönlichkeit des Herzogs von Lothringen, in welchem wieder die ächt deutsche Art der Kriegführung zu ihrer edelsten Ausbildung gelangt zu sein schien. Der stürmische, oft unbesonnene Muth des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern, die nicht geringere Tapferkeit, aber weit höhere militärische Begabung des Markgrafen Ludwig von Baden vollendeten den reichen Kranz auserlesener Feldherren, in deren Mitte Eugen seine Schule machte.

Die Quellen über diese erste Zeit seines Kriegsdienstes fließen nicht eben reichlich, und reizen oft mehr die Wißbegierde als daß sie sie befriedigten; indessen so viel ist doch zu sehen daß Eugen an den wichtigsten Ereignissen mit hoher Auszeichnung Antheil nahm; er hatte bei Wien gefochten, und war am Ende seines ersten Feldzugs zum Obersten des Regiments Kuefstein vorgerückt; er schlug mit bei Ofen, als dieses 1686 nach 150jährigem Besitz den Türken entrissen ward, er focht bei Mohacz und beim Sturm auf Belgrad, wo ihm eine türkische Musketenkugel das Bein zerschmetterte, und die Folgen der Verwundung eine Zeitlang die ernste Besorgniß weckten, der junge Held werde auf die Dauer dienstunfähig werden. Aber dem Verdienst ward auch sein Lohn. Ein fünfundzwanzigjähriger Feldmarschall-Lieute-

nant war gewiß eine ungewöhnliche Erscheinung, zumal wenn das rasche Avancement auf dem Schlachtfeld verdient war, und so neidlos angesehen wurde wie es die meisten beurtheilten. Auch jene edelsten Seiten in Eugens Wesen, die Freiheit von jeder Mißgunst, die Abneigung gegen alle krummen Wege und die großartige Selbstverläugnung wo es einem großen gemeinsamen Zweck gilt, treten schon in dieser Zeit kenntlich bei ihm hervor. Ein Kreis so verschiedener Talente wie Karl von Lothringen, Max Emanuel und Markgraf Ludwig waren, erzeugt sonst leicht störende Rivalitäten und Zerwürfnisse, denen sich selbst hervorragende Naturen, in der Reizbarkeit ihres Selbstgefühls, nicht immer entziehen können, es war auch damals der Fall. Nur Eugen hat sich davon freigehalten.

Den sechs glücklichen Kriegsjahren (1683—1688), die mit dem Entsatz von Wien beginnen und mit der Einnahme von Belgrad ihren Höhepunkt erreichen, folgte eine Zeit der Schwankungen und Bedrängnisse. Mit steigender Unruhe hatte Ludwig XIV. den Ereignissen in Oesterreich und Ungarn zugesehen, und die Bedrohung seines alten Alliirten im Osten wahrgenommen. Unterlag dieser, so fehlte für alle Zukunft die wirksamste Diversion zu Gunsten der französischen Angriffe im Westen. Dann lag die Besorgniß nicht fern daß nach gänzlicher Bezwingung der Türken die Reihe auch an Frankreich kommen, und der Kaiser, auf seine siegreichen Heere gestützt, die Herausgabe des an Deutschland begangenen Raubes fordern konnte. Daß diese Betrachtungen den französischen Monarchen vorzugsweise bestimmten Händel mit dem Reich zu suchen, und daß unter dem unmittelbaren Eindruck der österreichischen Erfolge im Osten der tumultuarische Krieg von 1688 begann, kann jetzt als ausgemacht gelten.

Dem Kaiser drohten also zwei Kriege: der eine mit der noch immer über zahlreiche Kriegsvölker gebietenden Pforte, der andere mit der ersten Kriegsmacht in Europa. Der Biograph Eugens findet es daher schwer begreiflich daß Leopold I. damals die dringenden Anerbietungen zurückwies welche ihm die Pforte zum Frieden machte; denn die nothwendig gewordene Theilung der Heeresmacht ließ weder gegen den einen noch gegen den andern seine glänzenden Erfolge erwarten, während ein rascher Friede mit den Türken den Kaiser in Stand setzte alle seine Kräfte gegen Frankreich zu wenden. Dieser Ansicht huldigte auch Eugen, ihr pflichtete der Herzog von Lothringen bei, und eine starke Partei am Hof unterstützte sie. Fast alle Minister des Kaisers hatten die gleiche Meinung,

und die Fürsten des Reichs verlangten mit Ungestüm daß mit den Türken Friede gemacht, und sämmtliche Streitkräfte gegen Frankreich geführt würden. Aber dem Kaiser erschien der Kampf gegen die Ungläubigen als die dringendere Gewissenssache, und der Rath des Papstes bestärkte ihn in dieser Auffassung. Er beschloß den doppelten Kampf, nach Osten und Westen zugleich, aufzunehmen.

Die Schwierigkeiten stellten sich freilich bald heraus. Statt mit einer kriegsgewohnten Armee die einheitliche Action an einer Stelle zu führen, mußte man jetzt Armeen und Feldherren theilen, mit einer bunten Coalition zusammenfechten, und die Männer und Kräfte so zersplittern, daß an keiner Stelle entscheidendes geschah. Zudem starb eben jetzt Karl von Lothringen, und die Türken erhielten in Mustapha Kiuprili den einzigen Führer der noch einmal die früheren glänzenden Tage zurückzubringen schien. Den Verlust des Herzogs schlägt unser Biograph mit Recht sehr hoch an. Gewiß ist es, sagt er, daß unter seiner Leitung das kaiserliche Heer eine bisher noch nicht gekannte Stufe der Vortrefflichkeit erreicht hatte. Insbesondere war es die Reiterei welche eines unbestrittenen Ruhmes genoß, und die kaiserlichen Kürassiere werden von unparteiischen Zeitgenossen eine Heerschaar genannt welche über jedweden Gegner von gleicher Anzahl den Sieg davontragen müßte. Bedeutsamer noch war eine andere Folge der ruhmreichen Führung des Herzogs. Mit jedem Sieg des Kaisers nahm der kriegerische Geist in der deutschen Nation zu, und jeder Mann, berichtet der venetianische Botschafter Federigo Cornaro, konnte, wenn er den Pflug verließ, schon ein Soldat genannt werden, und, wie ein anderer fremder Zeuge sich ausdrückt, war die Ausdauer dieser Leute, ihre Verachtung jeglicher Gefahr und der blinde Gehorsam gegen die Oberen wahrhaft wunderbar zu nennen.

Für Prinz Eugen war aber der Umschwung der Verhältnisse sehr fühlbar. Den gewohnten Kriegsschauplatz, die Stätte seiner ersten Siege, mußte er mit Italien vertauschen; statt eines edlen Kreises hervorragender Feldherren, an deren Beispiel er selber wuchs, stand ihm hier ein saumseliger und unentschlossener spanischer General, mehr ein Hemmschuh als ein Sporn, zur Seite, und gegen ihn focht ein Mann wie Catinat mit einem trefflichen französischen Heere. Der neugewonnene Alliirte, Savoyen, war früh in Schwanken gerathen, und sann schon bald auf Abfall, die Bevölkerung führte einen erbitterten Krieg der Ueberfälle und Parteigänger gegen die kaiserlichen Truppen. Der

Glanz der Thaten die hier verrichtet wurden, konnte sich daher mit dem Siegeslauf von Wien nach Belgrad nicht messen, allein die Probe für Eugens Tüchtigkeit war darum nicht weniger bedeutsam. In der Schlacht von Staffarda, die andere verloren hatten, hielt seine Tapferkeit und Geistesgegenwart schlimmeres ab; der kühne Zug zum Entsatz von Cuneo machte um so tieferen Eindruck, je ungünstiger im ganzen für die verbündeten Waffen die Zeichen standen. Auch das peinliche Zerwürfniß, in welches er nachher mit Carafa gerieth, ließ in Wien keinen Augenblick vergessen was man ihm schuldete; er stieg bald nachher in Rang und Stellung — allerdings auf einem Kriegsschauplatz, wo eine große Entscheidung damals nicht erfochten werden konnte.

Um so dringender wünschte Eugen die Verwendung in Ungarn. Dort standen (1695) zahlreiche Heereskräfte, tüchtige Unterfeldherren, aber das Obercommando lag in den Händen des eitlen Friedrich August von Sachsen, der als Preis für diese Gunst 8000 Mann seiner eigenen Truppen zu dem kaiserlichen Heere stoßen ließ. Friedrich August verstand es weder die Achtung der Generale noch die Liebe seiner Soldaten zu erwerben. Sahen die ersteren mit Geringschätzung auf ihn, weil er ein Neuling im Kriege war und sich von Unerfahrenen berathen ließ, so fühlten die Soldaten daß der Oberfeldherr weder Sorgfalt noch Interesse für sie hatte. Die Verwirrung in seinen Anordnungen war Schuld daß mehrere angesehene Officiere das Leben verloren, die Türken weiter vordrangen, die kaiserliche Armee zurückwich. Der geringe Schutz welchen diese den Einwohnern gegen die türkischen Streifzüge zu geben vermochte, rief im Land eine Erbitterung hervor, die selbst bis zu Aufstandsversuchen führte. Von allen Seiten liefen die dringendsten Vorstellungen ein, und zu Wien wurde Berathung über Berathung gehalten, um die Mittel zu finden dem so drohenden Uebel zu steuern. Es war die Meinung daß man den Kurfürsten um seines Contingents willen nicht entfernen, aber ihm jemand beigeben müsse der unter ihm die Truppen commandire; das mußte denn freilich eine jüngere energische Persönlichkeit sein, die nöthigenfalls dem Kurfürsten selbst zu imponiren vermöchte. Der Rath Ludwigs von Baden und Starhembergs fiel übereinstimmend auf Eugen. Er wisse niemand zu nennen, erklärte Starhemberg dem Kaiser, der mehr Verstand, Erfahrung, Fleiß und Eifer zu des Kaisers Dienst, der eine großmüthigere und uneigennützigere Gesinnung, der die Liebe der Soldaten in höherem Grade besitze als der Prinz. Wiewohl der Kur-

fürst lieber einen andern an der Seite gehabt hätte, fiel die Wahl doch auf Eugen. Nirgends wurde seine Ernennung mit größerer Freude begrüßt als bei dem Heere selbst. Die Generale waren nach Rüdiger Starhembergs Zeugniß dem Prinzen eben so anhänglich gesinnt, als sie dem Kurfürsten wegen seiner Rauhheit im Commando und seiner großen Selbstüberschätzung abgeneigt waren. Die Soldaten hofften von der ihnen wohlbekannten Sorgfalt Eugens, von dem Nachdruck seiner Vorstellungen Abhülfe ihrer Beschwerden, Auszahlung des rückständigen Soldes, neue Bekleidung, regelmäßige Verpflegung. Alle aber erwarteten eine ganz andere Kriegführung als sie während der letzten Jahre hatten durchmachen müssen, und sie rechneten auf die Wiederkehr der ruhmreichen Tage an welchen sie von Karl von Lothringen, von Maximilian von Bayern und Ludwig von Baden zum Siege geführt worden waren. Dazu kam dann freilich der sehr erwünschte Umstand daß, in dem Augenblick in welchem Eugen sich zur Armee begeben wollte, Kurfürst Friedrich August, zum König von Polen erwählt, den Oberbefehl über das Heer in Ungarn dem Kaiser zurückgab und nach Krakau eilte um den neuen Thron zu besteigen. Prinz Eugen wurde nun an seiner Stelle mit dem Oberbefehl betraut.

Dieß war der Schritt mit welchem Eugen seine Siegeslaufbahn erst antrat. Bisher hatte er sich immer nur in untergeordneter Stellung befunden, gezwungen fremdem, oft verkehrtem Befehl zu gehorchen. Nun sah er keinen Carafa, keinen Caprara mehr über sich, deren ängstliche Besorglichkeit jede Gelegenheit zur Erringung eines Erfolges entschlüpfen ließ. Nun hatte er es mit keinem Victor Amadeus mehr zu thun, von dem man nicht wußte ob er zu den Freunden oder den Feinden zähle, und ob er nicht im Augenblick anscheinend vertraulicher Berathung über schimpflichen Verrath brüte. Auf sich selber war er angewiesen, und auf das eigene Genie. Der Eindruck der kommenden Ereignisse war um so tiefer, je weniger damals die Ereignisse einen günstigen Erfolg ahnen ließen. Die Jahreszeit war weit vorgerückt, das Heer von allem entblößt, die Mannszucht gelockert, die Bevölkerung selbst in bedrohlicher Stimmung. In solcher Lage bedurfte es der ganzen Elasticität eines Geistes wie Eugen war, um gegen einen Feind, der in jüngster Zeit nur Erfolge erfochten, entschlossen vorzugehen, und die erste Gelegenheit die sich bot zum Siege zu ergreifen. So lieferte er den Türken jene eben so geschickt als glücklich geleitete Schlacht bei Zenta an der Theiß, seinen ersten selbständigen Sieg auf dem

Schlachtfeld, den sein Biograph ausführlich und anschaulich darstellt. Der Tag von Zenta stellte jenes Uebergewicht kaiserlicher Waffen, das in den letzten Jahren verscherzt worden, wieder her, und half den Frieden erfechten der die Türken zuerst auf Temeswar und Belgrad zurückwarf, Siebenbürgen völlig und Slavonien zum Theil dem Kaiser unterwarf.

Solche Erfolge hatten Eugen nicht nur ungewöhnlichen Glanz verliehen, sie verknüpften ihn auch unlösbar mit der neuen Heimath. Zehn Jahre früher war ihm einmal flüchtig der Gedanke aufgetaucht in den Dienst der spanischen Linie des Hauses Habsburg zu treten; jetzt dachte er daran nicht mehr. Sich ganz dem Kaiserhaus und dem Adoptivvaterlande zu widmen, und sich daselbst eine neue Heimath zu gründen, hatte er schon im Jahre 1690 in Wien ein Haus gekauft, und einen bescheidenen Anfang gemacht sich daselbst wohnlich einzurichten. Das Haus stand in der Himmelpfortgasse, an demselben Platz an welchem Eugen später seinen neuen Palast erbaute, in dessen weiten Räumen jetzt das Finanzministerium untergebracht ist. Sein Geschäftsfreund und Bevollmächtigter, der piemontesische Graf Tarini, war auch in dieser Sache sein Vertrauensmann, und schon im Jahr 1691 bittet der Prinz den Grafen zu wiederholtenmalen nach seinem Hause zu sehen, und dort alles nach Gutdünken zu ändern. Aber mit dieser Umwandlung des Hauses ging es nur langsam von statten, denn die Geldmittel über welche der Prinz damals zu gebieten hatte waren überaus beschränkt, und noch drei Jahre später war Eugen nicht im Stande gewesen den Betrag aufzutreiben der zu völliger Auszahlung des Kaufpreises erforderlich war. Dieß schreckte ihn jedoch nicht ab in der Ausstattung des Hauses fortzufahren, und sogar, nach dem Beispiel anderer großen Herren seiner Zeit, sich einen anmuthigen Sommeraufenthalt in der Nähe der Stadt zu erschaffen.

Bald nach der letzten Belagerung Wiens gab der Eifer der Bevölkerung in Anlegung neuerer Bauten den Vorstädten einen nicht geahnten Aufschwung. Prachtvolle Paläste entstanden mit einer für jene Zeit wunderbaren Schnelligkeit, dort wo vor kurzem nur ödes Haideland oder höchstens Weingärten und Getreidefelder zu sehen gewesen waren. Dieß war die Zeit in welcher Graf Mansfeld seinen Palast am Rennwege, jetzt dem Fürsten Schwarzenberg gehörig, und der reiche Hans Adam von Liechtenstein den seinigen in der Roßau erbaute. Da wollte denn auch Eugen nicht zurückbleiben. Zwar mußte es ihm, dem jungen und vermögenslosen Fürsten, gar schwer werden mit so reichen

Herren in die Schranke zu treten; aber er wählte mit feinem Geschmack eine Stelle für seinen Sommerwohnsitz, die sich kühn mit jeder andern messen konnte. Im Jahr 1693 kaufte er die Gärten und Felder auf der Anhöhe südöstlich von der Stadt, und begann durch den Architekten Hildebrand den Bau des schönen Palastes, welcher unter dem Namen des Belvedere allgemein bekannt ist. Er legte dabei einen so durchgebildeten ästhetischen Sinn an den Tag, daß Eugens Bauten die schönsten Zierden der Residenz geworden sind.

Daß der Prinz hiebei seinem Geschmack zu folgen vermochte, und ihm die Fessel beschränkter Geldkräfte immer weniger fühlbar wurde, dankte er zum größten Theil der Freigebigkeit des Kaisers. Unser Biograph hebt dieß mit besonderm Nachdruck hervor, weil das Märchen von Eugens Verhaftung nach der Schlacht bei Zenta immer wieder aufgetischt, von dem Lohn aber der dem Prinzen für den glorreichen Sieg geworden ist, nichts erwähnt werde. Leopold hatte nämlich im südlichen Theil von Ungarn dem Prinzen einen beträchtlichen Gütercomplex angewiesen, und ihn zugleich schon früher durch seine Freigebigkeit in Stand gesetzt andere Güter aus eigenen Mitteln anzukaufen. Das knüpfte den Prinzen noch fester an die neue Heimath, und machte es ihm zugleich möglich die letzten Verpflichtungen zu lösen welche ihn an Frankreich fesselten. Von König Ludwig des Erbtheils seiner Väter beraubt, hatte er nur ärmlich leben können, und bei seiner Abreise nach Deutschland beträchtliche Schulden zurückgelassen. Sobald er zu Geld kam, begann er nun dieselben zu tilgen. So hat er alles bis auf den letzten Pfennig bezahlt; wie die Pfalzgräfin schreibt: „auch die so keine Zettel noch Handschrift von Ihm hatten, hat er bezahlt, die nicht mehr dran dachten." Nun zog ihn nichts mehr nach Frankreich; seine Familie mußte dort die Ungunst des Hofs in vollem Maß empfinden; fast alle Glieder des Hauses Savoyen-Soissons wurden chicanirt oder geradezu beraubt, und genöthigt in die Fremde eine Existenz zu suchen. Unser Biograph mißt darum auch der Nachricht keinen Glauben bei daß Ludwig im Jahr 1696 mit dem Prinzen Unterhandlungen angeknüpft habe, um ihn durch eine große Jahresrente, eine Statthalterschaft und den Marschallsstab zum Rücktritt in französische Dienste zu locken. Hätte der König, meint Arneth, den Prinzen gewinnen wollen, er wäre gewiß nicht so rücksichtslos gegen dessen nächste Angehörige vorgegangen.

Der Krieg mit den Osmanen war eben erst durch den Frieden

von 1699 beendigt, als die Verwicklung der spanischen Successionsfrage den Prinzen von neuem in die kriegerische Arena zurückrief. Es war ein wohlbekanntes Terrain wohin er zunächst bestimmt war — Oberitalien. Er bahnte sich durch den berühmten Gebirgsübergang bei Ala durch das Val Fredda und über Peri den Weg dahin, umging Catinat, der die Eingangspässe deckte, erschien plötzlich in dessen Rücken in der lombardischen Ebene, und erfocht dann erst gegen Catinat, dann gegen Villeroy die Siege von Carpi und Chiari. Noch war die Rüstung des Kaisers erst im Werden, die große europäische Coalition gegen Frankreich eben im Entstehen, die Mittel Eugens daher nichts weniger als glänzend. Alle Welt erstaunte wie er mit einer um die Hälfte geringern, nicht am besten ausgerüsteten Macht dem doppelt überlegenen, mit allen Kriegsbedürfnissen wohl versehenen Heere die Spitze bot. Es war schwer zu sagen was bewundernswürdiger war, sein erstes ungestümes Vordringen im Anfang des Feldzugs, oder die Ausdauer womit er die errungene gute Stellung gegen einen überlegenen Feind und gegen die Ungunst der Verhältnisse zu behaupten suchte. Aber die Hindernisse wuchsen, ohne daß seine Mittel damit gleichen Schritt hielten; vielmehr litt sein Heer unter äußerster Noth, und alle Vorstellungen und Bitten hatten nicht vermocht dieß zu bessern. Wohl schlug er wie früher Catinat und Villeroy, so jetzt Vendôme, und der heroische Kampf bei Luzzara erwarb ihm neue Lorbeeren, die besonders wohl verdient waren, wenn man die Umstände erwog unter denen er sich schlug; allein seine Lage im ganzen ward doch peinlich genug.

Die Schwäche seiner Streitkräfte, der Mangel und die Noth womit Eugen zu kämpfen hatte, waren die mächtigsten Verbündeten der Franzosen. Sie fesselten Eugen in seinem Lager, sie hemmten seinen kühnen Unternehmungsgeist und durchkreuzten alle seine Entwürfe. Unter den Soldaten rissen Krankheiten ein, verursacht durch den Aufenthalt in der Nähe der ungesunden Po-Sümpfe. Die Pferde wurden durch eine heftige Seuche in Menge dahingerafft. Officiere und Soldaten waren seit Monaten unbezahlt geblieben. Das bei den Truppen herrschende Elend verursachte ein solches Ueberhandnehmen der Desertion, daß bei Eugens eignem Regiment oft zehn, einmal sogar mehr als zwanzig Mann zugleich der Fahne entliefen. Bei den Hülfstruppen war es natürlich noch schlimmer. Schon während des Feldzugs hatte daher Eugen seinen festen Entschluß angekündigt, sobald es die Um-

stände erlaubten würden, in Person nach Wien zu gehen, um dem Kaiser mündlich die furchtbare Bedrängniß vorzustellen, und, falls keine Abhülfe komme, lieber auf immer aus dem kaiserlichen Dienst zu scheiden. „Man mag mich citiren, oder nit," schreibt er im Herbst 1702, „so ist gewiß daß ich hinaußgehe, den solchergestalt thue nit verlangen und will auch nit mehr dienen, wie man mich diese zwei Campagnen allenthalben hat steckhen und nur mit lähren Worten speisen lassen." Une einige Monate nachher wiederholte er: „Ich aber khan lenger also dieses Ellendt nit mehr ansehen, sondern bin gänzlich gesunnen zu quittieren, weillen solchergestalt mir nit mehr zu dienen verlange."

Ein so verzweifelter Entschluß erschien wohl motivirt, wenn man die Lage in Wien und die Situation in welcher sich die Regierung befand unbefangen betrachtete. Der Biograph des Prinzen ergreift diesen Anlaß um einen interessanten Abschnitt über die damalige innere Politik des österreichischen Staats einzuflechten. Die Schilderung welche er entwirft, macht um so mehr Eindruck, je sichtbarer er bemüht ist Leopold I. gegen die Vorwürfe der bisherigen Geschichtschreibung in Schutz zu nehmen. Er rühmt die Eigenschaften des Geistes und Herzens an dem Kaiser, seine Liebe zur Gerechtigkeit und seine Religiosität — und meint: es sei seit einer Reihe von Jahren Mode geworden das Andenken des Kaisers in der Geschichte herabzusetzen und zu verkleinern. Wenn eine Neigung der Art wirklich besteht, so wird, fürchten wir, die Darstellung Arneths keine Veränderung bewirken, denn sie unterstützt nur eben die Vorwürfe die hauptsächlich gegen Leopold erhoben worden sind. Daß der Kaiser ein frommer sittenstrenger Herr gewesen, daß er des Wohlwollens nur zu viel (auch gegen Unwürdige) gehegt, ist im ganzen nicht bestritten, wohl aber die träge Indolenz und der hergebrachte Schlendrian bisweilen herb angeklagt worden, der den Staat und seine Hülfsquellen beinahe untergehen ließ.

Hören wir aus Arneths eigner Schilderung wie es in Wien bestellt war als der große Entscheidungskampf zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon begonnen hatte. Eine unglaubliche Stockung, sagt er, war er in alle Zweige der öffentlichen Verwaltung eingedrungen. In den Kanzleien herrschte fort und fort eine angestrengte Thätigkeit; Berichte, Gutachten, Anträge wurden in Menge verfertigt, Berathungen über Berathungen gehalten Der Entschluß aber fehlte gänzlich, und wenn ein solcher auch einmal in irgendeiner Sache gefaßt wurde, so

erlahmte die beste Absicht doch noch in der Ausführung. Der Geldmangel war so groß, daß er eine wahre Armuth genannt werden mußte. Die Auslagen blieben unbezahlt, niemand gab mehr Credit, und es kam so weit, daß keine Couriere mehr geschickt werden konnten, weil die Finanzen die Reisekosten nicht mehr aufzubringen vermochten. Es läßt sich denken wie diese Geldnoth sich in der Kriegsverwaltung fühlbar machen mußte. Freilich hatten die Provinzen in den vorangegangenen Kriegen viel gelitten, die Production selbst war nicht groß, der Steuerertrag des Ganzen ungewöhnlich gering. Dazu kam dann die unzweckmäßige Art der Steuererhebung, die ungleiche Vertheilung derselben, ihre wenig geregelte Verwendung. Indessen war der Zustand so geworden, daß die Existenz des Staats und der Dynastie auf dem Spiel stand. Nur durch energische, durchgreifende Heilung — sagt Eugens Biograph — hätte der Kaiser dem Uebel abzuhelfen vermocht, welches endlich in so furchtbarer Gestalt auftrat, daß, wie Eugen zu oft wiederholtenmalen unumwunden aussprach, die Krone auf dem Haupte des Kaisers schwankte, und er in die höchste Gefahr gerieth den Krieg mit dem völligen Verderben seines Hauses enden zu sehen. Aber Energie, Entschlossenheit, durchgreifendes Handeln, das waren eben die Eigenschaften welche Leopolds Charakter gänzlich versagt schienen. Diesem Umstand schreibt es unser Geschichtschreiber zu daß der Kaiser sich bisweilen von Menschen leiten ließ die tief unter ihm standen. Er schildert uns dann wie Leopold in dem Widerstreit der Meinungen seiner Minister nie zu einem Ergebniß kam, immer neue Gutachten verlangte, und wenn neue Ansichten zu Tage kamen die Unentschlossenheit des Monarchen aufs höchste stieg, und, wie wichtig die Angelegenheit auch sein mochte, sie unentschieden blieb, oder in völlige Vergessenheit kam. So ging es auch mit der Verleihung der Stellen; die wichtigsten blieben oft lange Zeit unbesetzt, weil der Kaiser sich nicht entschließen konnte irgendeinen der Bewerber, durch Verleihung des Postens an einen andern, zu verletzen! Es ist längst von den eifrigsten Anhängern der Kirche anerkannt worden — bemerkt Arneth weiter — daß es den Interessen derselben nur schadet wenn diejenigen die ihr allein zu dienen haben zu sehr in die Welthändel verwickelt werden, Partei in denselben nehmen, und dadurch die Sache der Kirche mit derjenigen in der sie sich eben verwenden, in einen Zusammenhang zu bringen scheinen welcher ihr völlig fremd ist. Erweist sich dann die Wirksamkeit der betreffenden geistlichen Person in dem ihr

übertragenen Geschäft, welches weit abliegt von ihrem eigentlichen Beruf, als unersprießlich, oder fällt dieses Geschäft aus andern Gründen unglücklich aus, so wird das Mißlingen demjenigen in die Schuhe geschoben welcher die Besorgung auf sich genommen hat. Er wird dadurch dem allgemeinen Tadel ausgesetzt, und bei der Begriffsverwirrung der Menge trifft die Mißgunst nicht nur ihn, sondern oft die Kirche selbst welcher er angehört, und der allein er hätte dienen sollen. Das ist, nach Arneths Ansicht, in Oesterreich unter Leopold vielfach der Fall gewesen. Er gibt zu daß es Mißtrauen erwecken oder Spott und Tadel hervorrufen mußte, wenn der Beichtvater des Kaisers, P. Wolf, dem Feldmarschall Caprara die Verhaltungsbefehle nach dem Lager in Ungarn brachte, und beauftragt war ihm den Kriegsplan auseinander zu setzen, oder wenn die kaiserlichen Feldherren keinen andern Weg für ihre Bitten und Anträge an den Kaiser wußten als dieselben an P. Bischoff, den Beichtvater des römischen Königs, zu richten. Mit diesen seltsamen Einflüssen traf denn die sehr lose Form der Provinzialverwaltung, der Mangel jeder Einheit und Disciplin, und die Schwäche und Verworrenheit der obersten Regierungsbehörde zusammen, und half die Staatsmaschine zerrütten.

Wir haben diese einzelnen Züge hervorgehoben, weil sich aus ihnen leicht das Bild der welken und hinfälligen Regierung Leopolds zusammensetzt. Die Mittheilungen welche Prinz Eugens trefflicher Biograph uns gibt, verändern im wesentlichen die Vorstellung die man von dem Kaiser hatte durchaus nicht, sie bestätigen sie vielmehr durch reicheres und authentisches Quellenmaterial. So wird man den ganzen Abschnitt, die Schilderung von Leopolds Familienleben und von dem Einfluß und dem Nepotismus seiner dritten Gemahlin, die Zeichnung des Thronfolgers und der hervorragenden Staatsmänner, wie Kinsky, Harrach, Salm, Mansfeld, mit um so größerm Interesse lesen, je spärlicher bisher die Quellen über Oesterreichs innere Geschichte geflossen sind. Aber man wird auch aus einzelnen Zügen entnehmen können wie es kam daß dieses große Staatswesen in der Krisis jener Tage immer tiefer herabsank, und kaum wie durch ein Wunder gerettet und neu erhoben ward.

Hier lernen wir denn Eugen von einer andern Seite als der rein militärischen kennen. Er war nach Wien gegangen, um wo möglich dem allgemeinen Nothstand abzuhelfen. Das Kriegsdepartement und das Finanzwesen waren die beiden Verwaltungszweige bei denen

eine Reform beginnen mußte. Mit einer Lebhaftigkeit und einem Nachdruck den man zu Wien gar nicht mehr zu hören gewohnt war, machte der Prinz seine Vorstellungen. Er erhob vornehmlich seine Stimme gegen die Art wie der Hofkriegsrath, die Hofkammer und das Kriegscommissariat geleitet ward. Im Anfang ließ sich freilich von seinen Bemühungen kaum ein Erfolg spüren. Er ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern fuhr mit mündlichen und schriftlichen Vorstellungen unermüdet fort. Er ließ kaum einige Tage vorübergehen, ohne immer von neuem beim Kaiser und den Ministern Denkschriften einzureichen. Die schriftlichen Vorstellungen unterstützte er mit nachdrücklichen und eindringenden Worten. Er zeigte wie das Heil des kaiserlichen Hauses und das des Staates von der genügenden Ausrüstung der Kriegsheere abhänge; er wies nach daß hiezu vor allem die Finanzkraft des Landes neu geordnet werden müsse, und erklärte daß, wenn es bleibe wie bisher, keinem der Feldherren eine Verantwortlichkeit aufgebürdet werden könne für die drohenden Unglücksfälle. Vielleicht hätte dieß alles noch nicht hingereicht den Kaiser und seine Rathgeber zur Energie zu spornen, wenn nicht die Ereignisse Eugens Mahnungen mächtig unterstützt hätten. Der Successionskrieg nahm immer größere Dimensionen an, eine bayerisch-französische Invasion bedrohte die eigenen Erblande, ein furchtbarer Aufstand in Ungarn erneuerte alle Gefahren der Türkenkriege. So traten denn endlich, spät und langsam genug, einige Veränderungen in der Organisation und den leitenden Persönlichkeiten ein, die einen frischen Zug in die Staatsmaschine zu bringen versprachen. Unter den Personalveränderungen war eine der bedeutendsten die Ernennung Eugens zum Präsidenten des Hofkriegsrathes. Dadurch wurde er an die Spitze des gesammten kaiserlichen Heerwesens gestellt. Eugen hatte bei der Uebernahme seiner neuen Würde dem Kaiser keine andere Bedingung gestellt als die einer kräftigen Unterstützung der Vorschläge die er machen würde. Im Heer aber war die Freude über die Ernennung allgemein; der Name des Prinzen wog schwer genug um die Leiden des Augenblicks zu vergessen über der Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Wie es freilich zunächst noch aussah, und welche Energie Eugen anwenden mußte um die Schläfer aus ihrer Lethargie aufzurütteln, das läßt sich aus den Briefen entnehmen die Arneth mittheilt. Ich kann Sie versichern, schrieb er am 3. Oct. 1703 an Guido Starhem-

mußte die Sache mundgerecht gemacht werden. Auch das war glücklich zu Stande gebracht; nun galt es aber die Heere selbst zu vereinigen, und drei zwar sehr hervorragende, aber persönlich auch grundverschiedene Feldherren zu einträchtiger Action zu bestimmen. „Freilich," schrieb damals Eugen, „muß jeder dazu thun was er nur immer zu leisten im Stand ist; das Gelingen hängt von dem einträchtigen Zusammenwirken ab, und davon daß jeder an nichts denke als einzig und allein an das allgemeine Wohl."

Und das blieb in der That sein unverbrüchlicher Grundsatz; damit fesselte er den stolzen Briten, damit bezwang er das Selbstgefühl des Markgrafen, der doch nicht völlig vergessen konnte daß der Sieger von Zenta um fast zehn Jahre jünger als er und im Grunde sein Zögling war. Scheint es doch beinahe als habe der Markgraf die Ernennung Eugens zum Kriegspräsidenten nicht gern gesehen; „ich wünsche von Herzen," lautete sein lakonischer Bescheid auf des Kaisers Anzeige, „daß selbiger E. M. alle Satisfaction geben möge." Daß Eugen, der seit Jahren selbständige Armeen commandirt, nun unter dem Markgrafen dienen mußte, war so gut wie gewiß; indessen auch dieß Opfer war der Prinz bereit der allgemeinen Sache zu bringen. Er machte sich selber auf den Weg nach dem Rhein, um, wie er schreibt, „die expedition zwischen dem Prinz Louis und Millord wohl concertiren zu machen, sodann auch weitter unter Ihnen die guette Verständniß zu procuriren." Es gelang alles so gut als es überhaupt unter solchen Verhältnissen möglich war; das Verdienst war dabei wesentlich auf Eugens Seite, nicht nur weil er sich am rührigsten bemühte, sondern namentlich weil in der Regel er die Kosten der Einigung zum größten Theile trug.

Die großen Ereignisse welche nun folgen, die Kämpfe an der Donau, die Erstürmung der Schanzen auf dem Schellenberg und der Sieg bei Höchstädt, werden von Arneth lebhaft und anschaulich in allen Einzelheiten geschildert. Besonders die letztgenannte Schlacht ist ein wohlgelungenes Stück historischer Darstellung. Auch hier war wieder Eugen die schwerste Arbeit zugefallen, aber der Lohn war auch der Anstrengung werth. Die Gefahr der französisch-bayerischen Invasion war abgewendet, jede Verbindung der Feinde im Westen mit den Insurgenten im Osten durchschnitten, die Coalition durch einen großartigen Erfolg in sich selbst befestigt. An diesem Tag erst wurde der Nimbus der französischen Kriegsmacht gründlich zerstört, der

österreichische Waffenruhm erlebte einen neuen Aufschwung, die junge preußische Armee hatte seit Fehrbellin keinen so bedeutungsvollen Tag gesehen, ja auch auf alle die kleinen Contingente und Kreistruppen die Eugens buntgemischte Armada bildeten, fiel ein Theil vom Glanze dieses Sieges zurück; es war ein Moment wie er Deutschland lange nicht mehr geworden war.

Freilich nicht überall verliefen die Dinge so glücklich wie in Deutschland. In Ungarn wurde der Krieg so lässig geführt, daß die Insurgenten nach Mähren, Oesterreich und Steiermark einbrachen, das Land verwüsteten, und die kaiserliche Macht sich auf wenige feste Plätze beschränkt sah. In Italien rang man nur eben um die Existenz, und jedes kleine Mißgeschick konnte den schon wankenden savoyischen Verbündeten, wie im frühern Krieg, ins Lager des Gegners treiben. Die Gebrechen der kaiserlichen Regierung traten, nach Arneths eignem Ausdruck in wahrhaft erschreckendem Maß hervor. Mit dem zunehmenden Alter hatten sich Leopolds Unentschlossenheit und Zaudern noch ungemein gesteigert; die alten tüchtigern Rathgeber waren todt; ihre Nachfolger theils ohne ihren Einfluß, theils ohne Bedeutung. So hatte Eugen denn eine neue Riesenaufgabe zu lösen, gegen einen tüchtigen und überlegenen Feind unter einem bedeutenden Führer Italien zu behaupten, und all die Nöthen und Qualen noch einmal durchzumachen die ihn früher von dort weggetrieben hatten. Es ist eine unerquickliche Episode in seinem Leben dieser Feldzug von 1705, es wiederholen sich darin alle die Widerwärtigkeiten die ihm ein Jahrzehnt früher und noch neuerlich dort in den Weg getreten waren, nur ist er bei Cassano nicht so glücklich wie er es bei Carpi, Chiari, und Luzzara vordem gewesen, und die Truppen von bitterm Hunger getrieben meuterten geradezu; indessen auch in dieser verzweifelten Lage verstand er es die Sache für die er focht nicht völlig sinken zu lassen, und der Tag kam wo die Frucht der mühevollen Aussaat dieses Jahres reich und glänzend aufging.

In Wien war Kaiser Leopold gestorben, und damit ein Umschwung vorbereitet. Unser Autor nimmt davon Anlaß wieder einen jener anziehenden Abschnitte über die innere Regierungsgeschichte einzuflechten, wofür wir um so dankbarer sind, je weniger uns bisher darüber aus guten österreichischen Quellen zugekommen ist. Die Wirkung der Thronbesteigung Josephs I. machte sich gleich von Anfang an in durchgreifender Weise fühlbar. Schon die Persönlichkeit des neuen Kaisers

war von der des Vorgängers völlig verschieden. Auf das stille, ernste, oft fast mönchische Wesen Leopolds folgte die heitere, lebenslustige, prachtliebende Weise Josephs, auf die ängstliche Unentschlossenheit des erstern die energische Thatkraft des zweiten. Doch betont es Arneth, daß die emsige Arbeitslust Leopolds dem Sohn mangelte, und die Freigebigkeit des letztern so sehr alle Gränzen überstieg, daß die Finanzkraft des Staats ernstlich darunter litt. Es fehlte nicht an Menschen, sagt er, welche diese Eigenschaft des jungen Kaisers für sich auszubeuten wußten; wenn Leopold vielen, aber doch mit Maß gegeben hatte, so gab Joseph jedem der sich an ihn wandte mit vollen Händen, und da war denn der Stoff des zu Gebenden nur zu bald erschöpft. Aber Joseph sah freier und unbefangener in die Welt; er hatte sich zuerst von der klerikalen Omnipotenz freigemacht die seine Vorgänger gebunden hielt, er lebte wieder mehr in der Welt und im Staat. Wie anders hätten sich die Dinge gestaltet wenn es ihm, statt sechs dürftiger und stürmischer Jahre, ein Menschenalter vergönnt gewesen wäre, von Eugens Rath und That unterstützt, die Dinge zu leiten. Wie es am Hof unter ihm bestellt war, und welche Männer den Einfluß in Händen hatten, erfahren wir aus Arneths lichtvollen Schilderungen der bedeutendsten Persönlichkeiten aus Josephs Umgebung; Salm, Seilern, Sinzendorff, Wratislaw, Trautson, Schönborn und Starhemberg werden uns im einzelnen vorgeführt; den letzten ausgenommen, waren sie alle erst unter dem neuen Monarchen erhoben worden. Eugen, als er jetzt nach Wien kam, fand sich wie in eine neue Welt versetzt, doch konnte man nicht sagen daß die Verhältnisse ungünstiger für ihn waren als vorher. Besonders der Kaiser selbst war für eine energische und kühne Thätigkeit viel leichter zu erwärmen als sein Vorgänger.

Glänzender konnte in jedem Fall die neue Regierung nicht eingeweiht werden als mit den Erfolgen von 1706. Mit wahrem Genuß wird man in Eugens Biographie die Ereignisse dieses Jahres verfolgen: wie er sich aus beengter Lage aufrafft, die Etsch überschreitet, die Franzosen weiter und weiter zurückdrängt, und ihnen dann unter den Mauern des belagerten Turins jene hartnäckige und heroische Entscheidungsschlacht liefert, die dem Feind an einem Tag die Früchte vieler Jahre verloren gehen läßt. Seit lange hatten die Franzosen sich selber und die Welt sie als die Herren von Italien betrachtet; jetzt waren sie mit einem Schlag von der Höhe herabge-

worfen. Es war ein zweites Höchstädt, nur dießmal Eugens ungetheiltes Verdienst, und bei geringern Opfern fruchtbarer benützt als der Sieg von 1704. Sein Vordringen in Italien war ein Siegesmarsch. Como, Lodi ergaben sich ohne Widerstand, eine Unzahl kleiner Plätze that deßgleichen, Ivrea, Pizzighetone, Alessandria, Asti, Mortara wurden angegriffen, und vielen alle nach mehr oder minder tapferer Gegenwehr. Modena wurde durch einen glücklichen Ueberfall genommen, Tortona mit Sturm erobert, Guastalla vom Feind verlassen, die Besatzung von Casale ergab sich kriegsgefangen. Eugen stand jetzt auf dem Höhepunkt seines Ruhms und Glücks. Der Kaiser überhäufte ihn mit Gnaden und Ehren; zu der höchsten militärischen Charge kam die Stelle eines Generalgouverneurs der Stadt und des Herzogthums Mailand. Nie war sein Name in der Welt populärer gewesen als damals; nicht in Oesterreich allein, sondern so weit in der Welt die Theilnahme an diesem Krieg ging. Es sind kleine, aber bedeutsame Züge, wenn eine unverheirathete englische Dame dem Prinzen, den sie wahrscheinlich nie gesehen, auf ihrem Sterbebett 200 Pf. St. vermacht, und dabei bedauert daß sie ihm nicht das Hundertfache dieser Summe zu hinterlassen vermöge; oder wenn ein schlichter Gärtner in seinem Testament den Prinzen mit hundert Pfund bedenkt.

Wahrhaft imposant ist dabei Eugens Haltung. Kein Zug von Selbstüberhebung, keine hochfahrende Prätension taucht in ihm auf; man konnte gegen Freund und Feind nicht billiger und in Schätzung des eignen Verdienstes nicht sparsamer sein als er es war. Als damals Czar Peter an Augusts von Sachsen Stelle den sieggekrönten Feldherrn zum König von Polen zu erheben geneigt schien, und in Polen eine Partei für ihn sich regte, der Kaiserhof das Project günstig aufnahm, und Joseph I. selbst ihn versicherte: es sei ihm nichts lieber als ihn auf einem Königsthron zu sehen, da läßt sich der Prinz auch nicht einen Augenblick vom Glanz der Krone blenden, sondern äußert sich mit größter Zurückhaltung. Er dankt in einem Brief an Joseph I., den Arneth mittheilt, für die Gnade deren ihn der Kaiser würdigt; er habe übrigens nichts gethan als seine Schuldigkeit, und werde nie ohne Vorwissen oder wider des Kaisers Dienste das Geringste unternehmen, noch viel weniger sich durch eine eitle Ambition zu etwas verleiten lassen. Der Kaiser möge darum auf ihn „weiters nicht die geringste Consideration" haben, sondern nur auf dasjenige denken was er für „dero selbsteigene Convenienz" erachte.

Wir können diesen Bericht nur mit dem Wunsche schließen daß die Lebensgeschichte eines solchen Mannes recht bald vollständig in aller Händen sein möge.

Karl Biedermann: Deutschland im achtzehnten Jahrhundert.*)

(Allgemeine Zeitung 16. u. 17. August 1854 Beilage Nr. 228 u. 229.)

Die genauere Kenntniß der innern Zustände unserer Nation im vorigen Jahrhundert gehört zu den jüngsten Errungenschaften unserer wissenschaftlichen Forschung; kaum erst seit dem letzten Jahrzehnt hat sich das Interesse der Gelehrten und der deutschen Lesewelt diesem Theil unserer Geschichte mit Vorliebe zugewandt. Wie dürr und dürftig sind die Darstellungen jener Epoche gewesen, bevor man wenigstens angefangen hatte den Reichthum der Specialgeschichten zu verwerthen! Wie fremd war dem gegenwärtigen Geschlecht das alte Reich in der Zeit seines Verfalls, dessen Verfassung, dessen politisches und sociales Leben geworden! Erst die jüngste Zeit hat eine Reihe von werthvollen Monographien gebracht, die uns in den Kreis des alten Verfassungslebens, in die fürstlichen, geistlichen und reichsstädtischen Territorien eingeführt haben, und auch die allgemeinen Darstellungen der deutschen Geschichte jener Zeit haben sich nicht mehr auf den äußern Rahmen der Ereignisse, welche die Auflösung des alten Reichs vorbereiteten, beschränkt, sondern aus dem innern Leben unserer Nation die Gründe der großen Umwälzung nachzuweisen gesucht, die uns von der alten Zeit scheidet. Die Revolution die in Deutschland eingetreten ist, läßt sich allerdings an der Fülle dramatischer Ereignisse und Persönlichkeiten mit dem nicht vergleichen was die Geschichte unserer westlichen Nachbarn seit 1789 aufzuweisen hat, und es ist sehr gut zu begreifen wie sich lange Zeit nicht nur die Theilnahme der Forscher, sondern auch das Interesse der Leser fast ausschließlich dem Stoff der großen Revolution im Westen zugewandt hat, aber die Umwälzung, durch die wir langsamer und passiver hindurchgegangen sind, ist darum in ihren Wirkungen doch nicht geringer anzuschlagen. Es wäre, scheint uns, noch die Frage: wo die Umgestaltung der Dinge gründlicher und bleibender das ge-

---

*) Erster Band. Deutschlands politische, materielle und sociale Zustände im achtzehnten Jahrhundert. Leipzig, 1854.

sammte Leben der Nation im einzelnen ergriffen hat, bei uns oder drüben in Frankreich? Es wird nicht leicht jemand versucht sein die Wirkungen der Revolution von 1789 in Frankreich zu unterschätzen, vielmehr fällt die Umkehrung des alten Staatswesens und der alten feudalen Gesellschaft so mächtig in die Augen, daß man eher in Gefahr ist die Folgen der Umwälzung im einzelnen zu hoch anzuschlagen. Und doch sehen wir gegenwärtig den altköniglichen Absolutismus in aller Straffheit wieder aufgerichtet, ihn mit allem äußern Apparat von Glanz und Prunk von neuem umgeben, die Staatsideen Richelieu's und Ludwigs XIV. in anderer Form wieder zum Leben gerufen, und daneben zugleich große Strecken Landes und Volkes, welche — die eine große Aenderung abgerechnet die sich an den Sturz der Feudalität knüpft — heute noch in ähnlichen politischen und socialen Zuständen dahinleben wie im untergegangenen bourbonischen Frankreich. Die Kluft ist ja nicht so groß zwischen der Regierungsweise der alten Könige und der des neuen Kaiserthums; im Leben des Einzelnen mag der Unterschied der alten Intendanten und der neuen Präfecten, der gewesenen und der jetzigen Polizei und Fiscalität nicht so außerordentlich sein wie uns das alles erscheint, die wir nach der ganz veränderten Gruppirung der Gesellschaft, nach den neugestalteten Verhältnissen des Besitzes, des Rechts und der Gesetzgebung die Dinge beurtheilen. Darum haben die Berichte von Augenzeugen, die uns das französische Volksleben in den abgelegeneren Strichen in einem so merkwürdigen Gegensatz zu dem der Städte, namentlich der Hauptstadt, schildern, im Grunde nichts auffallendes; die Umkehrung der Zustände war in den Städten so vollständig wie sie es sein konnte, aber sie hat das provinzielle Leben viel weniger durchgeschüttelt als man häufig anzunehmen versucht war. Wie durchgreifend und ins Einzelne eindringend ist dagegen die Erschütterung gewesen, aus welcher unsere neue politische und gesellschaftliche Existenz geboren wurde! Erst eine solche detaillirte Statistik des gesammten Lebens, wie sie das vorliegende Buch gibt, erweckt eine deutliche Vorstellung davon wie gewaltig der Ruck aus der alten in die neue Zeit gewesen ist.

Professor Biedermann, den neulich die harte Maßregel der Suspension getroffen, weil er sich, wie die unglaubliche Kunde lautet, eine zu scharfe Kritik des modernen Bonapartismus erlaubt, hat mit diesem Buche dem Publikum, das sich für ernste und belehrende geschichtliche Lectüre interessirt, eine sehr dankenswerthe Gabe dargebracht; denn wie

vieles auch gerade in jüngster Zeit auf diesem Gebiet geschehen ist, für ein Totalbild des gesammten Culturlebens, der politischen wie der literarischen, der religiösen wie der materiellen Zustände, der Verhältnisse des Reichs wie der Einzelstaaten, der Formen der Gesellschaft wie des Geistes der Individuen — für diese Aufgabe war das geschichtliche Material erst auch aus hundert und aber hundert zerstreuten Quellen zu sammeln. In dem ersten Band, der uns vorliegt, hat Biedermann zunächst versucht das Verhältniß des Reichs zu den Einzelstaaten, der kaiserlichen zu der landesherrlichen Gewalt, die Zustände des Reichstags und der Reichsgerichte, das Kriegs- und Finanzwesen des Reichs, die politischen Parteien unter den Ständen und im Volk zu charakterisiren. Er geht dann zu den Einzelstaaten über, und schildert den Geist der Regierenden wie der Regierten, die Stellung der Beamtenschaft, der Gerichte, der Landstände, Wesen und Bedeutung der öffentlichen Meinung und ihrer Organe, die Verhältnisse des Gemeindelebens in den Städten wie auf dem flachen Lande. Vor allen kam es ihm hier darauf an die Rückwirkungen der politischen Zustände auf das materielle Leben des Volkes und die Entwickelung seiner gewerblichen Thätigkeit zu veranschaulichen. Er zeigt den Druck welchen die Finanzpolitik, das Steuerwesen und das Militärsystem darauf ausübten, sowie die Erfolge einer trotz aller Hindernisse emporstrebenden Betriebsamkeit in der Landwirthschaft, dem Handel und der Industrie; er schildert das Maß des Wohlbefindens in den verschiedenen Schichten des Volks, ganz besonders unter den sogenannten arbeitenden Classen, so wie die socialen Einrichtungen zur Besserung der materiellen Verhältnisse der Gesellschaft, endlich die Anfänge jener Massenauswanderung, welche schon damals, bei einer ververhältnißmäßig noch dünnen Bevölkerung Deutschlands, fremde Länder mit deutscher Gewerbskraft und deutschem Capital zu bereichern begann.

Es fällt in die Augen daß das Material zu einer so weitschichtigen historischen Aufgabe nur mit großer Mühe gesammelt werden konnte, und auch bei dem größten Fleiß eine erschöpfende Vollständigkeit auf einem noch vielfach unbebauten Gebiete nicht zu erreichen ist. Es ist schon eine nicht geringe Leistung so reichen Stoff beizubringen wie es Biedermann gethan hat, und dem Leser überall statt der Trockenheit und Unbestimmtheit allgemeiner Anschauungen vielseitige und charakteristische Einzelheiten zu bieten. Neben der Emsigkeit des Forschers hat der Verfasser zugleich überall gesucht das Lob des leben-

digen, anziehenden Darstellers zu verdienen, und dem Leser die aufgewendete Mühe gewissenhaften und ausgebreiteten Forschens in nichts fühlen zu lassen. Hie und da, wo der Verfasser unseres Bedünkens dem Reichthum seines Stoffes zu viel nachgibt, könnte das Gemälde gedrungener sein.

Es ist vollkommen richtig was Biedermann in der Vorrede sagt: daß sich viele der Lebenden mit ganz irrigen Vorstellungen über das achtzehnte Jahrhundert tragen. Nicht nur etwa die welche unmittelbar hinter der Gränzscheide des laufenden Jahrhunderts die „gute alte Zeit" suchen, oder die andern die über dem Glanz der Literaturperiode die tiefen Schatten daneben übersehen, sondern auch diejenigen die in dem politischen, gewerblichen und socialen Leben unserer Ahnen nichts als Unvollkommenheit, Verwirrung oder Erstarrung sehen, und in Ueberschätzung der Gegenwart ebenso unbillig gegen die Vergangenheit sind wie die andern aus befangener Vorliebe für das Vergangene gegen die Gegenwart. Solche Irrthümer, sagt der Verfasser, auf ihr rechtes Maß zurückzuführen, der Vergangenheit ihr Recht widerfahren zu lassen, ohne die Gegenwart mit ihren unläugbar gewaltigen Fortschritten auf fast allen Gebieten des Culturlebens geringzuschätzen, die vielen Keime der Entwickelung besserer Zustände nachzuweisen welche jene Zeit in ihrem Schooße barg, ohne zu verschweigen wie erst die unsrige diese Keime zur Entfaltung und Reife gebracht hat, war einer der Hauptgesichtspunkte des vorliegenden Unternehmens.

Es würde die Gränzen dieses Blattes weit überschreiten, wollten wir versuchen von der Fülle und Mannichfaltigkeit des Stoffs, wie er uns hier vorliegt, eine einläßliche Darlegung zu geben; wir müssen uns darauf beschränken den Reichthum des Inhalts in großen Gruppen zu überschauen. Biedermann führt uns zunächst in den wunderlich verschnörkelten Bau des alten Reichs, seine Kreise, seine Verfassung, in die Reichsgerichte, das Heer- und Finanzwesen ein — lauter Dinge die, so nahe sie uns noch der Zeit nach liegen, doch vor der Erinnerung der Lebenden schon fast völlig verblaßt sind; so groß ist die Umwälzung gewesen die uns davon trennt. Er schildert an den Aeußerungen der Zeitgenossen den öffentlichen Geist in seinem Verhältniß zu diesen alten Formen, die kaiserlichen und particularen, die österreichischen und preußischen Stimmungen, die Verfechter des kleinstaatlichen Wesens und die vereinzelten Repräsentanten einer nationalen Reform. Von da geleitet er uns in die bunte Welt der Einzelstaaten, ihren bald

väterlichen bald soldatisch strengen, bald auch französisch entarteten Absolutismus, in ihre Beamtenkreise, und betont dabei besonders das Walten der Cabinetsjustiz, den Mangel eines durchgreifenden Rechtsschutzes und den völligen Verfall des alten landständischen Wesens.

Einen interessanten Abschnitt bildet die Geschichte der Presse und Preßgesetzgebung des achtzehnten Jahrhunderts; sie liefert ein treues Bild der Buntschecktigkeit deutscher Zustände, wie der Naivetät und Kindlichkeit von welcher die Opposition jener Tage noch beherrscht war. Es ist eine treffende Bemerkung des Verfassers, daß sich die Presse des vorigen Jahrhunderts schon darin von der spätern wesentlich unterschied daß sie sich mit ihren Wünschen und Beschwerden nicht an eine die öffentliche Meinung und das Volksinteresse selbständig vertretende Macht, sondern nur an den Regenten selbst oder dessen nächste Umgebungen wenden konnte. Wollte sie daher überhaupt einen Einfluß üben, so mußte sie den Ton anschlagen welcher in diesen Regionen Eindruck machte. Sie mußte in Ergebung bitten, wo die heutige Presse entschieden, oft ungestüm fordert; sie mußte zu überreden, zu gewinnen suchen, wo diese letztere auf ihr Recht und auf die Macht der öffentlichen Meinung pocht; sie durfte gegenüber dem sich für unfehlbar haltenden souveränen Willen, auch bei den begründetsten Bedenken gegen öffentliche Anordnungen, die Demuth und Unterwürfigkeit des „beschränkten Unterthanenverstandes“ niemals ganz verläugnen. Noch ein anderes ist charakteristisch: der geringe Einfluß der dem öffentlichen Leben Englands in der deutschen Presse jener Zeit gegönnt war. Ein Matador auf diesem Gebiet, Schlözer, war bei allem Freimuth gegen kleinfürstliche und geistliche Höfe, gegen Jesuiten, Mönche und Beamte, doch ein viel zu loyaler hannoverischer Unterthan, um unter Georg III. etwa zum Vertheidiger von „Ihrer Majestät Opposition“ zu werden. Von anderer Seite wurden viele freisinnige Politiker gegen das englische Staatswesen eingenommen und an dessen Vortrefflichkeit irre, seit in dem amerikanischen Conflict nicht bloß die Regierung, sondern auch das Parlament die Grundsätze der Freiheit und Selbstregierung verläugnete, deren Muster man dort zu suchen von Montesquieu gelehrt worden war. Die junge aufstrebende Republik im Westen stellte in den Herzen vieler Deutschen, welche mit Begeisterung den Unabhängigkeitskämpfen der Nordamerikaner folgten, die constitutionelle Monarchie auf den britischen Inseln in den Schatten, und lenkte die Blicke von dem einzigen Staatswesen ab, dessen Studium

eine praktische Bedeutung gewinnen konnte. An sich in den Mitteln einer praktischen Wirksamkeit beschränkt, an äußere Rücksichten der verschiedensten Art gebunden, dazu der Gelegenheit beraubt ihre theoretischen Anschauungen durch die Feuerprobe parlamentarischer Kämpfe zu läutern und auszubilden, mußte die Presse des achtzehnten Jahrhunderts an Mängeln und Inconsequenzen leiden, deren zum Theil wunderliche Proben unser Geschichtschreiber mitgetheilt hat.

Der Hauptquell alles Uebels war freilich immer daß das gesunde öffentliche Leben allerwärts abgestorben, der alte Bürgersinn und das deutsche Selbstgefühl gebrochen, der Gemeingeist völlig gelähmt war. Fast nirgends im Reiche, sagt Biedermann, fand die wahre bürgerliche Freiheit eine sichere Stätte. Allerwärts gab es nur gebietende Herren und gehorsame Unterthanen, mochten nun jene Kurfürsten, Fürsten oder Grafen „von Gottes Gnaden" heißen, oder „Bürgermeister und Senat" einer freien Reichsstadt; mochte ein Herzog von Württemberg seine Unterthanen vermittelst eines einfachen Befehls auf die Festung schicken, oder mochte ein regierender Bürgermeister von Windsheim einen Bürger, der sich in seiner Gegenwart auf den Ellenbogen stützte, zur Strafe für diese Verletzung des gebührenden Respects mit Ohrfeigen tractiren.

Die stärksten Gegensätze der alten zu der gegenwärtigen Zeit zeigt der weitere Gang der Biedermann'schen Darstellung. Das Gemeindeleben, das Militärwesen, die Steuerverhältnisse, die Feudalität und Leibeigenschaft, das sind wohl die Gebiete auf denen die Umwandlung der Breite wie der Tiefe noch am stärksten durchgegriffen hat. In viel geringerem Maß ist dieß auf dem Gebiet der Landwirthschaft, der Gewerbe und des Handels bemerkbar; war auch des Verrotteten und Unbrauchbaren hier noch eine Fülle vorhanden, so ist doch auch an vielen Stellen das Bestreben schon erwacht sich aus der alten Armuth, dem Druck und der Erschlaffung, die seit dem dreißigjährigen Krieg eingetreten war, emporzuarbeiten; wir erkennen fast überall die Anfänge eines regeren und fruchtbareren Schaffens. Nur in einem Verhältniß, das freilich auf alles, auf die Cultur und die Lebensanschauung wie auf die Production unberechenbar einwirkt, ist der Unterschied jener und unserer Zeit enorm — in den Verkehrsverhältnissen. Uns, die wir inmitten einer der gewaltigsten friedlichen Revolutionen leben welche die Geschichte kennt, können die Verkehrszustände des vorigen Jahrhunderts wie Märchen aus alter Zeit

vorkommen. Oder klingt es nicht ganz mythisch, wenn man liest wie die Rheinreisenden des achtzehnten Jahrhunderts von Mainz nach Köln zwei lange Sommertage unterwegs sein und, sobald das Cleve'sche berührt ward, zu Lande weiterreisen mußten, weil nach einer Verordnung — selbst Friedrichs des Großen — die Reise zu Wasser hier verboten war, und das Verdienst der königlichen Post zugewendet werden mußte? Das ganze Straßen- und Postwesen entsprach aber diesem einem Exempel; der Briefverkehr war nicht besser bestellt wie der der Personen, wie die zahlreichen, zum Theil ganz abenteuerlichen Beispiele beweisen, die Biedermann aus den Quellen der Zeit mittheilt. Wohl war durch dieß alles das Reisen ein sehr vornehmes und aristokratisches Vergnügen geworden; ein Mann wie Kant konnte sein Leben als achtzigjähriger Greis beschließen ohne seinen Wohnort verlassen zu haben, und als Schlözer, gar in Begleitung seiner Tochter, eine Reise nach Süddeutschland und Italien unternahm, erregte dieser heroische Entschluß selbst in den weitesten Kreisen kopfschüttelnde Bewunderung. Die Kosten einer solchen Reise waren freilich von der Art, daß das Vergnügen ein seltenes werden mußte — obwohl heutzutage jeder Handwerksbursche leichter, sicherer und bequemer reisen kann als damals der reichste Baron.

Den befangenen Lobrednern vergangener Zeiten wird das nicht behagen was Biedermann mit guten Grund über die Sittlichkeit damaliger und heutiger Zeit bemerkt. Nach den Sittenschilderungen der Zeitgenossen, wie nach den Schriften womit sich die große Masse der Lesewelt am liebsten sättigte, glaubt er mit Fug schließen zu dürfen daß die Sittenverderbniß, Ueppigkeit und Ausschweifung damals weit verbreiteter und zügelloser war als heutzutage. Er erinnert an das Beispiel welches die französischen Höfe gaben, an die Sitten des Adels, die lockern Gewohnheiten auch der Bürgerhäuser, das Leben des ganz verweltlichten Klerus, die verwildernden Folgen des rohen Garnisons- und Lagerlebens, und ist dann wohl zu der Frage berechtigt: „Woher hätte Sittenreinheit und Sittenstrenge kommen sollen in einer solchen Zeit?" Auch in einem andern bedeutsamen Lebensverhältniß, der Lage der sogenannten arbeitenden Classen, ist, nach den Thatsachen die er mittheilt, eine wesentliche Besserung eingetreten; nicht nur in der Höhe des Lohns, sondern auch in der bessern Befriedigung der materiellen, geistigen und sittlichen Bedürfnisse. Wohl ist durch die großen und wichtigen Veränderungen welche in den allgemeinen Ge-

werbverhältnissen eingetreten sind, der primitive Zustand gewisser Gewerbe und die Verbindung industrieller Beschäftigungen mit andern Erwerbszweigen, besonders der Landwirthschaft, gänzlich verschwunden, und auch die Selbständigkeit der Handindustrie, welche dem Arbeiter gestattete als sein eigener Werkmeister zu arbeiten und zu verkaufen, hat mehr und mehr einem Verhältniß größerer persönlicher Gebundenheit an den Arbeitgeber weichen müssen. Allein indem der Arbeiter auf jenen Schein von Unabhängigkeit verzichtete (denn mehr war es in der That nicht), so tauschte er dafür, in den festen Lohn eines Fabrikunternehmens tretend, einen in der Regel sichereren und gleichmäßigeren, größtentheils auch reichlicheren Gewinn ein als ihm jener selbständige Betrieb seines Gewerbes zu gewähren vermochte. Gegenüber der Entwerthung menschlicher Arbeit durch die Maschinen, erinnert Biedermann daran daß eben durch diese immer mehr vervielfältigte Benutzung mechanischer Kräfte ganz neue Gewerbszweige ins Leben gerufen worden sind, welche nicht bloß einer größern Anzahl Arbeiter Beschäftigung, sondern zum Theil auch eine lohnendere und geistig anregendere Beschäftigung gegeben worden ist, als dieß die Manufacturindustrie des vorigen Jahrhunderts vermochte. Dem Untergang manches alten Zweigs der nationalen Industrie hält er das mächtige Aufblühen anderer entgegen, deren Vortheil weiten Kreisen zu gute kommt; mit der Erschütterung, welche große Handelskrisen auf die Industrie ausüben, vergleicht er die Wechselfälle in kleinen engen Kreisen, von denen der Handarbeiter früher abhängig war, und die ihn um so härter trafen als er damals fast aller der Gelegenheiten eines andern Unterkommens entbehrte, die heutzutage dem geschickten Arbeiter offen stehen. Noch stärker als die Arbeitermasse ist wohl die Zahl der Unternehmer und Capitalisten, und dem zufolge auch die Nachfrage nach Arbeitskräften seit 60 bis 80 Jahren gewachsen; der Uebergang aus einem Arbeitsgebiet in ein anderes erleichtert die Vorbildung vollständiger als damals. Dazu kommt dann die Wirkung welche die verbesserten Culturmittel, die Entdeckungen der Wissenschaft und die Vollendung in der Technik auf das ganze Leben üben; die Erziehung, der Unterricht, die Befriedigung des materiellen und geistigen Triebes der Vollkommnung, die wohlthätige Thätigkeit des Associationsgeistes — das alles ist heutzutage ohne Zweifel auf einer ganz andern Stufe als es im achtzehnten Jahrhundert sein konnte.

Das gesammte Ergebniß das unser Geschichtschreiber aus der Vergleichung aller Zustände von damals und jetzt gewinnt, ist ein ähnlich günstiges. Er findet im vergangenen Jahrhundert das Bild einer Bewegung, welche nicht wie im siebenzehnten immer tiefer herabsinken läßt von einer früher behaupteten Höhe, vielmehr die Anfänge einer Wiedererhebung und Verjüngung, die Grundlegung zu jenen gewaltigen Entwickelungen auf allen Gebieten des nationalen Lebens, dem politischen, dem gewerblichen und dem socialen, „welche zu zeitigen unserm Jahrhundert theils schon beschieden war, theils, so hoffen wir, noch beschieden sein wird.“

Zweiter Band. Leipzig 1858.

(Allgemeine Zeitung 24. Mai 1858 Beilage Nr. 144.)

Die Pause von fast vier Jahren, die das Erscheinen des ersten Theils von der Fortsetzung dieses Werkes trennt, konnte einen beinahe besorgt machen es möchte die Schwierigkeit der Aufgabe die Vollendung hindern. Wir würden das von Herzen bedauert haben. Denn es wird uns hier über einen der interessantesten Lebensabschnitte unseres Volks eine Fülle werthvollen Stoffes geboten, dessen Studium die reichste Anregung gibt sowohl zur Erkenntniß unserer Gegenwart, als zum richtigen Verständniß unserer gesammten Entwicklung. Hatte der erste Theil die politischen, materiellen und socialen Zustände im achtzehnten Jahrhundert behandelt, so schildert der vorliegende Band die geistigen, sittlichen und geselligen Verhältnisse bis zu dem Augenblick wo Friedrich der Große den Thron bestieg. Den Rest hofft der Verfasser in einem Band von gleichem Umfang zusammenfassen zu können da die geistige Entwicklung seit 1740, wiewohl unendlich stoffreicher und anziehender im einzelnen, doch auch wieder viel mehr bekannt und bearbeitet ist als die vor 1740, wo es um des Verständnisses willen meist unabweisbar war das ganze Detail zu verfolgen.

Die Verzögerung entsprang, nach dem was uns der Verfasser selber sagt, nur zum Theil aus äußeren persönlichen Umständen, die mit seiner Uebersiedlung von Leipzig nach Weimar zusammenhängen; der Hauptgrund lag in der Natur des Unternehmens selbst, dessen Schwierigkeiten schon beim ersten Band nicht gering, doch erst bei diesem zweiten in ihrer ganzen Größe hervorgetreten sind. Zwar war in einzelnen Partien reicher Stoff gesammelt und verarbeitet, namentlich

boten über die Geschichte der Höfe und der herrschenden Gesellschaft unsere zahlreichen Landesgeschichten Material genug; aber über anderes, besonders über das was sich auf das sittliche und gesellige Leben der Mittelclassen bezog, mangelte es sehr an zureichenden Quellen. Biedermann hat zu dem Ende eine ziemliche Anzahl Chroniken, von großen und kleinen Städten, durchgemustert; Lebensbeschreibungen, Briefwechsel und Tagebücher, so viel er deren habhaft werden konnte, studiert, auch die Bibliotheken emsig durchforscht, und in öffentlichen Aufforderungen alle, die sich etwa im Besitz solcher Quellen befinden konnten, um deren Mittheilung angegangen. Gleichwohl ist er mit seiner Ausbeute nur mäßig zufrieden; während über Hofgeschichten, Literatur, Kirche es an urkundlichem Stoff nicht fehlt, sind auf jenem andern Gebiete die Lücken fühlbar genug, und werden vielleicht erst dann einigermaßen ausgefüllt werden, wenn der Verein für deutsche Culturgeschichte eine Ausbreitung gewonnen hat welche die Sammlung eines so zerstreuten und fragmentarischen Stoffes erleichtert.

Im ganzen freilich erweckt einem das vorliegende Buch nicht den Eindruck der Quellenarmuth, vielmehr war es, da der Stoff an einzelnen Stellen sehr reichlich floß, keine geringe Schwierigkeit überall Maß zu halten und das gesammte Material in lichtvolle Uebersicht zu bringen. In den literarischen Partien namentlich war etwas mehr Beschränkung zulässig, ohne daß das Verständniß des Ganzen darunter litt. Ueber den Plan und die Gruppirung des Stoffes spricht sich der Autor selber in der Vorrede aus. Er wollte natürlich weder die einzelnen Culturerscheinungen auf dem Gebiet der Kirche, der Wissenschaft u. s. w. fachmäßig nebeneinanderstellen, noch andererseits, um streng chronologisch zu verfahren, die ganze Masse culturgeschichtlichen Stoffes auseinanderreißen; beides hätte ein reines und treues Bild von dem Reichthum des wirklichen Lebens nicht gewährt. „Als die wahre Aufgabe einer culturgeschichtlichen Darstellung — sagt er — glaube ich das zu erkennen daß sie die Manichfaltigkeit der vielen innerhalb einer nnd derselben Zeit sich theils kreuzenden, theils verbindenden Lebensrichtungen ebensowohl in ihrem organischen Zusammenhang wie nach der besonderen Eigenthümlichkeit jeder einzelnen, ebensowohl nach ihrem Hervortreten und ihrem beherrschenden Einfluß in einem bestimmten Zeitpunkt wie in ihrem Fortwirken und gleichsam Mittönen neben andern auch in den übrigen Abschnitten der ganzen Periode klar zu erfassen und anschaulich zu schildern wisse." Natürlich

ist es immer ein bestimmter geschichtlicher Zug der sich durch die ganze Reihe so mannichfaltiger Erscheinungen hindurchzieht, und sie zu einer organischen Einheit verbindet. So handelt es sich hier um das Wiederaufstreben des deutschen Geistes aus dem Zustand der Unselbständigkeit, Unnatur und Verkümmerung, worin er durch einseitig kirchliche und gelehrte Richtungen lange Zeit festgehalten war. Damit hängt denn zusammen die Erhebung des bürgerlichen Elements gegenüber dem aristokratischen, das die Nation nicht nur politisch, sondern auch geistig und sittlich in eine entwürdigende Abhängigkeit vom Auslande gestürzt hatte.

Es würde den Raum und den Zweck dieser Blätter weit überschreiten, wollten wir Schritt vor Schritt dem Verfasser durch alle die mannichfaltigen Gebiete folgen in die er uns zum Verständniß dieser Umwälzung einführt; indessen es gewährt auch schon Interesse genug, und wird in den reichen Inhalt einige Einsicht geben, wenn wir auch nur in gedrängten Zügen den Gang vorzeichnen auf dem uns seine Darstellung aus der Misère des dreißigjährigen Kriegs zu dem ersten Aufleuchten einer besseren deutschen Zeit hingeleitet.

Denn die Zustände in welche diese Katastrophe die Nation versetzt, bilden den natürlichen Ausgangspunkt für die Darstellung; man muß das Capital kennen womit wir nach 1648 anfingen zu wirthschaften, um eine richtige Schätzung von dem zu gewinnen was die Nation im ganzen geleistet hat. Biedermann geht noch einen Schritt weiter zurück, und faßt die Verhältnisse genauer ins Auge wie sie sich zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts zu bilden anfingen, hauptsächlich wie mit dem Erschlaffen des frischen nationalen Geistes, der die Anfänge jenes Jahrhunderts ausgezeichnet hatte, fremde Bildung und Sitte begann wenigstens in die höheren Stände einzudringen. Das traf zusammen mit der Schwächung der inneren Kraft in den bürgerlichen Classen; während man in den herrschenden Kreisen die überlieferte Art und die nationale Eigenthümlichkeit preisgab, verlor man weiter unten an Wohlstand, an Selbständigkeit und natürlich auch an jenem Aplomb der früher diesem Element eigen gewesen war. Die Universitäten kamen zurück, die Kluft zwischen dem gelehrten Stand und dem Volk ward immer größer. Das religiöse Leben drohte allerwärts in Formendienst und Buchstabenglauben überzugehen, und der Eifer womit man sich in die dogmatischen Controversen verbiß, war nicht immer ein Beweis daß man es im Leben mit der Religon besonders ernst nahm.

Vielmehr fingen die sittlichen Triebfedern in der Nation an allerwärts zu erlahmen; ein üppiges verschwenderisches Thun nahm in allen Ständen überhand. Wie die Vornehmen sich unter einander in Pracht und Nachahmung ausländischer Sitte überboten, so begann auch bald das Bürgerthum ihnen darin nachzueifern, und selbst die untersten Classen drängten sich heran, und suchten den Unterschied der sie in äußeren Dingen, in Tracht, Lebensweise und Vergnügungen, bisher von den Gebildeteren gesondert, durch Nachahmung des Schlimmen zu verwischen.

Nun kam der dreißigjährige Krieg mit seinen verheerenden Wirkungen. Er hatte zunächst alle die Uebel in seinem Gefolge die in der Regel aus Bürgerkriegen zu entspringen pflegen; dann gewöhnte er an die verderbliche Vermischung von Politik und Religion, und brachte jene namenlosen materiellen Drangsale über Land und Volk deren abschreckende Schilderungen uns in den Quellen der Zeit vorliegen, deren Nachwirkungen in manchen Theilen Deutschlands vielleicht heute noch nicht ganz verwunden sind. Fast ein Menschenalter lang war die sittliche Erziehung in Kirche und Schule unterbrochen worden; den Nationalgeist hatten die Verwilderung der Zeit, der confessionelle Fanatismus und die Fremdherrschaft wetteifernd untergraben. Es sind theils bekannte Thatsachen, theils einzelne zerstreute Züge aus dem Leben jener Zeit, die Biedermann zusammenstellt, um zu zeigen wie gewaltig der Gemeinsinn erschüttert, das alte Verhältniß der Fürsten zum Volke gelöst, fremden Sitten und Anschauungen allerwärts die Thore geöffnet waren. Das traf zusammen mit dem Uebergewicht welches die Monarchie und der Hof Ludwigs XIV. über die Welt gewannen. Die Staatsanschauungen von Versailles, wie die Mode und Sitte die dort herrschten, fingen an das Muster für Europa, der Hof selbst die hohe Schule für unsere Fürsten und unsern Adel zu werden.

Der Umschwung des Lebens der sich daran knüpfte, hat in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts begonnen, und erst mit Friedrich II. ist ein Rückschlag dagegen eingetreten — ein Rückschlag der mächtig genug war die allgemeine Physiognomie der Zeit umzugestalten, der aber doch nicht hinderte daß noch da und dort einzelne verlorene Exempel des alten Wesens fortwucherten bis an die Pforten der französischen Revolution. Was die beiden Zeitabschnitte vor und nach Friedrich dem Großen nach Biedermanns Ansicht vornehmlich auseinander hält, ist der verschiedene Antheil welchen die einzelnen Classen

ist es immer ein bestimmter geschichtlicher Zug der sich durch die ganze Reihe so mannichfaltiger Erscheinungen hindurchzieht, und sie zu einer organischen Einheit verbindet. So handelt es sich hier um das Wiederaufstreben des deutschen Geistes aus dem Zustand der Unselbständigkeit, Unnatur und Verkümmerung, worin er durch einseitig kirchliche und gelehrte Richtungen lange Zeit festgehalten war. Damit hängt denn zusammen die Erhebung des bürgerlichen Elements gegenüber dem aristokratischen, das die Nation nicht nur politisch, sondern auch geistig und sittlich in eine entwürdigende Abhängigkeit vom Auslande gestürzt hatte.

Es würde den Raum und den Zweck dieser Blätter weit überschreiten, wollten wir Schritt vor Schritt dem Verfasser durch alle die mannichfaltigen Gebiete folgen in die er uns zum Verständniß dieser Umwälzung einführt; indessen es gewährt auch schon Interesse genug, und wird in den reichen Inhalt einige Einsicht geben, wenn wir auch nur in gedrängten Zügen den Gang vorzeichnen auf dem uns seine Darstellung aus der Misère des dreißigjährigen Kriegs zu dem ersten Aufleuchten einer besseren deutschen Zeit hingeleitet.

Denn die Zustände in welche diese Katastrophe die Nation versetzt, bilden den natürlichen Ausgangspunkt für die Darstellung; man muß das Capital kennen womit wir nach 1648 anfingen zu wirthschaften, um eine richtige Schätzung von dem zu gewinnen was die Nation im ganzen geleistet hat. Biedermann geht noch einen Schritt weiter zurück, und faßt die Verhältnisse genauer ins Auge wie sie sich zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts zu bilden anfingen, hauptsächlich wie mit dem Erschlaffen des frischen nationalen Geistes, der die Anfänge jenes Jahrhunderts ausgezeichnet hatte, fremde Bildung und Sitte begann wenigstens in die höheren Stände einzudringen. Das traf zusammen mit der Schwächung der inneren Kraft in den bürgerlichen Classen; während man in den herrschenden Kreisen die überlieferte Art und die nationale Eigenthümlichkeit preisgab, verlor man weiter unten an Wohlstand, an Selbständigkeit und natürlich auch an jenem Aplomb der früher diesem Element eigen gewesen war. Die Universitäten kamen zurück, die Kluft zwischen dem gelehrten Stand und dem Volk ward immer größer. Das religiöse Leben drohte allerwärts in Formendienst und Buchstabenglauben überzugehen, und der Eifer womit man sich in die dogmatischen Controversen verbiß, war nicht immer ein Beweis daß man es im Leben mit der Religon besonders ernst nahm.

Vielmehr fingen die sittlichen Triebfedern in der Nation an allerwärts zu erlahmen; ein üppiges verschwenderisches Thun nahm in allen Ständen überhand. Wie die Vornehmen sich unter einander in Pracht und Nachahmung ausländischer Sitte überboten, so begann auch bald das Bürgerthum ihnen darin nachzueifern, und selbst die untersten Classen drängten sich heran, und suchten den Unterschied der sie in äußeren Dingen, in Tracht, Lebensweise und Vergnügungen, bisher von den Gebildeteren gesondert, durch Nachahmung des Schlimmen zu verwischen.

Nun kam der dreißigjährige Krieg mit seinen verheerenden Wirkungen. Er hatte zunächst alle die Uebel in seinem Gefolge die in der Regel aus Bürgerkriegen zu entspringen pflegen; dann gewöhnte er an die verderbliche Vermischung von Politik und Religion, und brachte jene namenlosen materiellen Drangsale über Land und Volk deren abschreckende Schilderungen uns in den Quellen der Zeit vorliegen, deren Nachwirkungen in manchen Theilen Deutschlands vielleicht heute noch nicht ganz verwunden sind. Fast ein Menschenalter lang war die sittliche Erziehung in Kirche und Schule unterbrochen worden; den Nationalgeist hatten die Verwilderung der Zeit, der confessionelle Fanatismus und die Fremdherrschaft wetteifernd untergraben. Es sind theils bekannte Thatsachen, theils einzelne zerstreute Züge aus dem Leben jener Zeit, die Biedermann zusammenstellt, um zu zeigen wie gewaltig der Gemeinsinn erschüttert, das alte Verhältniß der Fürsten zum Volke gelöst, fremden Sitten und Anschauungen allerwärts die Thore geöffnet waren. Das traf zusammen mit dem Uebergewicht welches die Monarchie und der Hof Ludwigs XIV. über die Welt gewannen. Die Staatsanschauungen von Versailles, wie die Mode und Sitte die dort herrschten, fingen an das Muster für Europa, der Hof selbst die hohe Schule für unsere Fürsten und unsern Adel zu werden.

Der Umschwung des Lebens der sich daran knüpfte, hat in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts begonnen, und erst mit Friedrich II. ist ein Rückschlag dagegen eingetreten — ein Rückschlag der mächtig genug war die allgemeine Physiognomie der Zeit umzugestalten, der aber doch nicht hinderte daß noch da und dort einzelne verlorene Exempel des alten Wesens fortwucherten bis an die Pforten der französischen Revolution. Was die beiden Zeitabschnitte vor und nach Friedrich dem Großen nach Biedermanns Ansicht vornehmlich auseinander hält, ist der verschiedene Antheil welchen die einzelnen Classen

der Gesellschaft an der herrschenden Zeitrichtung nehmen. In der ersten dieser beiden Perioden, sagt er, sehen wir den aristokratischen Uebermuth und die leichtfertige Nachahmung des Auslandes noch beinahe unbeschränkt und in rücksichtsloser Entfesselung die vornehmen Kreise beherrschen, die andern Stände tyrannisiren; wir sehen den Widerstand des in diesen letzteren theilweise noch fortlebenden besseren Geistes fast unmächtig gegen die Uebermacht oder die Verführung jenes schlimmeren; und nur der sich wieder regende Drang selbständiger wissenschaftlicher Forschung, das in einzelnen Kreisen wieder stärker auflebende sittliche und religiöse Gefühl und das auf dem Boden der Literatur neu erwachte Bewußsein der Mittelclassen bieten einige Hoffnung auf eine Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände Deutschlands. Mit dem Auftreten Friedrichs beginnt eine Reaction gegen die vornehme Sittenlosigkeit; das selbstbewußte Auftreten der Mittelclassen mit ihrer solideren Bildung erhebt sich gegen die Oberflächlichkeit der bisher tonangebenden Kreise. Man fängt an von diesen wie von dem Einfluß des Auslandes sich mehr zu emancipiren, zumal die frische nationale Stimmung, die durch die Erfolge des großen Königs geweckt war, mit dem literarischen Bestreben glücklich zusammenwirkte um die fremden Autoritäten und ihre Alleinherrschaft abzuschütteln.

Es liegt ein reicher, aber unerquicklicher Stoff vor um das Leben der Höfe und höhern Stände in der Zeit der Entartung zu schildern; Liebhaber des Skandals mögen kaum irgendwo in der neuern Geschichte eine ergiebigere Ernte halten als auf diesem Feld. Biedermann hat, mit einem tadelnden Seitenblick auf das behagliche Sichweiden an diesem Aergerniß, vorzüglich das was an einzelnen Zügen besonders charakteristisch und prägnant war, zusammengefaßt, um darnach ein gedrängtes Bild der Höfe und der dort herrschenden Sitten, ihrer Feste und Maskeraden, ihrer Genüsse und Verschwendungen zu geben. Mit den roheren Künsten des Schlemmens und Saufens wird die neue Epoche gleichsam eingeleitet, bis alle Stufen der Genußsucht erschöpft und das höchste Raffinement der Unsittlichkeit erreicht ist. Wüst, verweichlicht und gemein ist das Leben durchweg, es mag noch in jenen roheren Anfängen die uns Ritter Hans v. Schweinichen schildert sich bewegen, oder in die elegante Draperie gekleidet sein welche man von Versailles entlehnte. „Man sieht es — sagt Biedermann bei Schilderung der Paläste und Gärten — diesen luftig geschwungenen Dächern und Giebeln, diesen phantastischen Kuppeln, diesen weithin glänzenden

Dächern von Kupfer und Zink, diesen allegorischen Figuren die in theatralischen Stellungen herabblicken oder hingelagert ruhen, diesen sich weit ausbreitenden Rampen und diesen feierlichen Freitreppen, diesen hohen, steifen, strengverschnittenen Taxushecken und diesen Grotten mit Nymphen, Amoretten und verborgenen Wasserkünsten — man sieht es ihnen wohl an daß hier ein Geschlecht gewandelt hat, kunstreich frisirt und toupirt, in Escarpins und galonnirtem Hofkleide, unter dem Arm den Chapeau bas und an der Seite den Galanteriedegen, in zierlichem Tanzschritt sich neigend und beugend, Complimente und Bonmots drechselnd — ein Geschlecht, lustig ohne Behagen, schillernd ohne tiefern Gehalt, äußerlicher Convenienz huldigend, bei innerer Gesetzlosigkeit und Verachtung jedes höhern Ideals."

Unser Autor versäumt es nicht den Gegensatz hervorzuheben der die Art und die Sitte des kaiserlichen und des brandenburgischen Hofs von dem Treiben fast aller andern schied, aber gesunde Natur und Einfachheit war auch in Wien nicht zu Hause, und selbst das knappe sparsame Preußen mußte in seinem ersten König und dessen Hofhaltung der herrschenden Zeitströmung seinen Tribut darbringen. Der geistige und sittliche Verfall in der Aristokratie der Nation nahm daher immer zu, und noch fühlte sich das Bürgerthum nicht selbständig und kräftig genug um dagegen in positiven Thaten und Erfolgen zu reagiren.

Biedermann findet die ersten Elemente des wiedererwachenden nationalen und bürgerlichen Bewußtseins in der frischen Belebung des wissenschaftlichen Geistes, wie sie sich namentlich in den sogenannten exacten Wissenschaften und in der Philosophie ankündigt; er geht daher von der Schilderung des Hoflebens unmittelbar auf dieses Gebiet und zu dem bedeutendsten Repräsentanten dieser Epoche geistigen Lebens, zu Leibnitz, über. Die Erstarrung des wissenschaftlichen Lebens in welche der dreißigjährige Krieg die Nation zurückgeworfen hatte, begann allmählich zu weichen; Deutschland fing an zuerst auf dem Felde der gelehrten Wissenschaften und der Philosophie die Stelle in dem allgemeinen Wettstreit der Nationen, die ihm eine Zeitlang entrissen war, wieder zu erobern. Daneben regt sich eine andere, bescheidenere, aber tiefgreifende Bewegung auf sittlich-religiösem Gebiet im Schooße des Volks selbst, während zugleich jene Wissenschaft die anfangs nur auf den Höhen der Speculation hinzuschreiten und lediglich an die vornehmen Kreise sich zu wenden schien, mehr und mehr zu den Fragen des gewöhnlichen Lebens, zu den Bedürfnissen allgemeiner Bildung

und zu dem Verständniß der weitesten Kreise des Bürgerthums herabstieg. Der Sinn für philosophische und moralische Betrachtung verbindet sich dann mit dem Eifer für die wiedererwachte Literatur und Dichtkunst; es sind die Anfänge eines selbständigen geistigen Lebens in der Nation. Jede dieser Phrasen, sagt Biedermann, ist durch einen Namen von epochemachendem Ruf bezeichnet. Die Wiedergeburt des wissenschaftlichen Geistes überhaupt, seine Erhebung zu freiern und universellern Standpunkten, die Anfeuerung der Nation zum Wettstreit mit andern Nationen auf dem Felde der Gelehrsamkeit und der Erfindungen, endlich die Begründung einer eigenthümlich deutschen Philosophie, theils im Gegensatze, theils im Anschluß an die Systeme des Auslands — alle diese so mannichfaltigen und so umfassenden Bestrebungen finden ihren Mittelpunkt in dem Genie eines Mannes, G. W. v. Leibnitz. Gleichzeitig mit ihm, aber nach ganz anderer Richtung und in ganz andern Kreisen, wirkt als Reformator des kirchlichen und sittlichen Lebens der fromme Philipp Jakob Spener. Die Versuche die neuen philosophischen Ideen populär und praktisch zu machen, knüpfen sich an die Namen von Thomasius und Wolf. Die weitere Ausbreitung der Resultate der Wolf'schen Philosophie, insbesondere die Belebung des moralisch-ästhetischen Sinns der Nation, unternimmt, auf seine Weise freilich, Joh. Chr. Gottsched.

In diesen Sätzen ist ungefähr der Gang vorgezeichnet den die weitere Darstellung Biedermanns einschlägt. Einer eingehenden Würdigung von Leibnitz, die sein Verhältniß zur Wissenschaft und zum Leben zugleich ins Auge faßt, und die einen der gehaltvollsten Abschnitte des Buchs bildet, folgt zunächst eine Schilderung des kirchlichen Lebens, die vornehmlich der Orthodoxie und den gegen sie erwachenden Gegensätzen die Betrachtung zuwendet, um die Entstehung des Pietismus zu erklären. Für unsere mit theologischen Debatten so viel beschäftigte Zeit wird dieses Capitel ein ganz besonderes Interesse haben, wenn sich gleich auch an ihm der alte triviale Satz bewähren mag: daß nichts neues unter der Sonne ist. Erst wird uns der unerquickliche Zustand in dem sich katholisches und protestantisches Kirchenthum nach Ablauf des furchtbaren Religionskriegs befanden kurz geschildert, und gezeigt wie sich auf dieser und jener Seite Gedanken einer Vereinigung und Aussöhnung anfingen Bahn zu brechen. Von Rom schien man die Idee einer Wiederverschmelzung beider Kirchenthümer mit allem Ernst und Eifer in die Hand zu nehmen, während gleichzeitig im

Protestantismus sich der Gedanke regte die bitter entzweiten Lutheraner und Reformirten durch eine Union zu verbinden. Allein diese irenischen Versuche kamen zu früh, oder zu spät; sie legten vielleicht kurze Zeit der ungestümen Streitlust des odii theologici einen Zaum an, um dann den kirchlichen Hader und die Intoleranz in erhöhtem Grade hervorbrechen zu lassen. Biedermann theilt eine Anzahl von Pröbchen aus der Polemik gegen die Anhänger der Union mit, welche beweisen daß wir, wenn auch nicht klüger, doch in den Formen civilisirter geworden sind. Scheiterten zwar damals die Versuche einer förmlichen Verschmelzung, so kündigten sich doch zu gleicher Zeit Bewegungen im Schooße des Lutherthums selbst an, die nach einem gleichen Ziele hingingen. Die gläubige Reaction gegen den todten Buchstabenglauben und das Formenwesen hat ihr redliches Theil dazu beigetragen die Dämme, welche die protestantischen Confessionen in zwei feindliche Lager schieden, zu erschüttern. Schon war an einzelnen Vorläufern eine solche Richtung zu erkennen, bis Speners Auftreten sie zu praktischer Bedeutung erhob. Wie sehr sich die alte Orthodoxie vom Volk losgemacht hatte und in den Formalismus der Amtswürde verknöchert war, dafür gibt Biedermann einen überaus charakteristischen Zug aus einer Flugschrift von 1693, worin der „Unfug der Pietisten" ausführlich geschildert, und ganz besonders der Gräuel betont wird daß diese neuen Frommen mit den gemeinen Leuten umgingen, katechisirten, Schule hielten, Kranke besuchten. Man kann kaum etwas lesen was die Erhabenheit des orthodoxen Superindenten-Bewußtseins naiver charakterisirte als die Schilderung welche diese Streitschrift von Spener entwirft, der eben in Dresden Oberhofprediger geworden war. „Dazu kam," heißt es, „seine unanständige Conduite, die man gleich nach seiner ersten Ankunft observirte. Er legte Visiten ab bei jedermann, nicht nur bei hohen kurfürstlichen Ministris (welches seine geweisten Wege hatte), sondern bei allen Predigern und Bürgersleuten in der Stadt, wo ihm nur einfiel ... Er fing eine Mädchenschule in seinem Hause an, und erklärte den kleinen Kindern seinen Katechismum (ein kurfürstlicher Oberhofprediger eine Kinderschule! die auch ein Dorfschulmeister halten kann!). Er stellte sich in Leipzig am Sonntag in der Kirche zu St. Thomä auf die Porkirche, da zwar ehrliche Leute, aber nicht seines Standes, zu solcher Zeit zu stehen pflegen .... Da sahen wir aus dem Schustergäßchen einen Mann, der sich in einen abgetragenen Mantel eingewickelt hatte, spornstreichs, gleich einem Schuster der den

Markt versäumt, nach der Superintendentur laufen, wir sahen ihn für einen verdorbenen Schuster an. Wer sich solchergestalt aufführt — schließt die Schilderung mit vernichtender Ironie — der kann bei Hof und auf Universitäten sich in ziemliche Autorität setzen!"

An die Pietisten reiht der Verfasser eine ausführliche und mit sichtbarer Vorliebe für den Mann entworfene Charakteristik von Thomasius; die Repräsentanten radicalerer Aufklärung, die Freidenker und Deisten bilden dann den Uebergang zu Christian Wolf, dem wieder eine eingehende Würdigung gegönnt wird; die Betrachtung der Poesie seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts bis zu Gottscheds Wirksamkeit schließt die literarischen Abschnitte ab. Ein letztes Capitel dieses Bandes sucht noch ein allgemeines Bild der geistigen, sittlichen und geselligen Zustände des Volks vor 1740 zu geben. Zwar fließen hier die Quellen dürftiger als auf den vorangegangenen Gebieten; aber interessante Züge sind doch genug vorhanden um daran die Zeit des Uebergangs zu erkennen. Man beginnt auf Schulen und Hochschulen das Abgestorbene der alten Zustände zu erkennen, die Bildung wird populärer und encyklopädischer, es zeigen sich die ersten Anfänge eines gebildetern Mittelstandes, aber noch lagen damit die Reste alter Pedanterie und Rohheit, wüste Sitten und barbarische Gewöhnungen in zähem Kampf. Biedermann theilt aus dem Leben einzelner Stände, der Geistlichen, der Studenten, der kaufmännischen Welt, wenigstens Züge und Proben genug mit, um erkennen zu lassen welche harte Stöße es noch kostete bis der Wust überwunden und einer bessern menschlichen Bildung die Wege geebnet waren. Im bürgerlichen Hause zwar, seiner abgeschlossenern Sitte, seinen einfachen Vergnügungen und geselligen Freuden, steckt noch viel tüchtiger Stoff, nur freilich auch zum Theil von der Verwilderung der vorausgegangenen Zeit angegriffen; seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts kündigte sich dann der Uebergang an; er ließ sich bald in Wohnung, Tracht und Lebensgenuß wohl erkennen. Die ungelenke alte Weise mußte weichen; da und dort drängte sich wohl Verflachung ein, aber im ganzen erwachte überall eine frische und freiere Bewegung, wie sie nothwendig war um den Umschwung des geistigen Lebens der bevorstand zu fördern. Diese neue Epoche selbst, deren literarische Entwicklung zwar viel behandelt, deren Leben und Sitte aber immer noch der genauern historischen Ausführung bedürftig ist, wird uns Biedermann in seinem letzten Bande schildern.

Memoiren und Briefwechsel des Königs Joseph Napoleon.*)

(Allgemeine Zeitung 20., 21. u. 22. Januar 1854 Beilage Nr. 20, 21 u. 22.)

Es mag manchem Leser der diese Memoiren zur Hand nimmt im ersten Augenblick ergehen wie uns; er mag sich wohl die Frage aufwerfen: was hat der Exkönig von Neapel und Spanien viel wichtiges zu berichten, und ist es vielleicht nur eben Bonaparte'sche Tendenzpolitik die man an das Vehikel einiger magern Urkunden anzuhängen beliebt? Diesem Verdacht kommt der Umstand zu Hülfe daß ein Ordonnanzofficier König Jerome's, der sich schon früher in der Bonaparteschen Literatur bekannt gemacht hat, der Herausgeber ist; ein Mann von so eifrig Napoleonischer Gesinnung, daß sein Ungestüm ihn bisweilen zu seltsamen Ungeschicklichkeiten verleitet. Denn das ist es doch wohl wenn er, um nur eines zu erwähnen, mit sittlicher Entrüstung von der „monarchischen Doctrin" spricht, die gegebene heilige Versicherungen breche, und diejenigen als Rebellen behandle die thöricht genug gewesen Worten, Acten und Eidschwüren zu trauen! Er hat dabei freilich nicht Frankreich im Auge, sondern nur Ferdinand VII. von Spanien; aber es wäre doch passender gewesen für einen Adjutanten des kaiserlichen Prinzen über so kitzliche Sachen zu schweigen.

Um so angenehmer waren wir überrascht als sich unser Verdacht nicht nur nicht bestätigte, sondern wir nach Durchlesung der vier Bände eher in Versuchung waren zu fragen: was kann der heutige Bonapartismus für ein Interesse dabei haben gerade jetzt mit dieser Sammlung wichtiger Actenstücke ans Licht zu treten? War es wirklich nur die Absicht des Prinzen Joseph, des Sohns von Karl Bonaparte, in dessen Händen sich die Papiere befanden, durch deren Herausgabe das Andenken seines mütterlichen Großvaters von manchem Vorwurf zu reinigen der dem ehemaligen König von Neapel und Spanien gerade von den eifrigsten Bewunderern Napoleons bisweilen gemacht worden, nun so ist dieser Zweck erreicht, aber zugleich denen welche nicht zu den Verehrern der Napoleonischen Kaiserpolitik von 1804—14 gehören, das dankenswertheste Material an die Hand gegeben worden. Die Sammlung, die sich auf sechs bis acht Bände ausdehnen soll, wird die Corre-

*) Mémoires et Correspondance politique et militaire du Roi Joseph, publiés, annotés et mis en ordre par A. du Casse, aide de camp de S. A. I. le Prince Jerôme Napoléon. 1853—54. T. I—IV.

spondenz vor der Kaiserzeit, dann den Briefwechsel über Josephs Walten in Neapel und Spanien, ferner seine Correspondenz mit dem Kaiser während des Feldzugs von 1814 und 1815, und so fort die wichtigern Documente seines brieflichen Verkehrs bis zu seinem Tod 1844 enthalten. Der Herausgeber hat diese Briefe unverändert dem Druck übergeben; selbst wo ein unverkennbarer lapsus calami stattfand, hat er nichts geändert, um so mit urkundlicher Genauigkeit die Originalien wiederzugeben. Um die Actenstücke dem größern Publicum mundgerechter zu machen, hat er sie durch geschichtliche Einleitungen mit einander verknüpft; Einleitnngen die dem Kenner der Geschichte jener Zeit nichts wesentlich neues bieten, ja durch die Correspondenz selbst in gewissem Sinn überflüssig gemacht werden, aber für den eine angenehme Erleichterung sind der nicht die Geduld oder die Muße hat sich durch die vielen Hunderte von Originalbriefen hindurch zu lesen. In jedem Fall haben die einleitenden Uebersichten nur den Umfang des Werkes etwas vergrößert, den Genuß der Urkunden selber nicht verkümmert.

Es liegt in der Natur der Sache daß die Masse von brieflichen Documenten in einer solchen Sammlung nicht von durchaus gleichem Werth sein kann, und man sich durch manches unbedeutende hindurcharbeiten muß; aber man wird belohnt durch eine Reihe ächter und kostbarer Zeugnisse Napoleonischen Wesens. Denn wir brauchen kaum zu sagen daß nicht die Aufzeichnungen Josephs, sondern die zahlreichen Briefe des Kaisers die wahre Blume dieser Sammlung sind. Sie gehören zum ächtesten und bezeichnendsten was sich zur Charakteristik des Napoleonischen Wesens aus dem Mund des Schöpfers selbst auffinden läßt; es sind vertrauliche Ergüsse an denjenigen unter seinen Brüdern auf den er sich am meisten verlassen konnte; er spricht sich darin offen und ungezwungen über die geheimsten Mittel seiner Politik aus, gibt dem Bruder ganze Lectionen über die Kunst des Regierens, und zeichnet sich selber und sein Regiment oft unübertrefflich schön in kurzen, nervigen Aussprüchen von epigrammatischer Schärfe.

Der Stoff der uns in den bis jetzt veröffentlichten vier Bänden vorliegt, läßt sich am bequemsten in drei Gruppen überschauen: es sind zunächst zerstreute Aufzeichnungen und Briefe aus der Jugendzeit beider Brüder bis zur Erhebung des Kaisers und bis zur Verpflanzung Josephs nach Neapel; mehr fragmentarische Mittheilungen, doch nicht ohne manches anziehende Detail über einzelne Partien von Napoleons

persönlichem und öffentlichem Leben. Eine zweite Gruppe, die vollständigste die bis jetzt vorliegt, und die sich vom zweiten bis in den vierten Band ausdehnt, umfaßt die Zeit von 1806—8, die neapolitanische Periode in Josephs Leben; sie bietet den reichsten und anziehendsten Stoff, nicht etwa nur zur Geschichte des Königreichs beider Sicilien, sondern zur Charakteristik der ganzen Napoleonischen Politik. Daran schließt sich dann noch unvollendet die dritte Gruppe, welche die spanischen Dinge seit 1808 enthält.

Wir wollen versuchen den weitschichtigen Stoff in diesen drei Richtungen zu überschauen, und von dem Neuen und Charakteristischen was uns in diesen vier Bänden zunächst geboten wird, eine möglichst gedrängte Uebersicht geben. Wir gehen dabei ganz kurz hinweg über die Notice historique, worin der Herausgeber sich bemüht hat eine biographische Zeichnung König Josephs zu geben, sowie über das fragment historique, das Joseph sebst als Anfang eigener Denkwürdigkeiten aufgezeichnet und bis zum Jahr 1806 geführt hat. Beide Stücke treten gegen die brieflichen Documente selbst merklich in Schatten. Die notice historique sucht zu beweisen was aus allen Blättern der Correspondenz hervorgeht, daß Joseph viele Tugenden eines Privatmannes besaß, und wenn er seiner Neigung hätte folgen dürfen, sich viel behaglicher gefühlt hätte im Dunkel häuslichen Stilllebens als im Glanz eines Thrones, den er nicht gesucht; daß er sich aber aus gehorsamer Unterordnung gegen den gewaltigen Bruder zu einer Rolle hergab, in der er sich niemals recht glücklich finden konnte. Das unvollendete Fragment von Joseph selbst ist gleichfalls unbedeutend; es spricht daraus eine sehr große Pietät für Napoleon, eine Wärme brüderlicher Gesinnung, in der Joseph den übrigen Familiengliedern immer voranstand, und jene demüthige Unterordnung unter die Ueberlegenheit Napoleons, die ihn zum willigsten Werkzeug der kaiserlichen Politik machen mußte. Von Interesse ist dabei die angehängte Notiz über die Vorfahren des kaiserlichen Hauses; unter den Ahnen Napoleons, deren erster als Florentinischer Ghibelline von 1120 genannt wird, finden wir bis zu der Zeit wo Gabriel Bonaparte 1567 nach Ajaccio auswanderte, eine Reihe von öffentlichen Charakteren, die in Parma, Padua, Florenz als Podestàs gehaust, und in der wilden Zeit politischer Parteikämpfe, in dem bunten Wechsel von Demokratie und Tyrannis, eine Rolle gespielt haben.

In Napoleon wird man wieder recht nachdrücklich an diese An=

tecedentien seines Hauses erinnert: die Zeit der mittelitalienischen Kämpfe zwischen Volksherrschaft und Usurpation einzelner Häuptlinge, die Persönlichkeit dieser Häupter selbst, ihre theils revolutionäre, theils militär-despotische Natur bietet den rechten Stoff zu Vorstudien für die Geschichte Napoleon Bonaparte's selber, und man wird kaum irgendwo, weder in den antiken noch in den modernen Zeiten treffendere Parallelen, wenn auch in kleinerem Maßstab, zum Verständniß seines eigenen Wesens finden, als in jener Zeit des Uebergangs vom Verfall der Kaisermacht bis zur Gründung der spätern italienischen Monarchien.

Die Familien- und Jugendgeschichte des Kaisers und seiner Brüder ist bekannt genug; auch haben die Aufzeichnungen König Josephs darüber, einzelne kleine Züge abgerechnet, nichts wesentlich neues beigebracht. An Interesse gewinnen die Mittheilungen erst mit dem Jahr 1795. Napoleon befand sich damals in Paris, von der italienischen Armee abberufen, von der Artillerie zur Linie versetzt und als Brigadegeneral nach der Vendée bestimmt. Die Fabeln die Bourrienne u. a. in Umlauf gebracht haben, von seiner Noth, seiner Verzweiflung, und den Geldverlegenheiten in denen er sich befunden, weil er sich geweigert jene Stelle anzunehmen, und man ihn dann von der Liste der Officiere gestrichen — diese und ähnliche Fabeln, von ihren Urhebern erfunden um ihre eigene kleine Person ins gehörige Licht zu setzen, haben schon früher ihre Berichtigung gefunden: die Correspondenz zwischen Joseph und seinem Bruder stellt das Verhältniß noch deutlicher heraus. Die Verwendung in der Vendée war Napoleon unangenehm, sei es weil er den Bürgerkrieg und das Terrain des dortigen Kampfes scheute, sei es weil er sich ungern von der Waffe der er angehörte, zur Infanterie versetzt sah. Er suchte daher seine Abreise nach dem Westen zu verzögern; „ich bin, schreibt er im Jun. 1795, als Brigadegeneral im Westen angestellt, aber nicht in der Artillerie; ich bin krank, was mich nöthigt einen Urlaub von zwei bis drei Monaten zu nehmen, und wenn ich wieder hergestellt bin, werde ich sehen was ich thue." So blieb er in Paris, bezog seinen Gehalt, conferirte auch in wichtigen Angelegenheiten mit der Regierung, bis ihm die Ereignisse vom Vendemiaire für immer von der Verpflichtung entbanden eine Brigade unter Hoche in der Vendée zu commandiren. Seine Briefe stellen die Schilderungen die Bourrienne macht, in ihrer ganzen Abgeschmacktheit ins Licht. Statt des hungernden, abgerissenen, entlassenen Officiers, der in der Verzweiflung nach der Türkei gehen will, und

sehr dankbar ist wenn ihn der großmüthige Bourrienne in einer Restauration freihält, sehen wir hier einen General dessen Bedeutung die Regierung vollständig erkannte, der ihr die Kriegsplane für das folgende Jahr entwerfen hilft, ja der vorübergehend statt Carnot in der militärischen Abtheilung des Wohlfahrtsausschusses seinen Sitz einnimmt. (S. I. 135. 138. 143.) Von der Türkei ist allerdings die Rede, aber in einem ganz andern Sinn als es jene Schilderungen von Hunger und Noth erwarten lassen. General Bonaparte will nicht etwa aus Verzweiflung „Türk werden", und in muselmanischer Verpuppung als ein beliebiger Bey oder Pascha im Orient wieder auftauchen, sondern die Regierung geht mit dem Plan um in ehrenvollster Weise eine militärische Mission „avec un bon traitement et un titre d'envoyé très-flatteur" nach Konstantinopel zu schicken, um die türkische Artillerie reorganisiren zu lassen. Es wird darüber hin und her gesprochen; Bonaparte selbst schwankte, bis beim Wohlfahrtsausschuß das Motiv „er sei, so lange der Krieg daure, im Occident nicht zu entbehren", und bei ihm selber die Hoffnung einer noch günstigeren Stelle den Ausschlag gegen die türkische Mission gibt.

Auch in anderer Hinsicht sind die Briefe aus dieser Zeit von Interesse. Napoleon übt in der Familie schon die volle Superiorität aus; er läßt seinen Bruder Ludwig auf seine Kosten erziehen, er ist der Rathgeber und Leiter auch gegenüber dem ältern Bruder Joseph. Die Briefe die er mit diesem wechselte tragen das Gepräge sehr freundschaftlicher und brüderlicher Gesinnung; sie haben als einzige sichere Zeugnisse über das persönliche Leben Napoleons kurz vor dem 13. Vendemiaire zugleich einen besondern historischen Werth. In diesen Briefen unterhält er (Mai bis October 1795) seinen Bruder von den Tagesneuigkeiten, von der Physiognomie der Hauptstadt, von den hohen Brodpreisen, der Hungersnoth der Massen, den Erwartungen die man an die Vollendung der Constitution knüpfte. Er schildert Paris mit seinen Vergnügungen, seinen Schauspielen, Bällen, er zeichnet die Herrschaft welche die Frauen dort üben, er hält ihn auch über die politischen Vorgänge fleißig auf dem Laufenden, er spricht wie ein eifriger Anhänger der bevorstehenden Verfassung, meint das Volk von Paris sei gut, nur eine Anzahl junger Leute wollten die „Reaction noch weiter treiben", er rechnet entschieden auf den Sieg des Convents, er scheint ernstlich auf den dauernden Bestand der Verfassung vom Jahr III und ihre heilende Kraft zu zählen. „In einem Monat, schreibt

er Mitte Septembers, wird die Regierung organisirt sein, dann wird es nothwendig mehr Ruhe geben. Wird der Friede geschlossen, so wird dieß Land blühender werden als je; die Geister haben eine Thätigkeit und eine Bewegung welche dem Handel ungemein günstig sein wird." Oder ein paar Tage später: „Die Regierung wird unverzüglich hergestellt werden, es geht nun ein heiterer Tag über die Geschicke Frankreichs auf; eine Urversammlung hat das Königthum verlangt, das hat nur Lachen erregt." Diesen Eindruck des Behagens und Hoffens machen alle Briefe; nirgends gibt sich die Ungeduld weitgreifender Herrschaftsplane kund, er ist zufrieden wenn er angenehmes Commando erhält, und denkt daran in diesem Fall sich Haus und Hof zu gründen. Joseph hatte die reiche Julie Clary geheirathet; ihre jugendliche und reizende Schwester Desirée (es ist die verwittwete Königin Eugenie von Schweden), obwohl sie erst vierzehn Jahre zählte, schien dem sechsundzwanzigjährigen General aus mehr als einem Grund eine passende Partie. Da spielt denn durch die Correspondenz ein eigenthümlich zärtliches Verhältniß, dessen Vermittler Joseph ist; Napoleon beklagt sich fast in empfindsamem Ton darüber daß ihm Desirée, seit sie bei ihrem Schwager in Genua sei, nicht mehr schreibe; es scheint, schreibt der künftige Imperator in zärtlichem Vorwurf, man muß um nach Genua zu kommen den Fluß Lethe passiren. Er schickt sein Bild Joseph, um, wenn sich Desirée noch ihres Wunsches darnach erinnere, es ihr zu geben; ja er thut noch entscheidendere Schritte. „Wenn ich hier bleibe, schreibt er am 5. Sept., so wäre es nicht unmöglich daß mich die Thorheit faßte mich zu verheirathen; ich möchte darüber ein Wörtchen von dir hören, du könntest darüber mit Desirées Bruder reden, laß mich das Ergebniß wissen und die Sache ist fertig." Aus den Aufzeichnungen Josephs geht hervor daß dieser und seine Frau die Verbindung sehr wünschten; es knüpfte sich aber inzwischen das Verhältniß mit Josephinen an, und Desirée wurde drei Jahre später mit Bernadotte verheirathet. Doch spinnt sich das zarte Verhältniß noch ein paar Monate fort; in dem Brief den er in der Nacht vom 13. Vendemiaire schreibt und der dem Bruder den blutigen Sieg des Tags ankündigt, vergißt er nicht auch der jungen Schwägerin seinen Gruß zu bringen. „Le bonheur est pour moi, heißt es in der Nachschrift; ma cour à Eugénie et à Julie."

An diese vertraulichen Familienbriefe reiht sich dann aus den Jahren 1796 bis 1806 eine Correspondenz ganz andern Inhalts: da

ist es schon der siegreiche General, der erste Consul und Kaiser, der seinem Bruder politische Weisungen gibt, das vertrauliche „Du" hört auf, die Briefe nehmen einen förmlichen officiellen Charakter an. Am grellsten fällt diese Veränderung in die Augen, wenn man aus den harmlosen, gemüthlichen Ergüssen von 1795 zu den Briefen von 1797 herüberkommt; aus ihnen klingt schon ganz der imperatorische Styl des Kaiserthums heraus. Der Führer der glänzendsten Armee Frankreichs, der Sieger von 1796, dessen politische Virtuosität sich im Laufe des Jahres zum Schrecken der Feinde wie zur Sorge vieler seiner bisherigen Freunde so unzweideutig kundgegeben, ist hier aus jedem Wort herauszuhören; Joseph, obwohl „Gesandter der französischen Republik in Rom," erscheint nun schon ganz in der bescheidenen Unterordnung in der er später als grand-électeur seinem kaiserlichen Herrn gegenübersteht. Die Briefe die Napoleon nach Rom richtet sind unzweideutige Präludien der bevorstehenden „römischen Republik;" sie stehen, in der Kunst den Schwachen als den Beleidiger hinzustellen, unmittelbar neben dem was seine Correspondenz mit Venedig aufzuweisen hat, und dürfen an Uebermuth und Trotz mit den Bulletins von 1805 bis 1809 wetteifern. Die Instructionen die er dem Bruder für den Fall ertheilt daß eine neue Papstwahl nothwendig würde, die Weisungen wie Joseph die revolutionäre Wühlerei in Rom unter seine Protection zu nehmen hat, und wie er zugleich trotzig und geschmeidig die Katastrophe vorbereiten soll — dieses ganze Schreiben liest sich wie ein Mustercapitel aus Machiavells Principe, und wird höchstens durch ein anderes übertroffen, worin Napoleon alle die verschiedenen Mittel und Ausflüchte angibt durch die Joseph die Autorität der römischen Curie in Rom selbst zu Tode chikaniren sollte. Es erfolgte dann die bekannte Katastrophe, über die Josephs eigner amtlicher Bericht an Talleyrand vorliegt.

Ueber die Jahre 1798, 1799 u. s. w. fließt die Quelle der Correspondenz nur spärlich; hie und da ist indessen eine einzelne zerstreute Notiz von Interesse. So die Mittheilung Josephs über ein Gespräch das er vor dem Zug nach Aegypten mit seinem Bruder hatte; Napoleon nahm darin zuerst die Miene eines Mannes an dessen Bedeutung der Regierung unbequem werde, dessen sie sich zu entledigen suche. „Das Directorium," sagt er, „sieht mich hier ungern, trotz meines Bemühens mich unsichtbar zu machen. Weder die Regierung noch ich vermögen etwas gegen die Richtung die sich für eine mehr

centralisirte Art der Gewalt kundgibt; unsere republikanischen Träume sind Jugend-Illusionen gewesen. Seit dem 9. Thermidor hat der republikanische Instinct täglich nachgelassen; das Bemühen der Bourbons, des Auslands, die Erinnerung an 1793 — das alles hat gegen das republikanische System eine imposante Majorität gebildet. Ohne den 13. Vendémiaire, den 18. Fructidor hätte dieselbe längst gesiegt; die Schwäche und Uneinigkeit des Directoriums wird das übrige thun. Heute richtet man die Augen auf mich, morgen auf einen andern. Kommt dieser andere zur Zeit wo er kommen soll, so sagt mir mein Interesse daß ich dem Schicksal keine Gewalt anthun muß; lassen wir ihm das Feld offen. Ich gehe in den Orient, mit allen Mitteln des Erfolgs gerüstet; bedarf das Land meiner, nimmt die Zahl derer zu die wie Talleyrand, Sieyès, Röderer denken, beginnt der Krieg von neuem, und vielleicht unglücklich für Frankreich, so bin ich, wenn ich zurückkomme, der Zustimmung der Nation um so sicherer. Ist der Krieg dagegen glücklich, erhebt sich ein politischer Kriegsmann (guerrier civil) wie ich, um den sich die populären Meinungen sammeln, gut, so werde ich dem Lande im Orient vielleicht noch größere Dienste leisten können als er.

Diese Aeußerungen lassen deutlich erkennen daß Napoleon im Augenblick wo er nach Aegypten ging, schon halb auf das Unglück der französischen Waffen in Europa speculirte, ja daß mit Talleyrand, Sieyès und andern Vertrauten die Umrisse eines 18. Brumaire vielleicht schon besprochen waren. Seine ägyptische Correspondenz mit Joseph ist ohne politische Bedeutung; sie enthält mehr persönliche Ergießungen. Das Mißverhältniß mit Josephinen, durch ihren Leichtsinn veranlaßt, machte ihm vielen Verdruß; dazu kam die quälende Unruhe über die Lage in Europa, die Aussicht auf einen mühevollen und weitläufigen Kampf im Orient, der ihn von seinen eigentlichen Interessen abzuziehen drohte. Diese häuslichen und politischen Sorgen versetzten ihn dann bisweilen in eine melancholische und resignirte Stimmung, von der in den Briefen an Joseph merkwürdige Zeugnisse vorliegen. „Ich habe," schreibt er aus Cairo im Julius 1798, „viel häuslichen Kummer...*) Deine Freundschaft ist mir sehr theuer; es fehlt mir, um Menschenfeind zu werden, nur noch daß ich sie verliere und dich an mir treulos werden sehe... Sorge mir, wenn ich zurückkomme, für ein Land-

*) Der Herausgeber hat, wie es scheint, sich hier eine Auslassung erlaubt, welche wohl das Verhältniß zu Josephinen angeht.

haus bei Paris oder in Burgund; dort will ich den Winter zubringen und mich einschließen; das menschliche Wesen langweilt mich. Ich bedarf der Einsamkeit und Isolirung; die Größe ist mir verleidet, das Gefühl vertrocknet. Der Ruhm hat für mich im neunundzwanzigsten Jahr seinen Reiz verloren; es bleibt mir nichts übrig als ein rechter Egoist zu werden."

Die Zeit des Consulats und die Anfänge des Kaiserthums wurden auch für Josephs öffentliche Stellung entscheidend; da er der einzige aus der Familie war mit dem Napoleon in ungestörtem Einvernehmen blieb, wurde er bald zu wichtigen Geschäften gebraucht. Mit den Unterhandlungen zu Luneville und Amiens ist sein Name eng verflochten, auch an dem Abschluß des Concordats hat er thätigen Antheil genommen. Es finden sich daher aus dieser Zeit in der Correspondenz einzelne interessante Actenstücke, die sich aus der Epoche jener Unterhandlungen unter seine Papiere verloren haben. So namentlich ein äußerst charakteristisches Schreiben, worin Napoleon seinem in Luneville unterhandelnden Bruder die Taktik vorzeichnet die er Graf Cobenzl gegenüber einzuhalten habe. „Das Vernehmen mit Rußland," schreibt der erste Consul am 20. Jan. 1801, „sei nun äußerst freundlich; er stehe auf dem Punkt sich mit Kaiser Paul vollkommen zu einigen. Eine Allianz die England bemeistern könne, sei denn natürlich wichtiger als der Friede mit dem Kaiser; darum habe er sich hier gar nicht zu übereilen. Er sollte nur fortwährend Klage darüber führen daß in Italien der Waffenstillstand noch nicht abgeschlossen sei; wenn man ihm von Neapel oder dem Papst rede, solle er nur jedesmal fragen: Haben Sie Vollmacht von diesen beiden? Frankreich wird sich mit ihnen schon verständigen. In Bezug auf das Reich solle er sich auf gar nichts einlassen, wohl aber erklären daß, so lange Thuguts Einfluß dauere, man kein Vertrauen auf die Wiener Politik habe; in jedem Fall dürfe auch ohne Einverständniß mit dem Kaiser Paul keine Entscheidung über Deutschland getroffen werden. Er solle daher gar nichts fertig machen und unterzeichnen bevor die volle Einigung mit Rußland erfolgt sei."

Eine neue nicht unwichtige Mission ward Joseph in dem Augenblick zugetheilt wo der Krieg von 1805 bevorstand. Schon 1803 zum Senator des Reiches ernannt — eine Ehre der er anfangs auszuweichen suchte; dann seit der Errichtung des Kaiserthums die erste Person am neuen Hof, ward Joseph immer tiefer in die große

Politik verwickelt, was offenbar seinen Neigungen noch weniger entsprach als seinen Fähigkeiten. Eine Reihe von Privatbriefen beweist daß er am liebsten als großer Gutsbesitzer seinen literarischen und künstlerischen Neigungen nachgegangen wäre, oder nur seiner Familie gelebt hätte; allein die Superiorität des Bruders beherrschte ihn doch wieder so sehr, daß er sich zwar immer mit halbem Widerstreben zu allem gebrauchen ließ was ihm der Kaiser anbefahl. Diese Unterthänigkeit, die keiner von Napoleons Brüdern so unverändert bewahrte, und das persönlich herzlichere Verhältniß das von jeher zwischen beiden bestanden, machte natürlich Joseph, dessen Fähigkeiten der Kaiser nicht überschätzte, zu einem so erwünschten und brauchbaren Werkzeug seiner Politik wie es keiner seiner übrigen Brüder, weder der schlaue und selbständige Lucian, noch der eigensinnige Louis, noch der leichtfertige Jerome jemals werden konnte.

So ward ihm denn auch im Frühjahr 1805 die wichtige Sendung anvertraut die östlichen Gebiete des Reichs zu bereisen, durch Holland, Belgien, den Rhein heraufzugehen, und über materielle und moralische Zustände in den neuerworbenen Provinzen Bericht zu erstatten. Die militärischen Schöpfungeu, die Hafen- und Schiffsbauten, die Festungen, die Zeughäuser, die Unterrichtsanstalten, und so fort bis zu den Gestüten herab, das sollte seine Aufmerksamkeit ebenso sehr beschäftigen wie die Stimmung der Bewohner. Die Berichte die Joseph aus Brüssel, Antwerpen, Brügge, aus dem Lager von Boulogne, aus Lille, Lüttich und Mainz gibt, enthalten genaue Rechenschaft darüber wie weit die Organisationen des Kaisers vorgeschritten waren, überhaupt wie die moralische und materielle Stärke der ganzen neuerworbenen Ostgränze Frankreichs beschaffen war. Wie dann der Krieg ausbrach, blieb Joseph als grand-électeur mit einem Theil der kaiserlichen Gewalt bekleidet zurück; der Briefwechsel beider Brüder während des Feldzugs ist von Interesse, weil Josephs Briefe über die innern Vorgänge, die Depeschen des Kaisers über die Ereignisse draußen einen zwar nur gedrängten, indessen einen frisch unter dem Eindruck der Begebenheiten geschriebenen Bericht geben; zugleich zieht sich durch die Correspondenz eine Angelegenheit von allgemeiner Wichtigkeit, die Finanzkrisis von 1805, von welcher Thiers zum Theil, wie es scheint, aus diesem Briefwechsel die vollständigste Darlegung gegeben hat.

Von einer selbständigen Thätigkeit Josephs ist freilich kaum die

Rede; die Briefe des Kaisers sind meistens Lectionen die er dem gehorsamen Schüler gibt, und aus denen immer die unverblümte Andeutung herausspricht daß er auch diesem geschmeidigsten und ergebensten seiner Brüder nicht das Geringste zur selbständigen Entscheidung überlassen dürfe. Selbst die Artikel für den Moniteur schreibt der Kaiser aus dem Lager vor; über die Haltung des Journal de Paris entspinnt sich eine weitläufige Correspondenz — nicht einmal das Censorenamt können die Alteregos des Kaisers in Paris nach seinem Sinn üben. Oder als sie nach dem Sieg von Austerlitz und der Anknüpfung von Friedensverhandlungen große Festlichkeiten organisiren und die Kanonen donnern lassen, wird ihnen vom Kaiser aus Schönbrunn die herbe Lehre: „Es ist sehr unnütz mit so viel Emphase die Sendung der Bevollmächtigten anzukündigen und Kanonen zu lösen. Das ist ein Mittel den Nationalgeist einzuschläfern und den Fremden eine falsche Vorstellung von unserer innern Lage zu geben. Nicht indem man nach Frieden schreit, erhält man ihn ... Friede ist ein Wort ohne Sinn, wir brauchen einen glorreichen Frieden. Ich finde daher nichts falscher und unpolitischer als was man bei dieser Gelegenheit in Paris gethan hat."

An diese sporadischen Mittheilungen aus der Zeit von 1795 bis 1805, die den ersten Theil einnehmen, reiht sich nun über zwei Bände stark die Correspondenz von 1806—8, der reichhaltigste und ergiebigste Theil des Werks, so weit es uns bis jetzt vorliegt. Abgesehen von dem speciellen Interesse das diese Mittheilungen für die Geschichte Neapels haben, sind sie für die Geschichte des Bonaparte'schen Kaiserreichs ein Beitrag von ganz allgemeiner Bedeutung. Es ist die erste Urkundensammlung die uns in das Verhältniß Napoleons zu seinen Filialkönigen ganz genau einführt, und den Commentar gibt zu der bekannten politischen Lection womit Napoleon den ältern Sohn seines Bruders Ludwig in das Geheimniß Bonaparte'scher Staatskunst einweihte: „n'oubliez jamais que vos premiers devoirs sont envers moi, vos seconds envers la France, tous vos autres devoirs, même ceux envers les peuples que je pourrai vous confier, ne viennent qu'après." Das Mißverhältniß in welches das natürliche Interesse des Filialstaats durch diese Abhängigkeit versetzt ward, die Nullität eines solchen Bonaparte'schen Lehenkönigs, die Unfruchtbarkeit seines Wohlwollens für das ihm anvertraute Land, der tiefe unlösbare Widerspruch der sich als natürliche Folge davon in dem Bonaparte'schen

Staatencomplex immer klaffender kundgeben mußte — über dieß alles hat eine unbefangene geschichtliche Betrachtung sich zwar längst aus den vorhandenen Thatsachen aufklären können, aber gleichsam das Detail der Rechnung wird uns erst durch einen Briefwechsel geliefert wie er hier zwischen Napoleon und seinem Bruder Joseph vorliegt. Und dieser Briefwechsel ist zugleich der einzige worin Napoleon vertraulich ungezwungen, wie im brüderlichen Gespräch, die Theorie seines Regiments entwickelt. Und zwar nicht um, wie in St. Helena, die Mitwelt und Nachwelt zu täuschen, sondern unter dem unmittelbaren Drang der Geschäfte, also unverhohlen und ehrlich. Es wird gewiß niemand diese ächten Zeugnisse Napoleonischen Geistes ohne das lebhafteste Interesse durchlesen; denn die Briefe tragen durchaus das Gepräge der Größe und Macht dessen der sie schrieb, aber sie sind zugleich eine Art von Selbstschau, und gestatten auch den Uneingeweihten in die Falten Bonaparte'scher Regierungsweisheit einen tieferen Blick. Aus jedem Satz spricht die Ueberlegenheit des Mannes, aber auch die kühne Unnatur und Gewaltsamkeit des Systems, dessen abschüssiger Weg seit Tilsit betreten war.

Die ersten Instructionen Napoleons welche über die neapolitanische Expedition vorliegen, datiren vom Januar 1806: Neapel soll rasch genommen, namentlich aber auch Sicilien zugleich überrumpelt werden, das dem Kaiser fast mehr am Herzen zu liegen schien als Neapel selbst. Diese Weisungen alle wie die späteren tragen den Napoleonischen Stempel; sie sind bewunderungswürdig durch die Fülle von Detail von denen sie überströmen, und durch den Scharfblick womit das Größte wie das Kleinste erörtert wird. Von den großen politischen Verhältnissen an bis zur Organisation des Heeres, bis zur kleinsten Sicherheitsmaßregel, ja bis zu den Titeln und Aeußerlichkeiten herab — nichts ist darin vergessen; il faut intituler, heißt es z. B. am Schluß eines Briefes, vos actes Joseph Napoléon; il est inutile de mettre Bonaparte.

Die Gesichtspunkte nach denen er die Besetzung des Landes wollte vorgenommen wissen, ließen sich etwa in folgenden Sätzen, die wir wörtlich seinen Briefen entnehmen, zusammenfassen. „Sie müssen unverzüglich angreifen, schreibt er am 27. Januar, und alle Ihre Anordnungen treffen um sich des Königreichs Neapel zu bemächtigen, ohne irgend einen Friedensvorschlag oder eine Waffenruhe anzunehmen, vielmehr jedes solches Anerbieten, welcher Art es auch sei, zurückzu-

weisen." Dann am 31. Januar: „Man glaubt, der Kronprinz sei zu Neapel geblieben, lassen Sie ihn festhalten und unter guter Escorte nach Paris bringen, das ist mein ausdrücklicher Befehl." — „Wenn es eine Anzahl Vornehmer oder sonst Leute gibt die Sie geniren, so schicken Sie sie nach Frankreich; keine halben Maßregeln, keine Schwäche! Ich will daß mein Haus in Neapel so lange herrsche als es in Frankreich herrschen wird. Das Königreich Neapel ist mir nothwendig." — „Hören Sie nicht auf die welche Sie weit vom Feuer weg halten wollen; Sie haben nöthig Ihre Proben zu bestehen, wenn es Gelegenheit gibt. Setzen Sie sich sichtbar der Gefahr aus; die wahre Gefahr ist im Krieg überall." Dann am 7. Februar: „Ich bin erstaunt über den schlechten Zustand Ihrer Artillerie und die Dürftigkeit Ihrer Mittel. Das kommt davon, wenn die Generale an nichts denken als ans Stehlen. Halten Sie fest die Hand darauf; ich verlange nur eines: sein Sie durchaus der Herr." — „Es hat hier Mühe gekostet ein Duzend Spitzbuben zu fassen, deren Haupt Ouvrard ist; sie haben Barbé-Marbois ungefähr ebenso betrogen wie den Cardinal Rohan in der Halsbandgeschichte, nur daß es sich hier um nichts weniger als 90 Millionen handelt. Ich war drauf und dran sie ohne Proceß füsilliren zu lassen. Ich sage Ihnen dieß, damit Sie sehen was die Menschen für Schurken sind. Sie müssen das wissen, da Sie an der Spitze eines großen Heeres und einer großen Verwaltung stehen." Dann am 9. Februar: „Hr. Cesar Berthier soll sich doch die Mühe nehmen mir ordentliche Etats der Armee zu schicken, statt der nichtssagenden Resumés. Die Etats über die Lage der Armee sind mir die angenehmsten literarischen Erscheinungen meiner Bibliothek; ich lese sie selbst in den Stunden der Erholung mit dem größten Vergnügen durch."

Joseph besaß die eherne Natur nicht die solch eine Mission erforderte. Er hatte sich wie früher zum Senator, so jetzt auf den Thron commandiren lassen, fand in Italien die Armee vernachlässigt, nirgends Geld, die Generale uneinig, das Land das ihm bestimmt war in der kolossalsten Verwirrung. Die politischen Lectionen die ihm der Kaiser gab, paßten zu seiner ganzen Individualität nicht; er kam mit den Liebhabereien eines Philanthropen, mit den friedlichen Neigungen eines Kunst- und Literaturfreundes nach Neapel, es reizte ihn der Gedanke in dem prächtigen Lande, das seit Jahrtausenden das Ziel aller Eroberer gewesen, ein behagliches und glückliches Da-

sein zu genießen. So steht denn von Anfang an seine Politik mit der seines Bruders in einem unvereinbaren Gegensatz, der sich in den Briefen des Kaisers und den Handlungen Josephs mit anschaulicher Lebendigkeit kundgibt.

Joseph möchte dem Lande, dessen Krone er tragen soll, Erleichterung bringen, und will daher den Neapolitanern nicht zu große Steuern und Lasten zumuthen; Napoleon möchte am liebsten daß ihm die Erwerbung Neapels „keinen Sou" koste, und läßt sich nur mühsam zu den nothwendigsten Unterstützungen mit baarem Geld herbei. Er findet daß sein Bruder in der Kunst den Krieg durch den Krieg zu nähren noch ein Anfänger ist, und seine Briefe sind voll von Klagen über das weiche und schlaffe Regiment. Aber freilich Joseph trägt sich mit der schwärmerischen Hoffnung sich die Gemüther der Neapolitaner zu erobern, und seine Herrschaft auf die Ergebenheit aller Bessern im Volk zu stützen. Die Aussprüche des Kaisers über diese ideologischen Anwandlungen des Bruders sind classisch; sie enthalten im Kürze seine ganze politische Moral. „Sie mögen machen was Sie wollen, Sie werden sich in einer Stadt wie Neapel niemals durch die öffentliche Meinung behaupten. Sorgen Sie lieber dafür daß die Mörser in den Forts und die Reserven bereit sind um jede Volksbewegung rasch zu züchtigen. Ich denke doch Sie haben Kanonen in Ihrem Palast stehen und alle Maßregeln vorbereitet. Sie können nicht wachsam genug für alle andern sein, denn die Franzosen sind von beispiellosem Zutrauen und Leichtsinn." Dann am 6. März: „Legen Sie eine Contribution von dreißig Millionen auf das Königreich; Ihr Gang ist zu unsicher, Ihre Soldaten und Ihre Generale müssen durchaus im Ueberfluß leben; dreißig Millionen sind nichts für das Königreich Neapel." — „Das erste von allem ist daß Sie nicht Mangel an Geld leiden, eine Kriegssteuer von dreißig Millionen wird alles in Ordnung bringen und Sie behaglich setzen. Schreiben Sie mir über die Forts, sie müssen die Stadt beherrschen und Commandanten ad hoc ernannt sein. Auch müssen Sie bald an die Organisation einer Gendarmerie denken. Die Empfindungen bei Ihrem Einzug in Neapel geben sich jedesmal bei dem ersten Eintritt in ein erobertes Land kund. Neapel ist reicher als Wien und nicht so erschöpft. Also noch einmal, erwarten Sie kein Geld von mir, die 500,000 Fr. in Gold sind das letzte Geld das ich nach Neapel schicke."

Diese Gedanken kehren in allen Briefen des Kaisers wieder; er

lacht über die Sentimentalität seines Bruders, der sich die Herzen gewinnen will; Mörser, Forts, Gendarmen, Contributionen sind nach seiner Ueberzeugung die sichersten Mittel sich in dem neuen Königreich festzusetzen. Er ist sehr mißvergnügt darüber daß Joseph in einer Proclamation verspricht keine Kriegssteuer aufzulegen, und den Soldaten die Requisitionen untersagt. „Mit Liebkosungen, schreibt er, gewinnt man die Völker nicht." Er solle vor allem, räth er ihm, Geld schaffen, und nicht die Soldaten leiden lassen damit das Land geschont werde. „Das wäre doch zu lächerlich, wenn die Eroberung von Neapel meiner Armee nicht einmal Wohlsein und Behagen einbrächte." Er sieht es als eine wunderliche Weichherzigkeit an daß Joseph sich vor dem Eindruck der Contributionen fürchte. „Alle Welt wartet darauf, und wird es ganz natürlich finden; da habe ich zu Wien, wo man kein Geld hatte und auf eine Contribution nicht gefaßt war, gleich nach meiner Ankunft eine von hundert Millionen aufgelegt. Man hat das sehr vernünftig gefunden. (!) Ihre Proclamationen an das neapolitanische Volk lassen den Herrn nicht genug durchhören. Sie werden mit Liebkosungen gar nichts gewinnen; die Völker Italiens, ja die Völker überhaupt, sind immer zu Rebellion und Meuterei geneigt, wenn sie den Herrn nicht spüren."

Während Joseph sichtbar bemüht ist sich in Neapel zu acclimatisiren und dem Lande die Vorstellung von einer nationalen Regierung zu erwecken, sieht Napoleon natürlich das Land nur als ein Mittel seiner französischen Macht an. Man soll, meint er, vor allem Lehen und Klöster einziehen und damit Franzosen dotiren. „Nach meinem Gefühl kann Ihre Krone keine Festigkeit haben wenn Sie nicht ein Hundert Generale, Obersten u. s. w. um sich haben, die an Ihr Haus geknüpft und in den Besitz großer Lehnsgüter gesetzt sind." So, denkt er, sollen Massena und Bernadotte zunächst dort untergebracht werden; ein gleiches soll in Oberitalien geschehen, diese paar hundert Franzosen würden sich dann wohl mit den eingebornen Familien verheirathen und so eine natürliche Stütze für das Bonapartische Regiment werden. Auch in diesem Punkt kann sich Joseph der Meinung des kaiserlichen Bruders nicht ganz anbequemen; er bittet einmal schüchtern ihm doch nicht zu viele Franzosen, wenigstens nur Leute von Verdienst, herüberzuschicken. Indessen dauerte der unsichere Zustand des Landes fort; Aufstände, Räubereien, Ueberfälle gehörten zur Tagesordnung. Es ließen sich der Ursachen viele und mannichfaltige anführen aus denen

dieser wirre und wilde Zustand entsprang; Napoleon sieht darin nur die Wirkung von Josephs weichen, philanthropischen Regierungsmaximen. Er wundert sich wiederholt daß man nicht genug füsillire: „Ihre Verwaltung ist zu schwach, es scheint Sie wollen diese Populace schonen.“ Oder ein andermal: „Im allgemeinen ist es politischer Grundsatz erst dann eine gute Meinung von seiner Güte zu erwecken wenn man sich streng gegen die Bösen gezeigt hat.“ Wiederholt klagt er über den Bruder daß er die Menschen nicht kenne, und am wenigsten die Italiener.

Die Antworten Josephs schildern in schüchternem Ton die Noth und Verwahrlosung des Landes, die Unbilligkeit dem Lande die Ernährung einer allzugroßen Armee aufzubürden, die Nothwendigkeit erst die productiven Kräfte des Landes zu erwecken und zu fördern, ehe man ihm Lasten auferlegte. Es läuft dann auch wohl die Klage mitunter über das Treiben der Franzosen und ihre überspannten Ansprüche. „Mit Oekonomie, Ordnung und Redlichkeit kann dieß Land gedeihen, aber man darf den Leuten nicht folgen die hier gern das nachäffen möchten was man in andern eroberten Ländern, wo man höchstens sechs Monate bleiben wollte gethan hat.“ Er klagt daß hier erst alles neu zu schaffen sei, und meint, wenn man dem Lande zumuthe zu viele französische Truppen auf seine Kosten zu erhalten, werde alle Reorganisation unmöglich. Gleichsam um sich den Vorwurf der allzugroßen Weichheit vom Leib zu halten und den gestrengen Bruder zu beruhigen, versichert er dann auch wohl daß kein Tag vergehe an welchem nicht Urtheile der Kriegsgerichte vollzogen würden; er versichert aufs eifrigste, er werde es an Strenge nicht fehlen lassen, „l'on fait fusiller tout ce qui mérite de l'être, et l'on désarme tout le monde.“ Das beruhigt denn den Kaiser: „Ich sehe mit Vergnügen, schreibt er, daß man ein aufständisches Dorf verbrannt hat; es sind strenge Maßregeln nöthig. Ich denke doch man hat das Dorf durch die Soldaten plündern lassen.“ Aus der Darstellung Colletta's des classischen neapolitanischen Geschichtschreibers, wissen wir denn auch daß man es mit der Humanität nicht übertrieben hat; die Schilderungen die dieser nichts weniger als antifranzösische Geschichtschreiber von den Füsilladen, dem Hängen, dem Steinigen, dem Spießen am Pfahl macht*), beweisen zur Genüge daß die Lehren des Meisters nicht auf unfruchtbaren Boden fielen. Merkwürdig war es nur daß diese gepriesenen politischen

*) Livr. VI. p. 14. 15.

Heilmittel den Zustand eher verschlimmerten als besserten; Aufstände, Verschwörungen, Attentate und Meucheleien gehören nach wie vor zur täglichen Ordnung.

Höchst interessant sind die Briefe worin Napoleon seinem Bruder ausführliche Lehren ertheilt und das ganze Regiment die Revue passiren läßt. Reichen Stoff gibt ihm namentlich der Act der Annahme der Krone, die Reden die Röderer und Joseph selbst bei diesem Anlaß hielten. Röderers Rede läßt er gar nicht in den Moniteur setzen; sie sei zu sinnlos. Aber auch Joseph findet keine Gnade vor seinen Augen. „Ich lese in Ihrer Rede Phrasen die Sie mir wohl erlauben werden schlecht zu finden; Sie vergleichen die Anhänglichkeit der Franzosen an meine Person mit der der Neapolitaner für Sie; das sieht aus wie ein Epigramm. Was für Liebe verlangen Sie von einem Volk für das Sie noch nichts gethan haben, dem Sie nur durch das Recht der Eroberung mit Hülfe von 40 bis 50,000 Fremden voranstehen? Ueberhaupt je weniger Sie in Ihren Acten direct oder indirect von mir und von Frankreich reden, desto besser wird es sein... Auch sind mir Briefe unter die Augen gekommen in welchen Sie von Ihren Collegen im Senat sprechen; das paßt nicht, Sie müssen König sein und als König reden. Wenn sie keinen andern Anspruch an das Wohlwollen der Senatoren oder Staatsräthe haben als daß Sie in einem gesetzgebenden Körper ihr College waren, so ist das eine armselige Ressource." Wiederholt warnt er ihn vor dem Glauben er könne sich auf „das Volk" und seine Gesinnung verlassen. „Die Bevölkerung von Neapel beträgt sich gut, dabei ist aber nichts außerordentlich; Sie haben sie geschont, und man erwartete etwas schlimmeres von einem Mann der an der Spitze von 50,000 Soldaten kam. Wenn Sie aber keine französische Armee und der alte König von Neapel auch keine Engländer hätte, wer wäre dann wohl der Stärkere in Neapel?" Auch die Umgebung Josephs hat seinen Beifall nicht; nur mit Widerstreben sieht er Röderer als Minister in Neapel bleiben. „Das ist ein Mensch der keinen Tact hat, er wird Ihnen keine Freunde machen und nie einen verständigen Rath geben." Auch Massena taugt ihm nicht für eine friedliche, bürgerliche Regierung. „Er ist keiner Anhänglichkeit fähig; ein guter Soldat, aber ganz der Liebe zum Geld hingegeben. Es ist sein einziger Beweggrund, nur das Geld bestimmt seine Handlungen, selbst unter meinen Augen. Anfangs waren es kleine Summen; jetzt reichen Milliarden nicht mehr hin."

Wiederholt klagt er dann über die unkluge Geschäftigkeit Röderers, den er im Verdacht hat Artikel über Neapel ins Journal de Paris zu senden. „Ne faites point sentir aux Français que le royaume de Naples ne leur est d'aucune utilité."

Die Angelegenheiten Neapels bilden begreiflicherweise den wesentlichen Inhalt der Correspondenz im Jahr 1806; nur hie und da finden auch die übrigen politischen Verwicklungen ihre gelegentliche Erörterung. Indessen hatten die Dinge auch eine Zeitlang ein friedliches Aussehen angenommen; Napoleons Briefe selbst machen den Eindruck daß er wenigstens bis Ende Mai's 1806 an einen neuen Krieg nicht glaubte. Bis dahin lauten seine Aeußerungen friedlich; erst in einem Schreiben vom 27. Mai fordert er seinen Bruder auf sich einmal die Frage vorzulegen: was er wohl thun würde, falls die französische Armee plötzlich genöthigt wäre an die Etsch zu marschiren? Auch über den römischen Stuhl führt der Kaiser um dieselbe Zeit schon eine Sprache welche den nahen Conflict voraussehen läßt. „Die römische Curie," schreibt er am 22. Jun., „ist ganz toll geworden, sie will Sie nicht anerkennen, und ich weiß nicht was sie für einen Vertrag mit mir schließen will. Sie glaubt nicht daß man einen großen Respect vor der geistlichen Autorität des Papstes haben und doch dessen weltliche Prätensionen unterdrücken kann. Sie vergißt daß der heilige Ludwig fast immer in Fehde mit dem Papst war, und Karl V., der doch ein sehr christlicher Fürst war, Rom belagert und den Kirchenstaat in Besitz genommen hat." Solche Aeußerungen wirft der Kaiser wohl gelegentlich im vertraulichen Geplauder noch manche hin, aber der Mittelpunkt der Correspondenz bleiben immer die neapolitanischen Dinge. Für die innere Geschichte der Bonaparte'schen Periode Neapels sind auch diese Briefe eine sehr wichtige Zugabe. Ueber die finanzielle und moralische Lage des Landes, über die alten Zustände und die Anfänge der neuen Organisationen, über den Krieg gegen die Bourbons und die Engländer erhalten wir hier fast tägliche Berichte Josephs, und als Antworten darauf die Rathschläge und Lehren des Kaisers.

Je länger sich der Zustand der Anarchie und des innern Kriegs hinauszieht, desto mehr wird Napoleon in seiner Ansicht bestärkt daß man das Regierungshandwerk in Neapel nicht verstehe. „Sie sehen," schreibt er dem Bruder, „welchen Schrecken die Königin einflößt; gewiß ich will ihr Exempel Ihnen nicht zur Nachahmung empfehlen, aber es ist nichtsdestoweniger gewiß daß sie eine Macht ist. Benehmen

Sie sich mit Kraft und Energie, so werden die Calabresen u. s. w. sich in dreißig Jahren nicht mehr mucksen...." „Wenn Sie sich zum roi fainéant machen, nicht die Zügel mit fester und entschlossener Hand halten, auf die Meinung des Volks hören, das nicht weiß was es will, nicht die alten Mißbräuche und Usurpationen so wegräumen daß Sie selbst reich dabei werden, nicht solche Auflagen auflegen daß Sie Franzosen, Corsen, Schweizer und Neapolitaner in Sold nehmen können, so werden Sie nichts ausrichten, vielmehr in ein paar Jahren mir, statt zu nützen, nur schädlich werden, und mich um meine eigenen Mittel bringen." Bitter beklagt er sich daß man den Aufstand in Calabrien nicht dazu benützt die „Hälfte des Eigenthums" wegzunehmen und an die Armee zu vertheilen. „Man ändert und reformirt einen Staat nicht durch ein weiches Benehmen; dazu gehören außerordentliche Maßregeln und Energie." Er erinnert an die Erfahrungen die er gemacht; auch in der Vendée, in Egypten wäre man nie zu Ende gekommen, wenn man nicht durch starke Schläge die Schwankenden eingeschüchtert hätte.

„Sie hören nicht auf den Rath eines Mannes der viel gethan, viel gesehen, viel gedacht hat," sagt er in einem der merkwürdigsten Briefe vom 9. August 1806. „Sie sind zu jung," schreibt er ein andermal dem ältern Bruder. Er spottet über die Idee Josephs in Neapel eine Nationalgarde zu bilden, und durch sie sich selber und die Hauptstadt schützen zu lassen. „Es macht mich lachen daß Sie glauben das seien 50,000 Feinde der Königin Caroline. Neapel ist ein Intrigantenland, wo man auf alles wieder zurückkommt; Sie übertreiben sich den Haß den Caroline hinterlassen hat, Sie kennen die Menschen nicht. Es giebt nicht zwanzig die Sie so hassen wie sie glauben, und nicht zwanzig die nicht ihrem Lächeln, ihren Versprechungen nachgäben. Das erste Gefühl des Hasses einer Nation ist die Feindschaft gegen eine andere; Ihre 50,000 Mann sind ebenso viel Feinde der Franzosen." Er ermahnt ihn seine Truppen zusammenzuhalten, sie nicht nach allen Richtungen hin zu vertheilen. L'art de la guerre est de disposer les troupes de manière qu'elles soient partout à la fois." Er solle das nicht leicht nehmen; die Kunst die Truppen aufzustellen sei die große Kunst des Kriegs. Wenn er denn durchaus Neapolitaner und Nationalgarden haben wolle, so solle er nicht mehr als viertausend nehmen; „prenez des pères de famille, bien lâches, bien vieux, qui sont bons pour la garde de la maison quand

on crie au voleur!" Alles andere sei vom Uebel. Dann solle er keinen Augenblick die Frage vergessen: wozu nützen mir neapolitanische Truppen wenn mein Bruder am Isonzo geschlagen wird? „Bei Unterzeichnung eines jeden Actes fragen Sie sich: wäre das zweckmäßig, wenn die französische Armee auf Alessandria zurückgedrängt ist?" Er solle sich nie auf neapolitanische Soldaten verlassen; auf Franzosen, Schweizer, Corsen, auch deutsche Regimenter „de ma confédération germanique." Ein einziger Ruf der Italiener „hinaus mit den Barbaren," werde ihm seine ganze eingeborene Armee entreißen. „Ich wünsche," schließt das ausführliche Schreiben, „daß Sie mich über so wichtige Materien um Rath fragen. Es handelt sich nicht darum zu sagen daß Sie in mein Lager kommen. Ein König muß sich vertheidigen, muß in seinen Staaten sterben. Un roi émigré et vagabond est un sot personnage."

Wir folgen der Correspondenz nicht bis in das Detail der neapolitanischen Angelegenheiten; sie ist dafür eine unentbehrliche Geschichtsquelle. Ueber die Belagerung von Gaëta, deren Held unser deutscher Landgraf Ludwig von Hessen-Philippsthal war („Philippstadt" heißt er durchweg in dem Briefwechsel), über die Reorganisation der Verwaltung, der Rechtspflege, des Unterrichts, über die Herstellung der Finanzen u. s. w., findet sich eine Fülle brauchbarer Mittheilungen, zum größten Theil aus Josephs eigener Feder. Daß die Regierung viel besser, einsichtiger und thätiger war als die König Ferdinands IV. und derer die in seinem Namen regierten, das dürfte noch kaum für ein besonderes Lob gelten; der ganze Zustand hatte etwas ephemeres provisorisches, der ein ruhiges Gedeihen und Genießen auch der wirklichen Wohlthaten nicht zuließ. Doch war bei allen Mißgriffen, bei allen Einseitigkeiten der französischen Regenten ohne Zweifel Neapel unter Joseph und Joachim unstreitig der Fleck des Napoleonischen Reichs wo man den Druck des Systems weniger fühlte, dagegen von wohlthätigen Folgen der Neuerung am ersten geredet werden konnte. Die Lage König Josephs war dabei die vielleicht am wenigsten beneidenswerthe. Er hatte kein Geld, keine Truppen und Generale über die er unbedingt verfügen konnte, seine Minister waren uneinig, Röderer genoß sein Vertrauen, Salicetti mit den Eingeborenen intriguirt gegen ihn. Dazu kamen denn die fast wöchentlichen Strafpredigten des Kaisers, denen gegenüber sich Joseph, wie ein Schüler der einen unverdienten Verweis bekommen hat, gekränkt, aber doch demüthig

vertheidigt. „Ew. M. kennt mich nicht wenn Sie sagen ich sei schwach ich könne ein roi fainéant werden.“ Er zählt ihm seine Mühen und Arbeiten auf, wie er sich von vierundzwanzig kaum acht Stunden Ruhe gönne und die Sachen eben so gut zu machen suche als er sie wisse und vermöge. Wie zum Trost versichert er den Kaiser: es seien ja seit acht Tagen über 600 „brigands“ erschossen oder gehängt worden! Dann sucht er auch den vertraulichen brüderlichen Ton der Jugend wieder anzustimmen, der denn freilich zu dem ehernen Ton des Herrn und Meisters wunderlich paßt. „Niemals,“ schreibt er weich, „wird dieser glorreiche Kaiser mich für diesen Napoleone entschädigen können den ich so lieb gehabt habe und den ich so wie ich ihn vor zwanzig Jahren gekannt wiederzufinden wünsche, wenn man sich im Elysium wiederfindet.“ „Es thut mir leid,“ erwiedert der Imperator trocken, „daß Sie Ihren Bruder erst im Elysium wieder finden wollen. Es ist doch sehr einfach daß er mit vierzig Jahren anders für Sie empfindet als mit zwölf; aber er hat reellere und stärkere Empfindungen für Sie; seine Freundschaft trägt die Züge seiner Seele.“

Gegenüber den Hoffnungen die Joseph immer noch nicht aufgegeben, die Herzen der Neapolitaner zu gewinnen, lautet des Kaisers classischer Ausspruch: „Ich wünschte sehr daß die Canaille in Neapel revoltirte; so lange Sie nicht ein Exempel statuirt haben, so lange werden Sie nicht Meister sein. Bei jedem eroberten Volk ist eine Empörung nothwendig. Ich würde sie in Neapel so ansehen wie der Hausvater die Blattern bei seinen Kindern ansieht; wenn es den Kranken nicht zu sehr schwächt, ists eine heilsame Krisis.“ Oder er schickt ihm eine bewunderungswürdige Exposition über die militärischen Mittel und Anstalten durch die man Neapel vor dem Wechsel der Ereignisse im übrigen Europa einigermaßen sicherstellen könne. Alle diese Ergießungen sind freilich nur für Joseph bestimmt, und der Kaiser wird sehr verdrossen als er erfährt daß sein Bruder darüber nicht reinen Mund halten kann. „Meine Briefe sind in Paris citirt worden, ich habe meine eignen Ausdrücke wieder erkannt. Da Sie mir eigenhändig schreiben, müssen Sie auch meine Briefe ganz allein lesen, und sie dann unter Schloß und Riegel legen. Man wirft Ihnen überhaupt mit Grund vor zu viel von Ihren Angelegenheiten mit aller Welt zu verhandeln.“

Um den Imperator und die Art seines Regiments zu zeichnen,

um ihn in seiner Größe, Rastlosigkeit und Universalität kennen zu lernen, mögen wenig Zeugnisse aus seinem Leben besser geeignet sein als diese Briefe die er mit Joseph wechselte. Aber sie enthüllen auch um so schärfer das künstlich Gespannte und Gewaltsame des Systems. Wie viel unsägliche Mühe und Sorge macht nicht dem Kaiser diese eine Provinz des großen Weltreichs, wie störend tritt ihm überall der Widerspruch zwischen ihrem Landesinteresse und dem seinigen in den Weg, wie treu ist dieser Widerspruch selbst in der Haltung des Bruders veranschaulicht, auf dessen Gehorsam und guten Willen er am meisten zählen durfte! Und das alles geschah in einem Augenblick wo seine Waffen im Norden noch überall siegreich waren, wo er selbst noch ohne Ueberschätzung mit Zuversicht auch auf das Gelingen des nahen Kriegs mit Preußen zählen durfte! „Meine Maßregeln," schreibt er am 12. September, „sind so gut und sicher genommen daß Europa meine Abreise von Paris erst durch die Niederlage meiner Feinde erfahren wird. Es ist gut daß die Zeitungen mich mit Vergnügungen, Jagden, Unterhandlungen beschäftigt schildern; wenn von den Rüstungen Preußens die Rede ist, kann man durchblicken lassen sie geschähen mit meiner Einwilligung." — „Die Preußen", schreibt er sechs Tage später, „werden gleich anfangs so geschlagen werden daß alles in wenig Tagen zu Ende sein wird." Es mochte seine Zuversicht sich steigern durch die Hoffnung auf den Erfolg der damals noch nicht abgebrochenen Verhandlungen mit England; ein Friede mit diesem Gegner gab ihm natürlich die Herrschaft im Westen in die Hand. Wenn der Herausgeber aus der Freude des Kaisers über den möglichen Frieden mit England folgert daß Napoleon ein sehr friedliebender Mann gewesen, den viele Leute (un grand nombre de personnes) mit Unrecht steter Kriegslust bezichtigt, so mag die Einfalt dieser Betrachtung damit entschuldigt sein daß auch andern grundgescheuten und geriebenen Leuten, wie Bignon und Thiers, ähnliche Naivetäten in Menge begegnet sind.

In derselben Zeit um die Mitte Septembers, erhält denn Joseph auch schon die speciellsten Weisungen wie er sich im Fall eines Kriegs zu halten und seine Kräfte zu vertheilen hat. „Ich wiederhole es, Sie verderben Ihre Angelegenheiten, wenn Sie diesen Brief andere Leute lesen lassen. Ich bin gewohnt immer drei bis vier Monate vorher zu rechnen was ich thun soll, und ich rechne dann auf den schlimmsten Fall." Dann am 20. September: „Lesen sie wiederholt

die letzten Briefe von mir durch, und vollziehen Sie meine Anordnungen unmerklich, aber unverrückt. Im Augenblick wo das Gerücht der Rüstungen nach Neapel kommen wird, sagen Sie, man werde sich verständigen, und bei der Nachricht der ersten Feindseligkeiten sagen Sie, es geschehe in Verabredung mit England, um Preußen zur Herausgabe Hannovers zu zwingen." — „Haben Sie übrigens keine Sorge; Sie werden meine Ankunft bei der Armee und den Anfang der Feindseligkeiten zugleich mit der Nachricht von meinen Siegen hören." Wie dann der Sieg wirklich erfochten ist, klingt aus seinen Briefen der Uebermuth der Bulletins von 1806 hervor. „J'ai écrasé", heißt es da am 25. October, „la monarchie prussienne; j'ecraserai les Russes, s'ils arrivent. Je ne crains pas davantage les Autrichiens." Und doch kann man aus derselben Correspondenz das unfreiwillige Geständniß herauslesen daß eine erste Niederlage seine Filialkönigreiche über den Haufen geworfen haben würde. Von Berlin mitten in seinem Siegesjubel beschwert er sich bei Joseph daß die neapolitanischen Zeitungen von nichts als Mord und Todtschlag erzählten; das gebe ja nur den Feinden Waffen in die Hand. Die Welt sollte natürlich nicht erfahren wie es dort im Süden mit der Ordnung und Macht der Regierung beschaffen war. „Défendez qu'on n'imprime désormais que ce qui est important."

So bildet denn auch die Correspondenz Beider zu den Siegen von 1806 die Kehrseite. Josephs Briefe sind erfüllt mit Klagen über seine Mittellosigkeit, den Mangel an Geld, die Unzulänglichkeit der Truppen; Napoleon kommt immer wieder auf sein altes Thema zurück daß man eben in Neapel das Regieren nicht verstehe, und schlägt es rund ab neue Zuschüsse an Geld oder Truppen zu leisten. „Die Rüstungen die ich mache, gestatten mir nicht so große Geldmittel außer Landes zu schicken." Diese Filialkönigreiche waren also in der sonderbaren Lage mit ihrer ganzen Existenz an Frankreich gebunden und dem französischen Interesse verpfändet zu sein; wollten sie aber Unterstützung von dem Feudalherrn, so berief sich dieser auf sein französisches Interesse, und verwies sie auf ihre eigenen Hülfsmittel. Joseph läßt dieß unnatürliche Verhältniß deutlich genug durchblicken; selbst ein so guter Bonapartist wie der Herausgeber macht auf den Widerspruch in Napoleons Aeußerungen aufmerksam. Gleichwohl war die Verlegenheit so dringend, daß sich Napoleon während des polnischen Feldzugs doch entschließen mußte etwas Geld für Neapel anzuweisen. Aber er macht

seinem Aerger in bittern Vorwürfen gegen Joseph, seine Minister und seine Armee Luft; er vergleicht die Mühen und Entbehrungen unter denen er im Osten den Krieg führe, mit der Lage der Truppen in Neapel. „Wir fechten in Schnee und Koth, ohne Brod, ohne Wein, ohne Branntwein, nähren uns von Kartoffeln und Fleisch, machen lange Märsche und Contremärsche ohne Erholung, müssen uns mit dem Bajonnet schlagen, oft im Kartätschenfeuer; es ist daher ein schlechter Scherz uns mit der Armee in Neapel zu vergleichen, die den Krieg im schönsten Lande führt, wo man Brod, Wein, Oel, Tuch, Leintücher, Gesellschaft und selbst Weiber hat." Er spricht dann von dem Kampf gegen Kosaken und Kalmüken, gegen den der Krieg in Süd-Italien eine Kleinigkeit sei — obwohl Joseph darauf erwiedern konnte daß der Krieg gegen Räuber- und Mordbanden, gegen Stilette, Verschwörungen und Attentate just auch nicht zu den angenehmeren Arten der Kriegführung zu rechnen sei.

Auch die bürgerliche Verwaltung seines Bruders wird einer strengen Kritik unterzogen; kein Edict, keine Proclamation, selbst kein officieller Zeitungsartikel entgeht ihm, während er in Polen den Krieg führt. Da hatte z. B. Joseph dem Edict welches einen Theil der Klöster aufhob, eine Einleitung vorangeschickt, worin die religiösen und politischen Gründe kurz zusammengefaßt waren aus denen die Klöster nicht mehr wie früher ein unentbehrliches Bedürfniß des kirchlichen Lebens seien. Möglich daß an diesem Werk Röderer, Mitglied der Constituante von 1789, nicht ganz unschuldig war. Genug Napoleon ist damit im höchsten Grad unzufrieden; das sei eine rein philosophische Deduction, und die gehöre nicht hierher. Man hätte eher in die Anschauung der Mönche selbst eingehen und von da aus die Aufhebung motiviren sollen. Denn „man erträgt widerwärtige Dinge eher von einem Gleichgesinnten als von einem der eine entgegengesetzte Meinung äußert." Man hätte etwa sagen sollen, die zu große Zahl der Mönche erschwere ihre Existenz, und doch erfordere die Würde des Staats daß sie leben könnten; man habe daher einen Theil abgeschafft, aber die übrigen bestehen lassen, weil sie für den Gottesdienst nothwendig seien. „Ich sage Ihnen das als allgemeinen Grundsatz. Ich habe eine schlechte Meinung von einer Regierung deren Edicte alle von Schöngeisterei eingegeben sind; die Kunst ist daß jedes Edict den Styl und das Gepräge des Mannes vom Handwerk an sich trage. Ein unterrichteter Mönch z. B. der für die Aufhebung der Klöster

gewesen, hätte sich gewiß so nicht ausgedrückt. Die Menschen ertragen das Uebel leichter, wenn man ihnen die Insulte erspart, und es sich nicht zeigt daß die Feinde des Staats den Schlag geführt haben. Nun bestehen aber die Feinde des Mönchstaats eben in den Leuten von der Literatur und in den Philosophen."

Diese eine Probe könnte schon zur Genüge zeigen mit welch durchdringender Schärfe er auch den kleinsten Fehlgriff ins Auge faßte. Der Brief der sich eine ganze Seite lang mit dem Edict über die Klöster in Neapel befaßt, ist fern an der Weichsel während der Vorbereitungen zur Schlacht bei Friedland geschrieben, und solcher Schreiben liegen viele vor. Aus Königsberg, zur Zeit des Tilsiter Abschlusses, macht er seinem Unmuth über den Unverstand der officiellen Blätter Luft. Sie hatten fortgefahren die räuberischen Einfälle und Guerillaskämpfe in Calabrien mit großer Wichtigkeit zu behandeln; sie hatten zudem aufgefangene Briefe König Ferdinands abdrucken lassen. Beides verdrießt den Kaiser in gleichem Maß; wiederholt ermahnt er von diesen Dingen der Welt gegenüber nicht viel Aufhebens zu machen. „L'art de votre position est, au contraire, de n'en parler jamais." Auch die Finanzverwaltung gefällt ihm nicht; es sei dabei zu viel Theorie und Speculation, um derenwillen ihm Röderer von jeher verdächtig war. Es sei nicht gut ohne lange Erfahrungen in den Staatsfinanzen eine Aenderung vorzunehmen; nun habe man in Neapel mitten im Krieg schon damit begonnen. „Es thut mir leid," lautet der classische Schluß des Briefs, „daß Sie nicht dieselbe Art zu denken haben wie ich. Ich betrachte die Gelehrten und die Leute von Geist wie Coketten; man muß sie sehen, mit ihnen plaudern, aber die einen so wenig zu Frauen wie die andern zu Ministern nehmen." Dieselbe Klage kehrt in mancherlei Variationen wieder; er spricht wohl einmal von der „metaphysischen" Verwaltung der neapolitanischen Finanzen und „l'argent cependant est une chose très-physique." Diese Angriffe bringen denn Joseph etwas in Harnisch; er sagt dem Kaiser mit dürren Worten: der Groll der Leute die Röderer bei ihm anschwärzten, stamme einfach daher daß Röderer eben ein abgesagter Feind des Stehlens sei. Er rechnet ihm dann in Zahlen vor welche Schuldenmasse er angetroffen, welche Lasten man ihm aufgebürdet (das Kriegsbudget nahm allein ungefähr fast 70 Procent der Einnahmen weg), und wie wenig die Hülfsquellen des Landes hinreichten mit einemmal allen diesen Nöthen abzuhelfen. Napoleons Taktik sich diese

Forderungen vom Leib zu halten war höchst merkwürdig. Verlangte Joseph Truppen, so rechnete er ihm vor daß er 55 bis 60,000 Mann, also im Grunde mehr als genug habe; forderte dann Joseph Geld um diese Sechzigtausend zu bezahlen, so wußte ihm Napoleon zu beweisen daß er im Grunde nur für 20 bis 25,000 Mann zu sorgen habe. Diese wunderbare Rechenkunst mußte am Ende auch einen so geduldigen Mann wie Joseph Bonaparte zur Verzweiflung bringen, und auch der Herausgeber findet die Art des Kaisers seltsam.

Wir gehen nicht weiter in die Einzelheiten der Correspondenz ein, so weit sie sich auf die innern neapolitanischen Dinge und was damit zunächst zusammenhängt bezieht. Ueber die römische Expedition von 1808, über ein Unternehmen auf Sicilien und besonders über den Zug gegen Corfu, auf welchen Napoleon den allergrößten Werth legte, finden sich dort lehrreiche Mittheilungen. Namentlich gewährt die mißlungene Expedition gegen Corfu ein charakteristisches Interesse; sie lehrt uns den passiven Gehorsam und die Unselbständigkeit der Bonaparte'schen Könige in ihrer nachtheiligen Wirkung für Napoleon selber kennen. Es war einer der Fälle wo die Ueberspanntheit der Maschine, der Mangel jeder selbständigen Action der Untergebenen und die blinde Abhängigkeit von den Willen eines Einzigen am meisten dazu beitrug das Mißlingen zu verschulden.

Die letzte Gruppe der Actenstücke welche den größten Theil des vierten Bandes einnimmt, bezieht sich auf Spanien. Joseph war von der Katastrophe von Bayonne fast ebenso überrascht wie die übrige Welt. Er hatte im December 1807 eine Zusammenkunft mit dem Kaiser in Venedig gehabt, wo Napoleon wohl davon sprach: Familienverwickelungen in Spanien könnten zu Ereignissen führen die er fürchte; aber er hatte auch hinzugefügt daß er Arbeit genug habe, und eine Verwickelung in Spanien nur den Engländern zu gute kommen könne. Von Verabredungen die bereits damals mit Rußland stattgefunden haben sollen, namentlich dem angeblichen geheimen Theilungsvertrag zu Tilsit, weiß Joseph nichts; auch in der Correspondenz des Kaisers findet sich nur eine Andeutung die auf solch' eine frühere Verabredung schließen ließe. „Heute morgen", schreibt Napoleon am 28. Jul. 1808, „hab' ich Neuigkeiten aus Rußland vom 9. und Briefe vom Kaiser erhalten; die spanische Sache war dort schon sehr alt, und alles hatte sich geordnet." Die erste Hindeutung auf die spanischen Dinge findet sich in einem Brief des Kaisers vom 31. März; er schrieb ihm im

strengsten Geheimniß das Einrücken der Franzosen in Madrid, die Palastrevolution in Aranjuez, und daß er den neuen König Ferdinand VII. nicht anerkannt habe. „Es wäre sehr möglich, fügt er hinzu, daß ich von einem Augenblick zum andern nach Madrid ginge." Also nach Madrid! Man sieht, Joseph selbst ward erst allmählich in das dunkle Gewebe daß sich vorbereitete eingeweiht. Napoleon geht dann nach Bayonne, und von dort erhält Joseph einen Brief vom 18. April, worin es heißt: „Es wäre nicht unmöglich daß ich Ihnen in fünf oder sechs Tagen schreibe sich nach Bayonne zu begeben. Sie werden das Commando der Truppen dem Marschall Jourdan, und die Regentschaft des Königreichs überlassen wem Sie wollen. Ihre Frau würde zu Neapel bleiben, die Relais würden in diesem Fall vorbereitet sein; indessen bis jetzt ist noch alles ungewiß." Am 11. Mai schreibt dann der Kaiser genaueres über die Vorgänge in Bayonne, meldet die Abdankung der spanischen Bourbons, und fügt die lakonischen Worte hinzu: „Die Nation verlangt durch das Organ des Raths von Castilien einen König von mir. Ich bestimme Ihnen diese Krone." Joseph soll sich nun auf den Weg machen, aber noch geheim halten was seiner wartete. Daß erst so spät die entscheidende Weisung erfolgt ist, das stimmt, wie auch der Herausgeber zugibt, zu der von anderer Seite aufgestellten Behauptung: der spanische Thron sei erst Louis Napoleon angeboten und von ihm unumwunden abgelehnt worden.

Nach dem Bild das sich der Leser aus Josephs Briefwechsel von der Persönlichkeit des Königs entworfen, bedarf es kaum der Bemerkung daß er nur aus jener willenlosen Unterwürfigkeit die sein Verhältniß zu Napoleon bezeichnet, nicht aus Neigung den Befehl des Bruders folgte. War das Regieren an und für sich eine Sache zu der ihn mehr die äußern Verhältnisse als innerer Beruf und Antrieb hinführten, so war die Krone Spaniens vollends am allerwenigsten dazu angethan seinen Ehrgeiz herauszufordern. Gleich jetzt auf der Reise nach Bayonne sprach er sich gegen einen vertrauten Lehrer und Freund sehr unzweideutig darüber aus; seine Bemerkungen beweisen wieder daß sein schlichter, natürlicher Verstand die Dinge richtiger beurtheilte als das verblendete Selbstvertrauen des Kaisers. „In Neapel, so lautete Josephs Betrachtung, hat man eine rechte Nationalität im Grunde nie gekannt: nach einander von Deutschen, Spaniern, Franzosen erobert, hat man sich nie viel um die Abstammung der Herren bekümmert, wenn nur sonst der Zustand den Gewohnheiten des Volks

entsprach. Da ich nun ihre Apathie etwas aufgeregt, der Verwaltung mehr Nerv gegeben und einige Ordnung hergestellt habe, war man mir dankbar, und hat mir so viel Zuneigung geschenkt wie dem vertriebenen König und seinem Minister gränzenlosen Haß. In Spanien wird es anders sein; ich werde mich meines Titels ein Fremder zu sein nie so sehr entäußern können, daß nicht genug übrig bleibt um mir den Haß eines Volkes zuzuziehen das stolz und in Ehrensachen kitzlich ist, eines Volks das keine andern Kriege kennt als Unabhängigkeitskriege, und das vor allem den französischen Namen verabscheut."

Die Vorgänge von Bayonne sind anderwärts zur Genüge verhandelt, und, wenn man die frühern Erzählungen durch die Berichte von Lefebvre und Thiers ergänzt, wohl jetzt mit aller wünschenswerthen Vollständigkeit aufgehellt; die ersten Rückschläge in Spanien, das Mißgeschick der französischen Waffen, namentlich die Katastrophe von Baylen, das alles findet an dem Herausgeber einen fleißigen Bearbeiter der namentlich den letzten Punkt einer genauern kritisch militärischen Erörterung unterwirft. Aus der Correspondenz ergibt sich daß Joseph von Anfang an die Dinge mit der ganzen Scharfsichtigkeit eines ängstlichen, vorsichtigen Charakters richtig beurtheilte. Es kam sonst mancherlei zusammen was auch ihn hätte in optimistische Täuschungen einwiegen können. Da liegt ein Brief Karls IV. an seinen Sohn vor, der, wenn man die Stimmung der Nation nach der des Königs bemessen wollte, die Sache wie eine leicht zu lösende dynastische Verwickelung erscheinen ließ. Da findet sich, damit diesem Namen auch keine Art von Schmach erspart bleibe, ein Brief von Ferdinand VII. vor, worin sich der Sohn Karls IV. mit zudringlicher Geschäftigkeit beeilt Sr. katholischen Maj. dem König Joseph den Eid als spanischer Unterthan zu leisten. „Wir sehen," schreibt er, „unsern eifrigsten Wunsch, der auf das Glück dieser spanischen Nation gerichtet war, jetzt erreicht durch die Thronbesteigung eines Fürsten dessen Tugenden ihn den Neapolitanern so theuer gemacht haben." Auch von Romana liegt aus Fünen ein Schreiben voll Huldigungen vor; doch war das wohl nur eine Kriegslist. Indessen alles dieß vermochte Joseph nicht in Sorglosigkeit einzuwiegen; während Napoleon auch jetzt noch seine Zuversicht nicht verlor, vielmehr nach dem Siege bei Medina de Rio Secco sich des Erfolgs so sicher wie je glaubte, sind Josephs Briefe von Anfang an voll trüber Kassandrischer Weissagungen. Im Augenblick seines Einzugs schrieb er schon (12. Jul.): „Niemand hat bis jetzt

Ew. Majestät die ganze Wahrheit gesagt; Thatsache ist daß sich kein einziger Spanier für mich ausspricht, die wenigen ausgenommen die der Junta beigewohnt haben und die mich begleiten." Er wiederholt dieselben Klagen mit größerem Nachdruck wenige Tage später, verwahrt sich gegen die Unterstellung es sei Furcht die ihn so stimme. „Ich bin nicht erschreckt über meine Lage, aber sie ist einzig in der Geschichte, denn ich habe hier nicht einen einzigen Anhänger."

Daß diese Vorstellungen doch nicht ganz ohne Eindruck auf Napoleon blieben, beweisen dessen Briefe an Joseph. Ungeachtet seiner Siegeszuversicht, ist doch sein Ton ein ganz anderer geworden; die herrische, hofmeisternde Art ist nicht mehr zu hören, und auch das Brennen, Sengen und Füsilliren erscheint ihm bei den Spaniern offenbar als kein so unfehlbares Mittel wie gegenüber den Neapolitanern. „Sie müssen, räth er Joseph, der Junta von dem Schmerz sprechen welchen Sie über die Unruhen in Spanien empfinden; Sie müssen den Wunsch durchblicken lassen sich bald in die Mitte Ihrer neuen Unterthanen zu verfügen, um alle Interessen zu versöhnen und Ihre Regierung durch Acte der Verzeihung und Milde zu beginnen." Wie dann Joseph den spanischen Boden betreten hat und ihm seine verzweifelnden Schilderungen von der Stimmung dort nach Bayonne sendet, sucht er ihn mit dem Trost zu beruhigen, es sei in Spanien eine ansehnliche Partei für ihn, sie sei nur jetzt eingeschüchtert. Aehnlich wie er 1813 Stein als „object du mépris de tous les honnêtes gens" in Deutschland bezeichnet, so sind es auch jetzt schon die nämlichen „honnêtes gens" aus denen diese Partei bestehen soll. „Sie müssen es," meint er, „nicht so außerordentlich finden Ihr Königreich zu erobern. Philipp V. und Heinrich IV. haben das auch thun müssen. Sei'n Sie gutes Muths; lassen Sie sich nicht davon angreifen, und zweifeln Sie keinen Augenblick daß die Sachen besser und schneller endigen werden als Sie glauben."

Die Rollen scheinen vertauscht zu sein; der siegesstolze Imperator spricht ganz in diesem begütigenden Ton zu seinem Bruder, der schüchterne Joseph wird ungeduldiger und trotziger als er es je in Neapel gewagt hatte. Er klagt bitter über das Benehmen der französischen Generale, namentlich Savary's; „hat er oder ich, fragt er, zu befehlen? In meinem Alter und meiner Lage kann man Rathgeber, aber keine Hofmeister mehr neben sich haben. Ew. Maj. mögen thun was Sie wollen; aber der Raum ist zu groß als daß ich mich durch

schonende Zurückhaltung verderben sollte, die jetzt nicht mehr an der Zeit ist." Vergebens ruft ihm der Kaiser wieder sein „soyez gai", „ayez courage" zu, Joseph wird immer widerhaariger. Er klagt die französischen Feldherren wegen ihrer Haltung bei dem Madrider Aufstand vom 2. Mai an, tadelt ihre Grausamkeit, ihre Dieberei, und beruft sich fast triumphirend darauf daß bis jetzt alle Ereignisse seine Voraussagungen bestätigt hätten. „Die ehrlichen Leute", schreibt er am 24. Jul. bitter, aber wahr, „wollen so wenig von mir wissen als die Schurken. Nein, Sire, Sie sind im Irrthum; Ihr Ruhm wird in Spanien Schiffbruch leiden." Er schildert ihm die Auflösung der Truppen, die Hinfälligkeit der jungen Conscribirten; „diese Bemerkungen, fügt er hinzu, sind nicht schmeichelhaft, aber sie sind wahr." Wohl erklärt er sich bereit mit dem Kaiser nun zum äußersten auszuharren; er will, was auch kommen mag, nicht über den Ebro zurück. Aber er sagt auch fast im nämlichen Athem: jedes politische Abkommen, welches das Schicksal Spaniens verändern würde, ist mir recht.

Solcher Aeußerungen ließe sich eine ganze Reihe aufführen; alle Briefe Josephs sind voll davon. Seine Schilderungen sind lebendig, anschaulich, von einer Energie des Ausdrucks die sich in keinem seiner Briefe aus Neapel findet; die Schreiben des Kaisers erscheinen dagegen in ihrem begütigenden Ton fast matt. Er hat den Gründen des Bruders allerdings nichts entgegenzusetzen als den Aberglauben auf sein altes Glück, die Tradition seiner Unüberwindlichkeit. „Ich werde", schreibt er am 31. Jul., „in Spanien die Säulen des Hercules, aber nicht die Gränzsteine meiner Macht finden." Der einzige Grund den er Joseph fast in jedem Brief entgegensetzt, ist die Zuversicht auf Rußland: Kaiser Alexander sei mit allem einverstanden. Aber darin liegt doch schon das Geständniß: daß auf die Dauer des Bundes mit Rußland die ganze Existenz seiner Macht gestellt war. Nun erfolgten die unerwarteten Schläge in Andalusien, das Mißgeschick Duponts, die Capitulation von Baylen, die zuerst wieder den Zauber der Unbesiegbarkeit Bonaparte'scher Heere gebrochen hat. Noch dringender spricht er nun dem Bruder Muth zu, verspricht ihm mächtige Verstärkungen, sucht ihn fast in zärtlichem Ton zu beschwichtigen. „Sie glauben nicht, mein Freund, wie schmerzlich es mir ist Sie in Ereignisse verwickelt zu sehen die Ihrer Gewohnheit ebenso sehr wie Ihrem natürlichen Charakter widersprechen." Auch der unbefangene

Leser wird nicht umhin können mit Joseph ein billiges Mitgefühl zu empfinden; er will nicht vor dem Kampf zurückweichen, er lehnt jede Unterstellung als sei er persönlich um sich besorgt, entschieden ab, allein es drückt auf ihn doch das Gefühl in diese heillose Geschichte wider seinen Willen verflochten zu sein, und er verhehlt seinen Wunsch nicht, wenn alles zu Ende sei, lieber diese mit Blut befleckte Krone gegen die bescheidenere in Neapel zu vertauschen. „Ein Fürst Ihres Hauses", sagt er, „wird sich auf diesem Thron nicht behaupten können, wenn er die Spanier nicht so behandelt wie diese einst die Unterthanen des Montezuma behandelt haben. Ich will alles sagen: es ist das auch gar nicht mehr im Interesse Frankreichs; wenn dessen Gold und Blut auf diese Eroberung verwendet wird, so ist es billig daß Frankreich daraus Vortheil ziehe und sich für solche Verluste entschädige; denn es werden 200,000 Mann Franzosen nöthig sein um Spanien zu erobern, und hunderttausend Schaffotte um den Thron des Fürsten zu behaupten der verurtheilt ist über dasselbe zu herrschen. Nein, Sire, man kennt dieß Volk nicht; jedes Haus wird zu einer Festung werden; nicht ein Spanier wird für mich sein, wenn man es erobern will, selbst die wenigen die noch um mich sind, werden mich verlassen. Zweitausend Domestiken sind auf einmal aus meinem Dienst gegangen, trotz der hohen Gehalte die ich ihnen gab; wir finden keinen Führer, keinen Kundschafter. Vier Stunden vor der Schlacht bei Rio Secco wußte Bessières nicht wo der Feind war; jeder der Ihnen anders schreibt oder spricht, der lügt oder hat keine Augen."

Diese interessanten Mittheilungen, denen einige Urkunden von Werth angehängt sind, werden durch den Schluß des vierten Bandes unterbrochen; wir dürfen wohl erwarten daß die noch fehlenden Theile des Anziehenden und Wichtigen noch vieles bringen werden.

5ter bis 9ter Band.

(Allgemeine Zeitung 26. u. 27. Juni 1854 Beilage Nr. 177 u. 178.)

Es ist über die ersten Bände dieser Quellensammlung früher in diesen Blättern Bericht erstattet, und an charakteristischen Proben der Werth des Briefwechsels für die genauere Kenntniß des Bonaparte'schen Wesens nachgewiesen worden. In dem Zeitabschnitt den die vier ersten Bände behandelten, von Joseph Bonaparte's Jugendzeit an bis zu seiner unfreiwilligen Verpflanzungen auf den spanischen

Thron, ist, wie wir uns erinnern, die Correspondenz am ausgiebigsten gewesen für die Jahre 1805 bis 1808, die Zeit des Josephinischen Königthums in Neapel. Für das Napoleonische System in seiner Universalität, seiner despotischen Gewaltthätigkeit und Ueberspannung mögen sich wenig bezeichnendere Documente auffinden lassen, überhaupt die Eigenthümlichkeit des Imperators sich kaum irgendwo plastischer hervorheben als in den merkwürdigen Briefen, die Napoleon damals an seinen ältesten Bruder schrieb, und welche die wahre Perle dieser Sammlung bilden. Neben der wohlwollenden und weichen Persönlichkeit Josephs, seiner enger begränzten, aber nicht unverständigen Weise die Dinge anzusehen, tritt doppelt gewaltig und eindrucksvoll die eherne Natur des kaiserlichen Bruders in den Vordergrund, die allen den bürgerlichen und menschlichen Anwandlungen, welche die Seele des Bruders bewegen, sich als unzugänglich erweist.

Die fünf folgenden Bände, von denen wir heute kurzen Bericht geben wollen, behandeln alle einen und denselben Stoff: die Zeit von Josephs spanischem Königthum. Zu den schätzbaren Aufschlüssen über die Geschichte des spanischen Unabhängigkeitskampfes, die uns von britischer Seite geworden sind, kommt hier eine französische Quelle, die uns in die innersten Vorgänge des Josephinischen Königspalastes und in die Kriegsleitung der Franzosen genau einführt, deren Mittheilungen demnach, im Zusammenhang mit dem bereits Vorhandenen, den Geschichtschreiber der spanischen Dinge von 1808 bis 1814 in Stand setzen eine lichtvolle und auch im Detail überall genügende Darstellung zu geben. Wir denken uns namentlich daß für den militärischen Bearbeiter zur Aufhellung aller wesentlichen Partien die französische Correspondenz willkommen und zur vollständigen Erkenntniß der einzelnen Vorgänge und ihrer Beweggründe von wesentlichem Nutzen sein wird. Ueberschlägt man den Eindruck des Ganzen, so wird freilich nur in allen einzelnen Momenten bestätigt, was aus britischen wie französischen Quellen als Resultat geblieben war: die Ohnmacht König Josephs, die Zwietracht der Generale unter sich und ihr Ungehorsam gegen den königlichen Chef, der bei allen sonst lobenswerthen Eigenschaften sich zu wenig als Soldat und Feldherr bewährt hatte um den Marschällen des Kaisers imponiren oder befehlen zu können.

Die Stellung König Josephs war von Anfang an schief und unglücklich; sein einziger Fehler, den er bitter genug büßen mußte, war seine allzugehorsame Devotion gegen den kaiserlichen Bruder, die ihn

bewog sein häusliches und persönliches Behagen einer Stellung zu opfern die ihm keinen Augenblick ungetrübter Befriedigung gewährt hat. Wir erinnern uns aus den früheren Bänden wie richtig er vom ersten Moment an die spanische Verwickelung beurtheilt hatte; sein schlichter, bürgerlicher Verstand leitete ihn dabei viel besser als den Kaiser sein Aberglaube an die eigene Unfehlbarkeit. Darum scheint ihm von Anfang an die spanische Lage ganz verzweifelt, darum bittet er im dringendsten Ton abzustehen von dem unglücklich Begonnenen, darum ist er jeden Augenblick bereit diese Krone hinzugeben, von der ihm eine sichere Ahnung sagt daß er sie nie ruhig und unangefochten besitzen werde. Wohl liegt der Gedanke nahe, und hat auch nicht selten die Beurtheilung Josephs bestimmt, daß es doch einen eigenen Reiz gewähren müsse das König sein oder König spielen, wenn alle Mühen und Seelenqualen die Lust an diesem erborgten Purpur nicht verderben konnten! Allein diese Auffassung wäre unbillig gegen den ältesten Bruder Napoleons. Seine Lage in Spanien war so beschaffen daß sie auch die eingewurzeltste Leidenschaft für den Besitz einer Krone hätte curiren können, und aus allen Briefen Josephs spricht unverblümt und aufrichtig das Geständniß heraus daß er nur bleibt weil es ihm so befohlen ist. Diese willenlose Hingebung an das Gebot des Allgewaltigen — eine Eigenschaft die der Exkönig von Spanien übrigens mit den meisten theilte die unter Napoleons Einfluß standen — dieß Sichentäußern des eigenen bessern Urtheils und Willens läßt allerdings eine große, heroische Seele nicht zu, und niemand wird dem Schicksal Josephs ein tragisches Interesse abgewinnen können. Aber eine menschliche Theilnahme kann man dem Mann nicht versagen der, von dem Zauber der Ueberlegenheit Napoleons beherrscht, einer Sache dient die von seiner eigenen bessern Ueberzeugung verdammt wird, deren Erfolg ihm unmöglich oder nur mit den traurigsten Opfern zu erkaufen scheint, und für die er gleichwohl sein stilles Lebensglück, alle seine innersten Neigungen ohne Aussicht auf Ersatz hinzugeben verurtheilt ist.

Die Capitulationen von Baylen und Cintra waren der Wendepunkt des Napoleonischen „Gestirns" geworden; sie enthüllten erst den ganzen Abgrund des Kampfes, den man ebenso leichtsinnig als gewissenlos zu Bayonne angefacht. Nun galt es eine Krone mit Strömen Blutes zu erobern — eine von vornherein unselige Aufgabe für einen Mann wie Joseph Bonaparte, der wohl die Neigungen eines

königlichen Mäcenas, aber nicht die stählernen Nerven eines Mannes besaß, dem der Thron auch dann noch lockend schien wenn der Weg zu ihm über Hunderttausende von Leichen führte. Unter den Generalen ohne Einfluß, kaum so viel beachtet als es der nothdürftigste Anstand erforderte, fühlte sich der aufgedrungene Nachfolger Ferdinands und Isabella's überall überflüssig, fast wie ein unbequemes hors d'œuvre betrachtet, von den Spaniern gehaßt, von den Franzosen nicht geliebt. Seine Briefe an den kaiserlichen Bruder werden nicht mehr mit jenen ausführlichen und ungezwungenen Ergießungen wie zu Neapel beantwortet; waren Napoleon die Kassandrischen Weissagungen Josephs unbequem, oder mußte er im Stillen eingestehen daß der Bruder so Unrecht nicht gehabt als er noch auf der Schwelle des spanischen Kriegs vom weitern Vorgehen abgemahnt — genug, er schrieb ihm jetzt nur in förmlichem Tone, gemessen, selbst wortkarg, ungefähr wie einem Mann gegenüber mit dem man gern vermeidet in weitläufige Discussionen einzugehen. Wohl aber läßt er ihn des Nöthigsten entbehren, und durch das Pariser Ministerium verordnen daß alle Kriegskosten außer dem Sold „Sr. katholischen Majestät zur Last fallen." „In diesen Worten, schreibt darüber Joseph an den Kaiser, liegt entweder eine große Unvernunft oder ein bitterer Hohn; denn Se. katholische Majestät haben kein Königreich, also auch keine Einkünfte und keinen Staatsschatz." Wir begreifen daß solche Ergüsse nicht nach Napoleons Geschmack waren; gegenüber den optimistischen Schilderungen von anderer Seite und den Illusionen die er sich selber gern schuf, mochten diese essigsauren Wahrheiten des Bruders sehr widerwärtig klingen — obwohl offenbar der Bruder der einzige Mensch ist der von Anfang bis zu Ende dem Kaiser die volle und ganze Wahrheit über Spanien schonungslos vor Augen gelegt hat. Die kaiserlichen Schreiben beobachten fast durchweg die Taktik dergleichen, wie wenn es nicht gesagt wäre, unbeantwortet zu lassen; in der Regel wird nur der militärische Theil der Correspondenz durch eine Erwiederung geehrt. Er liest ihm bei solchen Anlässen wohl ein kurzes strategisches Collegium (es sind Bd. V. 98 f., 104 f. ein paar sehr charakteristische Stücke dieser Art mitgetheilt), aber er schwatzt nicht mit dem Bruder wie in den neapolitanischen Zeiten. Es ist verstimmt, man weiß in der That nicht ob mehr über Spanien oder über Joseph selbst; nur das leuchtet ein daß der mißvergnügte Bruder mit seinen bittern Wahrheiten, seinen Klagen über die ungehorsamen Generale, seinen nicht selten eintreffenden Pro-

phezeihungen wenig dazu angethan war jene Verstimmung zu beseitigen. Daß Joseph in sehr vielen Fällen richtiger sah und bessern Rath gab, geht aus der Correspondenz ebenso unzweifelhaft hervor wie daß z. B. Thiers seinen Helden, den Kaiser, auf Kosten des Bruders in unbilliger Weise verherrlicht hat.

Noch war man weit davon entfernt auch nur das nördliche Spanien ungestört behaupten zu können, und schon erwuchs ein neuer Hader über die Art wie man das Land behandeln und regieren solle. Wenn es noch eines Beweises bedürfte wie hart und unerbittlich die Franzosen in dem Lande hausten, wenn für ihre Erpressungen, Räubereien, Executionen u. s. w. nicht die übrigen Quellen ausreichten, so wäre hier aus ihrem eignen Munde noch ein vollgültiges Zeugniß geliefert das dem Herausgeber der Correspondenz selber das Geständniß abgepreßt hat: von Anfang an habe man sich gegen Spanien nicht so benommen daß ihm ein französischer Prinz jemals als König hätte genehm sein können. Auch hier stand Joseph wieder in der Opposition. Während sein Bruder die Miene annahm das Land als erobertes behandeln und in unweiser Unersättlichkeit Stücke davon losreißen zu wollen, stand Joseph für die Integrität der erst zu erobernden Krone ein; indeß die Franzosen jede Ausschweifung für erlaubt hielten, nahm sich Joseph mit ehrenwerther Wärme des Landes an, dessen König er dem Namen nach war. Schon das ward ungern in Paris gesehen; wie nun gar Joseph Miene machte sich zu hispanisiren, Spanier anzustellen, den Nationalgewohnheiten zu schmeicheln, war seine Ungnade entschieden. Man setzte ihn absichtlich beiseite; er selber beklagt sich bitter daß man ihn, statt auf den Posten der Ehre, hinter die Front der französischen Truppen schicke. „Ich sehe, schreibt er einmal, alle Unordnungen, aber ich kann keine verhindern. Gestern und seit vier Jahren hab' ich eine Armee commandiren können, heute hab' ich nicht einmal so viel Autorität als ein Unterlieutenant. Verdiene ich durch meinen Charakter die Fabel der Armee in einem Lande zu sein wo ich König sein soll?" Seine Maßregeln und Organisationen muß er durch kaiserlichen Befehl durchstrichen und Napoleonische Machtgebote an die Stelle gesetzt sehen. Da braust denn auch in seinem geduldigen Gemüth der Zorn ungestüm auf. „Die Schande, schreibt er (December 1808), bedeckt meine Stirn vor meinen angeblichen Unterthanen. Ich bitte Ew. Majestät den Verzicht auf alle meine Rechte an den Thron Spaniens annehmen zu wollen; ich werde immer Ehre und Redlichkeit höher halten als eine Gewalt die so theuer

erkauft ist." Manchmal gewinnen seine Aeußerungen eine epigrammatische Schärfe; oder konnte man die bonaparte'sche Art in Feindesland zu hausen bitterer kritisiren als er es in einem Brief vom Januar 1809 thut? „Der General Belliard", schreibt er, „verlangt monatlich 10,000 Frcs. für seine Tafel, ein anderer General achttausend, ein anderer meint man müsse ihn zu Madrid so halten wie in Preußen. Es gibt aber viele Leute, Hrn. v. Laforest mit eingeschlossen, die mich mit dem König von Preußen vergleichen, und die meinen man müsse mich so behandeln wie diesen überwundenen Feind."

Was Napoleon, wenn er sich noch hie und da ausließ, für eine Meinung hatte über die philanthropischen, versöhnlichen und hispanisirenden Ansichten seines Bruders, läßt sich erwarten; er ist hier wie zu Neapel der unabänderlichen Ueberzeugung daß das Hängen und Todtschießen ein gründliches Heilmittel gegen alle politische Gährungen sei. „Ich habe, schreibt er einmal, in Frankreich keine Ruhe gehabt und den ordentlichen Leuten kein Vertrauen eingeflößt als bis ich eines schönen Morgens zweihundert Aufwiegler fassen und deportiren ließ; seit der Zeit hat der Geist der Hauptstadt wie mit einem Schlag sich geändert." Die Reste der Mordbanden von 1793, die er nach der Höllenmaschine auf Schiffe packen und dort oder in Guyana zu Grunde gehen ließ, galten ihm also gleich mit der Erhebung der gesammten spanischen Nation! Oder ein andermal, als er selbst in Spanien ist, hält er dem Bruder als nachahmungswerthes Exempel das Verfahren vor das er selber den Empörern gegenüber einhalte. „Man hat alles gethan", schreibt er, „um die Begnadigung der verurtheilten Banditen zu erlangen; ich hab' es abgeschlagen, ich habe sie hängen lassen, und ich weiß daß man mir dafür Dank gewußt hat. Ich halte für nothwendig daß Ihre Regierung, namentlich am Anfang, etwas mehr Kraft gegen die Canaille zeigt; die Canaille liebt und achtet nur was sie fürchtet, und die Furcht der Canaille kann Ihnen allein die Liebe und Achtung der Nation erwerben." „Vor allem", fügt er hinzu, „lassen Sie es sich nicht an Geld fehlen; fordern Sie Anlehen von den Städten, den Körperschaften, den Provinzen." — Und in diesem Ton sind alle Rathschläge gefaßt; die empörte spanische Nation wird als Canaille betrachtet, requiriren, plündern, aufknüpfen sind nach seiner Ansicht die solidesten Mittel die französische Macht in Spanien fest zu begründen. Wie mußten da Josephs humane und versöhnliche Anwandlungen unbequem sein, zumal er unter allen Franzosen jenseits der Pyre-

näen der einzige war der sich dem brüderlichen System beharrlich widersetzte!

Die militärische Stellung König Josephs bildet eine fortgesetzte Leidensgeschichte. Von Paris aus erhält er Rathschläge, deren Schwäche unläugbar darin besteht daß sie weit entfernt vom Kampfplatz entworfen sind, die Schwierigkeiten der Lage unterschätzen und von der Intensivität des nationalen Widerstandes offenbar keine rechte Vorstellung haben. Die Marschälle selbst gehorchen Joseph und seinem militärischen Mentor Jourdan nicht; ihre Correspondenz legt eine soldatische Geringschätzung gegen den extemporirten königlichen Feldherrn an den Tag, die Napoleon selber mit nähren half. Denn wenn er auch officiell seinem Bruder eine überlegene Stellung anwies, die Marschälle erhielten ja doch zugleich die Weisung nur direct mit Berthier zu correspondiren, und man konnte es aus des Kaisers Mund mehr als einmal hören daß Joseph kein General sei. Der Eindruck der Thatsache daß Joseph nur Figurant sein solle, ließ sich in allen Kreisen spüren; mehr als einmal muß er sich über den frechen Uebermuth untergeordneter Personen beschweren, welche auch die Geduld des nicht zur Empörung gestimmten Spaniers ermüdeten, er bittet dringend ihm die „impertinence de ces petits personnages" vom Leib zu schaffen. Und welche Früchte trug das vielgepriesene System der Requisitionen, Plünderungen und gezwungenen Anlehen! Die Noth stieg auf's höchste, der arme König sah mit blutendem Herzen das Elend an, dem er nicht abhelfen konnte, das selbst zu mildern seine königliche Fürbitte zu ohnmächtig war. Seine Beschwerden wurden mit Gegenklagen von Paris beantwortet. „Ich sehe mit Bedauern", schrieb er im Februar 1809 an den Kaiser, „daß Sie über Madrid auf Personen hören die dabei interessirt sind Sie zu täuschen; Sie haben gegen mich kein volles Vertrauen, und doch ist ohne dieses meine Stelle nicht zu halten. Ich will nicht wiederholen was ich zu öfternmalen über den Zustand der Finanzen geschrieben habe; ich widme alle meine Kräfte von 7 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends den Geschäften; ich habe keinen Sou den ich jemanden geben könnte.... Ich bin das Ziel aller Klagen; ich habe alle Vorurtheile zu überwinden. Meine wirkliche Macht geht nicht über Madrid hinaus, und zu Madrid selbst bin ich täglich durch Leute gehemmt, die es verdrießt daß ihr System nicht mehr im Schwang ist. Man beschuldigt mich zu mild zu sein; jene Leute wären aber entehrt, wenn ich strenger sein und sie den Gerichten überliefern

wollte." Er schildert dann weiter das Elend wie es die Confiscationen hervorriefen, die Tausende von brodlosen Domestiken der sequestrirten Familien die in den Straßen von Madrid bettelten oder stahlen, und wiederholt daß ihm die moralische Organisation dazu fehle so in Spanien zu leben wie man ihm zumuthe. „Ich habe Sie, fügt er hinzu, oft sagen hören: jedes Geschöpf hat seinen Instinct, und soll ihm folgen. Ich will König sein so wie der Bruder und Freund Ew. Majestät sein soll, oder ich will nach Mortefontaine zurückkehren, und nichts verlangen als das Glück ohne Erniedrigung zu leben und mit ruhigem Gewissen zu sterben. Falsche Stellungen längere Zeit behaupten, das thun nur Thoren. Vierzig Jahre meines Lebens haben mir nur eines bestätigt: es ist alles eitel, es giebt nichts wahres als das gute Gewissen und die Achtung vor sich selber."

Für eine Lebensphilosophie dieser Art hatte Napoleon natürlich nur schlechten Trost zu bieten. Seine Klagen über den Mangel beantwortet er mit dem trockenen Bedauern: „Ich würde ihnen Geld schicken, wenn ich es selber hätte, aber meine Ausgaben sind ungeheuer, und die neue Aushebung kostet mich immenses Geld (Frühjahr 1809)." Als aber Joseph einmal sein Bedenken gegen eine Maßregel in das Motiv kleidete: es sei das gegen die Constitution, da fuhr er in heftigem Unmuth auf: „Sagen Sie mir doch ob die Constitution es auch verbietet daß der König von Spanien an der Spitze von 300,000 Franzosen steht, und daß die Besatzung französisch ist; ob die Constitution es verbietet daß der Gouverneur von Madrid ein Franzose ist, und ob die Constitution etwa festsetzt daß man in Saragossa ein Haus nach dem andern in die Luft sprengt? Ich muß gestehen diese Art die Dinge anzusehen ist kleinlich und niederschlagend."

Den Tendenzen der Versöhnlichkeit und Fusion mit den Spaniern die den Bruder bewegten, hält er fast höhnisch seine Weise die Dinge anzuschauen entgegen. „Dieser Anschein von Güte und Milde („*affiche* de bonté et clémence", schreibt der Kaiser sehr bezeichnend) führt zu nichts. Man wird Ihnen Beifall zurufen, so lange meine Heere siegreich sind; man wird Sie verlassen, wenn sie überwunden werden. Sie sollten doch die spanische Nation seit Ihrem Aufenthalt in Spanien und seit den Ereignissen die Sie gesehen, kennen gelernt haben. In Polizeisachen gebrauchen Sie die Leute die Ihnen nützlich sein können, wer sie auch sonst sein mögen, und gewöhnen Sie sich daran Ihre königliche Autorität als eine sehr kleine Sache anzusehen." Auf die

wiederholten Anerbietungen Josephs die Krone Spaniens ihm wieder zur Verfügung zu stellen, gab der Kaiser keine einläßliche Antwort; auch die großen Diebereien der Generale und Beamten, die Joseph angibt, finden keine weitere Besprechung in den kaiserlichen Erwiederungen. Wie schamlos dergleichen getrieben ward, dafür möge nur eine Stelle aus einem Briefe des Königs Zeugniß ablegen. „Seit einem Monat“, schreibt er im Junius 1809, „lasse ich in den Bergen, an der Gränze von Castilien und Estremadura Heerden von 7 bis 8000 Merinos verfolgen, die von Soldaten des ersten Armeecorps geführt werden; diese letztern sind für die Rechnung einiger Generale Schäfer geworden. Man entreißt so den Soldaten seiner Fahne, die Merinos ihren Eigenthümern.“ Dagegen ist Napoleon wieder mißvergnügt über die Art wie man im Hauptquartier des Königs den Krieg leitet, namentlich über die Aufrichtigkeit womit er die Zahl seiner Truppen in officiellen Erklärungen angab; er ertheilt ihm dafür einen Rath, den man jedem Leser Bonaparte'scher Bulletins und Geschichtsquellen nicht genug zur Beherzigung empfehlen kann. „Wenn man veranlaßt ist, sagt er, von seinen Streitkräften zu reden, so muß man sie bis zur Furchtbarkeit übertreiben, indem man die Zahl verdoppelt oder verdreifacht; dagegen muß man, wenn man von der Stärke des Feindes redet, dieselbe um die Hälfte oder ein Drittheil vermindern, denn im Krieg ist alles moralisch.“

Die Entfaltung größerer Truppenmassen nach dem Ende des deutschen Krieges gab den Franzosen im Jahr 1810 im ganzen ein unläugbares Uebergewicht; die Unterwerfung einzelner Gebiete, die Fortschritte im Süden, die scheinbare Ermüdung in der Insurrection selbst schien der Napoleonischen Sache den Sieg zu sichern. Joseph selbst, sonst in den spanischen Dingen kein Optimist, glaubte zu dieser Zeit, im Jahr 1810 und zu Anfang 1811, es sei ein Ende des furchtbaren Kriegs abzusehen. Aber greller als je schieden sich die Meinungen der beiden Brüder. Napoleon blieb dabei daß jeder Erfolg nur von den Bajonetten abhänge, daß alle Gedanken von friedlicher Versöhnung eitle Täuschung seien; er fuhr fort Contributionen zu verhängen, „denn der Krieg“, sagte er, „muß den Krieg nähren.“ Joseph verfocht ebenso eifrig sein System der friedlichen Mittel; er hob die Noth, die Erschöpfung, die moralische Ermüdung des Landes hervor, und meinte wenn man jetzt großmüthig und mild ihm gegenübertrete, seiner Noth steuere, so ließe sich mit zwanzig Millionen Francs und verständigen Maßre-

geln der Versöhnung ein dauernder Erfolg gewinnen. Joseph versicherte entschieden daß aufrichtige Bekehrungen leicht zu erlangen und eine allgemeine Umstimmung in der Nation zu erwarten sei. Er meinte: wenn man die Lasten verminderе, den Druck der doppelten Verwaltung, der spanischen und französischen, abnehme, und ihm selbst die Mittel gewähre sein königliches Wohlwollen thatkräftig an den Tag zu legen, dann würden die Spanier wohl ihren Ferdinand VII. vergessen. Und allerdings, wenn es nur diese Person gewesen wäre um die der Kampf sich drehte, mit vollem Recht. Was thut der legitime König, während sich Joseph mit einem edlen, wenn auch unfruchtbaren Wohlwollen der Interessen der Nation, der er aufgedrungen ist, eifrig annimmt? Ferdinand VII. schreibt demüthige Briefe an den Usurpator und bittet „Se. katholische Majestät“ um seine Vermittelung für eine Bonaparte'sche Heirath und — um die Ertheilung des neugegründeten spanischen Ordens!*)

Joseph war selbst in Frankreich gewesen, und mit der Hoffnung über die Pyrenäen zurückgekehrt daß seine Vorstellungen auf fruchtbaren Boden gefallen seien, und seine Rückkunft durch Concessionen im Sinn einer mildern und nationalen Politik bezeichnet werden würde. Aber diese Erwartung blieb unerfüllt, und der arme König, der in Spanien und in Frankreich sich gleich unmächtig fühlte, sah ohne Hoffnung, mit einer gewissen verzweifelten Resignation, dem weitern Verlauf der spanischen Dinge entgegen. „Ich sage es mit Bedauern“, schrieb er im September 1811, „aber es ist die Wahrheit, die Angelegenheiten gehen schlecht, sehr schlecht in Spanien. Es giebt so viel Despoten als es Gouverneure, Generale und Intendanten gibt. Jeder macht nach seiner Weise Gesetze; es ist nirgends Einheit und Zusammenwirken. Die in jeder Weise gehetzte, ermüdete, degoutirte Bevölkerung wird sich zum letzten Muth, dem der Verzweiflung aufraffen.“ Die Noth des Landes, den Mangel an Geld, an Credit, an Hilfsquellen jeder Art schildert er mit grellen Farben: „ich bin“, sagt er, „bewacht von Soldaten die nicht bezahlt sind, bedient von Beamten welche die Hälfte ihrer Zeit dazu anwenden müssen die Mittel des Lebensunterhalts zu suchen wovon ihre Familien den andern Tag existiren sollen. Es ist Thatsache daß in dieser Woche zu Madrid sechs Personen Hungers gestorben sind.“ Wiederholt bittet er den kaiserlichen Bruder, da er nichts

*) Bd. VII. S. 106 f.

mehr nützen könne, ihn auf sein Landgut nach Mortefontaine zurückkehren zu lassen. „Ohne Macht, ohne Geld, ohne Commando kann ich diese seltsame Rolle, für die ich nicht gemacht bin, nicht länger durchführen.“ Daß es ihm damit Ernst war, beweist jedes Blatt seiner Correspondenz aus den letzten Monaten von 1811 und dem Anfang des Jahres 1812. Und allerdings war seine Position eine ganz verzweifelte. Von Napoleon drohte fortwährend der gehässige Plan einer Zerstückelung Spaniens, von den Marschällen hatte Joseph Schimpf und Ungehorsam zu ertragen, ihm selbst fehlten die nöthigsten Mittel zum Leben, und es umgab ihn, zumal in den Wintermonaten von 1811 auf 1812, eine Hungersnoth und ein Elend das ihn fast aus der Hauptstadt wegtrieb. Der Kaiser hat auf alle diese Klagen keine Antwort; er beschränkt sich in seinen Briefen auf militärische Erörterungen. Wie zum Trost für all den Jammer den der Schattenkönig Spaniens ertragen mußte, wurde Joseph nun zum Chef der Armee ernannt, und damit eine Quelle neuer Widerwärtigkeiten eröffnet. Denn es bedarf wohl kaum der Bemerkung daß die Marschälle, namentlich Soult und Marmont, sich weder von Joseph noch seinem militärischen Mentor Jourdan commandiren ließen; es wuchs also dem König nur eine neue Verantwortlichkeit, aber kein größeres Maß von Macht und Gehorsam zu. Die militärische Correspondenz über diese Zeit, besonders über die Zeit bis zur Schlacht bei Salamanca, füllt den größten und interessantesten Theil des achten und neunten Bandes; ohne in das Detail hier einzugehen, können wir doch als das allgemeine Ergebniß bezeichnen daß der Oberbefehl des Königs thatsächlich null war, der Ungehorsam und die Eigenmächtigkeit der Marschälle jedes Zusammenwirken unmöglich machte, und wie gering man auch von Josephs Feldherrngaben denken mochte, doch die größten Schlappen nicht im Hauptquartier des Königs, sondern durch das eigenwillige Benehmen der Feldherren herbeigeführt worden sind. Wenn man das Einzelne durchgeht, und die Geringschätzung sieht womit auch verständige Rathschläge, die von Joseph oder Jourdan ausgingen, von den Marschällen aufgenommen werden, so ist es begreiflich daß der König im Frühjahr 1812 von neuem mit dem Weggehen droht; wenn die Losreißung des Gebiets nördlich vom Ebro versucht werden sollte, war er entschlossen am andern Tag zu reisen. Es lautet aber fast wie bitterer Hohn, wenn Napoleon dem Bruder durch Berthier schreiben ließ: l'Empereur desire que V. M. agisse avec vigueur, et qu'elle se fasse obéir!

Die Anwort die Joseph darauf gibt, enthält die ganze Misère dieser königlichen Autorität. „Aus Avila“, berichtet er, „kommt eine Deputation die sich beschwert daß in einem Tagesbefehl allen Ortschaften die nicht schleunig liefern was befohlen ist, mit Niederbrennung gedroht wird; das geschieht in einem Augenblick wo das Volk kein Brod hat! In Segovia wird verkündet daß das Volk keiner andern Autorität Gehorsam zu leisten habe als dem Obersten des 50sten Regiments, und Sie schreiben mir: faites vous obéir! „Wenn ich nun“, fährt Joseph mit verzweifelter Resignation fort, „dem Herzog von Ragusa befehle den Obersten in Arrest zu schicken, und der Herzog das nicht thut, was habe ich dann für Mittel um mir „Gehorsam zu verschaffen?!“ General Dortenne schreibt mir, er stehe gar nicht unter meinem Commando; Suchet schickt gar keine Berichte, Soult hat mir noch niemals geschrieben, und scheint mein Obercommando ganz zu ignoriren.“ So wuchs mit jedem Tage die Anarchie, und man konnte, im Zusammenhang mit den militärischen Ereignissen, die Zeit voraussehen wo die Franzosen, mehr durch die eigene innere Zerrüttung als durch die Ueberlegenheit des Gegners, gezwungen sein würden Spanien zu räumen. Napoleon selbst, sonst eher auf Seite seiner Feldherren als seines Bruders, schreibt nach Empfang der Botschaft von Salamanca, auf dem Weg nach der Moskwa, einen strengen und anklagenden Brief an Clarke, worin er die Insubordination der Marschälle bitter rügt, und Marmont unverblümt beschuldigt er habe den Kampf bei den Arapilen, ohne die zugesagte Vereinigung mit Joseph abzuwarten, nur darum begonnen, weil er gefürchtet habe der König könne am Ende auch an dem Erfolg Theil nehmen. „Il a sacrifié à la vanité la gloire de la patrie et l'avantage de mon service.“

Bis nach Rußland hin ward der Kaiser mit diesen Zerwürfnissen behelligt. Joseph sandte einen seiner vertrauten Officiere mit ausführlichen Mittheilungen und Beschwerden an Napoleon; der Bote traf den Kaiser am 18. Oct. in Moskau, also im Moment des Aufbruchs, wenige Tage bevor der mißlungene Schlag bei Malojaroslawetz die tragische Nothwendigkeit des Rückzugs nach dem Niemen enthüllte. Man kann denken wie wenig Napoleon in diesem Augenblicke gestimmt war den Streitigkeiten und Anklagen der Leute in Spanien sein Ohr zu schenken! Wir verdanken dieser Mission ein nicht uninteressantes Actenstück: den Bericht den der Abgesandte Josephs aus eigener Anschauung über den Zustand der Armee gibt. Gegenüber

den geläufigen französischen Berichten, die freilich längst abgethan sein sollten, haben wir hier ein Correctiv aus dem Mund eines Franzosen selbst: der Officier erzählt ohne künstlichen Pragmatismus und ohne Rhetorik was er gesehen hat, und aus seinen Mittheilungen ergibt sich was allerdings unsere deutschen Quellen übereinstimmend und mit aller Evidenz bereits dargethan haben — daß die französische Armee unrettbar verloren war bevor die Kälte eintrat. Es sind nur wenige Seiten, aber die ungeschminkte Wahrhaftigkeit der charakteristischen Züge die er mittheilt, wiegt ganze Bogen Ségur'scher Schilderung auf. Auch nach einer andern Richtung sieht der Officier richtig voraus was in Preußen und Deutschland kommen mußte; es ist das von Interesse, weil es noch heute in vielen französischen Büchern wie verabredete Taktik ist den arglos Ueberraschten und Entrüsteten zu spielen. „Wenn mich Ew. Maj. fragte," so schreibt der Abgesandte Josephs, „welches das Ziel der Rückzugsbewegung sein wird, so würde ich antworten daß das ganz in der Hand des Feindes liegt. Ich glaube nicht daß die Preußen große Anstrengungen machen werden ihr Gebiet zu vertheidigen; Hr. v. Narbonne, den ich zu Berlin sah, und der Briefe des Kaisers an den König von Preußen überbrachte, hat mir gesagt: die Stimmung dieses Fürsten und seines ersten Ministers sei günstig; aber er verbarg mir auch nicht daß die des Volks ganz entgegengesetzt sei. Ich selbst habe mich bei meiner Durchreise durch Preußen überzeugt daß man auf diesen Verbündeten von jungem Datum nicht viel zählen darf. Es scheint mir auch daß in der österreichischen Armee die gleiche Meinung herrscht. So traurig dies Bild ist, so glaube ich doch ohne Uebertreibung gemalt und mit kaltem Blut beobachtet zu haben."

Ueber die deutschen Dinge finden wir auch noch an einer andern Stelle eine wunderliche Notiz, die zunächst der Herausgeber, bekanntlich Adjutant des Exkönigs von Westfalen, zu vertreten hat, die aber wohl aus diesem Munde erzählt als eine indirecte Aeußerung Jerome Bonaparte's selber gelten darf. „Der Kaiser von Rußland," so lautet der Bericht, „habe im Jahr 1813 dem König durch einen seiner Adjutanten nicht nur in seinem, sondern auch der Allürten Namen sagen lassen: der Schwiegersohn des Königs von Württemberg habe nichts für seine Krone zu fürchten. Jerome aber habe stolz geantwortet: Roi par les victoires de Napoléon mon frère et des Français, je ne saurais conserver ma couronne après leurs revers." So viel

wir uns erinnern, war die Abreise von Kassel damals viel zu eilig als daß man Zeit gehabt hätte so wohl gedrechselte Phrasen fertig zu machen; Stolz und Noblesse, die der Adjutant Jerome's rühmt, war ohnedieß die starke Seite des westfälischen Königthums nicht. Aber auch die Aeußerung Alexanders ist in hohem Grad verdächtig Wir gehören nicht zu den Vertrauensvollen die den Edelmuth des Czaren nicht genug bewundern können, uns scheint vielmehr als habe er 1813 bis 1815, bei aller Galanterie und Generosität, die überlieferte russische Politik keinen Augenblick aus dem Gesicht verloren, und als seien die arglosen Deutschen — selbst einen Mann wie Stein nicht ausgenommen — vielfach die Opfer ihres Vertrauens gegen den geschmeidigen und feinen Alexander gewesen, ja wir halten es gar nicht für undenkbar daß unter gegebenen Verhältnissen die russische Freundschaft es zu vielem andern auch noch für zweckmäßig gefunden hätte der deutschen Nation das Königreich Westfalen zu erhalten. Aber damals, als Jerome floh, sein Königthum wie eine leere Fastnachtsbude zusammenbrach, Stein noch einen gewissen Einfluß auf den Czaren übte, Alexander selbst unwillkürlich von dem Sturm der Entrüstung und des nationalen Grolls, der ihn in Deutschland umgab, mitfortgerissen war, damals erscheint eine so versprochene Sauvegarde für König Jerome als etwas ganz unmögliches, und wir stehen nicht an die Mittheilung als eine Fabel zu bezeichnen, auch wenn sie der Adjutant Jerome's mit gesperrter Schrift erzählt.

Josephs Leidensgeschichte in Spanien ging mit dem Julius 1813 zu Ende. Die wachsende Bedrängniß, durch einen herben, hofmeisternden Briefwechsel des Kriegsministers Clarke für den König doppelt verbittert, die Rückwirkung der Katastrophe im Osten, der fortdauernde Hader mit den Marschällen bilden den Schluß der Mittheilungen; als dann Soult den Oberbefehl übernimmt, begibt sich der König nach Mortefontaine, um nie wieder den spanischen Boden zu betreten.

Wir brechen hier ab, und behalten uns vor über den letzten Band (10) der Sammlung, dessen Materialien einer andern geschichtlichen Epoche angehören, demnächst kurzen Bericht zu geben.

Zehnter Band.

(Allgemeine Zeitung 3. August 1854 Beilage Nr. 215.)

Dieser letzte Theil des umfangreichen Briefwechsels betrifft die Geschichte von 1814 an bis zu Josephs Tod; er lehrt uns den Exkönig von Neapel und Spanien erst als Vertrauten und Stellvertreter des Kaisers in dem entscheidenden Feldzug von 1814, dann als Verbannten und Privatmann kennen. Der Stoff theilt sich darin fast in zwei gleiche Hälften, von denen die eine, nur auf das Jahr 1814 bezüglich, einen dankenswerthen Beitrag zur Geschichte der letzten Todeskämpfe des Kaiserreichs bietet, die andere den ältesten Bruder Napoleons in seiner Eigenschaft als Senior des Hauses, als rührigen Verfechter Bonaparte'scher Familieninteressen zeigt. Für die Geschichte der Continuität Bonaparte'scher Bestrebungen liefern die Correspondenzen aus diesen letzten Abschnitten des Werkes jedenfalls merkwürdige Belege.

Wir haben im neunten Band Joseph Bonaparte in dem Augenblick verlassen wo ihn endlich die Umstände zwangen dem spanischen Boden Lebewohl zu sagen, und die Dornenkrone, die er fünf Jahre ohne Macht und innere Befriedigung getragen, thatsächlich preiszugeben. Inzwischen war die weltgeschichtliche Entscheidung des Jahres 1813 gefallen, Bonaparte über den Rhein zurückgejagt, die Invasion der Verbündeten hatte begonnen. Da meldete sich Joseph bei dem kaiserlichen Bruder und Herrn, wie immer unterwürfig und zu jeder Verfügung bereit; er deutete auch an daß es ihn kein Opfer kosten würde seine „Rechte" auf Spanien dem Frieden zu opfern. Die Antwort Napoleons ist ein classisches Zeugniß für seine verzweifelte Lage, für seinen ungezähmten Egoismus, für die Geringschätzung womit er alle, auch die Getreuesten, behandelte. Spanien kümmere ihn nicht mehr, Joseph habe aufgehört dort König zu sein; es handle sich nur darum mit dem Land rasch den Frieden herzustellen. Was wollen Sie machen, fährt er fort, wollen Sie als französischer Prinz sich dem Thron zur Seite stellen? Sie sind dann mein Unterthan, als Prinz von Geblüt. Sie müssen dann handeln wie ich, Ihre Rolle offen bekennen, mir einen einfachen Brief schreiben den ich kann drucken lassen, alle Autoritäten empfangen, und für mich, den König von Rom und die Regentschaft der Kaiserin allen Eifer zeigen. Ist Ihnen das nicht möglich? Haben Sie dazu nicht gesundes Urtheil genug? Dann ziehen Sie sich vierzig Stunden von

Paris weg, in ein Schloß in der Provinz, in die Dunkelheit; dort werden Sie ruhig leben, so lange ich lebe, getödtet oder festgenommen werden, wenn ich sterbe. Sie werden dann mir, meiner Familie, Ihren Töchtern, Frankreich unnütz, aber Sie werden auch nicht schädlich sein und mich nicht geniren. Wählen Sie rasch und nehmen Sie Ihren Entschluß.

Joseph, der dem Ehrgeiz des Bruders seine Neigungen und sein stilles Lebensglück geopfert, war an diesen Ton von Neapel und Spanien her zu sehr gewohnt, als daß er in seiner Wahl hätte schwanken sollen; er stellte sich dem Kaiser zur Verfügung, und begleitete als Schützer und Rathgeber die Regentin Marie Luise. Sein Briefwechsel mit Napoleon enthält zunächst des Kaisers vertrauliche Mittheilungen über den Feldzug, die Operationen und Plane, dann bestätigt er aufs prägnanteste die freilich längst anerkannte Erschöpfung Frankreichs an Menschen, Waffen und kriegerischen Hülfsmitteln. Aus den Mittheilungen des Kaisers erfahren wir wie viel Mühe es ihn kostete oft nur wenig tausend Mann schlagfertig zu machen; und in den Briefen Josephs ist auf allen Blättern zu lesen daß an Waffen, an Geld u. s. w. ein unbeschreiblicher Mangel eingetreten war. Der Kaiser commandirt und ordnet an wie in den alten Zeiten seiner Herrlichkeit; aber für seine Stellvertreter in Paris ist es eine Sache von äußerster Schwierigkeit z. B. sechstausend Gewehre aufzubringen! Menschen wurden wohl noch herausgepreßt, aber es fehlte, wie Joseph dem Kaiser berichtet, an Geld um sie zu kleiden und zu waffnen. Zehntausend Franken täglich — das ist alles was Daru aufbringen kann, um die Rüstungen in einem Augenblick zu vervollständigen wo schon einige hunderttausend Feinde den französischen Boden überflutheten. Aeußerst bezeichnend ist die Art wie Napoleon dieß aufnimmt; er thut als höre er es nicht. Zwanzigmal hat ihm Joseph im lamentabelsten Ton geschrieben wie viel Mühe es kostet 5 bis 6000 Flinten aufzubringen; organisiren Sie, antwortet der Kaiser, den Massenaufstand, da Sie ja Gewehre haben, muß das ganz leicht sein.

Es sind die Illusionen eines Verzweifelnden, in denen er sich ergeht; gewarnt war er auch hier, aber er schuf sich in eigensinniger Täuschung eine besondere Welt und Lage, die mit der Wirklichkeit nichts mehr gemein hatte. Joseph hatte auch hier das wenig beneidenswerthe Loos die Kassandra seines Bruders zu sein. Schon im Anfang Februars schrieb er dem Kaiser daß es unmöglich sei auch nur 30 bis

40,000 Mann zum Schutz von Paris aufzubringen, und gab ihm so deutlich wie möglich zu verstehen daß er Frieden um jeden Preis schließen müsse. „Die Dinge sind stärker als die Menschen," schrieb er am 9. Februar, „der wahre Ruhm scheint mir darin zu bestehen von seinen Unterthanen und seinem Lande zu retten was immer möglich ist, ein kostbares Leben einer nur allzu evidenten Gefahr hinzugeben, ist nicht rühmlich, weil es einer Masse von Menschen, die ihre Existenz an die Ihrige geknüpft haben, keinen Vortheil bringt .... Wenn Sie Frieden schließen können, schließen Sie ihn um jeden Preis; wenn nicht, so müssen Sie entschlossen untergehen wie der letzte byzantinische Kaiser." Zwei Tage später schrieb er: „Das Steigen an der Börse von gestern schreibt man einem Briefe Caulaincourts zu, der einen glücklichen Ausgang der Unterhandlungen hoffen läßt. Jedermann ist überzeugt daß dieß der einzige Weg ist die Dinge wiederherzustellen; die Lage der Finanzen, der Zeughäuser ist für niemand ein Geheimniß, und welche Wunder man sich auch von der Erfahrung und dem Geschick Ew. M. verspricht, man glaubt nicht daß Sie allein gegen die Schwierigkeit der Menschen und der Dinge ringen können .... Ich rede mit allen Leuten natürlich in anderm Ton; aber ich bin. gezwungen zuzugeben daß es für uns keine Rettung als einen nahen Frieden gibt, wie auch die Bedingungen lauten mögen. Ich wüßte niemand der anders dächte; gerade die ergebensten Diener Ew. M. haben besonders die tiefe Ueberzeugung daß nur mit dem Frieden es Ihnen gelingen wird durch die Hülfsquellen Ihres Genie's und das Vertrauen der Nation die Angelegenheiten wieder zu ordnen."

Diese Lectionen kamen freilich sehr ungelegen, in einem Augenblick wo Napoleon durch die unselige Zersplitterung der feindlichen Streitkräfte zwischen der Seine und Marne noch eine Reihe von raschen Erfolgen erfochten hatte. Aus seinen fürs Publikum bestimmten Darstellungen wissen wir wie sehr er den Werth dieser Siege vergrößert hat; in den vertraulichen Schreiben an Joseph spricht sich die gleiche Ueberhebung aus. Aus seinen Briefen die er um die Mitte Februars nach den Erfolgen von Champaubert, Montmirail, Vauchamp, Etoges und Montereau, schrieb, klingt der Ton des vermessensten Uebermuths heraus. Die Frankfurter Vorschläge — Frankreich mit der Rheingränze! — sind ihm jetzt „das Minimum eines ehrenhaften Friedens." „Les misérables, au premier échec, tombent à genoux," lautet einer der Ausbrüche dieser tollen Selbsttäuschung, und wie wahr und

richtig beurtheilten ihn diejenigen die von einem Abkommen nichts mehr hören, sondern erst nach dem völligen Umsturz seiner Macht Frieden schließen wollten! „Hätte ich," schrieb er um dieselbe Zeit, „den Frieden auf Grundlage der alten Gränzen unterzeichnet so wäre ich zwei Jahre später wieder zu den Waffen geeilt, und hätte der Nation erklärt daß es kein Friede, sondern eine Capitulation war die ich unterschrieben hatte." Der Bruder erhielt unter diesen Umständen natürlich schlechten Dank für seinen Rath; „Sie werden daraus sehen," schreibt er ihm am 19. Febr., „wie wenig Ihre Reden an der Zeit sind; diese Predigten für einen ehrenvollen Frieden, wenn er möglich wäre, brauche ich nicht." Die Zuversicht des Kaisers macht auf Joseph, der ja sein Lebenlang an Unterordnung gewöhnt war, einen solchen Eindruck, daß er sich auf einen Augenblick zum getreuen Echo der kaiserlichen Illusionen hergibt. „Jedermann" schreibt er auf einmal, „wünscht nun den Frieden mit den natürlichen, niemand will ihn mit den alten Gränzen."

Aber die Täuschung war von kurzer Dauer. Napoleon suchte die Stimmungen des Volkes zu echauffiren, und drang darauf daß man die Gräuel und Verwüstungen der Feinde in grellen Farben schildere, Paris vor einer Plünderung und Zerstörung Angst mache. Von Gemeinde zu Gemeinde sollte dieser Schrecken getragen, zugleich sollten die Streitkräfte des Kaisers in den Zeitungen möglichst groß dargestellt werden. „Les journaux ne sont pas l'histoire, pas plus que les bulletins ne sont l'histoire; on doit toujours faire croire à son ennemi qu'on a des forces immenses." Indessen hatte sich Josephs Siegeshoffnung wieder merklich abgekühlt. Er verbirgt dem Kaiser nicht, „so hart die Wahrheit auch sein mag", daß die Proclamationen zu Gunsten der Bourbonen Anklang finden', die Nation der fortwährenden Requisitionen müde und die Regierung isolirt sei. Von dem Widerstand der Stadt Paris bittet er nicht allzuviel zu hoffen. „Sie hat ihr Genie bewundert; aber sie kann nur durch die Hoffnung auf einen nahen Frieden aufgeregt werden, und ist in keiner Weise dazu disponirt eine wirkliche Vertheidigung gegen ein Armeecorps zu unternehmen, noch Abtheilungen der Nationlgarde vor die Thore zu schicken. Das ist, Sire, die genaue Wahrheit. Zählen Sie darum auf keine Anstrengung die über das was man von einer so gestimmten Bevölkerung erwarten darf hinausgeht."

In diesem Sinne sind denn alle Briefe Josephs gehalten, die er

seit Anfang März schrieb. Er stellt es als die durchgehende Meinung hin daß man in Paris der drohenden Einnahme der Stadt jeden Frieden vorzöge, daß man mit den Gränzen von 1792 sehr zufrieden sein würde; er bittet den Kaiser dringend, schon am 6. März, von seinen Operationen nach Osten abzustehen, und sich näher an der Seine zu halten. „Wenn Sie einen soliden Frieden schließen", sagt er mit großer Aufrichtigkeit, „so werden Sie auch in Ihrem Wesen die ursprünglichen Züge natürlicher Güte wiederfinden und ihnen nachgeben; Sie werden einer gemachten Größe entsagen, und endlich auf den außerordentlichen Mann auch den großen König folgen lassen." Er schildert ihm die Stimmungen der Pariser Bevölkerung und der Nationalgarde; wenn Toulouse oder Bordeaux, sagt er, sich für einen Bourbon erklärt, so haben wir den Bürgerkrieg, und die unermeßliche Mehrheit wird sich dann dem zuwenden der zuerst den Frieden bringt.

Es läßt sich denken wie unerwünscht dergleichen Unglücksweissagungen Napoleon in die Ohren klangen; er fertigt sie im gewohnten Ton des Imperators ab. „Ich kann dieß ganze Geschwätz (caquetage) nicht leiden. Die Pariser Nationalgarde macht einen Theil des französischen Volkes aus, und so lange ich lebe, werde ich überall in Frankreich Herr sein. Ihr Charakter und der meinige sind verschieden; Sie lieben es die Leute zu cajoliren und ihren Ideen nachzugeben; ich habe es gern daß man mir gefällig ist und gehorcht. Heute wie zur Zeit von Austerlitz bin ich noch der Herr. Dulden Sie nicht daß jemand der Nationalgarde den Hof macht; es ist jetzt eine andere Zeit als die Lafayettes, wo das Volk der Souverän war .... Sobald das Volk merkt daß man, statt zu thun was nützlich ist, ihm zu gefallen sucht, so wird es sich ganz einfach als den Herrn ansehen, und eine traurige Vorstellung von denen gewinnen die es regieren."

Eine Episode eigenthümlicher Art ist eine Verhandlung mit Bernadotte, deren Mittelsmann Schwager Joseph war. Es gingen zwischen Lüttich und Paris Boten hin und her, die ein Einverständniß vorbereiten sollten. „Der Kronprinz von Schweden, schreibt Joseph am 13. März an Napoleon, spricht offen und häufig von den Bourbonen; er temporisirt um Ihnen, wie er sagt, Zeit zum Frieden zu geben; er wünscht ihn, um nach Hause zurückkehren zu können." Doch war es zu keiner bestimmteren Annäherung gekommen, denn Napoleon schreibt nach Empfang der Nachricht, man solle noch einmal bei Bernadotte anklopfen; wenn auch weiter nichts erreicht würde, so könne

man doch erfahren wie es in den belgischen Provinzen aussehe. Auch hat er ein Mittel ausfindig gemacht um den schwedischen Kronprinzen in Harnisch zu bringen. Man solle ihm, meint er, die Erklärung von Chatillon, worin vier der verbündeten Mächte sich anheischig machten für die andern zu unterhandeln, mittheilen, und ihn veranlassen daß er auch einen Diplomaten zum Congreß schicke. „Schweden kann kein Interesse daran haben daß sich dieß Quatuorvirat ganz Europa's bemächtige; es muß nach dem Brauch aller Zeiten selbst für sich sorgen. Bevor Sie aber dieß Individuum absenden, versichern Sie sich wohl daß es kein Verräther ist, und empfehlen Sie ihm die allerstrengste Discretion."

Bevor es hier gelang Unkraut in den Weizen zu säen, war die Katastrophe erfolgt: der Marsch auf Paris und die Diversion des Kaisers nach Osten. Wenn es hier die Absicht des Herrausgebers war Joseph gegen die geläufig gewordenen Vorwürfe zu rechtfertigen, so ist ihm dieß vollkommen gelungen; es erscheint manchmal wie verabredete Taktik Bonaparte'scher und selbst anderer Autoren lieber den Bruder zum Sündenbock zu machen als den Kaiser anzuklagen. Das Verdienst Josephs besteht durchaus in nichts anderem als daß er die Gefahr der Lage richtig gewürdigt, die Schwäche der Mittel erkannt, und den Kaiser dringend gewarnt hat sich nicht verführerischen Illusionen hinzugeben; dieses bescheidene Verdienst das der Exkönig von Spanien freilich mit Hunderttausenden theilte, soll ihm nicht verkümmert werden. Seine Briefe sind erfüllt mit dringenden Bitten Paris nicht bloßzustellen. Auch eine andere Anklage erweist sich als unbegründet: nicht Joseph hat zur Abreise der Kaiserin und des Prinzen aus Paris gerathen, sondern Napoleon hatte es befohlen, und die große Mehrzahl wagte es in gewohntem stummem Gehorsam nicht zu widersprechen. Gerade Joseph machte der Kaiserin Vorstellungen, und suchte sie zu kühnen Schritten zu bewegen, die indessen, scheint uns, selbst dann keinen Erfolg mehr gehabt hätten, wenn sie wirklich eine Maria Theresia war. Auch hatte Joseph von Anfang an darauf hingewiesen daß eine Entblößung von Paris eine rasche Restauration der Bourbonen nach sich ziehen könne. Schon am 5. Februar hatte er einmal geäußert: „Wenn Ew. Maj. große Unglücksfälle erlitte, welche Form der Regierung wäre die beste für Paris, um die ersten besten Intriganten zu hindern sich an die Spitze irgend einer Bewegung zu stellen?" Außerdem stellt der Herausgeber ausführliche Auszüge von Briefen des Kaisers und Josephs neben einander, die unwiderlegbar darthun daß Napoleon die Abreise der

Kaiserin und des Königs von Rom befohlen, Joseph lebhaft davon abgerathen hatte.

Mit der Einnahme von Paris und dem ersten Umsturz des Kaiserreichs schließt Joseph Bonaparte's öffentliches Leben; was seine Memoiren weiter bieten, sind theils Briefe die er mit bekannten Persönlichkeit wechselte, theils Auszüge aus Tagebüchern die er während der übrigen dreißig Jahre seines Lebens mit gewissenhafter Pünktlichkeit geführt hat. Es ist darin für die großen Ereignisse der Welt nur insofern interessantes Material enthalten als diese Aufzeichnungen werthvolle Beiträge zur Geschichte der Bonaparte'schen Familie und Ueberlieferung bringen, der Bonapartismus aber allerdings ein Stück lebendiger Zeitgeschichte ist.

Joseph zog sich nach Napoleons Abdankung auf das Schloß Prangins am Genfer See zurück; dort überraschte ihm die Nachricht von einem beabsichtigten Attentat, daß dem Leben seines Bruders auf Elba gelten sollte. Von Frau v. Staël gewarnt, konnte er noch zeitig genug den Kaiser in Kenntniß setzen, und die Sache unterblieb, obwohl einer der Mörder bereits gelandet war. Merkwürdig ist das der Exkönig Joseph als einen der Urheber dieses Mordplans — Ludwig Philipp von Orleans nannte; merkwürdig nicht etwa deßhalb weil ein solcher Verdacht als besonders begründet erschienen wäre, sondern weil er ein Ausdruck der tiefen Animosität ist die sich selbst bei dem zahmen Joseph gegen die Orleans überhaupt kundgibt. Uns ist dieser Bonaparte'sche Haß gegen die Juliusdynastie erst nach dem 2. December 1851 offenbar geworden; dieser Briefwechsel beweist daß er viel älter ist, und daß Louis Napoleon auch hier nur einer Familientradition folgt.

An den Ereignissen von 1815 hat Joseph keinen hervorragenden Antheil mehr genommen; wir finden da nur ein paar Briefe Napoleons, worin er ihm unter andern einen Entwurf der Verfassung schickt und seinen Rath über die zu bildende Pairskammer und das neue constitutionelle Schattenspiel der hundert Tage einholt. Auch trug sich der Kaiser mit dem Gedanken die spanische Emigration zu organisiren, Verbindungen anzuknüpfen mit der Presse und durch Emissäre gegen Ferdinand VII. zu wühlen, und dazu sollte Joseph mit seiner Kenntniß der Personen und Verhältnisse behülflich sein. Der rasche Ausgang des zweiten Kaiserreichs begrub diese Entwürfe. Bei der Flucht Napoleons taucht dann Joseph wieder auf; er geht zu ihm nach Rochefort, sucht ihn zu bewegen daß er sich auf der nahegelegenen Insel d'Aix verberge und

die günstige Gelegenheit abwarte auf einem Handelsschiff nach Amerika zu entwischen. Kurz ehe die Brüder sich auf immer trennten hatte ihm der Kaiser noch eine Sammlung wichtiger Papiere übergeben, die er vor dem Untergang retten und der Oeffentlichkeit übergeben sollte; es waren Copien von Briefen der bedeutendsten europäischen Monarchen, unter denen namentlich die von Alexander als besonders wichtig angesehen wurden. Die Originale waren im Ministerium geblieben. Napoleon schien von ihrer Veröffentlichung eine Art Apologie seiner Politik zu erwarten. Als Joseph bei der Abreise diese Actenstücke sichern wollte und von seinen Vertrauten die Absendung verlangte, fanden sie sich merkwürdigerweise nicht mehr vor, und es hat sich keine Spur von ihnen entdecken lassen. Wohl aber erhielt man die sichere Kunde daß auch die im Ministerium befindlichen Originalien dort verschwunden und im Jahr 1822 zu London meist von russischen Agenten angekauft worden seien. Nach einer Versicherung Mennevals hätte auch Maret, der sie bis Junius 1815 unter den Händen hatte, nur unvollkommene Spuren dieser verschwundenen Originalien aufgefunden; einige gelang es ihm selbst durch Kauf an sich zu bringen, den interessantesten Theil hatte auch nach seiner Aussage Rußland durch Vermittlung des Fürsten Lieven gekauft!

Aus der Zeit von St. Helena liegt eine Reihe von Briefen vor, in welchen Las Cases, Bertrand und andere an den ältesten Bruder Napoleons die bekannten Klagen richten, deren Uebertreibung neulich durch das Buch von Forsyth nachgewiesen worden ist; interessant sind nur die Gespräche des Kaisers aus seinen letzten Lebenstagen, aus denen die Allg. Zeitung bereits einen Auszug gegeben hat. Gleichsam als Vermächtniß an seine Familie ertheilt er ihr den Rath sich durch Heirathen und Familienverbindungen in Rom, der „ewigen Stadt", so tief wie möglich einzunisten, damit es ihr dort einst gelingen könne eine politische Rolle zu spielen. Nur eine Theokratie oder eine Republik scheint ihm dafür der rechte Boden zu sein; freilich hat er unter Republiken vorzugsweise solche im Auge wo der Familienanhang noch überwiegend war, z. B. Bern. Nordamerika findet er bewunderungswerth, hat aber doch seine gegründeten Bedenken ob es auf einem Terrain, „wo es nur Handelsleute gebe," den Bonapartes gelingen würde emporzukommen. Und sicherlich war dieses durch und durch germanische und moderne Land für den Bonapartismus und seine romanisch-mittelalterlichen Velleitäten der

ungeeignetste Boden. In jenen letzten Ergüssen ist auch ein Rath für seinen Sohn. Die Familie soll ihn gut ausstatten, Lätitia, Fesch und Pauline in ihren Vermächtnissen reichlich bedenken; Priester soll man ihn nicht werden lassen. „Er muß sich stets rühmen geborner Franzose zu sein; man kann nicht wissen welches seine Bestimmung sein wird. Er darf nichts thun was die Franzosen von ihm entfernen und sie mißstimmen kann; es ist von Wichtigkeit daß er gut erzogen wird. Er soll Latein, Mathematik, Geographie und Geschichte lernen."

In Nordamerika, wohin Joseph 1815 geflüchtet, verbrachte der Exkönig von Neapel und Spanien ein zurückgezogenes Leben ohne politische Störungen; er saß auf seiner schönen Besitzung Point-Breeze am Delaware, und sein Verkehr beschränkte sich auf den Briefwechsel mit seiner Familie und die Nachrichten welche ihm die Gefährten des Kaisers über St. Helena zukommen ließen. Erst allmählich und zwar besonders seit Napoleons Tod gab sich eine regere Thätigkeit nach außen kund; Joseph schien sich nun als das Haupt der Familie zu betrachten, und war sichtlich bemüht die bonaparteschen Interessen, soweit es ihm in seiner Einsamkeit möglich war, zu vertreten. Es äußerte sich das, so lange die ältere Linie der Bourbons regierte, nur in einer literarischen Correspondenz; er suchte auf die historische Beurtheilung der bonaparte'schen Zeiten einzuwirken. Besonders mit Thibaudeau, dem alten Conventsmitglied, der trotz der bonaparteschen Ader, die in ihm wie in fast allen Franzosen der Zeit war, gewisse revolutionäre und liberale Alluren nicht los werden konnte, ging Joseph eine eifrige Verhandlung ein, um ihm die Ueberzeugung beizubringen daß des Kaisers freisinnige und constitutionelle Absichten in seiner Natur tief begründet, nur durch die Verhältnisse und den verwünschten Widerstand der Engländer nicht zur rechten Entfaltung gekommen seien. Ob Joseph das im Ernst geglaubt hat, kann einem nach seinen eignen Aeußerungen früherer Zeiten zweifelhaft sein; er plaidirt aber seine Sache so gut und eifrig wie Bignon oder ein anderer bestellter bonapartescher Advocat.

Diese stille Thätigkeit für das bonapartesche „Hausinteresse" ward mit einemmal durch die Julisrevolution unterbrochen. Sie gab den Hoffnungen der Familie einen neuen Aufschwung, und der Briefwechsel Josephs zeigt uns wie ernstlich man diese Hoffnungen nahm. Jetzt wurden unmittelbar nach dem Empfang der Nachrichten

Lafayette, Lamarque, Jourdan und andere mit lebhaften Vorstellungen zu Gunsten der bonaparteschen Ansprüche bestürmt, die neue Dynastie Orleans mit den bittersten Anklagen belastet und das Andenken Napoleons nach Kräften vergoldet, um den Gedanken einer bonaparteschen Restauration diesen altliberalen Parteiführern mundgerecht zu machen. Auch an Marie Louise, an Metternich und Kaiser Franz wandte sich Joseph für die Ansprüche seines Neffen, und obwohl diese Briefe meistens nur die bekannten Beweisführungen zu Gunsten einer bonaparteschen Legitimität wiederholen, so bilden sie doch eine schätzenswerthe Ergänzung zur Ausfüllung der Lücke in der Geschichte des Bonapartismus, die zwischen dem Sturz des ersten und der Herrichtung des zweiten Kaiserreichs besteht. Auch an den Herzog v. Reichsstadt selbst liegt ein ausführlicher Brief vor, der im Einklang mit den letzten Wünschen des Kaisers seine Stellung und seinen geschichtlichen Beruf klar machen sollte; das Schreiben, wenn es überhaupt in die Hand des Prinzen gelangt ist, kann freilich nur kurze Zeit vor seinem Tode dahin gekommen sein. Von den Antworten der französischen Parteiführer ist die Lafayette's interessant und charakteristisch: er entwickelt darin einmal die bekannten Motive, die ihn bewogen dem Herzog v. Orleans sein Vertrauen zu schenken, dann weist er die Gründe nach aus denen der Bonapartismus von ihm nichts zu erwarten habe. Diese Gründe drehen sich um das Thema: das napoleonische System war glänzend an Ruhm, aber von Despotie, Aristokratie und Knechtschaft durchaus erfüllt; Gott bewahre Frankreich vor dessen Rückkehr; denn es ist zur Noth im Stande diesen Geißeln alter Zeit einen Schimmer von Popularität zu geben!

Unter dem Rest von Briefen bis zu Joseph Todesjahr (1844) sind uns zwei erwähnenswerth erschienen; sie stammen von zwei Persönlichkeiten die sich jetzt wie Antipoden entgegenstehen — Victor Hugo, dem Verfasser des „Napoleon le Petit," und dem gegenwärtigen Kaiser. Eine kleine Absichtlichkeit mag es wohl gewesen sein, die den Herausgeber der Correspondenz vermocht hat das kleine Brieschen des Dichters nicht in den Papierkorb fallen zu lassen. Victor Hugo schreibt einen Brief an Joseph der von bonapartescher Idolatrie überströmt. „Les rois qu'a faits Napoléon, sagt er, rien ne peut les defaire . . . Vous aimez la liberté, Sire; aussi la liberté vous aime . . . Il est impossible que l'avenir manque à votre famille" . . . Auch vergißt der berühmte Autor nicht einen Abdruck einer seiner Reden

beizulegen, da dieselben in den Zeitungen doch nur ungenau zu lesen seien!

Der Brief Louis Napoleons sucht sich gegen den Tadel zu verantworten den Joseph über die Straßburger Expedition unverhohlen aussprach. Er findet es hart vom Oheim desavouirt und so vor aller Welt eine Spaltung in der Familie enthüllt zu sehen. Er findet das so wenig begreiflich, als wenn Ludwig XVIII. einen Condé oder Enghien von sich gestoßen hätte, weil ihre Unternehmungen mißglückten. „Hätte ich in Straßburg gesiegt, ruft er aus (und es hat wenig dazu gefehlt), die Bevölkerung mit mir fortgerissen und mich in Paris der Gewalt bemächtigt, dann war es groß und edel mit mir zu brechen; aber nachdem ich einen dieser kühnen Versuche gewagt, die allein herstellen können was zwanzig Friedensjahre haben vergessen machen, nachdem ich mich mit dem Opfer meines Lebens hereingeworfen, überzeugt daß selbst mein Tod unsrer Sache nützen kann, nachdem ich gegen meinen Willen den Bajonneten und dem Schaffott entronnen bin, finde ich von Seiten meiner Familie nichts als Mißfallen und Geringschätzung.“ Den moralischen Erfolg der Straßburger That faßt er in die Worte: Mon entreprise a avorté, cela est vrai; mais elle a annoncé à la France que la famille de l'Empereur n'était pas encore morte, qu'elle comptait encore des amis dévoués; enfin que ses prétentions ne se bornaient pas à réclamer du gouvernement quelques déniers, mais à rétablir en faveur du peuple ce que les étrangers et les Bourbons avaient detruit. Volià ce que j'ai fait: est-ce à Vous à m'en vouloir?

Nachträge.

(Allgemeine Zeitung 6. u. 8. Mai 1855 Beilage Nr. 126 u. 128.)

Der Herausgeber der Denkwürdigkeiten und des Briefwechsels von Joseph Bonaparte, eines Werkes das die gerechte Aufmerksamkeit des historischen Publikums auf sich gezogen, hat eine Nachlese gehalten; er bringt noch ein paar Bände Urkunden, welche sich theils auf einzelne Partien von Josephs öffentlicher Thätigkeit (wie auf den Frieden von Luneville und Amiens), theils auf die Stellung anderer Bonaparte'schen Familienglieder beziehen, wie der Briefwechsel Napoleons mit Cardinal Fesch. Es haben diese Actenstücke nicht die hervorragende Bedeutung wie die große Correspondenz Napoleons mit seinem ältesten Bruder, man wird daraus den Kaiser nicht in so scharfen und charakteristischen

Zügen kennen lernen wie aus den classischen Briefen die er 1806 bis 1809 nach Neapel und Madrid schrieb, aber es bilden diese Nachträge darum doch eine schätzbare Ergänzung zur Quellenliteratur der Napoleonischen Zeiten.

Der Stoff der uns in den zwei Bänden vorliegt, theilt sich — außer der Episode des Vertrags von Mortfontaine — in zwei große Gruppen: die Correspondenz des Cardinals Fesch, und die Actenstücke welche die Unterhandlung zu Luneville betreffen. Jene ergänzt die Napoleonische Geschichte, namentlich in ihrem Verhältnisse zu Rom, durch manch interessanten Beitrag; diese enthalten das vollständige actenmäßige Material über den Friedensschluß, welcher die Auflösung des deutschen Reichs nach sich zog. Die Auffassung des Herausgebers ist eine durchaus apologetische; er überbietet womöglich noch die Rechtfertigungen und Lobredner früherer Bonaparte'schen Advocaten; aber man kommt darüber leichter hinweg als bei Bignon oder Thiers, denn die Actenstücke füllen fast das ganze Buch, des Herausgebers eigene Zuthaten beschränken sich auf sporadische kurze Bemerkungen, durch die er die einzelnen Documente zu verknüpfen und zu erläutern sucht.

Es ist bekannt daß der Abbé Fesch, der Stiefbruder von Lätitia Bonaparte, es in der Revolution gerathen fand den geistlichen Rock mit den sehr weltlichen Geschäften eines Armee-Commissarius zu vertauschen; als solcher hat er seinen Neffen auf der glorreichen Heerfahrt von 1796 begleitet, nebenbei auch in Bilder- und Kunstsammlungen tapfer aufgeräumt. Wie dann das Consulat und mit ihm das Ende der jakobinischen Gewaltherrschaft kam, Kirchendienst und Priesterthum aufhörte verdächtig oder geächtet zu sein, da wandte sich der rührige Armee-Commissär zu seinem ursprünglichen Beruf zurück, wurde bald Erzbischof von Lyon, dann (1803) Cardinal und als solcher Gesandter der französischen Republik beim römischen Stuhl. Aus dieser Zeit stammt der Briefwechsel, den uns der Herausgeber von Joseph Bonaparte's Papieren hier mitgetheilt hat.

Die Correspondenz wird eröffnet mit einem interessanten Schreiben des ersten Consuls vom November 1802, worin er dem neuen Erzbischof von Lyon eine Reihe von Weisungen gibt, die für sein Verhältniß zur restaurirten katholischen Kirche ebenso bezeichnend sind wie für seine Regierungsmaximen. „Es ist Zeit," heißt es darin, „daß Sie in Ihre Diöcese reisen; dort leben Sie auf dem Fuß eines anständigen Hauses, aber ohne Luxus, Sie richten sich nach der Art der

angesehenern Häuser in Lyon, des Präfecten und des Divisionsgenerals. Sie müssen mit Geschicklichkeit verfahren, in Wirklichkeit aber so viel constitutionelle Geistliche als möglich unterbringen und dieser Partei sich wohl versichern. Unter der großen Masse von Geistlichen ist der Streit ob constitutionell oder nicht constutionell eine religiöse, bei den Führern ist es eine rein politische Frage. Ihre bischöfliche Anweisung wünsche ich erst zu sehen, ehe Sie sie drucken lassen. Sie würden mir außerordentlich mißfallen und sehr nachtheilig für den Staat handeln, wenn sie dadurch die Constitutionellen zurückstießen; - es ist mir lieber ein Rasender (forcené) zieht sich von Ihnen zurück, als Sie stoßen die Constitutionellen von sich weg. Vergessen Sie nicht daß auf dem Schauplatz den Sie einnehmen sollen, alle Blicke auf Sie gerichtet sind. Ihre Sitten müssen sehr streng, Ihre Haltung vornehm, Ihre Thätigkeit ganz den Pflichten Ihrer Stelle geweiht sein. Nehmen Sie die Miene an, sich durchaus nicht in die Politik zu mischen; sollte man Ihnen Bittschriften an mich übergeben, so sagen Sie Ihr Amt sei die Religion. Lassen Sie sich nicht zu sehr von Ihrem hitzigen Eifer hinreißen, selbst wo es die Verwaltung der Hospitäler und des Armenwesens angeht; Ihre erste Sorge, diejenige die Sie mehrere Monate beschäftigen wird, besteht darin: die religiösen Angelegenheiten zu pflegen, die Priester zu vereinigen, sie kennen zu lernen und Ihre Kirche zu organisiren. Lyon ist ein großer Mittelpunkt der Arbeit gewesen, und es gibt eine große Anzahl von Geistlichen die einer dem Staate feindlichen Partei angehört haben; verwenden Sie keinen von diesen; glauben Sie einen oder den andern von ihnen anstellen zu müssen, so machen Sie mir Mittheilung, und ich werde sie nach meinem eigenen Belieben entfernen. Ueberhaupt kann es in der zarten Stellung in der Sie sind, vielleicht ein großer Mißstand sein nicht genug zu thun, aber zu viel zu thun ist das Schlimmste von allem. Mißtrauen Sie der Lebhaftigkeit Ihres Charakters, und Ihrer Schnelligkeit eine Partei zu ergreifen und vorzuschreiten."

So lautete das Programm das der werdende Imperator seinem neuen Metropoliten vorzeichnete. Seine Sorge daß in dem Oheim der römische Kleriker mächtiger sein werde als der Bonaparte'sche Staatsdiener, erwies sich bald als begründet. Schon kurze Zeit nach jenem ersten Brief hat Bonaparte eine Reihe von Beschwerden zu erheben, deren Inhalt und Ausdruck wieder sehr gut seine Auffassung von diesen kirchlichen Dingen zeichnet. Er beklagt sich über den Ton in welchem Fesch zu den constitu-

tionellen Priestern gesprochen; das heiße Oel ins Feuer gießen, und werde die Leute nur noch anspruchvoller machen, die es schon mehr als genug seien. Die äußerste Partei der refractären Geistlichen müsse er immer als seine Feinde ansehen; durch seine Haltung werde er sich aber auch die zu Feinden machen die seine Freunde sein sollten. „Ihr Schreiben an das Haupt der Anticonstutionellen," fügt er hinzu, „kommt mir vor wie der Rechenschaftsbericht eines Untergebenen an einen Höheren; Sie erscheinen da nicht wie ein Erzbischof, sondern wie ein Pfarrer gegenüber einem Großvicar. Sie dürfen sich mit denen die unter Ihnen stehen nie in Discussionen einlassen. Es heißt die Ruhe der Kirche und des Staats bedrohen wenn man, um seinen Stolz zu befriedigen, eine Partei niedertreten, und da triumphiren will wo kein Anlaß zum Triumph ist. Das Concordat ist der Triumph keiner Partei, wohl aber die Versöhnung aller. Lassen Sie sich nicht von Leuten umgeben, die, weil sie ihr Leben lang untergeordnet waren, Gepräge und Charakter davon an sich tragen. Was zwischen Ihnen und irgendeinem reuigem Büßer vorgegangen ist, geht Ihre Untergebenen nichts an; und wenn Sie eine Partei tadeln wollen, so müssen Sie darauf achten es nicht der andern bekannt zu machen. Nur durch diese Zurückhaltung werden Sie die Achtung und das Vertrauen aller Parteien erwerben, und in Ihrer Diöcese regieren. Wenn Ihre Haltung den Ausdruck der Schwäche trägt, so wird sich Ihnen nie jene Einhelligkeit der Stimmen zuwenden, die auf der Achtung vor dem Charakter und dessen Zurückhaltung beruht. Einige von den ärgsten Refractären werde ich, sobald sie sich kenntlich machen, aufheben lassen."

Nach diesen ersten Erfahrungen ist es fast zu wundern, und zeugt wieder von der Schwäche die Napoleon für die Leute von seiner Sippschaft hatte, daß er den Erzbischof im Sommer 1803 als seinen Gesandten nach Rom schickte. Es ließ sich doch wohl erwarten daß der Mann der in Lyon mit den refractären Priestern nicht fertig geworden war, in Rom es noch weniger verstehe die Bonaparte'sche Staatspraxis gegen die tausendjährige Ueberlieferung des Pontificats durchzufechten. Fesch selbst erwartete aber hier eine unangenehme Erfahrung, auf die er am wenigsten gefaßt war, und es war zudem einer von seinen Secretären der sie ihm bereitete. Bonaparte mochte meinen, der Vicomte v. Chateaubriand mit seiner frisch blühenden literarischen Glorie ließe sich hier am nützlichsten verwenden, darum hatte er ihn Fesch's Gesandtschaft beigegeben; aber er erwis damit weder sich noch seinem Oheim einen Dienst. Es ist Fesch's erste Klage von Rom (Jul. 1803), wie sich der Legationssecretär so eigen=

mächtig und vordringlich gebärde, den Römern gegenüber im Namen einer Partei hochtönende Reden führe, von Aufhebung des organischen Statuts, wodurch Bonaparte dem Concordat die Spitzen abgebrochen, ganz offen rede, und ungescheut auf Anträge hindeute welche ihm „die respectablesten Personen des französischen Klerus" ertheilt hätten. Chateaubriand machte schon hier wie später Politik auf eigene Hand. Das ist, ruft Fesch aus, ein Mensch den eine Faction dahin gebracht hat, ein Doctor der dogmatisiren will, ein Schriftsteller der sich nicht damit zufrieden gibt Bücher zu schreiben. Es ist dann sehr ergötzlich, in den Briefen des Oheim-Gesandten an Bonaparte zu lesen wie der bewegliche, vielgeschäftige Vicomte sich überall hindrängt, überall in die Pforten des Quirinal einzudringen sucht, und wie Fesch und Cacault (der bisherige Gesandte) alle Mühe haben ihm ein wenig Zaum und Zügel anzulegen.

Während Fesch in Rom saß, bestieg sein Neffe den Kaiserthron. Es ist aus den Briefen gut herauszulesen wie sich mit jeder Erhöhung Napoleonischer Macht und Glorie auch die Ansprüche der Verwandtschaft steigerten. Die Mutter Lätitia fühlt sich zuerst in Schatten gestellt. Sie sei krank, berichtet der Erzbischof über seine Schwester, mehr aus moralischen als aus physischen Gründen. Ihr Zustand werde jedesmal übler, wenn der Courier keine Briefe für sie mitbringe; sie glaube sich vernachlässigt und zurückgesetzt. „Ihre Mutter hätte gern einen Titel, einen festen Sitz; sie ist trostlos darüber daß die einen sie Majestät oder Kaiserin-Mutter nennen, die andern ihr nur den Titel kaiserliche Hoheit wie ihren Töchtern geben. Sie ist voll Ungeduld ihr Loos fest bestimmt zu sehen." Diesem Wunsche suchte dann der neue Imperator zu genügen, indem er ihr einen Sitz in Paris anwies, und sie zur „protectrice générale des établissements de l'Empire" ernannte. Aber auch Fesch hat seine kleinen Wünsche und Bedürfnisse; er braucht Geld. In sehr bewegenden Worten schildert er wie er in Rom schon 250,000 Francs Schulden gemacht, alles um das Kaiserreich mit Würde zu repräsentiren und die Mutter des Kaisers gebührend zu empfangen. „Diese Schulden werden schreiend (criardes); ich bin den Handwerkern, den Wechslern Geld schuldig, und ich sehe kein Mittel wie ich ohne Ew. Majestät Hülfe ehrenvoll aus der Sache herauskommen kann.

Inzwischen sind im Sommer und Herbst 1805 aus dem Briefwechsel des Gesandten die ersten Mißverständnisse mit Rom herauszuhören. Der päpstliche Stuhl hatte bei dem Concordat seine Rechnung nicht gefunden; Pius VII. hatte sich vergebens geschmeichelt als er zur

Salbung des neuen Kaiserthums nach Paris gewandert war, eine und die andere Concession in geistlichen oder weltlichen Dingen zu erlangen. Besonders die Hoffnung einer Gebietserweiterung blieb unerfüllt. In allen kleinen wie großen Dingen offenbarte sich eben der unversöhnliche Gegensatz zweier entgegenstehenden Systeme: Rom fußte auf seine Tradition und wollte bleiben was es gewesen war; Napoleon hatte nie einen andern Gedanken gehabt als aus der päpstlichen Autorität eine Stütze und ein Organ der neuen Cäsarenmacht zu machen. Wohl wünscht er aufrichtig keine Differenzen mit Rom zu haben. Je ne veux avoir aucune discussion avec le Saint-Siège, schreibt er aus dem Lager von Boulogne, je ne veux pas lui donner des sujets de plainte. Aber es sind doch nur unwesentliche Concessionen zu denen er sich verstehen mag. Daß Rom in dem neuen Krieg eine Art von Selbständigkeit und Neutralität zu behaupten suchte, war ihm schon unerträglich; daß die britisch-russische Diplomatie im Augenblick wo der neue Krieg begann, in Rom ihre agitatorische Thätigkeit ungescheut und ungestört trieb, sah er wie eine Kriegserklärung des Papstes an. Fesch's Stellung im Beginn dieser Wirren war eine vermittelnde. Er schilderte zwar dem Kaiser in starken Zügen das Treiben der Gegner, die Provocationen gegen ihn; er hält auch von Anfang an (vielleicht aus sehr persönlichen Motiven) den Cardinal Consalvi für einen intriganten, gefährlichen Mann, aber er hätte es doch auch wieder gern gesehen, wenn Napoleon sich zu einem Opfer größerer Art verstanden hätte. Er sendet wohl selbst einen Fühler aus, um zu sehen was in dieser Richtung zu erwarten sei. Man meine in Rom, schreibt er im Dec. 1805, Napoleon werde Karl den Großen dann noch überragen, wenn er thatsächliche Proben seiner Frömmigkeit gegeben und den heiligen Stuhl aus seinem Zustande des Verfalls wieder emporgehoben habe. Aber der Kaiser wollte diese Hindeutung auf neue Karolingische Schenkungen nicht verstehen. Dagegen empfiehlt er dem Oheim sich in möglichst gutem Vernehmen mit den Römern zu halten. „Meine Absicht ist", schreibt er (in einem vom Herausgeber irrig aus Schönbrunn vom 24. Juli 1805 datirten Briefe, der in die letzten Wochen des Jahres fallen muß), „daß Sie in gutem Einverständniß mit dem Staatssecretair leben, und wenn es Stoff zur Klage gibt, Sie mir es mittheilen, ohne sich mit ihm zu entzweien. Ich werde schon Mittel finden ihn wegzubringen. Es gibt Leute die behaupten Sie wollten Staatssecretär zu Rom werden, ich denke nicht daß Sie solche Narrheiten im Kopfe haben."

Dieser herbe Ton erklärt sich aus einem Verstoß den Fesch in den Augen des Kaisers begangen, als er bei den Führern der alliirten Expedition, die sich gegen Mittel-Italien richtete, anfragte: wie weit die Gesandtschaft auf persönliche Sicherheit zählen könne. „Man muß sehr wenig Tact haben", äußert sich Napoleon, „um zu glauben ich könnte Sie ihren Vexationen ausgesetzt lassen; bei der geringsten Gefahr haben Sie sich nach Bologna zu begeben."

Auch der Kaiser ist indessen unzufrieden mit dem Papst und seiner Umgebung, so sehr er seinem Gesandten Verträglichkeit anempfiehlt; er gibt denn auch diesem Mißvergnügen einen lebhaften Ausdruck in einem Schreiben an Pius VII. (vom 7. Januar 1806), worin er sehr charakteristisch fast den gleichen herrischen Ton anschlägt wie gegen Fesch. „Seit der Rückkehr Ew. Heiligkeit nach Rom, heißt es darin, habe ich nur abschlägige Antworten erhalten, selbst bei Gegenständen die in erster Linie die Religion betrafen, wie z. B. als es sich darum handelte zu verhindern daß der Protestantismus in Frankreich sein Haupt erhebe. Ich habe mich als den Protector des heiligen Stuhls angesehen, und in dieser Eigenschaft habe ich Ancona besetzt. Ich habe mich, gleichwie meine Vorgänger von der zweiten und dritten Dynastie, als den erstgeborenen Sohn der Kirche betrachtet, der allein das Schwert besitzt sie zu beschirmen und zu verhüten daß sie nicht von Griechen und Muselmanen befleckt werde. Ich werde auch fernerhin den römischen Stuhl beschützen, trotz der falschen Schritte, der Undankbarkeit und der schlechten Gesinnungen der Menschen die sich während der letzten drei Monate lentlarvt haben, weil sie mich verloren glaubten. Gott hat durch die Erfolge womit er meine Waffen begünstigt hat, den Schutz offenbart den er meiner Sache zu Theil werden läßt. Ich werde Ew. Heiligkeit Freund sein, so oft Sie nur Ihr Herz und die wahren Freunde der Religion zu Rathe ziehen; wenn Ew. Heiligkeit meinen Minister entfernt wünscht, so steht es Ihnen frei das zu thun; es steht Ihnen frei den Czaren und den Chalifen von Konstantinopel mit Vorliebe aufzunehmen; aber ich will den Cardinal Fesch diesen Plackereien nicht ausgesetzt sehen, und werde ihn durch einen weltlichen Gesandten ersetzen. Der Haß Consalvi's gegen ihn ist so groß, daß er für ihn immer nur Ablehnungen, für die Briten und Russen alle Vorliebe gehabt hat. Gott ist Richter, wer unter allen regierenden Fürsten am meisten für die Religion gethan hat."

Am unbehaglichsten wurde in dieser Verwicklung die Lage von

Fesch. Mit den römischen Staatsmännern überworfen, fand er sich doch auch mit seinem kaiserlichen Neffen nicht auf gleichem Standpunkt; er war wieder zu sehr römischer Cardinal, um nicht gewisse Concessionen des Staats für billig und wünschenswerth zu halten. Dann vermochte er es ebenso wenig wie Joseph Bonaparte alle Schritte des Systems zu loben oder zu vertheidigen. So machte er sich zum Organ der Klagen des päpstlichen Stuhls gegen das Treiben der französischen Kriegsknechte, und schildert (Jan. 1806) in keineswegs reizenden Farben die Brutalitäten und Erpressungen welche sich die Führer der kaiserlichen Truppen im Kirchenstaat erlaubten. Damit kömmt der Cardinal freilich dem Kaiser sehr ungelegen, zumal er sich herausgenommen hat sich direct mit dem General St. Cyr in Vernehmen zu setzen. „Mischen Sie sich," schreibt er ihm am 17. Jan. 1806, „nicht in Dinge die Sie nichts angehen; Ihre Art zu verfahren ist ohne Maß. Sie haben den Generalen weder Mittheilungen zu machen, noch Rathschläge zu ertheilen." Dieselbe Mahnung wird wenige Wochen später in noch stärkerm Ton wiederholt. „Sie benehmen sich," sagt er da, „zu Rom wie ein Weib."

Der Cardinal sah den Moment kommen wo ihn der Kaiser abrief; es geht aber aus allen seinen Briefen hervor daß er aufs äußerste bemüht war diese Katastrophe abzuwehren. Er sucht dem Kaiser wiederholt vorzustellen, wie die Politiker der Curie nichts sehnlicher wünschten als ihn los zu werden, und seine Stelle durch einen Laien oder durch einen weniger schlauen, in den römischen Dingen minder eingeweihten Mann besetzt zu sehen. Aber er verbirgt auch wieder nicht daß seine Dienstwilligkeit nur bis zu einem gewissen Punkt gehe; den Gedanken mit Waffengewalt der Curie Respect einzuflößen, einen Gedanken den Napoleon schon im Anfang 1806 durchschimmern läßt, bekämpft er aufs lebhafteste; er erinnert daran daß er Cardinal und Erzbischof sei, und weder den geistlichen Censuren und Strafen noch der Meinung der katholischen Christenheit gleichgültig gegenüberstehen könne.

Wohl liegen Briefe vor, worin Fesch dem Papst persönlich die Schwierigkeit der Lage und die Nothwendigkeit einer geschmeidigen Politik in eindringlichen Worten vorstellt; aber es wird doch auch immer deutlicher daß in dem eigentlichen Principienstreit Fesch mehr Cardinal als Bonaparte'scher Staatsdiener war. In einem Schreiben vom 31. März 1806 stellt er die Punkte zusammen durch die, seiner

Meinung nach, ein friedliches Abkommen mit Rom zu erlangen wäre. Beseitigung der dem Concordat widersprechenden Gesetze, Einstellung des Verkaufs der noch übrigen geistlichen Güter und Dotirung des Klerus in liegenden Gründen, Sistirung der Klösteraufhebung, Vermehrung der Capitel, Befreiung vom Militärdienst für alle die sich dem geistlichen Stand widmen wollen, Aufhebung der Ehescheidung im Königreich Italien — das sind die wesentlichsten Concessionen durch die Fesch den Frieden glaubt erkaufen zu können.

Es bedarf kaum der Bemerkung daß Napoleon um diesen Preis keinen Frieden wollte. Fesch verhehlt aber um so weniger daß er die Renitenz des italienischen Klerus in manchen Punkten billige. Wenn sich z. B. eine Reihe von geistlichen Herren weigerte Bisthümer im Königreich Italien anzunehmen, so findet der Oheim des Kaisers daß man es ihnen im ganzen nicht verargen könne. Hätten sie es doch dort mit Beamten zu thun die philosophische und anstößige Meinungen hegten, und es sich zur Aufgabe machten die Bischöfe soviel wie möglich zu erniedrigen; fehlen ihnen doch die nöthigen Mittel gegen Mißbräuche zu wirken und dem Aergerniß entgegenzutreten, das durch die ungestörte Verbreitung schlechter Bücher verursacht werde; gingen ihnen doch die Mittel ab zur Vollziehung frommer Werke durch die fortwährenden Aufhebungen religiöser Stiftungen. Er mißbilligt die Gerüchte die man in Rom verbreitete, aber er zählt sie doch dem Kaiser pünktlich auf: man wolle, so heiße es, die Regierungsform in Rom ändern, den heiligen Stuhl nach Avignon verpflanzen, die Ehescheidung und die Priesterehe zulassen, die Klöster überhaupt aufheben. Nur wo es auf politische Fragen ankommt, ist er mit dem Kaiser ganz einig, oder geht auch wohl noch weiter als er. So lange Consalvi regiere, werde man durch Drohungen am sichersten zum Ziel kommen; das römische Cabinet werde immer aus Schwäche und Schlaffheit schließlich nachgeben, was es anfangs aus Ueberzeugung verweigert.

Endlich erfolgt die lange drohende Abberufung, zwar durch allerlei Scheingründe dem Oheim versüßt, aber doch in der Hauptsache nur dadurch herbeigeführt daß Napoleon zu dem was sich vorbereitete einen Cardinal nicht brauchen konnte. „Ich habe sie abberufen", schreibt der Kaiser am 16. Mai 1806, „weil es meiner Würde nicht mehr entspricht Sie länger an einem Hof zu lassen der so schlecht geleitet ist, und der es sich so sehr zur Aufgabe macht mir entgegenzutreten, daß ich ihn früher oder später werde strafen müssen. Aber Sie

können in Rom so lange bleiben als sie es für geeignet halten, und die Sorge der Geschäfte Alquier überlassen. Sprechen Sie den Papst, und sagen Sie ihm daß die Note der Cardinals Consalvi mich sehr verstimmt hat, und daß dieser Mensch aus Dummheit (bêtise) oder aus Verrätherei die weltlichen Staaten des heiligen Stuhles verderben will, und daß es ihm auch gelingen wird. Ich habe mit dem Kur-Erzkanzer einen Vertrag unterzeichnet, nach welchem Sie zu seinem Coadjutor ernannt sind. Es ist noch ein Geheimniß, aber wahrscheinlich wird die Sache noch vor Ablauf eines Monats erledigt sein; so finden Sie sich zu einer neuen Laufbahn berufen, denn die Würde des Primas von Deutschland stellt Sie an die Spitze des Kurfürsten-collegiums; wenn Sie zu Rom bleiben, so lassen Sie Alquier alles was gehässig ist besorgen, und bleiben Sie neutral. Ich will die weltlichen Gebiete des Papstes nicht, aber ich will Genugthuung dafür daß man mir zur Zeit von Austerlitz gedroht hat meinen Gesandten aus Rom zu vertreiben."

Seit Januar 1807 befand sich Cardinal Fesch wieder in Frankreich, und man merkt ihm an daß er den unfreiwilligen Rückzug aus Rom nicht leicht verschmerzte. Der arme Mann ist wieder in Geldnöthen, und schreibt herzerschütternde Briefe an den Imperator, um ihn zur Freigebigkeit zu stimmen. Bald ist es die christliche Barmherzigkeit gegen die Armen und Nothleidenden, bald die Kunst, die in den Schilderungen des schlauen und eigennützigen Italieners ins Mittel gezogen wird. Seit der Zeit wo er als Kriegscommissär verschiedene Bildergalerien bereinigt, war seine Liebe zur Kunst, d. h. zu werthvollen Kunstwerken, eher im Wachsen als in der Abnahme begriffen; es scheint als wenn Napoleon bisweilen gefunden hätte daß der Oheim dafür zu viel Geld brauche. Da ist es nun wahrhaft komisch zu lesen wie der Cardinal seinem kaiserlichen Neffen diese Kunstliebe plausibel zu machen sucht. Er setzt ihm mit salbungsvollen Worten auseinander wie es der modernen Kunst an sittlicher und religiöser Basis fehle, und wie es sein Bestreben gewesen in der Kunst diese bessere Richtung anzubahnen, und so der ganzen Gesellschaft einen unschätzbaren Dienst zu leisten. Er macht dann allerlei seltsame Vorschläge über eine Stiftung, in welcher Religion und Kunst Hand in Hand mit einander gingen; die Hauptsache ist aber natürlich daß auch für diesen großen ethisch-künstlerischen Zweck der Cardinal — Geld braucht. Es scheint nicht daß der Kaiser solchen Wünschen allzu leicht

zugänglich war. Seine Antwort lautet wenigstens trocken genug. Er findet daß die Bilder am besten in Lyon aufgehoben wären, wenn Fesch nicht vorziehe sie zu veräußern; die Chaussée d'Antin sei kein passendes Quartier für eine Cardinalswohnung. Er solle übrigens ruhig sein; er habe sonst keine Klagen über ihn zu führen, nur solle er ihn mit übertriebenen Empfindlichkeiten verschonen.

Die kirchliche Angelegenheit ward indessen immer unheilbarer verwickelt. Jemehr sie es ward, desto weniger vermochte Fesch mit der kaiserlichen Politik zu harmoniren. Er hatte in den Dingen nicht mehr officiell mitzureden, allein er ließ doch hie und da, wie es scheint ungerufen, seinen Rath hören, und der lautete abmahnend. Als der offene Bruch im Anfang des Jahres 1808 nicht mehr abzuwenden war, schrieb er dem Kaiser darüber im angelegensten Tone. Der Papst, meint er, sei jetzt in der Lage sein Gewissen zu vertheidigen; darum sei seine Haltung eine andere als früher, er selber thue und leite jetzt alles. Ohne Zweifel habe Pius sich seinen Weg fest vorgezeichnet, und sei auf alles gefaßt, selbst auf eine allgemeine Verfolgung der Kirche. Er sage, eine offene Verfolgung sei besser als eine geheime, diese könne verführen, jene entlarven. Es gebe Umstände wo die Verfolgungen der Kirche nützlich würden; denn sie seien für sie die rechte Feuerprobe. Darum bittet Fesch den Kaiser flehentlich nicht den Gewissen gebieten, und einen Zustand herbeiführen zu wollen, dessen Folgen unberechenbar seien. Ihr Ruhm, schließt er, bedarf keiner Vergrößerung, und hängt nicht von den Dingen in Rom ab, die für Ew. Majestät etwas unendlich kleines sind.

Es läßt sich denken daß diese Vorstellungen auf den Siegesrausch des Imperators so wenig und weniger Eindruck machten als die Rathschläge anderer Menschen, auf deren Urtheil er noch mehr Werth legte. Interessant sind aber diese Briefe von Fesch. Sie mochten die Dinge bisweilen ins Dunkle färben, allein es lag doch auch den Schilderungen, die er von der Stimmung des Klerus und des Volkes gab, ohne Zweifel viel wahres zu Grunde. Im Zusammenhang mit den übrigen Verwicklungen der Welt half der Conflict mit Rom die moralische Isolirung Napoleons vollenden. Sein System ward mehr und mehr seine ganze individuelle Angelegenheit; nicht einmal mehr die Brüder und Schwäger und Oheime, alles Creaturen die er aus dem Staub gehoben, mochten die moralische Verantwortlichkeit mit ihm theilen. Napoleon war aber gegen die Warnungen Fesch's wo möglich

noch unzugänglicher als gegen die seines Bruders Joseph; es spricht aus seinen Antworten ein höhnischer und wegwerfender Ton des Uebermuths. Auf eine lange Epistel des Oheims antwortet er barsch: „Ich bitte Sie, wenn Sie mir schreiben, sich mit dem in Acht zu nehmen was Sie mir sagen, oder sich die Mühe des Schreibens ganz zu ersparen. Bleiben Sie vollkommen überzeugt daß ich alle schlechten Subjecte, wenn sie Priester sind, noch strenger werde verfolgen lassen als die andern Bürger, weil sie unterrichteter sind und ihr Charakter heiliger ist. Was den übrigen Inhalt Ihres Briefes angeht, so sehe ich darin nur die Wirkungen einer Einbildungskraft die im Delirium ist, und ich rathe Ihnen und allen denen die gleich wie Sie an Ungeheuer glauben, die nur in Ihrer Phantasie bestehen — Kaltwasserbäder zu nehmen.

Die letzten Briefe zwischen dem Kaiser und seinem Oheim zeigen denn auch daß dieses gestörte Einvernehmen nicht mehr herzustellen war; bei Napoleon tritt immer rücksichtsloser die unbegränzte Willkür zu Tage, in Fesch gewinnt der Cardinal mit jedem Tag ein entschiedeneres Uebergewicht über den Verwandten und Beamten der Bonaparte'schen Kaiserdynastie.

(Allgemeine Zeitung 17. u. 18. Juni 1855 Beilage Nr. 168 u. 169.)

Die erste Abtheilung dieser Nachträge dreht sich, wie der frühere Bericht gezeigt hat, wesentlich um eine Episode der Napoleonischen Geschichte, um das Verhältniß Bonaparte's zu seinem Oheim, dem Cardinal Fesch, und um die Beziehungen zu Rom, soweit dieser Cardinal ihr Vermittler gewesen ist. Der zweite und dritte Band, mit welchem die Sammlung vorerst geschlossen scheint, enthält die Acten über zwei der denkwürdigsten Friedensschlüsse jener Epoche, die Verträge von Luneville und Amiens. Bei beiden war Joseph Bonaparte der Mandatar der Consularpolitik; diese Bände sind also eine unmittelbare Ergänzung der bekannten Correspondenz von Napoleons ältestem Bruder.

So unbekannt sind wir zwar bis jetzt mit dem Verlauf der Unterhandlungen von 1800 bis 1802 nicht gewesen, daß eine solche Actensammlung den Anspruch machen könnte große und überraschende Entdeckungen an die Oeffentlichkeit zu bringen; Bignon, Thiers und Lefebvre haben uns über die diplomatischen Vorgänge vor dem Abschluß zwar nur summarische, aber doch auch im wesentlichen nicht unrichtige Nachrichten gegeben, Bignon und Thiers wie immer als Bonaparte'sche Dialektiker

und Advocaten, Lefebvre im Tone des trockenen, aber gewissenhafteren Geschäftsmannes, der sein diplomatisch-publicistisches Publikum nicht blenden, sondern belehren will. Die noch ergiebigsten Quellen für die Luneviller Verhandlung möchten in Wien zu finden sein; für den Vertrag von Amiens dürften britische Papiere noch immer eine interessante Nachlese bieten, und als wichtigste Ergänzung wären vornehmlich die allerdings noch lange verschlossenen Acten anzusehen welche die russische Politik vom Tode Kaiser Pauls bis zur russisch-französischen Intervention am Regensburger Reichstag aus ihren eigenen Zeugnissen beleuchten können. Gleichwohl verdient diese Bekanntmachung den Dank aller derer die aus der Geschichte jener Zeit und insbesondere ihrer diplomatischen Verhandlungen ein ernsteres Studium machen; wir erhalten doch zum erstenmal statt gedrängter, oft sichtbar ungenügender Auszüge, die uns zudem durch nicht ganz unverdächtige Zeugen geboten wurden, eine Einsicht in die Acten selbst, und wer da weiß wie gegewandt französische Parteimänner im Appretiren von Actenstücken sind, wird sich nur freuen können einmal die Urkunden selber einzusehen. Die officielle Correspondenz, die Protokolle der Conferenzen und alles was dahin einschlägt, ist zudem vollständig gegeben; von vertraulichen Mittheilungen freilich, von Instructionen, von geheimen Weisungen wird uns nur das mitgetheilt was der französische Botschafter erhielt; die entsprechende Correspondenz des Grafen Cobenzl und des Lords Cornwallis mit ihren Höfen konnte natürlich aus den hinterlassenen Papieren Joseph Bonaparte's nicht geschöpft werden.

Der erste Punkt, worüber wir etwas mehr Licht als bisher erhalten, ist die vielbesprochene Sendung des Grafen St. Julien im Julius 1800. Nachdem die ersten Verhandlungen, die Bonaparte gleich nach dem Brumaire veranlaßt, fruchtlos gewesen, und man von neuem zu den Waffen gegriffen hatte, die an der Donau wie bei Marengo gegen Oesterreich entschieden, nahm Thugut den abgebrochenen Faden der Verhandlung wieder auf, und sandte den Grafen St. Julien, der sich überall als tapfern Degen, aber nirgends als Diplomaten bewährt hatte, zur Unterhandlung mit Bonaparte und Talleyrand nach Paris. Da eben ein neuer Bundesvertrag mit England abgeschlossen war, konnte die Unterhandlung nur den Zweck haben Bonaparte's wirkliche Plane in Betreff des Friedens zu erkunden, und nebenbei Zeit zu neuen Rüstungen zu gewinnen. Der in diesen Künsten ungeübte Mann des Lagers wurde dann wahrscheinlich das ge-

täuschte Opfer einer Sendung, die zu übernehmen seine Hauptschuld war. Daß Thugut ein doppeltes Spiel versucht, diese Ueberzeugung wird auch aus der vorliegenden Correspondenz nicht erschüttert; aber der Verlauf im einzelnen ist doch etwas anders als ihn die Franzosen dargestellt haben. Sie pochen alle darauf, ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers Franz habe den Grafen St. Julien als den Mann seines unbeschränkten Vertrauens im nachdrücklichsten Tone bezeichnet; selbst der vorsichtige Lefebvre versichert, der Kaiser habe mit dürren Worten gesagt: vous ajouterez foi à tout ce que vous dira de ma part le Comte de St. Julien, et je ratifierai tout ce qu'il fera. So schreiben, und dann den Gesandten, als er wirklich abgeschlossen hat, desavouiren und wie einen Staatsverbrecher behandeln, das hieße denn allerdings mit der „französischen Loyalität" ein arges Spiel spielen. Aber es war auch nicht ganz so. Der Brief des Kaisers Franz und ein fast gleichzeitiger von Thugut sind in den Actenstücken wörtlich abgedruckt; keiner von beiden enthält so positive Versicherungen. Vielmehr sind sie in einem gewissen Halbdunkel gehalten, wie es zur Thugut'schen Taktik paßte, und nirgends bindet sich der Wiener Staatsmann oder sein Monarch in so unzweideutiger Weise. „Der Graf St. Julien", schreibt der Kaiser, „ist mit meinen Instructionen versehen, um Ihnen bemerkbar zu machen wie wesentlich es ist zu öffentlichen und förmlichen Verhandlungen erst dann zu schreiten, wenn wenigstens im allgemeinen bekannt ist ob die Grundlagen des Friedens, die Sie vorschlagen, von der Art sind daß man sich schmeicheln kann mit Ihnen dieß wünschenswerthe Ziel zu erreichen." Man sollte denken, das wäre geschraubt genug gewesen um den ersten Consul und sein diplomatisches Alterego vorsichtig zu machen. Bei solch einer zweifelhaften Stellung des Bevollmächtigten konnte Thugut allerdings, ohne lächerlich insolent zu erscheinen, nach St. Juliens Rückkehr in einer Depesche an Talleyrand, die ebenfalls mitgetheilt ist, die Wendung gebrauchen: „der Graf habe keinerlei Vollmacht, Instruction oder Sendung gehabt als die in dem kaiserlichen Brief enthaltene, nämlich dem Consul bemerkbar zu machen daß die von ihm vorzuschlagende Friedensbasis billig und annehmbar sein müsse." Der österreichische Staatsmann konnte sich dann wiederholt, wie er es in seinen Briefen thut, auf jene angeführten Worte des kaiserlichen Schreibens berufen, und ohne daß man ihn Lügen strafte erklären: es sei in jenem Briefe nirgends die Rede davon gewesen daß St. Julien im engen Vertrauen des Kaisers, in

seine Absichten besonders eingeweiht und mit der Behandlung der Friedenspräliminarien beauftragt sei. Das stand auch in der That nicht in jenem Briefe, und alle Interpretationskunst Talleyrands reicht nicht hin es klar und unzweifelhaft herauszudeuten. Dazu stimmt auch vollkommen das erste Conferenzprotokoll, das uns die Sammlung wörtlich mittheilt; die Frage, ob St. Julien noch andere Vollmachten als den Brief des Kaisers besitze, wird von ihm verneint, jedoch glaubt er es auf sich nehmen zu können (croit pouvoir prendre sur lui) um den Intentionen seines Kaisers zu folgen, so viel wie möglich den Frieden zu fördern und provisorisch mit dem natürlichen Vorbehalt der Genehmigung eine Uebereinkunft einzugehen.

Thugut und Talleyrand waren in der Sache einander vollkommen werth; während jener eine Unterhandlung anknüpft, die damals weit zu führen ihm nicht im Sinn lag, und dazu den arglosen St. Julien auserwählt, den man im Nothfall ohne Mühe desavouiren konnte, sucht Talleyrand dieselbe Arglosigkeit des Unterhändlers in seinem Sinn auszubeuten, sieht über das Vage und Zweifelhafte seiner Instruction hinweg, und preßt den diplomatischen Neuling zur Unterzeichnung von Präliminarien, deren Verwerfung in Wien ihm natürlich unerwünscht genug kam, um seinen ganzen Aerger herauszufordern. Es ist übrigens eine schöne Sache um die Harmnie des geschichtlichen Urtheils der Franzosen; der Herausgeber dieser Actenstücke stimmt in seinem Urtheil vollkommen mit dem überein was seine bonapartistischen Vorgänger ausgesprochen haben, und wiederholt uns, nachdem er alles haarklein abgedruckt hat, in gutem Glauben die alte Mähr von Talleyrands und Bonaparte's Loyalität, die damals von Thuguts Doppelzüngigkeit mißbraucht worden sei!

Für diejenigen welche sich mit dem Detail der Geschichte jener Tage beschäftigen, werden die Protokolle über die Conferenzen zwischen St. Julien und Talleyrand, die Uebereinkunft selbst und der ganze Briefwechsel bis zur Eröffnung der Verhandlungen zu Luneville eine werthvolle Zugabe sein; es ist darunter manches was jetzt sein Interesse verloren hat, namentlich viel überflüssige Debatte darüber wer den andern hinters Licht geführt hat, aber doch auch wieder manches brauchbare Material, um in die ganze Lage eine unbefangene Einsicht zu gewinnen. Besonders stellt sich das eine ganz klar heraus, daß St. Julien in der That sich durch Talleyrand hatte zu Dingen bestimmen lassen, wozu man ihn nicht allein nicht ermächtigt, sondern die man

ihm geradezu untersagt hatte. Um von allem andern zu geschweigen, nahm z. B. der Unterhändler in der Uebereinkunft den Frieden von Campo Formio als Friedensbasis an, und doch war in dem vielbesprochenen Briefe des Kaisers wörtlich zu lesen: „Es würde nach meiner Ansicht sehr wenig nützen den Frieden von Campo Formio als Friedensbasis anzunehmen, denn seine Bestimmungen sind zum großen Theil entweder ganz unausführbar, oder so verwickelt daß sie, wie die Erfahrung gezeigt hat, Europa unfehlbar nur neue Erschütterungen bereiten könnten."

Die Unterhandlungen die dem Frieden von Luneville vorangingen, zogen sich schleppend und ziemlich unfruchtbar vom Spätsommer bis in die letzten Tage des Jahres 1800 hin; bald durch Waffenstillstände verlängert, bald durch das blutige Intermezzo eines neuen Kampfes durchkreuzt, kamen sie erst dann in einen regelmäßigen fördernden Gang als der Schlag von Hohenlinden die letzten Hoffnungen auf eine glückliche Entscheidung der Waffen vereitelt hatte. Solange diese Hoffnungen noch bestanden, scheiterte das Einverständniß schon an einem formellen Punkt: an der Weigerung Oesterreichs, ohne seinen britischen Verbündeten in Friedensunterhandlungen einzutreten. Bonaparte selber hatte, wie wir aus seinen Instructionen sehen, schon im September ganz den fest vorgezeichneten Plan, den er nachher durchsetzte: Unterhandlungen Oesterreichs ohne Großbritannien, Abschluß mit Oesterreich zugleich im Namen des deutschen Reichs, Anknüpfung an den Vertrag von Campo Formio und die Rastatter Congreßbeschlüsse als Grundlagen. Er täuschte sich darüber nicht daß Oesterreich vor einer neuen Niederlage sich von England nicht trennen würde; auch er zählte, wie die Wiener Staatsmänner, auf den Erfolg des neuen Kampfes, wünschte aber eben darum die Verhandlungen nicht ganz abgebrochen. Es wird mit jeder Stunde offenbarer, schreibt Talleyrand am Tage der Schlacht von Hohenlinden, daß der Kaiser sich hat überreden lassen seine Sache von der Englands nicht zu trennen, und daß er lieber noch einmal die Chancen eines Feldzugs wagen will. Sie werden aus Pitts Rede im Parlament entnehmen daß der englische Minister die Zusage des Kaisers hat, Oesterreich werde nicht getrennt verhandeln; obgleich darnach von der Fortsetzung schriftlicher Verhandlungen mit Hrn. v. Cobenzl wenig zu erwarten ist, erscheint es doch passend damit nicht aufzuhören. Wer weiß ob in der letzten Stunde, und nachdem die ersten Kanonen-

schüsse gefallen sind, dieser hartnäckige Widerstand des österreichischen Bevollmächtigten nicht verschwinden wird!

Diese Erwartung täuschte nicht. Schon als die ersten Kanonenschüsse gefallen waren, gestand Cobenzl so viel zu, daß Oesterreich wenigstens noch bis zum Februar 1801 vertragsmäßig an England gebunden, übrigens nicht abgeneigt sei eine Separatunterhandlung einzugehen, die bis zu dieser Frist geheim bleibe. Dem setzte dann Bonaparte den Vorschlag eines geheimen Friedens entgegen, der aber unverzüglich unterzeichnet werden müsse. In diese wunderlichen Erörterungen über heimliche Friedensconferenzen und geheime Friedensschlüsse, worüber die Actenstücke vollkommen ausreichendes Material geben, fiel dann die erschütternde Botschaft von Hohenlinden. Die Instruction, die Talleyrand gleich nach dieser Siegesnachricht gibt, kann als Muster für die diplomatische Kunst gelten, den Eindruck eines solchen Ereignisses wirksam auszubeuten. Joseph soll vor allem gesprächsweise andeuten, daß nun die Bedingungen anders lauten würden als wenige Tage vorher, auch einzelnes darüber mittheilen, doch immer nur im Laufe der Conversation. „Es ist keine Zeile zu schreiben bis sich Cobenzl entschieden zeigt, und es ist schwer nicht anzunehmen, daß ihn der Sieg Moreau's bereitwilliger machen wird. Der Augenblick scheint entscheidend; strengen Sie sich an davon allen Vortheil zu ziehen. Sagen Sie Cobenzl daß der erste Consul sich nicht mehr zu diesen geheimen Schritten der Vorsicht herbeilassen kann, die ihn während zwei Monaten gegenüber von ganz Europa in eine verlegene Situation bringen müßten. Man muß offen unterhandeln und abschließen, und zwar auf der Stelle und in ganz bestimmter Weise; wie auch die Verbindlichkeiten Oesterreichs sein mögen, die Kriegsereignisse werden es davon hinlänglich frei machen können. Sie machen ihm zum Gesetz die Zeit zu nützen und unserer Mäßigung zu vertrauen. Was kann England thun um Oesterreich zu helfen? Und wenn es nicht hindern kann daß der Krieg bald seine Verwüstungen bis vor die Thore von Wien ausdehnt, welchen Vorwurf könnte es gegen einen Vertrag erheben der einen schon so unklug preisgegebenen Alliirten rettete? Ich schließe mit einer Betrachtung, deren Stärke Sie nicht verfehlen werden Cobenzl fühlbar zu machen. Wenn der erste Consul Paris verläßt, und der Mincio und die Etsch überschritten sind, nimmt die Frage wieder eine neue Gestalt an. Cobenzl möge sich die Folgerungen davon vor Augen halten."

Doch ließ sich der österreichische Diplomat nicht überrumpeln, und Joseph Bonaparte hat an Talleyrand in den ersten Tagen nach der Siegesnachricht nicht viel ersprießliches zu berichten. Ich fühle wohl, äußerte Cobenzl unverzagt, welchen Gefahren Oesterreich jetzt ausgesetzt ist, und ich halte es auch für wahrscheinlicher daß ihr nach Wien rückt als wir nach Paris; aber Berlin ist auch im siebenjährigen Krieg eingenommen worden, und nicht in Wien allein liegt die Stärke des Kaisers. Eure Vorstellungen beweisen uns nur welchen Fehler wir begingen, wenn wir uns den geringsten öffentlichen Schritt erlaubten der uns der Stütze Englands berauben könnte. Es bleibt uns daher keine andere Sicherheit als in der gewissenhaftesten Treue gegen England. Noch mehr; der Graf machte sogar Miene Luneville zu verlassen, wie wenn er die Fortsetzung der Friedensconferenzen an einem andern Ort, natürlich in Verbindung mit England, voraussetze. Da schrieb freilich (12. Dec.) Talleyrand aufs dringendste, es müsse jedes Mittel aufgeboten werden den österreichischen Minister zurückzuhalten; vor allem solle man ihm in den bestimmtesten Worten erklären, seine Abreise würde als das Zeichen offenen Bruches angesehen, und der Krieg ohne Rücksicht bis zum Aeußersten fortgesetzt werden. Zugleich ward als wirksamer Hebel die Ankunft des russischen Gesandten Sprengporten benützt, und dem Oesterreicher zu verstehen gegeben man werde wohl in wenig Tagen mit Rußland in engem Bündnisse stehen. Mildere Mittel wandte der gutmüthige Joseph an. Eines der wirksamsten, schreibt er am 21. Dec. an Talleyrand, ist das den Grafen zu verschiedenen Ausflügen in die Umgebung von Luneville zu bringen, unter dem Vorwand ihm die interessanten Punkte zu zeigen.

So ließ sich Cobenzl bearbeiten, bedrohen, amüsiren, ohne daß er selbst besondere Eile zeigte den Congreßort zu verlassen. Es war ihm offenbar darum zu thun mehr Licht zu erhalten über die eigentliche Lage, und einen genauen Ueberblick über die Widerstandskräfte Oesterreichs zu gewinnen. Wie dann freilich die Armee sich von dem Schlag von Hohenlinden nicht mehr erholte, die Franzosen unaufhaltsamer vordrangen, weder die Traun noch die Enns die erschütterten Reste des kaiserlichen Heeres zum Stehen brachte, da wurden Cobenzls Erklärungen etwas milder, und er lehnte es wenigstens nicht mehr ab seinem kaiserlichen Herrn Friedensvorstellungen zu machen. Es trifft das ungefähr mit dem Augenblick zusammen wo der erste Consul

seine wunderbare Rettung vor der Höllenmaschine zu preisen hat. Es liegt darüber ein Schreiben Talleyrands an Joseph Bonaparte vor, das deutlich zeigt wie man gleich im ersten Moment entschlossen war das fehlgeschlagene Attentat im Sinne monarchischer Restauration zu nützen. Ihr Bruder, schreibt Talleyrand etwa sechsunddreißig Stunden nach dem mißlungenen Schlage, hat von allen Behörden, einer Unzahl von Militärs und aus allen Bürgerclassen Zeugnisse der Liebe und Verehrung erhalten; alle Gemüther haben sich naturgemäß zum Vertrauen auf die Zukunft gewendet, unter dem Eindruck des Glückes, das jedermann darüber empfindet, daß ein so schreckliches Attentat nicht gelungen ist. Indessen verbirgt sich auch niemand daß die Zukunft mehr Garantien bedarf, und man beschäftigt sich damit deren zu finden. Man kann überzeugt sein daß diejenigen die erwünschtesten sind die den Verbrechern jede Hoffnung benehmen mit Attentaten auf das Leben des ersten Consuls ihren Zweck zu erreichen.

In denselben Tagen wich auch die Sprödigkeit des kaiserlichen Unterhändlers; die Botschaften von der Rathlosigkeit in Wien und dem Mangel jeder geordneten Widerstandskraft drängten sich immer bedrohlicher zusammen. So ließ sich denn Cobenzl in den letzten Stunden des scheidenden Jahres dazu herbei ohne England in die Unterhandlung einzutreten. Vergebens hatte er noch einen letzten Versuch gemacht wenigstens vorher einige Gewißheit darüber zu erhalten welches Entschädigungsloos Oesterreich zufallen werde; er mußte sich ohne feste Zusage von den letzten Verbündeten trennen. Damit war er freilich der französischen Politik auf Discretion preisgegeben. Wenn schon vorher grobe Drohung und Einschüchterung gegen ihn geübt ward, wie viel mehr jetzt wo ihm auch der letzte Rückhalt eines Alliirten fehlte! So ist denn die Unterhandlung der nächsten Wochen nur eine Reihe von Nachgiebigkeiten des österreichischen Bevollmächtigten. Die Rhein- und Etschgränze muß er zulassen, er kann nicht hindern daß die kaiserlichen Agnaten aus Italien verdrängt werden, er muß dazustimmen daß der Kaiser den Frieden zugleich im Namen des deutschen Reiches zu Luneville abschließe. Vergebens sträubt er sich auch gegen den Grundsatz der Säcularisationen. Es hat nichts außerordentliches, schreibt darüber Talleyrand am 24. Jan. 1801, daß sich in dem Entwurfe Cobenzls die Bestimmung nicht findet, an deren Aufnahme in den definitiven Vertrag Frankreich am meisten liegt. Wenn Oesterreich endlich seine übertriebenen An-

sprüche auf Italien fallen läßt, so will es, scheint es, sie sich in Deutschland bewahren. Es schlägt uns vor die depossedirten Fürsten und das System der Säcularisationen fallen zu lassen. Das hieße Frankreich und das Reich auf immer discreditiren; es hieße die geistliche Partei noch verstärken und damit die Allmacht Oesterreichs sicherstellen. Die Schlinge liegt zu Tage; aber man war darauf gefaßt, und die französische Regierung wird bei ihren ganz verschiedenen Grundsätzen stehen bleiben. Auf Befehl des ersten Consuls lege ich einen Vertragsentwurf bei, den Sie als endgültige Instruction ansehen können. Derselbe stellt die Interessen Frankreichs sicher, ohne über das hinauszugehen worauf man seit lange in Europa gefaßt und worüber man in Rastatt einig war; er verbürgt die Unabhängigkeit Italiens, indem er Oesterreich und alles was zu dem Hause gehört hinter die Etsch zurückdrängt; er bereitet die besten Anordnungen in Deutschland vor, wie sie sich aus der Anwendung des Grundsatzes der Säcularisationen ergeben; er entspricht endlich unsern neuen Beziehungen zu Rußland und den bekannten Stimmungen Preußens. Denn diese beiden Mächte legen ein gleiches Interesse dafür an den Tag, daß der Kaiser nicht zu mächtig in Italien sei, dagegen die erblichen Fürsten, die auf dem linken Rheinufer verkürzt worden sind, eine Entschädigung in Deutschland erhalten.

Wie dann der österreichische Bevollmächtigte später den Gedanken anregt die Entschädigungen auch auf die geistlichen Fürsten auszudehnen, gibt auch für diesen Fall Talleyrand die unzweideutigsten Weisungen. Der Grundsatz der Entschädigungen, schreibt er am 1. Febr., muß auf die erblichen Fürsten beschränkt werden; die drei geistlichen Kurfürsten behalten Macht und Domänen genug in Deutschland, und es ist ganz billig daß die vom Reich erlittenen Verluste besonders von den Eigenthümern ohne Familie und ohne Nachfolge getragen werden. Außerdem können ihre Kurfürstenwürden mit der Zeit verpflanzt werden, die Kölnische nach Münster, die Trierer nach Augsburg, die Mainzer auf irgendein anderes Bisthum. Was die zu entschädigenden weltlichen Fürsten angeht, so muß man außer Preußen, Bayern, Württemberg und dem Haus Oranien, welches Cobenzl als entschädigungsberechtigt nennt, Hessen-Kassel und Baden hinzunehmen; dieselben haben auch einige Abtretungen gemacht, und wir haben gegen sie förmliche Verpflichtungen, „que nous sommes jaloux de ne pas voir infructueux.“ Auch Darmstadt, Leiningen,

Salm — fügt Talleyrand hinzu — könne man mehr oder weniger entschädigen; doch scheine es in jedem Falle passend sie nicht einzeln im Vertrag aufzuführen, sondern sie nur unter der allgemeinen Benennung „erbliche Fürsten" zusammenzufassen.

Das war einer von den Punkten deren Erledigung sich noch etwas länger hinauszog. Auch die Schleifung der Festungen rechts vom Rhein, die Entschädigung Toscana's, der gleichzeitige Abschluß für das Reich gehörte zu den Positionen die Cobenzl hartnäckiger vertheidigte. Er äußert wohl Oesterreich sei noch nicht ohne alle Hülfsquellen des Widerstandes, wenn man es zwingen wolle Ukase zu unterzeichnen; aber der französische Unterhändler spricht zugleich, indem er dieß berichtet, seine feste Ueberzeugung aus daß man darum doch in Wien nicht daran denke noch einmal zu den Waffen zu greifen. So erfolgte denn auch der Abschluß, in allen wesentlichen Punkten wörtlich übereinstimmend mit der Redaction des ersten Consuls, die er als seine „endgültige Instruction" bezeichnet hatte. Josephs Verdienst um den Abschluß wurde von Talleyrand in sehr schmeichelhaften Worten anerkannt.

Dem Abschluß des Friedens folgte noch eine kurze Correspondenz, deren Inhalt vorzugsweise unsre deutschen Dinge betrifft; der traurige Stoff der Säcularisationen und Entschädigungen wird darin abgehandelt. Ein Schreiben Talleyrands an Joseph (2. Mai 1801), das die Stelle einer vertraulichen Instruction vertritt, deutet dem Bruder des ersten Consuls an, wie weit er sich gegen Cobenzl auslassen soll. Gesprächsweise können Sie, so schreibt Talleyrand, dem Grafen bemerken, wie es uns passend scheint daß der Großherzog von Toscana außer Salzburg und Berechtesgaden auch Passau und Trient bekomme. Wir würden uns auch nicht widersetzen wenn dieser Fürst noch einen kleinen Theil von Bayern erlangte, jedoch unter der Bedingung daß der bayerische Kurfürst dafür ein Aequivalent in Schwaben erhielte, und das Arrangement durch gegenseitige Einwilligung der Höfe zu München und Wien erfolgte. Der erste Consul sieht es ebenfalls als eine gute Maßregel an einen geistlichen Kurfürsten nach Würzburg und Bamberg zu setzen; er wünschte nur daß es der von Mainz sei, dessen Benennung sich dann änderte. Die Rechte des Kurfürstenthums Mainz, die auf dem rechten Rheinufer liegen, könnte man dann den weltlichen Fürsten geben, die für Verluste auf dem linken Rheinufer entschädigt werden sollen. Der Kur-

fürst von Köln würde in Westfalen ein passendes Gebiet finden; Kurtrier dagegen, das fast ohne Terriotorium ist, würde aufhören und sein Titel könnte etwa auf Baden übergehen, das sonst noch zureichende Entschädigungen erhalten würde. Was Preußen angeht, so würde es seine Entschädigung in Hannover finden. Wenn diese Hauptgrundlagen einmal abgemacht sind, würde es leicht sein sich über ihre Ausführung und die Entschädigung der übrigen Staaten zu verständigen, welche ebenfalls durch Säcularisationen erfolgen würde.

Diesem ersten Programm des französischen Cabinets, das vielfach mäßiger erscheint und minder gewaltsam in die alten Verhältnisse eingeschnitten hätte als die spätern Theilungsentwürfe, stellt Graf Cobenzl in den Unterredungen mit Joseph Bonaparte die österreichische Auffassung entgegen. Er bekämpft vor allem die Beseitigung auch nur eines einzigen geistlichen Kurfürsten, womit sich die bonapartische Politik vorerst noch begnügen wollte. Selbst wenn man nur diesen einen verschwinden lasse, so sei das eine so wesentliche Veränderung der Reichsverfassung daß das Reichsoberhaupt niemals dazu stimmen könne. Drum müsse Kurtrier fortbestehen wie die andern, und wenn der Rest seines Territoriums zu klein sei, so müsse man ihm eben Entschädigungen suchen. Für Kur-Köln scheint dem österreichischen Staatsmann das Bisthum Münster und der Rest des Kölner Stifts am rechten Rheinufer einen ganz natürlichen Ersatz zu geben. Kurmainz könne sich begnügen, wenn man dem, was es noch rechts vom Rhein übrig hatte, einige geistliche Güter hinzufügte. Darauf bestand Cobenzl mit Bestimmtheit und verwarf den Gedanken einer Verpflanzung nach Würzburg und Bamberg; das würde uns ohne Grund nur die Verlegenheiten vergrößern, die doch zu vermeiden im beiderseitigen Vortheil Oesterreichs und Frankreichs liege; ja es sei noch ganz besonders im französischen Interesse geboten, einen geistlichen Fürsten irgendwelchem weltlichen Herrn als Gränznachbar vorzuziehen. Von der preußischen Entschädigung durch Hannover will natürlich Cobenzl nichts wissen; er bestritt sie lebhaft, und meinte Hildesheim sei hinlänglicher Ersatz für die preußischen Verluste am linken Rheinufer. Auch die Begünstigung Badens findet keinen Fürsprecher an ihm. Die Hauptschwierigkeit lag aber, wie sich auch aus dem spätern Gang der Verhandlungen ergibt, in der Entschädigung Toscana's; die Abfindung mit Trient mundete natürlich dem Wiener Cabinet sehr wenig, da dieß Bisthum, mit Tirol geographisch und historisch verbunden, eher

wie eine natürliche Ergänzung der Erbstaaten erschien, als sich zur Abtretung an die jüngere Linie des Hauses Lothringen eignete. Der bayerische Ersatz aber ward von den Franzosen überaus zweifelhaft gelassen; wiederholt erklärte zwar Talleyrand, man habe durchaus nichts gegen Abtretung auf Bayerns Kosten, aber er fügte auch immer die bestimmte Clausel hinzu, es müsse das mit bayerischer Einwilligung geschehen. Für Toscana, meinte der französische Diplomat, liege die passendste Entschädigung nicht sowohl in Deutschland als in Italien; der Kaiser solle Venedig an die jüngere Linie abtreten und sich dann durch die für Toscana zugesagten deutschen Landschaften entschädigen. Davon wollte der kaiserliche Unterhändler natürlich nichts wissen; Salzburg, Berchtesgaden, Passau stand ihm als Ersatz für Toscana am besten an, vorausgesetzt daß ein gutes Stück bayerischer Abtretung hinzu kam. Hier lag aber das große Hinderniß; die Franzosen sprachen immer nur von „quelque portion" oder „une partie quelconque de la Bavière," und wollten sich nicht einmal über die Inngränze bestimmt auslassen — während der kaiserliche Bevollmächtigte nicht verbarg daß die Isargränze dem Wiener Hof allenfalls genügen würde*). Zudem wollte Frankreich selbst in der Sache keinen Schritt thun, die Oesterreicher sollten das mit Bayern ausmachen; der gute Joseph meinte zwar, Talleyrand werde wohl den Münchner Hof dafür stimmen (disposer); es ist aber in der Correspondenz kein Wörtchen zu finden das eine Geneigtheit dafür bewiese.

In den spätern Unterredungen vom August sehen wir denn auch die Taktik verändert. Cobenzl scheint die bayerische Abtretung ganz aufzugeben und seine Blicke richten sich auf Entschädigung in Schwaben,

*) In einem Brief Josephs vom 22. Mai 1801 (négoc. dipl. II. 378) heißt es: d'accord avec le gouvernement français sur Salzbourg, Bergtoldsgaden, Passau et au surplus en Bavière il diffère sur cette dernière proportion. Il ne la voit que dans *tout le pays à la droite*, *à léser*, et j'ai dû me borner jusqu'ici à dire que cet équivalent excédait la valeur de la Toscane, sans aller même à offrir la limite de l'Inn. Die geographische Unkenntniß hat hier eine Sinnlosigkeit veranlaßt; es muß offenbar gelesen werden *tout le pays à la droite de l'Isar*. Das wäre also die Forderung, die später Bonaparte, erzürnt über die Besetzung von Passau, dem Wiener Cabinet öffentlich vorwarf, um zu beweisen daß nicht Frankreichs, sondern Oesterreichs Ländergier den Frieden hindere. Er sagte freilich bis zum Lech, statt bis zur Isar, aber er hielt in solchen Fällen auf urkundliche Genauigkeit nicht allzuviel. S. Häusser deutsche Geschichte Bd. II 398, 399.

namentlich auf das Bisthum Augsburg. Im übrigen beharrt er auf der Erhaltung der drei geistlichen Landesfürsten, auf dem Grundsatz beschränkter Säcularisation, und will für Preußen, Bayern u. s. w. nur eben Entschädigungen, keine Vergrößerungen bewilligt sehen.

Der Verlauf der Unterhandlungen hat, wie wir aus unsern deutschen Dingen wissen, die gehoffte Verständigung damals nicht herbeigeführt, vielmehr verband sich bald Frankreich mit Rußland zur Einmischung und sammelte alle anderen von Preußen an bis zu den Kleinsten als anti-österreichische Clientel um sich. Im Sommer 1802 erfolgte dann der offene Bruch zwischen Bonaparte und Oesterreich, und erst in den letzten Tagen des Jahres gelangt man zu einer annähernden Verständigung, deren Preis freilich die frühern Ansprüche und Hoffnungen nicht erreichte. Die Actenstücke der vorliegenden Correspondenz schließen mit dem December 1801; da ist der Bruch zwischen den Höfen von Paris und Wien noch nicht zu erwarten, aber die bonapartisch-russische Intervention liegt schon allen im Blut. Ruere in servitium Consules, Patres, Equites — dieß Wort des römischen Geschichtsschreibers zeichnet die Lage. Wenigstens beurkunden die letzten Briefe Talleyrands an Joseph (z. B. vom 9. Dec. 1801) eine allseitige Bereitwilligkeit, sich den russisch-französischen Dictaten zu fügen.

Leben des Generals Grafen Bülow v. Dennewitz.

Von K. A. Varnhagen von Ense.

(Allgemeine Zeitung 17. u. 18. Februar 1854 Beilage Nr. 48 u. 49.)

Den Ehrendenkmalen zum Gedächtniß der Helden von 1813—15, womit unsere Geschichtschreibung in der jüngsten Zeit die Nation beschenkt hat, reiht sich hier ein neues, sehr erwünschtes und dankenswerthes an: das Leben des Siegers von Großbeeren und Dennewitz. An Quellen und Hülfsmitteln war kein Mangel; theils die Memoirenliteratur des letzten Jahrzehnts, theils die Reihe größerer militärischer und biographischer Werke boten des zerstreuten Stoffs schon eine Fülle, die sich mit handschriftlichen Aufklärungen ergänzen und bereichern ließ. Außer dem was die militärischen Archive in Preußen gewähren, sind die Aufzeichnungen aus dem Kreise der Verwandten und Nächststehenden von großem Werth; und wie manche mündliche Mittheil-

ung berichtigender und aufklärender Art ist jetzt noch von den Ueberlebenden zu holen, deren Reihen freilich sich mit jedem Tag mehr lichten! Auch aus Bülows Nähe ist noch ein Kreis von Veteranen übrig — wir nennen nur Reiche, Prittwitz, Weyrach — deren Zeugniß der Biograph des Helden nicht gering anzuschlagen hatte.

Es ließ sich erwarten daß Varnhagen dieses reiche und zerstreute Material mit gewohnter Kunst geordnet, und in der Ausarbeitung jene Zierlichkeit und Eleganz bewährt habe die den Leser die Mühe der Arbeit niemals mit empfinden läßt.

Der Biograph führt uns zunächst in das väterliche Haus seines Helden ein. Wir lernen da eines der vielen Originale kennen wie sie im vorigen Jahrhundert fast nur noch im Kreise der Reichsritterschaft zu finden waren, eine Mischung von adeligem Gutsherrnstolz und ungebändigter Selbständigkeit mit vielen Eigenschaften wie sie nur eben wieder der Zeit und ihren wechselnden Strömungen angehörten. Der alte Reichsfreiherr in seiner Allgewalt und seiner Patriarchalität, seiner ehrenfesten Verständigkeit und seinen wunderlichen Marotten, einmal von Voltairischer und französischer Politur angeflogen, dann wieder dem abenteuerlichsten Mysticismus verfallen, nach der einen Seite praktisch und hausväterlich dann wieder von Excentricitäten heimgesucht die einen an der Gesundheit seines Kopfes irre werden lassen — so war der Vater des Siegers von Dennewitz. Unverkennbar ist der Typus seiner Kraft und Eigenthümlichkeit auf die Söhne übergegangen, nur freilich in sehr verschiedener Nuancirung; denn welch ein Unterschied ist zwischen unserm klaren, weitschauenden und kraftvollen Feldherrn, und jenem unglücklichen Genie, seinem Bruder Dietrich Heinrich, in welchem die väterlichen Excentricitäten am ungeschwächtesten wiederkehren! Die Mischung von Aufklärung und Geisterwesen, bemerkt Varnhagen, von freiem Naturleben und lebhafter Geselligkeit mußte die aufgeweckten Knaben frühzeitig zum eigenen Nachdenken reizen und ihre Geistesfähigkeiten rasch entwickeln. Sie hatten aus der Verwirrung in welche so viele Widersprüche sie versetzten, mit eigener Kraft sich herauszuarbeiten, und in diesem gemeinsamen Streben jeder wieder die Besonderheiten zu bekämpfen welche die andern dabei zeigten. So war denn das junge Geschlecht in beständiger Uebung geistiger Streitkräfte, immer bereit zu erforschen, zu prüfen, Sätze aufzustellen und zu widerlegen, alles dem eigenen Urtheil unterzuordnen; die einzige Autorität welche sie anerkannt hätten,

die des Vaters, war in den meisten Fällen nicht anzurufen. So verschieden allerdings die Brüder unter sich erscheinen (Varnhagen gibt eine kurze Skizze ihrer Erlebnisse), so hatten sie doch etwas gemeisames, sowohl in geistigen Anlagen als in Gemüths- und Sinnesart. Ein feuriges, ungeduldiges Naturell, leicht in Zorn aufbrausend, eine schwer zu behandelnde Empfindlichkeit, ein streitsüchtiger Eigenwille, wurden aufgewogen durch die herzlichste Gutmüthigkeit, den thätigsten Diensteifer, den offensten Sinn für Wahrheit und Recht. Auch im Aeußern sollen wenigstens die drei ältern Brüder einander sehr ähnlich gewesen sein, nicht groß, aber schlank und kräftig, von feiner, schmaler Gesichtsbildung, gebogener Nase, blauen Augen, in Gang und Haltung erregt; ein nervöses Zucken um die Mundwinkel hatten sie ebenfalls mit einander gemein, sowie den Abscheu gegen das Tabakrauchen, der allen Bülow eigen sein soll. Auch hielten sie wacker zu einander, und wiewohl jeder seinen besondern Weg ungehindert ging, so blieben sie doch als brüderliche Freunde stets treu verbunden, in Rath und That stets einander nach Kräften hülfreich.

Friedrich Wilhelm v. Bülow ist der dritte unter den Brüdern; er war 1755 geboren, wuchs bis ins vierzehnte Jahr im elterlichen Haus auf, kam dann als Fahnenjunker in ein Regiment das zu Berlin stand, und machte dort die harte und strenge Dienstzeit durch, bis er endlich nach zehn Jahren zum Lieutenant vorrückte. Es ist aus diesen ersten Zeiten seines Officierslebens nichts besonderes zu verzeichnen, als der bei dem jungen Bülow mit besonderer Lebhaftigkeit hervortretende Trieb nach wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung — ein Trieb der in jenen Tagen, wo die bloße Aeußerlichkeit des militärischen Rangs den meisten schon zu genügen schien, edlere Sitte und geistiger Aufschwung in diesen Kreisen noch zu den Ausnahmen gehörten, doppelt bemerkenswerth war. Wo inmitten dieses wüsten Treibens, bemerkt der Biograph treffend, ein höheres Streben sich kundgab, da durfte man sicher annehmen es sei von ächter Art, von Eifer und Ausdauer unterstützt, denn es hatte schon einer besondern Kraft bedürft um aus der rohen Masse so weit sich loszuringen; Kenntnisse und Fertigkeiten waren selten, sie boten sich nicht auf offenem Markt jedem Vorübergehenden an, sondern mußten mit starkem Willen und manchen Opfern meist schwierig erworben werden.

Während der Revolutionskriege nahm Bülow namentlich an dem

Feldzug von 1793 Theil, in welchem wir ihn in näherm Verhältniß zum Prinzen Louis Ferdinand erblicken; seit dem Frieden wird er Capitän in einer ostpreußischen Füsilierbrigade. Hier entwickelt sich denn seine specielle Tüchtigkeit in ähnlicher Weise wie bei York; nur daß beide Persönlichkeiten ganz verschieden waren, und sich auch schon damals, obwohl beide in manche äußere Berührung kamen, der Grund tieferer Entfremdung zwischen beiden legte. Bülow war in Dienstsachen höchst aufmerksam und streng, rügte jedes Versehen, strafte jede Nachlässigkeit, allein er spannte seine Forderungen nicht zu hoch, war oft mit dem guten Willen zufrieden, nahm Rücksicht auf die Verschiedenheit der Gemüthsarten und der Fähigkeiten. In seinem Benehmen höchst anspruchslos, wohlwollend und freundlich, blieb er gleich weit entfernt von dem düstern Ernst der knechtische Furcht erwecken, und von der unziemlichen Vertraulichkeit die für leutselig gelten will. Sein Biograph verzeichnet manchen Zug von Freigebigkeit und freundlicher Herablassung gegen den Soldaten, in dem sich eine angeborene Großherzigkeit und zugleich ein bewußtes Abweichen von der knappen Strenge und Härte der ältern soldatischen Ueberlieferung ausspricht. Diese edelsinnige und ritterliche Art bewährt er auch gegen die Brüder.

Indessen er 1802 durch die Verheirathung mit einem Fräulein v. Auer sich ein zwar bescheidenes, aber behagliches Dasein gegründet, waren zwei der Brüder, unter ihnen Dietrich, in buntem Wechsel durch die Welt geirrt; der eine kehrte nun mit gescheiterten Hoffnungen heim, und suchte ein Asyl beim Bruder, auch Dietrich mußte sich von ihm aus der englischen Schuldhaft loskaufen lassen. Dank erntete unser Held dafür keinen; Dietrich, der neben wirklich genialen Eigenschaften an der unheilbarsten Selbstüberschätzung litt, äußerte sich wohl noch in feiner Weise: „Mein Bruder Wilhelm ist von uns Bülow der dümmste, aber von allen Stabsofficieren noch immer der klügste.“ Wie es die Art solcher verunglückten Genies ist, sah er sich selbst überall verkannt und verfolgt, und das Glück das der Bruder nicht in abenteuerlichen Planen, sondern in ausdauernder, stiller Arbeit schuf, erschien ihm nur wie eine fast unverdiente Gunst die der Mittelmäßigkeit zufiel.

Bedeutsamer ward Bülows Stellung zuerst nach der Katastrophe von 1806 und 1807, deren bitterer Eindruck sich für ihn durch häusliche Leiden, den Tod seiner Gattin und das trübe Schicksal seines Bruders

Dietrich doppelt geschärft hatte. Zu denen zwar gehörte er nicht die sofort nur mit dem einen Gedanken beschäftigt waren wie man das Bonaparte'sche Joch abwerfen könne, und in Verfolgung dieses großen Ziels allerdings die augenblickliche Lage des Landes und den Zwang der Verhältnisse nicht immer in Rechnung brachten. Bei gleicher Gesinnung und gleichem Muth hielt Bülow doch an dem Nächstgegebenen fest, und ließ sich auf weitersehende Dinge nicht ein. Wenn er bei preußischen Truppen stand, Befehle von der Hand des Königs empfing, und in Ausübung seiner Pflicht nicht gehindert war, so wußte er sich auf seinem rechten Boden, und suchte keinen andern.

Wir finden in der That keine Spur, sagt sein Biograph, daß Bülow an den Entwürfen und Anschlägen welche gleich nach dem Frieden von den trefflichsten Männern gehegt und betrieben wurden, irgend Antheil genommen, oder sich mit dem weitverzweigten Tugendbund eingelassen habe. Sein Haß und Zorn gegen das fremde Joch, sein Streben und Hoffen künftiger Befreiung vereinten sich in seinem militärischen Beruf; hier war sein Trotz, seine Thätigkeit. So ward ihm, seit Sommer 1808, eine der dornenvollsten und schwierigsten Stellungen; er sollte Blücher, der, damals hypochondrisch und krank, das Commando in Stargard führte, an die Hand gehen, und ihn nöthigenfalls ersetzen. Eine Stellung für einen Obersten, zumal gegenüber einem Generallieutenant wie Blücher war, die unstreitig zu den allerschwierigsten gehörte; es war nicht zu wundern daß das anfangs gute Vernehmen seit 1810 in offene Entzweiunng umschlug, und das Nebeneinanderbleiben beider eine Unmöglichkeit ward.

Aus Yorks Leben ist bekannt wie heftig dieser gegen den Plan remonstrirte ihn mit dem ganz verschieden gearteten Bülow in ein näheres Dienstverhältniß zu bringen. „Bülow", schrieb damals Scharnhorst, „ist ein braver und gescheuter Mann, aber ein Bülow; alle Bülow sind eigen, für ihre Meinung eingenommen, und nicht sehr verträglich." Es fand sich indessen ein Auskunftsmittel das alle Theile zufriedenstellte: Yorz kam nach Königsberg, Bülow als Brigadegeneral nach Marienwerder (Nov. 1811).

Es kam der Krieg von 1812, es kamen die Schwankungen der preußischen Politik, der Abschluß des französischen Bündnisses, der über dreihundert patriotische Officiere bewog ihren Abschied zu nehmen, um in Rußland oder Spanien gegen den Feind zu kämpfen. Hier stimmte nun wieder Bülow ganz mit Yorks Ansicht überein; er blieb

im Dienst, so peinlich auch ihm das neue aufgedrungene Bundesverhältniß zu den Franzosen war. Als York dem Befehlshaber des mobilen preußischen Contingents, Grawert, beigegeben ward, nahm Bülow seine Stelle in Königsberg. ein. Am 12. Junius traf Napoleon dort ein; er zog die Generale v. Bülow und v. Zieten zur Tafel, wo sie die Ehrenplätze neben ihm hatten. Napoleon lobte das Aussehen und die Haltung der preußischen Truppen, und war gegen die preußischen Generale sogar freundlicher als gegen die eigenen. Gewiß ein denkwürdiges Zusammentreffen: wie der Sieger von Großbeeren und Dennewitz nun zum ersten= und letztenmal an der Seite des Imperators saß, und sich den gefürchteten und gehaßten Mann mit Muße anschaute und studirte! In der kritischen Zeit, wo die preußischen Truppen an der Seite der Franzosen fechten mußten, und das eigene Land unter dem Druck des Feindes lag, benahm sich Bülow klug und geschmeidig. Er hatte so viel Kraft des Willens und Gewandtheit des Benehmens, daß er in seiner schwierigen Stellung dem lauernden Argwohn der Franzosen keine Blöße gab; fand er sich aber unbeobachtet von Späherblicken, wußte er sich im Kreise der Vertrauten, dann hielt er sich für den Zwang den er sich angethan, schadlos, und machte seinem Herzen in Verwünschungen Luft, die nicht selten über die Franzosen hinweg auch auf Landsleute fielen, denen man Hinneigung zu jenen schuld gab. Der Rückzug des Feindes ließ ihn dann mit einem Blick die ungeheuren Folgen überschauen die sich daran knüpfen mußten. Er gestand daß er in seinem Leben von keinem Anblick und keiner Schilderung so erschüttert worden sei als von dem was er hier sah und hörte. Doch sein von diesem Entsetzen einen Augenblick niedergedrücktes Gemüth erhob sich alsbald zu kräftiger Erwägung solcher unerwarteten Schicksalsschläge, und schöpfte aus ihnen neue Hoffnungen für das Vaterland. Er schrieb in diesem Sinn an einen hochgestellten Freund in Berlin, schilderte in kurzen Worten das Elend das vor Augen lag, den Zustand der französischen Streitkräfte, soweit er zu übersehen war, fragte was man in Berlin gesonnen sei zu thun, drang auf rasche durchgreifende Entschlüsse.

Bülow hatte kein Armeecorps versammelt um sich wie York, sondern nur einzelne Abtheilungen und zerstreute Depots, die er aber gleich anfangs der Einwirkung der Franzosen zu entziehen bemüht war. Es bedurfte seiner Feinheit und klugen Vorsicht um die Sachen geschickt in diesem Sinn zu leiten, bis die Scheidewand die ihn von

den Russen trennte, immer dünner und dünner ward, und zuletzt ganz verschwand. Mit Yorks Schritt war er von Anfang an einverstanden; es ist gewiß, schrieb er zu einer Zeit wo der Vertrag von Tauroggen und sein Urheber noch desavouirt waren, daß die Convention von York die Vernichtung der Franzosen vollendet hat; ich betrachte sie also als für den Staat sehr heilsam, ebenso bin ich überzeugt daß der König sie im Grunde gutheißt.

Wie dann der Kampf selbst begann, war Bülow eine Aufgabe zugefallen die nicht in die Augen fiel, aber darum doch bedeutsam genug war. Die Aufgabe, sagt sein Biograph, getrennt von den entscheidenden Ereignissen und doch abhängig von ihnen, nur vertheidigungsweise zu verfahren, zu decken, zu sichern, war für einen vorstrebenden Muth gewiß eine der undankbarsten, aber auch eine der ehrenvollsten, denn sie fordert wie kaum eine andere den umsichtigsten, besonnensten Befehlshaber, der alle Vortheile seines Faches kennt und zu gebrauchen weiß. So ist denn Bülows Thätigkeit bis zum Waffenstillstand vom 4. Junius eine unscheinbarere, insofern sie auf die großen und blutigen Schläge in Sachsen und der Lausitz nicht einwirkt; es fehlt seinen Operationen der große dramatische Reiz wie die Kämpfe bei Großgörschen und bei Bautzen sie gewähren; aber was er thut, hat darum doch seine besondere Bedeutung. Varnhagen schildert die Vorgänge dieser Zeit umständlich, weil die Kraft und der Werth seiner Kriegführung weniger in einzelnen großen Schlägen, wiewohl auch solche nicht fehlen, als in einer Fülle von Thätigkeiten, Bewegungen und Anstalten zu erkennen ist, von denen ein zu allgemeiner Ueberblick nicht die gehörige Anschauung gibt. Seine Kriegführung fand in der Bevölkerung wie bei einzelnen Militärs lauten Tadel; immer nur Märsche, hieß es, ohne festes Ziel, kein kräftiges Losschlagen. Kenner dagegen fanden sein Verfahren des höchsten Lobes werth; volià ce qui s'appelle opérer en capitaine expérimenté, rief Bernadotte aus, nachdem er sich Bülows Kriegsbewegungen hatte erörtern lassen. In der That hatte dieser mit einer Minderzahl von Truppen, die er großentheils erst schaffen und bilden mußte, unter Mangel und Hemmung und Mißverhältnissen aller Art, gegen einen übermüthigen, thätigen, im Besitz aller Vortheile befindlichen Feind seine schwierige Aufgabe glänzend erfüllt. Er hatte stets nur diese und das Ganze im Auge; er that jedesmal was die Sache forderte, unbekümmert um die eigene Gefahr die er meiden, um den eigenen Ruhm den er in anderer

Weise leichter gewinnen konnte; die Gelegenheit glänzende, weitschallende Schläge zu thun war auch ihm eröffnet, er that sie wo es ihm nöthig schien; aber er durfte nicht zu viel aufs Spiel setzen: seine Truppen waren der Kern aller preußischen Kriegführung in der Mark, mit ihnen wurde mehr aufgeopfert als sie selbst.

Es kam die Zeit wo in Bülows Hand die ersten und wichtigsten Entscheidungen gelegt wurden, und er sich der Aufgabe so gewachsen zeigte wie wenige in der Zeit. Es sind die Ereignisse vom August und September, die Tage von Großbeeren und Dennewitz, zu denen die biographische Darstellung uns hinüberführt. Diese ewig denkwürdigen Kämpfe bilden den imposantesten Theil von Bülows Lebensgeschichte, und wir brauchen kaum zu sagen daß Varnhagen die Reihenfolge dieser Begebenheiten mit all der lebendigen Anschaulichkeit schildert die ihm zu Gebote steht.

Der Mißton dieser glorreichen Tage ist das Verhältniß zu Bernadotte. Varnhagen faßt unbefangen alle die militärischen Erwägungen zusammen die den Kronprinzen von Schweden aufrichtig bestimmen konnten sich weiter nach Norden zurückzuziehen und große entscheidende Zusammenstöße zu vermeiden. Die ganze Lage konnte es räthlich machen sich auf die Raschheit und den einheitlichen Zusammenhang der verbündeten Kriegführung nicht allzu sehr zu verlassen, wohl aber Napoleons Energie und Schnelligkeit zu fürchten; die preußischen Bedenken die gegen ein Preisgeben Berlins sprachen, bestanden ohnedieß für Bernadotte nicht. Aber neben allen denkbaren Gründen die aus aufrichtiger Vorsicht entspringen konnten, bleibt doch die Zweideutigkeit und Unwahrheit des Bernadotte'schen Treibens ebenso unzweifelhaft stehen, und gerade das Detail zeigt erschöpfend daß bei dem ehemaligen Marschall des Kaiserreichs immer noch ganz andere Motive dazwischen spielten als die rein militärischen Erwägungen. Bülow sah dieß von Anfang so an, und sein Verhältniß ist vom ersten Tag an wo Bernadotte den Oberbefehl geführt hat, durch ein berechtigtes Mißtrauen bezeichnet. Als vor dem Kampf von Großbeeren Bernadotte alles aufbot den preußischen General zum Rückzug ohne Kampf zu bestimmen, war, nach dem Bericht des Biographen, Bülow schon enttäuscht; „den hab ich weg!" soll er gesagt haben, „das ist der Mann nicht den wir brauchen." Nach der Erzählung die wir aus dem Mund eines noch lebenden preußischen Generals haben, der damals als junger Officier zur Dienstleistung bei Bülow stand, war die Art wie der

letztere den ersten Eindrucke von Bernadotte kundgab, noch viel drastischer. „Das ist ja ein infamer H . . . .“ — mit diesen Worten (erzählte jener Augenzeuge) habe Bülow auf gut deutsch noch unter den Ohren Bernadotte's seiner Umgebung ausgesprochen wie er dessen Rückzugsvorschläge beurtheile. Daß er sehr früh über den schwedischen Kronprinzen so dachte, dafür liegen auch in Varnhagens Bericht Beweise genug vor.

Höchst peinlich ist die Art wie Bernadotte nach dem wider seinen Willen erfochtenen Sieg sich den Ruhm und Dank des Tags zueignet. Während Bülows bescheidener und tactvoller Bericht das rechte Verhältniß herausstellte, ließ der andere sich als dem Sieger huldigen, und hatte die wahrhaft gascognische Dreistigkeit von dem „geringern Verlust“ der Schweden und Russen zu reden, während diese gar keinen erlitten hatten! Der Berliner Magistrat dankte — ein ächt deutscher Zug — dem Kronprinzen als dem Sieger, und ging achtlos an Bülow vorbei. Die von Bernadotte verfaßten Bulletins verzerrten den ganzen Sachverhalt, und Bülows Reclamationen in den Zeitungen wurden von der Censur nicht zugelassen. Es scheint uns übrigens als habe die öffentliche Stimme sich gleich damals mit gutem Tact zurechtgefunden; wenigstens liegen uns viele einzelne Züge vor daß man im Volksmund das Verdienst Bernadotte's richtig würdigte. Der Berliner Witz sang z. E. damals vom ihm die Reime:

Ein süßer Trost ist ihm geblieben
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh, es fehlen ihm nur sieben!

Waren die Eindrücke vom 23. August und von dem was daran hing widerwärtig genug, so zeigte sich in den nächsten Tagen Bernadotte's Bemühen die Franzosen zu schonen noch deutlicher, und es kam darüber schon zu offener Entzweiung zwischen beiden Feldherren. Bei Dennewitz wiederholten sich dann dieselben Vorgänge. Wie Bülow sich zum Angriff entschloß, sandte er, um die Genehmigung zu holen, den Major Reiche ins Hauptquartier, einen um die Entscheidung jener Tage so hochverdienten Officier, der zu den wenigen noch Lebenden gehörte die damals an einflußreicher Stelle in den Gang der Dinge eingegriffen haben. Der Major traf in der Nacht im Hauptquartier ein; der Kronprinz, der auf einer Matraze völlig angekleidet ruhte, sprang auf, hörte die Botschaft Bülows, machte zuerst Schwierigkeiten; die Preußen, meinte er, wollten nur immer schlagen und schlagen —

„Je vous connais, vous êtes toujours comme cela“ — entfaltete dann aber die Petri'sche Karte von Sachsen, zeigt mit sicherm Ueberblick den Stand der Sachen, willigte in Bülows Vorhaben, und dictirte dann ohne weiteres Besinnen dem gerade anwesenden Reichskanzler Wetterstedt die bündigsten und sachkundigsten Anordnungen. Reiche bewunderte die feldherrliche Tüchtigkeit des Mannes, mußte demselben aber gleich wieder grollen, denn die trefflichsten Maßregeln verdarb er zum Theil wieder; indem er Bülows Unternehmen nun selbst anbefahl, minderte er aus eigensinniger Vorsicht dessen Mittel.

Wie Bülow dann im heißen Kampf um den noch unentschiedenen Sieg rang, trat die ganze Art des Kronprinzen sehr charakteristisch an den Tag. Bülow hatt im gefährdetsten Moment einen Boten an ihn abgesandt, und ihn gebeten vorzurücken; die Antwort lautete: la bataille est gagnée, j'arrive avec 48 bataillons, le général Bulow n'a que se rétirer en seconde ligne. Tief empört über diese Arglist, welche die theuer errungenen Lorbeeren sich zueignen und die Preußen und ihn selbst um den gerechten Preis des blutigen Kampfs bringen wollte, kümmerte sich Bülow gar nicht um die unwürdige Zumuthung, sondern beschloß, der Ankunft Borstells gewiß, die letzte Kraft aufzubieten um den hier noch keineswegs entschiedenen Sieg zu erringen. Auch erschien der Kronprinz nicht auf dem Kampfplatz, sondern sandte nur einige schwedische und russische Reiter und Geschütze vor. In dem berüchtigten Schlachtbericht der nachher erschien, war freilich ganz die in jener Antwort enthaltene Taktik durchgeführt; die Preußen erschienen als tapfere Truppen, die sich ausdauernd, aber ohne entscheidenden Erfolg geschlagen hatten, bis die Schweden und Russen kamen und natürlich dem Feind sofort eine Niederlage beibrachten. Wenn einmal Thiers in seiner Geschichte des Kaiserreichs bis dahin gelangt sein wird, so werden wir wohl eine neue Auflage der fable convenue erleben, die in Bernadotte's Bülletin enthalten ist, und die er sogar noch 1838 in einem eigenen Werk der Nachwelt hat aufbewahren lassen.

In die großen Begebenheiten die zu Bülows Geschichte gehören, hat der Biograph dann einzelne Episoden eingeflochten aus der Correspondenz mit den Seinigen, die ihn von einer sehr liebenswürdigen Seite zeigen. Ueber seine Thaten spricht er da mit einer anspruchslosen Ruhe, die um so wohler thut, je widerwärtiger Bernadotte's Bemühen sich mit fremden Federn zu schmücken in die Augen fällt.

Dann prägt sich in diesen Briefen sein schönes und inniges Verhältniß zu den Seinigen aus; die kleinen Angelegenheiten der Familie beschäftigen ihn mitten in seinem Siegeslauf aufs lebhafteste. Auch an muntern Scherzen fehlt es nicht; der sieggekrönte Held von Dennewitz vergaß z. B. nicht seiner kleinen Sorgen um die Küche im Lager zu gedenken. „Du weißt, meine liebe Pauline," schreibt er, „ich bin Gourmand, und betrachte eine schlechte Speise halb und halb wie eine verlorene Schlacht. Mein Herr Staatsrath (so nannte er scherzhaft seinen Koch) hatte einen Wildschweinskopf complet zum Brei verkochen lassen. Wir alle fanden uns in unsern Erwartungen sehr getäuscht, und es hat eine derbe Epistel gesetzt."

So hold ihm das Siegesglück war, so peinlich waren auch die dienstlichen Verhältnisse durch die er sich hindurch winden mußte. Die Mittheilungen darüber erwecken einem durchaus den Eindruck der alten Anarchie in der Kriegsleitung von 1792 bis 1807, die dießmal nur durch die Größe der Zeit und durch die Virtuosität der einzelnen Männer in ihren unseligen Folgen zum Theil abgewandt war. Kaum hatte Bülow es durchgesetzt daß er den Marsch nach Holland antreten durfte, und sich bei dieser Gelegenheit endlich von Bernadotte losgewunden, so spannen sich neue Verhältnisse noch seltsamerer Art. Erst ward er an Witzingerode gekettet, dem er sich natürlich in jeder Weise überlegen fühlte, und der ihm doch mit den wunderlichsten Zumuthungen nahe kam; dann ward ihm der Herzog von Weimar als Chef vorgesetzt, und dazwischen machte Bernadotte Anstalten das Band seines Oberbefehls, „das bisher lang nachschleppte und nur noch locker anhing," wieder straffer zu ziehen. Mit dem Herzog von Weimar, dessen scharfer Verstand das Unnatürliche des Verhältnisses richtig erkannte, ordnete sich die Sache noch am leichtesten. Der kluge Karl August ließ den sieggewohnten Feldherrn gewähren, und sah nachsichtig darüber weg wenn Bülow sich so benahm als sei ihm niemand vorgesetzt. Doch gab es bisweilen eine unangenehme Erörterung, und der General war voll Ingrimm nicht über den Herzog, aber über das große Hauptquartier, wo man solche sinnlose Anordnungen traf. So zwischen entgegengesetzten Ansprüchen, sagt Varnhagen, vom Kronprinzen von Schweden noch keineswegs losgelassen, von Blücher herbeigerufen, Witzingerode's und nun auch des Herzogs von Weimar sich erwehrend, wußte Bülow sich durch Muth und Geschicklichkeit frei und selbständig zu erhalten, und gerade das zu thun was der Sache selbst und seinem

eigenen, stets auf das Beste der Sache gerichteten Sinn am meisten angemessen war.

Seine Erlebnisse gewinnen natürlich an Bedeutung und Interesse, je mehr sie mit der großen Geschichte jener Zeit unmittelbar zusammenfallen. Er nimmt gewichtigen Antheil an dem Feldzug von 1814, er hilft im folgenden Jahr den Sieg bei Waterloo erfechten, er ist bei der berühmten Verfolgung der erste der sich an die Fersen des fliehenden Feindes hängt. Und nicht allein die Gunst des Schicksals überall an den entscheidenden Stellen mächtig einzugreifen ward ihm zu Theil, sondern er hatte das noch seltenere Glück in diesem ungeheuren wechselvollen Kampfe von drei Jahren mit seinem Heer überall mitzukämpfen, und aus allen Schlachten unbesiegt hervorgegangen zu sein. Selbst sein Tod (25. Febr. 1816), dem er, kaum 61 Jahre alt, erlag, hat etwas von dieser Gunst des Schicksals im antiken Sinn an sich. Er stirbt im vollen Genuß des Siegs, mit Huldigungen und Beweisen der Liebe allerwärts empfangen, noch unter dem Eindruck der neu erwachten Hoffnungen und der Zuversicht in die Zukunft, noch ganz unberührt von den bittern Empfindungen der spätern Tage, vor denen sich gerade die Besten der Zeit am wenigsten abschließen konnten. Das ganze Bild seiner äußern und innern Erscheinung hat uns sein Biograph auf den letzten Blättern des Werkes mit Meisterhand gezeichnet. Seine sittliche und religiöse Lebensanschauung, seine Gemüthsart in ihrem Wechsel zwischen Heiterkeit und aufbrausender Leidenschaft, das ungezwungene und wohlwollende seines Wesens, wie es namentlich im häuslichen und geselligen Leben überaus liebenswürdig hervortrat, sein offener, feiner Sinn auch für die geistigen Gebiete, die außerhalb seines äußern Berufs lagen — dieß alles macht dem Leser den Gesammteindruck daß Bülow unter den Helden und Siegern jener Tage nicht nur der glücklichste Feldherr, sondern auch einer der vielseitigsten und ausgezeichnetsten Menschen gewesen ist. Diese Mischung von Milde und Strenge in seinem Wesen, diese Ueberlegenheit im Felde, die sich doch wieder diese eine Virtuosität nicht genügen ließ, sondern jeder geistigen und künstlerischen Anregung zugänglich war und eine harmonische Ausbildung nach allen Seiten erstrebte, ist ein durchaus eigenthümlicher Zug, in dem sonst so vorzugsweise zur Thatkraft angelegten Wesen Bülows.

Von seiner Feldherrnart sagt Varnhagen am Schluß: Alle seine Gemüths- und Geisteskräfte waren der höhern Aufgabe zugewandt, zu

führen und zu lenken. Die Uebersicht des Ganzen und seiner Glieder verlor er keinen Augenblick, seine Meisterschaft war die Handhabung aller einzelnen Truppentheile und der verschiedenen Waffen, sie waren ihm sämmtlich gleicherweise gegenwärtig und vertraut. Er begnügte sich nicht seine Generale anzuweisen, er selbst leitete die einzelnen Bataillone und Schwadronen durch seinen eingreifenden Befehl. Er hatte die Eigenheit daß er im Beginn eines Gefechts Unruhe und Ungeduld zeigte, seinem starken Willen war alles zu langsam; dagegen im Verlauf desselben, und je heißer und gefahrvoller er sich verwickelte, immer ruhiger wurde. Seine geistige Allgegenwart auf dem Schlachtfeld beherrschte dasselbe völlig, nie verwirrte sich ihm das Bild, und alle Züge die er gethan oder noch thun wollte lagen klar vor seinen Augen; im Herstellen und Nähren des Gefechts war er der größte Meister. Dabei behauptete er die freieste Selbständigkeit, er bedurfte keines Raths, keiner Erinnerung, und nur seine vertrautesten Getreuen durften bei vorhandenen Anläßen ihre Meinung geltend machen; für die bewährte war er dann anerkennend und dankbar. Neben einer ausgeprägten Vorsicht hat er auch die stärksten Gewaltmärsche gemacht, die größte Noth nicht berücksichtigt, die kühnsten Unternehmungen ausgeführt, die gefährlichsten Wagnisse bestanden. Aber seine Kühnheit war stets von kluger Berechnung und ruhiger Besonnenheit geleitet. Aus der Vereinigung dieser Eigenschaften ging hervor was man mit staunender Bewunderung sein Glück nannte.

Aus den beiden Ehen die Bülow geschlossen (seine zweite Gemahlin war die jüngere Schwester der ersten), haben ihn vier Kinder überlebt; darunter ein Sohn, Graf Friedrich Albert, geb. 1811, der jetzige Besitzer des vom Vater gestifteten Majorats auf Grünhof.

Beitzke: Geschichte der deutschen Freiheitkriege.*)

(Allgemeine Zeitung 10. u. 11. Februar 1855 Beilage Nr. 41 u. 42.)

Der glorreichste Abschnitt unserer vaterländischen Geschichte verdiente wohl daß, auf die neu eröffneten Quellen gestützt, eine fleißige und patriotische Hand davon ein anschauliches und lichtvolles Gemälde

*) Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. Von Heinrich Beitzke, Major a. D. Berlin, 1854. Erster Band.

entwarf. Den Schilderungen, wie sie der Nachklang der Befreiungszeit hervorrief — Erzeugnissen an denen häufig der vaterländische Eifer mehr Antheil hatte als die rechte Kenntniß und Kritik des Stoffes — ist jene Zeit trüber und erkälteter Stimmungen gefolgt, welche so unbillig war den gerechten Unmuth über die innere Politik seit Karlsbad und Wien auch auf die ruhmvolle Periode, die vorausgieng, auszudehnen. Ist es doch Mode geworden der „sogenannten“ Freiheitskriege nur mit bitterem Achselzucken zu gedenken, und wie zum Trotz dem Bonaparte'schen Cultus, wie er in der Restaurationszeit aufkam, auch in Deutschland Altäre zu bauen. Wie sehr damals das Interesse von dieser Epoche abgewendet war, beweist ein Blick auf die geschichtliche Literatur jener Tage.

Höchstens vereinzelte Erscheinungen von allgemeinerem Werth sind in dem ganzen Zeitabschnitt der fünfundzwanzig Jahre, die dem zweiten Pariser Frieden folgten, zu verzeichnen, während sich seit 1840 eine ganze ansehnliche Literatur, zum Theil vom werthvollsten und gediegensten Inhalt, über diese Periode gesammelt hat. Jenes ängstliche Schweigen, das dem herrschenden System vollkommen entsprach, ist nun gebrochen, und wir sind wenigstens nicht mehr in der Lage unsere Belehrungen über diese Zeit, wie über so manchen andern Abschnitt unserer Geschichte, vorzugsweise aus den Berichten der Gegner schöpfen zu müssen. Noch ist freilich gar manche fühlbare Lücke zu ergänzen, und die Geheimnißkrämerei hat keineswegs das Feld ganz geräumt, aber es ist doch eine ganz andere Kenntniß des Details als vor zwanzig Jahren ermöglicht worden. Die zahlreichen kriegswissenschaftlichen Schriften, die Bücher von Varnhagen, Hormayr, Droysen, Pertz, Arndt, Niebuhr, Friccius, Höpfner, die Aufzeichnungen von Gentz, Hippel, Henkel, Müffling, Krauseneck, Wolzogen, Nostiz, um nur das Bekannteste zu nennen, geben dem neuen Bearbeiter jener Zeit ein ganz anderes Material an die Hand als es den früheren gegönnt war. Zwischen dem fleißigen Buch von Richter, daß 1837 erschien, und dem gegenwärtigen Augenblick liegt eine ganz neue Quellenliteratur, durch die das politische wie das militärische Gebiet der Geschichte jener Zeit erst seine rechte Aufhellung erhalten hat. Darum schien es dem Verfasser des vorliegenden Buchs wohl gerechtfertigt daß jemand den großen Gegenstand in einer Zeit wieder aufnahm die ihm für die unbefangene Auffassung viel günstiger als die frühere erschien.

Man muß bekennen, sagt er in der Vorrede, der große Kampf,

der doch die Befreiung unseres Vaterlandes herbeiführte, ist dem großen Publikum auffallend wenig bekannt, und doch sind es fast allein die Großthaten desselben an denen sich das getheilte und von Gefahren umringte deutsche Volk wieder aufrichten muß, wenn es nicht alles Vertrauen zu sich selbst verlieren soll. In der großen europäischen Krise, welche durch die unerhörten Anmaßungen Rußlands heraufbeschworen worden, und bei den schwankenden politischen Zuständen Europa's überhaupt, können wir nicht wissen wie bald wir genöthigt sein werden selbst nur für unser Bestehen mit aller Kraft zu ringen. Da thut es denn noth an die Thaten der Väter zu erinnern — an die kühne That Yorks, das glorreiche Vorangehen der Provinz Preußen, an die Erhebung, die Opferfreudigkeit des ganzen Landes, an den Patriotismus der Frauen.

Der Verfasser ist Militär, und hat, seit er 1845 aus dem activen Dienst ausgeschieden ist, seine ganze Muße dazu verwendet quellenmäßige Vorarbeiten zu einer Geschichte der deutschen Freiheitskriege zu machen. Er hat selbst noch jene große Zeit durchlebt und den letzten Feldzug von 1815 mitgemacht. Er will indessen keineswegs nur eine Kriegsgeschichte schreiben, sondern er hat sich die Behandlung des gesammten geschichtlichen Stoffes vom deutsch nationalen Standpunkt aus als Ziel vorgesetzt. Seine große Liebe zum Gegenstand, versichert er uns im Vorwort, sein warmes Nationalgefühl, und sein reges Interesse an der Geschichte überhaupt habe ihn bestimmt nicht vor der Größe der Aufgabe zurückzuschrecken. In der That hat er seinen Stoff mit allem Fleiß und aller Liebe behandelt; es geht eine frische und gesunde Betrachtung hindurch, und wir vermissen nirgends den freisinnigen und patriotischen deutschen Mann, der mit militärischer Offenherzigkeit an die Thatsachen und Personen herantritt. Es spricht ein warmer, theilweise schwungvoller und pathetischer Ton aus der Darstellung heraus; man wird bisweilen an die patriotische Lyrik der Zeit von 1813 erinnert. Hie und da läßt sich wohl der Darsteller etwas zu sehr gehen, und an einzelnen Stellen könnte die Erzählung des Thatsächlichen etwas knapper zusammengedrängt sein.

Die Darstellung beginnt mit einer Uebersicht der Vorgänge von 1813. Ein geographisch-politisches Gemälde Deutschlands, eine Skizze unserer historischen Entwickelung, eine gedrängte Darlegung der wichtigsten Ereignisse welche die Fremdherrschaft Napoleons begründeten und stützten, macht den wesentlichen Inhalt dieses einleitenden Ab-

schnitts aus. Bei diesen traurigen politischen Zuständen, bemerkt der Verfasser sehr wahr, konnte keine nennenswerthe selbständige That, noch weniger eine gemeinsame große Unternehmung geschehen; es mangelte daher auch das Bewußtsein derselben. Von politischem deutschem Muth und von deutschem Nationalgefühl konnte daher auch keine Rede sein. Das große Land kam allmählich bei den umliegenden, zur Einheit erstarkten Staaten in Verachtung. Europa hat sich fast den Erdkreis unterworfen und in fernen Welttheilen Colonien angelegt, welche ihm ihre Schätze geliefert haben, und selbst mit den losgerissenen steht es in einem gewinnbringenden Verkehr. Alle Staaten Europa's nehmen Theil am Welthandel. Das große Deutschland mußte, durch seine politische Ohnmacht bei der Vertheilung der Welt leer ausgehen, und mußte von den andern Welthandel treibenden Nationen seine Bedürfnisse mit großem Verlust erkaufen. Bei dem Mangel jeder allgemeinen Regsamkeit schlummerte die Thatkraft ein, und es verlernte das praktische Geschick zum Handeln. Es ist ein ungerechter Vorwurf daß dem deutschen Charakter von Natur dieses Geschick abgehe. Jedes Ding bedarf erst eine Zeit der Uebung um es mit Leichtigkeit zu handhaben. Die Deutschen haben aber dieser Uebung fast gänzlich entbehrt, und sind darum ungelenk geblieben. Durch ein seltenes politisches Mißgeschick von der großen Schaubühne fern gehalten, und nicht im Stande bei den großen Welthändeln gebietend aufzutreten, war der Deutsche von selbst darauf angewiesen sich in das Reich der abstracten Speculation zu flüchten — ein Gebiet das ihm bis jetzt die Nachbarn und Gegner neidlos überlassen haben.

Wir folgen der Darstellung dieses einleitenden Abschnitts nicht ins Einzelne; der Verfasser entwirft eine Uebersicht der innern Reorganisation unter der Stein'schen und Hardenberg'schen Verwaltung, deren Grundsätzen er eifrig zugethan ist, und knüpft daran eine kurze Erzählung des russischen Feldzugs, womit die Vorgeschichte abschließt. Die That Yorks, die Erhebung Ostpreußens und die Lage in Berlin bis zur Abreise des Königs und dem ersten offenen Schritt, dem Aufruf vom 3. Februar, bilden dann die Ausgangspunkte der ausführlicheren Darstellung. Es herrscht über die Ansichten welche die Hardenberg'sche Politik in der verhängnißvollen Zeit des Uebergangs, von Yorks Abfall bis zum Freiwilligen-Aufruf, bestimmt haben, noch keine vollkommene Klarheit. Der naheliegenden Meinung daß die Umstände in Berlin und die äußere Unfreiheit des Hofes und der Regierung

zu einem vorsichtigen und selbst doppelzüngigen Verfahren bewegen mußten, daß übrigens Hardenberg seine Partie fest genommen hatte, ist von einer sonst vielfach gut unterrichteten Seite, von Friccius, mit der Ueberzeugung entgegengetreten worden: es ließe sich nicht annehmen daß Hardenberg bei der Abreise nach Breslau schon eine bestimmte Meinung und einen festen Entschluß gehabt habe; vielmehr habe er ohne Zweifel seinen Entschluß von den ferneren Ereignissen abhängig machen und am liebsten, wie bisher, dem Beispiel Oesterreichs folgen wollen. Von den bittersten Gegnern Hardenbergs, aus dem Kreise der Junkerpartei, ist der Vorwurf ausgegangen der Minister habe Preußen in baarem, blindem Leichtsinn in den Krieg gestürzt; „der leichtsinnige Hardenberg," sagt Marwitz, „alles falsch sehend, alles falsch calculirend, stürzte seinen Herrn in diesen Krieg, welchen die Weisheit Gottes, der Enthusiasmus der Nation, die Tapferkeit der Armee und der redliche Eifer Scharnhorsts zum glücklichen Ziel brachten." Auf der andern Seite haben Männer die dem Staatskanzler sehr nahe standen, Züge aus jenen Tagen mitgetheilt die es höchst wahrscheinlich machen daß Hardenberg, in dem Augenblick wo er die Franzosen mit den herzlichsten Freundschaftsversicherungen überschüttete, York desavouirte, Hatzfeldt nach Paris sandte und den Plan einer napoleonischen Heirath für den Kronprinzen aufs Tapet brachte, doch schon völlig mit dem Gedanken vertraut war das aufgedrungene Freundschaftsbündniß zu brechen.*) Aber nach seiner Weise schien er sich in dieser vielseitigen Geschmeidigkeit fast zu gefallen, that den Franzosen gegenüber jedenfalls mehr als nothwendig war, um sie hinzuhalten, und hat dann doch, wie jedesmal wo es die Entscheidung galt, den kurz angebundenen, man darf sagen verzweifelten Muth des Entschlusses nicht gehabt, der in dieser Lage das beste war.

Unser Darsteller schließt sich ganz der Auffassung von Friccius an, und beklagt es daß man über dem Schwanken zwischen den widerstreitenden Entschlüssen kostbare Momente des Handelns verloren habe. „Das bestimmte Versprechen des französischen Gesandten," sagte er, „Preußen groß zu machen wenn es bei dem Bündniß mit Napoleon beharre, in Preußen einen Damm gegen den Norden aufzurichten, war nicht ganz ohne Eindruck geblieben, da dieß im französischen Interesse lag." „Sowohl diese neue Situation," meint Beitzke, „als die Er-

*) S. Hippel, Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III. Seite 65.

innerung an Rußlands Haltung zu Tilsit, und auch wohl der Gedanke daß bei einem Anschluß an Rußland nichts übrig bleibe als ein Kampf auf Leben und Tod — dieß und ähnliches sei wohl nicht außer Erwägung geblieben." „Die Abwägung des Für und Wider," setzt er hinzu, „nahm leider eine kostbare Zeit hin, die, wenn man bald zum Entschluß kam, hätte benützt werden können mit den Russen vereint schon im Februar die Franzosen über die Elbe zu jagen." Im Moment der Entscheidung schwiegen nachher alle politischen Bedenken; die Impulse der Ehre, des gerechten Hasses gegen den fremden Dränger und die unzweideutige Stimmung im Volk gaben da einzig und allein den Ausschlag. Wenigstens beweist gerade der Inhalt des Vertrags von Kalisch daß man nicht allzu vorsichtig und berechnend darauf ausgieng sich auch nur seine nothdürftigsten Interessen zu wahren.

Der Abreise des Königs folgte binnen wenig Tagen das erste Lebenszeichen einer politischen Wendung: der Freiwilligen-Aufruf vom 3. Februar. So groß und überraschend schon die erste Wirkung dieses Aufrufs war, so ist doch Beitzke der Ansicht, sie würde noch außerordentlicher gewesen sein, wenn man mit Bestimmtheit gewußt hätte daß die Volksbewaffnung gegen die Franzosen gerichtet sei. „Durch die Institution der freiwilligen Jäger," sagt er, „war zwar die gebildete und vermögende Classe zum Kriegsdienst gewonnen, aber zufolge der sehr zahlreichen Exemtionen, welche gesetzlich noch bestanden, war man behindert den Kern der Nation heranzuziehen. Es war wohl darauf zu rechnen daß ein großer Theil des Volkes sich freiwillig stellen würde, wenn es nur gegen Frankreich losgieng; doch da jede Oeffentlichkeit mangelte, so wußte man nicht wie tief der Enthusiasmus greifen würde." In jedem Fall hegte man noch Zweifel an der Energie der Nation, und unterschätzte den Geist derselben um ein beträchtliches. Das spricht sich auch in den Verordnungen aus welche dem Aufruf vom 3. Februar unmittelbar folgten; in dem Edict vom 9. Februar, das alle Exemtionen aufhob, war doch der Freiwilligkeit des Eintritts in das Heer der Werth zum guten Theil entzogen, und die später erfolgten, sehr überflüssigen Strafandrohungen gegen „Schlaffheit, Schwäche und Mangel an Gemeinsinn" waren noch mehr dazu angethan den Eindruck freier Opferbereitschaft zu schwächen. Allein man überhörte das Herbe dieser Verordnungen über der Wirkung den der erste Aufruf in immer zunehmender Macht

entfaltete; die Erscheinungen im Volk konnten ja keinen Zweifel darüber lassen daß wo die großartigste Opferbereitwilligkeit sich in solchem Wetteifer herandrängte, alles mißtrauische Befehlen überflüssig war.

Mit Recht bemerkt der Verfasser, indem er die Volkserhebung vom Februar und März 1813 schildert, und die Streitkräfte von mehr als dritthalbhunderttausend Mann aufzählt, die das kleine Preußen zu den Waffen stellte: „Das nachfolgende Geschlecht wird immer nur eine schwache Vorstellung davon haben, man muß diese Zeit selbst durchlebt haben. Die Universitäten, sagt er, lösten sich auf, die obern Classen der Gymnasien wurden leer, die Regierungscollegien und die Gerichtshöfe schmolzen zusammen, der Landmann verließ seinen Pflug, der Handwerker seine Werkstatt, der Kaufmann sein Geschäft, um zur Wehr zu greifen. Der Unterschied der Stände schien vergessen, denn in den Reihen der Freiwilligen stand der Prinz neben dem Bürgersohn; die Selbsucht schwieg, es gab nur ein Gefühl, einen Willen. So wurde denn auch die Lenkung leicht. Niemand wollte von der allgemeinen Bewegung zurückbleiben. Jünglinge unter sechzehn, Männer über fünfzig Jahren stellten sich zur Verfügung; der Familienvater verließ Weib und Kind. Vater und Mutter, Bräute und Verwandte waren stolz darauf ihre Söhne und Angehörige im heiligen Kampf zu wissen. Viele überschätzten ihre Kräfte, mußten zurückgewiesen werden, und trauerten nicht mitstreiten zu können. Nicht minder zeigte sich das weibliche Geschlecht der großen Sache würdig; von der Zeitströmung ergriffen, wurden manche selbst über ihre Sphäre hinausgeführt, und kämpften in dem Freiheitskriege mit.“

Doch das alles sind nur einzelne Züge aus dem Ganzen. Was an persönlicher Aufopferung, an freiwilligen patriotischen Gaben von Männern und Frauen geleistet war, der edle Wetteifer der Höchsten und Niedersten, der rührende Opfermuth auch der Aermsten, und daneben der stolze, freudige Kranz edelster Jugendgestalten, wie er in den Freiwilligen und Lützowern vereinigt ist, überhaupt diese ganze Entfesselung der Volkskraft ohne wüste und wilde Leidenschaft, vielmehr aus dem reinsten Grund sittlicher Erhebung emporgewachsen, ist eine Erscheinung von so einziger Größe und Schönheit, daß wir vergebens in der Geschichte anderer Nationen nach einer Parallele dazu suchen. Es ist ein ewig denkwürdiges Exempel was aus Deutschland werden kann, wenn über die Fülle einzelner Vorzüge des Wissens, des Ge-

müths und der Sitte, die unser Volk noch in sich birgt, die Weihe patriotischen Gemeinsinns kommt.

Von den Tagen der Erhebung wendet sich Beitzke's Darstellung zu den Vorgängen in West- und Ostpreußen, der Thätigkeit Yorks und Bülows, wozu das trockene, aber inhaltreiche Werk von Prittwitz (Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813. Potsdam, 1843. 2 Thle.) ergiebigen Stoff gewährt, dem ersten Vordringen der russischen Vorhut, ihren Plänkeleien bis an die Spree, dem Einzug Wittgensteins in Berlin. Auch hier beklagt es der Geschichtschreiber daß Preußen mit seiner Entscheidung zu lange gezögert. Die Verständigung mit Rußland, sagt er, konnte fast einen Monat früher geschehen. Vereinigte dann Preußen schnell seine, wenn auch damals noch nicht zahlreichen Streitkräfte mit denen der Russen, so konnten die französischen Heerestrümmer einen Monat früher über die Elbe gejagt werden, die erschreckten Rheinbundsfürsten wären zum Beitritt gezwungen, ihre Völker zur deutschen Sache hingerissen und der unheilvolle Bund schon jetzt gesprengt worden. Preußen aber schloß das Bündniß mit Rußland erst am 27. Febr., und zögerte dann noch fast drei Wochen es bekannt zu machen und die Kriegserklärung an Frankreich zu erlassen. Es wollte erst jeden französischen Soldaten von seinem Gebiet entfernt haben. Dadurch behielten die Rheinbundfürsten Zeit zur Besinnung. Sie überlegten daß für jetzt doch noch mehr Sicherheit für ihr Bestehen bei Napoleon sein würde, hielten darum so lange fest bei ihm, bis er ihnen zu Hülfe kommen konnte, und es kostete dann erst neue große Schlachten, zahllose Gefechte und unermeßliche Kriegsarbeit, um unter dem Beitritt Oesterreichs den Rheinbund zu sprengen.

Es ist gewiß, man hätte durch raschere Action die Frist die Napoleon zur neuen Rüstung gegönnt ward, verkürzen, wenigstens einen Theil des Rheinbundes mit fortreißen und den Krieg, statt an der Elbe, am Rhein beginnen können — aber es war nicht zu denken daß man ihn hier mit dem durchgreifenden Erfolg fortsetzte mit dem er 1814 zu Ende geführt worden ist. Napoleon stützte sich dann auf sein noch nicht völlig ausgesogenes Land, die dreimalhunderttausend Mann, die in jenen blutigen Schlachten rasch aufgebraucht worden sind, reichten jedenfalls hin Frankreich zu schützen, und der Krieg, der am Rhein begonnen ward, mußte vielleicht auch dort enden. Die volle Auflösung und Entkräftung des Kaiserreichs, die dem Imperator im folgenden Jahr nur noch einige sechzigtausend Mann zum Kampf

gegen Europa übrig ließ, trat so leicht nicht ein, wenn auch anfangs das Vordringen der Russen und Preußen rascher erfolgte. Zu jenem durchgreifenden Erfolg gehörte die Mitwirkung Oesterreichs — es mochte die Politik Metternichs dem sittlichen Gedanken der Erhebung so fremd und mißtrauisch gegenüber bestehen wie sie wollte, und das große diplomatische Hauptquartier mochte so uneinig, verworren und schwerfällig sein wie immer, wo so disparate Elemente zu einer Action vereinigt werden. Die Coalition von 1805, die in ihren Zielen (nicht in ihren Mitteln) manche Berührungspunkte mit dem Kampf von 1813 bis 1815 hat, war darum gescheitert, weil man die so einfache, von Gentz damals unablässig gepredigte Wahrheit übersah: es sei gegen den kolossalen Gegner kein erfolgreicher Krieg zu führen ohne die gemeinsame Thätigkeit von Oesterreich und Preußen. Machte man jetzt auf der andern Seite den gleichen Fehler, so war zwar, Dank der Erhebung Preußens und der völligen Umgestaltung der europäischen Dinge, keine Niederlage wie bei Ulm und Austerlitz zu fürchten, aber auch kein Sieg zu hoffen wie er bis in die Mauern der feindlichen Hauptstadt nachher getragen worden ist. Es war davon auch im preußischen Hauptquartier eine so klare Ueberzeugung herrschend geworden, daß alle Bewegungen sich um diesen einen Gedanken drehen. Preußen nimmt nach dem Kampf bei Großgörschen den Rückzug so daß die Verbindung mit Oesterreich ungestört bleibt, es gibt das eigene Land, zunächst die Haupstadt, vielleicht einem feindlichen Rachezug der wildesten Art preis, aber das höhere allgemeine Interesse überwindet diese persönlichen Sorgen. Man war der Ueberlieferung Friedrichs eingedenk, dessen Monarchie mehr als einmal nur noch im Lager existirte, indeß der Feind die Landschaften und Städte Preußens besetzt hielt.

Dieß Gefühl, der österreichischen Mitwirkung zu bedürfen, setzt den Werth der eigenen Leistungen nicht im mindesten herab. Vielmehr ist Preußen nie ehrwürdiger erschienen als damals wo es das Größte geleistet, und zugleich die schwersten Proben selbstverläugnenden Gemeinsinns abgelegt hat. Es hat allein die ganze Nation zu den Waffen gestellt, alle Brücken der Versöhnung hinter sich abgebrochen, seine Heere schlugen die schwierigsten und siegreichsten Schlachten, seinen Feldherren gebührten die schönsten Lorbeeren, und mit wie viel aufopfernder Geduld ertrug man die Eigenwilligkeit des russischen Verbündeten, die Mediocrität seiner Führung, das anmaßliche Sichvor-

drängen in einer Lage wo doch seine Leistungen neben den preußischen sich so bescheiden zu verbergen hatten! Es war nicht die Unterwürfigkeit der Schwäche, oder gar jene Helotengesinnung, die so gern vom Dank gegen Rußland spricht, wo nur von russischer Dankesschuld gegen Preußen die Rede sein kann, sondern es war der höchste Gemeinsinn für das Gelingen der guten Sache, aus dem diese Selbstverläugnung entsprang. Von der blutigen Walstatt bei Großgörschen und dem Rückzug an, der das eigene Land preisgab, bis zu den entscheidenden Momenten wo der preußische Feldmarschall das Spinngewebe des diplomatischen Hauptquartiers von 1814 mit einem glücklichen Griff zerreißt, und ein Jahr später, durch das Mißgeschick von Ligny ungebeugt, dem britischen Feldherrn sein Versprechen mit ritterlicher Treue löst — überall ist der hohe Sinn von Hingebung für die große Sache in gleicher Herrlichkeit hervorgetreten, nicht immer von dem dankbaren Gedächtniß der andern belohnt, aber um so unvergänglicher in der geschichtlichen Erinnerung aufgezeichnet.

Die Vorgänge nach dem Kalischer Vertrag, die Aufrufe an die Nation, die Begeisterung im Volk und das Widerstreben der Rheinbundsfürsten, die Thätigkeit der patriotischen Literatur und die ersten Erhebungen des Volkes auch außerhalb Preußens — das alles wird von dem Geschichtschreiber mit der ganzen Wärme vaterländischen Sinnes im einzelnen erzählt. Namentlich der Kalischer Aufruf vom 25. März der unter Kutusows Namen erschien, wird mit Enthusiasmus besprochen. Diese inhaltschweren Worte, sagt er, wiewohl in einen scythischen Mund gelegt, die eine neue wundervolle Zeit ankündigten, thaten bei dem deutschen Volke vollkommen ihre Wirkung. Feste Eisenriegel in dem verzauberten deutschen Schloß sprangen auf; der wüste, schwere Traum einer langen Knechtschaft entfloh. Solche Güter wie sie geboten wurden, waren es werth dafür in den Tod zu gehen. Wenn damals ein leuchtender deutscher Königsheld, wie ihn seit Friedrich dem Rothbart das deutsche Volk erwartet, aufgestanden wäre, es hätten alle Träume erfüllt werden können. Ob der nachher von den Urhebern verläugnete Aufruf damals wirklich einen solchen Eindruck hervorgerufen hat? Der Enthusiasmus ist seiner Natur nach uneigennützig; er fragt und rechnet nicht nach dem Preis, er sucht das nächste Ziel zu erreichen, die Abschüttelung des fremden Joches. Wie wenige hatten sich damals ein klares Bild von dem gemacht was aus der Organisation Deutschlands werden sollte! Wie wenige mochten darin

übereinstimmen was die von Kutusow verheißene Gestaltung Deutschlands aus dem „ureigenen Geiste des Volkes" bedeutete! Aber daß die Wiederkehr ähnlicher Zeiten wie die von 1803—1813 für alle Zukunft abgewehrt würde, diese billigste aller Forderungen lag gewiß in allen Gemüthern. Daß ein ehrliches Regiment zurückkehre, Recht und Gewissen im Rathe der Mächtigen wieder gelte, die schlimmsten Künste der fremden Gewalt für immer verbannt seien aus dem Vaterlande, nicht ein mißtrauischer Spürgeist die Stimmungen der Nation vergifte, nicht aller edlere Aufschwung gelähmt werde, und der Bonapartismus nicht in gewissem Sinn auf den Trümmern Napoleonischer Herrschaft seine Wiederauferstehung feiere — daran zweifelte gewiß kein einziger von den vielen Tausenden die damals in reinster patriotischer Begeisterung zu den Waffen griffen.

Die vaterländische Wärme des Geschichtschreibers thut seiner Unparteilichkeit gegen den Feind keinen Eintrag; vielmehr bewährt er darin eine Billigkeit, deren nur wir Deutsche fähig sind. Die Franzosen werden es zeitlebens nicht begreifen daß Deutschland Ursache hatte gegen sie in Kampf zu gehen; York wird ihnen immer ein Verräther, die Lützower immer „brigands" bleiben; sie werden sich jeder Zeit versucht fühlen mit tugendhafter Entrüstung über das „ferment jacobin" sich zu ereifern, das nach Napoleons und Metternichs übereinstimmender Auffassung damals Norddeutschland ergriff. Unser Verfasser findet dagegen daß die Franzosen, wie sie zuerst als Sieger nach Deutschland kamen, „gefälligere Sitten brachten, artig und zuvorkommend waren" — eine Ansicht wogegen schon 1796 die Bauern in Franken und im Spessart mit Sensen und Heugabeln Protest einlegten. Er meint, Vandamme und Davoust hätten an der Weser und Elbe nur eben als Soldaten das gethan was ihnen die Lage vorschrieb, und er hebt ausdrücklich hervor wie wirksam für den nächsten Zweck sich ihre Maßregeln erwiesen. Sie verfuhren eben wie rohe Kriegsknechte, die in der Schule des Jacobinismus großgezogen waren, und es kommt uns zu dieß um so nachdrucksvoller zu betonen, je mehr die Franzosen damals wie später der römischen Auffassung huldigen, es sei ihrer Nation alles und jegliches erlaubt, alle andern Völker, wenn sie in Verzweiflung zu den Waffen griffen, nur wie „latrones" anzusehen.

Die ersten großen Schlachten, bei Großgörschen und Bautzen, finden bei Beitzke eine eingehende und anschauliche Darstellung. Seit

Plotho's getreuer Chronik bis zu den spätern Aufzeichnungen und Monographien ist dafür so reicher Stoff gegeben worden, daß wir wenigstens über die militärischen Ereignisse klar genug sehen können, auch wenn über die Zustände und leitenden Gedanken im Hauptquartier noch manche Aufhellung zu wünschen übrig bleibt. Bei beiden Schlachten weist der Verfasser einleuchtend nach daß das Mißlingen wesentlich den Russen zuzuschreiben war. Zu Großgörschen hatte Wittgenstein den bewunderten Plan Scharnhorsts nicht befolgt; bei Bautzen, wo die Theilung der feindlichen Kräfte Gelegenheit zu einem günstigen Angriff bot, war es der Czar selbst der die rechte Benützung der günstigen Lage vereitelte. „Die Wahrheit war," sagt Beitzke, „man scheute sich zu sehr dem gewaltigen Feldherrn geradezu auf den Leib zu rücken; es lag weniger an der mindern Stärke, daß man nicht siegen konnte, es lag an der Führung. Man kann mit Wahrheit sagen: beim französischen Heere stand die Führung hoch über dem eigentlichen Werth der Truppen; bei den Verbündeten war die Führung um ein beträchtliches unter dem Werth derselben. Mit so freiheits-glühenden, todesverachtenden Truppen wie die Preußen, und mit so kampfgewohnten Kriegern wie die Russen hätte ein kühner, einsichtsvoller Feldherr ganz andere Dinge ausführen können."

Die Lage nach der Schlacht bei Bautzen sieht der Geschichtschreiber als sehr ungünstig an; durch den unglücklichen Ausgang des Kampfes waren die Verbündeten noch mehr von ihrer Aufgabe entfernt: den Rheinbund zu sprengen und Deutschland wieder aufzurichten. Jetzt hatten sie alle Mühe sich nur selber zu erhalten, ja wenn noch ein tüchtiger letzter Stoß Napoleons kam, so konnte Preußen zertrümmert, konnten die Russen nach Polen hineingetrieben werden. Die Unkenntniß der ganzen Größe der Gefahr bemerkt Beitzke, die mit Vertrauen vom Thron gesprochenen Worte, die Erwartung des nahen Beitritts von Oesterreich, die hohe Tapferkeit des Heers, der Gedanke daß durch die großen Rüstungen das eigene Heer bald verdreifacht werden mußte, schwächten den Eindruck der zweiten verlorenen Schlacht.

Im preußischen Heer war man so wenig herabgestimmt, daß es mit Sehnsucht einer dritten Schlacht entgegensah. Aber die Russen wollten nun nicht mehr schlagen, Barclay verlangte eine sechswöchentliche Ruhe, und die Preußen allein konnten vorerst, ehe sie selber die volle Stärke erlangt, nur eine hoffnungslose Gegenwehr gegen die Uebermacht versuchen. Die Russen selbst waren tief erschöpft; ihre schon beim Ein-

tritt in Deutschland sehr gelichteten Bataillone bedurften allerdings der Ruhe und Ergänzung. In den Generalen regte sich aber wieder die Meinung des verstorbenen Kutusoff: Rußland könne sich mit Polen begnügen, und wenn man Preußen bis zur Weichsel dazu bekommen könne, um so besser. Man sollte Franzosen Franzosen sein lassen; diese hätten in Rußland eine so derbe Lection erhalten daß sie dieses Land für immer in Ruhe lassen würden. Man habe ja Deutschland jetzt Gelegenheit gegeben sich von fremdem Joch zu befreien, die deutschen Fürsten des Rheinbundes hätten aber bis zum Uebermaß bewießen daß sie nicht befreit sein wollten. Was Preußen angehe, so könne doch die Freundschaft nicht so weit gehen sich für dieses kleine Land geradezu aufzuopfern. Wenn in den höhern russischen Kreisen Stimmen dieser Art laut wurden, so läßt sich denken wie die Masse einen Krieg ansah dessen Sinn sie nicht verstand, und der ihr bis jetzt weder Beute noch Lorbeern, sondern nur unsägliche Mühen verhieß. Es war in der That ein höchst kritischer Moment eingetreten, und ein neuer entschlossener Angriff des Feindes konnte die bedenklichsten Folgen haben.

Aber der Feind war allerdings nicht in der Lage einen solch kraftvollen Stoß zu wagen. Er hatte mit einem Heer von zusammengerafften jungen Conscribirten zwei große Schlachten gewonnen, Norddeutschland bis zur Elbe, das Königreich Sachsen, die Lausitz wieder erobert, und drang nun in Schlesien ein. Allein jetzt forderte die Natur ihre Rechte; der junge Soldat fing an aufgebraucht zu werden, die Zucht lockerte sich, die Verpflegung war mangelhaft, die wilde Unordnung des Requisitionswesens erreichte eine abschreckende Höhe. Den Lesern von Odelebens bekannten anschaulichen Schilderungen wird es in Erinnerung sein wie rasch und augenfällig diese innere Zersetzung der Armee eintrat. Und es war die letzte Armee die Frankreich geben konnte!

Es war darum nicht sowohl Täuschung über die Lage, sondern die Einsicht in diese Erschöpfung was Napoleon den Gedanken eines Waffenstillstands einflößte, der, so wie wir die Dinge jetzt betrachten, allerdings nur den Verbündeten zu gute kommen konnte. Wohl mochte er deren gefährliche Situation nicht vollkommen kennen, aber er war um so besser über die eigene unterrichtet. Vielleicht halfen die alten Künste noch einmal, die seit Campo Formio und Luneville bis zu Preßburg und Tilsit jedesmal zum Ziel geführt. Vielleicht gab eine

diplomatische Schlacht ihm raschern und entschiedenern Erfolg als die mit den Waffen. War es denn so ganz unwahrscheinlich daß beim Czaren und bei Metternich noch einmal die alte Taktik glücklich anschlug? Oder war nicht mit etwas moderirteren Forderungen als er sie stellte die Politik, die ihm noch nach Leipzig die Rheingränze anbot, leicht noch einmal zu dupiren? Auf diese eine Berechnung war sein Eingehen in den Waffenstillstand gebaut; erfüllte sich die Aussicht nicht, so konnte der Rechnungsfehler freilich ebenso verhängnißvoll werden wie ein Jahr zuvor die trügerische Hoffnung auf den Friedensschluß in Moskau. Wie klar er darüber sah, beweist sein bekanntes Wort: wenn die Verbündeten dießmal den Frieden nicht ernstlich wollen, kann uns der Waffenstillstand theuer zu stehen kommen. Das Schicksal fügte es so daß dieß der Weg des Sieges für die deutsche Sache ward.

Es war begreiflich daß man dieß nicht gleich im ersten Moment einsah, und Arndt hat uns mit lebhaften Farben geschildert welch tiefe Niedergeschlagenheit sich des Volks bemächtigte als die Kunde von dem Waffenstillstand kam. Und doch sagte der König mit dürren Worten: „Es ist geschehen damit die Nationalkraft, die mein Volk bis jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne.“ Aber man war durch die vorausgegangenen Erfahrungen zu sehr darauf gefaßt in solchen Momenten Napoleons Taktik gelingen und dem tapfern Kampfe einen schimpflichen Frieden folgen zu sehen, als daß Sorge und Mißtrauen ganz hätten schweigen sollen.

Es mißlang dießmal; der Waffenstillstand stärkte nur die Waffen der Verbündeten; die einzelnen Vorgänge welche diese Wendung vorbereiteten, die Unterhandlungen mit Oesterreich, der Prager Congreß und das Scheitern der Bonaparte'schen Friedenshoffnungen, dann die neue größere Waffenrüstung, das füllt die letzte Partie des vorliegenden Bandes aus. Er schließt mit einer warmen, begeisterten Schilderung der hervorragenden Feldherren, namentlich Blüchers, und der Aufzählung der einzelnen Streitkräfte die zum neuen entscheidenden Kampf bereit waren.

Zweiter Band. Berlin, 1855.

(Allgemeine Zeitung 28., 29. u. 30. Juni 1855 Beilage Nr. 179, 180 u. 181.)

Die Vorzüge welche dem ersten Theil dieses Werkes einen erfreulich raschen Eingang beim Publikum verschafft haben, zeichnen auch diese Fortsetzung aus: eine fleißige Benützung der Quellen, zumal des reichen Materials das uns die letzten Jahrzehnte in Memoiren und Monographien gebracht haben, eine klare und lebendige Darstellung, ein gesundes Urtheil in politischen wie in militärischen Dingen. Daß dieser Abschnitt unserer Geschichte einmal mit kritischer Sichtung des Stoffs, in freimüthigem und vaterländischem Geist behandelt, dem größern Publikum zugänglicher würde, war ebenso sehr ein literarisches wie ein politisches Bedürfniß; unsere Lesewelt ist immer noch von französischen und bonaparte'schen Einflüssen viel zu sehr inficirt, als daß nicht eine jede neue gründlichere Behandlung des nationalen Stoffs wieder eine Anzahl von Vorurtheilen und Irrthümern zu beseitigen hätte.

Es ist die reichste und dankbarste Partie der Freiheitskriege die in diesem Band behandelt wird: die Zeit vom Abbruch der Prager Verhandlungen bis zur Auflösung des Rheinbundes, also die großen Siegestage von Großbeeren, der Katzbach, Kulm, Dennewitz, Wartenburg und Leipzig. Fast über alle diese Ereignisse besitzen wir werthvolle und anziehende Monographien; die Thaten des schlesischen Heers sind mit dem reichsten Material und der sorgfältigsten Kritik im „Preußischen Militärwochenblatt", mit lebendiger Anschaulichkeit und Frische in „Droysens York" behandelt; die Ereignisse um Dresden und Leipzig haben in Aster einen verdienstvollen Darsteller gefunden, auch Bülows Thaten sind dem Publikum wieder aufgefrischt worden, obwohl gerade hier ein überaus reicher handschriftlicher Quellenvorrath noch unveröffentlicht ist. Alles dieß in ein Gesammtbild zu verarbeiten und nach einem gleichmäßigen Plan die ganze Folge von großen Ereignissen zu verknüpfen — diese Aufgabe war noch zu erfüllen; sie war nicht leicht, aber der Stoff selbst wie die Fülle neuer Mittheilungen die uns in den letzten zehn Jahren zu Theil geworden, gab der Behandlung wieder ihren eigenthümlichen anspornenden Reiz.

Die Darstellung beginnt mit den Thaten der böhmischen Armee, und wendet sich von da zum schlesischen Heere und zur Nordarmee.

Die Ereignisse bei Dresden, der Rückzug des großen verbündeten Heeres, die entscheidenden Kämpfe bei Kulm und Nollendorff füllen den ersten Abschnitt. Bei Dresden hat dem Imperator das Glück des Sieges noch einmal — zum letztenmale auf deutschem Boden — zugelächelt, um freilich gleich darauf in die bitterste Ungunst umzuschlagen, um bei Kulm zu verderben was in Dresden eine geniale und einheitliche Führung an Erfolgen errungen hatte. Unser Geschichtschreiber ist auf die Dresdener Unternehmung und ihre Führer nicht gut zu sprechen; er zeigt ohne Schonung durch welche Mißgriffe in der Anlage des Ganzen wie in der Ausführung des Einzelnen der blutige Verlust herbeigeführt worden ist. „Die Unternehmung auf Dresden und die Dresdener Schlacht, sagt er, geben ein wahres Musterbild der Schwäche von Coalitionen. Man will erst etwas (hier den Marsch auf Leipzig), was auf lauter falschen Voraussetzungen gegründet ist; man erkennt dieß später und will ein anderes, was den realen Zuständen näher liegt. Da man sich aber hierauf nicht gleich von Anfang an eingerichtet hat, begeht man in der Ausführung die größten Mißgriffe.“ Die Unzulänglichkeit des Oberfeldherrn scheint ihm daran ebensoviel Schuld zu tragen als die beständige Einmischung der anwesenden Monarchen, namentlich Alexanders. Der Eindruck der Ereignisse mochte wohl so sein, wie er ihn schildert, daß ohne die Tage von Großbeeren, Katzbach und Culm die ganze Coalition gefährdet und ein unheilvoller Friede nicht mehr unwahrscheinlich war. Charakteristisch für diese Niedergeschlagenheit der Stimmung war auch das absichtliche Halbdunkel, worin man die Welt über die Vorgänge bei Dresden zu halten suchte; nach den Zeitungen hätte man glauben sollen, das große böhmische Heer existire nicht. Erst nachdem man durch die Schlacht bei Kulm und durch das Eintreffen der übrigen Siegesnachrichten wieder Muth gewonnen hatte, wagte man auch von der Unternehmung auf Dresden zu reden, aber es geschah sehr spät und erst in den Berliner Zeitungen vom 11. September, zugleich mit dem Kulmer Siege, wird beiläufig erwähnt daß „ein Theil der combinirten böhmischen Armee“ am 26. August einen Versuch gemacht habe Dresden durch einen Handstreich zu nehmen, daß der Angriff am 27. wiederholt worden, daß man auch einige Schanzen genommen, dann aber das Unternehmen aufgegeben, weil Napoleon mit einer bedeutenden Macht den stark verschanzten Platz hartnäckig vertheidigt habe.

In der Darstellung der Kämpfe bei Kulm tritt der Verfasser besonders den russisch gefärbten Darstellungen gegenüber, welche das ganze Verdienst der dort erfochtenen Entscheidung dem eigentlichen Urheber — dem Herzog Eugen v. Württemburg — zu entwinden suchen. Die Veröffentlichungen der letzten zehn Jahre, namentlich Asters treffliche Monographie über die Kriegsereignisse bei Peterswalde, Pirna, Priesten, Kulm *) haben schon mehrfach auf diesen Punkt hingewiesen; noch neuerlich hat der in der Regel gut unterrichtete Wolzogen die überlieferte und lange Zeit ausschließlich geglaubte Darstellung nachdrücklich angefochten. Der Herzog war es, der wiederholt auf die Bedeutung wie auf die Gefahren der Stellung in den böhmischen Pässen hingewiesen und in dringendstem Tone Hülfe erbeten hatte; es kostete Mühe genug, bis ihm und Ostermann, der inzwischen hingesandt und der als älterer General den Oberbefehl anzusprechen hatte, Yermoloff mit der ersten Division der russischen Garde beigegeben ward. Die Garde, bemerkt darüber Beitzke, durfte nur als letzter Rückhalt im äußersten Fall zum Gefecht verwendet werden. Nun war dieß die erste Division der Garde, das Palladium des Selbstherrschers, seine eigentliche Leibwache, seine Puppe, in welcher die ältesten und berühmtesten Regimenter des russischen Reiches waren, die Regimenter Preobrajensk, Semenowskoi, Ismailof, schon von Peter dem Großen gestiftet, das Gardejäger-Regiment, die Gardehusaren und ein Regiment tatarischer Uhlanen. Solche Truppen wurden im russischen Heere für Wesen höherer Art angesehen, und hielten sich auch selbst dafür. Daraus erklären sich auch die Schwierigkeiten welche die russischen Führer erhoben, als Eugen darauf bestand die Teplitzer Straße zu halten, und die ängstliche Sorge, die sie, als der Kampf schon begonnen war, für die Erhaltung der kaiserlichen Garde an den Tag legten. In der Stunde der höchsten Gefahr trat noch einmal dieser Widerwille der Russen, die Garde zu opfern, recht störend in den Weg. Der Adjutant v. Helldorf, von dem ein werthvolles Tagebuch über diese Vorgänge existirt, das auch Aster benützt hat, wurde zu Ostermann und Yermoloff geschickt um die Garde herbeizuholen. Ostermann war dazu bereit, aber Yermoloff widersprach. „Es ist meine Pflicht Ew. Exc. sagen zu müssen — erklärte er Ostermann — daß ich es nicht beim Kaiser verantworten kann, wenn ich zugebe daß hier

*) Dresden 1845.

die ganze Garde geopfert wird. Des Prinzen v. Württemberg Schuld ist es daß heute die kaiserliche Garde vernichtet wird. Er scheint aber der Meinung zu sein noch nicht genug geopfert zu haben, er weiß noch einige Bataillone und will auch diese. Sind auch diese weg, dann hat der Kaiser keine erste Gardedivision mehr." So erzählt Aster, und nach ihm Beitzke. Die russische Art und Weise trat aber noch schroffer heraus. Nach dem „vertraulichen Bericht über die Schlacht bei Kulm," den ebenfalls Helldorf aufgezeichnet, und in den uns Einsicht gegönnt war, hatte ihm der Prinz als er ihn absandte, nachgerufen: „Sagen Sie dem Grafen daß alles, alles davon abhinge, uns hier noch zu halten." Das wollte Helldorf dem russischen General und seinem Bedauern um die Garde entgegenhalten. „Der Prinz", unterbrach ihn Yermoloff unwirsch, „ist ein Deutscher und macht sich den Teufel draus, ob wir Russen Garden übrig behalten, oder nicht; meine Pflicht ist es aber dem Kaiser wenigstens etwas von seiner Garde zu erhalten." Doch gaben die Russen endlich nach, und sandten ein paar Bataillone des Ismailow'schen Garderegiments, die das wankende Treffen wieder herstellten. Das Verdienst des Gelingens gebührte aber in letzter Instanz dem Herzog Eugen. Auf seine dringende Vorstellung allein war Ostermann von dem Befehle Barclay's abgewichen, und auf der Teplitzer Straße zurückgegangen. Auch hatte der Prinz bis zum Kampfe bei Priesten alle Rückzugsgefechte mit seinem Corps und der Division Helfrich allein gegen die große Uebermacht des Feindes bestanden. Er hatte sich zwei Tage hindurch für die Garde aufgeopfert, und als diese am dritten Tage nothwendig mit zum Kampfe geführt wurde, hatte er in Tapferkeit mit ihr gewetteifert; auch hatte er nach der Verwundung des ohnehin leidenden Generals Ostermann den Oberbefehl geführt, und mit 20,000 Mann eine Aufgabe gelöst, die sich Barclay mit viel größeren Kräften nicht zugetraut hatte. General Barclay aber (fügt Beitzke hinzu), den es schmerzte daß ein Untergebener seinen Befehl nicht befolgt und ihn an Muth und Geschicklichkeit übertroffen hatte, rächte sich auf sehr unedle Weise. Da einmal nicht abzuleugnen war daß der Rückzug auf der Teplitzer Straße und der heldenmüthige Widerstand bei Priesten das Heer vom Untergang gerettet, so ließ General Barclay dieß zwar gelten, häufte nun aber in seinem Bericht alle Ehre auf den General Ostermann und auf die Garde. Des Prinzen und seines zweiten Corps wurde nicht erwähnt. General Ostermann und die Garde wurden vom Kaiser

Alexander und von den verbündeten Monarchen mit Lob, Beförderung und Orden überschüttet, wogegen der Prinz und sein Corps fast leer ausgingen. Auch bis in die neuere Zeit hat dieser Einfluß Barclay's in der Kriegsgeschichte dem Prinzen sein verdientes Lob vorenthalten, bis deutsche Berichte von Augenzeugen, Generalstabsofficieren und Adjutanten darüber die Wahrheit ans Licht gezogen haben.

Die ausführliche und anschauliche Darstellung die Beitzke von den Kämpfen bei Kulm gibt, schließt mit einer Erörterung der Frage: wie es kam daß Napoleon nach dem Siege bei Dresden eine so matte Verfolgung eintreten ließ, statt dem geschlagenen Gegner einen verhängnißvollen Rückzug zu bereiten. Unser Geschichtschreiber glaubt daß verschiedene Umstände dazu mitgewirkt. Zunächst waren die ganz außerordentliche Erschöpfung der Franzosen, die vier Tage hindurch Gewaltmärsche zurückgelegt, darauf zwei Tage gekämpft, Regen und Mangel an Lebensmitteln Ursachen der mangelhaften Verfolgung; aber diese Beschwerden waren von den Verbündeten ebenfalls ertragen worden, und bei den Franzosen gab das Gefühl des eben erfochtenen Sieges dem Rest ihrer Kraft eine höhere Spannung. Die wesentliche Ursache findet daher der Geschichtschreiber in Napoleons mangelhaften Anordnungen. Sein erster Entschluß war für eine energische und mit zureichender Kraft unternommene Verfolgung; plötzlich ließ er den Entschluß fallen, sandte St. Cyrs Corps gegen Maxen, ließ Mortier mit der jungen Garde bei Pirna stehen, und ging selbst mit der alten Garde nach Dresden zurück. Die Ursache dieser Aenderung, die eine so entscheidende Bedeutung gewann, ist allerdings nicht mit vollkommener Klarheit zu ergründen. Mehrere Berichte geben an daß Napoleon jetzt den ganzen Umfang der Niederlage Macdonalds in Schlesien erfuhr, die freilich im Zusammenhang mit der Schlappe von Großbeeren auch einen eisernen Charakter entmuthigen konnte. Unter dem vollen Eindruck dieser Hiobspost hätte er dann eine Entblößung von Dresden für gefährlich und den Einmarsch nach Böhmen für nicht mehr räthlich gehalten. War dem so, so hätte ihm, sagt Beitzke, die Betäubung über so große Verluste den Blick verwirrt. Denn mochte Macdonald noch so nachdrücklich geschlagen sein, so war er doch immer noch stark genug zu verhindern daß Blücher in einem Athem gegen Dresden anrannte; und hatte auch Oudinot sich vor dem Nordheer zurückziehen müssen, so war sein wirklicher Verlust nicht so groß gewesen um das Nordheer nicht von der Elbe abzuhalten. In jedem

Fall behielt Napoleon wenigstens eine Woche Zeit, um seine Sache mit dem böhmischen Heer ganz abzumachen, und eine zweite Niederlage desselben, die unfehlbar erfolgt wäre, mußte seine Angelegenheiten, trotz des Verlustes an der Katzbach und bei Großbeeren, unendlich emporheben. Es scheint darum dem Geschichtschreiber die mehrfach angefochtene Erzählung von Napoleons Erkranken allen Glauben zu verdienen. „Es ist erklärlich", sagt er, „wenn auch der kühnste und einsichtigste Mann einen Augenblick von der Wucht der Verhältnisse erdrückt wird. Die ganz außerordentlichen geistigen und körperlichen Strapazen vom 23. August an, die völlige Durchnässung am zweiten Schlachttag, ein in Kriegs- und Staatsmühen hingegangenes Leben machen einen Krankheitsanfall wohl erklärlich. Diesem, sowie den Hiobsposten von der Niederlage seiner Marschälle, wovon eins auf das andere einwirkte, ist mit großer Wahrscheinlichkeit die wichtige Unterlassungssünde zuzuschreiben welche Napoleon begieng, nicht nach Böhmen vorzudringen und Vandamme seinem Schicksal zu überlassen."

Ueber die Thaten der schlesischen Armee haben wir, mit allen andern Partien des Kriegs von 1813 verglichen, die genauesten Mittheilungen. Die überaus sorgfältigen und an urkundlichem Quellenstoffe ungemein reichen Veröffentlichungen des preußischen Militärwochenblatts*) haben hier eine Grundlage geschaffen, wie sie für alle andern Abschnitte des Feldzugs dringend zu wünschen und auch zu hoffen ist; wenigstens liegt eine ähnlich bedeutsame und inhaltreiche Arbeit über die Nordarmee, von den ausgezeichnetsten Officieren des großen Generalstabs, zum Druck fertig. Droysens Werk über York, auf jene Mittheilungen gestützt, und durch anderes urkundliches Material bereichert, gibt, an Yorks Thätigkeit anknüpfend, eine fast vollständige Geschichte der schlesischen Armee, so daß hier dem Historiker der Freiheitskriege tüchtiger vorgearbeitet ist als in irgendeinem andern Abschnitt.

Beitzke schickt eine kurze Betrachtung der persönlichen Verhältnisse beim schlesischen Heer voraus, denen er, aller innern Dissidien ungeachtet, mit Recht das Gelingen zuschreibt. Viel günstiger, sagt er, als beim böhmischen stand es beim schlesischen Heer. Hier war wenigstens der Oberbefehl in einer Hand, und diese Hand war glück-

*) Jahrgänge 1831, 1832, 1839, 1841, und besonders die Beihefte von 1843, 1844.

licherweise die kräftigste, sowie hier deutsche Intelligenz und Kraft zu einem Ziel wirkten. Zwar suchten alle Uebel des großen böhmischen Hauptquartiers sich auch beim schlesischen Heer geltend zu machen, hier aber wehrten der hohe Muth Blüchers und die große Einsicht seines Hauptquartiers glücklich alle Gefahren ab, indem man es kühn auf sich nahm jene Befehle nicht zu befolgen.

Viel ungünstiger lagen die Verhältnisse bei der Nordarmee. „Was den betrifft, der wird nur stolze Bewegungen machen," so hatte Napoleon während der Unterhandlungen sich gegen Bubna über den Kronprinzen von Schweden geäußert. In der That bestand dessen Kriegsart in diesem Feldzug nur in solchem stolzen Auftreten und in solchen stolzen Bewegungen, ohne dem Feind mit Ernst auf den Leib zur rücken, und es ist gar nicht abzusehen was aus den zahlreichen Steitern des Nordheeres geworden wäre wenn der Heldenmuth Bülows und der Preußen nicht auf eigene Hand den Sieg errungen hätte.

Beitzke schildert Bernadotte's erstes Auftreten, sein prinzliches Gebahren, erwähnt den unbedeutenden Aufruf womit er in ziemlich trockenem Ton das Heer begrüßte, und die geringe Mühe die er sich gab Bülow und Tauenzien in aufrichtigem, Vertrauen erweckenden Benehmen an sich zu knüpfen. Wie er zu den Commissarien der verbündeten Mächte in seinem Hauptquartier, sagt er, zu dem General Krusemark, dem Feldmarschallieutenant St. Vincent, den Generalen Suchtelen und Pozzo di Borgo und dem General Sir Charles Stewart gestanden habe, ist nicht recht bekannt.*) Doch wollte man schon damals in den obern Regionen die Kriegslust des Kronprinzen sehr bezweifeln, und General Stewart hatte schon vor der Uebereinkunft von Trachenberg an seine Regierung berichtet: „Der Prinz hat einen Kriegsmantel umgethan, aber seine Unterkleider sind von schwedischen und friedlichen Stoffen gemacht."

Ueber die Beziehungen die vorher stattfanden, sind wir im Stande aus den handschriftlichen Quellen, die uns zu Gebote standen, Ergänzendes und Erläuterndes beizubringen. Schon im Mai war ein preußischer Officier dem schwedischen Kronprinzen entgegengeschickt worden, und traf ihn in Stralsund. Er fand ihn mißlaunig gegen Rußland, seine ganze Anschauung drehte sich um Norwegen, er zeigte sich

*) Sir Ch. Stewards und andere Berichte (in den Castlereagh'schen Papieren) sprechen aus, mit welchem Mißtrauen Bernadotte auch von den englischen Commissarien angesehen wurde.

weder geneigt Hamburg zu retten noch Berlin zu decken; vor allem, sagte er, müsse Stettin über sein. La première chose à laquelle il faut penser à notre débarquement à Stralsound, hatte er noch auf dem Schiff geäußert, c'est d'envoyer des troupes d'observation vers Stettin. Ueber die Elbe, das war der Eindruck den der preußische Officier empfing, werde er auf keinen Fall gehen; er hoffte höchstens daß er bis an die Elbe zu bringen sei. Es ward ihm zudem nicht schwer gemacht nichts zu thun; während der preußische Abgesandte eifrig die Beschützung von Berlin betrieb, stellte das englisch-hannoverische Interesse das als unnöthig hin, und drang auf eine Diversion zu Gunsten Hannovers und der Nordseehäfen. Das gab Bernadotte eine erwünschte Handhabe ganz unthätig zu sein. Er sah mit gespannten Blicken auf die Haltung Dänemarks und die mit diesem Staat eben noch versuchten Unterhandlungen; er verhehlte kaum daß ihm lieber sei wenn die Dänen zu Napoleon überträten. Doch wollte er, falls ein Arrangement zu Stande kam, sich vorerst mit dem Bisthum Drontheim begnügen, und mit dem übrigen Norwegen warten „bis die Dänen durch andere Besitzungen in Deutschland dafür entschädigt werden könnten." Dem preußischen Abgesandten machte er dann Hoffnung er werde nach der Elbe rücken und Magdeburg mit Sturm nehmen; durch diesen Schlag glaubte er die Meinung in ganz Deutschland wieder zu beleben (es war nach der Schlacht bei Bautzen) und schön zu debutiren. In Beziehung auf Stettin und alle andern von den Franzosen besetzten Festungen, war Bernadotte der charakteristischen Ansicht: daß man den Garnisonen aller dieser Plätze durch Parlamentäre verkünden lassen müsse, sie würden, wenn sie die Festungen nicht sofort übergäben, „comme des bandits d'un voleur de grand chemin," behandelt werden; denn da Preußen nicht mehr Napoleons Schuldner sei, so hätten die Franzosen auf die preußischen Festungen nicht mehr Recht als ein Straßenräuber auf die Uhr und die Dose des ihm begegnenden Fremden. Wolle man dieses Mittel nicht anwenden, so schlage er vor durch das Zusammenschießen von fünfzig oder hundert Häusern die Einwohner dahin zu bringen daß sie über die Besatzungen herfielen. Das seien wohl alles gewaltsame Mittel; „mais on ne prend pas des places fortes avec des bonbons."

Aus den vielen Gesprächen in welche sich damals Bernadotte mit südfranzösischer Redseligkeit einließ, leuchtete ein großes Mißtrauen gegen die russische Politik, eine unverhohlene Geringschätzung der Füh-

rung Wittgensteins und das sichtbare Bestreben vor Preußen an sich heranzuziehen. Er zeigte auf der Karte wie groß Preußen wieder werden müsse, und schien voll von den wohlwollendsten Absichten für die Wiederherstellung der preußischen Monarchie. Dazwischen ließ er denn auch wohl fallen daß Napoleon alles aufbiete ihn zu gewinnen; erst vor drei Tagen habe er ihm durch den Obersten Peyron die glänzendsten Zusagen gemacht, wenn er sich nur jenseits der Elbe ohne Schwertstreich aufstellen wolle. Er tadelte es außerdem daß man preußischerseits nicht gleich Polen besetzt; man hätte einen Bruder oder Neffen des Königs dahin senden und ihn zum Statthalter machen können, um den Russen die Beute vorwegzunehmen. Daß das Verhältniß zu Bülow sehr bald ein unfreundliches ward, war lediglich die Schuld Bernadotte's und seiner diplomatischen Kriegführung. Bülow hatte von Anfang an den aufrichtigen Willen gehabt sich mit ihm gut zu stellen. Es liegt uns ein Brief vom 12. Mai 1813 vor, worin er den schwedischen Kronprinzen, dessen Ankunft in Stralsund man erwartete, mit ausgesuchten Artigkeiten begrüßt, in der Hoffnung natürlich ihn auf diese Weise für die gemeinsame Sache zu erwärmen. Wie er selber darüber nachher schrieb: „Ich habe geglaubt alle Mittel anwenden zu müssen um auf den Charakter zu wirken, und habe dem Kronprinzen von Schweden, der als Franzose wahrscheinlich leicht zu exaltiren sein dürfte, vorgestellt daß er gegenwärtig ein zweiter Gustav Adolf als Retter Deutschlands auftreten könne.“ Gleich bei der ersten Probe freilich, vor Großbeeren, wurde diese Hoffnung nicht erfüllt, und Bülows gewinnende Höflichkeit schlug jetzt in kalte Zurückhaltung um. Er mißtraute seit der schlechten Verfolgung der Siege bei Großbeeren und Dennewitz dem ehemaligen französischen Marschall durchaus, und in seinem Eifer für die große Sache verbarg er seinen Ingrimm keineswegs; namentlich zwischen der Schlacht bei Dennewitz und dem Elbübergang droht das Verhältniß sich unheilbar zu verbittern. Doch bringt er auch nachher, als es von oben gewünscht wird, mit Selbstverläugnung der guten Sache das Opfer durch einen Schritt der Annäherung wenigstens das äußere Vernehmen herzustellen.

Aus der Reihe von Actenstücken die wir eingesehen haben, und worüber wir an einer andern Stelle genauer Rechenschaft ablegen werden, lassen sich die Motive die Bernadotte's Handeln bestimmt haben, deutlich erkennen. Vor allem darf man nicht vergessen daß

für ihn der Krieg ein ganz anderer war als für die Preußen, Oesterreicher oder Russen. Diese alle hatten verjährte Unbilden zu rächen; sie gingen zum Theil in den verzweifelten Kampf um ihre Existenz, und setzten ihr alles ein in diesem Krieg der Rache, der nationalen Ehre und Selbständigkeit. Wie es in dem königlichen Aufruf vom 17. März hieß: „es ist der letzte Kampf, den wir für unseren Namen, für unser Dasein wagen, und unser Losungswort ehrender Friede oder rühmlicher Untergang.“ Es liegt in der Natur der Sache daß der ehemalige napoleonische Marschall von diesen Motiven und Anschauungen ganz unberührt war. Er focht in erster Linie für sein junges schwedisches Königthum; die Erwerbung Norwegens schien dafür eine Lebensfrage. Darum drehen sich bei ihm — was auch Großes und Gewaltiges geschehen mag — die Gedanken und Berechnungen immer um Norwegen; darum schont er seine Schweden, denn er erwägt immer zugleich den Fall daß er diese Schweden brauche um sich sein skandinavisches Pfand selber zu holen. Er macht aus dieser Betrachtung der Dinge in vertraulichen Ergießungen durchaus kein Hehl. „Der Krieg,“ äußert er, „sei in Schweden nicht populär; man habe dort gemeint es wäre besser gewesen man hätte die Armee, statt nach Deutschland, geradewegs nach Norwegen geschickt.“ Ja, er droht wohl offen damit diesem Rath zu folgen. „Quel intérêt ai-je“ — sagt er einmal mit dürren Worten — „à me battre sur le Continent? *Je dépense beaucoup plus que je ne devrais;* la Baltique me garantit de l'Empereur Napoléon, je m'en vais avec mes Suédois, je prendrai la Norwègue.“ Diese schwedisch-dynastische Auffassung der Dinge ward seit den großen entscheidenden Schlägen gegen Bonaparte zugleich durch eine andere Berechnung durchkreuzt — durch den Gedanken an die Erwerbung der französischen Krone. Von den ersten Coketterien mit den französischen Gefangenen und der unverkennbaren Schonung womit er den geschlagenen Feind behandelte, gleichsam sich aufsparte, kam es im September und October schon zu unverblümten Andeutungen oder zu Anreden, wie an eine Anzahl gefangener Franzosen: „Ihr habt einen Corsen genommen um euch zu regieren; es gab wohl andere Generale in der Republik; ich, ich bin aus dem Lande Heinrichs IV.“ Einige Wochen später, im November 1813, fragte er denn geradezu bei den Monarchen von Rußland und Preußen an: „ob Allerhöchstsie vielleicht seine persönliche Hoffnung nicht allzu kühn fänden, und ebensowenig bezweifeln möchten daß in

ihrem Interesse seine Erhebung für einen sehr vortheilhaften Tausch mit Napoleon gelten könnte." Er hatte auch einen Aufruf ausgearbeitet und den Monarchen vorgelegt, wodurch die Franzosen von Napoleons Herrschaft abgewandt und auf einen Umschwung dieser Art vorbereitet werden sollten.

Bei diesem Widerspruch der Interessen und der Zwecke ergab es sich von selbst daß Bernadotte nicht nur hemmend und lähmend auf die Entscheidung einwirkte, sondern mehr als einmal geradezu verderblich zu werden drohte; bei Großbeeren, Dennewitz, beim Elbübergang ist alles Große ohne ihn und gegen ihn geschehen, und man begreift den Groll den Bülow und Tauenzien gegen ihn hegten, vollkommen. Ohne die selbstthätige, in gewissem Sinn eigenmächtige Action wäre wahrscheinlich gleich der 23. Aug., der Tag von Großbeeren, den Preußen verhängnißvoll geworden. Die lichtvolle Darlegung die unser Geschichtschreiber von den kriegerischen Vorgängen dieser Zeit gibt, gewährt volle Einsicht in die Situation; mit vollem Recht rügt er die Dreistigkeit des Franzosen, sich als der Sieger zu benehmen und als solcher die Huldigungen der preußischen Hauptstadt einzunehmen, und in den Schlachtberichten mit wirklich bonapartischer Virtuosität die Thatsachen zu verdrehen und Bülows Verdienst herabzuwürdigen. Man kann dem Unmuth den unser Darsteller darüber kundgibt, nur zustimmen. „Da Bernadotte ausgesprochen," sagt er, „daß Bülow nur auf seinen Befehl gehandelt, der Bericht Bülows an den König nirgends, und überhaupt nichts in den Zeitungen veröffentlicht worden ist als das Bulletin des Prinzen, so glaubte das große Publikum nicht anders als daß der Prinz den Sieg erfochten habe. Es gieng in alle Compendien, in alle Lehrbücher der allgemeinen Weltgeschichte über, und die deutsche Jugend lernte: der Kronprinz von Schweden hat den Marschall Oudinot bei Großbeeren geschlagen. Solch ein Irrthum ist nachher schwer wieder auszurotten, weil ihn noch lange Zeit ein Schriftsteller dem andern nachschreibt, wenn die Kriegsgeschichte sich auch noch so viel Mühe gibt die Lage der Dinge ins rechte Licht zu stellen."

Der Wahrheit zur Ehre müssen wir ergänzend bemerken daß Bernadotte in diesem Fall nicht der einzige Schuldige war. Bülows berichtigende Darstellung ward von dem Staatsrath Le Coq, der mit der Censur beauftragt war, gestrichen; ein Rescript, vom Tage nach dem Siege von Dennewitz datirt, theilte das dem Sieger mit. Es

entspann sich darüber ein interessanter Briefwechsel zwischen Bülow und zwischen Le Coq und dem Fürsten Wittgenstein. Bülow fragte nach welchen Instructionen das geschehen sei; „es interessire ihn diejenigen kennen zu lernen die ihren Mitbürgern die genaue Kenntniß von dem entziehen wollen was die vaterländischen Truppen für sie gethan haben, oder die vielleicht mit tadelnswerther Bereitwilligkeit sich fremden Befehlen unterwerfen.“ Wittgenstein antwortete in scharfem, bureaukratisch abkanzelndem Ton; er fand es namentlich ganz außer der Ordnung daß ein General nach Instructionen der Behörden frage, oder daß er „an einen königlichen Staatsrath Aufforderungsrescripte erlasse.“ Bülow blieb die Antwort nicht schuldig. Er wiederholte den Verdacht daß „eine einer Staatsbehörde nicht geziemende Furcht einem andern als dem König zu mißfallen“ dabei im Spiel sei. Nicht um seiner Person willen (denn er habe 40,000 Zeugen), sondern um des Volkes willen habe er die Berichtigung gewollt; dieses solle wissen was die preußische Armee für die gute Sache gethan habe. Auch räumte er sich schließlich vollkommen das Recht ein als commandirender General Behörden, selbst wenn es Polizeipräsidenten oder königliche Staatsräthe seien, in Dienstsachen „auffordern“ zu dürfen. Bei dieser Genugthuung freilich blieb es; Bülow beschwerte sich noch beim Staatskanzler, wir finden aber nicht daß es einen Erfolg gehabt hätte.

Um so dringender ist noch nach vierzig Jahren die Pflicht der Geschichtschreibung durch eine klare und parteilose Darstellung die Wiederkehr jener fables convenues für immer abzuschneiden. Beitzke hat dieß mit allem Eifer gethan. Es wird jeder Leser die Schilderungen der Schlachten von Großbeeren und Dennewitz befriedigt und mit der Ueberzeugung aus der Hand legen, daß wenigstens dem deutschen Leser Mittel an die Hand gegeben sind die thatsächlichen Vorgänge richtig zu beurtheilen. Mit besonderer Liebe wird die Schlacht bei Dennewitz behandelt. „Die Schlacht“, sagt der Verfasser, „die am 6. September gekämpft wurde, ist für die preußischen Waffen die glänzendste im ganzen Befreiungskriege. Bei dem Namen Dennewitz muß jedes Preußen, würde jedes Deutschen Brust sich höher heben, wenn der Eindruck nicht dadurch getrübt wäre daß in Feindesreihen zahlreiche deutsche Streitkräfte standen. Es sind nur drei Schlachten in dem großen Kampfe die rein durch preußische, also deutsche Kraft, ohne Mithülfe von fremden Streitern gewonnen worden sind: die von Großbeeren, Wartenburg und Dennewitz; von diesen aber ist die

letztere die glorreichste. Die Schlacht an der Katzbach, so gewaltig ihr Eindruck auch erscheint, und obwohl durch deutsche Intelligenz gewonnen, verdankt ihren Erfolg der Mitwirkung der Russen; bei Culm stritten nur Russen und in geringerer Zahl Oesterreicher."

Die Situation nach dem Sieg von Dennewitz entsprach freilich dem Glanz der erfochtenen Erfolge nicht. Einmal wiederholte sich, wenn auch vorsichtiger, die frühere Taktik Bernadotte's, gefälschte Berichte in die Welt zu geben; dann entspann sich zwischen ihm und Bülow ein neuer bitterer Hader über die rasche Benutzung des Siegs. Ueber die Schlachtbulletins entstand eine kleine Correspondenz mit Adlercreutz, aus der wir wie aus manchem andern Anlaß entnommen haben daß dieser schwedische Officier die Dinge richtiger würdigte als die andern in Bernadotte's Hauptquartier. Wir heben nur eine seiner Aeußerungen hervor. „In jedem Fall," schreibt er am 13. Sept. an Bülow, „erkläre ich laut daß der Anordnung Ew. Exc. und der Bravour der von Ihnen befehligten Truppen die ganze Ehre dieses Tags gebührt. Der geringe Verlust unserer Artillerie zeigt wie wenig sie mitgewirkt hat, während das preußische Blut hier wie bei Großbeeren und bei vielen andern Anlässen in Strömen geflossen ist. Es wäre daher unverzeihlich diesen braven Truppen nicht alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen." Er selbst, fügt Adlercreutz hinzu, habe keinen Antheil an dem Bericht, Wetterstedt habe ihn verfaßt. Auch hätten mehrere Gefangene dem Kronprinzen ausgesagt sie hätten den Anmarsch der schwedischen und russischen Colonnen gesehen!

Der Geschichtschreiber übersieht indessen neben diesem Glanz der Waffenerfolge die Schattenseiten der Lage nicht: die Lauheit der Rheinbundfürsten und den Mangel eines mächtigen Aufschwungs im Süden und Westen, der die rasche Ueberwältigung des Feindes nach sich ziehen mußte. Er schildert uns in lebhaften Zügen die unentschlossene Scheu im großen Hauptquartier, das bedenkliche Beginnen einen Theil von Blüchers Armee nach Böhmen zu ziehen, und Blüchers zähes, schließlich auch erfolgreiches Bemühen dieß zu hindern. Mit dem endlich beschlossenen Links-Abmarsch der großen Armee über das Erzgebirge in der Richtung auf Leipzig, und dem Vorrücken des schlesischen Heers nach der Elbe war die Entscheidung näher gerückt. Welche Mühen es kostete die schlesische und die Nordarmee zu einer gemeinsamen Action zu bestimmen, und wie auch jetzt wieder Bernadotte's Widerstreben alles zu hemmen drohte, während Bülow kurzweg erklärte:

„er werde sich durch die Furchtsamkeit und die egoistische Politik eines Fremdlings nicht abhalten lassen für das allgemeine Beste zu wirken" — wird von Beitzke in den Hauptmomenten erzählt.

Aus den Correspondenzen jener Zeit ersehen wir daß die Spannung zwischen Bernadotte und Bülow den peinlichsten Grad erreicht hatte. Seit Großbeeren und Dennewitz war die Erbitterung des preußischen Generals mit jedem Tag gewachsen; nun kamen neue Differenzen über die Blokade von Wittenberg und der bekannte öffentliche Tadel, den Bernadotte über Bülows Thätigkeit vor Wittenberg aussprach. Das gab der schon fast erschöpften Geduld des Siegers von Dennewitz den letzten Stoß. In einem aufgeregten Schreiben an Adlercreutz beschwerte er sich, und drohte eine öffentliche Rechtfertigung bekannt zu machen, was natürlich auch der schwedische Kronprinz nicht eben gleichmüthig aufnahm. In den Gesprächen mit einem preußischen Stabsofficier, dessen Aufzeichnungen darüber die genauesten Aufschlüsse geben, ließ er seinem Unmuth freien Lauf. Er ist über Tauenzien so aufgebracht wie über Bülow; damals spricht er die schon erwähnte Drohung aus, wegzugehen, und Norwegen auf eigene Hand in Besitz zu nehmeu. „Ich brauche keine Talente," sagt er, „ich verlange Wachsamkeit, Muth und vor allem Gehorsam. Bringen Sie mir keinen solchen Brief mehr; er kostet mich ein Jahr von meinem Leben; ich bin ein Mann der sich fortreißen läßt, wir Leute im Süden haben reizbarere Nerven. Ich habe den Krieg immer vorsichtig geführt; ich habe nie eine Kanone, eine Fahne, ein Regiment verloren, aber dafür verlange ich auch Vertrauen." Er verbirgt freilich in dieser Unterredung durchaus nicht daß seine skandinavischen und dynastischen Interessen ihm näher lägen als die raschen Schläge gegen Napoleon, die man von ihm verlangte. In Schweden werfe man ihm vor: er opfere die schwedischen Kräfte für eine fremde Sache; für ihn handle es sich in der That nicht darum sich immer zu schlagen. C'est le désir du simple soldat — un général pense plus loin.. Moi dans ma position et pour l'opinion je ne dois point subir d'échec.

Bernadotte's rasch erregbarer Groll war auch wieder leicht zu besänftigen. So hatte dießmal die Umgebung den Courier aufgehalten der vom König die Entfernung Bülows verlangen sollte; wie dann der Zorn verraucht war, gab er sich auch zufrieden. Doch wollte Bülow keinen Schritt zur Annäherung thun; das äußerste was er

that, war die Sendung Boyens ins schwedische Hauptquartier. Bernadotte's affable französische Manieren glichen die Sachen aus; es kam zu einer Unterredung mit Blücher in Bülows Quartier, er lud ihn ein mitzufahren, und beide gingen ziemlich befriedigt auseinander. Recht gelegen kam dann eine Cabinetsordre des Königs, die in freundlichen Worten Bülow um der guten Sache willen Nachgiebigkeit und Vorsicht anempfahl. Ganz waren freilich auch jetzt die Differenzen nicht ausgeglichen; jeder neue kühne Plan rief den gleichen Widerstand des schwedischen und Bernadotte'schen Sonderinteresse's hervor. Aber in dem entscheidenden Moment überwanden doch auch jedesmal die deutschen Feldherren die Schwierigkeiten welche ihnen die Selbstsucht und die schielende Halbheit in den Weg warf.

Der Elb-Uebergang und Yorks Heldenprobe bei Wartenburg wird von dem Geschichtschreiber als ein vorzugsweise deutscher Kampf mit sichtbarer Vorliebe behandelt; er bringt auch ein paar charakteristische Züge von Blücher bei. Blücher, sagt er, der seines hohen Alters wegen in eine ferne Zeit ragte, wo der Unterricht sehr dürftig gewesen, redete die Sprache des mittlern Bürgerstands damaliger Zeit. Um eine Probe seiner Sprachweise zu geben, setze ich hier mit diplomatischer Genauigkeit einen Ausspruch von ihm her, welchen er am 8. Aug. 1814 auf dem Ball that den die Bürgerschaft von Berlin ihm zu Ehren gab. Er wurde hier gefragt wie sich denn die Landwehr im Kriege benommen habe, und er antwortete: „In der Ehrscht (in der Erst, zuerst) da war't man so (er dachte vermuthlich an das Gefecht bei Goldberg und an die Auflösung der schlesischen Landwehr nach der Schlacht an der Katzbach), aberst hernach, da hab' ich keenen Unterschied mehr gespürt zwischen die alten Patteljons und und die Landwehr-Patteljons." Ein Vorfall der auf die Schlacht bei Wartenburg Bezug hat, und den der Feldmarschall selbst dem Dichter Fouqué erzählte, aus dessen Mund ihn der Verfasser hat, mag hier noch seine Stelle finden. Blücher erzählte ihn, mit der Bemerkung: wie man zuweilen selbst „einen dummen Streech" machen könne. Ein Landwehrbataillon, welches bei Elster über die Brücke gehen sollte, sehr zerlumpt vom bisherigen Feldzug und nicht in der besten taktischen Ordnung, konnte mit dem Uebergang, aus Mißverständniß oder zufälligen Ursachen, nicht sogleich fertig werden. Auf der Stelle fuhr Blücher auf dasselbe los: „Ihr — Zeug, Ihr scheint keene Lust zu haben da drüben anzubeißen, aber Euch soll das Donner-

weiter regieren; wenn Ihr nicht fortmacht, laß ik Feuer auf Euch geben." Das Bataillon bedeckte sich in der Schlacht mit Ruhm. Als nun am andern Tag der siegreiche Feldherr sich vor der Front der Truppen zeigte, jubelte ihm alles entgegen, nur dieses Bataillon allein blieb stumm. Blücher fühlte daß eine Reparation nothwendig war. Er wendete wieder zu dem Bataillon um, und sagte: „Aberst Kinder, seid doch keene dumme Deuwels nich, un globt dat ik das gestern im Ernst gemeent habe; ik weeß dat Ihr alle düchtige Kerls seid, ik habe ja man gespaßt." Ein schallendes Hurrah und unmäßiger Jubel war dann die Antwort.

Wir können der Darstellung natürlich hier nicht in die Masse von Einzelheiten folgen, in welche der große Entscheidungskampf vom 16. bis 19. Oct. sich auflöst; nur auf einige wesentliche Gesichtspunkte des Verfassers soll hier hingewiesen werden. Ueber das was dem Entscheidungskampf unmittelbar vorangeht, weicht Beitzke von vielen deutschen Darstellungen ab, indem er den in französischen Quellen angegebenen Kriegsplan Napoleons, der nachher aufgegeben ward, und auf deutscher Seite nicht recht Glauben finden wollte, durchaus ernstlich nimmt; den Plan nämlich mit dem ganzen Heer auf das rechte Ufer der Elbe zu gehen, die Mark und Berlin zu erobern, gegen die Elbe wieder Front zu machen und Magdeburg zum Stützpunkt seiner weitern Unternehmungen zu wählen. Auch er findet diese Combination kühn, aber darum nicht so unwahrscheinlich wie sie von anderer Seite vielfach angesehen worden ist. Er hebt die Bedeutung hervor welche die Elblinie für den französischen Kaiser hatte, und die bedenklichen Folgen die ein Verlassen derselben auf die rückwärts liegenden Festungen, auf den Bestand des Rheinbundes u. s. w. üben mußte. Wenn Napoleon, so urtheilt der Verfasser, 170,000 Mann am rechten Ufer des Stroms vereinigte, sich mit Davoust, den Dänen, St. Cyr in Dresden und den übrigen Festungen in Verbindung setzte, so gewann er eine neue kräftige Stellung, brachte die Gegner in Verwirrung, löschte den Herd des Enthusiasmus aus, und rief durch die Besetzung der preußischen Stammlande sicherlich den tiefsten Eindruck hervor. Vielleicht wandte sich dann Bernadotte nach der Küste zurück; was Bülow und Tauenzien dann thaten, war schwer zu bestimmen. In jedem Fall war die Situation eher dazu angethan den Rheinbund neu zu befestigen als aufzulösen. Daß es verwegen war sich in Feindesgebiet mit dem Gesicht gegen Frankreich aufzustellen, zwischen sich

und diesem Land die abgeneigten Regierungen des Rheinbundes sich selbst zu überlassen und von Frankreich abgeschnitten zu werden, stellt Beitzke nicht in Abrede, aber er erinnert daran daß Napoleon immer noch auf die Treue der Dynastien fest glaubte rechnen zu können, und die Völker kamen ja bei ihm nicht in Frage. Daß Napoleon, bemerkt er, jenen Plan fassen und daß er unter Umständen erfolgreich sein konnte, das wirft den allerschwärzesten Schatten auf die öffentlichen Zustände des deutschen Volks. Daß ein fremder Eroberer nach so schweren Niederlagen und mit wenig mehr als der Hälfte der Streitkraft der Verbündeten es wagen wollte sich im östlichen Theile Deutschlands, Front gegen Frankreich, aufzustellen, und daß er nicht zu fürchten brauchte daß alle Deutschen aus allen Gauen des weiten Vaterlandes mit Löwengrimm herbeieilen würden um ihn zu zermalmen, ist eine schwere Anklage.

Der etwas bittere Ton dieser Betrachtung klingt überhaupt aus den letzten Partien der Darstellung häufig in vernehmlicher Weise heraus. Indem Beitzke die Riesenkämpfe von Wachau, Möckern, Leipzig, die ungeheuren Opfer der dreitägigen Schlachten, die nachhaltigen Wunden die dem Wohlstand Deutschlands geschlagen waren, schildert, betont er zugleich überall scharf die verworrene und unzulängliche Leitung des Ganzen, die sich namentlich in den Anordnungen zur Verfolgung des Feindes aufs grellste bloßstellte. Den Opfern und dem reichen Lohn der den Führern und selbst solchen ward die mehr gehemmt als gefördert hatten, stellt er die Erinnerung an das entgegen was man einst im März freigebig den Völkern verheißen, und wofür jetzt schon, im October, das Gedächtniß geschwunden schien. Die großen Thaten dieser Tage machen ihn nicht blind gegen die Misère womit die Restauration in Hessen, Hannover u. s. w. ihren Wiedereintritt feierte. Die Anstrengungen deutscher Völker im Kampf stellt er in schneidende Parallele mit der höhnisch-geringschätzigen Behandlung die der rheinbündische Particularismus dem ersten Versuch einer deutschen Centralverwaltung widerfahren ließ. Kurz, man wird diese letzten Blätter nicht ohne bittern Nachgeschmack aus der Hand legen; denn was der Verfasser sagt, klingt herb, und verletzt manche Empfindlichkeit, aber es ist freilich nur zu wahr.

Dritter Band.

(Allgemeine Zeitung 18. März 1856 Beilage Nr. 78.)

Mit diesem dritten Bande ist das treffliche Buch abgeschlossen; in gleicher Frische und Lebendigkeit wie die beiden früheren behandelt er den Feldzug von 1814. Weiter zu gehen als bis zur ersten Einnahme von Paris hielt der Verfasser nicht für „streng nöthig;" die Geschichte der deutschen Freiheitskriege scheint ihm damit beendet. „Der Kampf von 1815," sagt er im Vorwort, „war mehr ein Kampf der alten Dynastien gegen den Eindringling, es handelte sich von Seite Napoleons nicht mehr um eine Wiedereroberung von Deutschland oder gar um Wiederaufrichtung einer Weltherrschaft, sondern nur darum ob es ihm unter ganz neuen Verhältnissen möglich sein würde sich auf dem Thron von Frankreich zu erhalten." Wir möchten dieser Auffassung doch nicht unbedingt beipflichten. Neben dem dynastischen Gegensatz gegen den Usurpator war doch 1815 dasselbe nationale Interesse am Kampfe betheiligt wie in den beiden vorangegangenen Jahren; die deutsche Unabhängigkeit besonders war so lange nicht als gesichert anzusehen als die Herrschaft Napoleons drüben in irgendwelcher Form wieder auflebte. Ein paar Jahre Frist, und der Friedenskaiser von 1815 warf die aufgedrungene Hülle ab, um zunächst die „natürlichen" Gränzen wieder zu gewinnen. Die Politik der Karlsbader Zeit hätte ihm ohnedieß die Arbeit erleichtert. Der Kampf von 1814 war ein unvollendeter gewesen, insofern man die Franzosen mit unkluger Großmuth behandelt und gegen ihren Kaiser eine halbe Maßregel genommen hatte. Beides rächte sich noch ehe ein Jahr verflossen war, und machte einen letzten Entscheidungskampf nothwendig, der kürzer an Dauer, aber an Größe und Glanz dem früheren vollkommen ebenbürtig war. Wir können es indessen wohl begreifen daß unser Autor nicht besonders lüstern war von den glorreichen Schlachtfeldern von 1813 und 1814 in die Verhandlungen des Congresses herabzusteigen, und zu erzählen wie rasch dort alle brennenden Mahnungen vorausgegangener Tage vergessen waren, wie leicht es Talleyrand gelang die Bonaparte'sche Politik unter Bourbonischer Firma fortzusetzen, und wie unerquicklich der Hader der Großen und Kleinen sich auf dem gewaltigen Hintergrunde unvergeßlicher Opfer und Kämpfe abhebt; aber wer möchte darum Waterloo missen?

Der Verfasser nimmt den Faden seiner Erzählung bei den Vorbereitungen zum Rheinübergang auf; er berichtet uns von den diplomatischen und militärischen Bedenken im verbündeten Hauptquartier, von der Thätigkeit Napoleons, seiner Hoffnung daß man ihm Zeit gönnen werde bis zum Frühjahr, und wie diese Erwartung durchkreuzt ward durch den Entschluß der Gegner sogleich den Rhein zu überschreiten. Der Zug nach Frankreich war vielen anfangs wie eine Vermessenheit erschienen; die frühere Ueberlegenheit des Landes, seine Gränzen und deren Festungen, auch die eigenen Erlebnisse von 1792 und 1793 mahnten von dem Angriff ab. Man dachte mehr an die alten Verhältnisse als an die jetzt ganz veränderte Lage. „Es fehlte nicht an sehr gelehrten Militärs," sagt Beitzke, „welche, einen Winterfeldzug für unausführbar haltend, in allem Ernst riethen, wenn einmal ein Einfall in Frankreich gemacht werden sollte, mit Eröffnung eines neuen Feldzugs bis zum Frühling zu warten, indeß große Magazine anzulegen, sich einen gesicherten Rheinübergang zu verschaffen und, ganz im Sinn der trägen Rheincampagne, seine Zeit mit der Belagerung von Mainz zu verlieren." Auch im Volk selbst brauchte es Zeit bis sich der Gedanke eines Angriffs auf Frankreich Bahn brach; das zwanzigjährige Uebergewicht der Franzosen übte immer noch seine Nachwirkung. Es ist charakteristisch daß die patriotischen Lieder von 1813 sich noch nicht bis zur Eroberung von Paris erheben, sondern es als höchsten Wunsch bezeichnen: die Siegeszeichen „am freien Rheinstrom" aufzupflanzen. „Zu jener Zeit," bemerkt Beitzke mit Recht, „kannten die Deutschen ihr eigenes Vaterland noch wenig." Die schwierige Verbindung, die Getrenntheit der vielen Gebiete hatte die deutschen Stämme unendlich entfremdet. Der Verkehr war in der Kindheit. Wer aus den ostdeutschen Ländertheilen gebürtig den Rhein gesehen hatte, galt bei seinen Mitbürgern der Aufmerksamkeit werth; wer etwa Rhein und Donau gesehen, galt für einen vielgereisten Mann. Die deutschen Verhältnisse waren zu eingeschrumpft gewesen, und konnten sich trotz der Siege nicht so schnell zu großartigen Zielen ausspannen.

Dazu kam denn die unzweifelhafte Neigung zum Frieden, die bei allen kämpfenden Mächten — Preußen ausgenommen — entweder entschieden überwog, oder doch ihre eifrigen Verfechter hatte. Die bekannten Frankfurter Bedingungen, welche die natürlichen Gränzen anboten, sind ein merkwürdiges Zeugniß dafür wie schwer man sich

zum letzten Entscheidungskampf entschloß, wie gern man auch noch nach dem Leipziger Gottesgericht mit dem Ueberwundenen einen faulen Frieden eingegangen hätte. In den Heeren und in den Völkern drang zuerst die Ueberzeugung durch daß es eine sittliche Unmöglichkeit sei den Mann an der Herrschaft zu lassen der so über die Welt geschaltet, und dessen Joch eben Deutschland in einem Kampfe von zehn großen Schlachten abgeschüttelt hatte; aber es brauchte Zeit bis diese schlichte Ansicht des Landwehrmanns die diplomatischen Bedenken überwunden hatte. Wie wenig fehlte doch, und die Frankfurter Bedingungen wären angenommen worden! Wie zu Moskau und zu Prag war es nur Napoleon selbst der uns dießmal eine unberechenbare Calamität abgewehrt hat. Ein solches Anerbieten, bemerkt Beitzke, ist in der Geschichte unerhört, und zeigt deutlich wie groß der Eindruck der Thaten des Eroberers noch war. Welche blutige Kämpfe waren einst um Belgien und um die Länder des linken Rheinufers gekämpft worden, und das wollte man alles hingeben mit Millionen deutscher Bewohner! Man wollte dieß an Frankreich hingeben, nachdem dieses in zwei aufeinander folgenden Jahren jedesmal ein Heer von mehreren Hunderttausenden verloren; jetzt wo die Ostgränze ganz unvertheidigt lag, und man zunächst mit 200,000 Mann und in wenigen Wochen fast mit einer halben Million Streiter eindringen konnte; wo ganz Europa gegen Frankreich verbündet war! Traurig wäre dann insbesondere das Schicksal Deutschlands geworden. Das französische Kaiserreich behielt noch 11,300 Quadratmeilen, von dem Genie Napoleons beherrscht, mit glänzendem Ruhme geschmückt, Deutschland um fast 1000 Quadratmeilen kleiner, von 38 Regierungen beherrscht, im Osten von slavischem Element durchsetzt, blieb Frankreich gegenüber ohnmächtig, und große, fast unüberwindliche Gefahren wurden dem nachfolgenden Geschlecht vererbt.

Aber, wie Niebuhr damals schrieb, „der alte Gott lebte noch!" Napoleon säumte die Frankfurter Vorschläge sofort anzunehmen; die Schwäche seines Reiches auf den Flanken und im Innern ward jeden Tag offenkundiger, und man entschloß sich den Krieg fortzusetzen, und zwar — belehrt durch die Erfahrung von 1813 — unverzüglich fortzusetzen, nicht dem Gegner Monate Zeit zu lassen zu neuer Rüstung. Das Maniest vom 1. Dec. 1813 gab diesen Entschluß kund, indem es zugleich die dem Gegner abgelernte Taktik gebrauchte, die Nation von ihrem Beherrscher zu trennen, diesen preiszugeben, jene mit süßen Versprechungen zu locken.

Unser Geschichtschreiber kann sich mit dem Manifest nicht befreunden, schon weil es im voraus Verbindlichkeiten einging, die man vielleicht nachher Ursache hatte zu bereuen. Das Actenstück leidet unseres Bedünkens besonders an einem: es fehlt ihm die innere Wahrhaftigkeit, und darum auch die rechte Würde. Es war blanke Sophisterei Napoleon die Schuld der vorausgegangenen Uebel allein aufzubürden, und die Nation die ihn emporgehoben und getragen, davon freizusprechen. Ob wohl unter den Hunderttausenden, die jetzt die Waffen trugen, sich ein einziger befand den man im Ernst glauben machen konnte die guten Franzosen seien im Grund unschuldig an allem Elend und aller Mißhandlung, man müsse ihnen zum Lohn für ihre Aufführung noch eine „Ausdehnung des Gebiets überlassen, wie sie Frankreich unter seinen Königen nie kannte?“

Mit den gewöhnlichen Mitteln, so urtheilt Beitzke, war das Napoleonische Reich gegen den Angriff, der ihm jetzt bevorstand, nicht mehr zu vertheidigen. Von den Verbündeten in seiner Existenz bedroht, mußte Napoleon sich auf das engste an sein Volk anschließen; er mußte den Kampf zur Nationalsache machen. Durch seine Dictatur war das Volk seiner Rechte beraubt, die es sich durch eine blutige Revolution und auf vielen Schlachtfeldern erkämpft; er mußte bestimmte bündige Zusicherungen geben daß das Volk wieder in seine Rechte eingesetzt werden sollte, und sie unverbrüchlich halten. Er konnte dann das immer noch empfängliche Nationalgefühl der Franzosen bis zum tiefsten Grund aufregen, und neben der Errichtung eines mächtigen Heeres gleich anfangs beim Einrücken der Verbündeten eine Bewaffnung in Masse decretiren. Die Verbündeten würden dadurch bedenklich und für den Frieden geneigter geworden sein. Es war schon spät, bemerkt Beitzke an einer andern Stelle, aber in dieser äußersten Gefahr vielleicht doch nicht zu spät, wenn Napoleon den gesetzgebenden Körper aufgelöst, neue Wahlen angeordnet, sich in einem Manifest offen, wahr und warm an die Nation gewandt, die Wiederherstellung bürgerlicher Freiheit feierlich zugesichert und eine allgemeine Erhebung angeordnet hätte. Ob es Napoleon selbst über sich je vermocht hätte dieß „offen, wahr und warm“ zu thun, bezweifelt unser Geschichtschreiber; wir zweifeln aber auch ob es ihm irgend jemand im Ernst geglaubt hätte. Die Erfahrung von 1815 spricht wenigstens mit deutlichen Worten dagegen; die Erinnerung an seine fünfzehnjährige Geschichte war selbst in den beweglichen Franzosen mächtiger als alle constitutionellen Floskeln.

Der Kriegsplan des Feldzugs von 1814 und die Art seiner Ausführung hat den Beifall des Verfassers nicht. Er findet daß den Entschlüssen des Kampfes überall die Scheu raschen Handelns und die stille Friedensneigung im Wege stand. Bei der großen Ueberlegenheit, meint er, wobei man keine Gefahr laufen konnte, wäre es darauf angekommen den Feind zu überraschen und schnell eine große Strecke des Landes zu besetzen, um jede Recrutirung unmöglich zu machen und sich aller Hülfsquellen zu bemächtigen. Durch die übermäßige Langsamkeit ging alle Ueberraschung verloren, und Napoleon, der seine Massen in falscher Voraussetzung gegen Holland gerichtet, behielt Zeit diese umkehren zu lassen und noch bei leidlicher Zeit entgegenzustellen. Je weiter die Verbündeten aber in Frankreich hineindrangen, desto mehr schwand ihre Kriegskunst, und die Gewinnung des Plateau's von Langres galt fast als das höchste zu erreichende Ziel. Es waren, wie bekannt, nicht nur militärische, sondern politische Erwägungen die dieses zaghafte Zögern veranlaßt haben. Der alte Zwiespalt im Lager der Verbündeten, der vor dem Prager Congreß und in den Frankfuter Verhandlungen sich kundgegeben, brach noch einmal mit aller Entschiedenheit hervor; zum letztenmal ward die Frage durchgefochten: ob Napoleon in seiner Macht nur zu beschränken oder zu entthronen sei? Es stand noch einen Augenblick in des Imperators Hand einen Frieden zu gewinnen, der ihm die Gränzen von 1792 und damit die Mittel ließ neue Kraft zu sammeln zur Eroberung der natürlichen Gränzen. Seine eigene Unzugänglichkeit hat, wie früher zu Prag und Frankfurt, mehr zur Vereitelung beigetragen als die Uebereinstimmung der Gegner. Aber neben diesen letzten Friedensversuchen von Chatillon gehen die Kriegsereignisse ungestört ihren Gang; während man im verbündeten Lager nur scheu und verlegen zugreift, hat Napoleon auf diesen Kampf seine Hoffnung gesetzt, und denkt mit entscheidenden Schlägen der schon schwankenden Kriegslust im großen Hauptquartier bessere Bedingungen abzuringen.

Indessen die ersten Schläge entsprachen dieser Hoffnung nicht; dem unfruchtbaren Kampf von Brienne folgte die Schlacht von La Rothière, die erste Niederlage Napoleons auf französischem Boden. Beitzke ist der Ansicht, daß eine nachdrückliche Verfolgung dieses Sieges schon jetzt die letzte Entscheidung hätte herbeiführen können. „Wenn man," sagt er, „die große Uebermacht der Verbündeten und den Umstand erwägt daß das französische Heer bei La Rothière ganz umstellt

werden konnte, so war Napoleon noch ziemlich gut davongekommen. Sein Heer hätte ganz aufgelöst werden können, nun hatte er doch noch den größten Theil gerettet. Wenn indessen, wie zu erwarten stand, die zahlreichen Corps der Verbündeten ihm auf dem Fuße folgten, so mußte er trotzdem zu Grunde gehen." An des Kaisers weiterem Glück verzweifelnd, hatte das Heer den Muth verloren. Fürchterlich zerzaust, den Strapazen und dem Hunger fast erliegend, setzte es stumm und düster den Marsch auf Troyes fort, wobei ein großer Theil der jungen Soldaten die Fahne verließ und in die Heimath eilte. Welchen Eindruck dieß auf das ohnehin kriegesmüde Frankreich machen mußte, ist leicht zu ermessen.

Das Zögern im Lager seiner Gegner und der Mangel eines einträchtigen, raschen Oberbefehls ließ ihm Zeit sich aufzuraffen und neue Kraft zu sammeln zu glücklicheren Schlägen. Die verbündeten Heere trennen sich, Blüchers Ungeduld drängt mit 50 bis 60,000 Mann auf die französische Hauptstadt los, indeß die große Armee, einem raschen und kraftvollen Entschluß abhold, entweder stillsteht oder mit Rückzugsgedanken beschäftigt ist. Das gibt Napoleon noch einmal Gelegenheit, wiewohl mit bescheidenen Kräften, Thaten auszuführen welche an die glänzendsten Tage früheren Siegesglücks erinnerten. Er läßt „mit unerhörter Kühnheit" nur eine kleine Macht zur Beschäftigung des großen Heeres zurück, wirft sich auf Blücher, schlägt in fünf Tagen fünfmal die sieggewohnte schlesische Armee, getrennt und überrascht, wendet sich dann mit Blitzesschnelle um, und steht schon vier Tage nach dem letzten Gefecht mit Blücher der großen Armee gegenüber, um auch gegen sie einen glücklichen Schlag zu führen. Unser Geschichtschreiber erzählt diese Vorgänge klar, anschaulich, und mit dem lebhaftesten Antheil an dem Schicksal des Blücher'schen Heeres. „In ihm schlug," sagt er, „im gegenwärtigen Augenblick das „Herz von Deutschland," ja der ganzen Coalition. Wurde diese Kriegsschaar vernichtet, zerstreut, ihr ruhmgekrönter Feldmarschall und die andern Häupter: Gneisenau, Kleist, Prinz August von Preußen, Grolmann, getödtet oder gefangen, so war es mit dem Kriege aus, und Napoleon hätte einen vortheilhaften Frieden erlangt."

Es ging freilich nicht so wie Napoleon hoffte; Blücher hatte sich von den unglücklichen Gefechten viel rascher erholt als der Gegner voraussetzte. Aber es war doch um die Mitte Februar eine peinliche Krisis eingetreten, die schwächliche Entschlüsse und ein unlauteres Ende

erwarten ließ. Nach Beitzke's Ansicht hat die politische Lage und die stille Friedensneigung im österreichischen Hauptquartier das meiste dazu beigetragen daß es so kam, und er richtet gegen Schwarzenberg herben Tadel daß er den Soldaten so ganz im geschmeidigen Diplomaten untergehen ließ. Aber er findet auch die militärische Leitung, selbst wo sie unbeirrt von diplomatischen Rücksichten verfuhr, unter der Linie dessen was man erwarten durfte.

Die entscheidende Wendung trat ein, als in den letzten Tagen des Februars Blücher gestattet ward durch Bülow und Winzingerode sich zu verstärken und auf eigene Hand zu operiren. Das Hauptheer bleibt zwar in seiner secundären Rolle, und entfaltet auch in der nächsten Zukunft nur eine unzulängliche Thätigkeit, aber man rafft sich doch zu dem glücklichen Treffen von Bar sur Aube auf, während Blücher seinen Marsch nach Nordwesten beginnt, der für Napoleon ganz außer Berechnung lag. Nach zweimaliger Vereinigung der beiden großen Heere — ruft Beitzke aus — war wegen der Verschiedenheit der Interessen der Cabinette und wegen der Unfähigkeit des Oberfeldherrn noch keine Entscheidung herbeigeführt worden, und doch kostete der Feldzug schon über 100,000 Mann! Sie wurde zwar nicht endgültig erreicht, aber doch gründlich vorbereitet, als man jetzt dem unternehmendsten und heldenmüthigsten Feldherrn der Coalition 100,000 Mann untergab, und ihm erlaubte damit selbständig gegen Paris vorzudringen, während das Heer Schwarzenbergs in Cantonnirungen das Ergebniß ruhig abwartet.

In Paris feierte man Dank- und Siegesfeste für die Treffen bei Nangis, Montereau, Bray, und das Zurücktreiben des Feindes von der Nähe der Hauptstadt bis Troyes. Der Kanonendonner erscholl vom Platze der Invaliden; Gefangene und eroberte Geschütze wurden dem Volke zur Schau gestellt. Vor kurzem hatte man die Siege von Champaubert, Montmirail, Chateau-Thierry und Vauchamps gefeiert. Jetzt fiel mitten in diesem Siegesjubel die Schreckensnachricht daß der vernichtet geglaubte Blücher mit einem großen Heer nicht mehr zwei Märsche von der Hauptstadt stände! Vergebens eilte Napoleon jetzt heran; die Vereinigung mit Bülow und Winzingerode vermochte er nicht mehr zu hindern. Aber eines kam ihm auch jetzt noch zu statten, und half wenigstens die Krisis um eine kurze Frist hinausrücken. Es trat jene peinliche Unsicherheit im preußischen Lager ein, die durch Blüchers Krankheit und den Mangel an Harmonie unter

den Generalen veranlaßt war. Sie machte es Napoleon möglich noch einen glücklichen Schlag bei Craonne auszuführen, und hielt bei Laon zwar nicht die Niederlage, aber doch die völlige Vernichtung ab. Was Beitzke darüber gibt, faßt die Mittheilungen von Grolman, Müffling und Droysen in ihrem Ergebniß kurz zusammen. Die schrecklichen Tage von Champaubert, Montmirail, Chateau-Thierry und Vauchamps Etopas, sagt er, hatten doch Blüchers Seele tief erschüttert. Er hatte vergebens gehofft mit Schwarzenberg vereint die Scharte auszuwetzen. Es war ihm indessen ein bedeutendes Heer anvertraut und die Entscheidung des Feldzugs in seine Hand gelegt worden; der alte Held wollte sie durch die Vernichtung seines Gegners herbeiführen — aber große Entwürfe waren ihm unter den Händen bei Craonne zerronnen. Unter diesen starken Aufregungen und den unausgesetzten Strapazen eines Winterfeldzugs brach die starke Natur des 72jährigen Löwen zusammen. Ein Fall wo Blücher krank wurde, war nicht vorgesehen; Gneisenau wäre wohl der Mann gewesen Blücher zu ersetzen, allein die Generale waren älter als er, und wenn es der Anciennetät nach ging, hatte Langeron zu commandiren. Dieser scheute aber die Last und Verantwortlichkeit. So blieb es bei einem Zwischenzustand; Blücher, wiewohl bedenklich krank, behielt dem Namen nach den Oberbefehl, und Gneisenau führte ihn in der Wirklichkeit. Dieser war denn freilich nicht in der Lage den preußischen und den seit Craonne auch sehr mißvergnügten russischen Generalen gegenüber so zu verfahren, wie wenn der Feldmarschall in voller Gesundheit sich zu Pferde an der Spitze der Truppen befand; auch machte ihn das rasche Zusammenschmelzen der gewaltig in Anspruch genommenen preußischen Bestandtheile des Heeres bedenklich, er mochte glauben im preußischen Interesse diese kostbaren Kräfte nicht zu sehr exponiren zu dürfen. So gibt sich zum erstenmal an dieser Stelle ein Schwanken und eine Unentschlossenheit kund, die namentlich während und nach der Schlacht bei Laon störend in die Entscheidung eingreifen. Es gelingt einem Heer von über hunderttausend Mann, mit den fähigsten Generalen und den besten Truppen, noch nicht eine halb so starke feindliche Armee zu zermalmen; Napoleon erleidet zwar bedenkliche Verluste aber der entscheidende Stoß wird noch von ihm abgewehrt.

Das war freilich nur eine letzte Frist; mit dem Scheitern der Verhandlungen zu Chatillon, und dem rettenden Entschluß auch die große Armee nach Paris aufbrechen zu lassen, mußte die Entscheidung

dennoch fallen. Ueber die Haltung Napoleons auf diesem letzten Friedenscongreß, und die Motive die ihn bestimmen mochten, stellt Beitzke zutreffende Betrachtungen an. Wenn er Frankreich mit den „natürlichen Gränzen," mit Straßburg, Landau, Mainz, Jülich und Luxemburg, mit Belgien und Antwerpen behielt, so blieb Frankreich das mächtigste Reich des Festlands. Napoleon konnte dann zu den Franzosen sagen: ich bin durch beispiellose Unfälle, aber doch in rühmlichen Kämpfen, auf die Gränzen der Republik beschränkt worden; diese Gränzen habe ich durch meine Siege in Italien mit erobern helfen, durch meine spätern Feldzüge habe ich sie befestigt. Jetzt können wir uns endgültig dieses Besitzes freuen, und mein Frankreich ist größer und glänzender als es je unter den Königen gewesen. Zwar betrug die Einbuße an abhängigen, tributären und an Frankreich überhaupt geknüpften Ländern, die es bis 1813 besessen, immer über 23,000 Quadratmeilen mit nahezu 48 Millionen Einwohnern, aber der Verlust den Frankreich an wirklicher Macht dadurch erlitt, stand zu diesem äußern Umfang nicht in gleichem Verhältniß. Anders stellte sich die Sache wenn er sich auf die Gränzen von 1792 beschränken ließ. Das konnte ein angestammter und legitimer Monarch wagen, er nicht; sein Thron war dadurch erschüttert. Es blieb dann nichts mehr, weder an Macht noch an bürgerlicher Freiheit, was sein Regiment wünschenswerther machen konnte als das der alten Könige.

Beitzke führt dieß im einzelnen aus, und glaubt daß Napoleon richtig gerechnet, indem er dieß verweigerte. „Den Franzosen aber," sagt er, „ist sein Andenken darum so theuer geblieben, weil er die Energie hatte die Bedingungen von Chatillon zu verschmähen." Indem sich der Geschichtschreiber so mit aller Unbefangenheit in die Anschauungsweise Napoleons zu versetzen sucht, werden doch auch die Forderungen seiner Gegner billig gewürdigt. „Konnte Napoleon," sagt er, „sich mit der Gränze von 1792 nicht begnügen, so konnten die Verbündeten nicht weniger fordern, ohne sich selbst zu entehren. Der Zug welcher von Moskau bis nahe an Paris alle Völker Europa's gegen Frankreich geführt hatte, durfte nicht schwächlich und rücksichtsvoll damit enden daß man dem Feinde die Rheingränze gewährte, und ihn mit deutschem Land vergrößert so stark ließ daß er Europa aufs neue erschüttern konnte. Die Demüthigung und Aussaugung der Völker verlangte laut eine andere Genugthuung. Weit entfernt anspruchsvoll zu sein, war die Forderung noch mäßig. Wäre Deutschland

nicht so zersplittert gewesen, und hätte es als Gesammtheit sich eines Anwalts erfreut, so war jetzt der Augenblick gewesen auch die in frühern Zeiten verlorenen deutschen Länder, Elsaß und Lothringen, zurückzufordern. Die Macht diese Forderung durchzusetzen war vollständig vorhanden, wenn ein starker Wille diese Kräfte geleitet hätte."

So erfolgte der vereinte Marsch auf Paris. Seinen Erfolg findet der Verfasser mehr durch die politische Lage alsdurch militärische Gründe erklärt. „In einer geordneten Monarchie," sagt er, „oder wenn Napoleon die Masse der Nation auf seiner Seite gehabt, hätte der Ausgang sehr gefährlich werden können." Ueber den Frieden theilt natürlich Beitzke die unbefriedigten Stimmungen die damals und später in der Nation laut geworden sind. Er geht darin vielleicht zu weit. Wir möchten z. B., trotz der Erbschaft des Rheinbundes die man antrat, doch nicht behaupten daß Deutschland aus dem dreiundzwanzigjährigen Krieg zerstückelter und schwächer hervorgegangen ist als es 1792 gewesen war. Bei allen Unvollkommenheiten war die neue Bundesform Deutschlands ein Fortschritt gegen die Ordnungen von 1792, auch wenn dieselben noch den Namen eines einheitlichen Reiches an der Stirne trugen. Erkennt doch der Geschichtschreiber selbst die ungeheure Umwandlung die der Kampf und Sieg gebracht, dankbar an. „Sie haben," sagt er, „die Nation sich selbst, die eigene Kraft und Tüchtigkeit erkennen gelehrt. Beim Beginn der Revolutionskriege hatte der Deutsche sein Gesammtvaterland so gänzlich aus den Augen verloren, daß er bei der jahrhundertelangen Auflösung kaum noch an das Zusammengehören dachte. Der Deutsche kannte sein Vaterland und seine Landsleute nicht. Die Geschichte seines eigenen Volkes war ihm unbekannt. Er hatte vergessen daß er einst zu einem großen Reich gehört, daß seine Väter einst große Thaten ausgerichtet." Wie viel ist seitdem geschehen, das eigene Volk, seine Sprache, seine Geschichte zu erkennen, die materiellen Schranken und Hemmungen wegzuräumen die den natürlichen Blutumlauf störten. Die letzten drei Decennien haben die Nation in ihren einzelnen Theilen näher gebracht als früher in Jahrhunderten geschehen war. Drum mögen wir alles dessen ungeachtet was zunächst den freien Blick in die Zukunft umschränkt, nicht anders als mit guter Zuversicht zu den patriotischen Wünschen, womit unser Geschichtschreiber sein vaterländisches Werk schließt, Amen sprechen.

In seinem Epilog berührt der Autor auch die brennende Frage

der Zeit. Er faßt in gedrängten Zügen das Wachsthum und die Prätensionen Rußlands zusammen, und verbirgt die Gesinnungen nicht die ihn gegen die östliche Macht erfüllen. Es scheint auf ihn namentlich das Gefühl zu drücken daß seine preußische Heimath den zweifelhaften Vorzug hat eine russische Partei in ihrer Mitte zu zählen. Er lehnt sich gegen das bekannte Wort auf das von der Tribüne eines preußischen Parlaments zu hören war: das Volk habe in Kaiser Nikolaus „seinen Vater" betrauert, und findet es beschämend daß diesem Wort keine Erwiederung zu Theil ward. Wenn es dem trefflichen Mann ein Trost ist, so können wir ihn versichern daß die Erwiederung damals nicht gefehlt hat. Ein Abgeordneter verwahrte sich gegen die Unterstellung daß jeder Preuße im Czaren einen Vater betraure, stellte jedoch nicht in Abrede daß mancher in ihm den Ernährer verlor.

Milintin's Geschichte des Krieges im Jahr 1799.*)

Erster bis vierter Band.

(Allgemeine Zeitung 30., 31. Juli 2. u. 3. August 1858 Beilage Nr. 211, 212, 214 u. 215.)

Als vor zwei Jahren der erste Band dieses Werkes erschienen war, hat die Allgem. Zeitung in einem kurzen Bericht auf den Werth des Buches aufmerksam gemacht, ohne in das Detail des reichen Stoffes den es uns bietet näher einzugehen. Jetzt liegt die Arbeit fast vollendet vor uns, und es lohnt sich wohl der Mühe eingehender über ein Buch zu sprechen das nicht durch historische Anlage und Kunst, wohl aber durch die Fülle seines Quellenmaterials den interessantesten Erscheinungen der jüngsten historischen Literatur beizuzählen ist. So weit möchten wir zwar nicht gehen wie Miliutin im Vorwort thut, wenn er sagt: „er befinde sich auf einem neuen bisher noch unbearbeiteten Felde," er müsse die „Heldenthaten der russischen Heere der Vergessenheit der Nachwelt entreißen," und „den Schleier lüften der bis jetzt über den damaligen diplomatischen Beziehungen

*) Geschichte des Krieges Rußlands mit Frankreich, unter der Regierung Kaiser Pauls I. im Jahr 1799. Verfaßt auf allerhöchsten Befehl Sr. M. des Kaisers Nikolaus I. Von Generallieutenant Michailowski-Danilewski und Oberst Miliutin. Ins Deutsche übertragen von Chr. Schmitt, Lieutenant im königl. bayerischen 2. Infanterieregiment. München, 1856 ff. Bd. 1—4.

schwebte.“ Unbearbeitet kann man ein Feld nicht nennen auf dem der Erzherzog Karl und Clausewitz ihre schriftstellerische Thätigkeit entfaltet haben; der russische Verfasser kann das wissen, denn er hat, wie seine Noten beweisen, beide Meister genau genug durchgelesen, um richtig zu schätzen was die beiden „fremden Schriftsteller“ (ein Lieblingsausdruck des Verfassers) auf diesem Gebiet geleistet haben. Der Schleier auch, der auf den diplomatischen Verhandlungen jener Tage lag, war bisher schon einigermaßen gelüftet; selbst die mangelhafte Veröffentlichung der Fuchs'schen Correspondenz Suworoffs gab wenigstens Material genug an die Hand hinter die Coulissen zu sehen, wiewohl wir bereitwillig dem Miliutin'schen Werke das Verdienst zugestehen den Schleier vollständig gehoben und uns zuerst ein zusammenhängendes Bild der Coalitionspolitik von 1799 aus den Acten gegeben zu haben. Die Heldenthaten der russischen Armee der Vergessenheit zu entreißen, ist wohl eine etwas hyperbolische Wendung; die genannten deutschen Meister, um von diis minorum gentium zu schweigen, haben den russischen Thaten von 1799 eine so warme und freigebige Anerkennung zu Theil werden lassen, daß wir sie jedem „fremden Schriftsteller“ als Muster anempfehlen dürfen, zumal sie nach allen Seiten mit gleichem Gewicht gewogen und nicht die russische Glorie auf Kosten der verbündeten Waffen erhoben haben.

Daß das Werk Vorarbeiten gehabt hat, nimmt ihm selber seinen Werth nicht, zumal, wie uns scheint, die eigenthümliche Bedeutung des Buches nicht einmal in der Darstellung des Feldzugs von 1799 gelegen ist. Sein Inhalt gibt mehr als der Titel erwarten läßt; es ist der erste Versuch einer Geschichte der russischen Politik gegenüber der französischen Revolution, im einzelnen nicht durchgeführt und ausgearbeitet, aber mit interessantem Material hinlänglich ausgestattet, um die historische Erkenntniß auf diesem Felde wirksam zu fördern.

An sich ist ein russisches Buch, das sich so in die heikelste Partie der neueren Geschichte hineinwagt, und dieselbe mit archivalischen Aufschlüssen beleuchtet, fast ein Phänomen zu nennen; auf den ersten Blick sollte man glauben es sei auch dieß nur eines der zahlreichen Zeichen der Zeit aus der jüngsten Phase russischer Entwicklung. Allein den Anlaß zu dieser Arbeit hat schon Kaiser Nikolaus gegeben; der bekannte Michailowski-Danilewski hat sie im kaiserlichen Auftrag begonnen, und nach seinem Tode ging das Mandat an Oberst Miliutin

über, dem nun weitaus der größere Theil des Werkes angehört. Ihm wie seinem Vorgänger hat nicht nur die reiche Fülle gedruckten Materials zu Gebote gestanden die in und außer Rußland zur Veröffentlichung gekommen ist, sondern er hat außer den verschiedenen militärischen Actensammlungen, außer den Papieren Suworoffs, die sich zum großen Theil in den Händen des Enkels des Feldmarschalls befinden, außer Tagebüchern und handschriftlichen Memoiren, von Korsakoff, Sacken, Löwenstjern u. a., namentlich eine eben so reiche wie geheimnißvolle Quelle benützen können: das Moskauer Centralarchiv des auswärtigen Ministeriums. Dort liegen neben den völkerrechtlichen Verträgen einmal sämmtliche Rescripte des Czaren an die fremden Fürsten wie an die eigenen Gesandten, dann die Berichte und Depeschen der letztern, endlich auch der größte Theil von Suworoffs militärischer und politischer Correspondenz aus dem Jahr 1799, die er mit Fürsten, Diplomaten, Feldherren und den ihn untergebenen Officieren geführt hat. Der Verfasser hat dieses Material nach dem Grundsatz behandelt: sich möglichst jeder eigenen Beurtheilung zu enthalten, und die Facta sprechen zu lassen. Er ist der Ansicht daß eine richtige Kenntniß der Zeit am besten durch buchstäbliche Anführung der Originaldocumente erreicht werde, und legt darum selber den größten Werth auf die Actenstücke, die er genau und unverstümmelt dem Leser mittheilt.

Daß hier irgendeine allzu ängstliche Zurückhaltung obgewaltet, oder daß zarte Rücksicht nach außen manches gekürzt und gemildert, ist uns, nachdem wir das ganze Werk durchgelesen haben, nicht wahrscheinlich; vielleicht ist in der Ungenirtheit womit mancher delicate Punkt erörtert ist, eine Rückwirkung der neuen Zeit Rußlands zu erkennen. In einer Richtung wenigstens, allerdings nicht in einer erfreulichen, läßt sich die Zeit nach dem orientalischen Kriege deutlich spüren — wir meinen in dem Verhältniß zu Oesterreich. Die Thugut'sche Politik vom Jahr 1799 ist zwar eine Partie an der zum Lobredner oder auch nur zum Apologeten zu werden kein verständiger Mann in Oesterreich oder in Deutschland sich versucht fühlen wird, und der Verfasser dieses Berichts mag wohl kaum dem Verdacht verfallen daß er in diesem Punkt allzu große Schonung und Nachsicht selber übe, oder von andern fordere. Aber in dem Miliutin'schen Werke geschieht des Guten zu viel; Thugut und Oesterreich werden völlig identificirt, Cabinet und Armee von gleicher Ungunst getroffen,

und im großen und kleinen keine Gelegenheit versäumt um den kaum verhaltenen Groll gegen Oesterreich und seine Politik einen scharfen Ausdruck zu geben. Es hat das nicht selten vielleicht einen entgegengesetzten Erfolg als der vom Verfasser beabsichtigte; denn man fühlt die Absicht, und wird um so mehr verstimmt, je ungemessener überall jenes barbarische Selbstgefühl hervorbricht das die Russen bei Schätzung der eigenen Leistungen zu leiten pflegt, und worin sie höchstens an der par excellence civilisirten Nation unseres Abendlandes einigermaßen ebenbürtige Rivalen haben.

Wir haben schon oben angedeutet daß das Werk Miliutins nicht erst mit dem Feldzug von 1799 anhebt, sondern eine Vorgeschichte voraussendet, der wir über die russische Politik seit den Revolutionskriegen sehr schätzbare Aufklärungen verdanken. Daß Kaiserin Katharina an dem Kampf gegen die Revolution keinen Antheil nehmen wollte, wird, übereinstimmend mit unsern deutschen Darstellungen, vornehmlich dem Umstand zugeschrieben daß die Czarin den polnischen und türkischen Angelegenheiten „ihre ganze Aufmerksamkeit" zu widmen hatte, und darin durch keinen Kreuzzug nach Westen gestört sein wollte. Den Kennern der Geschichte jener Tage ist es zur Genüge bekannt welch eine Bedeutung dieses Verhältniß für die Entwicklung der Dinge seit 1792 gehabt hat. Rußland half Oesterreich und Preußen in den Krieg drängen, um am Bosporus und an der Weichsel freie Hand zu haben; schon zu Ende 1792 wirkt aber die Einsicht in diese Lage lähmend auf die Thätigkeit der Coalition; Rußland muß sich entschließen Oesterreichs wie Preußens Begehrlichkeit Concessionen zu machen, wenn es sie noch länger im Lager am Rhein festhalten will. Die größere oder geringere Eintracht in dieser Frage, das raschere Vorschreiten Rußlands in dem Maße als sich die westlichen Dinge unabsehbar verwirren, die Getheiltheit Preußens zwischen ersehnter Beute im Osten und dem unbequemer werdenden Krieg im Westen, das unstete gierige Intriguenspiel Thuguts zugleich um Belgien, Bayern und Polen, schließlich die offene Entzweiung über die Beute — das sind die wichtigsten Momente geworden die den Verlauf des Coalitionskriegs und die Erfolge des revolutionären Frankreichs bestimmt haben. Der allgemeine Gang dieser Dinge ist durch die neuesten deutschen Forschungen zur Genüge aufgehellt; das russische Werk bringt aber aus den Moskauer Quellen manche wichtige Nachlese. Vor allem wird uns hier der Vertrag welchen Rußland und

Preußen (23. Jan. 1793) über die zweite Theilung Polens schlossen, zum erstenmal in seinen einzelnen Artikeln bekannt gemacht. Der Eingang des merkwürdigen Actenstücks beruft sich auf die französische Revolution und auf die Pflicht der betheiligten Mächte: durch die strengsten und wirksamsten Mittel die Erhaltung der „Ordnung" zu verbürgen. An gewissen Zeichen wollen sie dann erkannt haben daß derselbe Geist des Aufruhrs und gefährlicher Neuerungen, der Frankreich bewege, sich auch in ihrer nächsten Umgebung, in Polen, anfange kundzugeben. Daraus entspringe die Nothwendigkeit alles aufzubieten um sowohl ihre Unterthanen vor den Wirkungen eines ärgerlichen und ansteckenden Beispiels zu schützen, als auch sich für die Zukunft Sicherheit und für ihre exorbitanten Auslagen eine Entschädigung zu schaffen. Die Abtretungen, die sich beide Mächte versprachen, sind aus dem Ergebniß der Theilung bekannt. Der Vertrag sprach aber auch für Rußland die Verpflichtung aus seine Land- und Seemacht solange auf dem Kriegsfuß zu erhalten, als die Franzosen Oesterreichs und Preußens Besitzungen bedrohten; Preußen hatte an der Seite Oesterreichs den Krieg fortzusetzen, und nicht eher einen Separatfrieden zu schließen als bis das im Vertrag vorgesteckte gemeinsame Ziel erreicht sei. Oesterreich sollte zum Beitritt eingeladen und ihm als Ersatz für die Niederlande die Einverleibung Bayerns in Aussicht gestellt werden.

Welch traurigen Verlauf die traurige Sache nahm, weiß man aus den neuesten Darstellungen jener Zeit. Der Abschluß des Theilungsvertrags, wiewohl er weder unerwartet noch unvorbereitet war, erregte Verstimmungen in Wien; er ward der Anstoß zu einem Ministerwechsel, der die auswärtigen Angelegenheiten des Kaiserstaats der Leitung Thuguts übergab. Mit ihm kam die überlieferte Abneigung gegen Preußen, die Ungeduld nach der Erwerbung Bayerns und die rast- und ziellose Gier nach Vergrößerungen recht eigentlich ans Ruder. Die Wirkung des Wechsels war bald zu spüren; in Polen machte sie sich in den Schwierigkeiten bemerkbar auf welche die preußischen Anschläge mit einemmal stießen, am Rhein waren sie in der Lähmung des Krieges und seiner Leiter zu erkennen, deren Blick mehr nach Warschau und Grodno als nach Paris gewendet war. Es ist hier nicht der Ort diese Dinge im einzelnen zu verfolgen; es mag genügen daran zu erinnern daß schon zu Anfang 1794 die Coalition so gut wie aufgelöst war, und daß sie sich, nach dem mißlungenen Versuch sie mit britisch holländischen Subsidien noch einmal zusammenzukitten,

am Ende des genannten Jahres feindseliger als zuvor entzweit hat. In Preußen waren schon alle Gedanken auf Frieden gerichtet; Friedrich Wilhelm II. war fast noch die einzige Persönlichkeit in den leitenden Regionen die im Gefühl militärischer und königlicher Ehre gegen die Desertion sich sträubte. Da wurden auch bei ihm die letzten Bedenken durch den Vertrag vom 3. Jan. 1795 überwunden, welchen Rußland und Oesterreich, ohne ihn zu hören, über das Schicksal des übrig gebliebenen Rumpfs von Polen abgeschlossen hatten. (Wir verweisen auf die Erläuterungen die in dieser Hinsicht von Sybel und Häusser gegeben wurden.)

Hier verdanken wir dem russischen Werk abermals ein merkwürdiges Actenstück. Rußland und Oesterreich schlossen nämlich am 3. Jan. nicht nur den bereits bekannten Vertrag, sondern sie unterzeichneten zugleich eine geheime Declaration, welche in die innere Geschichte der Politik jener Tage einen tiefen, wenn auch nichts weniger als trostvollen Blick thun läßt. Darin werden die Artikel des Theilungsvertrags von 1793, welche Rußlands Beute und die Erwerbung Bayerns durch Oesterreich betreffen, aber auch nur diese Artikel, neu bestätigt, und statt der Garantie der preußischen Prätensionen ein Trutz- und Schutzbündniß beider Kaiserhöfe gegen Preußen abgeschlossen. Ferner werden die unglückseligsten von allen Projecten Josephs II. wieder aufgenommen: die gegen das osmanische Reich. Oesterreich soll im Fall eines neuen Krieges mit der Pforte die 1782 verheißenen türkischen Provinzen erhalten, während die Moldau, die Walachei und Bessarabien als souveränes Fürstenthum an einen Prinzen oder eine Prinzessin des russischen Kaiserhauses übergehen sollen. Dafür wird denn jede beliebige Entschädigung, die nicht den russischen Ansprüchen widerspricht, an Oesterreich versprochen; wenn es nicht angehe daß Frankreich die Kosten trage, sollen Theile des venetianischen Gebiets oder irgend welches andere Object zur österreichischen Entschädigung verwendet werden. Sollte Preußen in irgend einem dieser Fälle einen der beiden Verbündeten angreifen, so war der andere verpflichtet „unverzüglich mit seiner ganzen Macht gegen den gemeinsamen Feind aufzutreten."

Allerdings ein Actenstück das zur Geschichte der Coalition und ihrer Auflösung ein ganzes Blaubuch aufwiegt. Man kann die tiefe Treulosigkeit welche die Politik der alten Cabinette beherrschte, die vollendete Immoralität womit man im Augenblick eines Weltkampfes

gegen die Revolution selber zu den allerrevolutionärsten Mitteln griff, und jene fieberhafte Vergrößerungslust Thuguts in Bayern, in Polen, in Italien, in Serbien, zu einer Zeit wo es schon galt den eigenen Boden zu vertheidigen — man kann dieß alles nicht sprechender zeichnen als es in der geheimen Declaration geschieht. Allerdings gehörte viel guter Wille dazu neben zwei solchen „Verbündeten" den Krieg gegen die Revolution fortzusetzen, und in jedem Fall hatte man in St. Petersburg und Wien kein Recht dem preußischen Hof um seines Abfalls von den conservativen Principien der europäischen Politik willen irgendwelchen Vorwurf zu machen. Nur das eine möchten wir gegen alle Mißverständnisse betonen: die Declaration vom 3. Januar, deren Hauptinhalt wohl zu Berlin nicht lange unbekannt blieb, erklärt den Basler Frieden, aber sie rechtfertigt ihn nicht. Preußen selbst hatte es durch Schwankungen und falsche Schritte mit verschuldet daß sich die Dinge so trostlos verschlungen hatten; sein Separatfriede ließ es dann vollends von der Höhe auf die es Friedrich II. geführt herabsteigen, und den „arbitre des destinées de l'Europe" zum Choragen der französischen Clientel erniedrigen. Und nicht nur seine Großmachtstellung gab es auf, sondern mit der Hingabe der Rheingränze auch einen Theil der eigenen Sicherheit; mit der Demarcationslinie, die, wie es scheint, noch in manchen Köpfen spukt, gab es das Zeichen zu jener Halbirung Deutschlands die zwanzig Jahre der Schmach und Unterdrückung über uns heraufführen half. Dieselbe mündete schließlich bei Jena und Auerstädt, wo alle Demarcations- und Mainlinienprojecte zuletzt ihr Ende und ihre Strafe fanden.

Wie das neue Verhältniß auf preußischer Seite sehr bald in der Deferenz gegen Frankreich seine Wirkung übt, ist aus der Geschichte jener Zeit bekannt; das Miliutin'sche Werk gibt uns ein entsprechendes Seitenstück dazu in der Abhängigkeit in welche Oesterreich zu Rußland gerieth. Schon im Frühjahr 1796 ruft Thugut recht demüthig den „hochherzigen" Beistand des St. Petersburger Hofs gegen Preußen und das deutsche Reich zu Hülfe, und unser russischer Autor vergißt nicht zu bemerken: „Hierdurch räumte der österreichische Minister vollkommen ein daß die Kaiserin von Rußland directe Veranlassung habe sich in Folge des Friedens von Teschen in die deutschen Angelegenheiten zu mischen" — eine Betrachtung die noch ein paarmal auftaucht, so daß es fast scheint als habe die Teschener Garantie für die Russen mehr als ein bloß historisches Interesse.

Katharinens letzte Tage fallen mit den Fortschritten zusammen die Bonaparte's Siege in Italien den Franzosen erkämpften. Sie machte nun ernstere Miene an dem Kampfe gegen die Revolution nicht bloß mit Worten sich zu betheiligen, sondern fing an zu rüsten, worüber Miliutin manche werthvolle Mittheilung bringt — als noch vor dem Ausbruch des Kampfes der Tod ihren Entwürfen ein Ziel setzte. Ihr Nachfolger, wie er in den innern Dingen vielfach mit rechter Absichtlichkeit den Gegensatz gegen ihre Politik herauskehrte, war auch nach außen nicht geneigt das von ihr Begonnene fortzusetzen. Während bei Katharinen die Tradition Peters, das überlieferte Interesse Rußlands, seine Macht und Vergrößerung der leitende Gedanke war, der mit den mannichfaltigsten Künsten, mit Feinheit, Trug und Arglist, oder, wo es noth that, brutaler Gewalt sein Ziel unverrückt verfolgte, ist Pauls auswärtige Politik viel weniger von der russischen Tradition als von persönlichen Ansichten, Neigungen und Abneigungen bestimmt. Ja es geht durch diese persönliche Politik, ganz im Gegensatz zu Peter und Katharinen, bisweilen sogar ein ritterlicher und romantischer Zug, insofern er es mit seiner monarchischen Pflicht gegen die Revolution und der Solidarität der conservativen Interessen viel ernstlicher nahm als irgend ein Monarch der damaligen Welt. Das Material über diese Wendung der russischen Politik wird durch Miliutin auf interessante Weise vervollständigt. Vor allem faßte Paul die äußere Politik schon formell wie seine persönliche Angelegenheit; alle an die fremden Höfe gerichteten Mittheilungen gingen von ihm aus, seine Geschäftsträger und Gesandten erhielten ihre Befehle nicht vom Chef des auswärtigen Amts, sondern in Rescripten die der Kaiser selbst unterzeichnete; ihre Meldungen und Berichte gingen direct an ihn. So war es denn einer seiner ersten Schritte die Zusagen einer Theilnahme am Kriege, wie sie seine Vorgängerin zuletzt gegeben, zurückzunehmen; seine Mutter, äußerte er später gegen einen seiner Diplomaten, sei mehr auf Erwerbung neuer Länder bedacht gewesen, er entsage allen weiteren Eroberungen. Der Rückblick den er in einem diplomatischen Rundschreiben auf die Politik Katharinens warf, lautete beinahe mißbilligend. Rußland, hieß es da, seit dem Jahr 1756 beständig in Kriege verwickelt, sei der einzige Staat Europa's der sich seit vollen vierzig Jahren in der unglücklichen Nothwendigkeit befand die Kräfte seiner Bevölkerung zu erschöpfen; das menschenfreundliche Herz des Kaisers wolle dagegen seinen geliebten Unterthanen, nachdem dieselben

so viele Opfer gebracht, die so nothwendige, von ihnen ersehnte Ruhe nicht länger vorenthalten. Es traf dieß mit dem Zeitpunkt zusammen wo Oesterreich, durch die Kämpfe des Jahres 1796 erschöpft, dringender als je die russische Mitwirkung anging. Die lakonische Ablehnung ist ganz in Pauls Weise. Rußland, so verlangte Thugut, solle wenigstens eine Armee aufstellen welche Preußen im Schach halte; „je ne me laisserai pas préscrire ce que j'ai à faire," schrieb der Czar eigenhändig an den Rand. Die Forderung Preußen durch bestimmte Erklärungen in der strictesten Neutralität festzuhalten erhielt die ähnliche Randbemerkung: er werde Preußen mittheilen „ce que les intérêts exigent de lui dire." In gleichem Ton ward das Ansinnen erwiedert beim deutschen Reich Schritte für Oesterreich zu thun. So wurden auch mit England die begonnenen Verhältnisse gelöst, dagegen mit Preußen, zu dem sich Katharina seit Anfang 1795 in unverhohlene Feindseligkeit gestellt, aus einem freundlicheren Tone gesprochen. Auch dieß freilich ganz in Pauls Weise. Friedrich Wilhelm II. erhielt einen cordialen Brief, worin sich der Czar als „den Feind der neuen alles umgestaltenden Philosophie ankündigte," und als der preußische Monarch die dargebotene Hand eifrig ergriff, und der Wißbegierde des Czaren nach den geheimen Verträgen welche Preußen 1795 und 1796 mit Frankreich geschlossen bereitwillig nachgab, da gab ihm Paul als Antwort eine eingehende Lection, in welcher die preußische Politik rückhaltlos kritisirt war. Preußen müsse auf alle jene Entschädigungen verzichten die es sich von den Franzosen habe versprechen lassen, oder es werde mit Oesterreich und den übrigen deutschen Fürsten die größten Uneinigkeiten hervorrufen, und Europa ins Unglück stürzen. „Das Vertrauen in der Politik kann sich nur auf vollkommene Uebereinstimmung in Bezug auf gegenseitige Vortheile und auf völlig gleiche Ansichten in Betreff der Verhältnisse gründen."

Die österreichischen Hülfsgesuche erneuerten sich aufs dringendste im Frühjahr 1797, als Bonaparte nach Inneröstereich vordrang; Miliutin theilt darüber eine ziemlich umfangreiche Correspondenz mit. Aber Pauls Mitwirkung beschränkte sich auf Rathschläge und Vermittlung, während nur die rascheste militärische Action dem Wiener Cabinet hätte Luft machen können.

Wir folgen dem Gange dieser Verhandlungen nicht ins einzelne; der Friede welchen Oesterreich zu Campo Formio schloß, nahm ohnehin diesen Zwischenfällen den größten Theil ihres Interesses. Aber

einen und den andern bemerkenswerthen Zug enthalten diese Correspondenzen doch: einmal die bestimmte Betheuerung Thuguts daß er sich bis zuletzt den Präliminarien von Leoben widersetzt habe, dann die kriegslustige Stimmung in welcher das österreichische Ministerium den Frieden von Campo Formio unterzeichnet. Am 2. Nov. 1797, also wenige Wochen nach dem Abschluß, äußert Cobenzl gegen Besborodko: der Friedensvertrag biete noch in der Ausführung so viele Schwierigkeiten, daß sich Gelegenheit genug bieten werde zu den Waffen zurückzukehren, falls die beiden Kaiserhöfe darüber einig seien. Etwas später richtete der österreichische Diplomat die directe Frage an den russischen Monarchen: ob er die Verhältnisse für ernst genug ansehe um einem neuen Krieg seine Unterstützung zu leihen. „Der Kaiser wird uns dazu völlig geneigt finden, und sobald sich der russische Hof über die Mittel geäußert hat die er anwenden will, so werden wir uns nicht bedenken, sondern die erste Gelegenheit ergreifen um aufgedrungene Verpflichtungen abzuschütteln."

Der Gedanke des russischen Kaisers war aber damals dem Kriege noch abgewandt; er hoffte noch eine friedliche Einigung zu Stande zu bringen, und in der Eintracht zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen einen mächtigen Damm gegen das Vorschreiten der Franzosen aufzurichten. „Der römische Kaiser und der König von Preußen, schreibt er einmal an Repnin, mögen durchaus nicht hoffen daß ich sie etwa in ihren eigennützigen Forderungen unterstützen werde; es ist vielmehr höchst nothwendig daß einer gegen den andern mehr gerecht und weniger eifersüchtig sei, und daß bei der so verwickelten Lage der Dinge sie ihre Forderungen auf das geringste Maß beschränken, um auf diese Weise so viel als möglich große Veränderungen und Erschütterungen zu vermeiden. Suchen Sie beide in den Gränzen der Mäßigung zu erhalten, und machen Sie dieselben hauptsächlich darauf aufmerksam wie nur durch gegenseitiges Nachgeben in ihren Ansprüchen das deutsche Reich in seinem gegenwärtigen Gesammtbestand erhalten werden könne." Wohlmeinende Rathschläge, mit denen aber nichts geschafft ward! Nicht einmal Oesterreich und Preußen waren mit diesen Ermahnungen unter einen Hut, geschweige denn Frankreich zur Raison zu bringen. In Berlin empfing die russische Diplomatie selbst allmählich den Eindruck daß die Zuneigung zu Frankreich so groß sei wie der Haß gegen Oesterreich, und von Wien aus athmeten Thuguts Depeschen die wildeste Erbitterung gegen Preußen. In welchem Ton man dort schrieb, mag

eine Stelle zeigen. „Als Lohn für seine strafbare Collusion mit dem Feind, als Lohn für eine lange Reihe von Treulosigkeiten, wird Preußen beim Frieden eine gewaltige Vergrößerung genießen, die es durch kein Opfer erkauft hat."

Ausnahmsweise sah damals Rußland mehr mit Bedauern als mit Schadenfreude dieser gegenseitigen blinden Verhetzung zwischen Wien und Berlin zu; daß sich aber auf solch ein Verhältniß keine Projecte gemeinsamer Action bauen ließen, sah auch Paul ein. Die Ereignisse von 1798, das Verhalten der Franzosen in Rastatt, ihr Gebahren in der Schweiz und in Rom, mußten auch dem Friedfertigsten darthun daß mit Vermittlung und Correspondenz hier nichts mehr auszurichten war. So gab der Czar allmählich seine zuwartende Stellung auf, und befreundete sich mit dem Gedanken bewaffneten Einschreitens. Die einzelnen Momente des Uebergangs sind in der Correspondenz die das russische Werk mittheilt gut zu erkennen.

Ueber den Feldzug von 1799 hat uns bisher die Suworoff'sche Correspondenz, die Fuchs herausgegeben hat, und die auch ins Deutsche übersetzt ist *), als Quelle dienen müssen; der deutsche Herausgeber von Miliutin versichert uns freilich daß die Uebersetzung fehlerhaft und unvollständig sei, und eine Vergleichung mit Miliutin, der häufig dieselben Actenstücke mittheilt, zeigt allerdings nicht unerhebliche Differenzen. Nicht als wenn im großen und ganzen das politische Verhältniß der kriegführenden Mächte alterirt wäre, vielmehr berühren die Mißverständnisse mehr das militärische Gebiet; allein die Actenstücke in dem Miliutin'schen Werke sind offenbar correcter und genauer mitgetheilt, und die gesammte Auswahl ist reicher und vollständiger.

Gleich aus dem ersten Abschnitt läßt sich dieß an einer Probe erweisen. Aus der Fuchs'schen Correspondenz war im allgemeinen zu entnehmen daß Thugut sein Lieblingsproject, die Erwerbung Bayerns, wieder aufgenommen hatte. Nur durfte man Paul gegenüber den Gedanken nicht so selbstsüchtig und unverhüllt hervortreten lassen; man mußte ihn mit dem Schein einer Sorge um das gemeinsame Wohl zu maskiren suchen. Die neue Dynastie in Bayern (Karl Theodor war eben gestorben) mußte also des innigsten Einverständnisses mit dem Reichsfeind bezichtigt und auf diese Weise der Zorn Pauls erregt werden, damit man unter dem honnetten Vorwand gemeinsamer Sicherheit Bayern verschlingen könnte. Die Miliutin'schen Actenstücke geben

*) Glogau und Leipzig, 1835. 2 Thle.

nun noch genauere Kenntniß darüber wie früh und wie rührig diese Anschläge betrieben wurden. Thugut schlug geradezu vor, Bayern durch die Russen besetzen, die kurfürstlichen Truppen entwaffnen zu lassen, und während des Krieges die Verwaltung Bayerns österreichischen Commissarien zu übertragen. Der Kurfürst, hieß es, sei dem allgemeinen Interesse gerade entgegen; alle seine Handlungen bezeugten die feindselige Stimmung gegen die Großmächte; zudem sei er nur von Franzosenfreunden umgeben, und seine Verbindungen mit französischen Agenten dauerten ununterbrochen fort. Natürlich betheuerte Thugut aufs heiligste daß man in Wien nicht daran denke sich fremdes Gebiet anzueignen, und daß man sich bereitwillig dazu verpflichten werde nach dem Frieden dem Kurfürsten seine Länder zurückzugeben! Der wohlberechnete Coup ist bekanntlich von Max Joseph gut parirt worden. Er wußte mit Paul, der bereits seine Drohbefehle ausgegeben, wieder in ein Verhältniß zu kommen, und im Verlaufe von Unterhandlungen, über die Miliutin auch einzelne aufklärende Beiträge bringt, den Zorn des Czaren völlig zu entwaffnen. Pfalzbayern nahm am Krieg Theil, brachte freigebig wohlberechnete Opfer, und die Thugut'sche Intrigue fand schließlich ihre Strafe darin daß am Ende des Feldzugs die Russen im Zorn von Oesterreich und voll Freundschaftsbetheuerungen von Bayern geschieden sind.

Von den Ereignissen des Jahres 1799 bildet natürlich Suworoffs Kriegführung den Mittelpunkt der Miliutin'schen Darstellung. Daß die Militärgeschichte durch manch werthvollen Beitrag bereichert ist, daß die Begebenheiten an der Trebbia, bei Novi u. s. w. eingehender und genauer als es bisher noch geschehen konnte geschildert sind, läßt sich, nach dem was wir früher über die Fülle der benützten Quellen bemerkten, wohl erwarten. Aber auch das Politische geht nicht leer aus. Im allgemeinen zwar wird die Ansicht, die wir bisher von der innern Geschichte der Coalition von 1799 gehabt haben, nur bestätigt nicht geändert; daß die Cabinette und die Feldherren beider Kaiserstaaten sich von Anfang an nicht verstanden haben, daß daran Pedanterie und Ungeschick oft mehr Schuld trug als böser Wille, daß dann der tiefe Gegensatz Thugut'scher Vergrößerungsgelüste und Paul'scher Restaurationsgedanken den Zwiespalt mit jedem Tag schärfte, bis das erste Mißlingen auf dem Schlachtfeld das schon tief erschütterte Bündniß sprengte — diese Ansicht wird durch die Miliutin'schen Urkunden nach allen Seiten hin nur bekräftigt. Aber sie erhält noch eine reichere

Beleuchtung als bisher: es wird manche Lücke im einzelnen ergänzt, anderes, was wir nur vermuthen konnten, zur Gewißheit erhoben, überhaupt, so weit die russischen Quellen dazu reichten, eine zusammenhängende Geschichte der Coalitionsdiplomatie im Feldzug 1799 gegeben.

Schon im Mai regte sich der Zwiespalt, als Suworoff in Piemont restauriren, die sardinische Armee wiederherstellen und den König in sein Land zurückführen wollte. Thugut, der, wie er später selbst eingestand, einiger Stücke von Piemont zur „Abrundung" bedurfte, hielt diesen Restaurationseifer für sehr übereilt, und ließ durch Kaiser Franz die bestimmtesten Weisungen an Suworoff gelangen, daß er damit Einhalt thue. Dazu kam denn von Anfang an der Gegensatz der russischen und österreichischen Kriegführung; die schwerfällige Aengstlichkeit des Hofkriegsraths gerieth mit der verwegenen Energie Suworoffs bald in Fehde, die dadurch nicht besser ward daß man hinter dem Rücken des Feldmarschalls Weisungen ausgab und eine Art von Anarchie im Lager organisirte. Suworoff beging seinerseits denselben Fehler, in den auch sein Geschichtschreiber bisweilen verfällt: er sah bald überall böswillige Cabalen, und verletzte in unkluger Geringschätzung das Selbstgefühl des österreichischen Heeres. Die Thugut'sche Politik bleibt dabei natürlich eine Sache für sich; ihre schielende Unwahrheit und ihr doppeltes Spiel trug jetzt wie 1793—1794 die Hauptschuld des Mißlingens.

Den einzelnen Vorgängen folgen wir hier nicht; sie sind in neueren Werken zur Genüge dargestellt worden, und, wie sich ergibt, auch nach der mangelhaften Fuchs'schen Correspondenz in allen Hauptmomenten übereinstimmend mit Miliutins Materialien. Suworoff hatte an der Etsch, an der Trebbia und bei Novi gesiegt, fast ganz Oberitalien war zurückerobert, freilich war auch der Streit über die Beute schon in vollem Zuge, Suworoff mit dem Cabinet und Hofkriegsrath in Wien offen entzweit, seine Klagen bereits nach St. Petersburg gedrungen, und der Argwohn des Czaren gegen seinen Verbündeten schon mächtig genug angefacht. Da tauchte der Plan auf Suworoff aus Italien nach der Schweiz zu dislociren — eine Auskunft die Paul mit der Hoffnung schmeichelte alle seine Streitkräfte an einem Ort vereinigt und zur Invasion nach Frankreich bereit zu sehen, und die zugleich Thugut die angenehme Aussicht gab die lästige russische Controle in Italien los zu werden. Wie es dazu kam, darüber gibt

Miliutin manche genauere Aufklärung. Kaiser Paul unterhandelte mit dem britischen Cabinet seit Anfang Juni über den Entwurf einer Invasion ins französische Gebiet, deren Ziel kein geringeres als die Wiederherstellung des legitimen Königthums sein sollte. Ueberaus bezeichnend zur Sittengeschichte der Coalition ist dabei eine Aeußerung Lord Grenville's an Withworth: man müsse alle diese Unterhandlungen, namentlich aber die welche auf eine Mitwirkung Preußens hinarbeiteten, vor dem Wiener Hof sorgfältig geheim halten; „denn dessen Eifersucht, in allem was nur irgendwie zur Vermehrung des preußischen Einflusses dienen könne, würde das österreichische Ministerium offenbar veranlassen den bezeichneten Vorschlag wenn auch nicht zu verhindern, doch wenigstens absichtlich zu veröffentlichen, damit Frankreich die erforderlichen Maßregeln ergreife!" Der britische Plan ging darauf aus daß die vereinigte Macht der Russen aus der Schweiz nach der Franche Comté einbreche, während zur Rechten Erzherzog Karl in Elsaß eindringe, zur Linken die österreichische Armee in Italien Savoyen besetze und die französischen Gränzfestungen belagere. Doch sollte der Plan erst in Ausführung gebracht werden nachdem sich die verbündeten Armeen in Italien und in der Schweiz vollkommen befestigt hatten. Nachdem die Sache so weit vorbereitet war, konnte man Oesterreich nicht mehr umgehen. Durch britische Vermittlung ward bei Thugut sondirt (Juli), und zur Ueberraschung der Engländer und Russen zeigte dieser sich ganz bereit auf das Project einzugehen. Natürlich, eine bessere Gelegenheit die Russen aus Italien hinauszuschaffen fand sich nicht leicht wieder. So schien alles geordnet; nur brachte nachträglich Thugut noch einige Modificationen in Vorschlag, für die er des Czaren Zustimmung zu gewinnen wußte. Der Erzherzog Karl sollte nicht im Elsaß, sondern zwischen Mainz und der holländischen Gränze operiren, um wo möglich einen Aufstand in Belgien zu erregen; die Invasion sollte, um den Truppen Rast und Erholung zu gönnen, erst im Frühjahr, aber der Abmarsch der Russen nach der Schweiz ohne Verzug stattfinden. Es schien dieß dem österreichischen Minister so pressant, daß er an Suworoff und den Erzherzog Weisungen ergehen ließ, ehe noch die Zustimmung aus St. Petersburg und London angelangt war. Aber Paul war ganz für den Plan gewonnen; er war voll der besten Hoffnungen daß auf diesem Wege das gemeinsame Ziel sicher nnd rasch erreicht werde. „Das Heer welches Sie commandiren — schrieb er am 23. August an Suworoff — muß die Haupt-

grundlage, Sie aber müssen der erste Baumeister des aufzuführenden Gebäudes sein."

Wie Suworoff die Dinge ansah, ist bekannt; er machte alle Einwände geltend die sich gegen das neue Project erheben ließen; er sagte voraus daß dieß nur dem Gegner Gelegenheit geben werde, bevor er ankam, einen glücklichen Schlag in der Schweiz zu führen; er prophezeite daß auch Italien bald wieder verloren gehen werde; indessen es war alles vergeblich. Der Kaiser hatte befohlen, Suworoff mußte gehorchen. Aber in welcher Stimmung, läßt sich denken. „Nachdem man mir — rief er — das für Italien nöthige Blut ausgepreßt, wirft man mich hinter die Alpen zurück." „Schon seit einer Woche — schrieb er am 31. August unter dem Eindruck der neuesten Ordres an Rostoptschin — leide ich am Fieber; mich hat die Wiener Politik vergiftet." Und dieser Groll wuchs mit jeder Stunde. „Wie kann — schreibt der Feldherr am 3. Sept. über Thugut — wie kann dieser Kanzleischreiber, diese Nachteule, und wenn er auch mit dem Schwert Skanderbegs umgürtet wäre, aus seinem dunkeln Nest eine Armee befehligen, und über die im Feld jeden Augenblick sich ändernden Umstände gebieten!"

Daß es bei dem Lenker der österreichischen Politik nicht militärische, sondern wesentlich politische Gründe gewesen sind die ihm auf den Abmarsch der Russen so ungeduldig drängen ließen, ist bereits bekannt; Thugut wollte die unbequemen Wächter von der Seite kriegen, um in Italien freiere Hand zu haben. Aber über den Umfang seiner Projecte fehlte bisher noch genauere Auskunft; was Miliutin darüber gibt, kann, da es nur aus russischen Archiven genommen ist, nicht erschöpfend sein, aber es ist doch interessant und aufklärend genug um die Aufmerksamkeit der Freunde und Kenner der Geschichte jener Tage zu verdienen. Daß Thugut die volle Restauration in Sardinien ungern sah, und darüber mit den Russen in einen ernsten Conflict gerieth, ist zur Genüge bekannt; daß ihn aber seine unstete Vergrößerungsgier auch allen andern italienischen Höfen fast gleich lästig und verhaßt machte wie die Franzosen, das ist wenigstens in diesem Umfang neu. Als einer von Pauls diplomatischen Vertretern im August nach Neapel kam, nahm ihn der Minister Acton bei Seite, und bat ihn dringend die baldige Absendung eines russischen Corps nach den päpstlichen Legationen und nach Ancona zu vermitteln, da, wie man bestimmt wisse, die Absichten des Wiener Staatsmannes darauf gerichtet seien.

Habe doch der Kaiser dem heil. Vater den Vorschlag machen lassen seiner Würde als Kirchenoberhaupt zu entsagen, damit man sich der Zustimmung des Nachfolgers zu den gewünschten Abtretungen von vornherein versichern könne. Aehnlich äußerte sich die Königin. „Ihre Maj.," schreibt der russische Diplomat, „haben in den häufigen Unterredungen mit mir bei verschiedenen Gelegenheiten ohne allen Rückhalt ihren Unwillen gegen die Kaiserin, ihre Tochter, ausgesprochen, und dieselbe hiebei der Gleichgültigkeit gegen das Wohl ihrer Eltern beschuldigt." Wir sind nun weit entfernt die Aussprüche Actons und Marien Karolinens wie ein Evangelium anzusehen, allein schlimm genug war es in jedem Fall, daß es Thugut so weit gebracht hatte daß der am nächsten verwandte und befreundete italienische Hof Schutz bei Rußland gegen Oesterreich suchte. Mit den Eröffnungen in Neapel stimmte aber zudem vollkommen überein was Kolytscheff fast gleichzeitig (Ende Julius) seinem Kaiser aus Wien berichtete. Der päpstliche Nuncius und der Prälat Albani begaben sich zu ihm, um gegen die Gefahren die den römischen Staat bedrohten gleichfalls die Hülfe des schismatischen Czaren anzurufen. Sie erklärten, so berichtet Kolytscheff, daß nach ihrem Dafürhalten der Wiener Hof in diesem Augenblick nicht allein beabsichtigte sich die venetianische Republik und die Lombardei zu sichern, sondern auch andere Theile italienischer in der Schweiz gelegener Districte und das Veltlin, so wie die drei Legationen Ravenna, Bologna und Ferrara zu erwerben; sie bemerkten ferner daß diese Legationen schon jetzt im Namen des römischen Kaisers verwaltet werden, und daß man bereits einen Theil der in Ferrara und Bologna zu erhebenden Einkünfte, in derselben Weise wie dieß bisher mit den Einkünften Mailands der Fall gewesen, auf zehn Jahre verpachtet habe; daß das Verfahren des hiesigen Cabinets sie in diesen ihren Befürchtungen bestärke, um so mehr als sie aus den Unterredungen mit Baron Thugut wahrgenommen daß derselbe die obengenannten drei Legationen nicht mehr als päpstliche Besitzungen anerkenne, weil dieselben nach dem mit Frankreich abgeschlossenen Vertrag an die cisalpinische Republik abgetreten worden seien.

Alle diese zusammenstimmenden Berichte weckten natürlich den Argwohn Pauls, und brachten ihn auf den Gedanken einen Congreß in St. Petersburg zu versammeln, auf welchem jede der verbündeten Mächte offen erklärte, welches ihre Absichten bei Fortsetzung des Kriegs, und ihre Forderungen beim künftigen Frieden sein würden. Thugut

lehnte diesen Vorschlag ab. Nun verlangte Paul daß das österreichische Ministerium ihm wenigstens genau präcisire welche Vortheile es bei einem Friedensschluß anspreche. Ich werde, schrieb er (5. Sept.) bei diesem Anlaß an seinen Gesandten in Wien, jedenfalls hieraus ersehen ob ich den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen und zu trachten habe diesem Land eine andere Regierungsform zu geben, oder ob ich meine Aufmerksamkeit mehr darauf verwenden muß ganz Europa und mich selbst gegen die maßlosen Ansprüche und die Vergrößerungssucht Oesterreichs sicher zu stellen.

In diese aufgeregte Stimmung fielen dann Suworoffs Klagen und Beschwerden wie Oel ins Feuer; es fehlte nicht viel, so wäre es schon damals zum offenen Bruch gekommen. Was freilich von Wien kam, klang, selbst in der mildernden Umhüllung die ihm Rasumowski gab, eher wie eine Bestätigung als wie eine Widerlegung der gegen Thugut laut gewordenen Anklagen. Der österreichische Minister, so berichtet sein engverbundener Freund, der russische Gesandte, habe ihm bestimmt versichert daß es nicht die Absicht sei irgendeinem italienischen Fürsten seine Besitzungen gänzlich zu entziehen; nur halte man es für nothwendig einige Grenzveränderungen vorzunehmen. Denn Oesterreich könne seiner eignen Sicherheit wegen nicht zugeben daß die Vertheidigung der wichtigsten strategischen Schutzwehr welche Italien von Frankreich trennt, einem so schwachen Staat wie Sardinien anvertraut werde. Nur von diesem Gesichtspunkt aus verlange das Wiener Cabinet daß ein Theil der Besitzungen des Königs von Sardinien mit Oesterreich vereinigt werde. In derselben Weise sollten auch einige Provinzen vom Kirchenstaat getrennt werden; doch wolle man damit nur die übrigen italienischen Fürsten für ihre Verluste entschädigen und Oesterreich mehr abrunden. Ich darf, fügt Rasumowski aus eigenem Antrieb hinzu, mit Grund vermuthen daß der Wiener Hof allen besondern Vortheilen in Italien, Deutschland oder den Niederlanden, die Euer Majestät oder ihrem erlauchten Hause conveniren könnten, seine Zustimmung geben wird. Aber wenn man ihn in seinen Planen in Italien stört, dann glaube ich auch daß er bald im Krieg nachlassen oder sich ganz von der Coalition trennen wird.

So das merkwürdige Actenstück vom 29. Aug., für dessen unverkürzte Mittheilung im Original wir dem Miliutin'schen Werke nur zu Dank verpflichtet sind. Es beweist daß die Klagen die über Thuguts weltverheerende Intriguen von London und St. Petersburg, so

gut wie von Turin und Neapel ausgingen, nicht bloß schwarzsichtige Einbildungen Einzelner gewesen sind, sondern daß Thugut selbst in der Hauptsache eingestand was man ihm nachsagte. Es wiederholte sich das Spiel von 1793—94; wie damals eine unstete und unersättliche Gier nach dem Verschiedensten zugleich die Siege gehindert hat, so wird jetzt der erfochtene Erfolg durch dieselben Künste um seine Früchte gebracht.

Jeder Tag brachte dann neue Widerwärtigkeiten, theils aus Suworoffs Lager, theils aus der Schweiz oder aus dem Reiche. Es waren bisweilen nur Nadelstiche, die aber im Zusammenhang mit allem übrigen den Unmuth des leidenschaftlichen Czaren täglich mehr verbitterten. So schreibt er unter dem Eindruck der letzten Dinge schon am 15. Sept. an Suworoff: „In der Ueberzeugung daß der Wiener Hof, statt von seinen Umtrieben und Intriguen abzustehen, dieselben je nach den durch Ihre Waffen errungenen Erfolgen nur noch vermehrt, so setze ich Sie vorläufig in Kenntniß daß ich entschlossen bin nach erfolgter Besetzung der Schweiz nur noch mit England, welchem ich zu gegenseitiger Offenheit verpflichtet, in Verbindung zu bleiben, gänzlich unabhängig von Oesterreich gegen die Franzosen zu operiren und dessen habgierige Absichten zu vereiteln.“ Und drei Tage später regt sich in dem Czaren schon der dunkle Verdacht daß Thugut am Ende gar mit den Franzosen sich verständigen werde. „Haben Sie Acht, schreibt er am 18. Sept. an Suworoff, auf die Schritte und die Vorschläge des Wiener Hofs, und richten Sie nach dessen Verhalten und dessen Aufrichtigkeit auch Ihr Benehmen gegen denselben ein. Sobald Sie jedoch mit Sicherheit in Erfahrung bringen, oder auf anderweitige Weise entdecken sollten, daß der Wiener Hof sich mit Frankreich zum Abschluß eines Separatfriedens einlassen sollte, werden Sie nach Verhältniß Ihrer Streitkräfte und Ihrer Mittel einen der folgenden zwei Wege einschlagen: entweder in der Schweiz verbleiben und in der Folge den Krieg auf eigene Faust fortführen, oder die nöthigen Maßregeln treffen um mit Ihren Truppen nach Rußland zurückzukehren und die Treubrüchigen dem Gerichte Gottes zu überlassen.“

Die Katastrophe die zu diesem zuletzt angedeuteten Ausgang geführt hat, schildert der vierte Band; derselbe beginnt mit Suworoffs Marsch nach der Schweiz und schließt mit seinem Abzug nach Rußland. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung daß auch dieser Theil, wiewohl

vorzugsweise militärischer Art, an einzelnen Aufschlüssen und Belehrungen reich genug ist. Der Zug Suworoffs über den Gotthardt ist im einzelnen aus den russichen Quellen genauer beleuchtet als dieß bisher geschehen konnte; der denkwürdige Kampf an der Teufelsbrücke wird abweichend von den gewöhnlichen Darstellungen, aber, wie uns dünkt, wahrscheinlicher erzählt; der unvergeßliche Zug über den Kinzigkulm ins Muottathal, nach Glarus und von da über den Panixerpaß nach Ilanz erhält manche beleuchtende Zugabe; die zweite Schlacht bei Zürich wird aus den Aufzeichnungen der Theilnehmenden, namentlich Sackens, in ein helleres und richtigeres Licht gesetzt. Aber nach allen Seiten befriedigt doch das Mitgetheilte nicht. Einmal bleiben trotz alles Quellenreichthums immer noch einzelne Lücken, und dann tritt in diesem Theil noch mehr als früher die Neigung hervor den Groll gegen die Thugut'sche Politik auch an der österreichischen Armee auszulassen. Gleich anfangs ist uns da ein frappantes Beispiel begegnet wie sehr der russische Geschichtschreiber geneigt ist für eigene Sünden die Oesterreicher verantwortlich zu machen. Es ist eine bekannte Sache daß sich die angesehensten Männer vom Fach, namentlich Clausewitz, befremdet darüber ausgesprochen haben daß Suworoff bei seinem Uebergang nach der Schweiz gerade den Gotthardtspaß wählte, der ihn doch nach einem sehr mühevollen Zug nicht auf eine der großen Heerstraßen der östlichen Schweiz, sondern — in den Vierwaltstätter See führte. Wir waren begierig darüber aus russischen Quellen aufgeklärt zu werden, fanden uns aber ziemlich enttäuscht. Miliutin ist in der Sache zwar mit den Bedenken gegen den Marsch über den Gotthardt einverstanden, und spricht sich selbst dahin aus daß der Weg über den Splügen unbedingt vorzuziehen war. Allein die Gründe die er für Suworoffs Handeln vorbringt, genügen doch nicht. Suworoff, sagt er uns wörtlich, besaß weder von der Stärke des Feindes noch von dem Terrain des neuen Kriegstheaters genaue Kenntniß; in beiden Beziehungen verließ er sich auf die Oesterreicher. Bezüglich des Terrains, fährt er fort, dachte der russische Heerführer wahrscheinlich auch nicht an alle jene fürchterlichen Hindernisse welche seiner während des Uebergangs über den St. Gotthardt warteten. Suworoff konnte endlich die Topographie des Landes unmöglich in allen ihren Details studieren; gerade deßhalb waren ihm österreichische Generalstabsofficiere zugetheilt, welche mit dem Terrain der Schweiz bekannt waren. Weiter erzählt uns dann Miliutin daß Suworoff schon von

Asti aus den österreichischen Führern Strauch, Lincken und Hotze seine Plane mittheilte, und daß keiner von ihnen den Feldmarschall darauf aufmerksam machte daß die Straße längs der obern Reuß nicht weiter als bis zum Vierwaltstättersee führen werde. Konnten denn die Oesterreicher, fragt Miliutin höhnisch, in ihrer Gutmüthigkeit etwa glauben daß auf diesem See französische Fahrzeuge für die russischen Colonnen in Bereitschaft liegen würden?

Es ist eine wunderliche Taktik erst Bände lang die österreichische Kriegführung um ihrer Pedanterei und methodischen Langsamkeit willen anzuklagen, Suworoff zu bewundern, und zu rühmen daß er dieselbe in der Kanzlei wie im Felde bekämpft, und dann, wenn ihm ein schwerer Mißgriff begegnet, ihn mit einemmal zum geduldigen Mannequin der österreichischen Generalstabsofficiere zu machen. Diese schrieben ihm den Weg vor, diese sahen für ihn die Landkarten durch, diese berechneten statt seiner Stärke und Stellung des Feindes! Der gute Suworoff war natürlich nicht in der Lage sich bei seinen Russen, die in der Schweiz standen, zu erkundigen wie stark der Feind war; er konnte unmöglich „schweizerische Geographie treiben," und vollends daß so ein Alpenmarsch im Herbst seine Unbequemlichkeiten habe, war ja kaum zu erwarten! Er verließ sich daher „in seiner Gutmüthigkeit" auf die Oesterreicher, wie er das jeder Zeit in Geduld und Demuth gethan hatte! Doch Scherz bei Seite, es ergibt sich, nach dem was das russische Werk mittheilt, für jeden unbefangenen Leser als unzweifelhaft daß Suworoff die Dinge leicht nahm und die Schwierigkeiten unterschätzte, weil er einmal eine vorgefaßte Meinung für die Gotthardtstraße hegte. In einer Disposition die er zu Bellinzona niederschrieb (Miliutin IV. 210 f.), ist als unzweifelhaft angenommen, und im einzelnen begründet, daß man nur den rechten Flügel der feindlichen Position mit Erfolg angreifen könne; zu dieser Operation schien aber dem russischen Feldherrn keine Straße so rasch und sicher hinzuführen, wie die an der obern Reuß. „Der einzige Weg ist daher — den St. Gotthardt von Bellinzona her anzugreifen. Durch diesen Angriff allein werden wir das erreichen was wir nach dem andern erörterten Vorschlag erst nach Verlauf von sechs Tagen erreichen würden." Suworoff hatte sich also den Plan gemacht den er für den besten hielt; wenn dabei wirklich nie zur Sprache gekommen ist daß die Reußstraße im See mündet, so wäre das gewiß eine seltene Curiosität, die aber mit allen ihren Consequenzen auf den Oberfeldherrn zurückfiele.

Auch an einer andern Stelle scheint uns der russische Autor zwischen den streitenden Parteien nicht unbefangen abzuwägen. Es ist bekannt daß im Herbst der Erzherzog Karl und Suworoff sich nicht über eine gemeinsame Operation verständigen konnten, sondern der russische Feldherr mit allen Zeichen des Unmuths seine Quartiere zurück nach Bayern verlegte, d. h. den ersten Schritt zum völligen Abmarsch that. Es mag sein daß der Erzherzog nicht die richtige Taktik anwendete um die Russen geschmeidig zu machen; allein daß Suworoff nach ganz zureichenden objectiven Gründen verfuhr, wie es Miliutin darstellen will, davon können wir uns doch nicht überzeugen. Noch am 16. October war er bereit an einer vom Erzherzog vorgeschlagenen Offensive theilzunehmen; am 18. hielt er einen Kriegsrath, der sich nach unserm Gewährsmann dahin aussprach: „man könne nichts anderes als Verrath von den Oesterreichern erwarten." Miliutin selbst findet diese Widersprüche räthselhaft, und meint: Suworoff habe eine Zeitlang zwischen zwei Entschlüssen geschwankt, bis endlich der Argwohn gegen die Verbündeten und deren unlautere Absichten die Oberhand gewann. Das heißt doch jedenfalls wie ein reizbarer, übellauniger Mann verfahren, und auf mehr ging auch der Vorwurf der „fremden Schriftsteller" nicht, welchen Miliutin so nachdrücklich zurückweist. Diese Stimmung prägt aber der ganze letzte Briefwechsel mit dem Erzherzog grell genug aus. Wie ihn der Prinz zu einer Unterredung einlädt, schreibt der Russe höhnisch: „der junge Erzherzog Karl will mich wie ein Demosthenes durch seine Beredsamkeit bezaubern," und lehnt die Zusammenkunft ab. Als der Erzherzog ihn auffordet die Deckung Vorarlbergs zu übernehmen, schreibt er voll Entrüstung seinem Kaiser: „Der Erzherzog Karl scheute sich nicht mir den Vorschlag zu machen die sieg= und ruhmgekrönten Krieger Ew. kais. Majestät zur Deckung Graubündens und Vorarlbergs zu verwenden;" und wie auf seine Drohung nach Bayern zurückzugehen der Prinz das Wort „Rückzug" gebrauchte, kommt eine heftige Expectoration, die mit den prahlerischen Worten beginnt: „während meines ganzen Lebens habe ich weder Rückzug noch Vertheidigung gekannt." Gewiß, der österreichische Premier und die Leute vom Hofkriegsrath hatten Suworoff das Leben sauer genug gemacht, aber er übte Vergeltung an den österreichischen Generalen, von dem Tage an wo er an der Etsch ihre Truppen im Bajonnet einüben ließ, und mit „Frauenzimmern," „Faullenzern" und „petits maîtres" um sich warf, bis zu der letzten

Stunde am Bodensee, wo er den Erzherzog so behandelte als wenn derselbe alle Intriguen Thuguts und alle Thorheiten Korsakows mitverschuldet hätte.

Der eigentliche Bruch Kaiser Pauls mit Oesterreich kündigte sich in der Abberufung des Heers an. Nach den von Miliutin mitgetheilten Actenstücken war schon vor den letzten Ereignissen die Spannung auf den höchsten Grad gestiegen, und zwar hauptsächlich über Piemont. Schon am 17. October hatte der Czar eine Art von Ultimatum nach Wien gehen lassen, das in brüskem Ton eine befriedigende Erklärung forderte, und wenn dieselbe nicht erfolge, damit drohte die „Armee abzurufen und das österreichische Haus seinem Schicksal zu überlassen.“ Vier Tage nachher traf die Nachricht von Korsakow's Niederlage bei Zürich in St. Petersburg ein. Jetzt war Kaiser Paul keinen Augenblick im Zweifel daß Oesterreich daran die Hauptschuld trage, und am Tage, nachdem er die Nachricht empfangen, schrieb er an Kaiser Franz seinen Absagebrief, und ertheilte Suworoff die Weisung zur Rückkehr. Es war ein entscheidender Moment für die Geschichte der Welt; gerade sechs Tage vorher war Bonaparte in Paris eingetroffen, und rüstete sich eben zu seinem achtzehnten Brumaire.

Fünfter Band.

(Allgemeine Zeitung 21. u. 22. April 1859 Beilage Nr. 111 u. 112.)

Das Werk, welches mit diesem fünften Band abgeschlossen ist, gehört zu den interessanteren Erscheinungen der neueren historischen Literatur. Nicht allein die Geschichte des Krieges von 1799 wird hier reicher und vollständiger geboten als in den früheren Bearbeitungen, der ganze Verlauf der Kämpfe gegen die Revolution und das Verhältniß in welches sich Rußland dazu stellte, gewinnt eine allseitigere Beleuchtung, hie und da (wie bei der Auflösung Polens) durch Mittheilung von Urkunden die des höchsten Interesse's werth sind. Auch dieser Schlußband enthält noch eine bemerkenswerthe Nachlese, zumal der Verfasser bei dem Ausgang des Feldzuges von 1799 nicht stehen bleibt, sondern die diplomatischen Verhältnisse zu Frankreich bis zum Abschluß des förmlichen Friedens darlegt.

Voran geht eine Nachlese über den Krieg von 1799, worin die kleineren Episoden dieses Feldzugs, die Landung in Holland, die Thätigkeit der Russen in Süd- und Mittelitalien und die letzten Tage Su-

woroffs behandelt werden; das meiste davon ausführlicher als wir es bisher kannten, und natürlich vorzugsweise aus russischen Quellen. Abgesehen von den militärischen Ereignissen bieten diese Episoden ein gemeinsames politisches Interesse: sie haben alle dazu beigetragen das Band welches die Coalition zusammenhielt gründlich zu lockern. Das war die Wirkung der holländischen Expedition, wie der Vorgänge in Neapel, Rom und Ancona.

In lebhaften Farben schildert zunächst Miliutin die trostlose Lage in welcher sich nach den ersten flüchtigen Erfolgen die Truppen in Holland befanden. Sie lagen in Bivouacs, und hatten nicht den geringsten Schutz gegen das Unwetter das seit September in Regengüssen und Stürmen sich zu entladen anfing; Zelte hatte man nicht mitgenommen, und zum Bauen von Baracken fehlte es an jeglichem Material. Mit den feuchten Gewehren in ihre durchnäßten Mäntel gehüllt lagen die Soldaten auf dem feuchten Sand, oder auf den schmutzigen von Sumpf umgebenen Dämmen. Häufig litten sie wegen Mangels an Transportmitteln auch an Verpflegung Noth; die Bewegung der Zufuhren auf den durch unaufhörlichen Regen ganz durchweichten und engen Dämmen verzögerte die Lieferung zu Land ungemein; zum Transport auf den Canälen besaßen die Verbündeten nicht genug Schiffe. Bei dem allem litten die Russen noch mehr als die Engländer. Sie waren durch die lange Seefahrt entkräftet, und konnten sich nicht an die englische Kost gewöhnen; gern hätten sie die weißen Zwiebacke gegen schwarzes Roggenbrod und ihre Ration Pöckelfleisch und Rum gegen Sauerkraut und Branntwein vertauscht. Die russischen Truppen kamen ohne Train und Artillerie, die Cavallerie (mit Ausnahme der Kosaken) ohne Pferde an; die Officiere und selbst die Generale hatten weder Fuhrwerke noch Packpferde, und mußten sich ihre Habseligkeiten durch die Bedienten nachschleppen lassen. Die Engländer hatten sich vertragsmäßig verpflichtet das russische Corps bei dessen Ankunft in England mit der erforderlichen Anzahl Pferde zu versehen; allein während der ganzen Dauer des Feldzugs besaßen weder die Stabsofficiere noch die Adjutanten Reitpferde, und selbst die Leibhusarenschwadron blieb unberitten. Für die russische Artillerie beschafften die Engländer nur ein paar Pferde für jedes Geschütz; die russischen Trainknechte verstanden jedoch mit den großen englischen und friesländischen Pferden nicht umzugehen; sie konnten dieselben nicht gehörig anschirren, und so stark auch diese Pferde waren, so konnte ein Paar die schweren Ge-

schütze doch nur mit der größten Anstrengung auf dem schlüpfrigen Schmutz oder dem lockeren Sande fortbringen.

Das alles deutete auf einen unglücklichen Ausgang hin, wie er nachher in der That erfolgt ist. Der russische Verfasser läugnet zwar nicht daß seine Landsleute selbst dazu beigetragen haben das militärische Mißlingen herbeizuführen, indessen er betont doch auch den peinlichen Eindruck den dieß alles auf den Czaren machte. Paul war aber nicht die Persönlichkeit die so etwas mit leidenschaftloser Ruhe erwog; zumal diese bittere Erfahrung zusammentraf mit den Ereignissen an der Limmat und mit Suworoffs herben Klagen über das Verfahren des österreichischen Alliirten. Ein Vorfall wie der zu Ancona war, konnte unter solchen Umständen seinen Groll zum heftigsten Ausbruch steigern.

Den Verlauf dieser letzten Episode erzählt Miliutin ausführlich, und theilt die wichtigsten Stücke der darüber gepflogenen Correspondenz mit. Es ergibt sich daraus unzweifelhaft daß das Benehmen des Generals Fröhlich von Anfang an nichts weniger als bundesfreundlich, das Verfahren bei der Capitulation eigenmächtig und die Entfernung der russischen Flagge brutal und unklug zugleich war; allein das eine durfte doch der russische Darsteller etwas mehr betonen, daß das breitspurige Auftreten seiner Landsleute auch eine loyalere Politik, als die Thuguts war, mit Verdruß und Mißtrauen erfüllen konnte.

Noch kämpfte bei Paul der Widerwille gegen seine Verbündeten mit dem Haß gegen die Revolution. Er dachte noch nicht daran zurückzutreten aus dem Kampfe, wohl aber einen Ersatz wollte er sich schaffen für die schwer erschütterte Coalition. Die Actenstücke welche Miliutin darüber mittheilt, geben eine vollständige Einsicht in Pauls Plan. Er wandte sich (October 1799) an die Monarchen von England und Preußen in vertraulichen Schreiben, er suchte Schweden und Dänemark für ein neues Bündniß zu gewinnen, das, sämmtliche nordische Staaten umfassend, den aufgelösten Bund des ablaufenden Jahres ersetzt und den Krieg gegen Frankreich im großen Styl erneuert hätte. Preußen freilich wich aus, und England, wie es ein eigenhändiges Schreiben Georgs III. vom 27. November aussprach, zeigte sich zwar sehr bereit in die Anschauungen des Czaren einzugehen, nur wollte es nicht so leichthin die österreichische Allianz wegwerfen, sondern rieth zu einer Aussöhnung mit dem Wiener Hofe. Suworoff sollte einen Kriegsplan für das nächste Jahr entwerfen, England wollte

Subsidien zahlen und die Verständigung zwischen beiden Kaiserhöfen wieder herstellen. Suworoff entsprach sofort dem Auftrag bereitwillig und machte Entwürfe zum künftigen Feldzug, die Miliutin ausführlich mittheilt. Er gab die Hoffnung nicht auf mit einer großen gemeinsamen Anstrengnng die ersehnte Invasion ins Innere von Frankreich durchführen zu können. Interessant ist dabei daß er, trotz des vielen Zankes den er mit dem österreichischen Cabinet und dem Hofkriegsrath gehabt, die Mitwirkung der österreichischen Truppen nicht missen wollte. Der Einbruch in Frankreich sollte mit einem aus Russen und Oesterreichern combinirten Corps durchgeführt werden. „In dem jüngst verflossenen italienischen Feldzuge,“ sagt darüber Suworoff in einem Bericht vom 4. Jan. 1800, „brachte diese Vereinigung einen Wetteifer und dadurch jene bewundernswerthen Thaten und jene Beispiele der Täpferkeit hervor. Zu dem gemeinschaftlich zu führenden Feldzuge gehören auch noch andere Dienstzweige, die uns wegen der Entfernung unserer Truppen vom Vaterland um so nothwendiger sind, wie z. B. das Verpflegungswesen, welches durch die gewonnene Erfahrung der österreichischen Proviantbeamten auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht ist; der Generalstab, dieser so wichtige Zweig der Kriegführung, ist bei den Oesterreichern, wegen der topographischen Kenntnisse welche sich dieselben in dem lange dauernden Krieg erwarben, in einem blühenden Zustande. Auch darf ich hier nicht die Vorzüglichkeit ihrer Belagerungsartillerie übergehen, die allenthalben mit dem besten Erfolg angewendet wurde. Alle diese und noch viele andere Vortheile welche aus der gegenseitigen Nähe des Kriegstheaters und der Staaten des österreichischen Kaisers hervorgehen, würden uns das Mangelnde ersetzen; wir würden uns auf diese Weise wechselseitig aushelfen und das Fehlende ergänzen. Um aber das Ganze in den gehörigen Schranken zu halten, ist es vor allem nothwendig daß der Oberbefehlshaber unabhängig handle. Um endlich den Einfall in Frankreich durch die Franche-Comté oder das Dauphiné, welch letzteres ich in jedem Fall vorziehe, ausführen zu können, ist es nothwendig 100,000 Mann russischer, österreichischer und sonstiger Truppen verwenden zu können.“

Auch der Czar war bereit mit voller Energie wieder in den Kampf einzutreten. „Wenn ich auch,“ schrieb er an Suworoff, „das österreichische Haus seinem Schicksal überlasse, so kann ich doch nicht umhin zu gleicher Zeit der Lage, in welche Europa nach meinem

völligen Austritt aus der Coalition gerathen würde, meine volle Aufmerksamkeit zu schenken." Aber er knüpfte sein Bleiben an zwei unabänderliche Bedingungen: die Entfernung Thuguts und die Aufrechthaltung der politischen Gränzen in Italien, wie sie zu Anfang des Jahres 1798 bestanden hatten. In den Erörterungen die über den letzern Punkt stattfanden, kam dann der österreichische Minister auf die schon früher ausgesprochene Ansicht zurück: daß zur Erhaltung der Ruhe in Italien es nothwendig sei Oesterreich auf Kosten Sardiniens und des Kirchenstaats einige Vergrößerungen zu schaffen. Diese Begehrlichkeit nach der Beute ehe der Kampf zu Ende war, hatte schon vorher ihr gutes Theil dazu beigetragen die Coalition zu erschüttern; sie hatte auch jetzt die Wirkung den Versuch ihrer Wiederherstellung zu vereiteln. Paul gab eine schroff ablehnende Antwort, die wenig Aussicht auf Verständigung ließ. Denn nicht nur die politischen Ansichten standen sich entgegen, auch über die militärische Ausführung hatte man in Wien und St. Petersburg ganz widersprechende Meinungen. Während Suworoff mit guten Gründen die gemeinsame Action gemischter Armeen befürwortete, ward von Thugut die Ansicht verfochten daß in Italien, der Schweiz und Süddeutschland nur österreichische und Reichstruppen operiren, die Russen aber am untern Rhein vorgehen und ihren Angriff gegen das nordöstliche Frankreich richten sollten. Es war die gleiche Taktik womit er im Spätsommer den Abmarsch Suworoffs aus Italien durchgesetzt hatte; wie damals, wurde auch jetzt die Lockspeise hingehalten daß nach diesem Plan den Russen die Hauptrolle zugewiesen sei, und die gewinnenden Reden für Suworoff nicht gespart. „Indessen," bemerkt Miliutin, „Thugut bemühte sich umsonst durch schmeichlerische Phrasen seine eigentlichen Zwecke und Absichten zu bemänteln: Suworoff ließ sich weniger als irgendein anderer durch solches Blendwerk täuschen, und sah in dem dargelegten Plan nur zu deutlich die vorherrschende Absicht die russischen Truppen zu einer Diversion zu verwenden und sie von dem Hauptkriegsschauplatz zu entfernen, um die Oesterreicher dann als unumschränkte Herren in Italien und der Schweiz schalten zu lassen."

So schwand mit jedem Tage mehr die Hoffnung auf eine gemeinsame Action. Es fallen diese Unterhandlungen in die letzten Wochen des Jahres 1799, sind also gleichzeitig mit den Anfängen des Consulats. Es ist interessant wie dieser Wechsel gleich in seinem ersten Stadium Pauls Aufmerksamkeit beschäftigt hat. „Ich wünsche Ihnen,

mein Fürst — schreibt er am 8. Jan. 1800 an Suworoff — Glück zum neuen Jahr, und theile Ihnen als Antwort auf Ihr Schreiben vom 10. d. mit daß die Umstände die Rückkehr der Armee nach ihrer Heimath erfordern; die Absichten des Wiener Hofes sind immer noch die nämlichen, während in Frankreich eine Aenderung vorgeht, deren Folgen ich, ohne mich zu entkräften, geduldig abwarten muß. Kehren Sie unverzüglich nach Rußland zurück."

Dieser Stimmung kamen freilich neue Ereignisse sehr zu Hülfe. In denselben Tagen wo der Czar bereits die Neigung kundgab sich in eine zuwartende Stellung zurückzuziehen, kam der Bericht des Admirals Uschakoff über die Vorfälle in Ancona. Es läßt sich denken wie der reizbare und argwöhnische Mann das aufnahm. Er forderte nicht nur die strengste Untersuchung, sondern er erklärte zugleich, solange ihm keine vollständige Genugthuung geworden, bleibe dem österreichischen Gesandten in St. Petersburg jeder Zutritt bei Hofe verweigert. Ja er richtete das Ansinnen nach Wien: man solle den Grafen Cobenzl aus St. Petersburg völlig abberufen. Von dem Augenblick an war der Schaden unheilbar; in Wien war man offenbar ganz geneigt den Czaren zu besänftigen, allein das war keine leichte Sache bei einem an sich schwer zu behandelnden Mann, über den nun alter und neuer Groll völlig Meister geworden war. Dazu kam dann noch die Differenz mit England wegen der Verpflegung der Truppen und der Streit über Malta — in diesem Augenblick der letzte Stoß gegen die schon aus allen Fugen gegangene Coalition. Noch dauerten bis in den Sommer 1800 die Versuche das gestörte Vernehmen wiederherzustellen; aber da war auch bereits die Gegenwirkung thätig, die Rußlands Uebergang ins französische Lager vorbereitete.

Ehe Miliutin diese merkwürdige Wendung schildert, verweilt er noch einen Augenblick bei den letzten Schicksalen Suworoffs. Es ist eine für das Wesen despotischer Staaten lehrreiche Episode. Der ruhmgekrönte Feldherr stand auf der Höhe seines Glanzes; die auswärtigen Fürsten wetteiferten mit Huldigungen und Auszeichnungen, der Czar überbot sie alle in der Wärme seiner Anerkennung. „Dich zu belohnen, o Held — schrieb er noch am 10. Jan. voll Emphase in einem eigenhändigen Brief — bin Ich nicht im Stande, du bist über alle meine Belohnungen erhaben. Ich kann dieß nur fühlen und dir, indem Ich dich in Meinem Innern hochschätze, Meine Dankbarkeit bezeugen." Schon in Krakau hatte sich der greise Feld-

herr krank gefühlt, und das Commando der Armee an Rosenberg übergeben; er ging ihr voran nach St. Petersburg. Dort wurde ein feierlicher Empfang vorbereitet; der Czar schickte ihm seinen Leibarzt entgegen, Graf Rostoptschin schrieb ihm: „Die Sehnsucht Sie zu sehen, und Ihnen die Hand zu küssen, hat mich krank gemacht.“ „Ich bete zu Gott, schrieb ihm der Kaiser, daß er Mir den Helden Suworoff zurückgebe; bei Ihrer Ankunft in der Hauptstadt werden Sie die Dankbarkeit Ihres Kaisers gegen Sie kennen lernen, wenngleich dieselbe Ihren Verdiensten nicht gleich kommt.“ Diese neuen Gnadenbezeugungen, sagt Miliutin, gossen neues Leben in Suworoffs Seele, und linderten seine Leiden mehr noch als die Arzneien. Suworoff genas wieder; alle Welt war beschäftigt mit den Vorarbeiten zu seinem Triumphzug. Da gelang es Neidern und Zwischenträgern dem Czaren einzubilden daß Suworoff das Heiligthum der von ihm eingeführten Dienstordnung vielfach verletzt habe. Der Sieger von Piacenza und Novi sollte das fürchterliche Verbrechen begangen haben während des Feldzugs sich einen General du jour beizugeben, während das nur dem Kaiser zustand! Alle kaiserliche Dankbarkeit war nun vergessen; es erfolgte ein herbes, ungnädiges Rescript das den alten Helden tödtlich traf, „Gott warum muß ich so leiden,“ rief er aus, „warum bin ich nicht in Italien gestorben!“ Todkrank kam er am 2. Mai in St. Petersburg an; zwei Wochen später war er eine Leiche. An Zeichen der Theilnahme, auch des Czaren, fehlte es nicht; auch die Neider bewunderten den todten Helden. Divus, dumne sit vivus!

Der letzte Abschnitt des Miliutin'schen Werks behandelt noch eine interessante Episode die wir bisher nur aus französischen Quellen kannten: die Aussöhnung Pauls mit Bonaparte, und die Anfänge einer nähern Verbindung mit Frankreich. Wir haben schon erwähnt wie man in St. Petersburg dem Staatsstreich vom 18. Brumaire von Anfang an mit Aufmerksamkeit gefolgt war; und zwar war diese Aufmerksamkeit eine theilnehmend freundliche. Mit innerer Sympathie sah man in Frankreich ein Regiment auferstehen das den russischen Idealen vielmehr entsprach als die bisherigen Formen. „Er ist, schrieb damals Graf Rostoptschin, Herrscher ohne Titel; alles beugt sich vor ihm, alles achtet ihn und erwartet von ihm den Frieden, das Loos aller ist gemildert.“ In demselben Augenblick hatte auch Bonaparte bereits seinen ersten Schachzug gethan um Rußland zu

gewinnen. Durocs Sendung nach Berlin hatte den guten Erfolg Preußen ins Schlepptau zu nehmen, und ihm mit der Idee einer großen wirksamen Friedensvermittlung zu schmeicheln. Bonaparte erklärte dem preußischen Gesandten in Paris, Sandoz-Rollin, persönlich daß der König Frankreich einen großen Dienst erweise wenn er dasselbe mit dem russischen Kaiser aussöhne. Am 28. Jan. 1800 liefen von Baron Krüdener zwei unerwartete Botschaften in St. Petersburg ein: daß der König von Preußen den Wunsch ausgedrückt habe, mit dem russischen Monarchen bezüglich der zur Wahrung des politischen Gleichgewichts in Europa gegen den Ehrgeiz des österreichischen Hauses zu ergreifenden Maßregeln in Unterhandlung zu treten, und daß Bonaparte Wege suche sich mit Rußland auszusöhnen. Auf den Rand dieses Berichts schrieb dann der Kaiser eigenhändig mit Bleistift folgende Entschließung: „Bezüglich der zu ergreifenden Maßregeln bin ich gern bereit bei jeder neuen Gelegenheit im Einklang mit dem König zu handeln; was die Annäherung an Frankreich betrifft, soll es mich sehr freuen wenn dasselbe sich an mich wendet, insbesondere um Oesterreich entgegenzutreten.“ So war also der Weg gebahnt; bald kostete es, Dank der Ungeduld und Schroffheit womit England den Lieblingslaunen Pauls entgegentrat, nur wenig Mühe ihn für das Project der nordischen Neutralität zu erwärmen. Und je ungeschickter die Glieder der Coalition den Czaren an seinen verwundbarsten Stellen trafen, desto feiner wußte Bonaparte die aus despotischer Launenhaftigkeit und wirklicher Großmuth gemischte Natur Pauls zu behandeln. Er verfügte die Freigebung der russischen Gefangenen ohne Auswechslung, und vermochte die batavische Republik das gleiche zu thun. Paul nahm das mit der lebhaftesten Freude auf: ungesäumt gestattete er (Aug. 1800) dem Baron Krüdener mit dem französischen Gesandten in Berlin in directe Beziehungen zu treten, ließ dem ersten Consul danken, und versicherte denselben nochmals seines Wunsches den Frieden und die Ruhe in ganz Europa dauernd herzustellen. Man muß die detaillirte Erzählung des russischen Autors lesen, um recht lebhaft zu empfinden wie überlegen Bonaparte mit der russischen Politik spielte. Der russische Darsteller ist unwillkürlich selbst in die Stimmung gerathen, die damals in St. Petersburg die Oberhand gewann; er findet die Politik Bonaparte's höchst vortrefflich, und in allen Fragen sehr gemäßigt; er meint, eigentlicher Grund zum Krieg zwischen Paul und Bonaparte sei gar nicht vorhanden ge-

wesen; er erzählt mit andächtiger Breite die Pracht des Empfangs, die Aufmerksamkeiten des ersten Consuls und das Beifallklatschen des Publikums, womit die ersten russischen Gesandten in Frankreich begrüßt worden sind. Es ist ein Stück Geschichte das immer wieder lehrreich zu lesen ist.

Inzwischen hatte Bonaparte einen zweiten Meisterstreich ausgeführt, indem er die Interessen seiner eigenen Politik unvermerkt wie Wünsche Pauls einzukleiden verstand. Der Czar hatte gleich anfangs erklären lassen daß die Restitution Sardiniens, Neapels, Württembergs, Bayerns, Malta's Grundbedingungen des Friedens für ihn seien. Diese Wünsche, erklärten die Franzosen, seien auch ganz die ihrigen, ja sie gaben weiter zu verstehen daß sie Malta nicht nur der Oberhoheit des Ordens, sondern der Verfügung Pauls zu überlassen bereit seien. Dann tauchte allmählich ein bestimmterer Vorschlag auf, in welchem die Grundlinien der Politik der Jahre 1801 und 1802 schon deutlicher zu erkennen sind. Rußland, hieß es in diesem von Miliutin mitgetheilten Entwurf, erkennt die Rheingränze an, Frankreich verspricht die Integrität Neapels zu wahren, Sardinien ohne Savoyen wiederherzustellen, und der weltlichen Macht des Papstes „angemessene Gränzen" zu bestimmen. Beide Mächte gewährleisten die Integrität der Besitzungen Bayerns und die Württembergs. Dann hieß es: „Preußen, Bayern und die übrigen deutschen Saaten welche einen Theil ihrer Besitzungen verloren erhalten entsprechende Entschädigung durch Säcularisation, und zwar nach allgemeiner Uebereinkunft zwischen Rußland, Preußen und Frankreich." Damit war also die Politik der russisch-französischen Intervention in der deutschen Entschädigungsfrage bereits eingeleitet.

Auch an andern Zügen ist zu erkennen wie vollständig bereits Bonaparte den Czaren seinen Entwürfen dienstbar gemacht hatte. Miliutin theilt ein Rescript Pauls mit (Jan. 1801), worin dem Chef des donischen Heers, General Orloff-Denisoff, befohlen ist sich nach Orenburg marschfertig zu machen, und von da über Chiwa und Bochara nach dem Indus und Ganges vorzudringen. Ein solches Unternehmen, schreibt der Czar, wird euch alle mit dauerndem Ruhm krönen, dem Land Reichthümer und Handel zuführen, und den Feind ins Herz treffen. Und ein paar Tage später schreibt er: „Indien, wohin Sie bestimmt, wird von einem großen Machthaber und vielen kleinen Fürsten beherrscht. Die Engländer haben bei letztern ihre

Handelsniederlassungen, die sie entweder durch Geld oder durch Waffengewalt erworben haben. Ihr Zweck besteht demnach darin dieß alles zu zerstören, die unterjochten Fürsten zu befreien, und das Land in das nämliche abhängige Verhältniß zu Rußland zu bringen wie bisher zu England der Fall gewesen, und dadurch den Handel uns zuzuwenden."

So versprach schon das Jahr 1801 Bonaparte's kühnste Wünsche zu erfüllen, und die Politik von Tilsit und Erfurt zu anticipiren. Der tragische Ausgang Kaiser Pauls zerriß vorerst dieses Gewebe; aber die Zeit kam wo die abgerissenen Fäden wieder aufgenommen wurden.

Macaulay's Friedrich der Große.

(Historische Zeitschrift 1859. I. Heft).

Es sind volle sechszehn Jahre, seit Macaulay (1842), aus Anlaß von Thomas Campbell's Buch, seinen Aufsatz über Friedrich den Großen in der Edinburgh Review erscheinen ließ. Den Ruf eines geistvollen Kritikers und Essayisten hatte er sich schon damals erworben, und die Arbeit über Friedrich II. trug in den Augen seiner Landsleute dazu bei, denselben zu erhöhen. Seitdem ist aus dem Essayisten ein Geschichtschreiber erwachsen, dem wie selten Einem die populäre Anerkennung in der Heimath und im Ausland zu Theil geworden ist; ein Liebling der großen gebildeten Lesewelt, dem unsre Zeit keinen gleichen Namen an die Seite stellen kann, für Tausende und aber Tausende der correcte Ausdruck ihres politischen Denkens, gilt er nicht Wenigen als das vollendete Muster historischer Kunst, neben welchem die schmucklose Nüchternheit der Alten fast unscheinbar in den Schatten tritt.

Nichts natürlicher, als daß von einem so glänzenden literarischen Namen auch die kleinsten Abfälle gesammelt und der Lesewelt als classische Stücke dargeboten werden. Neben den essayistischen Cabinetsstücken über Milton, Machiavell, Pitt, Clive, durch die Macaulay zuerst seinen Ruf begründet hat, ist auch der Essay über Friedrich den Großen als ebenbürtig anerkannt, in die Sammlung seiner kleinen Schriften aufgenommen und in England wie bei uns neu aufgelegt worden.*) Nicht nur in England ist der Aufsatz so durch unzählige

*) Zuletzt 1857 in der Tauchnitz'schen „Collection of british authors."

Hände gegangen und hat auf lange hin das historische Urtheil über Friedrich bestimmt, auch in Deutschland ist im Laufe der jüngsten Zeit Macaulay's Friedrich der Große im Orginal und in Uebersetzung fleißig gelesen uud auf die Worte des Meisters vielfach geschworen worden.

Das legt der deutschen Kritik die Pflicht auf, nicht länger zu schweigen über eine Schrift, deren Form und Inhalt gleich ernste Bedenken erweckt. So lange sich der Aufsatz in dem bescheidenen Rahmen einer anonymen Recension hielt, war es begreiflich und zu entschuldigen, daß man ihn in Deutschland ignorirte; er trat nicht mit der Prätension auf, Neues im Stoffe und Musterhaftes in der Form zu geben. Seit er aber unter den classischen Werken eines hochberühmten Autors eine Stelle gefunden und der Verfasser durch den Wiederabdruck erklärt hat, daß er seine Ansicht von 1842 auch heute noch vertrete, da könnte es nur als Zugeständniß gedeutet werden, wenn die Kritik dazu schwiege. Von Zugeständniß kann aber so wenig die Rede sein daß wir uns vielmehr zur entschiedensten Abwehr gedrungen fühlen: zur Abwehr einmal gegen eine historische Darstellungsweise, die wir durchaus nicht für mustergültig, sondern für einen bedenklichen Abweg halten, zur Abwehr gegen eine Auffassung, die das Andenken einer der Größen unsrer Nation auf unverantwortliche Weise verunglimpft. Daß dieß nicht zu viel gesagt ist, soll denken wir die eingehende Beurtheilung des Einzelnen darthun.

Das düstere und unerquickliche Bild, das der britische Geschichtschreiber von König Friedrich entwirft, muß doppelt überraschen, weil es aus Macaulay's Feder stammt. Die ätzende Schärfe und Bitterkeit eines taciteischen Griffels liegt ihm sonst fern; eine gewisse Milde und Toleranz der Auffassung, ein gesunder Sinn, der allen Extremen abhold ist, sind mit Recht zu seinen Vorzügen gezählt worden und haben gewiß das Ihrige dazu beigetragen, ihm eine so große populäre Anerkennung zu schaffen. Sein Cromwell und sein Wilhelm III, sein Lord Clive und Warren Hastings verrathen gewiß nicht den strengen und schwarzgalligen Beurtheiler; eher dürfte man bisweilen die apologetische Milde bewundern. Und diese Milde tritt um so kennbarer da heraus, wo es sich um nationale Interessen handelt; mit sicherem Tacte hat er überall den Sinn des britischen Volkes getroffen, indem er über Personen und Mittel dann nachsichtig hinwegsieht, wenn die Dinge und ihre Zwecke dazu angethan sind, die Sympathie Altenglands in Anspruch zu nehmen.

Wenn irgend eine Form der Subjectivität in der Geschichtschreibung gestattet ist, so ist es diese; auch die classischen Muster der Alten haben ihr Griechen- und Römerthum nie verleugnet. Wir ehren darum das nationale Gefühl, das „König Oliver den Ersten und leider den Einzigen" rechtfertigt und preist, weil er inmitten der Revolution und äußeren Gefahr sein Volk zur Macht und Größe hob, allein wir verlangen, daß man auch sonst mit gleichem Maße messe. Wer bei Cromwell und Wilhelm III. die bequeme Moral der Nützlichkeit walten läßt, der darf bei Friedrich nicht den ängstlichen Sittenrichter spielen. Wir haben nichts dagegen, wenn der britische Geschichtschreiber die Männer seines Volkes vom Roste der Parteianklagen blank putzt und mit dankbarer Nachsicht das Bedeutende und Verdienstvolle an ihnen hervorhebt, allein das dürfen wir fordern, daß er ihren Glanz nicht erhöhe auf Kosten fremder Größen. Wer so beredt für den Mörder Karls I. plaidiren kann, wer so viel Kunst aufbietet, um den blutigen Flecken von Glencoe vom Namen Wilhelms III. wegzubringen, dem steht es nicht gut an, Friedrich II. wie einen boshaften, menschenfeindlichen Tyrannen grau in grau zu malen.

Doch ist es kaum die nationale Einseitigkeit allein, woraus diese unbillige Vertheilung der historischen Gerechtigkeit entspringt. Vielmehr glauben wir nicht zu irren, wenn wir eben in der eigenthümlichen Weise Macaulay'scher Darstellung, in seiner Manier dürfen wir wohl sagen, eine Quelle jener Unbilligkeit suchen. Das Wesen des britischen Geschichtschreibers ist aus sehr mannichfaltigen und reichen Eigenschaften zusammengesetzt; es klingt in ihm der Poet seiner Jugendtage durch, man hört den parlamentarischen Redner, den Mann der politischen Debatte, den Kunstfreund und Aesthetiker so gut heraus, wie den Journalisten. Das frische Colorit seiner Darstellung, die reiche Fülle von Bildern und Vergleichungen, die plastische Lebendigkeit seiner Gestalten und der poetische Hauch der manche Parthie seiner Werke auszeichnet, quillt eben so leicht aus dieser glücklich angelegten Individualität, wie die Ueberladung, die Breite, der Mangel an schlichter Natürlichkeit, woran andere Theile seiner Werke leiden. Der Ton des Essay ist allzusehr Meister geworden über den einfachen und ungesuchten historischen Stil; es wird der anziehenden und amüsanten Form oft sichtbar das Wesen geopfert. Geistreiche Antithesen und pikante Parallelen häufen sich; um eines momentanen Ef-

fectes, oft selbst um einer brillanten Phrase willen sehen wir den Kern der Dinge verrückt, oder es wird bisweilen an Stellen, wo die Macht der Thatsachen am kräftigsten wirken würde, die rednerische Kunst und das salbungsvolle Pathos überflüssiger Weise angewendet, um auf den Leser einen Eindruck hervorzubringen, der dem streng historischen Zweck geradezu widerstrebt.

Wir wissen wohl, daß die freigebige Bewunderung der großen Lesewelt diese Schattenseiten so warm verehrt wie die unbestrittenen Vorzüge des Geschichtschreibers; aber wir sind dessenungeachtet der festen Ueberzeugung, daß es sehr vom Uebel wäre, wenn diese Art der Darstellung zur allein nachahmungswerthen erhoben würde. Wir zögen die strengen vielleicht oft steifen Linien der alten Schule unbedingt vor, sobald es sich darum handelte, ein Muster daraus zu bilden.

Wir glauben z. B. nicht, daß es guter Geschmack ist, vom ersten preußischen König zu sagen: „er spielte unter den gekrönten Häuptern Europa's eine Figur, ähnlich derjenigen, welche ein Nabob oder ein Commissär, der sich einen Titel gekauft hat, in der Gesellschaft von Peers spielen würde. Ludwig XIV. sah auf ihn ungefähr mit einer Miene herab, wie der Graf im Moliereschen Lustspiel Monsieur Jordan ansieht, als dieser noch ganz berauscht ist von der Mummerei, durch die er zum Edelmann geworden ist." Oder wir halten es so wenig für schön, als für wahr, wenn Friedrich Wilhelm I. ein „Bastard von Moloch und Puck" genannt wird und es von ihm heißt: „seine Liebhaberei für militärische Ordnung wurde zu einer Manie, ähnlich der eines holländischen Bürgermeisters für Tulpen oder eines Mitgliedes des Roxburghe Club für Caxton-Drucke." Oder wenn von den Cabinetsräthen Friedrichs II. berichtet wird: „sie mußten das ganze Jahr arbeiten wie Negersclaven zur Zeit der Zuckerernte — — sie wußten nie, was es hieß zu Mittag essen." Wir wählen diese Beispiele aufs Gerathwohl; sie ließen sich aber aus jedem Bogen der Macaulayschen Schriften reichlich vervielfältigen. Im Roman und im Lustspiel mögen dergleichen scurile Wendungen am Platze sein; in der Geschichte sollten sie, von der Wahrheit der Dinge ganz abgesehen, unter allen Umständen keine Stelle finden.

Macaulay selbst hat sich darüber so bündig ausgesprochen, daß wir gern seine Worte citiren. In seinem Aufsatz über Machiavell unterwirft er Montesquieu's Darstellung einer strengen Kritik und

bemerkt dabei: „Dunkelheit und Affectation sind die zwei größten Fehler des Stils. Dunkelheit des Ausdrucks entspringt in der Regel aus Verworrenheit der Ideen und derselbe Wunsch, um jeden Preis zu blenden, der in der Manier eines Schriftstellers Affectation erzeugt, wird wahrscheinlich in seinen Raisonnements Sophisterei erzeugen.... Jeder Kunstgriff des Ausdrucks, von der mysteriösen Kürze des Orakels bis zu der Geschwätzigkeit eines Pariser Gecken, wird benutzt, um das Trügerische einiger Sätze und die Abgenutztheit anderer zu verbergen."

Die Geschichte Friedrichs II. ist von der seines Vaters nicht zu trennen; die Entwicklung seiner Persönlichkeit und seiner Machtstellung war dadurch bedingt. So hat denn auch Macaulay das Leben des großen Königs mit einer Charakteristik Friedrich Wilhelms I. eingeleitet. Sie ist die passende Ouverture zum Ganzen. Wenn es möglich war, einen historischen Stoff mit noch üblerem Humor zu behandeln, als ihn der Brite bei Friedrich II. bewiesen hat, so ist dies bei dem Vater und Vorgänger geschehen. Ohnstreitig gehört dessen Persönlichkeit zu den bestverleumdeten der neueren Geschichte. Es ist, als wenn die Literatur für die Geringschätzung, womit der Monarch sie behandelte, sich hätte an ihm rächen wollen. Von den Denkwürdigkeiten der Markgräfin an bis zu Macaulay herab, der diese nicht immer reine Quelle nur zu nachgiebig benützt hat, ist alles Denkbare geschehen, um diesen historischen Charakter zu einer wunderlichen Carricatur zu verzeichnen. Daß das eine leichte und wohlfeile Sache ist, darüber werden alle Kundigen einer Meinung sein. Man braucht nur seinen Jähzorn, seinen Geiz, seine Härte und die seltsamen Launen und Liebhabereien, womit er sich trug, zusammenzufassen, das Ganze mit einer Anzahl pikanter Anekdoten auszustaffiren, und die Vogelscheuche ist fertig. Nach diesem Zuschnitt hat Macaulay den König behandelt. Er spricht dem Vater Friedrich's des Großen zwar „einiges Verwaltungstalent" nicht ab, allein er fügt auch gleich hinzu, im Uebrigen sei sein Charakter von der Art gewesen, wie man ihn bis dahin außerhalb des Tollhauses nicht gesehen habe. „Alle seine Leidenschaft habe etwas von moralischer nnd intellectueller Krankheit an sich getragen." „Wenn Seine Majestät spazieren ging, so ergriff jedes menschliche Wesen die Flucht vor ihm, als wenn ein Tiger aus einer Menagerie ausgebrochen wäre." „Sein Palais war die Hölle, er selbst der schlimmste der Teufel, ein Bastard von Moloch und

Puck." „Das Geschäft des Lebens bestand nach ihm darin, sich zu placken und placken zu lassen. Die Erholungen, die sich für einen Fürsten schickten, bestanden darin, in einer Wolke von Tabaksqualm zu sitzen, zwischen den Zügen der Pfeife Schwedisch Bier zu schlürfen, Tocadille die Parthie zu sechs Dreier zu spielen, wilde Schweine abzufangen und Rebhühner zu Tausenden zu schießen."

Pikant mag Manchen eine solche Schilderung sein; wahr und historisch ist sie nicht. Ein solches Zerrbild läßt vor allem unerklärt, wo denn die historische Bedeutung dieses Fürsten lag, welcher der hart behandelte Sohn selbst ein so ausdrucksvolles Gedächtniß gewidmet hat. Daß er es war, der Friedrichs Vorarbeit schaffte, daß ohne ihn der große König nie geworden wäre, was er war, daß dieser Monarch mit dem großen Kurfürsten und mit Friedrich II. das Dreigestirn der Gründer von Preußens Größe bildet, das darf nachgerade als ein allgemein zugestandener Gemeinplatz gelten — der aber, wenn Macaulay's Schilderung zuträfe, ein völliges Räthsel bliebe.

Es ist eines der ersten Gesetze aller historischen Schilderung, daß man jede Persönlichkeit in ihrer Zeit fasse. Macaulay selbst hat einen vielbewunderten Essay über Machiavell geschrieben, der sich von Anfang bis zu Ende vorzugsweise um den Gedanken bewegt, daß der florentinische Staatsmann und seine Schriften lediglich im Zusammenhang mit seiner Zeit und ihren herrschenden Ansichten richtig gewürdigt werden können. Der allein, bemerkt der Autor bei diesem Anlaß, der allein liest die Geschichte recht, der beobachtet, von wie großem Einflusse die Umstände auf die Gefühle und Ansichten der Menschen sind, und der so das, was zufällig und vorübergehend in der menschlichen Natur ist, von dem, was wesentlich und unveränderlich ist, unterscheiden lernt.

Schon diese Betrachtung hätte Macaulay abhalten müssen, die Carricatur Friedrich Wilhelms I. die vornehmlich von Voltaire und der Markgräfin stammt, noch einmal aufzuwärmen; er hätte im ersten besten deutschen Buch eine richtigere historische Auffassung finden können. In der Zeit, der Friedrich Wilhelm angehörte, war die feinere geistige Bildung und die tüchtige Sitte durch eine weite Kluft getrennt; sie schienen sich fast wie Gegensätze einander gegenüber zu stehen. Aeußere Bildung und gesellschaftlicher Schliff war zu Versailles und an allen darnach geformten Höfen heimisch; aber diese

Politur verdeckte kaum die sittliche Verwilderung, die schon den ganzen Organismus der herrschenden Gesellschaft ergriffen hatte. Derbe altväterische Sitte, Strenge gegen sich selbst und gegen Andere, hausgebackene Moral und ungezwungene Natürlichkeit war selten geworden, aber sie existirte noch, allerdings in roher, ungeschlachter Hülle, nichts weniger als liebenswürdig, in der Regel mit der starren Herbheit und Brutalität verbunden, die nach dem dreißigjährigen Kriege der Grundzug der unverdorbenen Kreise unserer Gesellschaft war. Für jene erste Form des Lebens, die von Versailles ausgegangen war, haben wir unter den Fürsten jener Tage nur zu viele Repräsentanten; die zweite Richtung ist am bedeutendsten durch Friedrich Wilhelm I. vertreten. In der Folie der Auguste, Max Emanuel, Eberhard Ludwig, Karl Philipp e tutti quanti, (auch die ersten britischen George mit eingerechnet), muß Friedrich Wilhelm gewürdigt werden und ist er auch bei uns in der Regel gewürdigt worden. Es ist wahr, er prügelte, er war in seinem Jähzorn furchtbar und unbändig, er gab manchen Thaler aus für seine „langen Kerle", er rauchte gern Tabak und trank dazu sein Ducksteiner Bier, führte übrigens eine schlechte Tafel und war knauserig bis zum Geiz — aber er vergeudete nicht den Wohlstand des Landes in despotischen Launen, er vergiftete nicht die öffentliche Sitte mit dem übeln Beispiel des Maitressenthums und der Serailregierung, es war ihm jener gottvergessene pharaonische Uebermuth des Nachwuchses von Ludwig XIV. fremd, er feierte nicht Maskeraden und Ringelrennen, wo das Volk Hungers starb, er hing nicht den Wohlstand einer Generation an einen einzigen prahlerischen Festzug, er gab nicht das öffentliche Aergerniß zahlloser fürstlicher Bastarde und blutschänderischer Greuel, wie sein brillanter geistreicher und liebenswürdiger Nachbar in Sachsen. Der hat freilich nie auf der Straße mit dem Stock handiert, nie im Zorn seine Kinder an den Haaren gefaßt, nie so unschmackhaften Kohl auf seiner fürstlichen Tafel gehabt, dort trug Alles ein fast medicäisches Gepräge; nur hat er ein reiches Land arm, ein angesehenes Fürstenthum klein gemacht, wo sein barbarischer Nachbar mit bescheidenen Mitteln ein tüchtiges Staatswesen und ein stahlhartes, kerniges Volk großzog. Dem Himmel sei Dank, daß wir für all die Auguste, George, Eberhard Ludwig — wenigstens einen Friedrich Wilhelm gehabt haben; die Schale war rauh und stachelig, aber der gute Kern unseres Volksthum blieb in ihr unberührt.

Es hätte sich einem Geschichtschreiber wohl geziemt, an dieß Verhältniß zu erinnern, denn darin hängt ein Theil der Bedeutung Preußens und der Größe Friedrichs II. Wie diese Größe emporwuchs, wird einem Jeden unbegreiflich sein, der König Friedrich Wilhelm nur aus Macaulay's burlesker Schilderung kennt. Denn das Bild, das der Brite entwirft, ist nicht nur Schatten ohne Licht, es ist auch durchweg verfehlt, weil es die ganze Natur des Königs verkennt. Nach dem britischen Geschichtschreiber war Friedrich Wilhelm boshaft und schadenfroh, aus Liebhaberei grausam, kurz ein Ungethüm, das zur Strafe der Menschen geboren war. In Wahrheit liegen aber die Fehler jenes Fürsten ganz wo anders. Jähzorn und Eigensinn war die häufigste Quelle seiner Verirrungen, es fehlte ihm alle edlere Cultur und geistige Zucht, der autokratische Dünkel des Fürstenthums jener Tage hatte auch ihn ergriffen und das feinere Rechtsgefühl in ihm zerstört. Allein derselbe Mann, der so streng gegen andere war, war es auch gegen sich selbst; an Pflichtgefühl und an Eifer für das Gesammtwohl hat ihn keiner seiner Zeitgenossen auf dem Thron erreicht. Er war redlich, wahr und kerndeutsch; er war keiner der Niedrigkeiten fähig, von denen die große und kleine Politik jener Tage erfüllt ist. So gelang es dem rauhen, spartanischen Zuchtmeister, in einem kleinen Lande ein gesundes Staatswesen aufzurichten, in einer Zeit, wo die mächtigsten Staaten Europa's in Agonie oder Verderbtheit dem Untergang entgegen gingen. Sein Heer, seine Finanzen und seine Verwaltung, der Anbau des Landes und die Tausende von fleißigen Colonisten, die er herbeizog, das Aufblühen von Handel und Gewerbe, das in Zucht, Sparsamkeit und unverbrauchter Kraft herangewachsene Volk, sind führwahr Denkmale seines Wirkens genug, um ihm ein Recht auf historische Würdigung zu schaffen. Das hätte Macaulay von Friedrich dem Großen lernen können; der Sohn der vielleicht einiges Recht hatte, die Härte des Vaters zu beklagen, hat ihn am Schlusse seiner brandenburgischen Denkwürdigkeiten in wenigen klassischen Sätzen als Staatsmann und Regenten gewürdigt und seiner häuslichen Dinge nur in den Worten gedacht: on doit avoir quelque indulgence pour la faute des enfans, en faveur des vertus d'un tel père.

Nach diesen Proben kann es nicht überraschen, wenn Macaulay von Friedrich's Jugend und seinem Verhältniß zum Vater ein ebenso ungenügendes wie schiefes Bild entwirft. Die bekannten Scenen wer-

den in der anekdotenhaften und karrikirenden Manier, die das Ganze durchzieht, möglichst grell zusammengefaßt, über seine literarische Jugendthätigkeit, seine Bildung und seinen Briefwechsel mit Voltaire ziemlich breit verhandelt und bei Gelegenheit des Antimacchiavell die Kraftsentenz hinzugefügt: „es sei eine erbauliche Abhandlung gegen Raubgier, Treulosigkeit, Willkürherrschaft, ungerechten Krieg, kurz gegen fast alle die Dinge, durch welche der Autor im Gedächtniß der Menschen fortlebe."

Den ganzen psychologischen Conflict zwischen Vater und Sohn läßt die Darstellung unerörtert; wie dieser Conflict entstand, wie er sich löste, und wie in der schweren Probe dieser Lehrjahre aus dem Kronprinzen der künftige König erwuchs, ein König, dessen werdende Größe der Vater selbst in seinen letzten Lebensstunden mit innerer Befriedigung erkannte, von dem Allem läßt uns Macaulay auch nicht einmal etwas ahnen, während er doch selbst in der gedrängten Skizze Raum genug findet, allerlei literarische Quisquilien auszukramen oder ein Paar Anekdoten über Friedrich's schlechtes Latein aufzutischen, und uns zu erzählen, „daß er so unermüdlich Prosa und Verse schrieb, als ob er ein hungriger Miethscribent für Cave oder Osborn gewesen wäre."

Es ist gewiß, die Erziehung, die Friedrich Wilhelm seinen Kindern gab, vergriff sich bei aller guten Absicht in der Wahl der Mittel. Was Martin Luther von seinen Eltern sagt: „Sie meinten's herzlich gut, wußten aber die Ingenia nicht zu unterscheiden, wornach die Züchtigungen zu bemessen sind," das galt auch von dem Vater Friedrichs des Großen. In den Anordnungen, die er für seinen Erstgebornen gab, z. B. von 1721, erkennt man allerdings die guten Seiten seines Wesens: die schlichte Einfachheit, den haushälterischen Geist, den Sinn für Pünktlichkeit, Zucht und Ordnung. Es ist die altväterische Weise, die auch in ihrer Uebertreibung ehrenwerther war, als die höfische Dressur nach Versailler Mustern. Aber es herrscht darin eine gewisse Enge und Unfreiheit, die jedem nicht gewöhnlichen Geist zur Qual werden mußte. Der strenge königliche Herr will seinem Thronerben von der Wiege an dasselbe Gepräge von Ordnung, Soldatengeist, Sparsamkeit und Religiosität aufdrücken, das ihm selber als die rechte Art des Mannes erschien. Als Kind schon mußte er sich mit einer Compagnie Cadetten befassen, seine Spielwerke waren Zeughaus und Festungen, seine zarte Jugend und Constitution er-

sparte ihm nicht die unerwünschte Pflicht, den Vater auf Jagden und Revuen zu begleiten. Für einen feinen, regsamen und aufstrebenden Geist war das die zureichende Beschäftigung nicht. Oder sollte er sich besonders angezogen fühlen von einer Religionslehre, die seinen Kopf mit schwerem dogmatischem Ballast erfüllte, die ihn zur Strafe Psalmen und Katechismus memoriren ließ? Des Prinzen feinere und vornehmere Natur begehrte nach Gruß, nach erfrischendem Umgang, und geistiger Anregung; die Paraden und das Exerciren, Dinge, die der Vater mit einer Art von Andacht behandelte, langweilten ihn, die Vergnügungen der Jagd und die Späße des Tabakscollegiums waren ihm zuwider.

So bildete sich früh ein Mißverhältniß, das schon in den Knabenjahren Friedrichs deutlich genug hervorbricht. An Eigensinn war der Sohn dem Vater nicht unähnlich; der Vater zeigte sich leidenschaftlich und hart, der Sohn war eingeschüchtert und gewann es nicht über sich, dem Vater mit dem kindlich offenen Vertrauen entgegenzukommen, für das Friedrich Wilhelm bei allem Jähzorn und Schroffheit doch viel empfänglicher war, als die Seinen glaubten. Ueberhaupt hatte Friedrich Wilhelm mehr von dem altväterischen Familiensinn, als man damals im eignen Haus und später in der Welt hat anerkennen wollen. Auch leitete ihn sein Instinct nicht ganz unrichtig, wenn er den Argwohn hatte, seine Kinder wollten die verhaßte französische Art und Sitte ihm ins Haus verpflanzen. Er zog die Schranken doppelt dicht und fest, weil er sah, daß er an der Frau, am Sohne und an der Tochter keine Stützen hatte. Gewiß ist durch sein Verfahren mancher zarte Keim erdrückt und seinem Sohne die Jugend viel verbittert worden. Allein, wer wollte sagen, daß das Walten des königlichen Zuchtmeisters so ganz ohne gute Frucht gewesen? Friedrichs Natur war von Hause aus weich und hatte einen stark sinnlichen Zug; seine Form der Bildung näherte ihn den Franzosen, seine Sitte neigte zur zwanglosen Ungebundenheit. Es war eine Persönlichkeit, die zum Größten angelegt, aber auch Verirrungen sehr ausgesetzt und in jedem Falle noch sehr bestimmbar war. Daß in dies Leben Zucht, Strenge und Ernst hereinkam, war für den künftigen Herrscher kein Unheil, auch wenn der Weg durch schwere Prüfungen hindurchging.

Aus der Correspondenz zwischen Vater und Sohn läßt sich das Zerwürfniß früh genug erkennen. Die Briefe des sechszehnjährigen

Prinzen klingen gedrückt und eingeschüchtert; und schlimmer als dieß, es fehlt ihnen die kindliche Aufrichtigkeit. Seine Worte sprechen Reue und Gehorsam aus, aber es läßt sich wohl herausfühlen, daß diese Empfindungen nur unfreiwillige sind.*) Die Aeußerungen des Vaters sind interessant, weil sie, wiewohl einseitig und befangen, doch das Wesen des Zwiespalts berühren. „Sein eigensinniger, böser Kopf," das ist die erste Klage, womit Friedrich Wilhelm das scheinbar reuige Bekenntniß des Sohnes erwiedert. Wenn man, meint er, seinen Vater liebt, so thut man was er haben will, nicht wenn er dabei steht, sondern wenn er nicht Alles sieht. „Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen effeminirten Kerl leiden kann, der keine menschlichen Inclinationen hat, der sich schämt, nicht reiten noch schießen kann, und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisiret und nicht verschneidet, und ich Alles dieses tausendmal reprimandiret, aber alles umsonst und keine Besserung in nichts ist. Zum andern hoffärtig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, und nicht populär und affable ist und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nichts meinen Willen thut, als mit der Force angehalten."

Es war das in dem Jahre, wo die famöse Reise nach Dresden gemacht worden war. Friedrich Wilhelm hatte darüber kurz nnd bündig geschrieben: „Ich gehe nach Hause fatiguiret von alle guhte Tage und wohlleben; ist gewiß nit kristlich leben hier, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich kein plaisir daran gefunden und noch so rein bin, als ich von Hause hergekommen und mit Gottes Hülfe beharren werde bis an mein Ende." Der Kronprinz konnte bekanntlich das nicht von sich sagen; er fiel in Verirrungen, die in seinem Alter und seiner Zeit nicht eben selten waren, die nur Friedrich Wilhelm viel ernster nahm, als es die Sitte seiner Zeit zu nehmen gewohnt war. Für ihn lag nun ernster Stoff zur Klage vor und sein hitziges Temperament ließ ihn leicht auch die harmlosen Dinge bedenklicher beurtheilen, als sie es verdienten. Wenn er den Sohn im Buchladen statt auf der Parade und dem Exercierplatz fand, wenn Friedrich lieber französische Bücher las und Flöte spielte als auf die Jagd ging, oder wenn er das Theater dem Tabakscollegium vorzog, so war das für Friedrich Wilhelm ein Stoff zu ernster Sorge; es war nicht des-

*) S. die Briefe vom Sept. 1728. In den Oeuvres de Frédéric (Berlin 1846—1857) T. XXVII. 3. 9. ff.

potische Laune, was ihn unmuthig machte, wohl aber die Furcht: seinem Staate einen „effeminirten Kerl“ als Nachfolger zu hinterlassen. Er irrte sich darin, aber seine Unruhe entsprang aus dem stärksten Gefühle seiner Pflicht und Herrscherstellung. In seinem Munde war es ein bitterer Vorwurf, wenn er sagte: Fritz ist ein Querpfeifer und Poet,“ denn er meinte, ein König habe andere Pflichten als dergleichen brodlose ästhetische Spielereien. „Er macht sich nichts aus den Soldaten, und wird mir meine ganze Arbeit verderben,“ sagte er ein andermal. Und warum sollte der strenge rastlose Mann nicht besorgt werden, der seinem Lande eine treffliche Verwaltung, eine tüchtige Armee und eine gefüllte Staatscasse verschafft, warum sollte er nicht besorgt werden, wenn er zu dem Allem, was ihm die höchste Aufgabe des Lebens und Herrschens war, den Sohn weder Neigung noch Beruf hinzubringen, wohl aber die Zeit in Künsten, die ihm leer und nichtig dünkten, vergeuden sah? Diese wehmüthige Besorgtheit spricht aus hundert Aeußerungen des Königs hervor, ein Zug seines Wesens, von dem die journalistischen Anecdotensammler, die sein Andenken schmähen, auch keine Ahnung haben.

Friedrich Wilhelm täuschte sich; er wollte nicht einsehen, daß es noch eine andere Welt gebe, als den Exercirplatz und die Kanzlei, er hatte kein Verständniß für die feinere geistige Art seines Sohnes, er sah auch da, wo sich nur ein berechtigtes Gefühl der Nichtbefriedigung regte, nichts als Leichtsinn und Frivolität. Allein auch der Kronprinz irrte sich damals; er wollte lange nicht einsehen, was er später vollkommen begriff, welch guter Kern des Mannes und Herrschers in der rauhen Hülle des Vaters versteckt war. Und doch ergänzte eine Natur die andere. Preußen wäre nie geworden, was es ward, wenn nicht Friedrich den starren Ordnungen seines Vaters Geist und Leben eingehaucht hätte, aber auch Friedrich wäre nicht geworden, was er ward, ohne das Capital, das ihm Friedrich Wilhelm erwarb, und ohne die straffe Zucht und den ernsten Sinn, den der strenge Vater in dem weichen, sinnlichen Jüngling heranzog.

Bis es freilich zu dieser Erkenntniß auf beiden Seiten kam, gingen sehr herbe Prüfungen voraus. Die peinlichste war die Katastrophe von 1730, die Flucht des Kronprinzen, ihr Mißlingen, und die harte Züchtigung, die folgte. Wer sich das persönliche Verhältniß Friedrich's zum Vater vergegenwärtigt, die blinde Leidenschaft auf der einen und den Mangel an kindlichem Vertrauen auf der andern

Seite, wer den Einfluß böser Zwischenträger, wie die Seckendorf und Grumbkow waren, das Einmischen der Frauen vom Hofe und die dienstfertige Bereitwilligkeit leichtsinniger Gesellen hinzurechnet, dem wird der verzweifelte Entschluß des Prinzen wohl begreiflich, aber nie gerechtfertigt erscheinen. Daß der Vater den Fall aufs strengste beurtheilte, daß ihm der „Deserteur" seine Stellung als Soldat und als Thronfolger verwirkt zu haben schien, das war eine einfache Consequenz seiner Denk- und Anschauungsweise. Man kann den Prinzen in diesem fürchterlichen Conflicte tief beklagen und doch ein lebhaftes Mitgefühl mit dem unglücklichen Monarchen haben, dessen Vorstellungen von kindlicher und Unterthanenpflicht aufs empörendste verletzt sind, und zwar durch den, der durch die Geburt dazu berufen war, die mühevolle Arbeit des Vaters auszubauen. Das war ein vollkommen tragischer Conflict; wir hätten nicht den Muth, den König darum, wie Macaulay thut, als einen tollen Narren zu schildern und seine Aeußerungen „half crazy" zu nennen.

Die Kenntniß der einzelnen Vorgänge von 1730, die zu wiederholen hier nicht der Ort ist, ist allerdings bei Macaulay so mangelhaft, daß man eine zutreffende Beurtheilung nicht erwarten kann. Tischt er uns doch noch das alte Geschichtchen auf, das dann noch ein paarmal später verwerthet wird, daß es die diplomatische Fürsprache namentlich Oesterreichs gewesen sei, die Friedrich damals das Leben gerettet habe. Er braucht freilich diesen Effect, um seine Darstellung der Ereignisse von 1740, ein wahres Prachtstück sentimentaler Romantik, wirksamer auszustatten. Allein er hätte aus Preuß und aus andern Büchern erfahren können, daß ganz andere Dinge bei Friedrichs Schicksal mitspielten, als die diplomatische Verwendung, und daß, wenn irgend etwas dem Zorn des Königs hemmend in den Weg trat, es die unerschrockene Pflichttreue der Officiere war, die sich zu keinem Schreckensgericht über den Thronfolger gebrauchen ließen. Schon vorher hatte der wackere General von Mosel bei einem Wuthausbruch Friedrich Wilhelms in Wesel geäußert: „Durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes." Bei dem Gericht sagte Buddenbrock: „Wenn E. M. Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf." Das sind Züge, die zwar für den beabsichtigten Effect nicht taugen, die aber gleichwohl der Aufbewahrung werth sind, denn sie zeigen, daß unter der harten Disciplin des königlichen Zuchtmeisters noch Charak-

tere gediehen und daß in dem so despotisch geleiteten Staate doch Raum war für Männer.

Es folgte nach der Begnadigung des Kronprinzen die äußere Versöhnung mit dem Vater; Friedrich legte sein Bekenntniß der Reue ab, fügte sich den Anordnungen des Königs und der von ihm vorgeschriebenen Lebensweise, dafür ward ihm denn jene mildere Haft in Küstrin, die mit den vorangegangenen schweren Tagen verglichen fast wie Freiheit erschien. Aber eine bittere Empfindung blieb zurück, die er vielleicht sein Leben lang nicht überwunden hat. So furchtbare Ereignisse mußten in einer empfänglichen und reizbaren Seele tiefe Narben zurücklassen; ich habe meine Jugend meinem Vater geopfert, schreibt er fast dreißig Jahre später in einer der trübsten Stunden seines Lebens, und er hätte in der That der steinharte, empfindungslose Mensch sein müssen, als den ihn die triviale Betrachtung bisweilen schildert, wenn es anders gewesen wäre. Der Schmelz und die Freudigkeit seiner Jugend war dahin, ohne daß er dafür ein innigeres Verhältniß zum Vater gewonnen hätte.

Denn die Versöhnung war nur äußerlich. Friedrich beugte sich, aber er knirschte im Stillen; er schrieb devote Briefe an den Vater, allein die Ergießungen an seine Schwester beweisen, wie viel Ueberwindung ihm das kostete.*) Diese erzwungene Zurückhaltung und Duplicität war nicht der kleinste Nachtheil, den die Katastrophe zurückließ. Friedrich Wilhelm war indessen scharfsichtig genug, um der äußern Umkehr nicht zu rasch zu vertrauen. Seine Briefe sind streng und hart, enthalten aber viel Wahres. „Wollte Gott, schreibt er im Mai 1731, Ihr hättet meinem väterlichen Rath und Willen von Jugend auf gefolgt, so wäret Ihr nicht in solch Unglück verfallen; denn die verfluchten Leute, die Euch inspiriret haben, durch die weltlichen Bücher klug und weise zu werden, haben Euch die Probe gemacht, daß alle Eure Klugheit und Weisheit ist zu nichts und zu Quark geworden" — — „Wenn Ihr Euch gleich nicht bekehret, nur wenn Ihr zu Eurem völligen Alter kommet, Ihr möget es wollen oder nicht wollen, Eurer Gewissen Euch immer überzeugen wird, daß alle meine Vermahnungen, die ich Euch von der kleinsten Kindheit bis zuletzt gethan habe, Euch an der Seele, vor der coquetten Welt, für meine Armee, Länder und Leute heilsam gewesen sind."

*) S. u. a. Oeuvres de Frédéric XXVII. 1. 3.

Wohl mehr um dem Vater zu gefallen, als aus freiwilliger Neigung bat Friedrich (Aug. 1731) um seine militärische Wiederherstellung; „machen Sie mich, schrieb er, zu was in der Welt Sie wollen, ich werde mit Allem zufrieden und vergnügt sein, wenn es nur Soldat ist." Aber Friedrich Wilhelm traut noch nicht recht. „Ich glaube, erwidert er, daß Dir dieses nicht recht von Herzen gehe und Du mir nur flattiren wollest, da Du doch wissest, was ich vom flattiren halte." Man sieht, er ist dem Sohne um einen Schritt näher gekommen, er nennt ihn wieder Du, allein das alte Mißtrauen, daß der Sohn ein Weichling sei und wälsche Sitte liebe, ist noch immer nicht überwunden. Ein Soldat, meint er, müsse eine Inclination haben zu Allem, was männlich, und nicht zu dem, was weibisch sei; er dürfe sich nicht schonen, sondern müsse sich sogleich exponiren, wenn es Occasionen gebe, sich zu zeigen; er dürfe weder nach Kälte noch nach Hitze, noch nach Hunger und Durst fragen. „Du aber, fährt er fort, hast in allen Stücken gegen mich einen Abscheu davor gezeigt und wenn es auf Jagden, Reisen und andere Occasionen angekommen, hast du allzeit gesuchet Dich zu schonen und lieber ein französisches Buch, des bons mots oder ein Komödienbuch, oder das Flötenspiel gesuchet, als den Dienst oder Fatiguen." Er wiederholt darum seinen Zweifel, ob es Friedrich Ernst sei mit der Soldatenneigung. „Aber was gilt es — fragt er — wenn ich Dir recht Dein Herz kitzelte, wenn Ich aus Paris einen maître de flûte mit etlichen zwölf Pfeifen und Musiquebüchern, ingleichen eine ganze Bande Komödianten und ein großes Orchester kommen ließe, wenn ich lauter Franzosen und Französinnen, auch ein Paar Dutzend Tanzmeister nebst einem Dutzend petits maîtres verschriebe und ein großes Theater bauen ließe, so würde Dir dieses gewiß besser gefallen, als eine Compagnie Grenadiers, denn die Grenadiers sind doch nach Deiner Meinung nur Canailles, aber ein petit maître, ein Französchen, ein bon mot, ein Musiquechen und Komödiantchen, das scheint was Nobleres, das ist was Königliches, das ist digne d'un prince." . . . . „Ich werde erst zusehen, ob Du ein guter Wirth werden wirst und ob Du mit Deinem eignen Geld nicht mehr so liederlich umgehen wirst, als Du vordem gethan; denn ein Soldat, der kein Wirth ist, und mit dem Gelde nicht auskommen kann, sondern nichts sparet und Schulden machet, dieses ist ein recht unnützer Soldat."

Gewiß hat der Sieger von Leuthen und Roßbach diese Vorwürfe

später zu Schanden gemacht und ein in modernen Zeiten unübertroffenes Exempel aufgestellt,

quid virtus et quid patientia possit —

allein die Aeußerungen des Königs sind doch auch jetzt noch von Interesse; denn sie berühren die wesentlichste Quelle des Misverständnisses zwischen Vater und Sohn. Und wer wollte sagen, daß die Wirkung väterlicher Zucht ganz bedeutungslos gewesen wäre für die Stählung des künftigen Helden?

Denn wie Vieles auch verkehrt und übel berechnet in Friedrichs Erziehung gewesen sein mochte, der Vater bildete mit seiner nüchternen Prosa doch überall ein wohlthätiges Gegengewicht gegen das Dichten, das Spielen und Tändeln, wozu Friedrich wie die ganze französische Schule des Lebens unverkennbar neigte. Anmuthig und geistreich sind z. B. gewiß die Briefe, die damals Friedrich an Frau von Wreech, oder an seine Schwester, oder später an Voltaire schrieb, aber das können wir uns dabei doch nicht denken, daß aus solcher Schule der Held und Monarch seines Jahrhunderts hervorgehen mußte. Wir begreifen daher wohl Friedrich Wilhelm, der den Sohn vor allem zu ernster, trockener Arbeit heranziehen wollte und der darum Jegliches als verdächtig ansah, was von Poesie, Theater und Flötenspiel nur eine entfernte Witterung zeigte. Daß es Friedrich anfangs schwer geworden ist, der prosaischen Anleitung des Vaters zu folgen, geht aus seinen vertraulichen Aeußerungen unwidersprechlich hervor; um so wohlthätiger war es aber für ihn, daß er schon um des Vaters gute Laune zu erhalten, sich mit den ihm fremden Dingen beschäftigen mußte; die Zeit kam, wo er es freiwillig that. Daß ein Geist wie der seine, das, was er einmal ergriffen hatte, im ernsten und großen Stil treiben würde, ließ sich erwarten; die Gefahr war nur, daß er dem Zug der Kreise, dem seine Bildung angehörte, zu bereitwillig folgen und vor lauter esprit und geistiger Gourmandise zum Ernste des Lebens nicht gelangen würde.

Des strengen Vaters Miene fängt erst dann an sich etwas aufzuhellen, als Friedrich den ihm vorgeschriebenen ökonomischen Beschäftigungen mit einem selbstthätigen Interesse nachzugehen beginnt. Im Dezember 1731 sandte der Kronprinz seinem Vater einen Vorschlag zu einer einfachen und einleuchtenden Verbesserung der Hofdienste; Friedrich Wilhelm antwortet ihm ohne Säumen. Zum erstenmal ist er mit dem, was sein Sohn anordnen will, „sehr content“; „wenn

Ihr dasjenige, was Ihr wegen der Bauern ihrer Dienste angeführet, von Euch alleine beobachtet und ausfindig gemacht habt, seid Ihr schon weit in der Landwirthschaft gekommen." Seit dieser Zeit ändert sich der Ton in den Briefen des Königs; mit jedem neuen Zeichen kindlichen Gehorsams schmilzt die Rinde, die sich um das Herz des Vaters gelegt, sichtbarer, und seine Aeußerungen tragen das Gepräge von Herzlichkeit und Wohlwollen,*) das aller unbändigen Leidenschaft ohnerachtet in Friedrich Wilhelm's Wesen lag.

Da drohte der Plan der Verheirathung des Kronprinzen Alles zu verderben. Friedrich Wilhelm I. betrachtete die Sache unter dem Gesichtspunkt altfränkischer elterlicher Zucht; er sah nichts dabei, daß er dem Sohne die Gemahlin aussuchte, er wollte es vielmehr wie ein Zeichen des Wohlwollens angesehen wissen, daß er durch diesen Act die bürgerliche Rehabilitation des Thronerben vollendete. Die gewählte Prinzessin besaß vortreffliche Eigenschaften, das genügte nach seiner Ansicht zu einer vollendeten Ehe. „Ihr könnt wohl persuadiret sein, schreibt er dem Sohne, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andere, so viel als möglich ist, examiniren lassen, was sie für Conduite und Education; da sich denn die Prinzessin, die älteste von Bevern gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen; so müssen die Frauen sein."

Das war gewiß recht gut gemeint; daß er dabei selber nur von unsichtbaren Fäden geleitet war und einer ihm fremden politischen Intrigue diente, ahnte der arglose König nicht. Davon hatte er aber nach seiner Weltansicht keine Vorstellung, daß es gerade bei einer Persönlichkeit wie der des Kronprinzen ein höchst bedenklicher Schritt sei, eine Frau zu octroyiren und daß auch die fleckenloseste Ehrbarkeit nicht genügte, hier ein gesundes, innerliches Verhälniß herzustellen. Eine so reizbare und leidenschaftliche Natur, wie die Friedrich's war, in diesen jungen Tagen voll Wärme des Gefühls und selbst nach den schwersten Schicksalsprüfungen noch den weichen menschlichen Empfindungen unterworfen die der Tod einer Mutter, eines Freundes, einer Schwester zu erwecken pflegt, eine solche Natur brauchte etwas mehr, als eine Prinzessin, die „wohl erzogen, modest und eingezogen war;" hier Zwang üben, hieß ein Lebensglück zerstören, das zum Größten angelegt war. Wie Friedrich selbst damals an seine Schwe-

*) S. z. B. den Brief in den oeuvres de Frédéric. XXVII. 3. 45.

ster die Markgräfin schrieb: mon coeur ne se laisse point forcer; quand il aime, il aime sincèrement, et quand il n'aime pas, il ne se saurait contraindre. Es ist denn auch in Friedrich's ganzem Leben nichts Trüberes, als diese selbstgewählte Vereinsamung in seinem Hause; was er an Freunden und Unterhaltern sich suchte, um die Lücke zu decken, war meist mehr dazu angethan, sie nur schmerzlicher empfinden zu lassen. Für ihn selbst, für die Sitte der Zeit und für die Tage nach ihm ist dieser bittere Riß in seinem Leben verhängnißvoller geworden, als die Meisten damals ahnten. Und am wenigstens sind die Urheber ihres Werkes froh geworden; Friedrich Wilhelm schuf mit der Heirath den bürgerlich ehrbaren Hausstand nicht, der sein Ideal war, und die Seckendorf und Grumkow erreichten alles andere eher, als die engere Verknüpfung mit dem kaiserlichen Hofe, in welche sie den künftigen Regenten zu verstricken dachten.

Die Zeit der erzwungenen Heirath war der letzte Moment, wo noch ein gewaltsamer Bruch zwischen Vater und Sohn gedroht hat. Friedrich's Briefe wenigstens zeugen von größter Aufregung und lassen eine Katastrophe fürchten. Wie wenig noch die innere Verständigung Beider vorgeschritten war, ist in sehr unerfreulichen Zügen zu erkennen. Der Kronprinz schüttet gegen Alle sein Herz aus, nur gegen den Vater nicht; selbst Grumbkow gehört zu seinen Vertrauten, nur Friedrich Wilhelm tritt er nicht mit der Offenheit entgegen, die dem Sohne und Manne geziemt hätte. Freilich war der Vater hier nicht ohne Schuld; er ließ den Zwischenträgern viel zu viel Einfluß, den diese natürlich dazu nützten, Beide auseinander zu halten. Seine Kargheit brachte den Kronprinzen in pecuniäre Verlegenheiten, die dann wieder nur den Intriguanten zu Gute kamen. Zwar täuschte sich die österreichische Politik, wenn sie aus den Anlehen, die Friedrich bei Seckendorf machte, vielleicht die Hoffnung schöpfte, dereinst den Sohn wie den Vater zu leiten, indessen das mindert die peinliche Widerwärtigkeit des Verhältnisses nicht. Wie tief vielmehr der innere Groll in dem Prinzen wurmte, das ergibt sich aus den Briefen, die er im Herbst 1734 und im Sommer des folgenden Jahres, bei der schweren Erkrankung des Königs schrieb; sie zeigen fast ohne Ausnahme ein völliges Erkalten aller kindlichen Empfindung und gehören zum Härtesten, was Friedrich je gesprochen oder geschrieben hat.*)

*) S. Oeuvres XXVII. I. 19. ff.

Wie verdüstert mußte freilich die Stimmung sein, wenn ein vier und zwanzigjähriger Prinz so denken konnte, wie er im Anfang des Jahres 1736 an Camas schrieb: „es ist eine harte Schule, die der Widerwärtigkeiten; ich bin dazu so zu sagen geboren und erzogen. Das zieht Einen von der Welt ab und läßt die Leerheit und Unbeständigkeit ihrer Dinge erkennen. Für einen Menschen meines Alters sind das freilich unangenehme Betrachtungen; das Fleisch widerstrebt ihnen. Das Temperament, das mich naturgemäß zur Freude hinzieht, ist wie ein verrenktes Glied, das sich vergebens bestrebt, seine gewöhnlichen Functionen vorzunehmen."

Eine Erleichterung hatte ihm indessen die Vermählung gebracht; sie löste ihn aus sehr gebundenen äußeren Verhältnissen, insofern der Vater ihm nun etwas reichere Mittel gab und ihn wenigstens so ausstattete, wie es nach seinen Begriffen die Stellung eines Kronprinzen von Preußen gebot. Friedrich konnte mehr seinen Lieblingsbeschäftigungen nachgehen, Freunde und geistreiche Gesellschafter an sich heranziehen und in Rheinsberg sich ein Asyl für Alles das gründen, was des Vaters Gebot seit Jahren geächtet hatte. Mein Haus, schrieb er darüber an Suhm, ist in Wahrheit kein Ort, wo man sich mit Geräusch unterhalten kann; aber ist die Ruhe, die Stille und das Studium nicht den rauschenden Vergnügungen der Welt vorzuziehen? Ich habe niemals so glückliche Tage verlebt wie hier. Und noch später in den Tagen seines Glanzes äußerte er: ich hatte damals meine kleinen Freuden und meine kleinen Widerwärtigkeiten; aber ich schiffte auf stillem Wasser.

Seine geistige Arbeit in dieser Zeit, wie sie in poetischen Ergüssen, in einzelnen prosaischen Aufsätzen und namentlich in seinen Briefen vor uns liegt, ist von höchstem Interesse; diese Zeugnisse geben das reichste Material für die psychologische Würdigung des Mannes. Macaulay hat es sich außerordentlich leicht gemacht, mit diesem Stoffe fertig zu werden; so daß Einem wohl der Verdacht aufsteigen kann, er habe diese Sachen auch nicht einmal in der unvollkommenen und lückenhaften Gestalt gelesen, in der sie vor der neuen Gesammtausgabe der Welt geboten waren. Wenigstens enthält das, was er darüber sagt, nicht viel mehr, als was auch die flüchtigste Durchblätterung beizubringen vermöchte. Es werden uns ein Paar abgegriffene Anekdoten über Friedrichs klassische Bildung mitgetheilt; es wird seine literarische Fruchtbarkeit persiflirt, und her-

vorgehoben, wie schwierig es für einen Mann, der weder französisch noch deutsch recht konnte, in jedem Falle sein mußte, einen schriftstellerischen Rang zu erwerben. „Seine Verse, heißt es, enthalten nichts, was über die Linie der Newdigater oder Seatoner Poesie hinausgegangen wäre, und seine besten Sachen mögen ungefähr mit den schlechtesten in Dodsley's Sammlung rangiren." Am angenehmsten seien noch seine Briefe, besonders diejenigen, die nicht mit Versen verbrämt seien.

Wenn man einmal überhaupt über diesen Gegenstand spricht, sollte man sich auf so flüchtige Randglossen nicht beschränken. Die Jahre der Rheinsberger Zeit, namentlich 1736 und 1737, gehören zu den ergiebigsten in Friedrichs reichem Briefwechsel. Die Correspondenz mit Suhm, Manteuffel, Voltaire, dazwischen auch Fontenelle und Rollin sind bei einer Charakteristik Friedrich's nicht wohl zu missen. Wenn auch Manteuffel ein zweideutiger Freund und Voltaire eine Acquisition von zweifelhaftem Werthe für den preußischen Thronerben war, so gehörte doch z. B. Suhm zu den Männern, die seine Hingebung mit gleicher Treue erwiederten. In der Voltaire'schen Correspondenz mag viel Phrase und Friedrich's französischer Ausdruck nicht immer akademisch correct sein, es sind doch auch in ihr Stücke genug, die ein bleibendes Interesse erwecken und verdienen. Kaum ein wichtiges Verhältniß, das im Kreise bedeutender Zeitgenossen anregen und fesseln konnte, bleibt in dieser Correspondenz unerörtert. Poesie und Kunst, Naturwissenschaften und Speculation, die Forschungen Newton's und die Wolf'sche Philosophie, Geschichte und Politik, die tiefsinnigsten Fragen, die den Menschen beschäftigen können, neben leichtem Geplauder über das, was der Tag gerade brachte, das Alles findet sich in diesem Briefwechsel zusammen. Er ist das erste Document, das in die geistige Vielseitigkeit des Prinzen eine unmittelbare Einsicht gewährt und nicht nur den Gegensatz zu seinem Vater, sondern auch den Unterschied genau erkennen läßt. Die Frische und Elasticität, wenn sich der 25jährige Prinz den verschiedensten geistigen Strömungen hingibt, das Mannichfaltigste zugleich erfaßt und eigenthümlich gestaltet, ist aller Bewunderung werth; wir wollen gern zugeben, daß die Diction nicht immer auf der Höhe akademischer Vollendung steht, aber der Mann, der aus diesen incorrecten Sätzen spricht, erweckt mehr Interesse, als alle Akademien der Welt. Voltaire zwar meinte da-

mals:*) Sie denken wie Trajan, Sie schreiben wie Plinius und sprechen französisch wie unsere besten Schriftsteller. Ludwig XIV. sprach nicht so menschlich wie Sie und wußte sich auch nicht so auszudrücken. Ich habe von seinen Briefen gesehen; er kannte nicht einmal die Orthographie seiner Sprache." Aber für so grobe Münze der Schmeichelei war Friedrich nicht zugänglich; er führte den Poeten wie ein wahrer König ab. „Ludwig XIV., erwiedert er, war in hundert Beziehungen ein großer Monarch; ein Sprachschnitzer, ein Fehler in der Orthographie konnte den Glanz seines Ruhmes, der durch unsterbliche Thaten errungen war, nicht trüben. Er durfte wohl von sich sagen: Caesar est supra grammaticam."

Dieser eine Zug schon charakterisirt den künftigen Mann. Es ist vielleicht nie ein Thronerbe mit Weihrauch aus dem Munde geistreicher und berühmter Leute mehr überschüttet worden, als Friedrich; aber keiner hat es besser wie er verstanden, seines Lob höflich abzulehnen und grobe Schmeichelei verständlich zurückzuweisen.**) Ueberhaupt tritt das zugleich Bedeutende und Edle seines Wesens in diesen Briefen zuerst recht prägnant hervor. Bis dahin lernten wir ihn vornehmlich in seinem Jugendunglück, seinem Ungehorsam und Zwiespalt mit dem Vater, seiner inneren Verbitterung und seinem Grolle kennen; jetzt ist er reifer, ruhiger geworden und die milderen Seiten seines Wesens kommen mehr zur Geltung. Sie zu entfalten war seine Jugend nicht eben glücklich angelegt; die Zeit seiner Kriegs- und Herrscherthätigkeit fast noch weniger. Diese einzige idyllische Episode seines Lebens, Rheinsberg, hat die Züge mehr zur Entwicklung gebracht, die durch unfreundliche Jugendtage wie durch schwere Lebensprüfungen verdüstert waren. Damals zeigt er sich so, wie er sich selber später Garve gegenüber schildert: „Wenn Er wüßte, was mich z. B. der Tod meiner Mutter gekostet hat, so würde Er sehen, daß ich unglücklich gewesen bin, wie jeder andere, und unglücklicher als Andere, weil ich mehr Empfindlichkeit gehabt habe."

Dieser Zug von Weichheit und Empfänglichkeit war es ja, der ihm seit seiner Kindheit manchen Vorwurf des Vaters zugezogen hatte. Er war zugänglich für jeden Schmerz, er konnte Gemälde nicht sehen, deren Stoff das Mitgefühl herausforderte, er liebte beim

*) Oeuvres de Frédéric. XXI. 23.

**) S. die Briefe an Suhm und Voltaire XVI. 279. 284. XXI. 44.

Flötenspiel namentlich das Adagio, er vermochte fremde Züchtigung nicht unempfindlich zu ertragen, selbst wenn es die Bestrafung von Verbrechern galt. Zum Theil darum hieß ihn der Vater einen „effeminirten Kerl." Die Schule des Lebens, die er durchmachte, war freilich sehr dazu angethan, solch sanfte Anwandlungen zu unterdrücken und jenes „aes triplex circa pectus" heranzubilden, das in den Tagen des Sturmes Freunde und Feinde an ihm bewunderten. Aber daß er nicht aus dem ehernen Stoffe, wie z. B. der korsische Imperator gebildet war, hat er auch in diesen späteren Tagen bewiesen. Nach seiner ersten Niederlage vergießt er Thränen, jedes häusliche und öffentliche Unglück läßt tiefe Furchen in ihm zurück, der Tod der Mutter und der Lieblingsschwester erschütterte ihn so mächtig, wie eine verlorene Schlacht; ja noch in seinen greisen Tagen hat er beim Tode seines hoffnungsvollsten Neffen dieser zarten menschlichen Empfindung einen ergreifenden Ausdruck gegeben.*) Schrieb er doch selbst noch als Siebziger von sich: „So viele Mühe ich mir auch gegeben habe, zur Unempfindlichkeit der Stoiker zu gelangen, ich habe sie doch nie erreichen können. Ich liebe mein Vaterland, meine Verwandten und meine Freunde; wenn ihnen Uebles widerfährt, so bin ich dafür empfänglich. Die Natur hat mich einmal so geschaffen und ich bin nicht im Stande mich zu ändern."**)

Es tritt diese Seite seines Wesens zu keiner Zeit liebenswürdiger hervor, als in der Rheinsberger Periode. Die bitteren Jugendtage waren damals einigermaßen verschmerzt, die schwere Zeit aber die zur Härte und Menschenverachtung großzog, noch nicht über ihn gekommen. Die Briefe an den getreuen Duhan, an die alte Frau von Rocoulles, an Suhm, Camas, Jordan und Kayserlingk athmen wirkliche Dankbarkeit und Freundschaft, und die Empfänger waren dieser Empfindung nicht unwerth. Allein sie alle nahm schon die erste Zeit seiner Regierung hinweg und die geistreichen Gesellschafter, die witzigen Schöngeister, die fremden Abenteurer und Schmarotzer vermochten diese Lücke nicht auszufüllen. Er mußte gar manchen dulden, auf den die Signatur von Pöllnitz paßte: „er ist gut bei Tafel, aber dann muß man ihn hinauswerfen." Daß er zwischen diesen Miethlingen und zwischen Freunden recht wohl zu unterscheiden verstand,

*) S. den Brief vom Mai 1764 in den Oeuvres XXVI. 307.
**) An Prinz Heinrich. Oeuvres XXVI. 491.

beweist sein Verhältniß zu Winterfeldt, zu Fouqué und besonders der Briefwechsel mit Lord Marishal. Aber eben an diesen letzteren schrieb er auch in den Tagen seiner schwersten Bedrängniß: „In so heillosen Zeiten muß man sich mit Eingeweiden von Eisen und einem ehernen Herzen versehen, um alle Empfindsamkeit los zu werden."

Die Rheinsberger Zeit läßt uns aber auch in manchem einzelnen Zug den künftigen Herrscher erkennen. Friedrichs Ansichten über Politik tragen ein sehr bestimmtes Gepräge, sein Urtheil über Situationen und Männer seiner Zeit zeigt schon die durchdringende Schärfe und Strenge seines Wesens.*) Einzelne Ausarbeitungen wie die considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe (vom Jahr 1738)**) beweisen auch, wie ernst und eingehend er sich die Lage der europäischen Politik erwog und wie er in gewissem Sinne seine Parthie bereits genommen hatte. Die sehr ausgeprägte antiösterreichische Stimmung jenes Aufsatzes und der Ton, in dem er über Frankreich spricht, beides ist gleich bezeichnend; es klingt wie eine Introduction zu der Politik, die er auf dem Throne einschlug.

Sein französischer Umgang hat überhaupt auf seine politische Meinung schon in dieser ersten Zeit keinen Einfluß geübt. Eine Aeußerung aus einem Briefe an die Markgräfin (1733) zeigt, wie ungeduldig ihn der Ehrgeiz trieb, sich mit den Franzosen in den Waffen zu messen***), und in dem Briefwechsel mit Voltaire tritt neben allem Wetteifer der Courtoisie doch auch sehr fühlbar das Bestreben hervor, deutschen Charakter und deutsche Art zur richtigen Geltung zu bringen. Es fehlt uns, schreibt Friedrich im Jahr 1736, die liebenswürdige Lebendigkeit der Franzosen, allein wir haben als Ersatz gesunden Sinn, Offenheit, Wahrhaftigkeit. Der Fehler der Deutschen, schreibt er im nächsten Jahr, ist nicht Mangel an Geist; gesunder Sinn ist ihnen eigen, ihr Charakter nähert sie den Engländern. Die Deutschen sind arbeitsam und tief; haben sie einen Stoff ergriffen, so werden sie Meister. Könnte man ihre Schwerfälligkeit bessern und sie mit den Grazien etwas vertrauter machen, so zweifle ich nicht, daß auch meine Nation große Männer hervor-

*) S. den Brief an Voltaire. Oeuvres XXI 348. f. und sein bezeichnendes Urtheil über August von Polen. XVI. 78.

**) Oeuvres VIII. 3—27.

***) Oeuvres XXVII. 1. 10.

brächte.*) Und es blieb nicht bei solchen Parallelen; schon aus den ersten Jahren seiner Regierung und später immer mehr lassen sich geringschätzende und persiflirende Stellen genug verzeichnen, in denen er Voltaire, d'Alembert, Darget gegenüber das französische Wesen durchzog.

Auch für die Erkenntniß seiner religiösen Anschauungen ist der Briefwechsel aus der Rheinsberger Zeit von besonderem Interesse; er hat sich in wenig Perioden seines Lebens so angelegentlich mit religiösen Problemen beschäftigt, wie damals. Er verhandelt mit Suhm über die Wolf'sche Philosophie, mit Voltaire über Skepsis und Deismus, er läßt sich mit gläubigen Theologen wie Achard und Beausobre in genaue Discussionen über streitige theologische Fragen ein. Eine Art von Bekenntniß hat er damals an Voltaire abgelegt;**) es lautet deistisch, ist aber doch positiver als die französische Richtung, an deren Hauptrepräsentanten er es richtete. Wahrhaftigkeit und Geradheit ging ihm auch in diesen Dingen über Alles; wie bitter rückt er dem Franzosen jede kleine Connivenz gegen die Kirche vor, wie streng beurtheilt er die weltklugen Bücklinge gegen die Autorität, die Voltaire damals noch nicht für unentbehrlich hielt. Auch ist schon damals die Differenz zwischen dem Schriftsteller und dem Staatsmann sehr fühlbar; Friedrich erscheint bisweilen rücksichtsloser als seine philosophischen Correspondenten, er ist aber in Wahrheit viel schonender, duldsamer und leidenschaftsloser als die Schule. So wie er den Gegensatz später bisweilen recht scharf betont hat, so läßt er ihn schon damals ahnen. „Wir kennen Alle, schreibt er einmal an Voltaire, die Verbrechen, welche der religiöse Fanatismus begangen hat; hüten wir uns, einen Fanatismus der Philosophie einzuführen; ihr Wesen muß vielmehr in Milde und Mäßigung bestehen. Die Toleranz in der Gesellschaft muß einem Jeden das Recht sichern zu glauben was er will; aber diese Toleranz soll nicht die Frechheit und Zügellosigkeit derer autorisiren, die das, was das Volk verehrt, ungescheut verhöhnen. Ich wette, daß, wenn Sie dies lesen, Sie denken: das ist recht deutsch gedacht." Oder ein andermal: „Glauben Sie mir, wenn die Philosophen eine Regierung gründeten, würde das Volk binnen fünfzig Jahren sich einen neuen Aberglauben schaf-

---

*) Oeuvres XXI. 19. 78.

**) Oeuvres XXI. 36. Vgl. 161. 192.

fen; man würde sich andere Götzen machen, oder das Grab der Gründer anbeten, oder die Sonne anrufen, oder es würde irgend eine andere Abgeschmacktheit den einfachen und reinen Cultus des höchsten Wesens verdrängen.“ Und als sich Voltaire einmal das Bekenntniß entschlüpfen läßt: ich rede nicht von der Canaille, die der Aufklärung nicht werth ist, erzählt ihm Friedrich zur Strafe eine recht lehrreiche Geschichte. Während des Kriegs, sagt er, war eine Seuche in Breslau und man begrub täglich 120 Menschen. Eine Gräfin sagte damals: Gott sei Dank, der hohe Adel ist verschont; es sterben nur Leute vom Volk. Sehen Sie, das ist das Bild der Leute, die da meinen, sie seien aus besserem Stoffe geknetet.*)

Ueberschlägt man die ganze Summe von Friedrichs Arbeiten und Aufzeichnungen in der Rheinsberger Zeit, so erhält man vornehmlich den Eindruck friedlichen Genießens und Behagens, nicht etwa den eines ruhelosen, unbefriedigten Ehrgeizes. Man wird überall mehr an den geistreichen Denker erinnert, als an den Helden und Herrscher. Die Contemplation über die Welt nimmt eine viel größere Stelle bei ihm ein, als das Handeln in der Welt; er reflectirt, schreibt, zerstreut sich mit Freunden, Künstlern und Poeten und scheint nichts weniger als begierig, diese behagliche Genußwelt zu verlassen. Viele seiner Aeußerungen verrathen nicht blos ein vorübergehendes Gefallen, sondern bekennen geradezu den feineren Epicuräismus als seine Lebensphilosophie. „Ich verhehle nicht, schreibt er einmal,**) daß ich die Vergnügungen, und Alles was dazu beiträgt, liebe; die Kürze des Lebens mahnt mich, sie zu genießen, denn wir haben nur einen kurzen Zeitraum, den man suchen muß zu nützen.“ Wir dürfen daher auch wohl glauben, daß es ihm mit seinem schmerzlichen Bedauern Ernst war, als ihn der Tod des Vaters zu höheren Pflichten rief, wenn ihn gleich der erste Schritt zu den Stufen des Thrones in jedem Zuge als den König und Herrscher zeigt.

Denn jene leichtere Lebensbetrachtung schloß zwei Dinge nicht aus: die höchste Arbeitsamkeit in allen Dingen und das höchste Gefühl seiner fürstlichen Pflicht. Es war nicht etwa wie eine wohlfeile Phrase, sondern das Programm einer künftigen Regierung, wenn er an Voltaire (1739) schrieb: Ein Regent muß seinen Beruf darin

*) S. Oeuvres de Frédéric XXIII. 103. 109. 119. 127.

**) Oeuvres XXI. 32.

sehen, so viel es in seiner Macht liegt, menschliches Elend zu heilen. — — Ein Fürst ist für sein Volk, was das Herz für den Bau des Körpers ist. Er empfängt Blut von allen Gliedern und treibt es zurück bis in die äußersten Spitzen. Er empfängt Treue und Gehorsam von seinen Unterthanen und gibt ihnen dafür Ueberfluß, Glück, Ruhe und Alles, was zum Gedeihen der Gesellschaft beitragen mag.

Das Verhältniß zum Vater war im Allgemeinen besser geworden; hie und da lagerte sich noch eine Wolke des Mißtrauens und der Verstimmung zwischen beide, und an Hetzern und Zwischenträgern hat es auch damals nicht gefehlt, allein es kommt doch nicht mehr zu ernsten und dauernden Zerwürfnissen. Wohl war es unverkennbar, daß der König den jungen ästhetischen Hof in Rheinsberg ungern sah, aber schon daß er bei allem innerem Widerstreben ihn doch duldete, war ein Beweis, daß er vom Sohne jetzt anders dachte, als früher. Ja wenn die poetischen und künstlerischen Genüsse die ganze Thätigkeit des Prinzen ausgemacht hätten! Allein er hielt sich daneben an ernste Arbeit, er hatte Freude gewonnen auch an den trockensten Geschäften, er trieb das früher nur Befohlene jetzt im freiwilligen, wißbegierigen Eifer. Die Verwaltung und das Kriegswesen, der Anbau des Bodens und die Industrie nahmen seine Aufmerksamkeit eben so sehr und mehr in Anspruch, wie Dichtung und Musik. Dem Vater, der dafür ein scharfes Auge hatte, entging das nicht, darum ließ er ihm die Freiheit der andern Genüsse, auch wenn sie nicht nach seinem Geschmacke waren.

Früher hatte sich Friedrich bisweilen darin gefallen, mit frivolem glänzendem Witz des Vaters haushälterische Bemühungen zu persifliren; jetzt hatte er darüber anders denken gelernt. Was ihm und seinen lustigen Genossen trivial und prosaisch erschienen war, das nöthigte ihm nun Achtung ab. Im Sommer 1739 machte er mit seinem Vater eine Reise nach Litthauen. Die Provinz war zu Anfang des Jahrhunderts durch eine Epidemie furchtbar heimgesucht, hunderte von Ortschaften verödet; jetzt bot sie den Anblick einer blühenden Landschaft. Das Alles, schreibt Friedrich an Voltaire, verdankt man dem König, der nicht Sorgen und Mühen, nicht große Summen, Verheißungen und Belohnungen gespart hat, um einer halben Million Menschen Leben und Behagen zu schaffen. Ich habe in der hochherzigen und arbeitsamen Art, womit der König eine Einöde bewohnt,

fruchtbar und glücklich gemacht hat, etwas so Heroisches gefunden, daß ich geglaubt habe, Sie würden die gleiche Empfindung haben, wenn ich Ihnen die einzelnen Vorgänge mittheilte.

Daß der König zur gleichen Sinnesänderung über den Sohn gekommen war, läßt mancher kleine Zug erkennen, am meisten tritt es vielleicht in der Freigebigkeit hervor, womit der so karge Mann im Sommer 1739 den Kronprinzen dotirte. Er schenkte ihm die königlichen Gestüte, die ein Einkommen von 12—18000 Thalern repräsentirten und gab ihm für die aus des Kronprinzen Regiment ausgewählten Rekruten eine ansehnliche Entschädigungssumme. Beides aus freiem Antrieb, nur mit dem väterlichen Rath: „Wünsche, daß darmit mag so continuiren; soll nur hübsch haushalten."

Aber Friedrich Wilhelms Tage waren gezählt; seit Frühjahr 1740 hatte sich sein Befinden hoffnungslos verschlimmert. Sein letzter Brief an den Thronerben ist rührend und charakteristisch zugleich: „Ich habe, schreibt er fünf Tage vor seinem Ende, Euer Schreiben vom 24. d. wohl erhalten, daraus Euer herzliches Mitleid mit Meinen elenden Umständen, auch Eure löbliche Entschließung, in allen Stücken meinem väterlichen Rath zu folgen, ersehen. Ich bin sehr davon attendriret und habe nicht den geringsten Zweifel an dem Effect Eures Versprechens und Eurer guten Sentiments, wenn Gott über mein Leben gebieten sollte, wie es das Ansehen hat. Daß Ihr gegen Pfingsten anhero kommen wollet, solches ist mir sehr lieb und wird mir ein rechtes Vergnügen sein, Euch so Gott will noch zu embrassiren.

Die Nachrichten von dem Landbau sind zwar noch schlecht, weil aber nun das warme Frühlingswetter eintritt und das Vieh genugsam Gras kriegen wird, so hoffe, es werde noch erträglich sein."

So beschäftigte den strengen Haushalter bis zu seinem letzten Athemzuge nur Eines: die Wohlfahrt seines Landes.

Friedrich hatte indessen Pfingsten nicht abgewartet; auf bedenkliche Nachrichten, die in der Nacht zum 27. Mai an ihn kamen, brach er unverzüglich nach Potsdam auf und fand den Vater im Sterben. Die früheren Tage waren nun vergessen; der Kronprinz war ganz der hingebende, vom kindlichen Schmerz ergriffene Sohn. Jene weiche Seite seines Lebens kam zu ihrem Rechte, durch bittern Nachgeschmack vergangener Zeiten so wenig getrübt, wie durch ehrgeizige Gedanken in die Zukunft. Auch der strenge und harte Mann

auf dem Sterbebette war ein anderer geworden. Thut mir, rief er, Gott nicht viel Gnade, daß er mir einen so braven und würdigen Sohn gegeben? Und als, nach Podewils Bericht, der Kronprinz die Hand des Vaters zärtlich küßte und mit Thränen netzte, umarmte er ihn und hielt ihn fest umschlungen, indem er ausrief: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, daß ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger habe."

Die Thronbesteigung Friedrich's wird von Macaulay in einem Tone eingeleitet, der dem Libell unstreitig besser ziemen würde als der historischen Darstellung. Es habe, sagt er, über Friedrichs Regierung eine vielfach irrige Erwartung bestanden. Die Einen sahen in ihm einen Mann des Genusses, die andern hätten einen Telemach nach Fenelons Muster, wieder andere ein mediceisches Zeitalter für Kunst und Wissenschaft erwartet. „Niemand — so lautet die brillante Phrase, der hier wie auch sonst oft die historische Wahrheit weichen muß — Niemand habe gefürchtet, daß „ein Tyrann von außerordentlichen Talenten zum Feldherrn und Staatsmann und von noch außerordentlicherer Thätigkeit, ein Tyrann ohne Furcht, ohne Glauben und ohne Barmherzigkeit (without fear, without faith and without mercy) den Thron bestiegen habe."

Die „Entschädigung Falstaffs bei der Krönung seines alten Cumpans, heißt es dann weiter, war nicht bitterer als die, welche einige der Hausgenossen von Rheinsberg erwartete." Rheinsberg und Frau Hurtigs Schenke in Eastcheap, Keyserlingk, Jordan, Algarotti und Falstaff, Poins und Bardolph — gewiß eine Parallele, die von ebenso viel historischer Treue wie gutem Geschmack Zeugniß ablegt! Bei der Charakteristik des neuen Königs findet nun der britische Geschichtschreiber, der vorher Friedrich Wilhelm als einen „Bastard von Moloch und Puck" geschildert, daß bei genauerer Betrachtung zwischen diesem Monarchen und seinem Nachfolger eine große Familienähnlichkeit bestehe. „Denn nicht nur die Ordnungsliebe, die Lust an praktischer Thätigkeit, den militärischen Sinn und die Sparsamkeit hätten sie mit einander gemein gehabt, sondern auch den gebieterischen Sinn, das bis zur Wildheit reizbare Temperament und die Freude an Anderer Qual und Demüthigung." Diese Eigenschaften seien freilich bei Friedrich etwas anders hervorgetreten, aber die Grundlage blieb doch dieselbe. Friedrich sei sparsam gewesen, aber er habe es nicht der Mühe werth gehalten, ungesunden Kohl zu essen, um

jährlich einige Thaler zu ersparen; er sei wohl so boshaft wie sein Vater gewesen, aber sein Witz habe ihn in Stand gesetzt, seine Bosheit in anständigeren Formen auszulassen, als das Friedrich Wilhelm vermochte· ebenso habe sich Friedrich sein erbliches Vorrecht, Fußtritte und Prügel auszutheilen, keineswegs nehmen lassen, allein seine Praxis habe sich doch von der seines Vaters in einigen wesentlichen Punkten unterschieden.

Sapienti sat! Zur Charakteristik solcher Geschichtschreibung genügt es gewiß, die prägnantesten Stellen einfach anzuführen; Jeder kann sich dann über Form und Inhalt ein ausreichendes Urtheil bilden. Das Andenken einer historischen Größe, wie Friedrich II., wird ohnehin durch dergleichen nicht wohl alterirt; höchstens kann man Macaulay bedauern, daß er den Ton der niedrigsten Schmähschriften, die im 18. Jahrhundert über Friedrich erschienen sind, mit einer gewissen Virtuosität überboten hat.

Nun ein Paar Worte über Friedrichs Thronbesteignng.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß der Aufenthalt in Rheinsberg für Friedrich anziehend genug war, um alle ungeduldigen Regungen der Herrschsucht in Schranken zu halten. Man darf ihm darum wohl glauben, was er kurz vor des Vaters Ende an Voltaire schrieb: Das Privatleben würde meiner Freiheit mehr zusagen, als dasjenige, dem ich mich fügen muß. Sie wissen, daß ich die Unabhängigkeit liebe und daß es sehr hart ist, ihr zu entsagen, um sich einer peinlichen Pflicht zu unterwerfen. Was mich tröstet, ist der eine Gedanke, meinen Mitbürgern zu dienen und meinem Vaterlande nützlich zu sein.*)

Aber wie das Loos einmal gefallen ist, gehört er auch ganz seiner Pflicht. Nie hat ein König reifer und königlicher den schweren Schritt zum Thron gethan, wie dieser. Wohl mochten manche hoffen, jetzt würden lustige, sorglose Tage beginnen, Rheinsberg vergrößert nach Potsdam getragen, die alten Gegner des Kronprinzen vom König gezüchtigt und die geistreichen Gesellschafter Friedrichs Günstlinge, Minister, Gesandte des jungen Monarchen werden. Nichts von dem Allem; in jedem Zuge Ernst, Pflichtgefühl und Erfülltsein von der Größe seiner Aufgabe. Die Rheinsberger Bekannten und Freunde blieben fast alle in ihrer Stellung, die etwas mehr zu werden hofften,

*) Oeuvres XXI. 359 f.

erlebten eine Enttäuschung; die sich mit dem freundlich geselligen Verhältniß begnügten, blieben dem König, was sie dem Kronprinzen gewesen waren. Ministerien und Kronämter erlangten sie nicht*); die trockenen, essigsauern Geschäftsmänner des Vaters wie der sparsame Minister Boden behielten ihre Stellen, sobald der König nach einem flüchtigen Anflug übler Laune ihren Werth erkannt hatte. Die wirklichen oder vermeintlichen Gegner des Kronprinzen wurden nicht bestraft; bei einem von ihnen, Derschau, erinnerte sich jetzt der neue Monarch nur, daß er ein tüchtiger Offfizier sei; er ward befördert. Wer aber, wie Markgraf Heinrich von Schwedt, sich als lustiger Kamerad von ehedem näherte, der ward daran erinnert, daß er jetzt vor seinem König stand, und wer, wie der junge Graf Schulenburg, in seiner Herzensfreude die Garnison ohne Urlaub verließ, um Glück zu wünschen, dem ward die deutliche Mahnung: daß auch unter dem neuen Regenten die strenge Zucht und Ordnung des Vaters nicht aufhören werde. Ueberhaupt, wo es Noth that, ward der Herr und König scharf betont, wie gegenüber Leopold von Dessau, der noch am Todesbette Friedrich Wilhelms I. naiver Weise den Wunsch kundgab, die Autorität auch fernerhin zu behaupten, die er unter dem Vater gehabt. Von Autorität des Fürsten von Dessau, hieß es da, ist mir nichts bekannt; nachdem ich König bin, denke ich der Einzige zu sein, der Autorität besitzt. Und damit ward ganzer Ernst gemacht; bald klagte die fremde Diplomatie, daß der König Alles selber mache, Niemand Einfluß habe und daher ein auswärtiger Gesandter nirgends „mehr desorientirt sei" als am Berliner Hofe.

Allein neben dem Ton des Herrn kam zugleich das Milde und Humane seines Wesens zur Geltung und verkündete den Aufgang einer neuen Zeit. Den Ministern ward anbefohlen, fortan zwischen Interessen des Königs und des Landes keinen Unterschied zu machen, die Behörden erhielten die Weisung, „den König nicht mit Kränkung der Unterthanen zu bereichern," den Generalen ward aufgegeben, die Mißbräuche der Härte, der Habsucht und des Uebermuthes abzustellen. Dann ward der drohenden Hungersnoth vorgebeugt, dem Jagdunfug gesteuert, in jener berühmten Marginalresolution die reli-

*) Kayserling und Fouqué wurden Adjutanten, Camas Gesandter in Paris. Mit Jordan, Algarotti, Suhm u. a. dauerte der herzliche Briefwechsel und Verkehr fort, wie selbst ein flüchtiger Blick in die Correspondenz darthun kann.

giöse Duldung als Grundsatz verkündet, Jedermann, insbesondere den Offizieren anbefohlen, der Justiz ihren freien Lauf zu lassen. Der früher verfolgte Christian Wolf ward mit Ehren zurückgerufen, Leonhard Euler für Berlin gewonnen. Von der Presse waren die drückendsten Fesseln gleich anfangs weggenommen worden, die Folter ward am dritten Tage der neuen Regierung auf die seltensten Fälle beschränkt, um später ganz zu verschwinden.

Das waren die Anfänge des „Tyrannen ohne Furcht, ohne Glauben und ohne Barmherzigkeit."

Doch unser britischer Geschichtschreiber geht leichten Fußes darüber hinweg; die eben erwähnte Kraftphrase und die famöse Fallstaff-Parallele sind ihm ausreichend, Friedrichs Thronbesteigung würdig einzuleiten. Um so viel größeren Raum und Nachdruck widmet er der äußeren Politik, vor allem dem Bruche Friedrichs mit Oesterreich. Hatte er in der Schilderung Friedrich Wilhelms I. und der Jugend des Helden oft sehr zur Unzeit den leichtfertigen Stil des humoristischen Romans angewandt, so wechselt hier die Tonart, sie wird durchaus homiletisch und die weltgeschichtliche Umwälzung von 1740 wird zu einer der seltsamsten Kapuzinaden verwerthet, die sich irgendwo in einem historischen Buche finden mag.

An sich wäre hier eine gute Gelegenheit gewesen, britischen Lesern klar zu machen, worin die Bedeutung des Umschwunges von 1740 gelegen war. Wie Preußen aus der knappen Hülle eines deutschen Reichsterritoriums herausgewachsen und doch weder zur Emancipation vom Kaiser noch zur europäischen Großmacht groß genug geworden war, wie daher der Trieb einer Erweiterung früher oder später zur Geltung kommen mußte, wenn die mächtigen Vorarbeiten der drei Regierungen seit 1640 nicht in bedeutungsloser Oede enden sollten, darüber wäre eine kurze Bemerkung wohl nicht verloren gewesen. Und wie dies Wachsthum Preußens mächtige Entwicklungen in sich einschloß — die Bildung eines selbständigen preußischen Staatswesens, das Entstehen eines zweiten Großstaats im Reiche und die Erhebung einer neuen protestantischen Macht im Norden, nachdem Schweden von seiner Stellung verdrängt war — das zu berühren, hätte sich wohl der Mühe verlohnt, selbst für ein ausschließlich britisches Publikum, dessen nationale Geschichte und Politik diesem neuen Gestalten sogar eine gewisse Sympathie entgegenbringen mußte. Das Stück preußischer, deutscher und europäischer Geschichte von Mollwitz bis Waterloo

ist doch wohl bedeutsam genug, um einer selbst sehr geschichtskundigen Lesewelt, wie die britische ohne Zweifel ist, einige Winke und Erörterungen recht dankenswerth zu machen. Auch das hätte der gründliche Kenner der Geschichte von 1714—1740 wohl hinzufügen dürfen, daß die politische Lage in Preußen bei Friedrichs Thronbesteigung durchaus eher eine antiösterreichische als eine österreichische Richtung erwarten ließ. Friedrich Wilhelms bekanntes „exoriare aliquis" und Friedrichs eigne politische Aufzeichnungen, die er als Kronprinz schrieb, hätten zur Noth hingereicht, dies Verhältniß mit einem Zuge zu beleuchten.

An der Stelle aller dieser für den Historiker und Staatsmann gewiß nicht ganz bedeutungslosen Gesichtspunkte erhalten wir eine seitenlange Expektoration über die Heiligkeit der Verträge, welche die pragmatische Sanction verbürgten, und über die himmelschreiende Ruchlosigkeit dessen, der das Zeichen dazu gab, diese Verträge zu zerreißen. Und trotz aller dieser moralischen Erwägungen, so erzählt Macaulay, entschließt sich Friedrich „the great crime" zu vollführen; ja noch mehr, er vollführt das Verbrechen gegen eine Frau, deren Eigenschaften jeden Edelgesinnten zu Mitleid, Bewunderung und ritterlicher Dienstfertigkeit hinreißen mußten; gegen eine Frau, die auf dem Punkte ihrer Niederkunft stand, „deren Wangen unter diesen Sorgen ihr frisches Roth verloren" (her cheek lost its bloom). Und der Schändliche hatte zudem persönliche Verpflichtungen gegen Oesterreich. Sein Leben war ihm vielleicht durch die „Verwendung des Fürsten erhalten worden, dessen Tochter er zu berauben im Begriffe war." Aber noch nicht Alles. Friedrich gab nicht blos selbst das Beispiel grober Treulosigkeit, er gab auch den Andern das Zeichen, ein Gleiches zu thun und beschwichtigte bei ihnen, was etwa von Schamgefühl sich regte. „Auf Friedrichs Haupt kommt all das Blut, das in einem Krieg vergossen wurde, der mehrere Jahre hindurch und in jedem Theil des Erdkreises tobte, das Blut der Colonne von Fontenai, das Blut der Bergschotten, die bei Culloden hingeschlachtet wurden. Die durch seine Gottlosigkeit (wickedness) hervorgerufenen Uebel wurden in Ländern verspürt, wo der Name Preußen unbekannt war, und damit er einen Nachbar berauben könne, den zu vertheidigen er versprochen hatte, fochten schwarze Männer an der Küste von Coromandel und scalpirten sich rothe Männer an den großen Seen von Nordamerika."

Wir haben die ganze Stelle hergesetzt, als charakteristischen Beweis, bis zu welchem Ungeschmack die Manier einen geistreichen Mann verleiten kann. Mehr bedarf es auch wohl nicht, um zu zeigen, wohin es mit einer Geschichtschreibung kommt, die in dieser Weise eine zudem auf falschen Voraussetzungen beruhende Moral auf die großen Katastrophen der Weltgeschichte anwendet. Wir möchten die Universalhistorie wohl sehen, die uns die Weltgeschichte von Alexander und Cäsar bis auf Louis Bonaparte herab auf Grund des Macaulay'schen Moralreceptes behandelte! Oder gesetzt den Fall, ein deutscher Professor hätte an seinem stillen Schreibtisch ein Elaborat in gleichem Stile über britische Geschichte ausgearbeitet, mit welch feiner Münze würde John Bull seinen hartköpfigen germanischen Vetter bedienen, welch homerisches Gelächter würde jenseits des Canals ausbrechen über diese unverbesserliche Nation von Schulmeistern und moralisirenden Pedanten!

Aber Macaulay ist Geschichtschreiber, Redner, Staatsmann. Wie paßt diese Expectoration in den Mund eines Mannes, der es bei Karl I. so herb und bestimmt ablehnt, persönliche und gemüthliche Motive in der Beurtheilung großer historischer Verhältnisse walten zu lassen! Eines Mannes, der selbst die blutigen Flecken Wilhelms III. mit dem schützenden Gewand seiner Apologetik bedeckt! Eines Mannes, der uns Warren Hastings und Lord Clive mit aller Kunst verschönert und fast idealisirt, der Macchiavell so beredt vertheidigt hat! Oder wäre es etwa überhaupt britische Weise diesen moralisirenden Maßstab an große Weltverhältnisse anzulegen? Wir dächten, von Kopenhagen an bis zu Dscheddah herab hat man in auswärtiger Politik dort jederzeit ein sehr weites Gewissen gehabt. Aber freilich da galt es englischen Vortheil, englische Größe! Warum soll aber für Friedrich nicht die Erwägung eigner Machtstellung und eigenen Staatsinteresses ein Moment sein, das man gelten läßt? Bequem ist es allerdings, in fremder Sprache zu predigen, wie ein Quäker, in eigner zu handeln, wie ein Flibustier.

Falscher Pathos in historischen Dingen schießt aber nicht blos neben das Ziel, er verfällt auch leicht, indem er vor lauter Sentiments das Thatsächliche übersieht, in grobe Parteilichkeit. So ist es Macaulay mit der Situation von 1740 ergangen. Er „will sich nicht darauf einlassen, des Langen und Breiten die Gründe zu widerlegen, die Campbell und Preuß beigebracht haben;" er fällt einfach sein Ver=

dammungsurtel. Wir sind nun unsererseits durchaus nicht gemeint, die Rechtsgründe bei Friedrichs Anspruch an Schlesien zu überschätzen, aber der Erwähnung sind sie doch wohl werth. Wer mit so laut erhobener Stimme Recht und Moral vertheidigt, der darf in jedem Falle nicht so flüchtigen Fußes darüber weggehn. Die alten Ansprüche an die verschiedenen Theile Schlesiens, die Verhandlungen unter dem großen Kurfürsten, der Vertrag über die Abtretung des Schwiebuser Kreises und die hinterlistige Taktik, wodurch der Wiener Hof der Ausführung dieses Vertrags sich entzog, das sind doch Momente, die man erwähnt, wenn man mit so grober Münze, wie „great crime, gross perfidy, wickedness" um sich wirft, denn für die rechtliche Beurtheilung ist es doch nicht ganz gleichgültig gewesen, daß das Haus Brandenburg an einzelne Theile von Schlesien Ansprüche gehabt, daß ihm Oesterreich diese Ansprüche abgekauft, aber den Kaufpreis nicht bezahlt hatte. Friedrich I. selber fügte doch, nachdem er sich hatte täuschen lassen, verwahrend hinzu: Das Recht in Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlassen; sie werden wissen und erfahren, was sie deßfalls dereinst zu thun und zu lassen haben mögen.

Dazu kamen dann die Verhältnisse, welche auf die Anerkennung der pragmatischen Sanction und das österreichisch-preußische Bündniß gefolgt waren. Der Wiener Hof hatte Friedrich Wilhelm I. geschickt ausgebeutet, aber wo es preußisches Interesse anging, in der bergischen wie in der polnischen Frage, ihn preisgegeben, ja in dem einen Falle selbst eine förmliche Zusage gebrochen. Friedrich Wilhelm war scharfsichtig genug, um einzusehen, daß man seine Geradheit und seine reichsfürstliche Pietät gegen das Kaiserhaus arg mißbraucht hatte. Bekannte Ueberlieferungen und urkundlich belegte Aussprüche zeigen, daß er in voller Reaction gegen Oesterreich begriffen war und dies seinem Nachfolger wie ein Vermächtniß hinterließ. „So lange man uns nöthig hat, sagte er, so lange flattiret man; sobald man aber glaubt, der Hülfe nicht mehr zu gebrauchen, so zieht man die Maske ab und weiß von keiner Erkenntlichkeit. Die Betrachtungen, so Euch dabei einfallen müssen, können Euch Gelegenheit geben, Euch künftig in dergleichen Fällen zu hüten."*) Daß bei Friedrich für solchen Rath ein fruchtbarer Boden war, beweisen schon die politischen Auf-

*) Schreiben an Friedrich vom 6. Febr. 1736 in den Oeuvres de Frédéric XXVII. 3. 102.

zeichnungen, die er als Kronprinz niedergeschrieben hatte, z. B. die Considérations von 1738, in denen sich die Stimmung gegen Oesterreich so scharf und bestimmt wie nur möglich kund gibt.

Es waren also alte und neue Mißverhältnisse, unvergessene Ansprüche von früher her und Beschwerden aus jüngster Zeit, die ungeschlichtet zwischen Wien und Berlin obschwebten; es bestand nicht entfernt jenes cordiale Verhältniß, das Macaulay fälschlich vorschiebt, um seine Declamationen über unerhörte Treulosigkeit besser coloriren zu können. Ja selbst das rein Persönliche, obwohl das gewiß am wenigsten den Ausschlag gab, stimmte gegen, nicht für Oesterreich. Denn die rührende Geschichte von der rettenden Fürsprache des Wiener Hofes, die dem Kronprinzen das Leben erhalten haben soll, ist ja lange widerlegt, und was sich etwa sonst von Jugendreminiscenzen bei Friedrich regen konnte, das Treiben Seckendorf's, Grumbkow's und die Geschichte seiner Verheirathung war gewiß nicht dazu angethan, zur Pietät gegen die österreichische Politik zu stimmen.

Doch man müßte ein Buch gegen ein Buch schreiben, um jede Unvollständigkeit, jedes irrige, schiefe und ungerechte Urtheil in Macaulay's Darlegung der Geschichte von 1740 im Einzelnen vorzuführen; es lohnt sich auch der Mühe nicht. Die falsche Manier ist in dieser Parthie seiner Arbeit so vollständig Meister über den Autor geworden, daß er aus der rhetorisirenden Erzählung und erbaulichen moralisirenden Reflexion nicht herauskommt. Daß Friedrichs II. Benehmen um 1740 nicht ritterlich und nicht großmüthig war, daß seine politische Taktik während der zwei schlesischen Kriege Stoff genug zum Vorwurf für Verbündete und Gegner gab, das ist damals und später zur Genüge gesagt worden; auch Macaulay läßt sich natürlich die Gelegenheit nicht entgehen, einen ersten, einen zweiten, einen dritten und endlich einen vierten Verrath pünktlich einzuregistriren, immer im Tone, als habe Friedrich aus purem Muthwillen und gleichsam aus angeborner Leidenschaft für das Böse so gehandelt. Daneben muß er denn wieder eingestehen, daß der junge Monarch die leitende Rolle in der Politik der Zeit an sich riß, daß er Oesterreich und Frankreich zugleich bei Seite schob, und daß die Welt ihn schon jetzt als den ansah, in dessen Händen das Gleichgewicht Europa's ruhe; und doch, fügt er hinzu, war „sein Urgroßvater nichts weiter als ein Markgraf gewesen.“ Wie das Alles so gekommen ist, welchen Verhältnissen die manichfaltigen Wendungen in Friedrich's Politik zuzuschreiben waren und worin

das Geheimniß lag, daß der Urenkel des Markgrafen binnen wenig Jahren eine so imposante Stellung gewann — das zu erklären, wäre eine würdige Aufgabe für den Staatsmann und Geschichtschreiber gewesen, viel würdiger in jedem Falle, als die schmückenden Beiwörter („insatiably rapacious and shamelessly false,“) womit Macaulay seine Darlegung der Dinge von 1740 würzt.

Denn dabei bleibt es doch immer räthselhaft, daß schon nach diesen ersten Kriegen des Königs sein Volk mit Enthusiasmus, die erwachende deutsche Nation mit Stolz und Bewunderung, Europa mit dem Neid der Anerkennung zu ihm aufblickte. Wenn uns Macaulay Friedrich's Politik als die Moral eines Banditen zeichnet, ihn selbst als einen Mann voll Geist, aber als boshaft und schadenfroh schildert, wenn er uns mit behäbiger Breite ausmalt, daß er bei Mollwitz erschrocken vom Schlachtfeld weggeritten, wenn er überhaupt keinen Anlaß versäumt, einen großen oder kleinen Schmutzflecken an den Mann zu hängen — so wird damit die ganze Geschichte immer unbegreiflicher und wir sind immer von Neuem versucht zu fragen, wie geschah es, daß dieser Mann gleich in diesen Anfängen sein preußisches wie das deutsche Volk zu einer größern geschichtlichen Stellung emporhob, und beiden, um Göthe's Wort zu gebrauchen, gleichsam einen neuen Lebensinhalt schuf? Wie kam es, daß er schon früh, noch vor der Feuerprobe des siebenjährigen Krieges, der Welt die Bahnen einer Politik vorzeichnete, der in inneren und äußeren Dingen auch die Widerstrebenden allmälig folgen mußten? Mit einem Wort, die nationale wie die weltgeschichtliche Stellung Friedrichs erscheint nur wie eine bizarre Laune des Zufalls, wenn er so und nicht anders war, wie ihn Macaulay in seinen Anfängen schildert.

Aeußere Gewandtheit und die Gunst des Glückes können doch allein so etwas nicht erreichen. Ohne Zweifel gehört es zu den bewundernswerthesten historischen Episoden: die Elasticität, womit sich Friedrich auf die Nachricht von Karls VI. Tode aufrafft, sein Heer schlagfertig macht, Schlesien nimmt, und unter allen Wechseln der politischen Lage behauptet; gewiß, dies Alles, verziert durch die Tage von Hohenfriedberg, Sorr und Kesselsdorf, ist ein imposantes Stück Geschichte. Aber auch Karl XII. war wie ein Meteor gekommen, um doch rasch zu verschwinden; noch andere größere haben ihre glänzenden und glücklichen Tage gehabt, um dann im besten Falle bewundert, häufiger noch unbedauert zu unterliegen. Daß es mit Friedrich nicht

so war, muß doch wohl eine Frucht seiner ihm eigenthümlichen Größe sein. Macaulay ahnt etwas von dieser Größe, wenn er mitten unter übellaunigen und übelgewählten Ausstellungen sich die Bemerkung entschlüpfen läßt: im Unglück, wo selbst Männer von bewunderter Geistesstärke unterlegen sein würden, sei seine wahre Größe an den Tag gekommen. War das aber erst in den Zeiten von Kolin und Kunersdorf der Fall? Uns scheint es nicht; so glücklich im Ganzen die zwei schlesischen Kriege verliefen, das Schicksal zeigte ihm doch auch sehr umwölkte Tage und prüfte ihn für spätere Zeiten. Er spielte, wie er selber damals sagte, verzweifeltes Spiel; entweder mußte er Alles behaupten oder Alles verlieren. Aber sein Entschluß war auch gefaßt. Es ist nicht der leidende, christliche Opfermuth eines Märtyrers, der ihn erfüllt, aber es ist auch nichts in ihm von dem himmelstürmenden Uebermuth, und von dem trotzigen Hader mit dem Schicksal, der andere Größen gleichen Ranges zeichnet; er denkt und handelt ganz wie ein heldenmüthiger kampfbereiteter Mann im Leben handeln soll. „Wenn alle meine Hülfsquellen und Unterhandlungen versagen — schrieb er in solch einer bedrängten Stunde — wenn alle Conjuncturen gegen mich ausfallen, so will ich lieber untergeh'n mit Ehren, als ein ruhmloses Leben führen. Welcher Schiffskapitain, nachdem alle Versuche sich zu retten vergeblich gewesen sind, hätte nicht den Muth, die Pulverkammer in Brand zu stecken, um so den Feind wenigstens in seiner Erwartung zu täuschen. Eine Frau, die Königin von Ungarn, ist nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien und ihre besten Provinzen besetzt waren. Sollten wir nicht den Muth dieser Frau haben? . . . Ich bereite mich auf jedes Ereigniß, das da kommen könnte, vor. Mag das Glück mir günstig sein oder ungünstig, das soll mich weder muthlos machen, noch übermüthig. Muß ich untergeh'n, so sei es mit Ruhm und das Schwert in der Hand. Lernt von einem Manne, der nie in die Predigten von Elsner ging, daß man dem Unglück, das da kommt, eine Stirn von Erz entgegensetzen muß und schon während des Lebens auf alles Glück, alle Güter, alle Täuschungen Verzicht leisten muß, die uns nicht über das Grab hinaus folgen werden."

Diese heroische Mannesart, in glücklichen und unglücklichen Tagen bewährt, hat schon in dieser ersten Epoche von Friedrichs Regentenleben ihre Probe bestanden; das fühlte der richtige Instinct des Volkes früh heraus und nannte das Große groß; es hat trotz Ma-

caulay nicht das Ansehen, als ob die nachgeborne Geschichtschreibung an diesem Gottesurtheil etwas ändern werde.

An die Schilderung der ersten schlesischen Kriege reiht der britische Geschichtschreiber eine Charakteristik der innern Verhältnisse in den Friedensjahren, besonders der Verwaltung und des Privatlebens des preußischen Monarchen.

Macaulay gibt zu, daß der König von außerordentlicher Thätigkeit, daß er unermüdlich wachsam war; er rühmt die Sicherheit des Eigenthums und die Ordnung, die unter ihm herrschte; er erkennt an, daß die Verbesserung und Humanisirung der Rechtspflege sein Werk war, daß er religiöse Toleranz übte und gegen freie Aeußerungen eine „steadfastness of mind“ bewährte, die selbst bei Staatsmännern, die in der Luft des öffentlichen Lebens aufgewachsen seien, nicht häufig vorkomme.

Aber die ganze Art des Regiments wird doch auf's schärfste verdammt. Daß ein britischer Staatsmann des neunzehnten Jahrhunderts die Maschinerie von Friedrich's Regierung nicht als ein classisches Vorbild für alle Zeiten ansehen, daß er sein handelspolitisches System nicht als das mustergültige bezeichnen könne, das ließ sich erwarten. Auch auf dem Continent mögen sich nicht Viele finden, deren Verehrung für die Formen von Friedrichs Regierung so weit ginge. Auch unter uns wird man im Allgemeinen das selfgovernment für eine vollkommenere Gestalt des staatlichen Lebens und die freie Entfaltung der wirthschaftlichen Kräfte für einen Fortschritt halten, den wir nicht um Alles gegen die Maximen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hingeben möchten.

Aber für den Geschichtschreiber Friedrichs des Großen ist ja die Frage nicht die, was in dem heutigen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft das Vollkommenste und Wünschenswertheste ist, sondern was damals das Ausführbare war. Man kann heute der Ansicht sein, daß z. B. in Preußen der Absolutismus etwas völlig Ausgelebtes ist, und doch dafür halten, daß er vor hundert Jahren das einzig Mögliche war. Man kann die patriarchalische Bevormundung, das Vielregieren, das Sich-in-Alles-mischen im neunzehnten Jahrhundert lebhaft bekämpfen und das Alles gleichwohl für das achtzehnte als eine unvermeidliche Nothwendigkeit ansehen. Daß man mit dem self-

government und mit Handelsfreiheit im Jahre 1740, so wie Volk und Staat beschaffen war, nicht weit gekommen wäre, scheint doch wohl unbestreitbar; daß dagegen mit dem Absolutismus, wie ihn Friedrich übte, bewunderungswerthe Resultate erreicht wurden, ist eine Thatsache, die vor Augen liegt. Nicht an den freien Verfassungen des neunzehnten, sondern an dem Absolutismus des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts muß daher Friedrichs eigenthümliches Verdienst gemessen werden. Und dies eigenthümliche Verdienst liegt vorzugsweise darin, daß er die Staatspraxis des Versailler Königthums in Schatten gestellt und eine Bahn vorgezeichnet hat, in deren streng gezogenen Linien ein großer Theil der europäischen Welt zu einer besseren und menschlicheren Entwicklung hinübergeführt worden ist. Nur die oberflächlichste Betrachtung kann den Absolutismus, wie er von Ludwig XIV. ausging und wie ihn Friedrich übte, für eins und dasselbe halten. Dort hieß es: der Staat bin ich; hier lautete die Devise: der König ist der erste Diener seines Staates. Dort ging der Staat im Hofe auf, hier ward alles mit eiserner Consequenz dem Staatswohl untergeordnet. Dort schlug die Monarchie in orientalischen Sultanismus über, hier gab sie in der eignen höchsten Anstrengung ihrer Kräfte zugleich allen andern ein Vorbild ihrer Pflicht. Dort opferte man die öffentliche Wohlfahrt königlichen und priesterlichen Launen, hier ward auf dem sprödesten Boden ein Zustand der allgemeinen Wohlfahrt, Sicherheit und Duldung geschaffen, den die Meisten zu beneiden Ursache hatten. Dort zerstörte man die natürliche Kraft der beglücktesten Staaten der Welt; hier ward in einem kleinen und armen Lande ein kernhaftes Geschlecht von Männern und ein Gemeinsinn großgezogen, der auch dann die Probe noch hielt, als feindliche Heere auf allen Seiten die schutzlosen Gebiete dieser Monarchie überschwemmt hatten. Die Schule von Fürsten und Staatsmännern, die sich nach diesem Muster bildete, macht die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, trotz aller Irrthümer und Einseitigkeiten der Zeit, zu einer der wohlthätigsten Epochen für die Entwicklung der europäischen Menschheit.

Um aber auf kleinem Raume und mit bescheidenen äußeren Mitteln, umgeben von der Rivalität fast eines ganzen Welttheiles, eine Staatsmacht aufzurichten, wie sie Friedrich in Preußen schuf, dazu war der Grad von Arbeitsamkeit, wachsamer Sorge und unermüdlicher Anstrengung aller Kräfte nothwendig, die Friedrich entfaltet hat.

Mit selfgovernment und freetrade hätte die Generation, die der große Kurfürst aus den Nöthen des dreißigjährigen Krieges emporhob und die unter Friedrich Wilhelm geschult und disciplinirt worden war, wahrscheinlich nicht viel ausgerichtet*). Wenn man darum anklagen will, muß man den Verlauf unserer deutschen Entwicklung im siebzehnten Jahrhundert verantwortlich machen, nicht aber den Mann, der mit diesem spröden Stoffe leistete was zu leisten war, um nach einem Leben voll Mühen und Sorgen zu dem wehmüthigen Ausruf zu kommen: „Ich bin es müde, über Sklaven zu regieren." Mit einer blos allgemeinen Controle, wie Macaulay meint, war bei diesem Material und auf so engem Raume Großes nicht viel zu erzielen die Spannkraft aller Federn mußte auf's Aeußerste in Anspruch genommen sein, wenn Staat, Heer, Finanzen zu der Größe gelangen sollten, die nothwendig war, um die neu errungene Weltstellung auszufüllen.

Zu sagen, Friedrich habe nichts anderes in sich gefühlt, „als eine rastlose und unersättliche Begierde, zu befehlen, sich einzumischen und seine Macht fühlbar zu machen", das heißt ihn selber und die Lage seines Staates gleich schwer verkennen. Aber Macaulay kann auch hier die üble Laune nicht bemeistern, die ihn vom ersten Satze seiner Arbeit an erfüllt hat. Für das Große und Verdienstvolle des innern Wirkens von Friedrich vermag er kaum eine karge und widerwillige Anerkennung auszusprechen; das Ungünstige wird mit Uebertreibung ausgemalt, bei Schwächen und Schattenseiten mit unverkennbarem Behagen verweilt. Er zeigt uns nicht das Bild des rastlosen, wachsamen, bis in seine Sterbestunde pflichtgetreuen und unermüdlichen Königs, sondern er sucht uns den abschreckenden Eindruck eines unruhigen Drängers (busybody) zu erwecken, mit dem verglichen selbst ein Tyrann oder Wüstling erträglich sein soll! Er zeigt uns nicht, wie der König sorgte, milderte, Recht übte, sondern er malt ihn uns, wie er an seinem Schreibtisch mißtrauisch die Siegel der Briefe und Depeschen prüft, weil er stets den Verdacht gehegt habe, er könne verrathen werden. Es genügt ihm nicht, zu sagen, daß diese Art von persönlicher Regierung den Nachtheil hatte, wenig Staatsmänner groß zu ziehen, er versichert uns vielmehr, Friedrich habe

*) Vielleicht Ostfriesland, aber z. B. die halbslavische Bevölkerung Oberschlesiens gewiß nicht, der Friedrich noch 1783 befehlen mußte, ihm ihre Bittschriften nicht knieend zu überreichen.

überhaupt Niemanden gewollt, als Schreiber und Copiermaschinen. Er hat kein Wort der Anerkennung für des Königs eigene Thätigkeit; es dauern ihn nur die armen Cabinetsräthe, „die das ganze Jahr arbeiten müssen, wie Negersclaven zur Zeit der Zuckererndte." Er hat kein Verständniß für die selbstverleugnende Sparsamkeit, die der König wie allen andern, so auch sich selber auferlegte; er sucht ihn vielmehr lächerlich zu machen, indem er von seiner ärmlichen Garderobe und von der strengen Controle seiner Hofausgaben ein karrikirtes Bild entwirft. Denn Carrikatur ist es doch, wenn er seinen britischen Lesern erzählt, keine Flasche Champagner sei „ohne des Königs ausdrücklichen Befehl" entkorkt worden, oder wenn derselbe mehr als vier Thaler für 100 Stück Austern zahlen sollte, so habe er einen Lärm gemacht, „wie wenn einer seiner Generale eine Festung an Oesterreich verrathen hätte." Nicht einmal das findet Gnade vor den Augen des Geschichtschreibers, daß Friedrich noch in späterm Alter, krank und hinfällig, seine anstrengenden militärischen Rundreisen machte; Macaulay scheint auch hier zu glauben, daß er aus purer Liebhaberei zum Befehlen und Sich=in=Alles=mischen diese mühevollen Fahrten unternommen habe. Er tadelt es wenigstens, „daß Friedrich nicht Revue hielt, wie Könige gewöhnlich Revue halten, sondern mit der kleinlichen Aufmerksamkeit und Strenge eines alten Unteroffiziers, der Rekruten einexercirte." Friedrich wußte, warum er das that; als man in Preußen einmal anfing, Revuen zu halten, „so wie die Könige sie gewöhnlich abhalten," da ließ auch der Verfall seines Werkes nicht lange auf sich warten.

Die Schilderung, die der britische Geschichtschreiber von Friedrich's Thätigkeit entwirft, gibt, wie schon diese Proben zeigen, von der eigenthümlichen Art des Königs ein ganz falsches Bild. Eben das Unruhige und Krampfhafte, das Ueberreizte einer befehlerischen Natur („morbid activity" nennt es Macaulay) war nicht seine Weise; er liebte eine wenn auch angestrengte, doch gesunde und regelmäßige Thätigkeit. Er arbeitete, schrieb Briefe, musicirte, liebte eine heitere Tafel, und erledigte Staatsangelegenheiten mit der gleichen Intensität, wie er sich dem Scherz und der geselligen Unterhaltung hinzugeben vermochte. Seine Cabinetsordres, deren Preuß allein bis zum siebenjährigen Kriege über zwölftausend vor Augen gehabt hat, sind klassisch durch den Geist unermüdlicher Sorge für alle Verhältnisse des Staats, durch den gesunden und klaren Sinn, der

aus ihnen spricht, und die hohe Gerechtigkeitsliebe, die sich im Ganzen und Einzelnen darin kund gibt. Wer die davon veröffentlichten durchliest, wird unwillkürlich frappirt durch die praktische Verständigkeit, wie durch das richtige Eingehen in die verschiedenartigsten Verhältnisse. Auch die bekannten lakonischen Marginalresolutionen tragen, wenn sie gleich formloser sind, dasselbe Gepräge; in jenen ersten herrscht durchweg der geschäftliche Ernst und die königliche Würde, in den letzteren findet sich nicht selten eine scherzhafte oder sarkastische Wendung, aber auch dann trifft er in der Regel den Nagel auf den Kopf, niemals wird dem Witz die Sache geopfert. Das lebt jetzt noch in der Ueberlieferung des Volkes. In hundert und aber hundert Anekdoten wird der gesunde Menschenverstand und die zutreffende Schärfe eines unbestechlich gerechten Sinnes, womit der König Großes und Kleines zu erledigen verstand, auch heute noch verherrlicht.

Was Alles in diesen Entscheidungen enthalten ist, hätte von einem so unerbittlichen Kritiker, wie Macaulay, doch wenigstens mit einem Wort berührt werden dürfen. Wie der König allen Classen der Bevölkerung gerecht zu werden trachtete, vom verarmten Edelmann an bis zum bedrängten Lehensbauern herab, wie er Heer und Finanzen hob, den Anbau des Landes in wahrhaft großartiger Weise förderte, neue Colonisten heranzog, keinen Zweig der Cultur und der Industrie unberücksichtigt ließ, Straßen, Canäle und Häfen anlegte, dem Lande ein gemeinsames Recht gab, das ist doch wohl der Erwähnung werth, denn es schuf die materiellen und moralischen Mittel, einen ungeheuern Krieg von sieben Jahren leidlich zu überstehen. Nicht Alles, was versucht ward, gelang; auch mag es der vornehmen historischen Betrachtung klein scheinen, wenn der König sich um Obstbäume, Gemüse, spanische Schafe und Ziegeldächer bekümmert, allein es galt hier noch immer, die Wunden dreißigjähriger Verödung zu heilen und den Arbeitstrieb zu erwecken, der einmal angeregt auch schon die Wege fand, sich selbstthätig weiter zu helfen. Daß es dieses Spornes um's Jahr 1740 noch bedurfte, weiß Jeder, der die deutschen und preußischen Zustände jener Zeit genauer kennt. Und ein nennenswerthes Ergebniß war es doch, daß des Königs Fürsorge bis zum Anfange des siebenjährigen Krieges etwa 280 neue Dörfer angelegt und mit tüchtigen Unterthanen bevölkert hatte; oder daß er z. B. die Oderbrüche urbar machte und mit Stolz sagen konnte: „Hier ist ein Fürstenthum erworben, worauf ich keine Sol-

daten zu halten nöthig habe." Das gegebene Beispiel wirkte, seit die Früchte sichtbar wurden, durch ganz Deutschland; es wäre der Mühe werth, diese Wirkung einmal statistisch genauer zu verfolgen. Im dreißigjährigen Kriege waren unsere Fürsten und ihre auswärtigen Verbündeten auf bestem Wege, uns aus der errungenen Cultur in die Wälder und Einöden des Urzustandes zurückzuscheuchen; hier kam einmal einer, welcher der Cultur ihr verlorenes Terrain unermüdlich zurückeroberte.

„So war Friedrich der Regent," mit diesen Worten beschließt Macaulay seine sehr dürftig und einseitig entworfene Skizze von des Königs innerer Thätigkeit, um sich mit sichtbarer Ungeduld zu dem Hofleben und persönlichen Umgang Friedrichs zu wenden. Das ist freilich ein ergiebigeres Material für eine Darstellung, wie sie der Brite geben will. In der großen Politik, in der inneren Verwaltung, da war doch hie und da ein karges Wort der Anerkennung nicht zu vermeiden; aber in den geheimen Räumen des Schlosses von Sanssouci, im Umgang mit Poeten und Schöngeistern, da ist reicher Stoff zum Skandal, da fehlt es nicht an großen und kleinen Menschlichkeiten, da gibt es Händel und Tracasserien, die nach beiden Seiten hin unerquicklich sind; welch treffliche Gelegenheit für einen Schriftsteller, dem es nun einmal mehr darum zu thun ist, Carricatur als Geschichte zu malen. Wir sagen kein Wort zu viel; unter Allem, was die Macaulay'sche Arbeit Anstößiges bietet, ist uns kaum etwas so widrig erschienen, wie die eilfertige Kürze, womit alle großen historischen Momente Friedrichs abgethan sind, verglichen mit der behäbigen Breite, womit die Händel Friedrichs mit Voltaire ausgemalt werden.*)

Die ungleiche Vertheilung von Licht und Schatten tritt hier noch stärker als in den übrigen Parthien hervor. Es macht dem Autor sichtbares Vergnügen, Voltaire recht kleinlich, eitel, habsüchtig, den König recht launenvoll, geizig und boshaft zeichnen zu können. Er verbirgt zwar nicht, daß Voltaires Benehmen auch die Geduld eines andern Mannes, als Friedrich war, hätte ermüden müssen, aber er folgt doch in dem Urtheil über Friedrich nur allzu willig dem trüben Strom verleumderischer Nachreden, deren Quelle bis heute

*) Es fällt schon äußerlich in die Augen. Der innern Politik Friedrichs werden acht (S. 30—38 der Tauchnitz'schen Ausgabe), den Hof- und Privathändeln sechszehn Seiten (S. 38—54) gewidmet.

vorzugsweise Voltaire ist. Daß der König für wirkliche Freundschaft empfänglich war, kann nur der leugnen, der weder sein Leben noch seine Schriften studirt hat; aber das Schicksal hatte ihm früh die Besten seiner Freunde weggenommen. Suhm, Jordan, Keyserlingk, Winterfeldt, die Freunde seiner Jugend, fehlten dem Manne; die Wenigsten von denen, die er sich später heranzog, vermochten den Verlust zu ersetzen, aber die es werth waren, Freunde zu heißen, wie Lord Marishal, wurden auch als solche geschätzt. Daß Friedrich die Schmarotzer und Lustigmacher nicht in gleichem Werthe hielt, können wir nicht tadeln; daß er sie nicht reich machte, scheint uns für den Regenten sogar lobenswerth. Daß gar Manche von denen, die er amüsant als Tischgesellschafter gefunden hat, nicht dazu angethan waren, Menschenachtung in ihm zu nähren, das ist zu beklagen; aber die Schuld lag dabei nicht sowohl am König, als an den andern. Daß er Leute brauchte, die ihn amüsirten und die er zugleich verachten konnte, ist geradeso richtig und zutreffend, wie der Vergleich mit Commodus. Gleichwie dieser, so lautet die geistreiche Parallele, mit dem Schwerte einst gegen einen unglücklichen nur mit dem Rappier bewaffneten Gladiator in die Arena herabgestiegen sei und nachdem er das Blut des wehrlosen Opfers vergossen, Medaillen zum Gedächtniß seines unrühmlichen Sieges habe schlagen lassen, so habe auch Friedrich im Wortgefechte seine Triumphe gefeiert!

Es drängt sich Einem freilich auch hier der gleiche Eindruck wie früher auf: wer zu viel beweist, der beweist nichts. Indem Macaulay in den übertriebensten Ausdrücken des Königs angebliche Bosheit und seine Schadenfreude an der Schwäche Anderer ausmalt, indem er jede Situation des Lebens, Hunger und Leibeigenschaft nicht ausgenommen, für beneidenswerther erklärt, als die Aufgabe Friedrichs Gesellschafter zu sein, indem er den ärmsten Londoner Autor, „der auf einer Hausflur schlief, und im Keller zu Mittag aß,“ als einen glücklicheren Mann bezeichnet, als irgend einen der Hausgenossen des Königs, indem er so die grellsten Farben aufträgt, weckt er von selbst auch dem ganz Unkundigen einen Zweifel an der Richtigkeit des Bildes, da sich doch immer noch Freiwillige gefunden haben, die sich in den Sclavendienst des Königs begaben. In der That ist denn auch diese Parthie des Macaulay'schen Essay der Revision fast in jedem Satze bedürftig; wir unterlassen es dem Einzelnen nachzugehen, weil uns überhaupt der Friedrich auf dem Throne,

nicht Friedrich der Poet und Gesellschafter zu Sanssouci, als der rechte Stoff für den Geschichtschreiber erscheint. Selbst wenn das Zerrbild, das Macaulay von dem Letztern entwirft, so richtig wäre, wie es parteiisch ist, so bliebe immer der Erste noch groß genug, um ein beneidenswerther Vorwurf für jede historische Behandlung zu sein. Daß unser britischer Geschichtschreiber diesen obersten aller Grundsätze vergessen hat, ja es naiv ausspricht (S. 38) „vielleicht würde durch das, was in Friedrichs Erholungsstunden vorging, mehr Licht auf seinen Charakter geworfen, als durch seine Schlachten oder seine Gesetze", daß er darnach auch seinen Stoff vertheilt — das ist eine Thatsache, von der es genügt, einfach Act zu nehmen; es ist damit gewissermaßen das πρῶτον ψεῦδος der ganzen Arbeit enthüllt.

Das läßt sich auch in dem letzten Abschnitt, der die Begebenheiten des siebenjährigen Krieges gedrängt zusammenfaßt, deutlich durchfühlen. An unwillkürlicher Anerkennung der Größe des Mannes fehlt es zwar hier nicht; und diese Anerkennung macht mehr Eindruck, weil sie wie unfreiwillig durch eine Wolke von Vorurtheilen hindurchbricht; allein der Mißton, der durch die Arbeit von Anfang an hindurchging, läßt es auch hier zu einer ungetrübten Empfindung des Autors selber nicht kommen. Wenn Friedrich von den ersten Schicksalsschlägen schwer getroffen wird, so ruft der Geschichtschreiber wie schadenfroh: „der Spötter, der Tyrann, der strengste, der cynischeste der Menschen war sehr unglücklich." Wenn er beim Tod derer, die ihm theuer waren, weicher, menschlicher Empfindung nachgab — so heißt es: „er empfand den Verlust tiefer, als man von der Härte und Herbheit seines Charakters hätte erwarten sollen." Wenn er inmitten hoffnungsloser Zustände sich aufrafft, in Briefen und poetischen Ergüssen Trost und Zerstreuung sucht, so findet Macaulay es lächerlich, ja fast komisch, daß er in solcher Situation noch so viel mittelmäßige Verse habe schreiben können. Mit einem Wort, der übellaunig schulmeisternde und nergelnde Ton verläßt den Geschichtschreiber selbst da nicht, wo sonst auch für ihn große Eindrücke genug vorlägen, um darüber die kleinliche Fliegenjagd zu vergessen. Wohl imponirt auch ihm die Größe der Sache und des Mannes; auf den Blättern wo er das ungeheure Mißverhältniß in dem Kampfe, der bevorstand, zutreffend schildert, faßt er in einem Satz das Alles zusammen, was Friedrichs Staat stark machte; es ist ein Ge-

ständniß, das ganze Seiten seiner vorangegangenen Kritik aufwiegt. In diesem dürftigen, aber gedrungenen und wohlgeübten Körper, sagt er, war nichts als Sehnen, Muskeln und Knochen; kein Staatsgläubiger sah nach Dividenden, keine entfernten Colonien forderten Vertheidigung, kein Hof gefüllt mit Schmeichlern und Maitressen verschlang den Sold von fünfzig Bataillonen. Oder er sagt vom Jahr 1757: es ließe sich bezweifeln, ob sich in Hannibals, Cäsars oder Napoleons Leben ein gleicher Zeitraum finde, der damit die Parallele aushalte, — aber er fügt auch gleich hinzu, daß Friedrich „damals Oden und Episteln hervorgebracht, ein wenig besser als die Cibber's und ein wenig schlechter als die Hayley's."

Als wenn Friedrich damals nichts anderes zu Papier gebracht hätte, als Oden und poetische Episteln! Er hat auch Briefe geschrieben, die wir zum Verständniß seines Wesens so wenig missen möchten, als seine glänzendsten Thaten auf dem Schlachtfeld.

Das Jahr 1757 wird ewig denkwürdig bleiben durch die wunderbaren Umschläge des Schicksals, die es auszeichnen. Im Frühling, nach der Prager Schlacht, stand Friedrich auf dem Höhepunkt seines Glückes. Zwar war es ihm nicht gelungen, durch den Ueberfall von Sachsen die drohende Coalition noch im Keime zu ersticken, allein er hatte doch die letzten Monate des Jahres 1756 einen glücklichen Feldzug geführt, einen der künftigen Feinde entwaffnet, sie alle zusammen in noch unfertiger Rüstung überrascht und ihnen von Neuem den Ruf seiner Unbesiegbarkeit ins Gedächtniß gerufen. Im Frühjahr 1757 war er dann mit einem raschen Schachzug glücklich in Böhmen eingedrungen, hatte dem Feind vor Prag eine siegreiche Schlacht geliefert und stand nun vielleicht nach noch einer glücklichen Waffenthat auf dem Wege nach Wien. Zwar hatte die Schlacht vom 6. Mai gewaltige Opfer gekostet, aber die Erfolge schienen solchen Preises werth; das feindliche Heer war geschwächt, zerrüttet, führerlos, in Prag wie in Wien hatte man einen Moment die Fassung verloren und sah im Geiste schon den verhaßten Feind vor den Thoren der Hauptstadt. Es war kein vermessener Gedanke, durch einen glücklichen Schlag gegen die heranrückende Armee Dauns diesen unschädlich zu machen, unter dem Eindruck eines solchen Sieges Prag zur Uebergabe zu zwingen und dann der wehrlosen Kaiserin den Frieden zu dictiren. Gelang am 18. Juni der Sturm auf die Höhen von Krzechorz so vollständig, wie es Anfangs den Anschein hatte, ward die an dieser

Stelle durch den Angriff überraschte österreichische Linie von der rechten Flanke her aufgerollt, so waren die kühnsten Hoffnungen Friedrichs erfüllt und die Geschichte hätte kaum einen vom Glück mehr begünstigten Mann zu nennen gehabt, als ihn. Von Mollwitz bis Kolin eine Reihe von Erfolgen, über die nur hie und da eine leichte Wolke hinzuziehen schien, um das Verdienst und Glück des Siegers desto glänzender strahlen zu lassen! Es war vom Schicksal anders bestimmt: alle Ungunst und alle Bitterkeit des Mislingens sollte über ihn hereinbrechen, auf daß sich seine eigenthümliche Größe erst recht bewähre. Es war wie eine Bestätigung des antiken Spruches, nur der sei ein Liebling der Götter, der in Freude und in Leid das Höchste erfahren.

Es war ein so jäher Glückwechsel, wie ihn die Geschichte selten aufzuweisen hat; am Vormittag hatte er in heiterster Stimmung und voll Siegeszuversicht seine Truppen zur Schlacht geführt, am Abend lag der beste Theil seines Heeres und der Zauber seiner Unbesiegbarkeit zerschmettert am Boden. Hatte ihn bis dahin die Hoffnung aufrecht gehalten, das Gewitter, das sich über ihm zusammenzog, theilen zu können, so sprach jetzt alle menschliche Wahrscheinlichkeit dafür, daß er durch vereinte gewaltige Schläge zermalmt werden würde. Die eherne Unempfindlichkeit Napoleons lag nicht in seinem Wesen; die ursprünglich weiche Natur in ihm kam wieder zu ihrem Rechte, er hing dem Schmerze völlig nach, er vergoß Thränen. Aber es war nur ein Augenblick; dann erhob er sich mit seiner ganzen Elasticität und dachte an Mittel der Abhülfe. Er tröstete sich nicht, wie manche andere Größe, mit dem faulen Trost, daß er durch die Uebermacht oder durch das Ungeschick Anderer oder durch Verrath erlegen sei; er machte seinem Unmuth nicht etwa Luft durch Schmähreden über die Sieger. „Die kaiserlichen Grenadiere, schrieb er an Lord Marishal, sind eine bewundernswerthe Truppe; sie vertheidigten eine Höhe, welche zu nehmen meine beste Infanterie nicht im Stande war ... die Feinde hatten den Vortheil einer zahlreichen und gutbedienten Artillerie; sie macht dem Liechtenstein Ehre, welcher ihr vorsteht. Ich hatte zu wenig Infanterie, ich hätte deren mehr nehmen sollen.... Der Erfolg, mein lieber Lord, flößt oft ein schädliches Vertrauen ein; wir werden unsre Sache ein anderes Mal besser machen." Und in einer erst vor Kurzem bekannt gewordenen Aufzeichnung, die aus den nächsten Wochen nach der Schlacht stammt,*) schreibt er: „ich zweifle

*) Oeuvres de Frédéric XXVII. 3. 269 f.

nicht, daß es in der Welt viel gescheitere Leute gibt, als ich bin; ich habe in hohem Grade die Ueberzeugung, daß ich von Vollkommenheit weit entfernt bin. Aber wenn es sich um Liebe zum Vaterlande, um Eifer für seine Erhaltung und seinen Ruhm handelt, so gehe ich darum mit der ganzen Welt einen Wettkampf ein und werde diese Gefühle bis zum letzten Hauche meines Lebens bewahren." Er hatte ein Recht dies von sich zu sagen; denn schon Monate vor der Schlacht hatte er eine Instruktion für den Fall des Todes oder der Gefangenschaft erlassen, die jene heldenmüthige Hingebung für die Gesammtheit in jedem Zuge bestätigt.*) „Sollte ich fallen, sagt er, so müssen die Geschäfte ihren Gang fortgehen ohne die geringste Störung und ohne daß man merkt, daß sie in anderer Hand liegen. Sollte ich das Unglück haben gefangen zu werden, so verbiete ich, daß man irgend welche Rücksicht auf meine Person nehme oder den geringsten Werth auf das lege, was ich etwa aus meiner Haft schreiben könnte. Wenn solch ein Unglück mir begegnete, so will ich mich für den Staat opfern; man soll dann meinem Bruder gehorchen. Er wird mir, wie alle Minister und Generale, mit seinem Kopf dafür haften, daß man weder eine Gebietsabtretung noch ein Lösegeld für mich biete, sondern daß man den Krieg so fortführe, wie wenn ich nie in der Welt gewesen wäre."

Aber Kolin war nur der Anfang einer bittern Wendung des Schicksals. Es folgte seines Bruders unglücklicher Rückzug, der Verlust von Zittau, der Schlag von Hastenbeck und Kloster Seven, Apraxins Sieg bei Großjägerndorf und der unglückliche Kampf bei Moys. Sein Land ist nun vom Feinde besetzt, die Russen stehen in Preußen, die Oesterreicher in Schlesien, die Schweden haben Pommern, die Franzosen Westfalen; die einzigen Verbündeten die er hat, stehen auf dem Punkte abzufallen, die Uebermacht der Gegner und ihr Zusammenwirken beginnt erst jetzt sich zu entfalten. Das eigene Heer ist stark gelichtet und zum Theil entmuthigt, die Feldherrn herabgestimmt, die nächsten Anverwandten murren über ihn und rufen nach Frieden. Und damit dem öffentlichen Leid auch das persönliche nicht fehle, starb ihm unter dem Eindruck der Hiobspost von Kolin die Mutter, und der Ueberfall von Moys hatte ihm einen der liebsten Freunde, Winterfeldt, gekostet.

*) Oeuvres de Frédéric XXV. 318.

Es waren harte Proben auch für einen so unempfindlichen Mann, wie er nach Macaulay gewesen sein soll; aber er beugte sich nicht. Nicht irgend eine selbstsüchtige Betrachtung, sondern das Gefühl höherer Pflicht hält ihn aufrecht. Wäre ich bei Kolin getödtet worden, schrieb er zwar resignirt an d'Argens, so wäre ich im Hafen ohne Furcht vor Stürmen; jetzt aber muß ich noch auf dem stürmischen Meere fahren, bis ein klein-Stück Erde mir das Glück verschafft, das ich auf dieser Welt nicht habe finden können. Aber er schreibt auch dem Nämlichen: „Betrachten Sie mich wie eine Mauer, in welche das Unglück seit zwei Jahren Bresche geschossen hat. Ich werde von allen Seiten erschüttert. Häusliches Unglück, geheime Leiden, öffentliche Calamitäten und bevorstehende Trübsal, das ist meine Nahrung. Dennoch glauben Sie nicht, daß ich nachgebe, und wenn alle Elemente zu Grunde gingen, so würde ich mich unter ihren Trümmern mit so kaltem Blute begraben lassen, als ich Ihnen dies schreibe. In dieser schrecklichen Zeit muß man sich mit ehernen Eingeweiden und stählernem Herzen waffnen, um alle Empfindlichkeit zu verlieren." Und an die Lieblingsschwester, die Markgräfin, die auch einen Moment erschüttert ihm zu Entschlüssen der Nachgiebigkeit gerathen hatte: „Wenn ich nur meiner Neigung folgte, so hätte ich mich gleich nach der unglücklichen Schlacht fortgemacht; allein ich habe gefühlt, daß das Schwäche wäre und daß es meine Pflicht sei, das Uebel wieder gut zu machen, das geschehen war. Meine Anhänglichkeit an den Staat hat sich geregt und ich habe mir gesagt: Im Glücke sind die Vertheidiger nicht selten, aber im Unglück. Ich mache mir eine Ehrensache daraus, all' dies Mißgeschick wieder gut zu machen. Trotz aller Unfälle bin ich sehr entschlossen, gegen das Mißgeschick zu ringen; aber ebenso fest ist auch mein Entschluß, nie meine Schande und den Schimpf meines Hauses zu unterzeichnen."*)

Es folgten die Schläge von Roßbach und Leuthen, die das welthistorische Jahr aufs denkwürdigste abschlossen. Die Unfälle des Sommers erschienen jetzt nur wie eine schwere Prüfung des Helden, aus der er glänzender und größer hervorgegangen. Nicht nur, daß die Folgen der vorangegangenen Niederlagen zum Theil dadurch gut gemacht waren, es war auch die alte Zuversicht im Heer und Volke wieder hergestellt, der Zauber und Schrecken von Friedrichs Namen war den

*) Oeuvres XIX, 43, 44; XXVII, 1, 304. f.

Feinden furchtbarer, als selbst vor den Tagen von Kolin; an Roßbach erhob sich die vaterländische Begeisterung in ganz Deutschland, an beiden Siegen zusammen entzündete sich das Interesse und die Bewunderung der gesammten Welt. Sagt doch auch Macaulay, nachdem er die Bedeutung des Tages von Roßbach hervorgehoben: selbst die Begeisterung Deutschlands für Friedrich kam kaum der Begeisterung Englands gleich. Der Geburtstag unseres Verbündeten wurde mit ebenso großem Enthusiasmus gefeiert, wie der unseres eigenen Souverains, und in der Nacht waren die Straßen von London glänzend illuminirt. Abbildungen des Helden von Roßbach, mit seinem dreieckigen Hut und seinem langen Zopf, waren in jedem Hause. Ein aufmerksamer Beobachter wird bis zum heutigen Tag in den Gastzimmern altmodischer Wirthshäuser und in den Mappen der Bilderhändler zwanzig Porträts von Friedrich für eins von Georg II. finden.

In der That hat Friedrich und sein Heer niemals eine glänzendere Zeit gehabt, als die vier Wochen von Roßbach bis Leuthen. Der herrliche Sieg vom 5. November, diese „bataille en douceur", wie sie der König in einem Briefe an die Markgräfin nannte; dann der bewunderungswürdige Marsch nach Osten, wo ihm die Unglücksbotschaften aus Schlesien und die Trümmer seines Heeres entgegenkamen, die frische Zuversicht, die er den Geschlagenen und Entmuthigten mittheilt, der kühne Entschluß mit einigen dreißigtausend Mann über achtzigtausend anzugreifen, die heldenmüthige Ansprache an die Offiziere und die Todesverachtung, womit Alle dem König folgten, endlich die Schlacht bei Leuthen selbst — das ist eine Summe so mächtiger Dinge, daß wenn Friedrich nichts als Dies gethan hätte, sein Name unsterblich bliebe für alle Zeiten. Wir wissen nicht, auf welche Zeit Macaulay seine Bemerkung bezieht, es habe der preußischen Armee die religiöse Begeisterung, welche die Schaaren Cromwell's erfüllte, ebenso gefehlt, wie der patriotische Eifer, die Ruhmesliebe und die Hingebung an einen großen Führer, welche die Garde Napoleons bezeichnet habe, — zu dieser Zeit stimmt sie in jedem Falle nicht. Sie paßt freilich auch nicht auf die Kämpfer von Prag und Kolin, nicht auf die Helden von Zorndorf, oder auf die im furchtbarsten nächtlichen Ueberfall wunderbar bewährte Widerstandskraft bei Hochkirch, aber vor allem am wenigsten paßt sie auf die Heldenschaar, die in begeisterter Hingebung ihrem Führer folgte, obwohl sie wußte, daß sie einen doppelten, fast dreifachen Feind von unverächtlicher Kraft zu bekämpfen hatte. Unter

Absingung geistlicher Lieder zogen sie zu der Entscheidungsschlacht, die Schlesien wieder erringen sollte. „Meint Er nicht," sagte der König, wahrscheinlich zu Zieten, „daß ich mit solchen Leuten heute siegen werde?" Und als der Sieg erfochten war, stimmte bei der Verfolgung des Feindes auf dem nächtlichen Marsch ein Grenadier das Lied an: „Nun danket Alle Gott!" und die Tausende des Heeres stimmten darin ein. Die Dunkelheit und Stille der Nacht, sagt Retzow, und das Grausende eines Schlachtfeldes, wo man fast bei jedem Schritte auf eine Leiche stieß, gab dieser Handlung eine Feierlichkeit, die sich besser empfinden ließ, als sie beschrieben werden kann; selbst die auf der Wahlstatt liegenden Verwundeten vergaßen auf einige Minuten ihre Schmerzen um Antheil an diesem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen.

Etwas von dieser Stimmung bewegte auch den König selbst. „Wenn je Preußen," schrieb er an Keith, „Ursache gehabt hat, das „Herr Gott Dich loben wir" anzustimmen, so ist es bei dieser Gelegenheit." Uebermüthig hatte ihn der Sieg nicht gemacht. Fast scherzend lehnt er die freigebigen Lobsprüche von d'Argens ab. „Ihre Freundschaft, mein Lieber, verführt Sie; im Vergleich mit Alexander bin ich nur ein Schulknabe, und Cäsar bin ich nicht werth, die Schuhriemen aufzulösen. Die Noth, die Mutter der Betriebsamkeit, hat mich handeln gelehrt und bei verzweifelten Uebeln auch zu verzweifelten Heilmitteln getrieben."*) Seine höchste Hoffnung war auch jetzt nur der Friede; er war nicht lüstern nach neuen Schicksalsproben, wie sie das abgelaufene Jahr gebracht hatte. „Wenn das neue Jahr, schrieb er an Prinz Heinrich auf dessen Glückwunsch, so grausam sein sollte, wie das eben abgelaufene, so wünsche ich, es wäre das letzte meines Lebens."**)

Das neue Jahr war aber nicht dazu angethan, die Wunden des vorangegangenen zu heilen. Der mißlungene Zug nach Mähren, die nur mit furchtbaren Opfern erkaufte Abwehr der Russen bei Zorndorf, der schwere Schlag von Hochkirch, der Verlust des Bruders, der Lieblingsschwester und eines Waffengefährten wie Keith war, — das war fast ein erneuertes Kolin, ohne die aufrichtende Macht, die Roßbach und Leuthen gebracht hatten. Die Briefe, die er in jenen

*) Oeuvres XIX, 47.
**) Oeuvres XXVI, 170.

Tagen an Prinz Heinrich, an d'Argens, an Marishal schrieb, lassen die Stimmungen erkennen, die das Herz des Königs zerrissen. Er hatte wohl ein Recht zu dem bittern Wort: „C'est un metier de chien que je fais; si la moindre mesure me manque, je suis perdu." „Ich habe Alles verloren," schrieb er an d'Argens, „was ich geliebt und geachtet habe auf dieser Welt; ich sehe mich nur noch von Unglücklichen umringt, die durch das Unglück der Zeiten gehindert sind, mir beizustehen. Vor meiner Einbildungskraft steht der Untergang unserer schönsten Provinzen und die Gräuel, welche diese wilden Thiere verübt haben." Und doch durfte er nicht zeigen, wie tief ihn das Alles angriff. „Trotz alles dessen, was ich empfinde," schrieb er dem Prinzen Heinrich, „mache ich gute Miene zum bösen Spiel und suche, so weit es an mir ist, die Leute nicht zu entmuthigen, die man mit der Hoffnung und dem Selbstvertrauen allein führen kann." *)

So arbeitete er rastlos fort, schrieb, dichtete zum Zeitvertreib, scherzte selbst unter Thränen, und behandelte in seinem Briefwechsel literarische Fragen mit demselben Gleichmuth, wie wenn er mitten im Frieden seinen Palast zu Sanssouci bewohnte. Die Elasticität womit er das trieb, alte und moderne Autoren las, sich Bücher auf Bücher kommen ließ, ernste und frivole Dinge in seiner Correspondenz verhandelte, ist in der That staunenswürdig; sich darüber so zu verwundern, wie Macaulay thut, und die schlechten Verse zu urgiren, die dieser „vigilant resolute sagacious blue-stocking" schrieb, — das ist unter den vielen Naivetäten, die der Aufsatz des Briten liefert, unstreitig eine der größten.

Friedrich selber hat sich über seine damalige Lebensweise deutlich genug ausgesprochen. „Ich weiß nicht," schrieb er im Frühjahr 1759 an d'Argens, **) „was mein Schicksal sein und wie sich die Dinge wenden werden. Ich werde Alles thun, was von mir abhängt, um mich zu halten, und wenn ich erliege, soll es der Feind theuer bezahlen .... Meine Winterquartiere habe ich als Karthäuser zugebracht. Ich esse allein, ich bringe meine Zeit mit Lesen, mit Schreiben zu und soupire nicht. Wenn man traurig ist, so kostet es Einem auf die Länge zu viel Mühe, seinen Verdruß unaufhörlich zu verbergen,

*) Oeuvres XIX, 54. XX, 270, 273. XXVI, 179.
**) Oeuvres XIX, 56.

und es ist dann besser, sich allein zu betrüben, als seinen Verdruß unter Andere zu bringen. Es tröstet mich jetzt nichts, als die Anstrengung, welche durch Arbeit und fortgesetzte Beschäftigung geboten ist. Diese Zerstreuung, so lange sie dauert, zwingt dazu trübe Gedanken fern zu halten; aber leider, wenn die Arbeit zu Ende ist, tauchen solche Gedanken mit der ganzen Lebhaftigkeit des ersten Eindrucks von Neuem auf."

Mit einer gedrängten Skizze der Ereignisse von Zorndorf an bis zum Ende des Krieges schließt die Macaulay'sche Monographie. Diese letzten sechs Blätter sind das Beste und Unbefangenste an der ganzen Arbeit. „Es war vom Schicksal beschlossen," sagt der Autor, „daß die Fassung dieses starken Geistes rasch hintereinander durch beide Extreme des Glückes versucht werden solle. Dicht hinter der Reihe von Triumphen kam eine Reihe von Unglücksfällen, die den Ruhm fast jeden andern Führers verdorben, sein Herz gebrochen haben würden. Indessen Friedrich war inmitten seiner Unglücksfälle ein Gegenstand der Bewunderung für seine Unterthanen, Verbündeten und Feinde. Ueberwältigt vom Mißgeschick, lebenssatt, hielt er dennoch den Kampf, größer in Niederlage, in Flucht, in scheinbar hoffnungslosem Untergang, als auf den Feldern seiner stolzesten Siege."

An keiner Stelle tritt dies mehr hervor als nach dem Schlage von Kunersdorf. Der jähe Uebergang vom glänzendsten Siege zur furchtbarsten Niederlage war gewaltig genug, um auch seine Zuversicht einen Moment zu erschüttern. Er sucht den Tod; „kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen?" soll er zuletzt mitten im Kampfgewühl gerufen haben, bis ihn Prittwitz vor den verfolgenden Kosaken deckte und die Adjutanten sein Pferd am Zügel mitfortschleppten. Der Brief an Finkenstein, noch am Tage der Schlacht geschrieben, zeigt eine ähnlich hoffnungslose Stimmung.*) Aber es war nur ein Moment. Wie die Feinde ihren Sieg unbenützt ließen und statt den letzten entscheidenden Streich zu führen, in unfruchtbarem Hader die Zeit verdarben, da hat auch Friedrich seine ganze Elasticität wieder gefunden. Schon vier Tage nach der Schlacht schreibt er an Prinz Heinrich einen Brief, der zwar die bedrängte Lage und die Seelenschmerzen, die er erlitt, unverhüllt darlegt, aber doch die Stimmung des Verzweifelns überwunden hat. „Zählen Sie darauf, daß so lange ich die Augen offen habe, ich den

*) Oeuvres XXV, 306.

Staat aufrecht halten werde, wie es meine Pflicht ist." Aehnlich lauten die gleichzeitigen Briefe an d'Argens; sie zeigen den König ebenso ungebeugt in seinem Widerstand, wie entschlossen, die Erniedrigung unter die Feinde nicht zu erleben. „Ich schildere das Einzelne nicht," schreibt er acht Tage nach der Niederlage, „was meine Situation so grausam macht. Ich sage davon nichts; das Uebele soll nur für mich existiren, das Gute für die Meinung der Welt. Glauben Sie mir, es gehört etwas mehr als Festigkeit und Standhaftigkeit dazu, um da zu halten, wo ich bin. Aber ich sage es Ihnen offen, wenn Unglück mich trifft, seien Sie überzeugt, daß ich dann den Untergang und die Verwüstung nicht überleben werde."*) Wohl zählt er selber in einem Briefe an Prinz Heinrich das Wiederaufraffen nach Kunersdorf zu den „Mirakeln des Hauses Brandenburg," aber er macht sich doch über seine Lage im Ganzen keine Illusion. „Ich werde mich ohne Zweifel schlagen," schrieb er an d'Argens, „aber schmeicheln Sie sich nicht über den Ausgang. Ich verspreche mir nichts Gutes davon. Meine unerschütterliche Treue gegen das Vaterland, meine Ehre lassen mich das Alles unternehmen; aber diesen Gefühlen steht die Hoffnung nicht zur Seite. Nur ein glücklicher Zufall kann uns retten."

In dieser resignirten Stimmung sah er der Katastrophe des Krieges entgegen. „Ich soll, schreibt er im Herbst 1760 an d'Argens,**) herkulische Arbeiten in einem Alter verrichten, in welchem mich die Kräfte verlassen, meine Schwächen zunehmen und selbst die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, mir zu mangeln anfängt. Sie kennen die Umstände nicht genug, um sich einen deutlichen Begriff von den Gefahren zu machen, die dem Staate drohen; ich kenne und verschweige sie, behalte alle meine Besorgnisse für mich und theile der Welt nur die Hoffnungen und die wenigen guten Neuigkeiten mit, die ich ihr anzeigen kann. Gelingt der Streich, auf den ich denke, dann wird es Zeit sein, sich der Freude zu überlassen; bis dahin wollen wir uns mit nichts schmeicheln, damit uns eine unerwartete üble Neuigkeit nicht zu sehr niederschlage."

Noch vor der Wendung des Krieges, eben an dem Tage, wo die Nachricht von dem Tode der Czarin eintraf, schrieb er: Ich gehe durch eine harte, lange, grausame, ja barbarische Schule der Geduld.

---

*) S. Oeuvres de Frédéric XIX, 78, 82, 85; XXVI, 199.

**) Oeuvres XIX, 191.

Ich habe mich meinem Geschick nicht entziehen können; Alles, was menschliche Voraussicht angeben kann, habe ich angewendet, nichts ist gelungen. Wenn die Glücksgöttin fortfährt, mich so unerbittlich zu verfolgen, so werde ich ohne Zweifel erliegen; sie allein kann mich noch aus meiner jetzigen Lage ziehen. Ich rette mich daraus, indem ich das All im Großen betrachte, wie der Beschauer eines fernen Planeten: dann erscheinen mir alle Gegenstände unendlich klein und ich bemitleide meine Feinde, daß sie sich um so geringe Dinge so viel Mühe machen. Was würde aus uns ohne Philosophie werden! Ohne Nachdenken, ohne Losreißen von der Welt! Ohne die vernünftige Verachtung, welche uns die Kenntniß eitler und vergänglicher Dinge einflößt! . . . . Das ist die Furcht, welche in der Schule der Widerwärtigkeiten reift.

Daß die frische Lebensfreude der Jugend in so furchtbaren Prüfungen schwand, das ist wohl zu begreifen. Schon kurz nach dem Schlag von Kunersdorf schrieb er:*) „nach Beendigung des Krieges werde ich mir einen Platz im Invalidenhause erbitten, so weit bin ich herunter gebracht. . . . . Wir dürfen die Schnellkraft nicht zu stark anspannen, sonst erschlafft sie." Und bald nach der Liegnitzer Schlacht sagt er:**) Meine Munterkeit und meine gute Laune ist begraben mit den geliebten und achtungswerthen Menschen, an denen mein Herz hing. Das Ende meines Lebens ist schmerzlich und betrübt. Aber er fügt im nämlichen Briefe hinzu: Sie reden mir immer zu viel von meiner Person. Sie sollten wissen, daß es nicht nöthig ist, daß ich lebe, sondern daß ich meine Pflicht thue und kämpfe für mein Vaterland, um es zu retten, wenn es noch möglich ist.

Als der Sieger von Jena im höchsten Uebermuth des Glückes und voll Haß gegen Alles, was preußisch hieß, nach Sanssouci kam, sagte er zu seiner Umgebung: voilà un endroit qui mérite notre respect. Wir sollten denken, auch für die Geschichtschreibung wäre nach der Probe, die uns Macaulay gegeben hat, diese Mahnung nicht überflüssig.

*) Oeuvres XIX, 93.
**) Oeuvres XIX, 193.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung (J. Reimer) in Berlin.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

